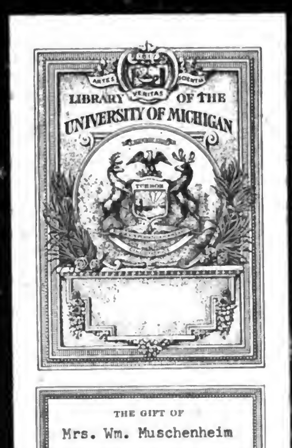
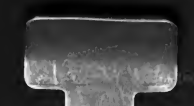
WELT-GESCHICHTE


C 3 9015 00357 422 8
University of Michigan – BUHR

ULLSTEIN & Co. BERLIN



THE GIFT OF
Mrs. Wm. Muschenheim

Digitized by Google



Bokansky

Ullsteins

Weltgeschichte



Herausgegeben von

Prof. Dr. v. Pflugk-Harttung

Digitized by Google

Weltgeschichte

Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben

Herausgegeben von

Dr. J. von Pflugk-Harttung
Universitäts-Professor a. D., Archiv-Rat am Königlichen Geheimen Staats-Archiv in Berlin

unter Mitwirkung von

Dr. J. Beloch, Universitäts-Professor in Rom; Dr. F. Bezold, Universitäts-Professor in Heidelberg; Dr. E. Brandenburg, Universitäts-Professor in Leipzig; Dr. K. Brandi, Univ.-Prof. in Göttingen; D. Dr. Th. Brieger, Univ.-Prof. in Leipzig; Dr. C. Brockelmann, Universitäts-Professor in Königsberg; Dr. A. Brückner, Universitäts-Professor in Berlin; Dr. A. Conrady, Universitäts-Professor in Leipzig; Dr. P. Darmstaedter, Universitäts-Professor in Göttingen; Dr. W. Friedensburg, Univ.-Prof. a. D., Kgl. Archiv-Direktor in Stettin; Dr. K. Haebler, Prof., Bibliotheksdirektor in Berlin; Dr. E. Haeckel, Universitäts-Professor in Jena; Dr. W. Hausenstein in München; Dr. K. Th. v. Heigel, Univers.-Prof., Präsident der Kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften in München; Dr. E. Heyck, Univers.-Prof. a. D. in Berlin; Dr. M. Hoernes, Universitäts-Professor, em. Kustos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien; Dr. G. Kaufmann, Univers.-Prof. in Breslau; Dr. LL. D. K. Lamprecht, Univ.-Prof. in Leipzig; Dr. F. v. Luschan, Univ.-Prof., Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin; Dr. O. Nachod in Berlin; Dr. K. J. Neumann, Univers.-Prof. in Straßburg; Dr. W. Oncken, weil. Univers.-Prof. in Gießen; Dr. M. Philippson, Univ.-Prof. a. D. in Berlin; Dr. R. v. Poehlmann, Universitäts-Prof. in München; Dr. R. Stübe, Gymnasial-Oberlehrer in Leipzig; Dr. H. Ulmann, Univ.-Prof. in Greifswald; Dr. J. Walther, Univ.-Prof. in Halle; Dr. H. v. Zwiedineck-Südenhorst, weil. Univ.-Professor in Graz.

Berlin
Verlag von Ullstein & Co

Digitized by Google

Copyright 1910 by Ullstein & Co, Berlin

Digitized by Google

Geschichte des Orients

C. Bezold:

Die Kulturwelt des alten Orients

C. Brockelmann:

Der Islam von seinen Anfängen bis zur Gegenwart

R. Stübe:

Die Reiche der Indogermanen in Asien und die Völker Zentralasiens

A. Conrady:

China

O. Nachod:

Japan

Digitized by Google

Leitung der illustrativen Ausstattung
Kunstmaler Carl Langhammer, Berlin

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Digitized by Google

Seite

Digitized by Google

Die Osmanen als Vormacht des Islams

Der Islam im 19. Jahrhundert

Digitized by Google

Seite

III. Die Reiche der Indogermanen in Asien und die Völker Zentralasiens (R. Stübe)

Die Indogermanen und das alte Indien

Die Iranier und das persische Reich

Digitized by Google

Zentralasien. Die Staaten der Türken und Mongolen

IV. China (A. Conrady)

Digitized by Google

Digitized by Google

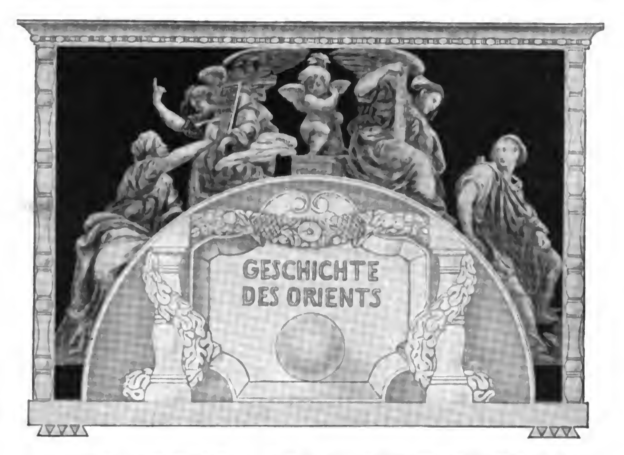
Verzeichnis der Tafeln und Beilagen.

Seite

Digitized by Google

Seite

Digitized by Google



ASIENS STELLUNG IN DER WELTGESCHICHTE

Suchen wir die treibenden Kräfte zu erfassen, die Asiens Geschichte bestimmen, so bieten sich zwei typische Formen historischer Bildungen in großartigsten Dimensionen. Es erscheinen hier Staaten, die in langem Beharren gleichartige Zustände bewahren; daneben stehen Gebilde, die plötzlich, wie durch elementare Gewalt hervorgerufen, ins Leben treten. Trotz der gewaltigen Erschütterungen, die die großen asiatischen Kulturvölker betroffen haben, sind sie sich doch durch Jahrtausende im innersten Wesen gleich geblieben. Mit allen ihren Kräften wurzeln sie tief in ihrem heimischen Boden. Das hat jene Sicherheit und Stetigkeit des historischen Daseins erzeugt, wie sie etwa für China und Indien bezeichnend sind.

Die andere Form des geschichtlichen Auftretens, die oft den Eindruck vulkanischer Explosion macht, wurzelt im Wesen der stetig bewegten, bald auseinanderstrebenden, bald sich zu bedrohlichen Massen zusammenballenden Nomadenvölker. So ist das halbnomadische Arabertum mit dem Islam in die Geschichte eingetreten; so haben sich mehrfach mongolische Völkerfluten verheerend über Asien und Europa ergossen, wie bei dem Auftreten Tschinghiz-chans und dem verwegenen Ansturm der Mandschus auf China. Dem Nomadentum ist wohl die Fähigkeit eigen, in schnellem Zuge große Räume zu erobern; aber zu dauernder geschichtlicher Wirkung ist kein Nomadenvolk gelangt. Sie beruht stets auf der Kulturarbeit vieler Generationen, die erst durch die feste Verbindung des Menschen mit dem Boden möglich wird. Gerade Asien zeigt diese Kräfte des Beharrens in der Geschichte aller seiner Kulturvölker. Wir können die Kultur der Sumerer in Schrift, Sprache und Religion noch weit über das nationale Dasein dieses Volkes hinaus im babylonisch-semitischen Kulturbereich verfolgen. Zwar sind hier Semiten zu Herren des Landes geworden, aber sie haben sich in die ältere Kultur eingefügt. Das Beharrungsvermögen des Kulturvolkes stellt sich nicht minder im ägyptischen Wesen dar; hier ruht der Staat auf dem Bauerntum. Niemals hat der Ägypter seine Eigenart aufgegeben.

Digitized by Google

Damit verbindet sich eine Erstarrung im Traditionellen; dem Ägypter fehlte die Kraft, größere, volksfremde Bestandteile in das eigene Wesen einzuschmelzen. Wie die Ägypter bleiben auch die arischen Inder auf ihr Land beschränkt, auch ihnen fehlt das Streben zu großer Expansion. Mit seltener Zähigkeit haben die arischen Inder ihre nationalen Wesenszüge, wie sie in den ältesten Zeiten ausgeprägt erscheinen, bis zur Gegenwart behauptet. Dabei sind sie von dem starren Wesen der Ägypter durch ungleich reichere und tiefere geistige Anlagen, durch die Fähigkeit höchster Kultur unterschieden. Zu den Völkern, die mit ihrem Boden verwachsen sind und denen dadurch dauernde Wesenszüge und Kräfte aufgeprägt sind, gehören auch die Japaner. Hier wird die innere Geschlossenheit der Nation, die sich in einem leidenschaftlichen Nationalgefühl ausspricht, noch durch die Inselnatur des Landes gesteigert. Auch hier sind traditionelle Anschauungen stark wirkende Mächte. Nur zeigt Japan ein anderes historisches Temperament, es ist mit Leidenschaft dem kampferfüllten Leben zugewandt. Ihre klassische Darstellung aber findet die Macht des Zusammenhanges eines Volkes mit seinem Boden in China. Wenn eine Kultur, so hat die Chinas in ihrem historischen Bereich auch ihren Ursprung. Die Bauerngemeinde und ihre Organisation bilden den Keim des chinesischen Staates. Die Ausdehnung der chinesischen Macht ist im letzten Grunde eine fortschreitende Erweiterung des Kulturlandes und seine Sicherung durch große Schutzwälle. Kein geschichtliches Gebiet hat eine so gewaltige Kraft des Beharrens bewiesen wie China. Es ist der einzige Staat, der seit den erkennbaren Anfängen geschichtlichen Lebens bis zur Gegenwart bestehen geblieben ist und sein innerstes Wesen bewahrt hat. Und dieses Volk hat keineswegs in einem abgeschlossenen, stets unerschütterten, ruhigen Dasein gelebt. Aber in allen Stürmen, die China erlebt hat, hat die wurzelechte Kraft des chinesischen Bauerntums und das geheimnisvolle Lebensvermögen der Rasse nicht nur standgehalten, sondern alle eindringenden fremden Mächte überwunden. Die stärkste geistige Einwirkung, die China erfahren hat, der Buddhismus, hat hier eine Gestalt gewonnen, an der das chinesische Wesen den stärkeren Anteil hat.

Der Gegensatz zwischen Nomadismus und Seßhaftigkeit, der die Geschichte Asiens vielfach bestimmt, kommt auch in seiner Geistesgeschichte zum Ausdruck. Nur die seßhaften Völker kennen historische Überlieferung. Ägypter, Babylonier und Chinesen sind seit ältester Zeit auf sichere Übermittelung ihres geschichtlichen Erlebens bedacht gewesen. Die südarabischen Kulturstaaten besitzen in ihren Inschriften eine reichhaltige Überlieferung, die dem nordarabischen Beduinentum fremd ist. Als Ausnahme könnten die Inder erscheinen, die als einziges großes Kulturvolk keine wirklich geschichtliche Überlieferung besitzen. Erst wo ein Volk in seinen geschichtlichen Erlebnissen und Beziehungen den Zusammenhang des eignen Lebens erfaßt, da entsteht mit dem Erwachen des historischen Sinnes das Epos. Wir finden es nur dort, wo bodenständige Kultur besteht. Dagegen fehlt den Nomadenvölkern eigne geschichtliche Überlieferung und das Epos. Der Nomade dringt beutesuchend in das Kulturland ein, um hier schließlich, vom Wasser und fruchtbaren Boden festgehalten, selbst ansässig zu werden. Eine dauernde Wirkung aber ist dem Nomadentum, wo es seine Eigenart wahrt, niemals beschieden gewesen. Weder die Beduinen Arabiens noch die Scharen Tschingbiz-chans haben je ein dauerndes Staatswesen zu schaffen vermocht.

Die universalgeschichtliche Betrachtung wird die Geschichte Asiens in zwei große Gruppen zerlegen müssen, an die sich das gesamte Geschichtsleben der Menschheit anschließt, wenn wir von der Sonderstellung des alten Amerika absehen. Asien zerfällt in einen westlichen und einen östlichen Geschichtskreis; jeder von ihnen ist durch zwei ursprüngliche, verschiedenartige, aber vielfach ineinander eingreifende Kulturgebiete gebildet. Der westliche Kreis hat seine ältesten geschichtlichen Gebiete in Babylonien und Ägypten; neben diesen alten Kulturmächten besteht ein Kulturkreis von eigenartiger Prägung in Kleinasien, in dem die Hettiter die führende Macht sind. In jüngerer Zeit erst dringen mit den Medern und Persern indogermanische Völker in dieses Gebiet ein. Der westasiatische Kulturkreis hat früh seine Herrschaft über die Küstenländer des Mittelmeers ausgedehnt; er wird durch Alexander hellenisiert und sodann dem römischen Reiche eingefügt. Als Teil des byzantinischen Reiches bleibt er im Bereich der christlich gewordenen Mittelmeerkultur, bis die islamischen Araber diese Länder dem griechischen Römertum entreißen. Das aus Innerasien in den Westen eindringende Volk

Digitized by Google

der Türken wird islamisch, drängt aber das arabische Element zurück, wie auch in Iran türkische und mongolische Massen die Arier zum größten Teil erdrückt haben. Will man den westasiatischen Geschichtskreis als eine Einheit nach den in allen Wandlungen entscheidenden Mächten bestimmen, so darf man ihn als den Bereich der semitischen Völkergemeinschaft bezeichnen. Im Osten bestehen wiederum zwei große Kulturgebiete nebeneinander, Indien und China, beide in allen Wesenszügen der Völker grundverschieden. Zu einer gewissen Einheit sind beide durch den Buddhismus verbunden. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Buddhismus liegt in seiner Mission unter den Völkern Zentral- und Ostasiens. Durch sie hat er unter halb barbarischen Völkern, wie den Tibetern und Mongolen, kulturschaffend und erziehend gewirkt. Aber auch der hochentwickelten und selbständigen Kultur Chinas hat er indische und griechische Anregungen vermittelt.

Eine höhere geschichtliche Einheit haben der westliche und der östliche Kreis niemals gebildet. Wohl aber haben sie sich mehrfach berührt und sind in kulturgeschichtlich sehr wirksame Beziehungen zueinander getreten. Bereits der Hellenismus läßt seine Wirkungen nach China hineinstrahlen. Zu einer starken und wirksamen Verbindung aber kommen China und der Westen, als die Han-Dynastie und das römische Kaiserreich ihre Grenzen einander nähern. Die zweite Verkehrsperiode wird durch die Dynastie der Tang und die Blüte des arabischen Reiches unter dem Chalifat bezeichnet. Endlich erfolgt eine völlige Vereinigung des Ostens mit dem Westen durch Tschinghiz-chan. Jede dieser Perioden ist durch den Austausch wichtiger materieller und geistiger Kulturgüter bezeichnet. Im Mongolenreich findet der größte Landverkehr der Geschichte seine Bahnen. Immer wieder führt der Zerfall der westlichen Mächte wie die politische Auflösung in China zu einer Entfremdung; erst seit 1500 gewinnt Europa mit Asien durch die Entwicklung des Seeverkehrs neue Verbindungen.

Von den großen Kulturkreisen Asiens aus werden auch die Gebiete beherrscht, die durch ihre natürlichen Lebensbedingungen aus eigner Kraft kein höheres geschichtliches Dasein gewonnen haben. Der Norden und Süden Asiens wie das zentrale Hochland sind in ihrem historischen Besitz den Kulturen Westasiens, Indiens oder Chinas angegliedert. Die Steppenvölker Nordasiens haben chinesische und später muslimische Einflüsse erfahren. Sehr mannigfaltig sind die Kulturverhältnisse des zentralen Asiens. Während Tibet eine Provinz indischer Kultur wird, entsteht in Ostturkestan an den Straßen des Weltverkehrs eine Mischkultur, an der China, Indien und der Westen teilhaben. Hinterindien und der Süden Asiens wie die Sunda-Inseln verdanken ihren Kulturbesitz wesentlich den Indern. Im Osten, in Korea und Japan, tritt der bestimmende Kultureinfluß Chinas hervor.

Sofern Asien als eine historische Wirkungen und Kräfte entsendende Macht im weltgeschichtlichen Leben zur Geltung kommt, sind zunächst seine Einwirkungen auf Afrika zu beachten. Aus der babylonischen Kultur sind im politischen und wirtschaftlichen Verkehr Anregungen nach Ägypten gelangt, wichtige Einflüsse gingen von der südarabischen nach Abessinien und der ostafrikanischen Küste aus; die Nordküste Afrikas wurde ein Kolonialgebiet der Phönizier. Der Hellenismus und das Römerreich haben die enge Verbindung Asiens mit Afrika weitergeführt. Der Islam hat dann in den Völkern Afrikas gewaltige Massen an sich gezogen und den afrikanischen Kontinent tiefer als irgendeine andere Macht mit seinem Einfluß erfüllt hat.

Aber erst in den Wirkungen Asiens auf Europa kommt seine weltgeschichtliche Macht zu voller Geltung; in ihnen tritt uns die historische Gemeinschaft „Eurasiens", der Einheit des großen Länderkomplexes, den Asien und Europa bilden, greifbar nahe. Der europäische Kulturbesitz trägt trotz aller selbständigen Kräfte, die ihn gestaltet haben, doch ein reiches Erbe vom Osten her in sich. Nicht nur religionsgeschichtlich wirkt die babylonische Mythologie und die in ihren Formen gewonnene Weltanschauung auf die alten Kulturvölker. Babylonien hat der gesamten Kulturwelt wertvolle und dauernde Güter durch seine wissenschaftlichen Erkenntnisse geschaffen, die sicheren Zeit- und Raummaße, Gewichte und Wertbestimmungen. Im Perserreich findet die Geschichte des alten Orients ihren Abschluß; der Staat der Achämeniden schließt ganz Westasien zu einem politischen Gebilde zusammen, das in Organisation und Verwaltung ganz Außerordentliches geleistet hat. Die persische Macht treibt Weltpolitik; sie dringt über den Indischen Ozean vor und setzt ihren Fuß auf die Küstenländer des Mittelmeers. Hier

Digitized by Google

kommt es zu dem folgenreichsten Zusammenstoß zwischen Europa und Asien; die Schlacht bei Salamis bezeichnet einen weltgeschichtlichen Wendepunkt, sie entschied über die geistige Selbständigkeit der Hellenen und damit Europas. Das Auftreten Alexanders des Großen bildet sodann eine Epoche für die Staaten- wie für die Kulturgeschichte. Der Hellenismus zieht in Asien ein, überall die alten Kulturen in Denken und Kunst, in Staatsleben und Gesittung befruchtend. Alexander war von einer Strömung des griechischen Denkens getragen, er vollendete den Gedanken einer Kulturgemeinschaft der gebildeten Welt, in dem sich die alten Gegensätze des eng begrenzten griechischen Stammeslebens im Laufe des 4. Jahrhunderts auflösten.

Neben der stark erregten westasiatischen Welt haben China nnd Indien ihr eigenartiges Leben geführt. Zwar hat es bisher beiden nicht an mancherlei Berührungen mit dem Westen gefehlt. Babylonien hat mit Indien in Beziehungen gestanden, und sicher war im Achämenidenreich schon eine Verbindung mit China angebahnt. Indes erst der Hellenismus versucht auch diese fernen Länder aufzuschließen. Der Zug Alexanders nach Indien bezeichnet die erste Annäherung des Westens an Indien. Sie erweitert sich freilich niemals zu einer historischen Kulturgemeinschaft; es bleiben vereinzelte Anregungen, vor allem auf philosophischem und religiösem Gebiete, die von Indien ausstrahlen. Während die Griechen mit der Spannkraft einer allen Eindrücken erschlossenen Seele, mit unermeßlicher Aufnahme- und Anpassungsfähigkeit von allen Kulturvölkern zu lernen wußten, blieb das indische Wesen unberührt und in sich geschlossen, nur die hellenistische Kunst hat im nordwestlichen Indien eine Provinz gewonnen.

Mit der Auflösung des Weltreiches Alexanders regen sich bald wieder die nationalen Kräfte Asiens. Während unter griechischen Dynastien die hellenistischen Reiche erblühen, gewinnt Iran unter den Arsakiden und Sassaniden ein selbständiges politisches Dasein, das wieder den Gegensatz des Orients gegen Europa lebendig macht. Aber auch das in sich abgeschlossene mittelpersische Reich bringt iranische Geisteskräfte im Westen wirkungsvoll zur Geltung. Im Sassanidenreich ist wieder der Gedanke eines westasiatischen Einheitsstaates erwachsen. Dem entsprach sein Streben nach einer synkretistischen Weltreligion, die auf persischer Grundlage die verschiedenen Gedanken zu verschmelzen suchte. Freilich war es das Verhängnis Irans, daß die im priesterlichen Ritual erstarrte Religion Zarathustras und die Staatsgewalt zusammen gingen und alle Keime neuen Lebens töteten. In den Kämpfen mit Byzanz hatte sich die physische Kraft Irans erschöpft. So ist es dem arabischen Angriff erlegen. Die Lebenskraft des iranischen Geistes aber war mit der Zertrümmerung des Sassanidenreiches befreit. Iran trat nun in Weltbeziehungen, Anregungen und Gegensätze weckten die niedergehaltenen Kräfte; die Blütezeit der persischen Geisteskultur ist erst unter dem Islam erwacht, der niemals tief ins Innere der persischen Seele eingedrungen ist.

Aus eigenstem Besitz hat weder der Islam noch das Arabertum der europäischen Kultur Güter zuführen können. Aber durch die Ausbreitung des Islam über Völker alter Kultur nahm er einen reichen Kulturbesitz in sich auf. Die islamische Kultur ist in Wahrheit ein Zusammenschmelzen von Kenntnissen, Kunstformen und Gedanken sehr verschiedenen Ursprungs. Die Energie, mit der im Islam fremde Kulturelemente erfaßt und zusammengeschlossen werden, ist ebenso stark wie die Ausdehnung seiner politischen Macht. Die Bedeutung dieser Kultur aber liegt in der verbindenden und vermittelnden Wirkung. Griechische Bildungsgüter, zumal die realen Disziplinen, wurden von den Arabern in Syrien übernommen und dem Abendland zugeführt. Das indische Zahlensystem und die großen technischen Schöpfungen der Chinesen sind durch arabische Vermittelung nach Europa gelangt. Vor allem für Astronomie, Medizin und Philosophie haben die Araber durch ihr reicheres Wissen das europäische Geistesleben wesentlich gefördert. Es läßt sich nicht verkennen, daß die im arabischen Gewande machtvoll auftretende Kultur dem europäischen Mittelalter erst die geistige Erweiterung, den inneren Abstand vom eigenen Leben gegeben hat, die eine Kritik der mittelalterlichen Weltanschauung ermöglichten und ihre Auflösung herbeiführen halfen.

Der langen Zeit einer im ganzen ruhigen Kulturentwickelung Asiens wird durch den verheerenden Hereinbruch des mongolischen Nomadentums ein Ende bereitet. Das Auftreten Tschinghiz-chans bezeichnet einen weltgeschichtlichen Wendepunkt. Er führt die Macht des erobernden Nomaden wieder in die Geschichte ein. Aber zugleich will er Herrscher eines

Digitized by Google

Reiches sein und die dauernde Macht seines Geschlechtes aufbauen. Dadurch war das Mongolenreich an die politische und kulturelle Mitarbeit gebildeter Völker gebunden. Die geistige Kultur des Westens und Chinas bedeutete eine Macht, die der Staat nicht entbehren konnte. Dem Nomadentum diese geistigen Elemente einzuverleiben, Nomadismus und Kultur zu verbinden, war Tschinghiz-chans Bestreben. Hier lag der Keim des Verfalls. Als die ungeheure Ausdehnung des Reiches die Auflösung in Teilherrschaften hervorrief, machte sich darin die nomadische Rechtsanschauung geltend, für die der Staat nichts anderes war, als der Privatbesitz der Familie. Aus seinen nomadischen Anschauungen ist die Zersetzung des größten Weltreiches zu erklären. Überall ist die gewaltige mongolische Völkerflut wieder zurückgetreten, weil die Mongolen niemals das Nomadentum ganz überwunden haben.

Stellen wir Asien dem europäischen Leben gegenüber, so fehlt es ihm weder an Gegensätzen des Völkerlebens noch an machtvollen Persönlichkeiten, und einen großen Reichtum des geistigen Lebens kann man den asiatischen Kulturvölkern niemals absprechen. Schon die Tatsache, daß alle großen Religionen in Asien heimisch sind, bekundet die Tiefe und Stärke seiner geistigen Kräfte. Und doch fehlt der Geschichte aller asiatischen Völker ein Etwas, das wir in Europa finden. Es ist ein tief verschiedenes Wesen menschlich-geschichtlichen Daseins, das in Asien und Europa hervortritt. Ein wesentlicher Zug ist die starke Geschlossenheit der Masse, der Rassen und Völker in Asien, gegenüber dem individueller gestalteten Leben Europas. Es fehlt Asien durchaus nicht an gewaltigen Persönlichkeiten, die zu geschichtlicher Führerstellung berufen sind. Ihre Wirkung aber beruht auf dem Zusammenhang mit der Masse, als deren Exponenten sie oft erscheinen, und in der sie wirksam werden. Demgegenüber ist die europäische Kultur reich an Persönlichkeiten, in denen das individuelle Leben sich frei entfaltet und den Bedürfnissen des eigenen Innern dienen will. Das individuelle Denken erfaßt hier die Welt lediglich in der Absicht reinen Erkennens. Zweifellos haben die Babylonier, namentlich in ihrer Himmelsbeobachtung, wissenschaftliche Leistungen vollbracht; der babylonische Staat hat sogar wirklich juristischen Scharfsinn hervorgebracht. Schöpfungen tiefsinnigen Denkens, geeint mit großem künstlerischen Vermögen, sind von den großen chinesischen Philosophen erreicht worden. In Indien gelangt das philosophische Denken mit dem Upanischaden zu einer glänzenden Höhe und gewinnt in der wissenschaftlichen Philosophie Erkenntnisse, die modernen Anschauungen nahe kommen. Überall aber bleibt das Erkennen mit praktischen und religiösen Interessen verbunden. Aber erst im Griechentum erhebt sich der Erkenntnistrieb, der in Geschichte und Natur nur die Wahrheit sucht, als die höchste Kraft der europäischen Gesittung, und nirgends kennt die Geschichtschreibung Asiens ein Wort wie das des Hekatäus von Milet, der die Darstellung der „Wahrheit" als Zweck seiner Arbeit hinstellt.

Der tiefe Gegensatz europäischen und orientalischen Wesens ragt vor allem auch in die Religion hinein. Es scheint, als sei das religiöse Bewußtsein Asiens ungleich stärker mit dem Volkstum oder mit der religiösen Gemeinschaft verwachsen. Wohl sind die Kulte des europäischen Altertums eng mit dem Staate verknüpft, daneben aber erwächst aus persönlichem Denken eine religiös-ethische Weltanschauung. Die enge Verbindung der Religion mit Land und Volk, wie sie für die Jahwe-Religion des alten Israel bezeichnend ist, hat in Europa nicht ihresgleichen. Nur die Religionen, die Asien für sich gewonnen hat, der Buddhismus und der Islam, sind Religionen geworden, in denen ein wesentlich einheitliches religiöses Bewußtsein die Massen zusammenschließt. Das Christentum ist in seiner historischen Gestaltung wesentlich durch den griechischen Geist bestimmt. Niemals aber hat seine lehrhafte Ausprägung die individuelle Vielfältigkeit der persönlichen Frömmigkeit aufgehoben. Die orientalischen Religionen fügen den einzelnen in eine stark geschlossene Gemeinschaft ein; in der europäischen Kultur aber erhebt sich auch im religiösen Glauben die Freiheit des Gewissens und die zielgebende Triebkraft persönlich geprägten Lebens, in dem das Recht der Individualität seine höchste Darstellung findet.

R. Stübe.

Digitized by Google



Titelblatt nach einer Photographie des Triumphbogens Ptolemäus' III vom Tempel zu Karnak.

Digitized by Google

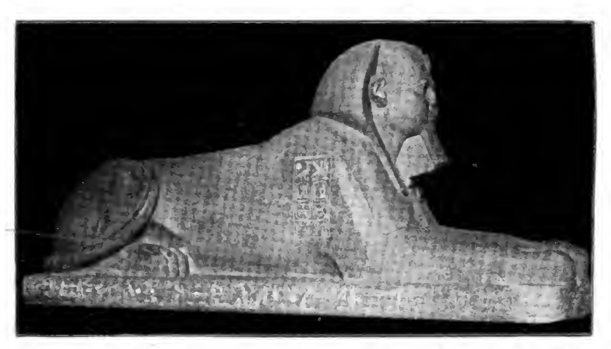
Die Kulturwelt des alten Orients

von

Dr. Carl Bezold

Univ.-Professor in Heidelberg.

Digitized by Google



Ägyptischer Sphinx. Original im Louvre, Paris.

Einleitung.

Die Entwicklung des Begriffes, den wir heutzutage mit den Worten „Alter Orient" verbinden, hängt aufs engste mit der Entstehung und dem Wachstum der orientalischen Philologie zusammen. Noch in der ersten Hälfte des Mittelalters gab es keine orientalische Philologie. Erst der Missionseifer eines Innozenz IV, Clemens IV und Honorius IV führte zum Studium der arabischen Schriftsteller, um den ungläubigen Mohammedanern ihre eigenen Schriften als Spiegel der Ketzerei vorzuhalten und sie zum Christentum zu bekehren. Der Gewinn, den dadurch die abendländische Wissenschaft aus der Vermittlung verschollener klassischer Schriftwerke und aus den von den Arabern selbst ausgebildeten philosophischen, mathematischen und medizinischen Studien zog, kam dem allgemeinen Wiedererwachen wissenschaftlicher Forschung zugute. Dazu wanderten morgenländische Sitten und Produkte mit den Kreuzrittern nach Europa. Die Reformation war für Protestanten wie für Katholiken der Anlaß zum Studium des Hebräischen und der ihm nächstverwandten Sprachen. Seit der Stiftung des Collegium pro fide propaganda zu Rom durch Urban VIII (1627) war die Wirkung der morgenländischen Mission auf die orientalischen Studien von Einfluß, die sich durch die Jesuiten bis auf China und Japan erstreckte. Aber erst mit der Gründung verschiedener asiatischer Gesellschaften und eigener Schulen zum Studium der lebenden orientalischen Sprachen, auf die unmittelbar die Entdeckung des Sanskrit, der altheiligen Zunge der Inder, folgte, wurde die orientalische Philologie neben der klassischen zu einer eigenen wissenschaftlichen Disziplin. Außer der ostasiatischen und der indischen Philologie, die beide außerhalb des Rahmens der folgenden Ausführungen liegen, war es insbesondere das Studium der westasiatischen und nordafrikanischen Sprachen und Literaturen, das von nun an reiche Förderung erfuhr. Die bedeutendsten Faktoren, die im verflossenen Jahrhundert für die Weiterbildung der orientalischen Studien neu hinzutraten, sind die Entzifferung der altägyptischen Hieroglyphen durch Champollion und die Ausgrabungen und Entzifferungen der babylonisch-assyrischen Keilinschriften durch Grotefend, Rawlinson und Oppert. So konnten Werke entstehen wie Ed. Meyers „Geschichte des Altertums", von dem ein umfänglicher, auf den Orient bezüglicher Teil der zweiten Auflage 1909 das Licht der Welt erblickte, oder A. Ermans „Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum" (1885—1888) und „Die ägyptische Religion" (1905) oder Breasted-Rankes „Geschichte Ägyptens" (1910), denen auch der Verfasser der

1*

Digitized by Google

folgenden Blätter reiche Belehrung und Anregung schuldet. Die Bedeutung der heutigen Schule der Keilschriftforschung wird mit der Nennung des Namens ihres Begründers und vornehmsten Vertreters, Friedrich Delitzsch, in helles Licht gesetzt.

Assyriologie und Ägyptologie haben nicht nur den Länderkomplex erweitert, auf dem sich nach der heutigen Annahme die Geschichte des alten Orients abgespielt hat; sie haben auch dieser selbst Jahrtausende wiedererweckt, die vordem in der undurchdringlichen Nacht früher Vergangenheit schliefen. Und doch trennt eine unüberbrückbare Kluft auch hier die historische von der prähistorischen Forschung. Die Bemühungen der vergleichenden Ethnologie sind für den alten Orient erst in den Anfängen. Wie weit ihre Ergebnisse von den Resultaten der geographischen Forschung werden unterstützt werden, die dem Menschengeschlecht nach Albrecht Penck eine Existenz von mindestens 100000 Jahren zuerkennt, ist heute nicht abzusehen. Somit bleibt zunächst für die Zeit vor und an der Schwelle der ältesten schriftlichen Aufzeichnungen als wichtigstes Mittel zur Erkenntnis der Anfänge aller altorientalischen Geschichte die Sprachvergleichung.

Man hat seit dem Anfang des verflossenen Jahrhunderts eine Reihe von Sprachen, vornehmlich das Hebräische, Aramäische und das Arabische als semitische Sprachen bezeichnet, da an einer Stelle des Alten Testaments (Genesis, Kap. 10, Vers 21 f.) die Stammväter dieser Völkerschaften als Kinder Sems, des Sohnes von Noah, bezeichnet werden. Auch Assur, der Stammvater der Assyrer, wird dort genannt, die sich später mit Sicherheit als zu den „Semiten" gehörig erwiesen. Indessen ist jene Angabe — gleichviel, aus welchen Gründen — weder genau noch vollständig. Auch die Phöniker, die eine dem Hebräischen nahe verwandte Sprache redeten, und die alten Abessinier oder Äthiopier sind, wie die Sprachvergleichung unwiderleglich erwiesen hat, zu jenem einheitlichen „semitischen" Sprachstamm zu rechnen.



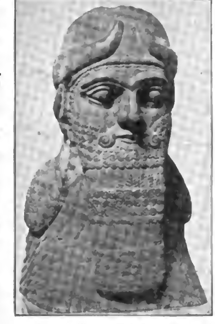
Typus eines Sumerers. Statue im Britischen Museum zu London.

Die Verfolgung der frühesten Schicksale dieses Semitenvolkes, das weder sich selbst ursprünglich eine natürliche Bezeichnung zum Ausdruck seiner verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit beilegte, noch auch eine deutliche Erinnerung an seine Urheimat bewahrte, bildet den einzig möglichen Ausgangspunkt zur Erkenntnis der Anfänge der altorientalischen Geschichte. Und wiederum ist es die Sprachvergleichung, die dazu brauchbare Mittel an die Hand gegeben hat. Einerseits ist in den letzten Jahrzehnten mit Sicherheit erwiesen worden, daß ein sprachgeschichtlicher Zusammenhang zwischen dem Semitischen und Indogermanischen, d. h. der Ursprache der indo-europäischen Völker absolut nicht angenommen werden kann. Damit scheiden selbstverständlich die Indogermanen aus der ältesten Geschichte des Orients aus. Dagegen haben andrerseits die jüngsten Forschungen eine seit Ewalds Zeiten sich wieder und wieder aufdrängende Hypothese, die Verwandtschaft des Ursemitischen mit dem Urägyptischen, zu hoher Wahrscheinlichkeit erhoben. Namentlich Adolf Erman hat in strengwissenschaftlichen Deduktionen der Anschauung Geltung verschafft, daß die Ägypter „semitisierte Nubier" seien, womit die Annahme einer Urverwandtschaft des semitischen mit dem sogenannten hamitischen Sprachsystem eine bedeutungsvolle Stütze gewinnt.

Diese Betrachtungen schienen unumgänglich, bevor wir eintreten in das Ländergebiet, auf dem die Geschichte des alten Orients geworden ist: Westasien und Nordostafrika. Ein Territorium von rund 18 Längen- und 9 Breitegraden: von Natur zur Besiedlung äußerst günstig gestaltet, mit verhältnismäßig einfachen Bewässerungssystemen und markanten natürlichen

Digitized by Google

Grenzen: Gebirgen und Steppen. Ägypten mit dem fabelhaft fruchtbaren Nil, einem den natürlichen Bedingungen nach unschwer gangbar zu machenden Landweg nach Phönikien und Palästina und der Möglichkeit der Küstenschiffahrt, deren Entwicklung atmosphärische Strömungen begünstigen. Vorderasien mit dem großen, von Euphrat und Tigris durchflossenen Tiefland, dessen Nordhälfte das eigentliche Mesopotamien bildet, im Norden und Osten in weitem Halbkreis von mächtigen Gebirgen, im Süden von der Wüste begrenzt; westlich vom Euphrat die weitgedehnte syrische Wüste, die von den Kalkgebirgen der Küstenregion am Mittelländischen Meer abgelöst wird. Zur Entwicklung und dauernden Ansiedlung größerer Völkermengen war weder das genannte Küstengebiet geeignet, noch viel weniger das vegetationsarme Hinterland, dessen wenige und kurze Wasserläufe höchstens oasenartige Niederlassungen gestatteten. Eine Anpassung massenhafter Völkergeschiebe an die physikalischen Landesbedingungen scheint nur in Ägypten und im Euphrat-Tigris-Gebiet denkbar. Die Frage, in welcher Weise diese beiden Länder ursprünglich besiedelt wurden, entzieht sich aber zunächst völlig der Beantwortung; das Eindringen der Forschung in eine sog. „Urzeit" schien zumal bei Ägypten bis zu den jüngsten Ausgrabungen unmöglich zu sein. Aber auch in Westasien liegt schon in der ältesten erreichbaren Zeit eine fertige Kulturhöhe vor, die ebensowohl der Gipfelpunkt einer einzigen Zivilisationskurve, wie der letzte, aber darum nicht höchste Wellenkamm einer in Jahrhunderten, ja Jahrtausenden anschwellenden Kulturflut sein könnte. Zur zeitlichen Bestimmung dieser Bewegung fehlt bis jetzt jeder Maßstab, da die von geschriebenen Monumenten abhängige Weltgeschichte kein Vergleichungsobjekt bietet. Dagegen stehen der räumlichen Betrachtung Analogien zur Verfügung, die mit Notwendigkeit zur Annahme der Bewegung größerer Volksgemeinschaften, zum Postulat von Völkerwanderungen führen.



Typus eines Semiten.
Kopf eines geflügelten Stiers, Assyrien.
Original im Britischen Museum, London.

Nicht die Vorstellung einer einmaligen gewaltigen Massenbewegung, sondern die Annahme von Völkergeschiebe um Völkergeschiebe, sei es räumlich und zeitlich getrennt, sei es kontinuierlich und sukzessive, erklärt am befriedigendsten den Werdegang der ethnologischen Verhältnisse und Zustände, die in der ältest erreichbaren Zeit in Westasien zutage treten. Dort erscheint das ganze spätere Babylonien und Assyrien von einem großen Kulturvolk besiedelt, den nach den Denkmälern sog. Sumerern. Schon ein flüchtiger Blick auf die Bildwerke dieses Volkes und ein Vergleich mit späteren, semitischen Monumenten genügt, um die beiderseitigen Menschenrassen als grundverschieden zu erkennen. Die Sumerer waren sicher keine Semiten. Weiter als bis zu dieser Erkenntnis ist trotz heißen Bemühens auch die Sprachvergleichung nicht gedrungen. Wohl haben einige Forscher die alttürkischen Idiome, andere die indochinesischen Sprachen zum Vergleich herangezogen: einen Beweis der tatsächlichen Verwandtschaft irgendeiner näher bekannten Sprache mit dem Sumerischen mußten sie schuldig bleiben. Aber schon die erwähnten sprachgeschichtlichen Untersuchungen legen die Vermutung nahe, daß die Sumerer, die in Westasien schwerlich autochthon waren, in prähistorischer Zeit von Osten her, aus der unerschöpflichen Völkerkammer des weitgedehnten Zentralasiens nach den fruchtbaren Niederungen des Euphrat-Tigris-Landes eingewandert seien. Die Zeit der Geschichte kennt indessen keine sumerische Wanderung mehr. Aber auch eine zweite, große Völkerflutwelle, die Völkerwanderung der Semiten, steht noch jenseits der historischen Aufzeichnung; auch über sie lassen sich deshalb lückenlose Schlüsse bis jetzt nicht ziehen. Es ist seit Jahrzehnten, und mit besonderem Nachdruck wieder in den jüngsten Jahren, betont worden, daß als die Urheimat der Semiten eine zweite „Völkerkammer", Arabien, anzusehen sei. Die rein philologischen Gründe,

Digitized by Google

die die Sprachvergleichung zur Stütze dieser Ansicht ins Feld führte, haben aber keine geschlossene Beweiskette ergeben. Auch ethnographisch und anthropogeographisch betrachtet, ist es nicht allzu verlockend, in der mit Wasserläufen nur spärlich bedachten Halbinsel Arabien die Wiege der gewaltigen Völkermenge der Ursemiten zu erblicken, die nach unabweisbaren sprachlichen Indizien vor ihren großen Wanderungen längere Zeit zu einem Ganzen vereinigt gewesen sein müssen. Erinnert man sich nun des im Vorstehenden erwähnten Zusammenhanges, der zwischen dem Ursemitischen einerseits und dem Altägyptischen samt den mit ihm zusammengehörigen Sprachen andererseits gefunden wurde, dann wird es nicht zu gewagt erscheinen, jene Hypothese von der Urheimat der Semiten in Arabien durch eine andere, neuere zu ersetzen, die in folgenden Sätzen zum Ausdruck kommt: Die Semiten und die Vorfahren der Ägypter haben in prähistorischer Zeit eine gemeinsame große Völkerfamilie gebildet, die einen ausgedehnten Teil Afrikas bewohnte. Schon dort ist die Trennung beider vor sich gegangen. In Wanderungen langer Jahrzehnte, ja vielleicht Jahrhunderte drangen dann die Ursemiten nach Asien vor. Der Weg, den sie dabei genommen haben, ist zunächst noch völlig unbestimmbar. Bei der Annahme eines Landwegs — nicht vom Süden Abessiniens aus, sondern mitten durch Ägypten hindurch — würde die Trennung der Ursemiten in die einzelnen, als solche erkennbaren semitischen Völker so vor sich gegangen sein, daß zunächst Kanaanäer die Küstengebiete Westasiens besiedelt hätten. Das östliche Hinterland wäre von den aramäischen Stämmen in Besitz genommen worden. Die Araber hätten sich nach Südosten abgezweigt. Als letzte Ansiedlung endlich wäre die semitische Bevölkerung der Babylonier bis zu den Wohnsitzen der Sumerer vorgedrungen.



Sumerer aus Telloh: König Urninâ und seine Würdenträger. Orig. im Museum des Louvre, Paris.

Die im östlichen Vorderasien als das Endresultat aller dieser Wanderungen entstandene Kultur des alten Orients wird — abgesehen von der ostasiatischen — an Bedeutung nur noch von der des Niltals erreicht. Da die Bewohner Babyloniens aber schon ihrer natürlichen Position nach mehr als die Ägypter auf ihre Nachbarvölker einzuwirken berufen waren, so wird unsere Darstellung der altorientalischen Kulturwelt füglich von den Euphrat-Tigris-Ländern ausgehen.



Verwundeter Löwe. Assyrisches Relief im Britischen Museum zu London.

Digitized by Google



Eroberung einer Festung durch die Assyrer. Relief im Britischen Museum zu London.

Politische Geschichte des alten Orients.

1. Altbabylonien bis auf Chammurabi.

Alle Geschichte hat geschriebene Dokumente zur Voraussetzung. Schriftliche Aufzeichnungen aber sind im orientalischen Altertum nur von seßhaften Völkern erhalten. Die Aufgabe des Nomadenlebens seitens einer zusammengeschlossenen Menge von Individuen wird in erster Linie durch geographische Besonderheiten, Bodenbeschaffenheit, Wasserläufe und Klima, mit einem Wort durch die Besiedlungsfähigkeit eines Landstrichs bedingt. Sie vollzieht sich zudem kaum jemals ohne die Mitwirkung eines religiösen Moments. Jeder feste Wohnsitz eines Gemeindewesens bildet zugleich den Hort einer Schutzgottheit, er wird zum Kultzentrum. Im Gegensatz zum Raubzug des Nomaden ruht die Kriegführung seßhafter Stämme auf sakraler Basis. Die Hut des Heiligtums bedeutet zugleich die Verteidigung des Grundbesitzes. Das Zeremoniell der religiösen Handlungen führt zur Ausbildung von Priestern. Kultformen entstehen gleichzeitig mit Rechtsnormen und mit den ersten Betätigungen der Kunst. Die Sprach- und Religionsgemeinschaft wird zur Grundlage des Feudalstaates, an dessen Spitze ein Priesterfürst oder ein König steht.

Babylonien weist in der ältesten Zeit seiner Geschichte eine Reihe solcher Staaten auf. Die in den Keilinschriften selbst bezeugte Einteilung des Landes in Sumer und Akkad, d. i. Süd- und Nordbabylonien, ist mit Wahrscheinlichkeit auf die historische Entwicklung dieser Einzelstaaten zurückzuführen. Als die ältesten Kultzentren dieser Staaten werden die sumerischen Städte Kisch, Lagasch oder Schirpurla (die heutige Ruinenstätte Telloh), Gischchu, Uruk oder Erech, Ur, Isin und Larsam genannt. An inschriftlichen Namen von Königen und Priesterfürsten, die über diese Städte herrschten, ist kein Mangel. So sind z. B. als Herren von Lagasch in Südbabylonien bis jetzt u. a. die folgenden bekannt geworden: Lugalschagengur, Urninā, Eannatum, Enannatum I, Entemena, Enannatum II, Urukagina, Lugaluschumgal, Urbau, Nammachni, Urninsun, Gudea, Urningirsu usw.; und ähnliche, mehr oder minder umfangreiche Namenreihen lassen sich auch für die übrigen Städte aufzählen. Indessen steht die Reihenfolge der einzelnen Herrscher noch keineswegs in allen Fällen fest; was manchen gestern noch als „gesichertes Resultat der Wissenschaft" erschien, muß oft heute schon als untauglich verworfen werden. Auch die Zeitfolge der jeweiligen Hegemonie, die einzelne von jenen Kultzentren über andere vorübergehend oder auf längere Dauer ausübten, ist fast nur aus den Titeln, die sich die Herrscher beilegten, ersichtlich und durchaus nicht bei allen verbürgt. Dazu haben sich anscheinend genaue Zeitangaben spätassyrischer Könige als um Jahrzehnte, ja vielleicht um Jahrhunderte übertrieben, also als trügerisch erwiesen, so vor allem die Mitteilung in einer Tempelinschrift des letzten babylonischen Königs Nabonid (555—539 v. Chr.),

Digitized by Google

wonach ein alter und besonders berühmter Herrscher von Akkad, namens Scharganischarri, gewöhnlich Sargon I genannt, ums Jahr 3800 anzusetzen wäre. Trotz dieser Unsicherheit in der zahlenmäßigen Datierung jener alten Herrscher ist es aber zur Wahrscheinlichkeit erhoben, daß in Lagasch und Gischchu die ältesten bis jetzt bekannten Könige und Priesterfürsten zu suchen sind. Und gerade Sargon I gewinnt dadurch besondere Bedeutung, daß unter seiner Regierung zum erstenmal Semiten in Babylonien zur Herrschaft kamen.



Kopf einer Statue aus Telloh.
Original im Museum des Louvre, Paris.

In der dieser semitischen Hegemonie vorausgehenden sumerischen Zeit sind die ausführlichsten Nachrichten von dem erwähnten lagaschidischen Priesterfürsten Gudea erhalten. Schon die Aufzeichnung dieser mit größter Wahrscheinlichkeit hoch ins vierte Jahrtausend zurückreichenden in sumerischer Sprache abgefaßten Texte setzt eine gewandte Handhabung des Meißels wie des Griffels voraus. Die sprachlichen Wendungen sind, soweit sie bis jetzt verstanden werden, festgefügt und entbehren keineswegs der Mittel poetischer Ausdrucksweise. Daraus ist mit Notwendigkeit auf eine jahrhundertelange Kulturentwicklung zu schließen. Daß diese zu Gudeas Zeit einen gewissen Höhepunkt darstellte, geht aber insbesondere aus den im ganzen orientalischen Altertum unerreicht dastehenden statuarischen Arbeiten hervor, den aus hartem Grünstein gemeißelten, ungefähr lebensgroßen Gewandstatuen, die den Herrscher als Bauherrn darstellen. Es ist nicht leicht auszudenken, daß die Semiten auf ihren Einwanderungszügen nach Westasien diese Kunst sollten entwickelt und gerade in Babylonien und sonst nirgends in solcher Vollendung zum Ausdruck gebracht haben. Wenn irgend etwas Augenfälliges, so sprechen also gerade die Statuen Gudeas gegen die Annahme einer Priorität der semitischen Zivilisation in Babylonien. Auch kultisch sind die Denkmäler dieses Herrschers von großer Bedeutung. Seine umfangreichen Zylinderinschriften lassen ein festgeprägtes religiöses Zeremoniell mit der deutlichen Verbildlichung einer Reihe von Gottheiten und mit symbolischer Terminologie erkennen. Die Beschaffung des Materials zu seinen großartigen Bauten aus weitentfernten Gegenden Vorderasiens deutet auf gebahnte Verkehrswege und sichere Beförderungsmittel, auf Kauf und Handel. Historisch bedeutungsvoller aber sind die Nachrichten aus der Zeit Sargons I auf zahlreichen, zum Teil datierten, in semitisch-babylonischer Sprache abgefaßten Denkmälern, in denen zum erstenmal die am linken Euphratufer gelegene spätere Reichshauptstadt Babylon, Babel, d. h. nach der einheimischen Deutung „Pforte Gottes“, genannt wird, wo Sargon zwei Tempel erbaute.



Torso einer Gewand-Statue aus Telloh.
Original im Museum des Louvre zu Paris. Nach de Sarzec, „Découvertes en Chaldée“, Paris.

Digitized by Google

Es erscheint geboten, hier zum Verständnis des Folgenden zunächst einen Blick auf die Grenzgebiete des babylonischen Reiches und ihre ethnologischen Verhältnisse zu werfen: größere oder kleinere Länderkomplexe mit mehr oder weniger selbständigen Teilen, deren Bewohner im Verlauf der Geschichte des alten Vorderasiens naturgemäß immer wieder in Konflikt mit dem mächtigen babylonischen und später dem assyrischen Reiche gerieten und von den babylonisch-assyrischen Herrschern zeitweise gänzlich unterjocht oder doch zur Tributleistung gezwungen wurden. Im Vergleich mit den aus den authentischen Quellen der Keilschriftdenkmäler fließenden Nachrichten der babylonisch-assyrischen Geschichte ist in den meisten Fällen das einheimisch historische Material dieser Länder noch so lückenhaft oder schwer verständlich, daß ihre Geschichte im folgenden mit jener am besten im unmittelbaren Zusammenhang behandelt wird. Es ist zunächst das schon aus dem zehnten Kapitel des ersten Buches Moses bekannte Land Elam, das im ganzen Verlauf der altorientalischen Geschichte eine Rolle spielt. Dieses in später Zeit nach seiner alten Hauptstadt, Susa, Susiana benannte Land, eine weite Ebene, die sich östlich von Babylonien von den Gebirgszügen des Zagros bis an den Persischen Golf erstreckt, deren alte Ostgrenze aber noch nicht näher zu bestimmen ist, wird als die letzte Durchgangsstation des in prähistorischer Zeit auf dem Landweg nach Mesopotamien vordringenden sumerischen Wandervolkes anzusehen sein. Die den Sumerern nachgefolgten, vermutlich von Zentralasien eingewanderten Elamiter selbst müßten nach dieser Annahme schon in der ältesten für uns kontrollierbaren Zeit lange seßhaft gewesen sein. Wie ein durch die jüngsten französischen Ausgrabungen erworbenes Siegesdenkmal mit einer Inschrift Narâmsins, des Sohnes Sargons I, lehrt, das in der babylonischen Stadt Sippar erbeutet, nach Susa gebracht und dort nach Entfernung eines Teiles der Inschrift Narâmsins mit einer Inschrift des elamitischen Eroberers versehen wurde, verstanden es die Elamiter, ihre eigene Sprache, die uns bis jetzt leider völlig unbekannt ist, inschriftlich zu fixieren. Wo die Quelle dieser Kultur floß, ist in völliges Dunkel gehüllt. Die mehrfachen Plünderungszüge von Elam nach Babylon, die teils von Erfolg begleitet waren, teils aber auch wiederum das Land unter die babylonische Herrschaft brachten, zeugen nur davon, daß von Sargons Zeiten an im Osten Babyloniens ein diesem ebenbürtiger Gegner saß, dessen Bezwingung erst nach Jahrhunderten gelang.



König Narâmsin auf seiner großen Siegesstele.
Original im Louvre zu Paris. Nach „Délégation en Perse“.

Im Gegensatz zu der elamitischen ist die Bevölkerung, die die rauhen Hochgebirge im Norden des babylonischen Reiches bewohnte, als völlig unzivilisiert anzusehen. Schriftliche Aufzeichnungen haben diese Stämme, die in den Keilinschriften vom 14. vorchristlichen Jahrhundert an als Qutî bezeichnet, und deren südlichste Wohnsitze unter dem Namen der Nairi-Länder angeführt werden, nicht hinterlassen, so daß über ihre Sprache und Herkunft nur gemutmaßt werden kann; jedenfalls aber sind von ihnen vereinzelt förmliche Staatenbildungen

Digitized by Google

am Van- und am Urmiasee bezeugt. Auch das südöstlich an letzteres Gebiet anstoßende, von der Ostgrenze des späteren Assyriens sich weit nach Innerasien und südlich bis nach Elam erstreckende Hochland war von anscheinend unzivilisierten Nomadenstämmen bevölkert, die seit alten Zeiten den babylonischen bzw. assyrischen Semiten zu gefährlichen Nachbarn wurden: den Medern, deren ältester Name vielleicht in den Umman-Manda der Keilinschriften wiederzufinden ist, während ihr Land in diesen Inschriften mit Anšan bezeichnet wird. Die Stammverwandtschaft der alten Meder ist noch völlig undurchsichtig. Ursprünglich vielleicht zur selben Rasse wie die Elamiter gehörig, wurden sie später durch die von Osten in ihr Gebiet eindringenden Indogermanen, die in historischer Zeit in weitem Bogen Babylonien-Assyrien umringten, indogermanisiert; waren es doch die indogermanischen Perser, die nach dem Untergange beider, der Meder und der Elamiter, das Ende auch des semitischen Kulturreiches in Babylonien und Assyrien herbeiführten.

Etwas genauer unterrichtet als über die östlichen und nördlichen Nachbarländer dieses Reiches sind wir über die Ländergebiete im Westen und Südwesten Mesopotamiens, die im großen ganzen als Wohnsitze semitischer Völkerschaften bezeichnet werden können. Allerdings finden sich auch dort versprengte, mehr oder minder umfangreiche Enklaven, wo Stämme mit nichtsemitischer Zunge seßhaft geworden sind, teilweise sogar eine nicht unbedeutende Kultur entfaltet haben. Ob dies vor der semitischen Einwanderung geschah, oder ob etwa dieser folgend neue Einwanderungen nach Kleinasien von Westen her, also von Europa, anzunehmen sind, läßt sich mit Sicherheit wiederum nicht entscheiden. Jedenfalls treten schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend zu beiden Seiten des Halys Bildungen von Staaten auf. Einer von diesen, das Volk der Hettiter, wird im Alten Testament als Chittim, in den Keilinschriften als Chatti und auf ägyptischen Monumenten als Cheta mit Namen genannt. Eine Reihe von Denkmälern mit einer eigentümlichen Bilderschrift, die bis jetzt an keine andere Schriftart unmittelbar angegliedert werden kann, also vermutlich originell ist, gibt Kunde von der Zivilisation dieses merkwürdigen Volkes, das durch ergebnisreiche Ausgrabungen in den letzten Jahren näher bekannt geworden ist. Daß die Sprache der Hettiter nicht semitisch war, hat besonders P. Jensen endgültig bewiesen, den seine scharfsinnigen Entzifferungen zur Annahme einer Entwicklungsform des Altarmenischen führten. Ob sich auch die letztere Hypothese bewahrheitet, müssen erst weitere Arbeiten auf diesem schwierigen Felde der Forschung ergeben; der Schlußstein der Entzifferung ist bis jetzt nicht gesetzt.

Abgesehen von diesen „Chattistämmen" und der unten noch weiter zu erwähnenden Bevölkerung von Mitanni sind die großen Landstrecken links vom Euphrat von Semiten besiedelt, die in den ältesten Inschriften den Sammelnamen Amurrû, d. h. vielleicht „Westländer", zu führen scheinen. Die ausgedehnte syrische Ebene war in historischer Zeit von einer Reihe von Nomadenstämmen besetzt, den Aramäern mit dem Hauptzweig der Syrer, die sich fast niemals zu einem größeren Staat zusammengeschlossen haben. Nur an vereinzelten, durch die natürliche Lage begünstigten Stellen, wie im alten Damaskus am Ostabhange des Antilibanon, gingen jene Nomadenstämme, die im übrigen ihre Wanderungen weit nach Osten und Nordosten ausdehnten, zur seßhaften Lebensweise über. Nach Westen wurden die aramäischen Stämme abgelöst durch eine gleichfalls semitische Bevölkerung, die man heutzutage als „kanaanäisch" bezeichnet. Ihr gehörten seit der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends auch eine Reihe von ursprünglichen Nomadenstämmen an, die nach ihrer Seßhaftwerdung sich zum Volke Israel zusammenschlossen, als dessen nächste Verwandte die Edomiter, Moabiter und Ammoniter zu betrachten sind. Kanaanäer sind auch die Bewohner der östlich vom Libanon begrenzten Mittelmeerküste, die von den Griechen den Sammelnamen Phöniker erhielten. Auch sie scheinen keinen Einheitsstaat von längerer Dauer gebildet zu haben; aber die untereinander durch den Seeverkehr in enger Verbindung stehenden einzelnen Städte und Stadtgebiete, besonders Arvad, Byblos und Beirut, Sidon und Tyrus müssen schon am Anfang des zweiten Jahrtausends geraume Zeit besiedelt gewesen und als Handelsstädte zu rascher Entwicklung gelangt sein. Kanaanäer und Aramäer haben allerdings eine eigene Buchstabenschrift ausgebildet. Da die ältesten in ihr verfaßten Denkmäler jedoch nicht über das neunte Jahrhundert hinaufreichen, so ist darin für die älteste Kultur dieser Völker kein

Digitized by Google

Maßstab zu erblicken. Zudem haben bisher alle Versuche, dieses sog. nordsemitische Alphabet seiner Entstehung nach aus einer anderen Schrift, sei es der Keilschrift, sei es der ägyptischen Hieroglyphenschrift oder sei es einer auf Zypern heimischen Silbenschrift zu erklären, zu keinem befriedigenden Resultat geführt. Die Beurteilung der ältesten Kultur der Kanaanäer stützt sich daher, wie die der Aramäer und Elamiter, soweit schriftliche Aufzeichnungen in Betracht kommen, durchaus auf ägyptische und babylonische Nachrichten.

Kehren wir von dieser ganz oberflächlich orientierenden Aufzählung der Nachbarn Mesopotamiens zur Geschichte Sargons I zurück, so werden diesem alten Herrscher mehrere Kriegszüge von einer Ausdehnung zugeschrieben, die zunächst staunendes Bedenken wachrufen mußte. Nicht nur Elam, auch ganz Amurrû und Palästina soll Sargon erobert, ja sogar seine Feldzüge bis zum Mittelmeer und nach Zypern ausgedehnt haben. Freilich fanden sich die Inschriften, aus denen diese Nachrichten gedeutet wurden, auf Omentafeln, die an sich kaum als glaubwürdige historische Quelle gelten konnten. Und in einer neuerdings entdeckten, aus spätbabylonischer Zeit stammenden Chronik wird weder ein Zug des Königs gegen die Amurrû noch ein solcher gegen Elam erwähnt. Trotzdem lassen es gewisse Datierungen auf Tafeln aus Telloh als sicher erscheinen, daß solche Eroberungszüge in der Tat stattfanden, und die Existenz eines alten Sargon steht außer Zweifel, wenn auch nicht erwiesen ist, ob die betreffenden Berichte auf eine und dieselbe Persönlichkeit zu deuten oder nicht etwa zwei Herrscher gleichen oder ähnlichen Namens anzunehmen sind. Jedenfalls bemächtigte sich Sargons in späterer Zeit die Mythe, wie eine mit der Aussetzungsgeschichte des neugeborenen Mose parallel laufende Geburts- und Kindheitslegende des babylonischen Königs aufs deutlichste zeigt.



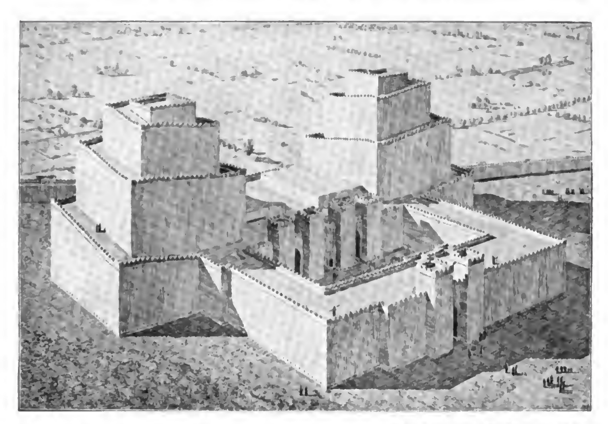
Inschrifttafel mit König Chammurabi von Babylon.
Das Original befindet sich im Britischen Museum zu London.

Sicheren Boden betritt die politische Geschichte des alten Orients erst mit Chammurabi (oder, nach der neuesten Lesung, Chammurapi), der um 2000 den letzten König der südbabylonischen Dynastie von Larsam entthront und zum erstenmal das ganze babylonische Reich unter einem Zepter vereinigt hat. Er wird als der sechste König einer „Dynastie von Babylon" bezeichnet, und seine Regierung erstreckte sich über ganz Assyrien und im Osten bis zu den Grenzen von Elam. Die bis jetzt im ganzen nur spärlichen Keilschriftquellen beginnen von nun an breiter zu fließen. Zylinderinschriften, Backstein- und Votivurkunden und eine große Menge von Briefen und kommerziellen Dokumenten ermöglichen es, ein Bild des gewaltigen Herrschers und seiner Regierungstätigkeit zu entwerfen. Danach erscheint wenigstens schon zu Chammurabis Zeit Babylonien alle Segnungen der Kultur erfahren zu haben. Das ehedem von Sümpfen durchsetzte Zweistromgebiet wurde durch kunstvolle Dämme und regulierte Kanäle entwässert und zu größter Fruchtbarkeit gebracht; Scheunen und Kornhäuser erstanden zum Schutz gegen Mißwachs und Hungersnot. Tempel und Paläste zierten die Hauptstadt Babylon. Die seit Gudeas Tagen geregelten Tempeleinkünfte wurden durch eine nach Klassen abgestufte einflußreiche Priesterschaft verwaltet. Zeremoniell und Kultus waren streng geregelt. Die Kunst der von den ältesten Zeiten an geübten Omendeutung stand in hohen Ehren. Auch die Astrologie und das damit zusammenhängende Kalenderwesen erfreute sich staatlicher Pflege. Babylon selbst war damals ein zu höchster Bedeutung entwickeltes Verkehrszentrum mit offiziell

Digitized by Google

kontrollierter Ein- und Ausfuhr und vertragsmäßig geregeltem Handel. Auch das Heerwesen erscheint auf der Höhe einer gewissen Entwicklung. Es ist ein Kulturbild monarchischer Machtentfaltung, das uns am Ende des dritten Jahrtausends in Babylonien unter Chammurabi entgegentritt und im zweiten Abschnitt dieser Darstellung noch näher zu beleuchten sein wird. Indessen verlohnt es sich, schon hier einen Blick auf die drei Hauptzüge zu werfen, die dieses Bild charakterisieren: die ausgedehnte literarische Überlieferung, die systematische Legislatur und die vollentwickelte Staatsreligion. Das merkwürdige System der aus uralten Bildern entwickelten Keilschrift, das eine äußerst komplizierte Verbindung von Wort- und Silbenschrift darstellt, ist undenkbar ohne die Annahme, daß es von einem nichtsemitischen — eben dem sumerischen — Volk erfunden und später einer semitischen Sprache, nämlich der babylonisch-assyrischen, angepaßt wurde. Hand in Hand mit dieser Anpassung der alten Wortzeichen mit sumerischen Silbenwerten an die syllabische Wiedergabe rein semitischer Wörter mag allmählich die Vereinfachung der ursprünglichen Bilder zu rohen, durch das harte Schreibmaterial bedingten Strichfiguren und von da weiter zu den in den weichen Ton eingedrückten eigentlichen Keilschriftzeichen vor sich gegangen sein. Nicht nur die zahlreichen historischen Schriftdenkmäler aus Chammurabis Zeit, sondern auch die damaligen Erzeugnisse der Brieftechnik und die ungemein zahlreichen kommerziellen Inschriften bekunden diese Vereinfachung. Von besonderer Wichtigkeit für die Beurteilung der literarischen Betätigung der Babylonier ist aber eine in zwei Sprachen, auf sumerisch und babylonisch abgefaßte Inschrift Chammurabis selbst mit einem Bericht über seine Bauten in den Städten Babylon und Sippar. Sie bestätigt aufs neue die seit der Entdeckung des Sumerischen gehegte Vermutung, daß die babylonischen Priester die Kenntnis der altsumerischen Sprache besaßen und zu erhalten und zu überliefern bemüht waren. Im alten Orient wird aber ein solches Bemühen nur dann verständlich, wenn wir annehmen, daß den Babyloniern die von den Sumerern ererbte Literatur als heilig galt, daß die in ihr niedergelegten Beschwörungen und Gebete auch in der babylonischen Religion Kraft und Geltung hatten. Gelehrte Bildung in zwei Sprachen bildet von Chammurabis Zeit an bis zum Untergang des assyrischen Reiches das Merkmal der babylonischen Priesterschulen: eine im ganzen orientalischen Altertum einzig dastehende Erscheinung, die für die Beurteilung der babylonisch-assyrischen Literatur von einschneidender Bedeutung ist. Die stilisierte Kunstform literarischer Aufzeichnungen, die schon in den religiösen, sumerisch abgefaßten Inschriften des alten Priesterfürsten Gudea zutage tritt, wurde in die semitisch-babylonische Schreibweise der Zeit Chammurabis herübergenommen. Der Briefstil, der aus einer umfangreichen Korrespondenz des Königs mit einem seiner Vasallen ersichtlich ist, bekundet in den Begrüßungs- und Segensformeln eine fortgeschrittene Durchbildung und Gewandtheit. Endlich lassen sich auch die Hunderte von Kauf- und anderen Verträgen aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends, die durchweg datiert und mit Siegelabdrücken versehen sind, durch stereotyp wiederkehrende Formeln mit Bestimmtheit auf die Vorbilder in der sumerischen Sprachperiode zurückführen und erweisen zugleich die Existenz eines uralten, urkundlich gepflegten Rechtswesens in Babylonien. Den endgültigen Beweis hierfür lieferte die Entdeckung des berühmten Gesetzbuches Chammurabis, des ältesten Corpus juris der Welt, das vor weniger denn einem Dezennium zu Susa in Elam gefunden wurde. Dorthin war von elamitischen Eroberern ein Dioritblock von über zwei Meter Höhe verschleppt worden, auf den Chammurabi in 44 Kolumnen und 282 Paragraphen die Summe des „Landesgesetzes“ hatte niederschreiben heißen, das er selbst offenbar vom Sonnengotte empfangen haben wollte. Welche kulturgeschichtliche Bedeutung diesem Gesetzbuch eignet, das von einem den spendenden Lichtgott und den empfangenden Großkönig darstellenden Basrelief begleitet und in den sakralen Rahmen längerer Gebete gefaßt ist, läßt sich erst ahnen. Seine Anklänge an das „mosaische“ Recht in Einzelheiten sind unabweislich, seine jahrhundertlange Tradition kontrollierbar. Dazu deutet die systematische Form der Abfassung der babylonischen Sammlung mit Sicherheit auf eine generationenlange Entwicklung der Jurisdiktion, deren Wurzeln wiederum in der sumerischen Zeit zu suchen sind. Ihr Wachstum gedieh auf demselben Boden, der die gottesdienstlichen Normen erzeugt hat. Was bisher an solchen aus der Zeit Chammurabis bekannt geworden, bekundet dem rein religiösen Gehalt nach einen kaum nennenswerten Fortschritt gegenüber

Digitized by Google



Der Anu-Adad-Tempel in Aschschur.

Rekonstruktion von W. Andrae nach den Ausgrabungen d. Deutsch. Orient-Ges.

den kultischen Vorschriften, die schon in den sumerisch abgefaßten Zylinderinschriften eines Gudea enthalten sind. Aber der politische Charakter der Landes- und Staatsreligion im Zeitalter Chammurabis läßt eine Verschiebung der alten Formen erkennen. Marduk (Merodach), die Stadtgottheit Babylons, hat die Verbildlichungen anderer Lokalgottheiten an sich gezogen; er ist zum Nationalgott geworden. Ihn umgebend ist ein babylonisches Pantheon im Ausbau begriffen. In zunehmendem Maße treten an die Stelle alter volkstümlicher Vorstellungen staatlich normierte Gottheiten, die im Verlauf der politischen Geschichte ergänzt oder verändert werden, verblassen und versinken oder in später Zukunft wieder neu belebt erscheinen.

2. Altägypten bis Amenophis IV. — Babylonien und Assyrien bis Tiglathpileser I.

Die Hegemonie der nordbabylonischen Dynastie, deren Höhepunkt unter Chammurabi anzunehmen ist, hat dessen Regierung noch um etwa zwei Jahrhunderte überdauert. In diesem Zeitraum nennen die Keilschriftquellen zum erstenmal die Namen von Beherrschern des Stadtgebietes von Aschschur, eines nordbabylonischen Kultzentrums des gleichnamigen Gottes, dessen Tempel von einem Fürsten namens Uschpia, und dessen Mauer von einem Herrscher namens Kikia erbaut worden sein sollen. Es ist, nach diesen Namen zu schließen, nicht unwahrscheinlich, daß die älteste Bevölkerung des Stadtgebietes von der hettitischen Völkerschicht der sog. Mitanni gebildet wurde. Aschschur selbst wird von Chammurabi in seiner Gesetzesammlung als eine Stadt erwähnt, deren gnädige Schutzgottheiten er, der König, ihr zurückgegeben habe; und in einer militärischen Verordnung desselben Herrschers ist von einer Garnison von 240 Mann die Rede, die das Gebiet von Aschschur verlassen hatten, um zu einem anderen Truppenteil zu stoßen. Ebenso wie die gleichfalls bei Chammurabi erwähnte Stadt Ninive muß also Aschschur schon zur Zeit der ersten babylonischen Dynastie

Digitized by Google

ein bedeutendes Stadtgebiet am rechten Tigrisufer zwischen dem oberen und unteren Zâb umfaßt haben, dessen Ausgrabung in den letzten sieben Jahren von der Deutschen Orient-gesellschaft besondere Aufmerksamkeit und regste Tätigkeit gewidmet wird. Allerdings scheint zu Chammurabis Zeit die Stadt noch in völliger Abhängigkeit von Babylon gestanden zu haben. Wie ihre Priesterfürsten zur Selbständigkeit gelangten, ist noch nicht bekannt. Doch darf als wahrscheinlich vorausgesetzt werden, daß die allgemeine Verschiebung des politischen Schwerpunktes, die am Ende der ersten Dynastie von Babylon bezeugt ist, auf die selbständige Entwicklung der Herrschaft Aschschurs von nachhaltigem Einfluß war. Namen assyrischer Priesterfürsten, wie Iluschuma, Irischu und Ikunum sind freilich schon aus der Zeit des Anfangs jener Dynastie bekannt. Aber erst mit Schamschiadad, dem Sohne Ischmidagans, gegen das Ende des 19. vorchristlichen Jahrhunderts, treten Könige an die Spitze einer Herrscherreihe, die sich bis zum Ende des assyrischen Reiches in fast ununterbrochener Folge fortsetzt. Die politische sowohl als auch die Kulturgeschichte Babyloniens und Assyriens sind von nun an im Zusammenhange zu betrachten.

In Babylonien soll nach der Angabe einer Königsliste auf die oben genannte Erste Babylonische Dynastie eine neue „Dynastie" von elf Königen mit einer Regierungsdauer von rund dreieinhalb Jahrhunderten gefolgt sein, deren Ursprung in Südbabylonien, nahe am Persischen Golf, anzunehmen ist. Die genannte Königsliste hat sich aber wiederum als unzuverlässig erwiesen. Denn die jüngsten Forschungen haben unwiderleglich dargetan, daß diese Dynastie niemals die Hegemonie über Gesamtbabylonien ausübte und zudem, wenn nicht während ihrer ganzen Dauer, so doch größtenteils gleichzeitig mit der Ersten Babylonischen Dynastie anzusetzen ist. Sicher waren schon in den ältesten Zeiten die Küstengebiete an der Mündung des Euphrat und Tigris von einer starken kriegerischen semitischen Bevölkerung besiedelt, die ihre Unabhängigkeit von den benachbarten Elamitern und den nördlich angrenzenden Babyloniern in wiederholten, langjährigen Kämpfen zu behaupten wußte. Und nachmals haben dieselben Völker, die in den Inschriften unter dem Gesamtnamen der Kaldû oder Chaldäer auftreten, nicht nur Babylonien jahrhundertelang beunruhigt, sondern endlich unter Nabopolassar dort die Oberherrschaft auf geraume Zeit an sich gerissen — im Neubabylonischen oder Chaldäischen Reich.

Nähere Nachrichten über den Verlauf der Regierungen jener sog. „Zweiten" Dynastie fehlen. Dagegen fließen zur Zeit der auf sie, tatsächlich also auch unmittelbar auf die Babylonische, folgenden Kaschschû- oder Kassiterdynastie die Quellen reichlicher und erhalten Zuflüsse aus Babylonien, aus Assyrien und aus Ägypten. Mit Kaschschû wird die alte nichtsemitische Bevölkerung der elamitisch-medischen Grenzgebiete Babyloniens bezeichnet, die in der ersten Häfte des 18. vorchristlichen Jahrhunderts in babylonisches Gebiet vordringt, die dortigen semitischen Stämme durchsetzt und sich ihnen amalgamiert. Wenn diese Invasion auch kaum ohne Kämpfe vor sich gegangen sein wird, so scheinen doch die neuen Volkselemente auf die Ausdehnung Babyloniens zunächst glücklich gewirkt zu haben. Die Südstaaten gehen mit der Usurpation der Herrschaft durch kassitische Fürsten ihres Einflusses auf lange hinaus verlustig. Dagegen hat offenbar das erstarkende Aschschur sich die Kaschschûeinwanderung zunutze gemacht, um fortan als selbständiger Staat in Westasien aufzutreten. Dies erhellt aus einem diplomatischen Vertrag zwischen Babylonien und Assyrien, der sog. Synchronistischen Geschichte, in der die Regelung von Grenzstreitigkeiten zwischen beiden Ländern, die Verschwägerung ihrer Fürsten und andere wichtige historische Ereignisse von ca. 1500 v. Chr. an niedergelegt sind. Etwa gleichzeitig mit Assyrien scheint aber auch im Westen Babyloniens, am Taurus, das oben genannte Volk der Hettiter und die diesem nächstverwandte, wahrscheinlich sogar einen Teil von ihm bildende nichtsemitische Völkerschaft der sogenannten Mitanni an der politischen Geschichte Vorderasiens wesentlichen Anteil gehabt zu haben.

Die Hauptquelle für diese Geschichte bilden außer einigen wenigen Backsteinen mit Stempelinschriften und der längeren Inschrift des Königs Agum (bzw. Agum-Kakrime), eines der älteren Kassiterherrscher, die sog. Amarnatafeln. Sie führen uns nach Ägypten, dessen älteste geschichtliche Nachrichten hier kurz skizziert werden sollen.

Digitized by Google

Ein vergleichender Blick auf die Urgeschichte Babyloniens und Ägyptens läßt mehrere augenscheinliche Parallelen gewahren. In beiden Ländern vermag die archäologische Forschung nicht weiter zurückzugreifen als bis zu der Erkenntnis einer bestimmten Kulturstufe, auf der sich in Sumer und Akkad ebenso wie im Niltal eine durchaus selbständige Entwicklung vollzieht. Hier wie dort steht die Zivilisation schon in der ältesten erreichbaren Zeit auf einer beträchtlichen Höhe, die nur in einer Jahrhunderte alten prähistorischen Vergangenheit erklommen werden konnte. Aus beiden Ländern liegen glücklich entzifferte schriftliche Aufzeichnungen vor, die authentischen Wert beanspruchen dürfen. Beide Staaten, der babylonische wie der ägyptische, sind offenbar aus der Vereinigung einer Reihe von Feudalherrschaften und in letzter Linie von Kultzentren hervorgegangen, die wiederum in ihrer Entstehung durch die natürlichen Besiedlungsverhältnisse bedingt waren. Was Euphrat und Tigris für Vorderasien, das bedeutete der Nil für Ägypten. Dagegen liegt für den Historiker insofern ein durchgreifender Unterschied in der Benutzung des Quellenmaterials der beiden Länder vor, als nach dem heutigen Stande der Ausgrabungen in Babylonien die planmäßige, zusammenhängende Niederschrift historischer Geschehnisse früher und reicher zur Entwicklung gekommen zu sein scheint als im Niltal. Sind doch, soweit unsere jetzige Kenntnis reicht, erst aus der Zeit der Ramessiden ägyptische Königsnamen förmlich kodifiziert überliefert, und ältere urkundliche annalenartige Aufzeichnungen bis jetzt auf ein einziges Bruchstück, die sog. Steinchronik von Palermo, beschränkt geblieben. Es ist unter diesen Verhältnissen leicht begreiflich, daß sich die Ägyptologen zur ersten Orientierung über den Verlauf der ägyptischen Geschichte auf das wertvolle, wenn auch schlecht überlieferte, in griechischer Sprache abgefaßte Geschichtswerk des ägyptischen Priesters Manetho (305—285 v. Chr.) stützten, der zweifellos aus damals bestehenden einheimischen Quellen, Königslisten und annalistischen Aufzeichnungen schöpfte. Danach werden die Beherrscher des Niltals von ihrem ältesten König, Menes, an bis zur Eroberung des Landes durch Alexander den Großen (332 v. Chr.) in 31 Dynastien eingeteilt. Man hat innerhalb dieser Dynastien ferner sog. „Reiche" unterschieden: das „Alte Reich" bis etwa zur 6. Dynastie, d. h. bis rund um das Jahr 2500, das „Mittlere Reich" von da bis zum Ende der 14. Dynastie und der Fremdherrschaft der Hyksos (ca. 1700, bzw. 1800 v. Chr.) und das auf diese folgende „Neue Reich" von ca. 1600 an bis zum Ausgang der 18. (ca. 1350), bzw. der 20. (ca. 1100) Dynastie.



König Chefren von Ägypten (Altes Reich, 4. Dyn.).
Original im Museum zu Kairo. Nach v. Bissing „Denkmäler ägyptischer Skulptur", Verlag d. F. Bruckmann, A.-G., München.

Die Anfänge der ägyptischen Geschichte liegen noch völlig im Dunkel. Abgesehen von der durch die jüngsten Ausgrabungen entdeckten Menschenrasse des paläolithischen Zeitalters, von deren Existenz Werkzeuge aus Feuerstein Kunde geben, lassen sich nach den Funden der ältesten Gräber aus geschichtlicher Zeit für die sogenannten „vordynastischen" Ägypter nur im

Digitized by Google

allgemeinen auf ihre, den libyschen Völkerschaften verwandte Rasse, auf ihre früh entwickelte Zivilisation und ihre Umwelt Schlüsse ziehen. Aber die Verschmelzung der dort anzunehmenden Kleinstaaten zu größeren Einheiten, die Ablösung der Hegemonie in jenen primitiven Kulturzentren, unter denen vielleicht die südlichen Städte Koptos, Elkab und Negade eine hervorragende Rolle spielten, ist nicht, wie in Babylonien, aus den Titeln oder Genealogien der Fürsten erschließbar. Nur so viel steht fest, daß aus diesen Kultmittelpunkten durch den Zusammenschluß mehrerer Nachbargebiete allmählich zwei gesonderte, selbständige Reiche hervorgingen, das „Nordland", das dem Nildelta bis zum heutigen Kairo entsprach, und der „Süden", der sich von da bis über Edfu hinaus erstreckte. Generationen hindurch mögen dann die Kämpfe um die Oberherrschaft gedauert haben, die zwischen beiden Staaten anzunehmen sind, bis es dem „Süden" unter König Menes aus This, in der Nähe des späteren Abydos, gelang, das Delta zu erobern und die Herrschaft über Gesamtägypten unter einem Zepter zu vereinigen.

So viel auch für die Kulturgeschichte aus den Bauten und Inschriften der Könige der ersten ägyptischen Dynastien, und insbesondere der berühmten Pyramidenerbauer Cheops, Chephren und Mykerinos zu gewinnen ist: für die politische Geschichte der Bewohner des Niltals fließen aus dieser Zeit die Quellen spärlich genug. Diese berichten hauptsächlich von Kämpfen der Ägypter mit den Beduinen der Sinaihalbinsel, deren ergiebige Kupfergruben zunächst zu Handelsbeziehungen zwischen den Bewohnern des „Nordlands" und ihren östlichen Nachbarn, und später zu förmlichen Eroberungszügen führten. Schon damals also lernten die Ägypter die Wege kennen, auf denen sie in künftigen Jahrhunderten siegreich nach Asien eindringen sollten, um für geraume Zeit die Weltherrschaft anzutreten. Mit jenen Unternehmungen gegen die Beduinen im Zusammenhang steht zweifellos auch die Verlegung der ägyptischen Residenz nach Norden, zunächst nach Abydos, und unter den Herrschern der 3. Dynastie nach Memphis. In der letzteren Hauptstadt haben wir den Regierungssitz der großen Pyramidenerbauer der 4. Dynastie zu erblicken, die bis zum Tode des Mykerinos an der Spitze eines zur raschen Entfaltung gelangten, fein gegliederten Beamtenwesens Gesamtägypten in unumschränkter Machtfülle beherrschten. Auf diese Blütezeit des Alten Reichs folgte von der 5. Dynastie an der allmähliche Verfall dieser Herrschaft, der augenscheinlich von einem Niedergang in der inneren Verwaltung des Reiches herzuleiten ist, für die äußere Politik aber zunächst nur wenig nachteilig war. Sind doch gerade von den Herrschern der 6. Dynastie Berichte über siegreiche Expeditionen nach dem Süden erhalten, die die Ausdehnung der ägyptischen Machtsphäre bis zum heutigen Chartum zur Folge hatten. Und ungefähr aus der gleichen Zeit erfahren wir — und zum erstenmal in der ägyptischen Geschichte — von ausgedehnten erfolgreichen Unternehmungen im Osten gegen die Völkerstämme, die damals das südliche Palästina bewohnten. Diese äußeren Erfolge vermochten jedoch die Schäden im Innern nicht zu heilen. Wohl bemühten sich im „Süden" die Abkömmlinge eines Fürstenhauses zu Theben, die erschütterte Verwaltung des Landes in die alten, festgefügten Formen zu binden. Aber sie vermochten den Verfall der einstigen monarchischen Großherrschaft auf die Dauer nicht aufzuhalten: Ägypten zerfiel in eine Reihe größerer und kleinerer Feudalstaaten, die nur noch dem Namen nach unter der Oberhoheit eines „Königs von Ober- und Unterägypten" standen. Erst während des „Mittleren Reichs", unter der 12. Dynastie, erholte sich das Land von diesen Wirren und Bürgerkriegen. Es war abermals ein thebanisches Fürstengeschlecht, das unter Amenemhêt I und dessen Sohn Sesostris I Ägyptens Machtstellung aufs neue befestigte, sein Gebiet durch einen abermaligen siegreichen Angriff auf die Sinaihalbinsel und durch die Eroberung Nubiens erweiterte und dem Lande von da an eine segensreiche Zeit des Friedens und Wohlstandes eröffnete. Welche Umstände dazu beitrugen, daß das Reich um 1800 v. Chr. wiederum tief erschüttert wurde, entzieht sich bis jetzt unserer Kenntnis. Kämpfe und Wirren im Innern wie vordem, der Abfall der einst zur Botmäßigkeit gebrachten Beduinenstämme und ähnliche Gründe mögen damals den Verfall der ägyptischen Macht langsam gezeitigt haben, die durch eine von Manetho beschriebene Katastrophe, den Einfall der Hyksos (ca. 1800 v. Chr.), völlig gebrochen wurde. Was der in den Hieroglyphentexten bisher vergeblich gesuchte Name „Hyksos" bedeutet, ist nicht klar, und Manethos Deutung

Digitized by Google



Ägyptisches Wandgemälde und ägyptische Mumien

[illegible]

Digitized by Google



Ägyptisches Wandgemälde und ägyptische Mumien

Links: Sarg einer Frau aus Theben (19. Dynastie). Mitte: König Sethos I. vor Osiris. Wandgemälde aus einem Felsengrabe in Theben. Rechts: Sarg eines Priesters (etwa 20. Dynastie). Unten: Mumie und Sarg einer Frau aus Abusir (Spätzeit). Originale im Kgl. Museum zu Berlin

Digitized by Google

[illegible] ihre [illegible] entwickelte [illegible] der bei angenommenen [illegible] [illegible] Kultur [illegible] [illegible] der [illegible] durch [illegible] [illegible] „[illegible]“, [illegible] hat, bis [illegible] Zepter zu ver-

[illegible] der [illegible] Pyramidenerbauer [illegible], [illegible] der [illegible] hauptsächlich [illegible] [illegible] und [illegible] damals [illegible] die [illegible] nach Asien ein- [illegible] die [illegible] der ägyptischen [illegible] der 3. Dynastie nach [illegible] der großen Pyramiden- [illegible] des [illegible] an der Spitze eines [illegible] Gesamtkörpers zu unum- [illegible] des alten Reichs folgt von der 5. Dy- [illegible] angenommen von einem [illegible] [illegible] aber zunächst [illegible] den Herrschern der 6. Dynastie [illegible] [illegible] die Ausdehnung der ägyptischen [illegible]. Und ungefähr aus der [illegible] [illegible] Geschichte [illegible] [illegible] das [illegible] [illegible] jedoch die Schaden im Innern [illegible] [illegible] zu Theben, [illegible] Formen zu finden. Aber [illegible] auf die Dauer nicht [illegible], die nur noch [illegible] „Ober- und Unterägypten“ [illegible] der 12. Dynastie, erholte sich das Land [illegible] ein [illegible], [illegible] neue be- [illegible] auf die [illegible] und [illegible] an eine [illegible] Zeit [illegible] dazu beitragen, [illegible] [illegible] jetzt unserer Kenntnis. [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible], den Einfall [illegible] in den [illegible] [illegible] Manethos Deutung

Digitized by Google



Ägyptisches Wandgemälde und ägyptische Mumien

Links: Sarg einer Frau aus Theben (19. Dynastie). Mitte: König Sethos I. vor Osiris. Wandgemälde aus einem Felsengrabe in Theben. Rechts: Sarg eines Priesters (etwa 20. Dynastie). Unten: Mumie und Sarg einer Frau aus Abusir (Spätzeit). Originale im Kgl. Museum zu Berlin

Digitized by Google

„Hirtenkönige" zunächst nicht zu begründen. Aber auch über die Nationalität der Völkerschaften, die von nun an ungefähr anderthalb Jahrhunderte lang die Herrschaft über Ägypten ausübten, läßt sich Genaueres nicht sicher ermitteln. Indessen sprechen alle Anzeichen dafür, daß wir in ihnen semitische Stämme, wahrscheinlich Aramäer oder Kanaanäer, zu erblicken haben. Besonders die Namen der „Fürsten des fremden Landes" auf jüngst gedeuteten Skarabäen (heiligen, in verschiedenem Material dargestellten Käfern, die den ägyptischen Sonnengott verbildlichen), deren einer sehr wohl als „Jakobel" gelesen werden kann, machen diese Annahme äußerst wahrscheinlich. Seit jenen erstmaligen Zusammenstößen mit Ägypten unter der 6. Dynastie, ja vielleicht schon Jahrhunderte früher hatten die Asiaten von der ungeheuren Fruchtbarkeit des begehrenswerten Landes Kenntnis erhalten und nun aus der völlig zerrütteten Verfassung namentlich des unterägyptischen Staates den Mut zu einem Masseneinfall ins untere Niltal geschöpft. Erbitterte Kämpfe, Raub und Plünderung begleiteten die großen Nomadenschwärme und Völkerhorden auf ihrem Siegeszug nach der Stadt Memphis, die erobert und neben der Festung Awaris im östlichen Delta zu einer Hauptstadt der neuen Herrscher erhoben wurde. Bis nach Oberägypten dehnten die beutegierigen Semiten ihre Eroberungszüge aus, die erst vor Theben zu einem Stillstand gekommen zu sein scheinen. Freilich, in Theben selbst gelang es, wenn die Quellen nicht trügen, den einheimischen, dort residierenden ägyptischen Fürsten, ihre Unabhängigkeit von den semitischen Eroberern während des ganzen Verlaufs der Invasion zu bewahren. Im übrigen müssen es die damals das Niltal überschwemmenden Asiaten — ähnlich wie die Kassiter in Babylonien — wohl verstanden haben, sich der in Ägypten vorgefundenen alten Kultur rasch und dauernd anzupassen und in sie hineinzuleben. Die Kulturentwicklung scheint keinerlei wesentliche Unterbrechung oder Hemmnisse erlitten zu haben. Nicht einmal die originellen ägyptischen Kulte wurden zugunsten derer der neuen Herren aufgegeben. Aber der tiefe Haß, den die Ägypter naturgemäß gegen die fremden Eindringlinge gefaßt hatten, erlosch niemals bei den einheimischen Fürstengeschlechtern. In Theben entfachten ihn Patriotismus und Herrschsucht zur hellen Flamme. Von dort aus pflanzte sich die Freiheitsbewegung zur Vertreibung der Ausländer über das ganze Land fort; weiter und weiter werden die Hyksos in das östliche Delta zurückgedrängt, und endlich wird unter Amosis, um die Wende des 17. zum 16. Jahrhundert, ihre befestigte Hauptstadt Awaris belagert und erobert. Mit dieser Vertreibung der Asiaten und ihrer Verfolgung bis weit nach Südpalästina hinein und mit der Wiedereroberung des unter ihrer Regierung verloren gegangenen Nubiens brach für Ägypten eine neue Machtentfaltung an, die sich unter den Herrschern der 18. Dynastie zur vollsten Blüte des Pharaonenreiches entwickeln konnte.

Herbe Erfahrungen der Vorgänger hatten diesen Königen die Grundlinien ihrer äußeren Politik deutlich genug vorgezeichnet. Von der Defensive gegen die asiatischen Eroberer gingen die mächtigen Nachfolger Amosis', ein Amenophis I, Thutmosis I und Thutmosis III alsbald zur Offensive über. Erneute Aufstände an der Südgrenze des Reichs gaben den Herrschern zunächst die erwünschte Veranlassung, mit starker Hand in die Verwaltungsverhältnisse Nubiens einzugreifen und das reiche Land endlich in eine ägyptische Provinz mit eigenem Gouverneur und regelrechtem Beamtenstand zu verwandeln, die sich südlich bis etwa zur Insel Tombas am dritten Nilkatarakt erstreckte. Auch die Küstenstriche am Roten Meer, das schätzebergende „Weihrauchland" Punt, mit dem schon im Mittleren Reich Handelsbeziehungen angeknüpft worden waren, wurden Ägypten tributpflichtig gemacht. Und weitere kriegerische Unternehmungen galten dem Schutze der Westgrenze des Reichs gegen die räuberischen, von der Libyschen Wüste aus vordringenden Nomadenstämme. Als das Hauptobjekt ihrer äußeren Politik aber sahen diese mächtigen Pharaone die Länder Vorderasiens an, dieselben Gebiete, aus denen vordem „die Pest", d. h. die Hyksoskönige ins Niltal eingedrungen waren und ihnen ihr angestammtes Besitztum hatten entreißen wollen. Hatte schon Amosis bei seiner Vertreibung der Fremdlinge einen Feldzug bis nach Südpalästina ausgedehnt und dort die befestigte Stadt Scharuchen eingenommen, so übertraf ihn jetzt Thutmosis I durch seine großartige Kampagne nach Asien hinein, durch ganz Syrien hindurch und bis zum Lande Naharina, zu beiden Ufern des oberen Euphrat, womit das in den Keilinschriften genannte Mitanni identifiziert wird. Freilich gelang die völlige Unterwerfung des Landes, dessen Fürsten dem Ägypter huldigten, weder Thutmosis I noch auch Thut-

Digitized by Google

mosis II, der nach verschiedenen Thronstreitigkeiten gegen seinen älteren Bruder Thutmosis III und dessen Gemahlin und Stiefschwester Hatschepsut als Gegenherrscher auftrat und während seiner kurzen Regierungsdauer einen Einfall in Syrien machte. Es war erst Thutmosis III, der nach dem Tode der von ihm so glühend gehaßten königlichen Schwester-Gattin und Mitregentin Hatschepsut unumschränkter Alleinherrscher geworden war, beschieden, in langjährigen Kämpfen der ägyptischen Herrschaft in Vorderasien wirklichen Halt zu geben. Sein erster großer Feldzug richtete sich gegen einen syrischen Fürstenbund unter dem Vorsitz des Königs von Qadesch. Siegreich drangen die ägyptischen Heere über Gaza, Askalon, Asdod und den Karmel bis in die Ebene von Esdrelon, wo die Syrer geschlagen und nach der Festung Megiddo zurückgetrieben wurden; Megiddo selbst fiel nach längerer Belagerung den Ägyptern zu. Damit war der Schlüssel zu Nordpalästina in den Händen des Pharao. Thutmosis konnte sich zur Besitznahme der Küstenstädte am Mittelmeer wenden: Arvad, Simyra und Joppe, endlich auch Qadesch am Orontes wurden nach langen, zum Teil mehrfach wiederholten Belagerungen erobert. Und zuletzt erlag auch das mächtige Mitanni, zu dessen Bezwingung Feldzug um Feldzug unternommen ward, der Waffengewalt des ägyptischen Kriegsherrn. So hatte sich unter Thutmosis III die Herrschaft der Pharaone zum erstenmal tatsächlich bis an den Euphrat ausgedehnt. Selbst von Babylonien und von den nördlichen Grenzgebieten Naharinas, von dem Lande der Hettiter wurde dem siegreichen Ägypter Tribut geleistet. Thutmosis III, vielleicht der bedeutendste Herrscher des ägyptischen Altertums, durfte sich rühmen, Ägyptens Stellung als Weltmacht errungen zu haben. Auch seine Nachfolger, Amenophis II und Thutmosis IV, von denen zunächst verhältnismäßig wenige historische Nachrichten auf uns gekommen sind, verstanden diese Macht in vollem Umfange dem Reiche zu erhalten, stark im Kriege und in der Landesregierung, unterstützt von einer trefflich organisierten Staatsverwaltung. Erst unter dem Nachfolger Thutmosis' IV, Amenophis III, um die Wende des 15. zum 14. Jahrhundert, machten sich die ersten Zeichen eines langsamen Verfalles dieser Weltherrschaft bemerkbar. War es doch auch den Ägyptern niemals gelungen, die syrischen Stämme unter einer einheitlichen Verwaltung zu vereinigen, ein Unternehmen, das schon in dem Landescharakter dieser Bevölkerung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen mußte. Wohl wurden in den einzelnen Stadtgarnisonen zunächst von den Eroberern ägyptische Beamte über Syrien eingesetzt, eine Maßnahme, die gewiß auf die Entwicklung der vorderasiatischen Verwaltung selbst den nachhaltigsten Einfluß übte. In späterer Zeit aber wurden diese Staatsstellen einheimischen Fürsten übertragen, die in ihrer Jugend als Geiseln am Hofe des Pharao erzogen waren und dort ägyptische Sitte kennen gelernt hatten. Gerade diese Politik barg eine Gefahr in sich, die sich schon unter dem Nachfolger Amenophis' III äußerte: Es konnte jenen asiatischen Fürsten ebensowenig wie den einheimischen Beamten in Ägypten verborgen bleiben, daß der neue König Amenophis IV seine Regierungssorgen weit mehr der offiziellen Einführung eines von ihm reformierten religiösen Kults angedeihen ließ, als der zielbewußten Verwaltung der unter seinen Vorgängern eroberten Länder. Dadurch und durch die weise Ausnutzung dieser gelockerten auswärtigen Politik seitens der Asiaten geriet die Machtstellung Ägyptens in Vorderasien in gewaltiges Schwanken. Die Blütezeit des Pharaonenreichs war dahin.

Es ist diese bedeutungsvolle, hier nur mit wenigen Strichen angedeutete Epoche der Herrschaft eines Amenophis III und Amenophis IV, die durch einen zufälligen, besonders wertvollen Fund von Keilschrifttafeln im Jahre 1888 erhellt wurde: die Entdeckung der auf Ton geschriebenen Korrespondenz der Pharaone mit ihren westasiatischen Tributären in dem halbwegs zwischen Memphis und Theben gelegenen Dorfe Et-Till mit dem literarischen Namen „Tell-el-Amarna". Mit der kurzen Besprechung dieses Briefwechsels, der für die altorientalische Geschichte und insbesondere die Kulturverhältnisse der damaligen Zeit von hervorragender Bedeutung ist, kehren wir von der ägyptischen zur vorderasiatischen Geschichte zurück.

Auf zirka 300 mit Keilschrift besäten Tontafeln, die in der kurz nach seinem Tode wieder verlassenen Residenz Amenophis' IV aufbewahrt waren und dort 33 Jahrhunderte lang der Bergung und Entzifferung harrten, sind die denkwürdigen Briefe westasiatischer Fürsten an die ägyptischen Pharaone niedergeschrieben, die uns ein buntes Bild der damaligen Kulturwelt, des Handels- und Verkehrslebens, höfischer Sitte und kriegerischer Unternehmungen entrollen, auf das unten

Digitized by Google

noch näher zurückzukommen sein wird. Wir lernen die asiatischen Prinzessinnen kennen, die dem Harem Amenophis' III zugeführt wurden: zunächst eine Schwester und eine Tochter des Babylonierkönigs Kadaschmancharbi I; ferner Giluchipa, eine Schwester des Mitanniherrschers Tuschratta, Sohnes von Schutarna, und endlich Tabuchipa, eine Tochter desselben Fürsten. Über die zahlreichen Wirren und Fehden innerhalb der syrischen und palästinensischen Kleinstaaten berichten die Sendschreiben der Gouverneure von Byblos, Beirut, Tyrus und Akko, von Chasur, Geser und Askalon. Auch die Insel Zypern, auf den Keilschrifttafeln Alaschia genannt, ist unter den Schreiben vertreten, deren Grundton die unterwürfige Ergebenheit unter das Szepter des allmächtigen Pharao atmet. Von besonderem Werte aber sind die Schriftstücke zweier Regenten der babylonischen Kaschschū-Dynastie an Amenophis III, von Kadaschmancharbi I und Burnaburiasch, sowie die Sendschrift eines Assyrerkönigs, Aschschuruballit, an Amenophis IV, die zur Genüge dartun, daß auch in diesen Ländern zunächst die Abhängigkeit von Ägypten noch faktisch bestand. Es scheint, daß das allmächtige Wiedererstarken der babylonisch-assyrischen Herrschaft und die Selbständigmachung der syrisch-palästinensischen Kleinstaaten in engen Zusammenhang mit dem Niedergange des ausgedehnten Mitannireiches zu bringen ist, dessen Auflösung noch im 14. Jahrhundert dem assyrischen König Adadnirāri I gelang. Dazu traten in Syrien und Palästina selbst folgenschwere politische Veränderungen auf. Im Norden und besonders im Süden wurden die Städtebewohner durch wiederholte Einfälle von Beduinenhorden bedrängt. Aus Jerusalem, das hier zum erstenmal in der Geschichte auftritt, berichtet der dortige Gouverneur an den Pharao über die Chabiri-Leute, d. h. einen Beduinen- oder Halbbeduinenstamm, der ihn und sein Gebiet offenbar schwer bedrohte. Die zuerst von H. Zimmern aufgestellte Hypothese, daß unter diesen Chabiri die späteren Bewohner des Landes, die Hebräer, zu verstehen seien, hat große Wahrscheinlichkeit für sich. So würde das nachmalige Volk Israel, dessen Jahwekult bis heute weltbedeutend geworden ist, bis zu seinen Anfängen als nomadisierende Plünderer zurückzuverfolgen sein!



Sphinxkopf mit den Zügen der ägyptischen Königin Hatschepsut. Nach dem Original im Königl. Museum zu Berlin.

Der Schwerpunkt der politischen Geschichte Vorderasiens zur Zeit der Kaschschū-Dynastie liegt aber von nun an in der Ausbreitung der Machtsphäre der Assyrer. Kadaschmancharbi II, ein Sohn aus der Ehe des Babylonierkönigs Karachardasch, Enkels des oben genannten Burnaburiasch, mit einer Tochter des gleichfalls erwähnten Assyrerfürsten Aschschuruballit, bestieg um 1360 den babylonischen Thron: der erste folgenreiche Schritt zur Entwicklung der assyrischen Hegemonie. Freilich folgten auf die Ermordung des Assyrers durch die Babylonier und die Einsetzung eines einheimischen Fürsten noch generationenlange Kämpfe zwischen den beiden Staaten, die durch das Verhalten der Nachbarvölker, sei es nordwestlich in Mesopotamien, sei es im Osten durch die Elamiter, noch kompliziert wurden. Augenscheinlich aber war, wie in Ägypten am Ende der 18. Dynastie, so in Babylonien mit dem Niedergange der Kaschschū die Waffengewalt gebrochen. Assyriens wachsende Macht, die im Kampfe gegen Mitanni glänzend erprobt worden, führte Salmanassar I (ca. 1290 v. Chr.), den Sohn Adadnirāris I, Sohnes von Arikdinili, zu weitausgedehnten Kriegszügen nach Westen und Norden gegen einen neuen Bund der Aramäerstämme, gegen die verbündeten Staaten von Mitanni und Chatti (die Hettiter) und gegen die Nairi-Länder, womit, wie oben angedeutet, das spätere Armenien und das weite Gebirgsland südlich vom Vansee bezeichnet wurden. Das Reich erhielt durch die Gründung von Kalah am linken Tigrisufer eine neue Hauptstadt, und die Deportation von Teilen der eroberten Völkerstämme zum Zwecke der Gründung assyrischer Militärkolonien ward schon damals wie so oft im weiteren Verlauf der Geschichte als treffliche Politik erprobt. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Salmanassar, über dessen kriegerische Unternehmungen eine vor wenigen Jahren aufgefundene, jetzt im Berliner Museum befindliche Steintafel neue Aufschlüsse vermit-

Digitized by Google

telte, auch in seinen direkt gegen Babylonien gerichteten Zügen vom Glück begünstigt war. Die völlige Unterwerfung des Landes gelang aber erst seinem Sohn und Nachfolger, Tukultininib I, einem der waffengewaltigsten Herrscher Assyriens, dessen Ruhmestaten die Inschrift auf einer kürzlich vom Britischen Museum erworbenen Kalksteintafel verherrlicht. König Kaschtiliaschu, Sohn des Schagaraktischuriasch und Enkel Kudurillils, der damals über Babylonien herrschte, wurde in einer gewaltigen Feldschlacht besiegt und in Fesseln nach Assyrien gebracht. Tukultininib setzte den Fuß auf den „Nacken seiner Majestät", zerstörte die Befestigungsmauer der Hauptstadt Babylon, ließ die Schätze ihres Hauptheiligtumes als Beute fortschleppen und die Statue des Gottes Marduk, des „großen Herrn", nach Assyrien bringen — eine seit alten Zeiten in Westasien geübte symbolische Handlung zum Zeichen der völligen Unterwerfung des feindlichen Gebiets.

Sieben Jahre vermochte sich Tukultininib auf dem Throne Babyloniens zu halten, bis er von seinem eigenen Sohne in der von ihm am Tigris erbauten Hauptstadt Kār-Tukultininib ermordet wurde. Über die näheren Umstände, die diese Katastrophe herbeiführten, sind wir nicht unterrichtet. Jedenfalls bedeutete sie einen raschen Niedergang der kaum entfalteten assyrischen Macht. Parteiungen und Wirren im Innern des Reichs hatten den Rückgang auch der auswärtigen Politik zur Folge — in Babylonien sowohl wie in Mesopotamien. Babylonien selbst hatte gegen das Ende der Kassiterdynastie gewaltige Einbuße an seiner einstmaligen Machtstellung erlitten. Als die Dynastie nach mehr denn halbtausendjährigem Bestand durch die Herrschaft der „Könige von Paschi" abgelöst wurde, finden wir den ersten bedeutenderen Fürsten unter diesen, Nebukadnezar I, in schwierige, zum Teil aber auch erfolgreiche Unternehmungen gegen den alten babylonischen Erbfeind, die Elamiter, verwickelt. Diese Inanspruchnahme des babylonischen Heeres an der Reichsgrenze und daneben vielleicht auch innere Zerwürfnisse und Revolten scheint Nebukadnezars assyrischer Zeitgenosse, Aschschurrischischi, Sohn des Mutakkilnusku, in kluger Weise ausgenützt zu haben, um die Hegemonie Assyriens in Vorderasien ca. 1150 v. Chr. wiederherzustellen. War es ihm selbst auch nicht mehr vergönnt, die Offensive gegen die Babylonier zu ergreifen, so wußte er doch ihre Angriffe erfolgreich zurückzuweisen und die völlige Unabhängigkeit Assyriens zu behaupten. Auch die Herrschaft über Mesopotamien errang Aschschurrischischi aufs neue in heißen Kämpfen und ebnete so die Wege für die Siegeslaufbahn seines glorreichen Sohnes und Nachfolgers Tiglathpileser I, mit dessen Regierungsantritt die babylonisch-assyrische Geschichte in eine neue Phase eintritt.

3. Babylonien und Assyrien bis Tiglathpileser IV. — Die Anfänge Israels. — Ägypten bis Sesonchis I. — Altarabien.

Um die Zeit Tiglathpilesers I beginnen die historischen Quellen der babylonisch-assyrischen Keilinschriften zum erstenmal reichlicher zu fließen. Von dem Großkönig selbst ist im Britischen Museum eine Inschrift auf einem achtseitigen Tonprisma mit über 800 Zeilen erhalten, die über die ersten sechs Jahre seiner Regierung Aufschluß gibt — die erste umfangreiche Königsinschrift historischen Inhalts in assyrischer Sprache. Da dieses Dokument seinem Inhalt und seiner Abfassung nach als Muster für alle späteren derartigen Aufzeichnungen gelten kann, so soll es hier kurz skizziert werden. Die Inschrift zerfällt in drei Hauptteile: eine Einleitung, die ein Gebet zu den Landesgöttern und die Attribute und Prädikate des sich selbst verherrlichenden Königs enthält; den Hauptteil: die in gehobener Prosa mitgeteilte Schilderung der Raub- und Kriegszüge des Königs, seiner siegreichen Schlachten, der von ihm aufgeführten oder restaurierten Bauten, seiner waghalsigen Jagden und der mannigfaltigen Unternehmungen zur Hebung des Volkswohlstandes; endlich den Schlußteil: ein Gebet um den Segen der Götter für das Königshaus und alle Nachfolger des Herrschers, die die Inschrift erhalten würden, aber auch um den göttlichen Fluch für den etwaigen Zerstörer der Inschrift; dazu ein genaues Datum. Eine kritische Betrachtung dieser und ähnlicher Königsinschriften läßt unschwer erkennen, daß die Hofhistoriographen bei der Niederschrift der Großtaten ihrer königlichen Herren

Digitized by Google

Mißerfolge und Niederlagen möglichst geschickt zu verschleiern bemüht waren. Die hochtrabenden Phrasen, die sich in der Beschreibung der Siege breit machen, wurden bald stereotyp und verlieren schon darum an historischem Wert. Beobachtungen wie die, daß eine längere Schilderung von einem solchen „Geschichtsschreiber“ aus einer ihm vorliegenden älteren Inschrift unbesehen in seine eigenen Aufzeichnungen übernommen wurde, mahnen zur Kritik und Vorsicht. Gleichwohl können solche Königsinschriften als authentische, fast unmittelbar nach den Ereignissen aufgezeichnete Dokumente größeren Wert beanspruchen als die meisten anderen historischen Quellen des alten Orients.

Tiglathpileser I tritt uns aus diesen Nachrichten als einer der waffentüchtigsten assyrischen Großkönige entgegen. Die kriegerischen Unternehmungen seiner ersten Regierungsjahre galten den nördlichen Nachbarn des Reichs. 60 Könige der Nairi-Länder samt ihren Verbündeten rühmt sich der Herrscher unterworfen zu haben; ihre Festungen wurden geschleift, ihre Städte dem Erdboden gleich gemacht, ihr Vieh weggeführt; 1200 Rosse und 2000 Rinder betrug der Tribut der Unterworfenen. Auch im Westen und Nordwesten Assyriens dehnte sich unter Tiglathpileser die Macht des Reiches gewaltig aus. Bis zum Taurus und seinen nördlichen Grenzgebieten bringen die siegreichen Heere. Eine Niederlage der mit den Nachbarvölkern verbündeten Hettiter vernichtet die Macht des Cheta-Reiches auf immer. Bis nach Phönikien wird die Bahn frei; in der Küstenstadt Arvad wird dem König gehuldigt. Vor allem aber die Offensive gegen Babylonien krönte Tiglathpilesers zahlreiche kriegerische Unternehmungen. Marduknadinachi, der zweite Nachfolger des obengenannten Nebukadnezar, wurde in zwei Feldzügen besiegt, Babylon selbst und eine Anzahl bedeutender nordbabylonischer Städte erobert.



Plünderung und Einäscherung einer Stadt durch die Assyrer.
Nach dem im Britischen Museum zu London befindlichen Original.

Freilich scheint trotz alledem auch damals die Machtstellung Assyriens noch nicht von längerer Dauer gewesen zu sein. Eine glaubwürdige Überlieferung besagt, daß der Babylonierkönig Marduknadinachi selbst noch Götterstatuen aus der assyrischen Stadt Ikalläti nach Babylon habe bringen lassen, worunter nur ein Wiedererstarken der babylonischen Macht verstanden werden kann. Ob dies aber etwa zeitlich zwischen die erwähnten zwei Siege Tiglathpilesers oder nach beiden fällt, ist nicht festzustellen. Auch für die unmittelbar auf Tiglathpilesers Regierung folgende Zeit fließen die Quellen wieder äußerst spärlich. Von den beiden Brüdern

Digitized by Google

Aschschurbilkala und Schamschiadad III, die das Erbe seiner Herrschaft antraten, war der erstere mit der Tochter des Babylonierkönigs Adadapaliddinna vermählt, was auf ein gutes Einvernehmen der rivalisierenden Staaten deuten könnte. Von da an aber ist die Überlieferung der Geschichte beider Reiche sehr lückenhaft; die wenigen bis jetzt erhaltenen Aufzeichnungen lassen lediglich für Babylonien die rasche Aufeinanderfolge mehrerer Dynastien erkennen; die assyrischen Quellen versiegen fast völlig. Es muß daher noch als eine, wenn auch nicht unwahrscheinliche, Hypothese betrachtet werden, wenn diese Periode gemeiniglich als eine Zeit des babylonisch-assyrischen Machtverfalls bezeichnet wird, hervorgerufen durch eine Reihe von Vorstößen der durch Bündnisse erstarkten Aramäerstämme und anderer Nachbarn des Reiches. Erst mit Adadniräri III, dem Sohne Aschschurdajans II und Enkel Tiglathpilesers III (ca. 900—890) hebt die monumentale assyrische Geschichtsschreibung aufs neue an, die von nun an durch den unten noch näher zu besprechenden „Eponymenkanon" auf einer chronologisch durchaus gesicherten Basis ruht und sich fast ohne Unterbrechung bis zum Ende des Neubabylonischen Reiches fortsetzt.

Während von Adadniräri hauptsächlich zwei Kriege mit den Babylonierkönigen Schamaschmudammiq und dessen Nachfolger Nabüschumischkun berichtet werden, die zu einem für Assyrien günstigen Friedensschluß führten, sind schon von dem nächsten Assyrerkönig, Tukultininib II (890—884) ausgedehnte Züge nach den Nairi-Ländern überliefert. Aufs genaueste aber sind wir von den Kriegstaten seines gewaltigen Nachfolgers, Aschschurnaßirpal (884—860) unterrichtet. Freilich ist gerade die längste historische Urkunde aus der Regierungszeit dieses Königs, eine Alabasterplatteninschrift von fast 400 langen Zeilen, in merkwürdig monotonem, dürrem Chronikenstil abgefaßt; die lebhafte Phantasie der Hofhistoriographen eines Tiglathpileser I oder in späterer Zeit eines Sanherib fehlt. Aber gerade jene trockene Berichterstattung gewinnt an Glaubwürdigkeit, und die einzelnen eingestreuten Schilderungen von der unerhört grausamen Behandlung der Kriegsgefangenen wirken um so drastischer. Großartig sind die zahlreichen Unternehmungen des zielbewußten Herrschers gegen den Westen und Norden. Die Mitteilungen von der Unterdrückung verschiedener Aufstände der Aramäerstämme in den ersten Jahren seiner Regierung und von der nachmaligen Tributleistung von Sangara, dem König von Karkemisch, an den assyrischen Sieger zeigen, wie viele Unruhen in Mesopotamien zu beseitigen waren, um dem Reiche den Frieden zu sichern. Wurden schon am Anfang der Regierung Aschschurnaßirpals die einzelnen Staaten am rechten Euphratufer zur Botmäßigkeit gebracht, so dehnten sich seine späteren Züge durch ganz Mesopotamien bis an den aramäischen Patinäerstaat am Orontes und längs des Libanon bis an die phönikische Mittelmeerküste aus. Arvad und Byblos, Sidon und Tyrus, die 700 Jahre früher ihren Tribut an die Ufer des Nils gesandt hatten, entboten jetzt Edelmetalle, kostbare Stoffe und die Spezialitäten ihrer Fauna und Flora dem assyrischen Großkönig als Zeichen der Anerkennung seiner Oberhoheit. Auch im Norden und Nordosten Assyriens, in den Nairi-Ländern und im Gebirge Nißir gelang es Aschschurnaßirpal Sicherheit und Ordnung herzustellen und beide durch Kolonisation zu befestigen. Als bedeutsam für die Ziele der inneren Politik seines Landes wird die zunächst noch nicht zu ergründende Tatsache zu betrachten sein, daß er die von Salmanassar I am linken Tigrisufer erbaute Hauptstadt Kalah, deren Bedeutung unter seinen unmittelbaren Vorgängern zugunsten der alten Metropole Aschschur aufgegeben war, aufs neue ausbaute, mit einem weiteren Königspalast schmückte und wiederum zur Residenz erhob; dort verblieb dann das assyrische Hoflager mit einer nur zehnjährigen Unterbrechung bis zur Regierung Sargons II.

Aschschurnaßirpals Sohn, Salmanassar II (860—824), dessen Feldzüge nicht nur aus umfangreichen Inschriften auf zwei Stierkolossen und einem Monolithen bekannt sind, sondern überdies durch die Darstellung auf den breiten Bändern eines anderthalb Meter hohen Obelisken von schwarzem Marmor und den Bronzeüberzügen zweier prächtiger, kolossaler Torflügel vom Eingang zum Vorhofe seines Palastes aufs trefflichste verbildlicht werden (vgl. weiter unten), übernahm das große Erbe seines Vorgängers in ungeschwächter Macht und unverminderter Ausdehnung. Zwei Ereignisse während seiner taten- und siegereichen Regierung geben der assyrischen Geschichte eine neue bedeutungsvolle Wendung: seine Züge nach Syrien und Palästina

Digitized by Google

und ein entscheidender Eingriff in die Geschicke Babyloniens. In Babylonien hatte schon zur Zeit Aschschurnaßirpals ein Fürst aus Chaldäa den Thron bestiegen, aus dem „Meerlande" am Persischen Golf, wo dem eigentlichen Babylonien schon seit alten Zeiten im Bündnis mit seinen Erbfeinden, den Elamitern, ein gefährlicher Nachbar und Rivale erwachsen war. Chaldäischer Abstammung war vielleicht auch Nabûpaliddinna, dessen beide Söhne Mardukschumiddin und Mardukbalâtsuiqbi Erbfolgestreitigkeiten um die babylonische Herrschaft anregten, wobei sich Mardukschumiddin an die Krone Assyriens wandte, während Mardukbalâtsuiqbi vermutlich an den chaldäischen Magnaten Stütze und Rückhalt suchte. Diese erwünschte Gelegenheit nützte Salmanassar zu einem Doppelsieg über den Chaldäerfreund und seine Bundesgenossen aus, die zur Tributleistung gezwungen wurden. Der Mardukschumiddin hochherzig gewährte Schutz Assyriens aber hatte die Anerkennung von dessen Oberhoheit seitens des Babylonierkönigs zur Folge. Salmanassar hatte damit die Hegemonie Assyriens über Gesamtbabylonien aufs neue hergestellt.



Der Obelisk Salmanassars II. (Schwarzer Marmor). Das Original befindet sich im Brit. Museum zu London.

Weit langwieriger und schwieriger gestalteten sich indessen die Kämpfe mit Syrien, wo seit dem 10. Jahrhundert durch den allmählichen Zusammenschluß verschiedener Aramäerstämme — ausnahmsweise — ein förmlicher Staat entstanden war: das Reich von Damaskus. Wohl gelang es Salmanassar, mit seinen Heeren Mesopotamien zu durchqueren und nordsyrische Einzelstämme, wie den von Karkemisch, mit Waffengewalt zu demütigen; aber der östliche Zugang zum Mittelmeer schien jetzt ein unüberwindliches Bollwerk geworden. Eine Stelle der Monolithinschrift Salmanassars nennt die Häupter des Bundes: „1200 Wagen, 1200 Reiter und 20000 Mann des Adadidri (vielleicht der Benhadad der Bibel und der Barhadad einer jüngst entdeckten altaramäischen Inschrift) von Damaskus, 700 Wagen, 700 Reiter und 10000 Mann des Irchulini von Hamath, 2000 Wagen und 10000 Mann des Ahab von Israel, 500 Mann von Gui, 1000 Mann von Muṣri, 10 Wagen und 10000 Mann von Irqanatu, 200 Mann des Matinubal von Arvad, 200 Mann von Usanatu, 30 Wagen und 10000 Mann des Adunubal von Schiana (?), 1000 Kamele des Arabers Gindibu, 1000 (?) Mann des Ammoniters Bâsa, des Sohnes von Ruchubi (?): diese zwölf Könige (von denen hier

mit Namen freilich nur elf aufgezählt werden) schlossen ein Schutz- und Trutzbündnis; Kampf und Schlacht zu liefern zogen sie wider mich heran." Diese denkwürdige monumentale Angabe ist hier nicht etwa deshalb wörtlich zitiert, weil auf die Genauigkeit der darin enthaltenen Zahlenangaben Gewicht zu legen ist, sondern um der außerordentlich großen Bedeutung willen, die dem erstmaligen Auftreten des Volkes Israel in einer inschriftlichen, historisch einwandsfreien, wenige Jahre nach der Abspielung der betreffenden Ereignisse aufgezeichneten Nachricht zukommt.

In derselben untergeordneten politischen Stellung gegenüber dem gewaltigen assyrischen Reich wie die der Reihe nach aufgezählten aramäischen Kleinstaaten, nicht einmal an deren Spitze und ohne die Übernahme einer irgendwie bedeutenden Rolle tritt uns hier das Volk entgegen, das bis zum heutigen Tage ein so gewaltiger Faktor in der Entwicklung der Geschichte der Menschheit zu werden berufen war. Wäre der moderne Geschichtsschreiber auf die aus den bisher entdeckten und entzifferten historischen Inschriften geflossenen Nachrichten beschränkt, so würde die israelitische Geschichte zur Zeit Salmanassars II beginnen, ebenso wie die manch anderen Kleinstaates zu seiner Zeit oder doch nur um wenige Jahrzehnte früher anhebt. Indessen liegt bekanntlich der Fall gerade bei Israel anders: das (bis auf Bruchteile) in hebräischer Sprache verfaßte Alte Testament, dessen Kenntnis wir bei unseren Lesern für alles folgende füglich voraussetzen dürfen, hat seit seiner Entstehung als die selbstverständliche Hauptquelle für die Geschichte des Volkes Israel gegolten und ist erst nach der Entdeckung der Keilinschriften durch den Inhalt der letzteren chronologisch-historisch kontrollierbar geworden. Schon lange vor diesen Entdeckungen und noch gleichzeitig mit ihnen gesellte sich dazu aber auch eine auf philologischer Grundlage ruhende literarhistorische Kritik, deren letzter Ausbau untrennbar mit dem Namen Julius Wellhausen verknüpft ist. Es liegt außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung der Geschichte des Alten Orients, die im einzelnen noch vielfach strittige Quellenscheidung in den Büchern des Alten Testaments hier näher darzulegen; nur die folgenden Punkte, in denen heute die meisten Vertreter der alttestamentlichen Wissenschaft übereinstimmen, seien zur allgemeinen Orientierung angedeutet. Schon im Pentateuch, den „fünf Büchern Moses", die übrigens von manchen Exegeten literarisch in engen Zusammenhang mit dem Buche Josua gebracht und dann als „Hexateuch" betrachtet werden, lassen sich deutlich mehrere Hauptquellenschriften unterscheiden. Als die älteste Quelle gilt der „Jahwist", nach der in ihm auftretenden Bezeichnung Gottes als „Jahwe" so genannt, der Niederschlag einer schulmäßigen Tradition, deren Hauptschicht etwa im 9. vorchristlichen Jahrhundert in Juda entstanden ist. Von diesem „Jahwisten" wird seit den Untersuchungen des katholischen Arztes Jean Astruc (1753) der jenem ziemlich nahe verwandte, etwa um die Mitte des 8. Jahrhunderts in Nordpalästina entstandene „Elohist" (mit der Gottesbezeichnung „Elohim") unterschieden. Beide Quellen, die mit Ausnahme des alten „Bundesbuches" (in den Kapiteln 20—23 des zweiten Buches Moses) und eines kurzen Abschnittes im zweiten Buch Moses, Kap. 34, rein erzählenden Charakter tragen, wurden etwa nach der Mitte des 7. Jahrhunderts verschmolzen und mit geschickter Ausgleichung ihrer Differenzen zu einer Einheit verflochten. Eine andere Richtung verfolgte in ihrer Entstehung die sog. Torah, das Gesetzeswerk des Pentateuch, in dem das alte Gewohnheitsrecht der Israeliten, ihrer allmählich entwickelten Staats- und Kultgemeinschaft entsprechend, zum offiziellen Staats- und Kultgesetz erhoben wurde. Ähnlich wie ums Jahr 2000 unter König Chammurabi in Babylonien die dortige Gesetzessammlung, so wird im 18. Jahre König Josias, d. i. nach allgemeiner Annahme 623 v. Chr., in Juda das sog. „Urdeuteronomium" sanktioniert worden sein, ein kompliziertes, von bestimmten Tendenzen erfülltes Gebilde, das in einem Teil des fünften Buches Moses in mindestens zwei, wahrscheinlich aber mehreren, nach Josias Tod (608) vorgenommenen Überarbeitungen wiederzuerkennen ist. Im Exil (nach 573) entstanden dann nochmals neue Gruppen von Gesetzen und Kultusordnungen, der sog. „Priesterkodex", innerhalb dessen wieder das „Heiligkeitsgesetz" sowie Sammlungen, die die Geschichte des Kultus betonen, und spätere Ergänzungen unterschieden werden. Der Abschluß dieser letzteren Sammlung wird ums Jahr 500 v. Chr. angenommen. Überdies ist noch eine zweimalige Überarbeitung aller der genannten Stücke ersichtlich. Offenbar noch im oder gleich nach dem Exil wurden die im 7. Jahrhundert vereinigten „historischen Quellen", der „Hexateuch", die Bücher

Digitized by Google

der Könige, Richter und Samuelis so zusammengefaßt, beziehungsweise ergänzt, daß dazu der Sinn und Geist des Deuteronomiums paßte — eine literarische Tätigkeit, die man hypothetisch einer bestimmten Person, dem sog. „Deuteronomisten" zuzuschreiben pflegt. Endlich wurden von einem — gleichfalls präsumierten — Schlußredaktor, der vor 333 v. Chr. gelebt haben muß, in den Priesterkoder als „Grundschrift" die übrigen Bestandteile des Werkes hineingearbeitet und damit das literarische Monument geschaffen, dessen Einheitlichkeit fast 2000 Jahre lang von Juden und Christen unangetastet blieb. Heute wissen wir, daß darin durch eine künstliche, bewußte Darstellung das nachexilische Gesetz zum ursprünglichen, zu einer „Wüstengesetzgebung" und die Geschichte Israels von der Weltschöpfung an, mit Hinweglassung aller späteren Ursprung verratenden Einzelheiten, zur Vorgeschichte dieser sinaitischen Gesetzgebung — „mit beweglichem Tabernakel und Wanderlager" — gestempelt sind. Bedenkt man, daß während der Arbeiten des „Deuteronomisten" und des Schlußredaktors von den ursprünglichen chronikartigen und annalistischen Quellenaufzeichnungen immer mehr Stücke verloren gingen und durch spätere Legenden ersetzt wurden, so wird der geringe Ertrag an historischem Quellenstoff nur allzu verständlich. Was uns heute im alttestamentlichen Kanon vorliegt, sind keine rein historischen Aufzeichnungen zum Zweck der Überlieferung politischer Geschehnisse auf die Nachwelt, wie etwa eine assyrische Königsinschrift, sondern sind Tendenzschriften religiösen und legislatorischen Inhalts.

Betrachten wir hier, in der Form eines Exkurses, unter diesem Gesichtswinkel die Anfänge der israelitischen Geschichte, so kann es nicht wundernehmen, daß in den einheimischen Quellen von einer chronologischen Basis keine brauchbaren Reste vorhanden sind. Die Auffassung von der Entstehung des Volkes steht und fällt mit der oben erwähnten geistvollen Hypothese H. Zimmerns, der in den auf den Tell-el-Amarna-Tafeln genannten Chabiri, den Jerusalem bedrohenden Nomaden oder Halbnomaden, die Hebräer erblickt. Danach wären die in Palästina seßhaften Amurrū, die „Emoriter", d. h. die „Bewohner des Westlandes", allmählich von einer Reihe stammverwandter, also ebenfalls kanaanäischer bzw. „hebräischer" Stämme verdrängt oder mit ihnen durchsetzt worden, und der Zusammenschluß dieser Stämme ergab eine Völkerschaft, Israel, der sich als nächste Nachbarn noch die Ammoniter, die Moabiter und die Edomiter angliederten. Von der Amarnazeit bis zur Zeit Ahabs fehlt für Israel abermals eine chronologisch gesicherte einheimische Überlieferung; die glaubwürdigen historischen Erinnerungen reichen höchstens bis in die Königszeit zurück. Was über diese hinausgeht, ist mit großer Wahrscheinlichkeit zu einem guten Teil in den Bereich der Sage, vornehmlich der Heroensage zu verweisen, ohne daß zu leugnen wäre, daß sich von diesem Sagengewebe Knotenpunkte abheben, die als historische Kerne anzusehen sind. Es sind teilweise auch hier wieder fremde Quellen herangezogen worden, die die einheimischen beleuchten sollen. So ist z. B. der „Auszug aus Ägypten" unter „Mose" seit langem mit der Hyksosperiode (s. oben) in Zusammenhang gebracht worden. Daß dies historisch unmöglich ist, lehrt schon die Tatsache, daß „Israel" vor der Amarnazeit als solches nicht bestanden hat, wenn anders jene Hypothese Zimmerns den Glauben beanspruchen darf, der ihr allgemein entgegengebracht wird. Wohl aber kann sich in dieser Sage eine Erinnerung an die Wanderungen einzelner Nomadenschwärme zur Hyksoszeit erhalten haben, welche die ägyptischen Quellen andeuten. Und das gleiche mag von der sog. „Richterzeit" gelten, den Sagen eines Jephta in Gilead und eines Gideon in Manasse, die auf den Zusammenschluß einzelner Nomadenhorden unter einem Stammesfürsten zu deuten scheinen. Auch in dem alten, aber sicher überarbeiteten Lied der Prophetin bzw. „Richterin" Debora (Richter, Kap. 5) spiegelt sich die Erinnerung an diese Zeit wider, während die Erzählungen über die „Erzväter" in der Genesis wohl in ihrer Gesamtheit vom Gebiete der historischen Forschung auszuschließen sein werden. Freilich ist bis in die jüngste Zeit und von namhaften Forschern versucht worden, den im 14. Kapitel der Genesis genannten „Amraphel", den „König von Sinear", als identisch mit Chammurabi (bzw. Chammurapi), dem König von Sumir, d. h. Babylonien, zu erweisen und damit die historische Glaubwürdigkeit der in jenem — im übrigen völlig isoliert stehenden — Kapitel enthaltenen Nachrichten aus der Zeit Abrahams darzutun. Auch Kedorlaomer von Elam wollten einige Gelehrte auf Keilschrifttafeln entdeckt haben. Der letztere Name aber stellte sich dort alsbald als falsche Lesung heraus; und für die Gleichsetzung von Amraphel mit Chammurabi ist bis jetzt ein abgeschlossener Beweis nicht geführt

Digitized by Google

worden. Die Nachrichten über Abraham sind demnach — wenigstens nach dem heutigen Stand der Forschung — und ebenso wohl die von der Bundesschließung am Sinai zunächst noch nicht mit Sicherheit in den Bereich der historischen Darstellung zu ziehen.

Erst mit der Seßhaftwerdung der einzelnen Stämme und der Amalgamierung mit der Bevölkerung der von ihnen in Besitz genommenen Städte tritt Israel als Kulturvolk auf, zusammengeschlossen durch ein nationales, eminent religiös ausgeprägtes Gemeindebewußtsein, stark genug, um einzutreten in den Kampf gegen einen in Kanaan erwachsenden Feind: die Philister. Diese hatten im 12. Jahrhundert, zur Zeit der babylonischen Paschi-Dynastie, die noch in der Amarnazeit von einer kanaanäischen Bevölkerung bewohnten Küstenstädte am Mittelmeer: Gaza, Asdod, Askalon, Ekron, dazu auch Gath besetzt, deren Fürsten zu einem Bunde vereinigt waren. Im Vertrauen auf eine wohlorganisierte Heeresmacht konnten sie mit Israel den Kampf wagen und drangen gegen die neuen Ansiedler vor. Aber gerade dadurch wurden die israelitischen Stämme zur Defensive unter einem gemeinsamen Oberanführer gezwungen: Saul ward der erste König in Israel. Freilich erlitt der neugewählte Fürst, als dessen Feldherr Benjamin genannt wird, zunächst zwei empfindliche Niederlagen, und die „zehn" Stämme kamen zeitweise unter philistäische Herrschaft. Aber bald gelang es dem erstarkenden jungen Reiche, die Fremdlinge aus ihren Grenzen zu vertreiben. Auch von Siegen über die Moabiter und Ammoniter wird in diesem Zusammenhange berichtet. Die endgültige Unabhängigkeit seines Königreichs zu erleben, war Saul nicht bestimmt: in einem erneuten Kampfe gegen die Philister fiel er auf dem Schlachtfelde. Damit aber wurde auch die Stellung seines Reiches gefährdet. Vom Stamme Kaleb (in und bei Hebron) und dem angrenzenden Juda aus war schon zu seinen Lebzeiten eine starke Bewegung gegen den Norden ausgegangen, an deren Spitze David „der Held" stand. Im Bündnis mit mehreren Nachbarstämmen, vielleicht auch unter geschickter Ausnutzung und zeitweiser Unterstützung der philistäischen Politik, wandte sich dieser unmittelbar nach Sauls Tod gegen Israel, das mit Ausnahme des Ostjordanlandes binnen kurzem in seine Hände fiel. Das unter einem Szepter vereinigte Reich Juda und Israel mit der Hauptstadt Jerusalem vermochte nun nachhaltig die Westgrenze vor ferneren Eroberungszügen der Philister zu schützen. Auch in den Angriffskriegen gegen die Nachbarvölker von Moab, Ammon und Edom stand Davids trefflich ausgebildetem Heere das Kriegsglück zur Seite; bis nach Damaskus scheinen sich seine Unternehmungen erstreckt zu haben. Mit Familienzwistigkeiten wird im Alten Testament der Aufstand motiviert, der gegen das Ende seiner Regierung unter der Anführung seines Sohnes Absalom von Hebron aus stattfand, aber nach dessen Ermordung bald niedergeschlagen wurde, freilich nicht, ohne schon damals Unfrieden zwischen den erst so kurz vereinigten Stämmen Judas und Israels gestiftet zu haben. Dazu entwickelte sich nun ein schroffer Gegensatz zwischen der dem König ergebenen Militärmacht und der Priesterschaft unter Leitung des „Propheten" Nathan, der für die Nachfolger des Königs folgenschwer wurde. An Stelle seines von David selbst erwählten Sohnes und legitimen Erben Adonja wurde dessen jüngerer Bruder Salomo auf den Thron erhoben.

Ist schon die Geschichte Davids, die Zeit seiner glänzenden Hofhaltung und der frommen Psalmgesänge von der späteren Legende mit einem fast undurchdringlichen Sagenschleier umwoben, so gilt dies in noch viel höherem Maße von dem großen „Weisen" Salomo, dem unvergleichlichen Urteilskünder, dem gewaltigen orientalischen Herrscher mit reichbevölkertem Harem und üppiger Tafel, dem Schöpfer prachtvoller Prunkbauten. Daß der Ausbau seiner herrlichen Residenz Jerusalem und die Errichtung des dortigen glänzenden Tempelgebäudes seine Werke waren, ist wohl zweifellos. Aber allzu spärliche zuverlässige Nachrichten hat die spätere religiöse Tradition über seine äußere Politik erhalten. Edom scheint während seiner Regierung wieder vom Reich abgefallen zu sein; Damaskus erstarkte mehr und mehr und gelangte zu völliger Unabhängigkeit. Ob die reichlich ausgeschmückten Berichte über Salomos ausgedehnte Handelsverbindungen und sein Abkommen mit König Hiram von Tyrus in allen ihren Einzelheiten auf tatsächlichen Vorkommnissen beruhen oder zum Teil zur Verherrlichung seiner weitumfassenden kostspieligen Bautätigkeit ersonnen wurden, läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls erübrigte der König neben seinen mannigfachen Lieblingsbeschäftigungen noch Zeit genug, um die

Digitized by Google

Zügel der Regierung seines Reichs, das er in zwölf Bezirke mit gesonderter Verwaltung eingeteilt hatte, mit starker Hand zu führen. In diesem Sinne erklärt sich der Bericht von den Anforderungen der Ältesten Israels nach dem Tode Salomos an Rehabeam, dem Volke das drückende Joch seines Vaters zu erleichtern. Die Weigerung Rehabeams, diesem Gesuche zu willfahren, kostete ihm den Thron und brachte dem Reiche die längst drohende Trennung Judas samt Jerusalem von dem alten Herrscherhaus Israel.



Statue des Königs Ramses II von Ägypten.
Nach dem im Museum zu Turin befindlichen Original.

Allem Anschein nach hat Jerobeam I, der jetzt von den Israeliten zum König ausgerufen wurde, sich zur Erlangung der Herrschaft fremder Hilfe versehen: der Ägypter. Dies führt uns zu einem kurzen Seitenblick auf den damaligen Verlauf der ägyptischen Geschichte, die wir oben bei dem Religionsreformator, dem „großen Ketzer" Amenophis IV verlassen mußten. Soweit die für die allgemeine Geschichte des alten Orients bedeutenden Ereignisse aus den ägyptischen Quellen bekannt geworden sind, läßt sich vom Anfang des 14. bis zum 10. Jahrhundert ein allmählicher, wenn auch durch glänzende Waffentaten aufgehaltener Verfall der ägyptischen Macht ersehen. Weder Amenophis' Schwiegersohn, Sakerê, noch dessen Regierungsnachfolgern Tutenchamon und Eje gelang es, den neueingeführten Sonnenkult gegen die Reaktionspartei der thebanischen Priesterschaft im Lande durchzuführen. Allgemeine Zerüttung, religiöse Unduldsamkeit und Unruhe drohten den Frieden Ägyptens dauernd zu untergraben. Da bemächtigte sich Haremheb, der Harmais der Griechen, ein durch politische Klugheit ausgezeichneter Beamter und treuer Anhänger der alten Religion, der schon unter der Regierung des Ketzers Amenophis IV den größten Teil der Staatsgeschäfte für den schwärmerischen König besorgt hatte, des Throns, wozu ihn die Priesterschaft begünstigte und die Vermählung mit einer Prinzessin anscheinend legitimierte. Symbole und Kulte der alten Glaubenslehre wurden nun im vollen Umfang wiederhergestellt; strenge Gesetze begründeten nach den schweren inneren Kämpfen, die

Digitized by Google

der Staat durchgemacht hatte, aufs neue die Ordnung im Lande; Ägyptens Wohlfahrt hob sich. Auch die auswärtige Politik suchte Harmais durch Züge nach Punt und Kleinasien zu fördern, konnte aber weder gegen die Amurrû noch gegen das mächtige Hettiterreich nennenswerte Erfolge erlangen. Erst im weiteren Verlauf der 19. Dynastie sind in Ägypten die größeren Eroberungszüge gegen den Osten zu verzeichnen, zu denen Harmais das Land vorbereitet hatte. Als nach der kurzen Regierung seines Bruders Ramses I in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts Sethos I den Thron bestiegen hatte und einen Waffenzug nach Syrien unternahm, stieß er auf die kampfbereiten Hettiter, die damals weit nach Süden vorgerückt waren, fast ganz Syrien und Phönikien unterworfen und Karkemisch zu ihrer befestigten Hauptstadt erhoben hatten. Diesem mächtigen Feinde gegenüber erlahmte Sethos' Kraft. Er erzielte nur einen zweifelhaften Vertrag mit den Hettitern, der seinen kriegstüchtigen Nachfolger Ramses II nicht abhalten konnte, aufs neue einen Kriegszug nach Syrien zu unternehmen. Trotz der Belagerung von Qadesch am Orontes, die mit einer blutigen Schlacht endete, vermochte aber auch Ramses, dessen Unternehmung noch durch einen Thronwechsel der befehdeten Hettiterdynastie begünstigt wurde, nichts weiter zu erreichen, als ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Chetakönige Chattuschil (ägyptisch Chetasar), dessen Vereinbarungen uns heute noch wörtlich, und zwar in doppelsprachiger, ägyptischer und babylonischer (s. unten) Abfassung erhalten sind. Die Verehelichung des Pharao mit einer Chatti-Prinzessin sollte das gute Einvernehmen zwischen beiden Völkern besiegeln. Gleichwohl überdauerte Ägyptens Einfluß in Syrien nicht einmal die 19. Dynastie. Eine von Europa ausgehende Völkerwelle, die sich teils nach Libyen, teils nach Kleinasien ergoß — es wird vermutet, daß auch die Philister ihr angehörten — verlegte den Schwerpunkt der auswärtigen ägyptischen Politik nach der Westgrenze des Reichs, wo König Menephtah nach erbitterten Kämpfen und einer sechsstündigen Entscheidungsschlacht einen vollständigen Sieg über die fremden Eindringlinge davontrug. In Asien aber war damit die Macht der Ägypter gebrochen. Die Herrscher der 20. Dynastie waren nimmermehr imstande, der sich fortwährend ausbreitenden assyrischen Großmacht wirksam entgegenzutreten. Dem Hettiterreich als solchem konnte kein Pharao, sondern hat, wie wir oben sahen, der Assyrerkönig Tiglathpileser I das Ende bereitet. Selbst die Tatkraft eines Ramses III vermochte den Verfall Ägyptens nur zu hemmen, nicht zu verhindern. Wohl wird unter seiner Regierung von dem glücklichen Ausgang eines abermaligen Feldzuges gegen die Libyer berichtet, von Siegen über die kleinasiatischen Küstenvölker, von einer Flottenbewegung bis nach Zypern und an die Orontesmündung. Aber die Wirren und Gärungen im Innern des Landes, zerrüttete Politik und religiöse Parteiungen waren zu mächtig, als daß die gleichnamigen Nachfolger Ramses' den Verfall des Pharaonentums hätten aufhalten können. Die Herrschaft kam endlich an die Hohenpriester des Amon, aus deren Familie eine Reihe von Königen der 21. Dynastie hervorging; den Glanz der früheren Zeit vermochten auch sie nicht mehr heraufzubeschwören. Ohne Rückhalt an kriegstüchtigen Heeren mußten diese Herrscher zusehen, wie sich Äthiopien unter eigenen Königen selbständig machte und von da an mehr und mehr in die Geschicke ihres eigenen Landes eingriff. Auch die Verteidigung der Westgrenze gegen die Libyer war längst aufgegeben, und von der dortigen, durch fremde Elemente gestärkten Bevölkerung erhielt Ägypten ein neues Herrscherhaus libyscher Abkunft. Es ist der erste Fürst dieser 22. Dynastie, Schoschenk I (Sesonchis), der wieder über so kriegstüchtige Söldner verfügte, um einen Zug nach dem asiatischen Osten zu wagen und sich in die Verhältnisse des judäisch-israelitischen Reiches einzumischen. Von dieser Zeit an sehen wir immer wieder die, beiden Teilen, den eroberungsgierigen Ägyptern und den rückhaltsbedürftigen westasiatischen Staaten in gleichem Maße wünschenswert erscheinende Politik auftauchen, von der die Restitution der längstvergangenen Suprematie des Niltalreiches über Westasien im Gegensatz zu der assyrischen Weltmacht erhofft wird. Die Geschichte Ägyptens tritt nun wieder in engen Zusammenhang mit der vorderasiatischen, speziell der babylonisch-assyrischen.

Von einem libyschen Söldnerfürsten also ward Jerobeam, der sich nach dem mißlungenen Versuch eines Aufstandes gegen Salomo nach Ägypten geflüchtet hatte, bei seiner Erhebung zum König von Israel unterstützt. Schoschenk wandte sich gegen Rehabeam, eroberte und

Digitized by Google



Vertreter kleinasiatischer Küstenvölker (Philister) als Gefangene König Ramses' III.

Wandrelief in einem Tempel zu Medînet-Hâbu (Theben).

brandschatzte Jerusalem und eine Reihe anderer palästinensischer Städte und gab sie Jerobeam zu eigen. Aber die Zerwürfnisse im Innern Ägyptens ließen auch damals den Beherrscher des Pharaonenreichs nicht lange eine Rolle als Schiedsrichter in Palästina spielen. An seine Stelle trat Benhadad von Damaskus, das seit dem 10. Jahrhundert zur Residenz eines Königreiches, des vornehmsten und stärksten unter den aramäischen Einzelstaaten geworden war. Benhadads Hilfe wurde zunächst von dem Judäer Asa in Anspruch genommen, den der israelitische Herrscher Baesa aus dem Stamme Issaschar, der zweite Nachfolger Jerobeams, durch die Befestigung der der judäischen Metropole Jerusalem nahegelegenen Grenzstadt Râma hart bedrängt hatte. In ganz ähnlicher und eigennütziger Weise wie früher Ägypten griff jetzt Damaskus in die israelitisch-judäische Politik ein. Nicht nur Juda wurde durch die Schleifung Râmas von der drückenden Unterbindung des Verkehrs nach Norden befreit und damit freilich zugleich an Damaskus tributpflichtig: auch Israel kam damals unter die Oberhoheit Benhadads. Diese Herrschaft erkannte auch Omri an, der Begründer einer neuen Dynastie, der sich nach einer Reihe von Wirren, Aufständen und Parteiungen, und der Unterdrückung verschiedener Gegenkönige zum anerkannten Herrscher in Israel aufschwang, dem Lande in Samaria eine dauernde Residenz schuf, seine Heeresmacht neu organisierte und das mittlerweile abgefallene Moab zeitweilig wieder unterwarf. Omris kluge Politik und die Verfolgung seiner eigenen Interessen mochten ihm die Verzögerung einer Aktion gegen Damaskus wünschenswert erscheinen lassen. Erst sein Sohn Ahab, der Benhadad gegen die Assyrer noch in der Schlacht von Qarqara Heeresfolge geleistet hatte, glaubte die nunmehr Damaskus von Salmanassar II drohende Gefahr ausnützen zu sollen, um sich von dem verhaßten Joche der Aramäer zu befreien. Er hatte die Stärke der kämpfenden Mächte aber falsch bemessen: in einem der Kämpfe gegen den Damaszener Fürsten, die um die Festung Râma entbrannt waren, ereilte ihn der Tod auf dem Schlachtfelde.

Digitized by Google

Damit mündet die politische israelitisch-judäische Geschichte in den breiten Strom der weltbedeutenden Ereignisse des großen Assyrerreichs ein und ist nun zunächst in und mit diesen verlaufend zu betrachten. Die einheimischen späten Quellen des Alten Testaments, die, wie wir gesehen haben, ganz anderen Zwecken dienten als der Aufzeichnung rein historischer Geschehnisse, können von nun an durch die monumentalen Inschriftendenkmäler der assyrischen Großkönige kontrolliert und auf ihre Zuverlässigkeit geprüft werden. In der Tat ist die Beteiligung Ahabs an der Schlacht von Qarqara im Jahre 854 v. Chr., die aus der oben erwähnten Salmanassarinschrift feststeht, das erste Ereignis der Geschichte Israels, das chronologisch sicher bestimmbar ist.

Es würde sich hier für den gewissenhaften Historiker, der die Geschichte des alten Orients zum Vorwurf genommen hat, geziemen, nun auch die Geschichte der übrigen außerbabylonisch-assyrischen westasiatischen Staaten von ihrer Entstehung an bis zur Einmündung in die assyrische Reichshistorie zu verfolgen. Indessen ist ein solches Unternehmen zurzeit unmöglich. Originalquellen dieser Geschichte sind, soweit solche überhaupt vorhanden, mit noch weit größerer Vorsicht zu verwerten als der literarische Schatz des Alten Testaments. Die oben erwähnten, mit hettitischer Bilderschrift bedeckten Denkmäler haben gesicherte historische Aufschlüsse bisher nicht zu enthüllen vermocht. Dagegen bestätigt die im Louvre befindliche, aus dem ersten Viertel des 9. vorchristlichen Jahrhunderts stammende Stele mit einer Inschrift des Moabiterkönigs Mescha die Eroberungen Omris in Moab, das unter Ahab wieder unabhängig geworden zu sein scheint; und ein vor zwei Jahren veröffentlichtes Dokument aus dem Anfang des achten Jahrhunderts, die umfangreiche Inschrift eines Königs von Hamath, bringt die dominierende Stellung von Damaskus zur Zeit Barhadads deutlich zum Ausdruck. Alle übrigen nordsemitischen Inschriften aber, auch die zu Sendschirli in Nordsyrien entdeckten, jetzt im Berliner Museum befindlichen und die neugefundenen ägyptisch-aramäischen Papyri aus Assuan sind jüngeren Datums als die hier besprochene Periode. Gleichwohl veranlaßt gerade die denkwürdige Aufzeichnung Salmanassars, die unsere Aufmerksamkeit auf Israel lenkte, noch einen weiteren Seitenblick in ein viel entlegeneres Gebiet zu werfen: nach Altarabien.

Mit dem Namen des oben erwähnten Fürsten Gindibu verknüpft, wird zum erstenmal in der Geschichte des Altertums das Land Arabien (Aribi) mit Namen genannt, das Land, das trotz aller „Abgeschlossenheit" nach der Anschauung vieler Forscher im Besitz einer alten Kultur gewesen ist, ja von einigen Gelehrten geradezu als die Heimat der Semiten, die „Völkerkammer" bezeichnet wird. Als Durchgangsgebiet des ägyptisch-indischen Handels, von reich ausgeschmückten späteren Legenden als ein Land kostbaren Weihrauchs und der Myrrhe gepriesen und mit fabelhaften Reichtümern begabt, als die Heimat eines Volkes, das nachmals die Welt zu erobern bestimmt war, schien der Boden der Halbinsel verlockend genug, um dort nach alten Kulturresten zu fahnden. So sind denn auch im verflossenen Jahrhundert zunächst vereinzelt und später in größerem Maßstabe — von Joseph Halévy und besonders von Eduard Glaser — Entdeckungsreisen ausgeführt und Inschriftensammlungen erworben worden, die schon heute die Zahl von 2000 Texten überschreiten. Ihre Erklärung zählt zweifellos zu den lohnendsten Aufgaben der semitischen Epigraphik, deren Lösung um so verheißender erscheint, als weder ihre Buchstabenschrift den Entzifferer sonderlich behindern, noch auch ihre Sprache, ein in mehreren Dialekten auftretendes Altarabisch, der philologischen Deutung unüberwindliche Schwierigkeiten bieten sollte. Gleichwohl wird hier, wenigstens zurzeit, dem Historiker stete Zurückhaltung und häufige Entsagung zur ernsten Pflicht. Ein großer Teil des epigraphischen Materials, besonders aus den reichen Sammlungen Glasers, ist der Öffentlichkeit noch nicht zugänglich gemacht, und die wenigen Bearbeiter der edierten Texte differieren in ihren Deutungen oft erschreckend weit voneinander. Dazu ist der Inhalt der Dokumente, die sich meist als Weih- und Bauinschriften oder als Texte privater Natur ergeben, gerade der historischen Forschung wenig dienlich. Nicht ein einziger Anhaltspunkt für eine gesicherte chronologische Ansetzung der Niederschriften hat sich bis jetzt aus den Texten selbst ergeben. Nur soviel darf wohl als gesichert gelten, daß wir in der ältesten erreichbaren Zeit in Südarabien ein größeres Reich Maīn anzunehmen haben, dessen zeitliche und räumliche Ausdehnung zunächst nicht näher bestimmbar ist. Als fertiger,

Digitized by Google



Tributzahlung König Jehus von Israel an König Salmanassar II.
Relief und Inschrift vom Obelisken Salmanassars II. Original im Britischen Museum zu London. Photographische Aufnahme von W. A. Mansell & Co., London.

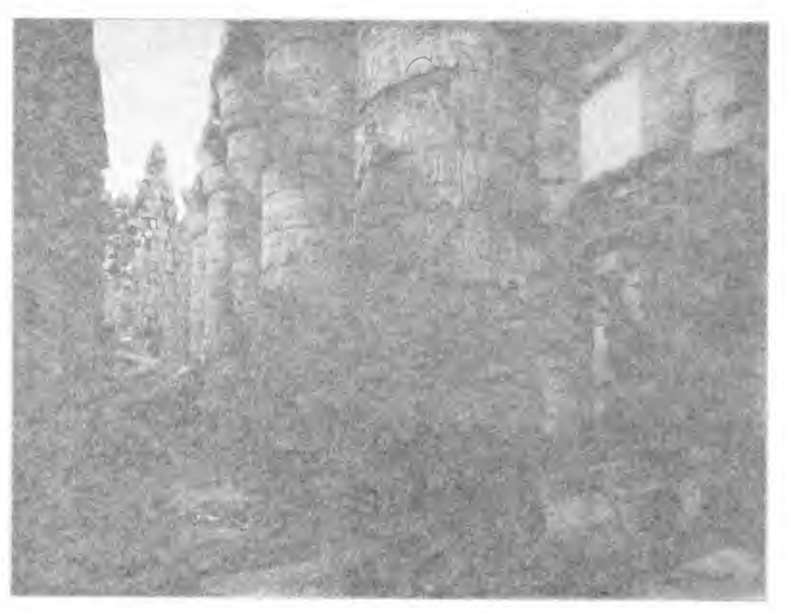
Digitized by Google

wohlorganisierter Staat tritt Maïn in die Geschichte ein. Sein politischer Einfluß mag sich weit nach Norden, vielleicht bis Gaza und ins Gebiet des biblischen Midian erstreckt haben. Mehrere Landschaften des Reiches sind dem Namen nach bekannt, und von mehr denn einem Viertelhundert Königen, deren Genealogie zum Teil verfolgt werden kann, geben die Inschriften Kunde. Dieses alte südarabische Reich scheint im 9. oder 8. Jahrhundert durch ein nordarabisches in der Hegemonie abgelöst worden zu sein, das von der Hauptstadt Saba den Namen „Sabäisches Reich" erhielt; über seinen Ursprung und die Herkunft seiner Kultur herrscht aber dasselbe undurchdringliche Dunkel, wie vorher im Süden der Halbinsel. Die Regenten von Maïn verschwinden nun völlig aus den Inschriften, und an ihre Stelle treten allmählich die „Könige von Saba". Letztere sind bis zum 2. vorchristlichen Jahrhundert zu verfolgen, wo sie von den Himjaren aus Südwestarabien abgelöst wurden.

Kehren wir nach diesem Umwege über Palästina und Arabien zu der wichtigen Stelle der Inschrift auf dem Monolithen Salmanassars II und zu dessen eigener Geschichte zurück! Die Hofhistoriographen des Assyrerkönigs verzeichnen bei der schon erwähnten Stadt Qarqara einen glänzenden Sieg über die Aramäerstämme. Salmanassar rühmt sich, gleich dem Sturmgott über seine Feinde Unwetter gebracht und 14000 ihrer Krieger mit den Waffen niedergeworfen zu haben. Aber die wirkliche Bewältigung von Damaskus und Hamath hatte sein Feldzug trotzdem nicht zur Folge. Benhadad ging zunächst aus dem Kampfe ungeschwächt hervor und fand auch die Mittel, Ahabs Söhne, Ahazia und seinen Nachfolger Joram, die sich gegen ihn erhoben hatten, zum Gehorsam zu zwingen, ja sogar die Hauptstadt Samaria zu belagern, bis ihn neue Angriffe der Assyrer auf den Schutz des eigenen Landes bedacht sein ließen. Thronwechsel in Damaskus sowohl wie in Israel führten endlich nach langjährigen Kämpfen die Entscheidung zugunsten der Assyrer herbei. Eine Katastrophe, die über das Haus Omri hereinbrach, verschaffte den Thron Israels Jehu, den der ererbte Haß gegen die Aramäer zum Bündnis mit dem Assyrerkönig trieb. Als nun in Damaskus auf Benhadad in der Regierung Hazael gefolgt war und den Assyrern aufs neue Trotz zu bieten wagte, rüstete Salmanassar einen abermaligen Feldzug aus, der nach Angabe der assyrischen Inschriften die Belagerung von Damaskus zur Folge hatte und mit der Zerstörung und Einäscherung „zahlloser" Städte und der Tributleistung der Einwohner von Tyrus und Sidon und von Jehu endete. „Den Tribut Jehus von Bit-Chumri" (d. h. aus dem Hause Omri) „empfing ich: Silber, Gold, eine goldene Schale, eine goldene Weihschüssel, goldene Becher, goldene Eimer, Blei und kostbare Holzarten (?)" meldet eine der Beischriften auf den Bändern des Schwarzen Obelisken Salmanassars. Schon der Tenor der Inschriftstelle, die über die „Belagerung von Damaskus" spricht, zeigt aber, daß der Assyrerkönig auch diesmal gegen Hazael nichts Entscheidendes ausrichten konnte. Auch ein drei Jahre später (839) unternommener Feldzug vermochte die Unabhängigkeit von Damaskus nicht zu erschüttern. Seine Macht erstarkte unter der fast ein halbes Jahrhundert währenden Regierung Hazaels in dem Grade, daß es nun auf lange Jahre hinaus die assyrischen Heere von Eroberungszügen im Westen abhielt und gegen Israel-Juda von neuem die Offensive ergreifen konnte. Von Ammon und Moab unterstützt, bedrängten die Aramäer Israel aufs härteste. Jehu, der Juda an Athalja verlor, mußte sich, um die Selbständigkeit Israels zu retten, auf das Westjordanland zurückziehen; eine Zeit der Ohnmacht war über das Reich Davids hereingebrochen.

Salmanassars letzte Regierungsjahre gaben ihm nur wenig Gelegenheit zu weiterer — hauptsächlich nach den Nordgrenzen Assyriens gerichteter — auswärtiger Politik. In Aschschur, Ninive und anderen Städten des Reiches brach 829 unter der Anführung seines eigenen Sohnes Aschschurdaninapal ein Aufstand aus, der den Tod des Königs überdauerte. Erst nach dem Regierungsantritt von dessen zweitem Sohne, Schamschiadad IV (823—811), wurde die Ruhe im Lande wiederhergestellt. Die bedrohten Grenzen im Norden und Nordosten wurden gegen die Nairi-Völker und ihre Verbündeten geschützt und dem Reiche die frühere Selbständigkeit erhalten. Besonders eine große Koalition, zu der sich der damals in Babylon regierende Chaldäerfürst Mardukbalâtsuiqbi mit seinen Stammesgenossen und ferner den Aramäerstämmen, ja auch mit medischen und elamitischen Völkerschaften, verbunden hatte, gab Schamschiadad Veranlassung zu Feldzügen nach Babylonien und Chaldäa, die Assyrien wenigstens

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Die große Säulen-Halle des Tempels zu Karnak
Nach einer Photogravüre in G. Ebers und M. Junghaendel „Aegypten“, Cosmos, Verlag für Kunst und Wissenschaft, Berlin und Leipzig

Digitized by Google

die nominelle Oberhoheit über den babylonischen Staat zu erhalten vermochten. Unter Schamschiadads Nachfolger, Adadnirâri IV (810—782), hob sich dann die Macht des Reiches gewaltig. Nicht nur dessen frühere Stellung verstand dieser König zu sichern und konnte sich rühmen, in einem seiner Feldzüge nach Babylonien Bauachiddinna, den Nachfolger Mardukbalâtsuiqbis, in die Gefangenschaft nach Assyrien geführt zu haben. Weitausgedehnte kriegerische Unternehmungen trugen den Glanz der Waffen Aschschurs auch nach Medien und bis nach dem äußersten Westen Asiens. Die syrischen Stämme samt Byblos und Arvad, auch Sidon und Tyrus wurden tributpflichtig. In Damaskus unterwarf sich Mari, der Sohn Hazaels, dem mächtigen Großkönig, der dadurch ganz Palästina bis nach Edom in seine Gewalt brachte. Für Israel, das unter der Regierung von Jehus schwachem Sohne Joachaz das damaszenische Joch drückender denn je empfand, bedeutete Adadnirâris Eingreifen eine Erlösung: einen „Heiland" nennt das zweite Buch der Könige (Kap. 13, V. 5) den Assyrer. Und in der Tat gelang es Joachaz' Sohn Joas, unter der assyrischen Oberherrschaft einen Teil des an Damaskus abgetretenen Gebietes zurückzuerobern, eine Politik, die Jerobeam II mit gleichem Glück verfolgte, wodurch er Israel nochmals einem Höhepunkt äußerer Machtentfaltung zuführte. Die letztgenannte Unternehmung fällt bereits in die Regierung des Assyrerkönigs Salmanassars III (781—772), von welchem in dem (unten zu erörternden) Eponymenkanon ein Zug gegen Damaskus berichtet wird. Leider versagen von nun an aber die Keilschriftdokumente für mehr als drei Dezennien der assyrischen Geschichte: weder von Salmanassar noch von seinen Nachfolgern Aschschurdajan III (771—754) und Aschschurnirâri IV (754—745) sind eigene Königsinschriften erhalten. In beiden Ländern, Assyrien und Babylonien, scheint damals eine Zeit vorübergehenden Niederganges angebrochen zu sein, die mit dem Wechsel der beiderseitigen Dynastien in Zusammenhang gebracht werden darf. Daraus erklärt sich vielleicht auch die Tatsache, daß mit der Regierung des babylonischen Königs Nabonassar (747—734) eine babylonische Chronik beginnt und zugleich auch der griechisch erhaltene sogenannte babylonische Regentenkanon des Mathematikers Claudius Ptolemäus seinen Anfang nimmt. Assyrien hatte um diese Zeit, wie die knappen Nachrichten des Eponymenkanons erkennen lassen, sein Hauptaugenmerk nach Norden zu richten, wo im Lande Urartu, dem späteren Armenien, eine drohende Gefahr für das Reich entstand, die es von da an bis zu seinem Untergange begleitete.

4. Vorderasien zur Zeit des Neuassyrischen Reiches.

Welches die näheren Umstände waren, die zu einem Dynastienwechsel im assyrischen Herrscherhause führten, ist nicht bekannt. Der Eponymenkanon verzeichnet für das Jahr 746 einen Aufstand in der Stadt Kalah, der früheren Residenz Assyriens, der vermutlich im ursächlichen Zusammenhang mit dem Ende der Regierung Aschschurnirâris stand. Wahrscheinlich als Usurpator ging aus dieser das ganze Land erschütternden Revolution ein glänzender Herrscher auf dem Throne Assyriens hervor, der sich den Namen Tiglathpileser (IV) beilegte und das Reich zu neuer Machtentfaltung führte (745—727). Schon im ersten Jahre seiner Regierung nahm dieser König die zerrütteten Verhältnisse in Babylon, das unter den Einfällen der Chaldäerstämme schwer gelitten hatte, zur willkommenen Veranlassung, um das Land von den Eindringlingen zu säubern, zugleich aber auch Nabonassar die Oberhoheit Assyriens aufzuzwingen, die dessen Sohn Nabûnadinzira (733—732) willig anerkannt zu haben scheint. Babylonien war eben damals, nach den Angaben der Königslisten zu urteilen, auch von inneren Zerwürfnissen geschwächt. Rascher Dynastienwechsel brachte 732 den Gouverneur einer Provinz, Nabûschumukin, zur Regierung, der schon nach knapp anderthalb Monaten von einem Chaldäerfürsten, Ukinzira, verdrängt wurde. Jetzt griff Tiglathpileser aufs neue in die Wirren ein, vernichtete die Machtstellung Ukinziras und seiner Verbündeten und nahm offiziell den Titel eines „Königs von Babylon" und „Königs von Sumer und Akkad" an, als welcher er unter einem zweiten Namen Pûlu, bzw. Phul, vielleicht seinem ursprünglichen Namen, in Babylonien regierte. Großartige Feldzüge nach Norden und Westen hatten diese seine Machtstellung vorbereitet. Urartu und die Nairi-Länder waren in mehreren Unternehmungen aufs neue gedemütigt und die Landesgrenze durch die Anlage befestigter

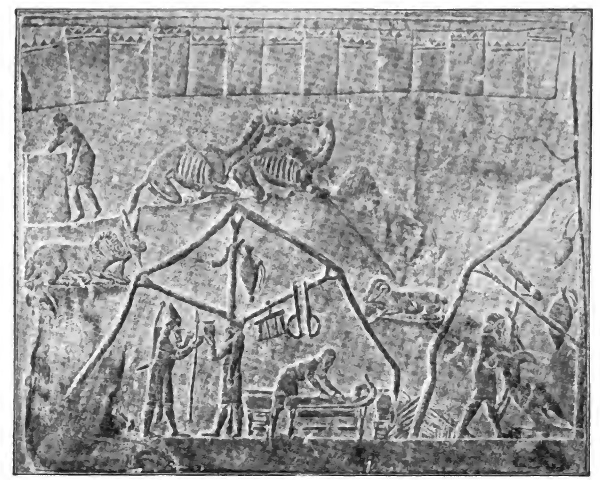
Digitized by Google

Plätze gesichert worden. Den Schwerpunkt seiner Politik aber verlegte Tiglathpileser nach dem Westen. Fast gegen alle syrischen Fürsten wurden Kriegsfahrten unternommen. Der siegreiche Herrscher rühmt sich in seinen Inschriften unter anderen der folgenden Tributleistungen: des „Tributes des Kuschtaschpi von Kummuch, des Raßunu (biblisch Rezin) von Damaskus, des Minichimmu (biblisch Menahem) von Samaria, des Chirummu (Hiram II) von Tyrus, des Sibittibil von Byblos, des Urikki von Qui, des Pisiris von Karkemisch, des Inil von Hamath, des Panammū von Samal, des Tarchulara von Gurgum, des Sulumal von Milit, des Dadil von Kaski, des Uassurmi von Tabal, des Uschchitti von Tuna(?), des Urballa von Tuchana(?), des Tuchammi von Ischtunda, des Urimmi von Chuschimna(?) und der Königin Zabibi von Arabien: Gold, Silber, Blei, Eisen, Elefantenhäute" usw. Von besonderem Interesse ist in dieser Aufzählung die Erwähnung Panammūs, da von diesem Könige von Jaudi in Sendschirli vor rund einem Vierteljahrhundert eine heute im Neuen Museum zu Berlin befindliche Statue mit einer Inschrift in dem einheimischen „kanaanäischen" Dialekt gefunden wurde, die dem König sein Sohn und Nachfolger Birrekab in Samal hatte errichten lassen. Tiglathpilesers Name wird auf dieser Stele ausdrücklich erwähnt. Auch für die israelitische Geschichte enthält die oben mitgeteilte Aufzählung seitens des Assyrerkönigs einen willkommenen Anhaltspunkt: die Nachricht von der Demütigung Menahems von Israel neben der Rezins von Damaskus. Diese bedeutete für Israel, wo nach Jerobeams II Tode Wirren und Bürgerkriege gewütet hatten, abermals eine schützende Abwehr gegen die Feinde des Königtums, das Menahem kaum auf rechtmäßige Weise an sich gebracht hatte. „Menahem gab dem Phul tausend Zentner Silber, daß er es mit ihm hielte, und bekräftigte ihm das Königreich", meldet die chronikartige Aufzeichnung im zweiten Buch der Könige (Kap. 15, V. 19). Aber auch das Reich Juda, das seit Athaljas Zeiten (vgl. oben) seine Selbständigkeit gegen Israel nur vorübergehend wiedererlangt hatte, tritt nunmehr in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Assyrien. Azarja (assyr. Azrijau), Sohn und Nachfolger von Amazia, Sohnes von Joas, der seinerzeit von der Priesterpartei gegen den Revolutionshelden Athalja zum Thronerben ernannt worden war, wird gleichfalls unter den Tributpflichtigen Tiglathpilesers genannt. Als dessen Enkel Ahas (assyr. Jauchazi) den Beitritt zu einem ihm angebotenen „Bunde" mit Pekah (Paqacha), dem Sohne Menahems, und mit Rezin von Damaskus verweigert hatte und die Verbündeten zur Belagerung seiner Hauptstadt Jerusalem schritten, nahm er die Hilfe Assyriens in Anspruch, die ihm von Tiglathpileser bereitwilligst gewährt wurde. Der Ausgang des assyrischen Waffenzuges war freilich nicht im Sinne Ahas', der die Vorherrschaft über Israel zu gewinnen gehofft hatte. Tiglathpileser belagerte zunächst Damaskus und beschränkte Pekahs Territorialbesitz auf Samaria. Eine dort ausgebrochene Revolution stürzte den König, als dessen Nachfolger unter Bestätigung des assyrischen Eroberers sein Mörder Hosea (assyr. Ausia) ausgerufen wurde. Schon im nächsten Jahre brach dann (732) mit dem Tode Rezins über Damaskus das Verderben herein. Die Stadt fiel, das Reich Damaskus wurde zur assyrischen Provinz, und Israels spärliche Reste, die Landschaft Samarien, mußte dem gleichen Schicksal entgegensehen.

Mit der Vernichtung des Damaszenerreiches war der einzige Staat verschwunden, der im Westen Asiens für Assyrien — wie in alten Zeiten der Staat der Chatti und Mitanni für Babylonien — von hervorragender politischer Bedeutung war. Die sabäischen Fürsten, mit denen Tiglathpileser fast zur selben Zeit in Berührung kam, erkannten die assyrische Oberhoheit willig an. Kein Bollwerk trennte von nun an die Machtsphäre Assyriens von der ägyptischen; es ist daher wohlverständlich, daß gerade seit der Bezwingung von Damaskus wiederum Ägypten eine Rolle in der vorderasiatischen Politik zufiel.

Von Tiglathpilesers Nachfolger, Salmanassar IV (727—722), der in Babylonien unter dem Namen Ululai die Herrschaft führte, ist bis jetzt keine eigene Königsinschrift gefunden worden. Den Nachrichten des Alten Testaments zufolge scheint in den fünf Jahren seiner Regierung die Treue der westasiatischen Vasallen Assyriens etwas schwankend geworden zu sein. Wenigstens wird von Hosea berichtet, daß er im Vertrauen auf die eventuelle Hilfeleistung des Königs von Ägypten, das damals unter äthiopischer Herrschaft stand, Samariens Tribut an die assyrische Krone verweigerte. Wie die kurze Regierung Salmanassars zu Ende kam, ist nicht bekannt. Aber die Usurpation des Königsthrones in Assyrien und ein

Digitized by Google



Assyrisches Feldlager. Relief im Königlichen Museum zu Berlin.

abermaliger Vorstoß der Chaldäer in Babylonien lassen auf Parteiungen im Innern schließen, deren Ursachen kultisch-religiöser Natur gewesen sein mögen. Als letzter Begründer einer assyrischen Dynastie, als kluger Politiker, tüchtiger Stratege und frommer Patriot bestieg 722 ein Usurpator den Thron, der in Assyrien sowohl wie auch als Herrscher über Babylonien den hochberühmten Namen Sargon (II), d. h. „der rechtmäßige König" führte und von den Quellen zum Unterschied von seinem großen Ahnherrn gelegentlich auch „Sargon der Spätere" genannt wird (722—705). Eine neue Reichshauptstadt „Sargonsburg" (Dūr-Scharrukin) am Fuße des Dschebel Maqlūb, wo heute das Dorf Khorsabad liegt, erstand auf Befehl dieses Königs zur Verherrlichung seines Namens. Das assyrische Weltreich erklomm unter seiner Führung den Gipfel der äußeren Macht. Samariens Schicksal als assyrische Provinz ward bald besiegelt (722). „Im neunten Jahre Hoseas gewann der König zu Assyrien Samaria und führte Israel weg in Assyrien" meldet das Königsbuch, und der Keilschriftbericht bestätigt in ähnlich knappen Worten: „Samarien belagerte und eroberte ich und führte 27290 von seinen Bewohnern als Kriegsgefangene fort." Etwas langwieriger dagegen gestaltete sich die Behauptung der assyrischen Macht in Babylonien, wo der Chaldäer Merodachbaladan mit Unterstützung des Elamiterkönigs Chumbanigasch Sargons Oberhoheit zehn Jahre lang Widerstand leistete, bis ihn dieser aus seiner Hauptstadt Dūrjākin nach Elam vertrieb und sich in Babylon krönen ließ. Es scheint mit diesen Versuchen, die ehemalige Selbständigkeit Babyloniens wiederherzustellen, zusammenzuhängen, daß auch im Westen Assyriens bis zum Mittelmeer hin alles in Gärung geriet. Sargons daraufhin unternommene Züge zur Aufrechterhaltung der assyrischen Macht und zur Erweiterung seines Gebietes gehören zu den glänzendsten Waffentaten, die die assyrische Geschichte zu verzeichnen hat. Ein Bündnis von Hamath mit

Digitized by Google

der Philisterstadt Gaza, dem sich mehrere assyrische Provinzen in Syrien, darunter auch Damaskus, anschlossen, wurde gesprengt und in zwei gewaltigen Treffen unschädlich gemacht. Ein Aufstand in Asdod, dem Juda, Edom und Moab zur Seite standen, ward unterdrückt. Karkemisch wurde assyrische Provinz. Eine größere Anzahl von Sabäerstämmen leistete Tribut. Ja bis nach Zypern drangen die assyrischen Heere, und sieben Könige der Insel kamen auf lange Jahre in die Abhängigkeit des Weltreichs. Und doch machten sich gerade unter Sargons Regierung zum erstenmal die Anzeichen bemerkbar, die für die Fortdauer Assyriens die größte Gefahr bedeuteten. Im Hinterlande Urartus, im Norden des Reiches, ebenso wie in seinem Süden, im Hinterlande Elams, wuchsen die feindlichen Mächte heran, die zum Untergange der Weltmacht führen mußten. In der indogermanischen Rasse lag der Keim des Verderbens der Semiten Westasiens, von dem nur die arabischen Stämme ausgeschlossen blieben, um vierzehnhundert Jahre später als Eroberer semitischen Geist in alle Welt zu tragen.

Schon zu Sargons Zeit hatte sich eine Gemeinschaft von Völkerstämmen indogermanischer Herkunft im Norden von Urartu ausgebreitet, die als Skythen und Kimmerier in der Geschichte bekannt geworden sind. Auch die — vielleicht ursprünglich mit den Elamitern rassenverwandten und später indogermanisierten — Meder haben mit Wahrscheinlichkeit an dieser Wanderung und Ausbreitung teilgenommen. Die Durchbrechung Urartus von assyrischer Seite mußte notwendig zum Zusammenstoß mit diesen Scharen führen. Ein von dem Urartukönig Rusas geleiteter Aufstand in Wan (wovon der heutige Wansee seinen Namen hat) veranlaßte Sargon zur Niederwerfung der an der Erhebung beteiligten Völkerschaften. Rusas wurde mit den Verbündeten geschlagen und zunächst die Sicherung der Grenze wiederhergestellt. Doch scheinen bald darauf im Norden neue Kämpfe den König selbst auf den Kriegsschauplatz gezogen und dort seinen Tod herbeigeführt zu haben. Genauere Nachrichten über das Lebensende des gewaltigen Fürsten fehlen.

Ungemindert und zunächst ungeschwächt ging das Reich auf seinen Sohn Sanherib (705 bis 681) über, der die Residenz seines Vaters aufgab und in seiner Lieblingsstadt, dem alten, von ihm durch herrliche Neubauten verschönerten und seither weltberühmt gewordenen Ninive, der fünfzehntorigen Kultmetropole der Göttin Ischtar, am linken Tigrisufer gegenüber dem heutigen Handelsplatz Moßul, das Hoflager aufschlug. Ein großartiger Palastbau und eine treffliche Bewässerungsanlage gehörten zu den Sehenswürdigkeiten der neuen Hauptstadt, der die Fürsorge des Herrschers besonders in seinen letzten Regierungsjahren zugewandt war. Zahlreiche und gewaltige Kriegsunternehmungen gingen dieser königlichen Bautätigkeit voran. Namentlich in Babylonien-Chaldäa zwangen die Verhältnisse Sanherib zu raschem, nachhaltigem Eingreifen. Merodachbaladans Macht war durch Sargon keineswegs gebrochen worden. Ein Bündnis des Chaldäers mit Elam und einer Reihe von Aramäerstaaten rief Assyrien zu den Waffen, die in Kisch einen Sieg über die Verbündeten errangen. Ein am assyrischen Hof erzogener Babylonier, Bilibni, wird von Sanherib über Babylonien eingesetzt, kann sich indessen nur zwei Jahre gegen Merodachbaladan behaupten und erblickt nun auch seinerseits nur in dem Anschluß an das erneute Bündnis mit Chaldäa-Elam die eigene Sicherheit. Eine zweite Schlacht in Südbabylonien stellt abermals die Oberherrschaft Sanheribs über das Land her, der die Chaldäer wiederum verjagt und an Stelle von Bilibnis Regentschaft die seines eigenen Sohnes Aschschurnadinschuma setzt. Die von dem Assyrerkönig unternommene Verfolgung der geflüchteten Chaldäerfürsten, Merodachbaladans und seines einstigen Gegners und nachmaligen Bundesgenossen Muschizibmarduk nach Elam benutzte aber nunmehr der Elamiterkönig Challuschu zu einem raschen Einfall in Babylonien, wo der gefangen genommene Aschschurnadinschuma entthront und durch den Babylonierfürsten Nirgaluschizib ersetzt wurde. Langjährige Kriege brechen für Assyrien an, in denen sich außer Elam auch medische Stämme auf die Seite der Babylonier stellen. Die Beschreibung einer mörderischen Schlacht gegen die Verbündeten bei Chaluli gehört zu den glänzendsten Schilderungen eines assyrischen Historiographen. Erst nach fünf Jahren (689) konnte Sanherib an die gründliche Züchtigung Babyloniens gehen, wo seit 692 der Chaldäer Muschizibmarduk Nirgaluschizibs Thron eingenommen hatte: die Stadt Babylon selbst wurde zerstört und ihre Götter nach Assyrien

Digitized by Google



König Merodachbaladan von Babylon belehnt einen Vasallen.
Reuef von einem Grenzstein. Nach dem im Kgl. Museum zu Berlin befindl. Original.

Digitized by Google

fortgeführt, was freilich Elams und Chaldäas Macht auch damals noch nicht dauernd zu erschüttern vermochte.

In dieselbe Zeit wie diese babylonischen Wirren fiel ein assyrischer Heereszug nach dem Westen, der durch einen Aufstand Phönikiens und Palästinas veranlaßt war. Luli (Eluläos), der Beherrscher von Sidon, und Hiskia, Sohn des Ahas, konnten im Verein mit den Nachbarfürsten auf den glücklichen Ausgang eines Unternehmens rechnen, das für Assyrien durch seine großen Aufgaben in Babylonien erschwert und dessen Erfolg für die Verbündeten durch die wiederholt angebotene Waffenunterstützung Ägyptens gesichert zu sein schien. Sanheribs Stärke war aber unterschätzt worden, und die ägyptische Hilfe blieb diesmal aus. So wurden Moab und Edom, Arvad und Byblos den Assyrern aufs neue tributpflichtig, Askalon und Ekron erobert. Luli mußte nach Zypern flüchten, und eine Anzahl judäischer Ortschaften ging für Hiskia verloren. Nur Tyrus und besonders Jerusalem hielten der assyrischen Belagerung stand. Der Keilschriftbericht über Hiskias Einschließung in seiner Residenz, den Sanherib zur Verherrlichung seiner Waffentaten auf einem Tonzylinder aufzeichnen ließ, bildet eine äußerst wertvolle Ergänzung zu der Darstellung derselben Ereignisse im Alten Testament. Aus beiden Quellen geht hervor, daß der Assyrerkönig die Belagerung aufgeben und sich mit dem Gebietsverlust Hiskias begnügen mußte, ohne das Reich Juda als solches vernichten zu können. Hingegen scheinen zwei weitere Züge nach Westen zur Bekämpfung von Aufständen in Kilikien und dem nordöstlich angrenzenden Distrikt von Tabali von entscheidendem Erfolg begleitet gewesen zu sein. Die Parallelberichte über die erstere Expedition, vom Jahre 698, die sich auf einem vor wenigen Monaten bekannt gewordenen achtseitigen Keilschriftprisma und in der armenischen Übersetzung der Chronik des Eusebius finden, lassen deutlich erkennen, welche Bedeutung damals die „kilikische Straße" für die Verbindung von Kleinasien mit den Euphratländern sowohl als dem Niltal hatte; die Eroberung von Tarsus und anderen festen Punkten gab den Assyrern den Schlüssel zu diesem Karawanenweg zurück, den ihnen fremde, vielleicht ionisch-griechische Eindringlinge zu entwinden versucht hatten.

Im Januar des Jahres 680 v. Chr. wurde Sanherib von einem seiner eigenen Söhne ermordet, der gegen seinen, vom Vater zum Thronfolger bestimmten und vielleicht noch bei Lebzeiten zur Mitregentschaft herangezogenen Halbbruder Asarhaddon (680—668) eine Verschwörung angezettelt hatte. Der Aufstand, der mit der Flucht des Mörders nach Urartu endete, wurde in wenigen Wochen unterdrückt, und Asarhaddon konnte sich sofort den großen Aufgaben zuwenden, die ihm sein Vater hinterlassen hatte. Was dieser für Ninive gewesen, wurde der nicht minder bautenfreudige Sohn für Babylon. Er ließ die alte Hauptstadt mit prächtigen Tempeln und Palästen aufs neue erstehen und suchte sich als Schutzherr von Babylonien zu den Nachbarreichen der Chaldäer und Elamiter in freundliches Verhältnis zu setzen, was ihm wenigstens bezüglich Chaldäas nach der energischen Abwehr mehrerer Einfälle von dessen Fürsten in Babylonien auch geglückt zu sein scheint. Bald darauf aber ließen immer neue Aufstände und Gärungen an den Westgrenzen des Reiches, besonders in Sidon und Tyrus, den politisch begabten Herrscher nicht länger darüber im unklaren, daß das Hauptziel seiner Unternehmungen — Ägypten sein müsse, das sich jetzt ernstlich, und natürlich in eigennütziger Weise, in die Verhältnisse Vorderasiens einzumischen begann. Sidon allein ward allerdings bald zur Demütigung gezwungen; die Stadt wurde erobert und zerstört und ihr König Abdimilkûti nach Kilikien verfolgt, dort abermals geschlagen und in die Gefangenschaft geführt. Aber die Unterwerfung Bälus von Tyrus, der durch den ägyptischen König Tirhaqa nachhaltig unterstützt wurde, nahm bedeutend längere Zeit in Anspruch. Entschlossen rüstete sich Asarhaddon zum Kampf mit dem neuerstandenen Feinde auf dem Boden des Niltals, wo ihn ein langjähriger Krieg erwartete. Erst im Jahre 670 waren die Einfälle der Assyrer von Erfolg gekrönt. Nach einem beschwerlichen Marsch durch die Halbinsel Sinai erreichte das Heer die Hauptstadt Memphis, die erobert und eingeäschert wurde. Tirhaqa entfloh nach dem Süden, Asarhaddon setzte Gouverneure über das in Besitz genommene Gebiet, und auch Tyrus erkannte nun die assyrische Herrschaft an. Indessen war der Bestand der asiatischen Herrschaft am Nil nur von kurzer Dauer. Es gelang Tirhaqa schon nach zwei Jahren, mit einer geworbenen Söldnerschar die von Assyrien eingesetzte Landesverwaltung zu vertreiben und in

Digitized by Google

Unterägypten wieder festen Fuß zu fassen. Während eines daraufhin unternommenen neuen Feldzuges starb Asarhaddon auf dem Marsche. So verlief die erste große assyrische Aktion gegen Afrika resultatlos. Auch die Elamiter vermochte der König nur vorübergehend zum Friedensschluß zu bewegen. Und im Norden des Reiches, wo seit Sargons Zeiten Urartus Machtstellung von Grund aus erschüttert war und den Vorstößen der Indogermanen seither keine kräftige Verteidigungslinie entgegenstand, reifte langsam schweres Unheil.

In dieser politischen Verfassung befand sich Assyrien, als den Thron in Ninive sein letzter großer Beherrscher, der Sohn Asarhaddons, Aschschurbânipal, der Sardanapal der Griechen (668—626), bestieg, dem nach dem Willen des Vaters als König von Babylonien sein Bruder Schamaschschumukin, der Saosduchinos der Griechen (668—648), zur Seite trat. Die ersten Unternehmungen der langen Regierung Aschschurbânipals galten der Fortsetzung des Krieges gegen Ägypten, der zunächst für die Assyrer erfolgreich verlief. Tirhaqa wurde abermals besiegt und damit der Weg nach Theben frei, wo die Asiaten dem Neffen und Nachfolger des mittlerweile verstorbenen Äthiopierkönigs, Tanutamon, eine Schlacht lieferten, Theben selbst eroberten und von da noch weiter nach Süden vordrangen. Trotz aller dieser Erfolge vermochte aber Aschschurbânipal die im Pharaonenreich errungene Vormacht Assyriens nicht auszunützen. Gewaltigere Aufgaben warteten seiner im Norden des eigenen Reiches und an der Grenze Elams; und zumal die Erhebung Babyloniens zwang ihn, seine Krieger vom Boden des Niltals zurückzuberufen. In Ägypten selbst aber gelang es schon im Jahre 663 dem Fürsten Psammetich I von Sais, dem Sohne Nechos I, die Nomarchen, die damals die einzelnen Gaue Ägyptens beherrschten, mit einem neugeworbenen Heere zu vertreiben und als erster König der 26. Dynastie die Alleinherrschaft über das ganze Pharaonenland an sich zu reißen.



König Asarhaddon von Assyrien mit den Königen Tirhaqa von Äthiopien und Bâlu von Tyrus als Gefangenen. Stele aus Sendschirli im Königlichen Museum zu Berlin.

Thronfolgestreitigkeiten in Elam nach dem Tode seines Beherrschers, des Königs Urtaku, brachten Aschschurbânipal zum erstenmal in Berührung mit dem Lande, gegen das nachmals seine Hauptunternehmungen gerichtet waren. Urtakus Bruder, Tiumman, hatte sich der Regierung bemächtigt und seine Neffen vertrieben, die daraufhin den Assyrer zu einem Zug gegen den Onkel veranlaßten. Als aber Aschschurbânipal zwei von diesen Söhnen Urtakus, Chumbanigasch und Tammariti, zu Gouverneuren über den Osten und Süden des Landes einsetzte, brach über sein eigenes Reich das Unheil herein, das sich dort langsam vorbereitet hatte. Schamaschschumukin, der König von Babylonien, Aschschurbânipals leiblicher Bruder, stellte sich an die Spitze eines gegen Assyrien gerichteten Waffenbündnisses, das nun von fast allen Teilen Westasiens Unterstützung erhielt: von den beiden Elamiterfürsten, den Chaldäern, mehreren Aramäerstämmen und selbst von arabischen Völkerschaften. Nur durch das Aufgebot seiner gesamten Militärmacht, durch rasche und klug geführte Schläge und rücksichtsloses Vorgehen vermochte Aschschurbânipal dem drohenden Verderben zu entrinnen. Taktische Musterleistungen, wie die Belagerungen von Kutha, Babylon und Sippar, brachen alsbald die Macht Babyloniens, das, nachdem Schamaschschumukin den Tod in den Flammen gefunden hatte, an die assyrische Krone zurückfiel. Im Jahre 647 v. Chr. nahm der Sieger Aschschurbânipal

Digitized by Google

unter dem Namen Kandalanu den Titel eines Königs von Babylon an. Phönikien, Palästina und die Aramäerstaaten kamen aufs neue unter assyrische Herrschaft. Elam aber, wo Tammariti von Aschschurbânipal wiederholt als König eingesetzt worden war, versuchte trotz der den Staat zerwühlenden inneren Wirren unter Chumbachaldasch nochmals seine Unabhängigkeit zu erkämpfen. Diesmal nahm Aschschurbânipal, dessen Heere mittlerweile von anderen Unternehmungen frei geworden waren, an dem Erbfeind furchtbare Rache: die Hauptstadt Susa wurde erobert, ihrer Königsbilder und Götterstatuen beraubt und geplündert, das ganze Land ward verwüstet und sein Königtum auf immer vernichtet. Gerade dadurch wurde aber auch der Zusammenbruch des assyrischen Weltreiches, der jetzt unabwendbar bevorstand, beschleunigt. Von Medien, der sich im Osten und Nordosten ausbreitenden Hochebene, und von den Nordgrenzen Assyriens, die in weitem Bogen von indogermanischen Stämmen besetzt waren, ging der entscheidende Kampf aus, gegen den Aschschurbânipals Nachfolger, Aschschuritililâni und Sinscharrischkun, nichts auszurichten vermochten. Dazu benutzten die Chaldäer die offenkundige Ohnmacht Assyriens, um sich für die Eroberung Babyloniens zu rächen. Nabopolassar verbündete sich mit den nach Assyrien einfallenden Medern, während Assyrien selbst mit den den Medern vielleicht stammverwandten Aschguzäern, worin möglicherweise die „Ascenas" des Alten Testaments und die Skythen der klassischen Schriftsteller wiedererkannt werden dürfen, eine Allianz geschlossen hatte. Über die näheren Veranlassungen, die den raschen Verfall der assyrischen Herrschaft herbeiführten, sind wir allerdings, da die entsprechenden Inschriften fehlen, nicht unterrichtet. Bezeugt wird — zumeist von griechischen Quellen —, daß die Meder unter Kyaxares Assyrien verwüsteten und 606 v. Chr. den Fall der Hauptstadt Ninive verursachten, während sich Nabopolassar ganz Babyloniens und des westlich vom Tigris gelegenen Teiles Assyriens bemächtigte und damit zum Begründer des letzten großen semitischen Reiches im Altertum wurde.

5. Das Chaldäische oder Neubabylonische Reich. — Persien bis auf Alexander den Großen.

Dem erfreulichen Zufluß von Quellen, die der Geschichtschreibung des Chaldäischen Reiches von außerbabylonischen Dokumenten, vor allem von seiten des Alten Testaments und der Klassiker zugute kommen, steht ein höchst empfindsamer Mangel an einheimischen historischen Aufzeichnungen gegenüber. Welche Gründe die neubabylonischen Könige veranlaßt haben, statt ihrer Waffentaten und Verwaltungsmaßregeln fast nur Bauurkunden und Gebete auf die Nachwelt zu überliefern, ist bis jetzt nicht abzusehen. Ein Zufall in dem Gang der modernen Ausgrabungen ist um so wahrscheinlicher ausgeschlossen, als gerade in den letzten Jahren — von deutscher Seite — in dem königlichen Schloß Nebukadnezars systematische und ausgedehnte Nachforschungen nach geschichtlichen Quellen angestellt wurden, die wie alle früheren resultatlos verliefen. Die folgenden Mitteilungen stützen sich daher auf das dürftige Material, das sich „ohne Keilschrift" bis jetzt angesammelt hat.

Friedlich hatten sich Meder und Chaldäer in das Erbe Assyriens geteilt, als Nabopolassar in der alten Hauptstadt Babylon den Thron bestieg (625—604). Er scheint das neugegründete Reich seinem Sohne Nebukadnezar II (604—561) unvermindert hinterlassen zu haben. Indessen war Necho II, der Sohn Psammetichs, bemüht gewesen, die alte Politik Ägyptens wieder zur Geltung zu bringen, und nach Palästina eingerückt. Dort hatte in Juda nach dem Tode Hiskias, der Sanherib schwerlich überlebte, Manasse lange und wohl tatsächlich im Frieden regiert. Sein Sohn Amon aber wurde schon zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung ermordet und der jugendliche Josia zum König eingesetzt. Gegen ihn zog Necho; es kam bei Megiddo zur Schlacht, und Josia verlor sein Leben. Auch dessen Nachfolger, Joachaz, der die Herrschaft des Ägypterkönigs, wie es scheint, nicht anerkannte, wurde nach einer Regierung von nur drei Monaten — wenn die Quellen Glauben verdienen — entthront und nach Ägypten geschleppt. Necho hatte an seiner Statt über Juda Jojakim eingesetzt, als Nebukadnezar im Auftrag Nabopolassars, der noch im selben Jahre starb, mit einem Heere den Ägyptern entgegenzog, Necho bei Karkemisch besiegte und vertrieb und Jojakim der chaldäischen Herrschaft unterwarf.

Digitized by Google



König Aschschurbânipal von Assyrien auf seinem Wagen. Relief im Museum des Louvre zu Paris.

Ein Aufstand, der zwei Jahre später in Syrien ausgebrochen zu sein scheint, mag den Judäerkönig zum Abfall von dem neuen Herrn veranlaßt haben. Die Strafe dafür traf Jojachin, Jojakims Sohn, der seinem Vater bald darauf in der Regierung folgte; er wurde nach der Belagerung seiner Hauptstadt des Thrones verlustig erklärt und gefangen gesetzt, und Nebukadnezar stellte an seiner Statt Zedekia als König auf. Als aber auch dieser aufs neue die Hilfe der Ägypter in Anspruch nahm, die ihm Apries, der zweite Nachfolger Nechos, gern gewährte, schlug Nebukadnezar das ägyptische Heer, zerstörte Jerusalem (586), führte einen großen Teil der Bevölkerung in die Gefangenschaft — das „Babylonische Exil" — und machte damit dem Reiche Juda auf immer ein Ende.

Ob der biblischen Nachricht, daß der Nachfolger Nebukadnezars, Evilmerodach (561—560) den gefangenen Jojachin in Freiheit gesetzt habe, irgendwelche politische Bedeutung beizu-

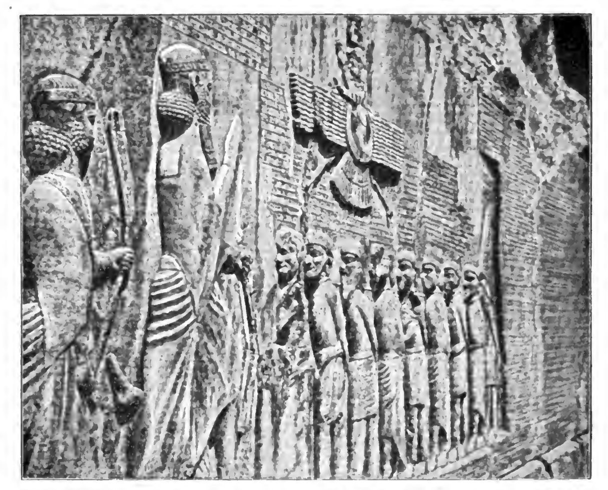
Digitized by Google

messen ist, wird nach dem oben Erzählten mehr als zweifelhaft. Der gänzliche Mangel an historischen Inschriften zur Zeit Evilmerodachs und seiner beiden Nachfolger auf dem chaldäischen Thron, Neriglissar (559—556) und Labosoarchad (556) läßt uns über die Entwicklung Babyloniens zu ihrer Zeit völlig im Dunkeln. Man wird indessen nicht fehl gehen in der Annahme, daß innere Parteikämpfe sowohl wie die Verschlechterung der Beziehungen zu den indogermanischen Nachbarvölkern schon damals einen Niedergang der chaldäischen Herrschaft bedeuteten. Nur dadurch erklärt sich der rasche Zusammenbruch des Reichs, der unter Nabonid (555—539) der Weltherrschaft der Babylonier ein jähes Ende bereitete. Als ein Werkzeug der Priesterschaft tritt uns der letzte babylonische Herrscher entgegen, frommen Werken geneigt, als königlicher Bauherr ein würdiger Nachfolger seiner großen Vorbilder, aber politisch unbegabt und der kritischen Lage seiner Regierung durchaus nicht gewachsen. Mußte der König doch den Oberbefehl über seine Armee — vermutlich auf Drängen der Priesterpartei — seinem Sohne Belsazar (dem Bilscharrußur der Inschriften) übertragen. Große Umwälzungen spielten sich während seiner sechzehnjährigen Regierung ab. Unter den zahlreichen indogermanischen Stämmen errang durch immer größere Machtentfaltung der jugendkräftige Staat der Perser die Vorherrschaft. Kyrus, der Sohn des Kambyses, der auf dem Boden des alten Elam an der Spitze eines Königreichs stand, machte sich im Vollgefühle erstarkender Macht von seinen früheren Oberherren, den stammverwandten Medern, los und überzog deren damaligen König, Astyages, den Sohn des Kyaxares, mit Krieg. Die Eroberung der medischen Hauptstadt Ekbatana (549) machte Kyrus zum Beherrscher des Reichs. Das medische Königshaus ward für immer vernichtet. Als dann ein Jahr später auch Lydien nach der Eroberung von Sardes in die Hände der Perser gefallen war, rüstete sich Kyrus zur Unterwerfung Babyloniens. Eine Niederlage der Chaldäer bei Opis bahnte dem persischen Heere den Weg nach der Hauptstadt Babylon, in der sich Nabonid dem überlegenen Feinde ohne Schwertstreich ergab. So ward Kyrus (539) zum Oberherrn Chaldäas, Babyloniens und ganz Westasiens. Die indogermanische Rasse hatte das Erbe tausendjähriger Weltreiche angetreten, deren glänzendste Herrscher das Semitentum geboren hatte.

Von den weiteren Unternehmungen Kyrus', der die Verwaltung seines großen Reiches mit starker Hand zu leiten verstand, ist bis jetzt wenig bekannt geworden. In der jüdischen Geschichte führte der König dadurch einen Wendepunkt herbei, daß er kurz nach der Besitzergreifung von Babylonien den auf dortigem Gebiete Exilierten gestattete, in ihre Heimat, das „gelobte Land" zurückzukehren, eine Erlaubnis, von der die große Mehrzahl der Verbannten Gebrauch machte. Unter Führung des Babyloniers Sesbazar und späterhin des davidischen Nachkommen Serubabel suchten sie die verödeten Wohnsitze der alten Heimat auf, zunächst wohl Jerusalem, das sich allmählich aus seinen Ruinen wieder erhob. Es dauerte freilich geraume Zeit, bis der Lieblingsplan der neuen Gemeinde, der Wiederaufbau des Tempels, ins Werk gesetzt werden konnte, ein Unternehmen, das erst unter der Herrschaft Darius' I von diesem begünstigt und in seinem sechsten Regierungsjahr vollendet wurde. Darius war es vielleicht auch, der dem Drängen einer jüdischen Partei Gehör schenkte und eine zweite Rückwanderung der noch in Babylonien ansässigen Juden (nach der Überlieferung etwa anderthalbtausend Seelen) unter Führung eines babylonisch-jüdischen Priesters, Esra, veranlaßte und unterstützte. Nicht lange nachher wurde ein am persischen Hofe in Susa beamteter Jude, Nehemia, zum persischen Statthalter über Judäa eingesetzt, unter dessen Verwaltung Jerusalem feste Mauern erhielt. Von da an führte die jüdische Gemeinde bis gegen das Ende des Perserreiches ein, wenn auch zeitweise von inneren Parteizwisten gestörtes, so doch im ganzen ruhiges und jedenfalls für die politische Geschichte Vorderasiens bedeutungsloses Dasein der Selbstzufriedenheit.

Kyrus fand seinen Tod auf einem der Züge zur Unterdrückung feindseliger Bewegungen der Nomadenstämme in Iran, die Persien vorübergehend bedrohten. Kyrus' Sohne, Kambyses II (529—521) fiel die Lösung der einzigen wichtigen Aufgabe zu, die auf orientalischem Boden dem Perserreich noch vorbehalten war: die Eroberung Ägyptens. Von Phönikien, der Insel Zypern und den der Marschroute anwohnenden Araberstämmen unterstützt, drang das Perserheer gegen die Truppen Psammetichs III, des Sohnes Amasis', Nachfolgers von

Digitized by Google



König Darius I von Persien und die gefangenen Rebellenfürsten. Relief am Felsen von Behistûn. Nach der Publikation des Brit. Museums „The sculptures and inscription of Darius the Great", London 1907.

Apries, vor, die bei Pelusium geschlagen wurden (525). Kambyses zog bis Memphis, das erobert wurde, machte Ägypten zur persischen Provinz und setzte dort Satrapen ein, die das Land bis zur Zeit Alexanders des Großen verwalteten. Auch die libyschen Völkerschaften unterwarfen sich dem neuen Herrscher, und bis nach Äthiopien hinein werden Vorstöße der Perser berichtet. Ein Aufstand des Magers Gaumâta, der sich in der Heimat als Bardija (Smerdis), d. h. als den Sohn Kambyses', ausgab, — in der Tat war dieser schon vor dem ägyptischen Feldzug auf Befehl des eigenen Vaters ermordet worden — rief Kambyses nach Persien zurück. Indessen ereilte den heimkehrenden König unterwegs der Tod, den er vielleicht mit eigener Hand herbeiführte.

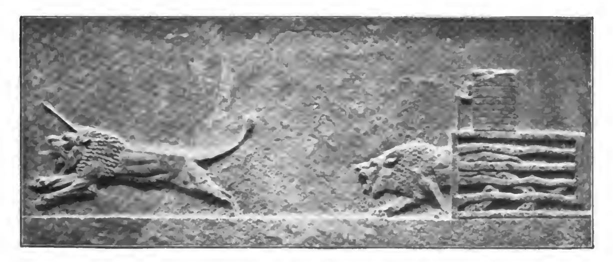
Es war Darius I, dem Sohne des Hystaspes aus der regierenden Dynastie der Achämeniden (521—485) vorbehalten, an Gaumâta Rache zu üben. Eine Reihe von Inschriften in drei verschiedenen Sprachen, der persischen, neususischen und babylonischen, die der König nachmals zur Verherrlichung seines Ruhmes verfassen ließ, gibt uns über die Maßnahmen zur Befestigung seiner Herrschaft genaue Aufschlüsse. Danach wandte sich Darius nach der Burg Sikajauvatisch in Medien, wo sich Gaumâta aufhielt, und überwältigte ihn und alle seine Anhänger. Freilich war damit nur ein Bruchteil der Wirren beseitigt, die während der langen Abwesenheit Kambyses' in Persien eingerissen waren und immer bedrohlichere Ausdehnung angenommen hatten. In fast allen Provinzen des weiten Reiches gärte es, und Darius mußte seine ganze Kraft aufbieten, um der Aufständischen Herr zu werden. Zwei Züge nach Elam brachten die dortigen Rebellen zum Gehorsam. In Babylonien hatte Nidintubil sich unter dem Namen Nebukadnezar empört und suchte das persische Joch abzuschütteln; er wurde gleichfalls

Digitized by Google

— in zwei Treffen — besiegt. Aber auch Medien, Parthien und Armenien hatten sich erhoben, und in Persien selbst hatte Vahjazdâta sich den Namen Smerdis beigelegt und einen Abfall von Darius inszeniert. Durch eine äußerst kluge Politik verstand der in seiner Machtstellung gefährdete König, der zunächst in Babylonien die Ruhe wiederhergestellt hatte, von da aus die Operationen gegen die Rebellen zu leiten (520). Ein Mederheer bezwang den falschen Smerdis. Persische Truppen mit dem König selbst an der Spitze drangen in Medien ein, wo der Anführer Phraortes geschlagen und später enthauptet wurde. Auch die übrigen Provinzen wurden wiedererobert und ein abermaliger Versuch Babyloniens, das frühere Reich herzustellen, durch die Hinrichtung des dortigen Rebellen und seiner Anhänger vereitelt. So ist Darius als Organisator des persischen Weltreichs anzusehen.

Mit seiner Regierung schließt die eigentliche Geschichte des alten Orients ab. Die Entsendung eines Perserheeres gegen die Skythen jenseits der unteren Donau und der Zug über den thrakischen Bosporus eröffneten eine neue Welt. Die flachen Wellen europäischen Wesens und abendländischer Zivilisation, die bis dahin am Becken des Mittelmeers nach Asien und Afrika verlaufen waren, hatten weder in Ägypten, noch im semitischen Westasien dauernde Eindrücke hinterlassen. Jetzt brachte der Zug gegen Indien den Austausch von Elementen zweier uralter Kulturen, und die großartigen Unternehmungen der Perser gegen Griechenland bedeuteten den Anbruch einer neuen Zeitepoche in der Geschichte der Menschheit, in der der Orient zum erstenmal sein Bestes an die klassischen Vorfahren unserer heutigen Bildung abgab.

Von verschwindender Bedeutung sind demgegenüber die Ereignisse auf asiatischem und afrikanischem Boden. Zeitweilige Empörungen persischer Satrapen und die vorübergehende Erhebung Ägyptens im Bunde mit Libyen beschäftigen einen Xerxes (485—465), Artaxerxes (465—424) und Darius II (424—405) und tragen zum allmählichen Verfall der Perserherrschaft bei. Durch den Krieg Artaxerxes' II (405—358) gegen seinen jüngeren Bruder, den Satrapen über ganz Vorderasien, und durch einen Aufstand aller westlichen Länder des Reichs gegen Artaxerxes III Ochus (358—338) wurde dieser Verfall beschleunigt, der trotz der Wiedergewinnung Ägyptens nach dem siegreichen Zug des letztgenannten Königs gegen Pelusium nicht mehr aufzuhalten war. Als nach der zweijährigen Regierung Arses' (338—336) Darius III den Thron bestieg, war das ganze Reich durch Parteiungen und Günstlingswirtschaft zerklüftet und untergraben. Am Granicus (334), bei Issus (333) und bei Gaugamela (331) fielen die folgenschweren Schlachten, durch die der jugendliche Held Alexander, der Sohn Philipps von Makedonien, die Barbaren unterwarf. Syrien, Palästina, Zypern und Phönikien fielen dem Sieger zu, und Ägypten begrüßte den Erretter vom persischen Joch. Griechentum und Morgenland wurden eins.



Löwenszene. Assyrisches Relief im Britischen Museum zu London.

Digitized by Google



Assyrische Genien mit Lebensbaum. Relief im Britischen Museum zu London.

Kulturgeschichte des alten Orients.

Die politisch-geschichtlichen Ereignisse, die sich im alten Orient während eines Zeitraums von über drei Jahrtausenden abgespielt haben, sind auf den vorstehenden Seiten in den Umrissen zu zeichnen versucht worden. Es ist das immer wiederkehrende Bild aller menschlichen Geschichte, das sich entrollte: In den ältesten erschließbaren Zeiten Einwanderungen in fruchtbare Gegenden aus noch unbekannten Fernen, Ansiedlungsfähigkeit, Kampf ums Dasein, um die Freiheit und Herrschaft. Von einer Geschichte der alten Nomaden, deren Wanderungen weder räumlich noch zeitlich zu bestimmen sind, keine Spur. Erst jenseits der Besiedlungstätigkeit die faßbaren Begriffe des Gemeindewesens, der Zusammengehörigkeit einer Menge von Individuen zu einer geschlossenen Einheit mit gleicher Sprache, mit religiösem, von Priestern verwaltetem Kultus, mit Grundbesitz und dort erworbenem Reichtum, mit nationalem Bewußtsein und Stolz, mit rechtlichen und kultischen Normen, die schriftlich fixiert sind, mit Tausch und Handel, mit Beamten und Kriegern, mit Poesie und Kunst. Die einzelnen Stadien dieser Entwicklung genauer zu verfolgen, vor allem aber die Entstehung der Schrift zu belauschen oder die allerersten, ursprünglichsten Erzeugnisse der Kunst zu erkennen, ist uns auch im alten Orient versagt.

Eine Schilderung der Kultur Vorderasiens und Ägyptens im Altertum kann der Natur der Sache nach nur von den geschlossenen Kulturkreisen ausgehen, die in diesen Ländern schon in den ältesten historisch erreichbaren Zeiten als fertiges Ganze umgrenzt sind. Welches Maß oder welchen Rest von kulturellen Kräften und zivilisatorischer Anpassung die betreffenden Völker aus ihren Ursitzen mitbrachten, welche fördernden oder hemmenden Faktoren dem alten Erwerb auf ihren Wanderungen zur Seite oder entgegentraten, welchen Einfluß in prähistorischen Zeiten stammverwandte oder fremde Nachbarvölker auf sie ausübten, läßt sich im günstigsten Falle nur ahnen. So vermag wohl auch die Bilderschrift über die eigentlichen historischen Aufzeichnungen hinaus Fingerzeige zu geben über den Kulturzustand der Individuen, die sie erfanden; aber gerade sie zeigt in den Gegenständen, die sie darstellt, überall eine verhältnismäßig hohe, weit ausgebildete Zivilisation der betreffenden Völker. Eine von Nomaden erfundene und regelrecht benützte Schrift ist auch im alten Orient unbekannt. Immer sind es große, angesessene Völkerschaften, die uns schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen haben: im Niltal die Ägypter mit dem komplizierten System der Hieroglyphenschrift, in Westasien zunächst die Sumerer und, diese ablösend, die alten Babylonier mit der ebenso verwickelten Keilschrift; erst Jahrhunderte später die mächtigen Hettiter mit ihrer noch unenträtselten Bilderschrift und

Digitized by Google

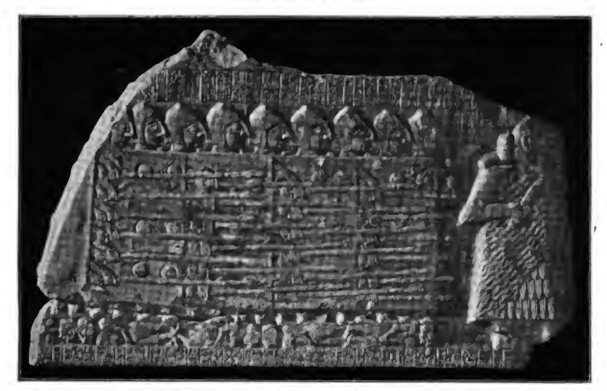
endlich im ersten vorchristlichen Jahrtausend die Kanaanäer und Aramäer mit der weit entwickelten Buchstabenbezeichnung zum Ausdruck ihrer Dialekte.

Parallel mit diesen Erscheinungen ausgebildeter Schriftsysteme gehen die Erzeugnisse früher und frühester Kunst, die gewiß von ihrer ersten Entstehung an im Dienste religiösen Kults auftrat. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß auch die Entwicklung der Schrift einen ähnlichen Weg zurückgelegt hat. Denn die ältesten babylonischen sowohl wie die ägyptischen Aufzeichnungen bestehen in Beischriften zu Kunstdenkmälern: sie dienen dazu, diese letzteren dem Beschauer in ihrem Wesen oder ihrer Zweckbestimmung verständlich zu machen. Es währte wohl geraume Zeit, bis Inschriften frei von allem künstlerischen Beiwerk angefertigt wurden, die ihren Zweck in sich selbst und allein enthielten. So scheinen Kunsterzeugnisse und Schrift als Ausflüsse religiöser Triebe zu gelten, die zugleich mit der Besiedlung sich an eine förmliche und bestimmte Kultstätte, an ein Heiligtum banden. Wenn nicht die reichen Erfahrungen aller besonnenen Beobachter von Naturvölkern, so würde dieser Umstand allein schon dafür sprechen, daß auch die Besiedler im alten Orient schon vor ihrer Seßhaftwerdung, als Nomaden, Mythologie und Kultus, mit einem Wort Religionsformen hatten, ohne die im Altertum noch keine Gemeinschaft von Individuen angetroffen wurde. Die auf gemeinsamer Wanderung verdichteten Vorstellungen religiöser Natur, die am festen Wohnsitz zur Verbildlichung dieser Vorstellungen entstandene primitive Kunst und die in deren Dienst tretende älteste Gestalt der Schrift sind die drei greifbaren Faktoren, aus denen in langen Jahrhunderten alle altorientalischen Kulturen erwachsen sind. Aber auch für sie galt gewiß der Satz, daß die höhere Stufe der Zivilisation der Todfeind der niederen ist. Wie manche Kulte primitiver und lokal beschränkter Natur, von deren Existenz gar keine oder nur noch zufällige Spuren erhalten sind, mögen ein verhältnismäßig kurzes Dasein gefristet haben, um dann von weiter ausgebildeten absorbiert zu werden! Wie wechselvoll treten die Merkmale primitiver Kunst von Ausgrabung zu Ausgrabung in den Kreis der modernen Beobachtung! Wie verschlungen laufen die Wege, die die Anwendung verschiedener Schriftsysteme in Westasien weist! Wahrlich, nicht als Ausflüsse einer einzigen ursprünglichen altorientalischen Kultur, wie sie in diesen jüngsten Jahren wohl von einer phantasievollen Spekulation postuliert worden ist, stellen sich die Erscheinungsformen des Lebens dar, das am Mittelmeerbecken und im Niltal, am Jordan, am Halys und in Mesopotamien pulsierte. Ungezählte Bächlein entsprangen, wo immer der Boden ihrer Entstehung günstig war; versandeten rasch oder verbreiterten sich; liefen parallel oder trafen zusammen, bildeten Seen oder Engen, und wurden endlich mächtige breite Ströme von weltgeschichtlicher Bedeutung. Gerade diese Fülle von Erscheinungen erschwert die Erkenntnis und reinliche Scheidung der einzelnen Koeffizienten. Dazu stehen im Westen von Babylonien-Assyrien Ausgrabung und Forschung noch in ihren Anfängen. Nicht einmal der ergiebige Boden Südpalästinas ist bis jetzt gehörig erschlossen. Die kanaanäische Kultur samt der zyprischen ist erst in den letzten Jahrzehnten in ihrem tiefgreifenden Einfluß auf Israel erkannt worden, und seit kaum einem Lustrum haben Ausgrabungen in der Hauptstadt des einstigen Hettiterreiches dessen kulturhistorische Bedeutung ahnen lassen. Die mächtigsten und am weitesten zurückzuverfolgenden dieser Strömungen aber haben im vergangenen Jahrhundert Spaten und Entzifferung am Euphrat und Tigris und im Lande der Pharaonen bloßgelegt: die ältesten Kulturen in Babylonien und Ägypten.

6. Die altbabylonische Kultur.

Die oft gehörte Frage, welcher von beiden Zivilisationen, der des Euphrat- und Tigrisgebietes oder der des Niltals das höhere Alter zuzuerkennen sei, erinnert an ein Problem ähnlicher Bedeutung — oder Bedeutungslosigkeit: „welche Bibliothek besitzt mehr Bücher, das Britische Museum zu London oder die Pariser Bibliothèque Nationale?" Wie im letzteren Falle die Erfahrung gelehrt hat, daß jeweils da die größere Anzahl von Bänden vorhanden war, wo zuletzt eine Zählung vorgenommen wurde, so läßt sich auch von jenen Kulturen nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte im allgemeinen sagen, daß die jeweils neuesten, in größerem Umfange betriebenen Ausgrabungen die jeweils ältesten Kulturschichten zutage

Digitized by Google



Relief von der sogenannten Geierstele aus der Zeit Eannatums von Telloh. Original im Louvre, Paris.

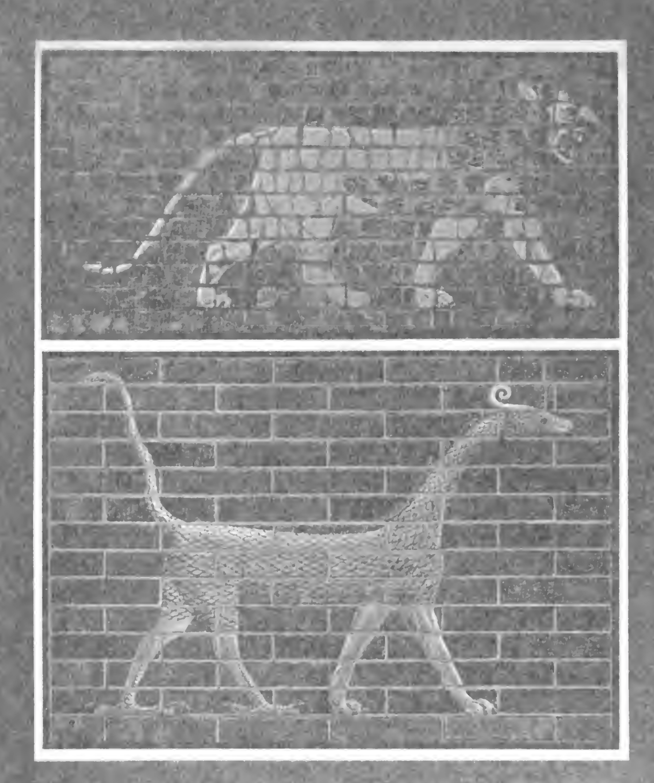
gefördert haben. Zur Zeit der Niederschrift dieser Blätter durfte wohl Babylonien die ältesten historischen Denkmäler des Menschengeschlechts für sich in Anspruch nehmen. Hatten schon vereinzelte Funde während der englischen Ausgrabungstätigkeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die altbabylonische Kultur bis zur Zeit eines Sargon I zurückverfolgen lassen, so ward seit einem Vierteljahrhundert für die assyriologische Forschung mit den glänzenden Resultaten der französischen Expeditionen nach Telloh und mit den amerikanischen Grabungen in Nippur eine weitere Fülle von altem Material geborgen. Die Statuen des Priesterfürsten Gudea, die sog. Geierstele Eannatums aus etwa der gleichen Zeit, das Siegesdenkmal Narām-sins, das in Elam gefunden wurde, und ähnliche Denkmäler lehrten die älteste hoch entwickelte Kunst der Sumerer kennen. Großartige Tempelruinen gaben von der Ausübung religiöser Kulte im frühesten Altertum eine deutliche Vorstellung. Ausgedehnte Gräberfunde vermittelten verschiedene Arten der Bestattungsweise der Nachwelt. Tausende von Inschriften lockten den Entzifferer. Dazu brachte das letzte Jahrzehnt neue und reiche Ausbeute aus der Zeit des zu einem einzigen großen Reiche vereinigten Babylonien. Auf die Veröffentlichung der lehrreichen Korrespondenz Chammurabis mit einem seiner Vasallen folgte die Entdeckung des ihm zugeschriebenen unschätzbaren Corpus juris. Königslisten und ungezählte Privatdokumente vervollständigten das Kulturbild Altbabyloniens, dessen Einzelheiten ein Rundgang durch die bis jetzt bloßgelegten Ruinen, wie sie u. a. H. V. Hilprecht in seinem reich illustrierten Werke „Explorations in Bible lands during the 19th Century“ (Philadelphia 1903) beschrieben hat, am besten veranschaulichen wird.

Freilich, allzu einladend ist die verhältnismäßig noch wenig durchforschte Landschaft Zentral- und Südbabyloniens nicht, in die wir den Leser uns zu folgen bitten. Die jetzt Irāq el-Arabi genannte, von zahlreichen künstlichen Hügeln durchsetzte, im übrigen äußerst monotone Alluvial-ebene, die sich zwischen den Stromläufen des Euphrat und Tigris südlich von Bagdad bis zum Persischen Golf erstreckt, erscheint im Herbst und Winter als endlose Sandwüste, im Frühling und Sommer als meilenweit überschwemmtes Sumpfland, das durch zahllose ältere und neuere Kanäle vom Euphrat und Tigris unter Wasser gesetzt wird. Allerdings bedingt gerade die Überschwemmung dieser Flüsse die — an und für sich geringe — Fruchtbarkeit

Digitized by Google

des Bodens und damit die Bewegungen der halbwilden und ärmlichen Nomadenbevölkerung, die sich von Viehzucht und Fischerei ernährt und nur in seltenen Fällen zum Ackerbau übergeht. Nicht nur die Feindseligkeiten dieser an keine Gesetzmäßigkeit gebundenen Beduinenstämme, die in vielen Fällen nur in sehr losem Abhängigkeitsverhältnis zu der türkischen Regierung stehen, türmen die Schwierigkeiten, mit denen die europäischen Leiter von Ausgrabungen zu kämpfen haben. Herden von wilden Büffeln, Schakale und Hyänen, Eber, Wölfe und im Süden gelegentlich auch ein Wüstenlöwe umgeben das dortige Leben mit Gefahren aller Art. Lästige Insekten, besonders Moskitos, Heuschrecken und Sandfliegen bilden eine beständige Plage. Vor allem aber die oft kaum erträgliche Hitze, die heißen Winde und gewaltige Sandstürme in der fieberdrohenden Atmosphäre stellen an die Konstitution des Europäers hohe Anforderungen. Und wie manchmal mußten zu alledem kühne Entdecker neuer Ruinenstätten bittere Enttäuschungen erleben! Gewiß glückte es manchem geschärften Auge, auf den ersten Blick in gewissen Zügen der kahlen, ausgedehnten Hügel die Überreste von Tempeln und Türmen zu entdecken, oder auf kleineren Trümmerfeldern aus den Bruchstücken von Ziegeln und Statuetten, aus Scherben, Glasstücken und Schlacken auf das Vorhandensein einer ergiebigen Grabungsstätte zu schließen. Nicht selten aber überstiegen die zur Wegschaffung gewaltiger Schuttmassen erforderlichen Arbeiten bei weitem die von der europäischen Heimat gewährten Mittel. Oder die Hohe Pforte legte früher wohl auch gegen umfängliche Ausgrabungen oder gegen die Fortschaffung der gewonnenen Altertümer ein Veto ein. Mit Mühe dem Boden entrungene Skulpturen zerbröckelten, sobald sie der Wüstenluft ausgesetzt waren. Ja selbst glücklich geborgene Schätze der Vergangenheit fanden gelegentlich nach Jahrtausende langer Ruhe, kaum ans Tageslicht gefördert, von neuem ein Grab in den Fluten eines der Zwillingsströme. Es kann uns nach alledem nicht wundernehmen, wenn der bis jetzt erfolgreich durchgrabenen Ruinen verhältnismäßig noch wenige sind, wenn die altbabylonische Kultur bis zum heutigen Tage nur äußerst lückenhaft wiedererworben wird. Gerade von den allem Anschein nach ältesten, den südbabylonischen Trümmerstätten ist erst ein Bruchteil durchforscht. Verfolgen wir diese denkwürdigen Stätten, vom Persischen Golf nach Norden vordringend, so treffen wir zunächst im heutigen Abû Schahrein am linken Euphratufer ein ausgedehntes Ruinenfeld, das der bedeutenden uralten Stadt Eridu, der heiligen Stätte des Gottes Ea, im Besitz eines berühmten Orakels, sein Dasein verdankt. Alabaster-, Marmor-, Granit- und Goldfunde lohnten die kurzen Ausgrabungen, die dort eine Tempelruine zutage förderten. — Nicht weniger wichtig waren die Ergebnisse der Untersuchung des Hügels Muqajjar im Südwesten der heutigen Stadt Nasrije, am Kanal Pallakottas. Gelang es doch schon H. Rawlinson, in dieser Stätte das in der Genesis, d. h. im 1. Buch Moses (Kap. 11, V. 28) genannte Ur wiederzuerkennen, die Stadt, aus der nach der biblischen Erzählung Tharah seinen Sohn Abram führte, „daß er ins Land Kanaan zöge". Nicht nur der besonders gut erhaltene Tempel des Mondgottes, dem Ur geheiligt war, auch ein ins dritte Jahrtausend zurückreichendes, aus Ziegeln erbautes Haus, ein tieferliegendes, vermutlich aus noch älterer Zeit stammendes Ziegelpflaster und eine, allerdings wahrscheinlich jüngere, Gräberanlage vermitteln uns die ersten authentischen Aufschlüsse über die Stätte, die den jedem Bibelleser vertrauten Namen trug. — In bedeutender Entfernung nach Nordwesten, am Westufer des Schatt el-Kâr, liegen die Trümmer von Senkereh, die gleichfalls nur zum Teil durchforscht sind, aber mit Sicherheit ergaben, daß dort die Stadt Larsam, das biblische Ellassar (Genesis Kap. 14, V. 1), zu suchen ist, wo unter König Gungunu eine eigene altbabylonische Dynastie gegründet wurde. Ein Teil des Tempels des Sonnengottes, dem diese Stadt heilig war, ist bloßgelegt; einige Reliefs mit religiösen Szenen und Darstellungen aus dem alltäglichen Leben geben Kunde von der künstlerischen Betätigung Larsams. Als besonders wertvoll aber unter den dortigen Funden erwiesen sich eine Anzahl bis dahin unbekannter Tafeln mit kommerziellen Inschriften aus der Mitte des dritten Jahrtausends, die in zwei Exemplaren ausgefertigt wurden. Nachdem eine Tontafel mit einer solchen Inschrift versehen war, wurde sie mit einer Tonhülle umgeben und auf dieser der Kontrakt ein zweites Mal eingeschrieben. Bei unzerstörten Exemplaren steckt auch heute noch der Kern in seiner Hülle, wie eine Nuß in der Schale: ein erfinderischer Kopf, der ein so treffliches, wie die Erfahrung lehrt,

Digitized by Google

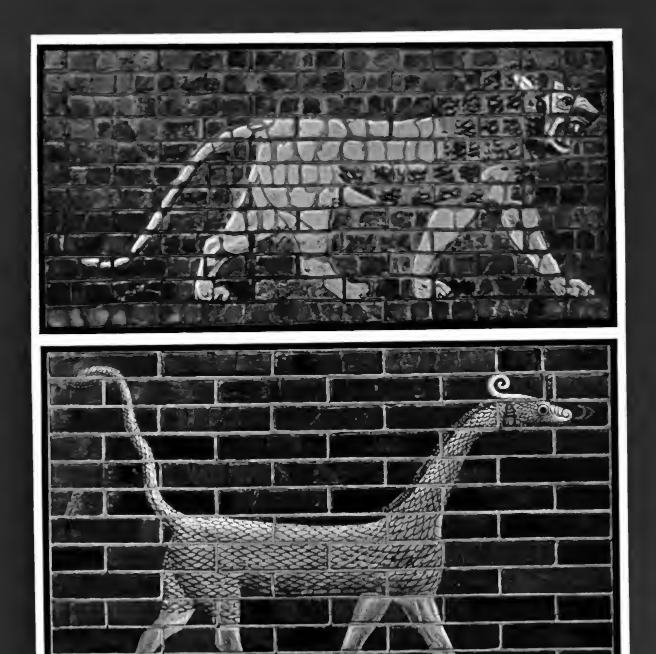


Löwe und Fabelwesen aus Babylon

Reliefs in farbig glasierten Ziegeln nach den im Königl. Museum zu Berlin befindlichen Originalen

[illegible] und ärmlichen Nomadenbevölkerung, [illegible] ergiebigen Boden zum Ackerbau über[illegible] Seßhaftigkeit gewandelten Beduinens[illegible] Kulturverhältnis zu der lehmigen [illegible] die emporwachsen Lager von Aus[illegible] Schakale und Hyänen. Eber, [illegible] das leere Leben mit Ge[illegible]en und Z[illegible] bilden [illegible] die heißen Winde und [illegible] die Konstitution des [illegible] kühne Entdecker [illegible] es manchen geschärften [illegible] Hügel die Überreste [illegible] aus den Bruch[illegible] und [illegible] auf das Vor[illegible] aber überfliegen die zur [illegible] die von der euro[illegible] früher wohl auch gegen um[illegible] ein Veto [illegible], sobald sie der Wagenlust [illegible] Vergangenheit fanden gelegentlich [illegible] gefordert, von neuem ein Grab in den [illegible] nicht wunder nehmen, wenn [illegible] noch wenig sind, wenn die [illegible] äußerst lückenhaft wiedergegeben wird. [illegible] Trümmerstätten ist erst ein [illegible] Stätten, vom Persischen Golf nach [illegible] heutigen [illegible] am linken Euphrat[illegible] bedeutenden alten Stadt [illegible], der heiligen [illegible] dem Dasein verdankt. Alabaster[illegible], [illegible] die dort eine Tempel[illegible] die Ergebnisse der Untersuchung des [illegible], am Kanal Pallakottas. Gelang [illegible] Genesis, d. h. im 1. Buch Moses [illegible] Stadt, aus der nach der biblischen Er[illegible] ins Land Kanaan zoge". Nicht nur der [illegible] geheiligt war, auch ein ins dritte [illegible], ein tieferliegendes, vermutlich aus [illegible] wahrscheinlich jüngere, Gräber[illegible] über die Stätte, die den jedem [illegible] Entfernung nach Nordwesten, am West[illegible], die gleichfalls nur zum Teil durch[illegible] Stadt Larsam, das biblische Ellasar [illegible] Gamgama eine eigene altbabylonische [illegible] des Sonnengottes, dem diese Stadt heilig [illegible] Szenen und Darstellungen aus dem alltäg[illegible] Larsams. Als besonders wertvoll [illegible] Anzahl bis dahin unbekannter Tafeln mit [illegible] Jahrtausends, die in zwei Exemplaren [illegible] einer solchen Aufschrift verfehen war, wurde [illegible] ein zweites Mal eingeschrieben. [illegible] der Kern in seiner Hülle, wie eine Nuß [illegible] so treffliches, wie die Erfahrung lehrt,

Digitized by Google



Jahrtausende lang sich bewährendes Schutzmittel zur Erhaltung einer Urkunde erdachte! Noch ein weiterer Fund in Senkereh verdient besondere Erwähnung: eine kleine Tontafel mit der Aufzählung der Ziffern von 1 bis 60 und, diesen zur Seite, der entsprechenden Quadrate und Kuben: eine der ältesten mathematischen Aufzeichnungen der Welt, die zunächst vielleicht nur praktischen Zwecken, bei Vermessungen von Gebäuden, Feldern und Grundstücken usw. dienten, schon in frühester Zeit aber zu ausgedehnten Rechnungen (s. unten) führten. — Auch der Hügel Tell Sifr, östlich von Senkereh, förderte, selbst bei oberflächlicher Nachgrabung, gegen hundert ähnliche Tafeln mit Tonhülle, wie die eben beschriebenen, zutage, dazu eine Anzahl altbabylonischer Kupfergeräte und Werkzeuge, wie Hämmer und Beile, Dolche und Messer, Platten und Spiegel, die auf die dortige Kultur schließen lassen. — Von geringerem Erfolg waren bisher die Bemühungen um die Eröffnung der ausgedehnten Ruinenstätte zu Warka am linken Euphratufer begleitet, der in der Genesis (Kap. 10, V. 10) genannten uralten Stadt Erech, babylonisch Uruk, deren wichtige Rolle in dem babylonischen Nationalepos, den sog. Gilgamischsagen, für künftige Grabungen verheißungsvoll sein dürfte.

Zu den großartigsten Ausgrabungen, die bis jetzt auf dem Boden Südbabyloniens unternommen wurden, gehört unstreitig die systematische Erforschung der ausgedehnten Trümmerhügel zu Telloh, in der Nähe des Schatt el-Hai, das wahrscheinlich unmittelbar am alten Flußbette dieses Kanals lag. Man hat Telloh, um dessen Wiedererschließung sich im Auftrage der französischen Regierung der vor wenigen Jahren verstorbene Ernest de Sarzec in elf Ausgrabungskampagnen unsterbliche Verdienste erwarb, nicht mit Unrecht als das altbabylonische Pompeji bezeichnet. Zwei große Trümmerstätten im Nordwesten und Südosten der weitgedehnten Ruinen sind dort im Laufe von vierzehn Jahren untersucht worden und haben nach der Entfernung der obersten, aus der seleucido-parthischen Periode stammenden Schicht von Überresten die überraschendsten altbabylonischen Funde ans Licht gebracht. Schon die ersten Grabungen im Nordwesthügel förderten Fragmente beschriebener Onyxvasen, Türangeln, Bronzegegenstände, Weihstatuetten von Stein und Metall zutage, dazu aber auch die Schulter einer aus Doleritstein gehauenen Statue — den verheißungsvollen Vorläufer von neun großen, freilich der Köpfe beraubten Statuen, die in staunenswerter Feinheit in der Wiedergabe der Glieder und der Gewandung ausgeführt sind. Einzelne zugleich mit diesen Statuen gefundene Köpfe ließen auf den ersten Blick erkennen, daß die Träger der Kultur, die sich hier erschloß, keine Semiten gewesen sein können. Die Persönlichkeit, die die großenteils in sitzender Haltung, mit über der Brust gekreuzten Armen ausgeführten Gewandstatuen vorstellen, war der königliche Bauherr, in den meisten Fällen der lagaschidische Priesterfürst Gudea. Eine lange, über den Körper und das Gewand verlaufende Keilinschrift ließ von Anfang an keinen Zweifel an dieser Deutung. Dazu besagten in zwei Fällen auf den Knien ruhende Tafeln in ihren Schriftzeilen noch ausdrücklich, daß der Fürst hier als königlicher Bauherr gedacht ist, und auf einer dieser Tafeln findet sich der deutliche Plan einer befestigten Anlage: die älteste geschichtliche Nachricht über den Festungsbau. Neben anderen wertvollen Funden kleinerer Kunstgegenstände, die zusammen mit den Statuen gemacht wurden — Skulpturenfragmenten und trefflich ausgeführten Basreliefs auf einer fast drei Meter langen Kalksteintruhe, eine Prozession von Wassernymphen darstellend —, fesselt besonders die schon oben erwähnte, in mehreren Fragmenten entdeckte sog. „Geierstele" die Aufmerksamkeit: ein aus dem Zeitalter des alten Königs Eannatum stammender Grenzvertrag mit mythologischen Szenen und der lebensvollen Darstellung der gefallenen Feinde, deren Köpfe, Hände und Arme von einer Schar von Geiern in die Lüfte entführt werden. Reicher an Aufschlüssen aber als alle diese Erzeugnisse der altbabylonischen Kunst sind die langen, in archaischen Keilschriftzeichen und sumerischer Sprache abgefaßten Inschriften auf drei ca. 2 Fuß hohen Zylindern, die die Großtaten König Gudeas verherrlichen; der Inhalt dieser ältesten längeren Keilschriftdokumente, von denen bis jetzt zwei im Louvre geborgen sind, ist denkwürdig genug, um unten noch näher erörtert zu werden. Auch die Tempelanlage in Telloh, das in mehreren Inschriften mit Lagasch identifiziert wird, ist zu einem guten Teile erkannt. Der Stadtgottheit namens Ningirsu war dort das Heiligtum mit Torweg und Turm geweiht; merkwürdige Tonsäulen schmückten die heiligen Räume, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist auch schon dort eine

Digitized by Google

Rampenpyramide anzunehmen, wie eine solche in späteren Zeiten untrennbar mit jedem Tempel verbunden war. Es ist kaum zu bezweifeln, daß auf eine derartige Rampenpyramide auch die Entstehung der biblischen Erzählung vom babylonischen Turmbau zurückweist, für deren Ursprung sonstige Anhaltspunkte bisher nicht vorhanden sind.

Führten schon diese überraschenden Entdeckungen de Sarzecs im Nordwesthügel die babylonische Welt in ungeahntes Altertum hinauf, sie wurden noch übertroffen durch die Funde im südöstlichen Teil der Ruinenstätte, wo drei deutlich zu unterscheidende Schichten die vom Glück begünstigten Ausgräber zu immer älteren Kulturzeugen leiteten. Die oberste, also jüngste Schicht enthüllte außer Bauresten aus der Zeit Gudeas versprengte Onyx- und Alabasterstücke, die älteren Beherrschern von Lagasch zugehören mußten. Die zweite, tieferliegende Schicht führte zu ungeheuren, mit starken Doppelmauern umgebenen Lagerräumen, Vorratskammern, in denen Tempelgeräte und Weihgegenstände aller Art aufbewahrt wurden, die aber auch als Getreide- und Öl-Magazine für die Stadtbevölkerung und als Arsenale für das Heer der Fürsten, eines Urninâ und anderer Herrscher gedient haben müssen. Endlich legten die systematischen französischen Grabungen eine dritte, unterste Schicht bloß, deren Fundgegenstände mit dem Namen Eannatums verknüpft werden konnten. Ein uraltes großes Tor, Vorratsräume zum Aufbewahren der Dattelernte und zwei künstliche Wasserbehälter, die vielleicht zur Ölpresse und zur Bereitung von Dattelwein angelegt waren, dazu merkwürdiges Gipspflaster und eine Menge kleinerer Funde: Krüge, Kupferstatuetten, eigentümliche, zum Teil beschriebene, ei-, kugel- oder zylinderförmige Steinobjekte und gegen tausend mit Keilschrift besäte Tontafeln lehrten hier die ältesten Erzeugnisse der bis jetzt bekannten vorderasiatischen Bevölkerung kennen.

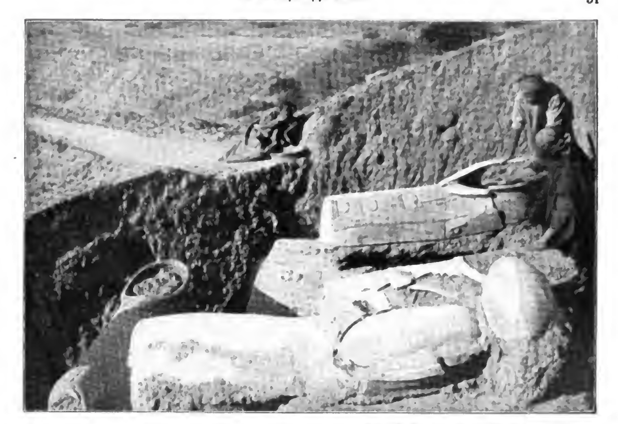


Votivrelief in Kalkstein aus Nippur.
Nach H. V. Hilprecht: „The Babylonian expedition of the University of Pennsylvania".

Freilich förderten nicht alle Expeditionen inschriftliches Material wie das eben beschriebene zutage. Aber auch in den solcher Dokumente großenteils entbehrenden, von deutscher Seite untersuchten Trümmerstätten von Surghul und El-Hibba, im Nordosten von Telloh, und von Fâra und Abû Hatab in der Nähe des modernen Dedsche wiesen die Funde von Wohnhäusern und förmlichen Straßen, von Brunnen und Grubenanlagen auf hohes Alter. Die verschiedenen sepulcralen Beigaben: Steingefäße, Schalen, Krüge, Terrakotten und Schmucksachen aller Art, sowie die zahlreichen Siegelzylinder, die dort ausgegraben wurden, gehören offenbar der Mitte des dritten Jahrtausends an.

Als letzte der Ruinen, aus denen die Kultur des ältesten Babyloniens während der verflossenen Jahrzehnte wiedererweckt wurde, erreichen wir etwa halbwegs zwischen Warka und der Hauptstadt Babylon, am ausgetrockneten Kanalbett des Schatt en-Nil das heutige Nuffar, ein langgestrecktes Terrain von Hebungen und Senkungen, das schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit englischer Ausgräber erregte. In vier planmäßigen Grabungskampagnen haben hier während eines Zeitraumes von vierzehn Jahren die von der University of Pennsylvania inaugurierten Arbeiten glänzende Erfolge gezeitigt. Galt es doch, die in der sogenannten Völkertafel der Genesis (1 Mose, Kap. 10, V. 10) genannte uralte Stadt Calneh bloßzulegen. Ähnlich wie in Telloh waren auch in Nippur, wie diese Stätte in den Keilinschriften genannt wird, eine Reihe verschiedener Schichten zu durchforschen, um zu altbabylonischen Kulturresten vorzudringen. Der assyriologische Leiter der amerikanischen Ausgrabungen, H. V. Hilprecht, will nicht weniger als 21 solcher Strata erkannt haben. Zwei Paläste und ein Tempelchen aus der Partherzeit, sogar Reste der früharabischen Periode führten als oberste Schicht zu drei verschiedenen Pflasteranlagen, die vom siebenten vorchrist-

Digitized by Google



Sarkophage aus Nippur. Nach H. V. Hilprecht: „The Babylonian expedition of the University of Pennsylvania".

lichen Jahrhundert bis ins dritte Jahrtausend hinaufleiteten; und bedeutend tiefer wurde ein Backsteinpflaster König Narâmsins entdeckt, unter dem sich noch viel ältere, vermutlich über die Zeit der frühesten Funde aus Telloh hinaufreichende Gewölbe erkennen und kleinere Funde gewinnen ließen. Als Hauptresultat dieser umfänglichen Ausgrabungen wurde der Tempel der Stadtgottheit Illil, namens Ekur, bloßgelegt. In dem einen der beiden geräumigen, durch einen Torweg verbundenen Höfe dieses Heiligtums befand sich die gewaltige, vermittelst großer Abzugskanäle gegen die Unbilden der nassen Jahreszeit geschützte Rampenpyramide, von der drei Etagen nachgewiesen wurden. Aber auch sie scheint eine Neuschöpfung an der Stelle einer uralten ähnlichen Pyramide zu sein, deren Existenz in der frühesten sumerischen Zeit als wahrscheinlich gilt. Die Funde, die auf dem Boden dieser heiligen Stätten gelungen sind, durchlaufen die Zeit des ganzen assyrischen und altbabylonischen Reiches. Eine Menge von Statuen und Vasenfragmenten, Grenzsteine, Torangellager, Weihgegenstände, mit Stempelabdrücken versehene Backsteine, Siegelzylinder und Steintafeln mit Bauinschriften, vor allem aber eine nach Tausenden zählende Menge von Keilschrifttontafeln ermöglichen die Scheidung der einzelnen Perioden der Kulturentwicklung, die Nippur erlebte. Zu den ältesten Denkmälern sind der Torso der statuarischen Darstellung eines bärtigen Priesterfürsten sowie mehrere Marmorköpfe sumerischer Regenten oder Würdenträger zu zählen. Auch der älteste Torbogen der Welt, ein gewölbter, ca. 1 Meter hoher Gang in regelrechter Bogenform mit durchlaufenden Kanälen zur Aufnahme zweier für das Abzugswasser bestimmter Tonröhren, von welch letzteren sich gleichfalls Stücke gefunden haben, ist in Nuffar mehrere Meter unterhalb der Schicht Narâmsins entdeckt worden. Den bedeutendsten Nutzen wird die Kulturgeschichte aus der erwähnten ungeheuren Tontafelsammlung zu ziehen haben, die offenbar einen Teil des Tempelarchivs bildete und über die Beschäftigung der ältesten Priester Nippurs mit Grammatik und Lexikon, mit Mathematik und Metrologie Aufschlüsse zu geben verspricht.

Mit diesen Errungenschaften verglichen, hat die Hauptstadt des unter Chammurabi zu

Digitized by Google



Bronzene Votivstatuetten aus Telloh. Originale im Museum des Louvre zu Paris.

einem Gesamtreiche vereinigten Babylonien, Babylon, babylonisch-assyrisch Bābilu, deren hohes Alter durch ihre Erwähnung in einer frühen Inschrift verbürgt ist, die Erforscher Altmesopotamiens bis jetzt enttäuscht. Wohl sind die Ruinen am linken Euphratufer, nördlich von der arabischen Stadt Hilla, die niemals ganz vom Erdboden verschwanden, oftmals zum Gegenstand eingehender Beschreibung, sorgfältiger Vermessung und eifriger Durchforschung gemacht geworden. Haben doch Männer wie Rich, Layard, Rawlinson und Oppert einen Teil ihrer Tätigkeit gerade diesen Ruinen zugewandt und sind doch am 26. März 1899 die deutschen Ausgrabungen unter Koldewey mit der systematischen Untersuchung der „Burg" (Qasr) von Babylon und des benachbarten Hügels Tell Amran ibn Ali inauguriert und bis heute fortgesetzt worden. Gewiß sind diese Bemühungen nicht resultatlos verlaufen. Der Stadtplan wird in seinen Einzelheiten aufgenommen und damit die besonnene Kritik der Angaben eines Herodot und anderer Klassiker über die fabelhafte Größe Babylons angebahnt. Der mit reicher Ornamentik geschmückte Thronsaal Nebukadnezars II ist wiedergefunden, das in seinen Inschriften erwähnte Ischtar-Tor mit glasierten, Fabelwesen darstellenden Ziegelreliefs zutage gefördert, die Prozessionsstraße eines babylonischen Gottes bloßgelegt und ein nahe bei der Königsburg gelegener Tempel erkannt. Neben anderen kleineren Funden an Terrakotten, Siegelzylindern und beschriebenen Tontafeln ist eine gerade hier am wenigsten vermutete große Doleritstele mit Reliefdarstellung und einer Inschrift in hettitischer Schrift und Sprache entdeckt worden. Besonders die Bautechnik der neubabylonischen Zeit kann nach diesen umfangreichen Ausgrabungen bis ins einzelnste studiert werden. Aber für die Wiedergewinnung von Zeugen der ältesten Kultur Babyloniens hat hier alle Umsicht der Forscher bisher versagt; sie sind ebensowenig ans Tageslicht getreten wie die berühmten hängenden Gärten, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer wieder „entdeckt" werden.

Auch in dem in den Keilinschriften vielfach genannten Sippar, das H. Rassam in den Ruinen von Abū-Habbah, etwa 60 Kilometer nördlich von Babylon, nahe bei dem modernen Mahmudije, wiederentdeckte und im Auftrag der englischen Regierung durchforschte, sind, so ergiebig sich auch diese gewaltige Trümmerstätte von über 140000 Quadratmeter Flächenausdehnung für die Geschichte Neubabyloniens erwies, bis jetzt nur wenige Reste aus der älteren und ältesten Entwicklung der Ansiedelung entdeckt worden. Nur ein vereinzeltes Denkmal Sargons I von Akkad (gewöhnlich als Knauf eines Stabes oder Szepters erklärt) und eine Anzahl von Vasen- und Statuenfragmenten mit den Namen altbabylonischer Könige reichen direkt in die Zeit hinauf, deren Kultur uns hier beschäftigt.

Eine stattliche Reihe von Ruinenfeldern und Höhenrücken, von den Arabern sogenannten Tells, konnten wir also auf unserer Wanderung durch Babylonien durchmustern, deren, wenn auch lückenhaftes, Material eine kurze Beschreibung verlohnt. Handelt es sich dabei doch um

Digitized by Google



Altbabylonischer Siegelzylinder aus Susa. Original im Museum des Louvre zu Paris.

die Zeugen der ältesten Kultur ganz Westasiens und um die einzige authentische Grundlage für die Beurteilung der Entwicklung aller babylonisch-assyrischen Zivilisation.

Ziemlich genaue Kenntnisse lassen sich über die Bautätigkeit dieser ältesten geschichtlichen Bewohner Babyloniens ermitteln. Die weitgedehnte Alluvialebene wies sie auf eine ausgiebige Benutzung des Tons hin. An der Sonne getrocknete Tonziegel, die mit der Zeit größer und regelmäßiger geformt wurden, bildeten das älteste Baumaterial. Als Bindemittel diente das durch die zahlreichen Naphthaquellen des Landes leicht erreichbare Erdpech, als eingebettete Zwischenlagen das Schilf der Sumpfgegenden. Es ist wahrscheinlich, aber natürlich nicht zu beweisen, daß Schilfhütten, wie sie noch heute in Mesopotamien üblich sind, jenen Ziegelbauten vorangingen. Schon die ältesten Reste von Wohnhäusern, die bis jetzt gefunden sind, zeigen die später in Assyrien allgemein übliche Gruppierung einer Reihe von Zimmern um einen Lichthof, und schon in den ältesten Schichten findet sich eine regelmäßige Pflasterung des Bodens, sei es mit Backsteinen oder auch mit Gips, einer Masse, deren Wortbegriff von Babylonien aus nach allen Kulturländern gewandert ist. Die an die Wohnräume oder sonstigen Gebäulichkeiten angeschlossenen Lagerräume, Vorratskammern und Gewölbe zeigen, wie früh das zerstörende Klima Mesopotamiens seine Bewohner zur Bewahrung von Vorräten aller Art, und zwar zu einem guten Teil unterirdisch, veranlaßte. Auch die Anlagen von künstlichen Brunnen und Kanälen, besonders Abzugskanälen, sind für die früheste Zeit bezeugt, während der Gräberbau über die verschiedenen Bestattungsarten Aufschlüsse gibt. Eine reichere Entfaltung dieser Bautätigkeit ward durch die Errichtung von Fürstenpalästen und Tempeln bedingt. Für solche lernten die alten Babylonier ihre Mauern verstärken und Doppelmauern errichten; der Schutz des Heiligtums oder des Wohnsitzes regierender Herrscher verlangte ihre Befestigung. Großartige Substruktionen und Terrassen gaben diesen Bauten in einem Gebiete weitgedehnter Sümpfe die erstrebte sichere Grundlage. Torwege mit schweren Türangelstützen und Türme führten zu gleicher Zeit zur Entwicklung des eigentlichen Festungsbaues und zu einer achtunggebietenden Architektur. Endlich forderte die natürliche Beschaffenheit des Bodens die Aufführung von Dämmen und Wällen und die Anlage ausgedehnter Graben- und Kanalbauten, ohne die die Besiedlung des Landes kaum gedacht werden kann. Der vorhin erwähnte Dränagebogen zu Nippur bezeugt zur Genüge die erstaunliche Vervollkommnung solcher Bauwerke in der ältesten Zeit. Aber nicht nur mit der Handhabung der uralten Töpferscheibe und der Bearbeitung des Tons zeigen sich die Altbabylonier vertraut, auch Gesteine und Artefakte verschiedener Art wußten sie nutzbar zu machen. Alabaster und Marmor, Onyx oder Calcit, vor allem aber der harte Grünstein, Diorit oder Dolerit, dienten ihnen zu Kunstschöpfungen meisterhafter Art. Dies setzt eine lange Entwicklung in der Anwendung von Meißel, Bohrer und Rad und im Gebrauch und der Anfertigung von allerlei Werkzeugen, Hämmern, Beilen und Messern voraus, wie solche in der Tat bei den Ausgrabungen gefunden wurden. Nicht nur die Kunst des Steinschneidens, auch der Gebrauch von Stempeln, mit denen alte Backsteininschriften hergestellt wurden, ist bezeugt. Von Metallen verstanden sie Gold und

Digitized by Google

Silber zu bearbeiten, der Gebrauch der Bronze geht bis in die sumerische Zeit zurück, und schon die ältesten Funde beweisen, daß sie Kupfer mit Zinn und Antimon zu härten wußten. Von der Verarbeitung dieser Metalle, ebenso wie von Stein und Terrakotta, legen eine Menge von ausgegrabenen Gegenständen und Geräten Zeugnis ab. Schüsseln und Platten, Töpfe und Krüge lassen eine mehr oder minder entwickelte Ornamentik erkennen. Auch der Gebrauch des Metallspiegels ist bis in die ältesten Zeiten zurückzuverfolgen. Besonderen Wert für die Beurteilung der Kunstentwicklung können die zahlreichen ausgegrabenen Vasen beanspruchen, sowie die aus hartem Gestein bearbeiteten Siegelzylinder und die verschiedenartigen Schmuckgegenstände, unter denen einige Bronzearbeiten, Ziegen- oder Stierköpfe darstellend, ausgezeichnete Kunstwerke aufweisen. Reliefs und Skulpturen sind hinreichend vertreten, um ein deutliches Bild von der Höhe der damaligen Kunstentwicklung zu gewinnen. Weitaus die höchsten Leistungen dieser Kunst repräsentieren die wundervollen, oben wiederholt erwähnten Statuen Gudeas und die mit diesen zusammen oder in ähnlichen Schichten gefundenen Köpfe, deren ausgesprochen nichtsemitischer Typus auf echt sumerische Schöpfungen schließen läßt. Die kraftvolle Behandlung des menschlichen Körpers und die meisterhafte Wiedergabe der Gewandung, mit der jene Bildhauer den harten Grünstein zu bearbeiten verstanden, die ausgezeichnete Darstellung der Arm- und Handhaltung und der gestrafften Muskeln haben seit der Entdeckung dieser Statuen die Bewunderung einer späten Nachwelt erregt. Aber auch der Tierkörper diente den Künstlern zum Vorwurf, die sich von der naturgetreuen Kopie des Geschauten, zumal des Wüstenlöwen, zur Wiedergabe phantastischer Schöpfungen, von Drachen und Fabelwesen erhoben und gelegentlich — nach einzelnen Spuren zu schließen — die Wirkung ihrer Gebilde durch malerische Zutaten zu erhöhen suchten. Achtbare Zeugnisse ihrer vorgeschrittenen Technik in der künstlerischen Komposition enthalten die Reliefs, vor allem die berühmte Geierstelle und der obenerwähnte phantasiereiche Zug der Wassernymphen. Ja sogar die Anfänge der Heraldik werden in Babylonien zu suchen sein: auf einer Silbervase des Priesterfürsten Entemena von Telloh findet sich die Darstellung eines löwenköpfigen Adlers, der mit seinen Klauen unter den ausgebreiteten Flügeln zwei Löwen hält — der begleitenden Inschrift nach zu schließen ein Emblem des Gottes Ningirsu und der ihm geheiligten Stadt Lagasch.



Die Silbervase des Priesterfürsten Entemena von Telloh. Original im Louvre, Paris.

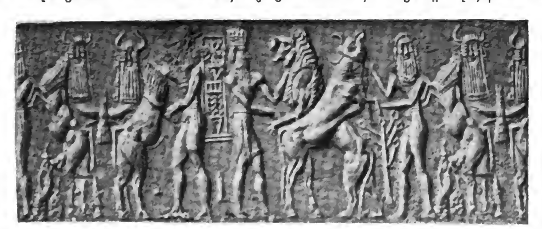
Höher aber noch als die Verwendung des gebrannten Tons zu gewaltigen Bauten und zu Kunstschöpfungen ist eine andere Nutzbarmachung desselben Materials einzuschätzen, ohne die die Wiederbelebung des babylonischen Altertums in unseren Tagen kaum denkbar wäre: seine Anwendung als Schreibmaterial. Auch die allerältesten Schichten der bis jetzt eröffneten Ruinenstätten haben beschriebene Tafeln, Bausteine und Zylinder von Ton zutage gefördert, aus denen uns eine hochentwickelte Zivilisation entgegentritt. Hätte nicht schon die reiche Entfaltung der Kunst gelehrt, welch lange Entwicklungskette dem hier vorliegenden Schlußglied voraufgegangen sein muß, so würden davon diese Inschriften „redend zeugen". Die auf den Tontafeln eingegrabene Keilschrift, die wie alle menschlichen aufgezeichneten Mitteilungen aus

Digitized by Google




Altbabylonische Siegelzylinder aus Telloh mit mytholog. Darstellungen. Orig. im Louvre, Paris.

einer ursprünglichen Bilderschrift entstanden ist, weist nach ihrer Form ebenso wie in ihrer Mannigfaltigkeit der Anwendung auf eine eher nach Jahrhunderten denn nach Jahrzehnten zu bemessende Entwicklung. Die alten Bilderformen sind einem komplizierten System von Strichfiguren gewichen, das seinerseits zur Ausbildung der keilförmigen, mit einer Art Griffel in den weichen Ton geschriebenen Zeichen führte. Schon der jetzt erschlossene Bruchteil der reichen Schätze, die in den europäischen Museen und zumal in der University of Pennsylvania zu Philadelphia geborgen sind, führt mitten hinein in ein pulsierendes Leben mit staatlicher Ordnung, Gewerbe und Handel, mit politischen und wirtschaftlichen Interessen, Kunst und Wissenschaft. Ackerbau, besonders der Anbau von Gerste, Emmer, Weizen, Hirse und vielleicht auch Einkorn, sowie Jagd und Fischfang sind als die Hauptbeschäftigung der alten Bevölkerung anzunehmen. Der Grundbesitz ward durch Grenzbestimmungen festgestellt und gewertet, die Handelsbeziehungen vertragsmäßig geregelt. Auch das Familien- und Erbrecht und das Gerichtsverfahren werden durch zahlreiche Urkunden aus dem dritten Jahrtausend illustriert. Unter den wissenschaftlichen Bestrebungen nimmt die Pflege der Mathematik und der Philologie eine hervorragende Stelle ein. Die Kenntnis des sogenannten Sexagesimalsystems neben dem dekadischen reicht in die altbabylonische Zeit zurück, und eine Reihe in Nuffar gefundener Multiplikationstafeln zeigen die Bedeutung, die damals den Potenzen der Zahl 60, deren Exponent eine gerade Zahl ist, beigelegt wurde. Auch die Omendeutung muß schon in Altbabylonien eine bedeutende Rolle gespielt haben. Besonders aber waren Mythologie und Kultus zu einer Entwicklungsstufe erhoben, die mit Sicherheit auf die Einflüsse einer geordneten und mächtigen Priesterschaft schließen läßt. Die religiösen Motive erscheinen in feste Formen gegossen, die staatliche Sanktion genießen. Das babylonische Pantheon, das vielleicht als solches aus alten Naturgottheiten hervorgegangen ist und das außerdem mit Sicherheit auf einen ursprünglichen Tierdienst schließen läßt, trägt schon damals ausgesprochen anthropomorphen Charakter. Opfer- und sonstiges Kultwesen ist streng geordnet. Tempeleigentum und Abgaben an die Heiligtümer werden ausdrücklich bezeugt. Vermutlich ein gewisser Höhepunkt dieser



Altbabylonischer Siegelzylinder aus Telloh mit mytholog. Darstellung. Original im Louvre, Paris.
Aus den Heldentaten des Gilgamisch.

Digitized by Google

Religionsformen wird in den umfangreichen Zylinderinschriften Gudeas veranschaulicht, deren Übersetzung dem ausgezeichneten französischen Assyriologen Fr. Thureau-Dangin zu verdanken ist. Als Probe mag hier der Anfang des sumerischen Textes auf dem großen Zylinder „A" folgen: „An dem Tage, da im Himmel und auf Erden die Geschicke bestimmt wurden, die großen Entscheidungen von Lagasch gen Himmel erhoben wurden, da blickte Illil freundlich auf Ningirsu (mit den Worten): ‚In meiner Stadt trägt sich das nicht zu, was sich ziemt: keine Flut steigt; die Flut Illils steigt nicht; keine Flut steigt; die hohen Wasser leuchten nicht und zeigen ihren Glanz nicht; gutes Wasser, wie der Tigris, führt Illils Flut nicht herbei. Möge der König den Namen des Heiligtums verkünden; möge Eninnūs Entscheidung im Himmel und auf Erden verherrlicht werden!' Dem schenkte der Priesterfürst mit weitem Gehör seine Aufmerksamkeit. Alle Arten guter Dinge brachte er als Opfer dar: einen prächtigen Ochsen, eine prächtige Ziege führte er herbei; den Backstein des Geschickes erhob er; richtete ihn auf, um einen reinen Tempel zu erbauen; bei Tag und mitten in der Nacht richtete Gudea den Blick auf seinen König, Ningirsu, den Herrn. Dieser befahl ihm, seinen Tempel zu bauen; Eninnūs, des Entscheidungen groß sind, gedachte er (dabei). Da seufzte Gudea zagenden (?) Herzens also: ‚Laßt uns die folgenden Worte aussprechen: Ich bin der Hirte; mir ist die Herrschaft gegeben. Mitten in der Nacht ist mir etwas zugekommen, dessen Sinn ich nicht verstehe. O könnte ich meiner Mutter meinen Traum mitteilen! Möchte die Seherin, die Kenntnis hat von dem, was mir zukommt, möchte meine Göttin Ninā, die Schwester Sirara-schumtas (?), seinen Sinn enthüllen!' Aber Ninā setzte ihren Fuß nicht in ihre Barke, Ninās Barke ruhte bei ihrer Stadt auf dem Kanal, der dorthin führt ... Da brachte (Gudea) ein Opfer dar, goß reines Wasser aus, wandte sich an den Herrn des (Tempels ?) Baga und betete zu ihm: ‚O Kämpe, Raubtier (?) ohnegleichen, Ningirsu, der du im Abgrund ..., der du Fürst bist in Nippur, o Kämpe! Ich will deine Befehle getreulich ausführen, deinen Tempel will ich bauen, deine Entscheidungen erfüllen. Möge (doch) deine Schwester, Eridus Sprößling, die richtigen Rat erteilt, die königliche Seherin der Götter, möge meine Göttin Ninā, Schwester Siraraschumtas, ihren Fuß (in ihre Barke) setzen!' Da ward Gudea erhört, sein König nahm sein Gebet auf, Ningirsu, der Herr, nahm (das Gebet) Gudeas auf. In dem Tempel Baga brachte er Opfer dar." — Schon die Namen der Gottheiten, die in diesen Inschriften enthalten sind, lassen auf fertige Gestalten, auf deutliche Verbindungen religiöser Vorstellungen mit bestimmten örtlichen Merkmalen schließen. Die ursprünglichen Formen der Tier-, Flur- und Feldergottheiten, deren Annahme hier das nächstliegende sein dürfte, sind nicht mehr als solche zu unterscheiden. Vielmehr haben die einzelnen Lokalkulte wohl an den „Herrn" des jeweiligen Hauptheiligtums einer Stadtgemeinde Attribute gebunden und gehäuft, die früher verschiedenen Einzelkulten angehörten. Eine Zurückführung solcher Attribute auf ihre langversiegten Quellen aber ist unmöglich.

Daß die Suprematie des sumerischen Volkes, die in den Inschriften der Beherrscher von Kisch, Gischchu und Lagasch noch unbestritten erscheint, schon in den Zeiten eines Sargon und Narāmsin der großen semitischen Invasion weichen mußte, haben wir im ersten Teil dieser Ausführungen vernommen. Trotzdem schrieb man aber auch noch später in der altheiligen Sprache Sumers, deren Kenntnis nach dem Aussterben des nichtsemitischen Idioms unter den gelehrten Priestern fortlebte und schulmäßig tradiert wurde. Soweit das Inschriftenmaterial Schlüsse zuläßt, wird anzunehmen sein, daß sich die allmählich nach Babylonien einwandernden Semiten der altsumerischen Kultur anpaßten, sich die Schrift der Sumerer aneigneten, deren religiöse Formen und Kulte originell entwickelten und mit ihren eigenen verschmolzen, kurz alle Segnungen einer seßhaften Bevölkerung auf sich selbst übertrugen.

Es darf als äußerst wahrscheinlich gelten, daß sich dieser Amalgamierungsprozeß im Laufe des dritten Jahrtausends endgültig vollzogen hat. Unter Chammurabi (zirka 2000 v. Chr.) tritt uns Gesamtbabylonien als durchaus semitisiertes Reich entgegen. Seine Zeit bezeichnet wiederum einen Höhepunkt der altbabylonischen Kultur. Wenn auch künstlerische Erzeugnisse, die den Statuen Gudeas an die Seite zu stellen wären, aus seiner Regierung bisher fehlen, so deuten doch die literarische Betätigung, die ausgebildete Jurisdiktion und die Staatsreligion, deren Erkenntnis seine zahlreichen Inschriften vermitteln, auf greifbare Fortschritte jener Zivilisation.

Digitized by Google



König Chammurabi von Babylon
empfängt vom Sonnengott Schamasch die [illegible]
gesetze. Dioritblock aus Susa im Louvre [illegible]

Digitized by Google

[illegible] Gudeas veranlaßt, deren
[illegible] zu verdanken
[illegible] auf dem großen Zylinder „A"
[illegible] den die Gewässer bestimmt werden, die
[illegible] Tigris führt das nicht zu, was sich ziemt:
[illegible] Flut steigt; die hohen Wasser leuchten nicht
[illegible], wie der Tigris, seine Flut nicht herbei.
[illegible] Entscheidung im Himmel
[illegible] der Priesterfürst mit weitem Herzen seine
[illegible] brachte er als Opfer dar: einen prächtigen Ochsen,
[illegible] des Gefildes erhob er; richtete ihn auf,
[illegible] Tag und wiederum in der Nacht richtete Gudea den
[illegible] befahl ihm, seinen Tempel zu bauen;
[illegible], gedachte er Gudea. Da richtete Gudea zuwenden (?)
[illegible] Worte aussprechen: Ich bin der Hirte; mir ist die
[illegible] Nacht ist mir etwas zugekommen, dessen Sinn ich nicht
[illegible] Seherin, die
[illegible] meine Göttin Nina, die Schwester Enaros
[illegible] ihren Fuß nicht in ihre Barke,
[illegible] Da brachte Gudea
[illegible] des Tempels (?) Bega
[illegible] der du im Abgrund . . .,
[illegible] Ich will deine Befehle getreulich ausführen, deinen
[illegible] Schwester, Eridus
[illegible] die königliche Seherin der Götter, meine Göttin
[illegible] Fuß in ihre Barke setzen!" Da ward Gudea erhört,
[illegible] (das Gebet) Gudeas auf. In
[illegible] der Gottheiten, die in diesen
[illegible], auf deutliche Bedeutungen religiöser
[illegible] Die ursprünglichen Formen
[illegible] hier das nächstliegende sein durfte, sind
[illegible] wohl an den
[illegible] Stadtgemeinde Attribute gebunden und gehäuft,
[illegible] Eine Zurückführung solcher Attribute auf
[illegible]

[illegible] den Inschriften der Beherrscher von
[illegible] den Zeiten eines Sargon und
[illegible], haben wir im ersten Teil dieser
[illegible] aber auch noch später in der altheiligen
[illegible] des altsemitischen Idioms unter den
[illegible] das Inschriftenmaterial
[illegible] nach Babylonien einwandernden
[illegible] die Schrift der Sumerer annahmen, deren
[illegible] mit ihrem eigenen verschmolzen, kurz
[illegible] auf sich selbst übertragen.

[illegible] dieser Amalgamierungsprozeß im Laufe
[illegible] (zirka 2000 v. Chr.)
[illegible] Reich entgegen. Seine Zeit bezeichnet
[illegible] Wenn auch künstlerische Erzeugnisse, die
[illegible] bisher fehlen, so deuten
[illegible] die Staatsreligion, deren
[illegible] auf greifbare Fortschritte jener Zivilisation.

Digitized by Google



König Chammurabi von Babylon
empfängt vom Sonnengott Schamasch die Landesgesetze. Dioritblock aus Susa im Louvre zu Paris.

Digitized by Google

Wörtliche Übersetzungen aus seinen Dokumenten werden uns die Denkweise der damaligen Zeit am besten kennen lehren.

Als ein nur noch in spätbabylonischer Zeit nachgeahmtes Unikum ist eine in beiden Sprachen, der damals erlöschenden oder schon erloschenen sumerischen und der semitisch-babylonischen, abgefaßte Inschrift Chammurabis auf dem Torso einer Statue von schwarzem Basalt zu betrachten, in der sich der König, der sein großes Reich durch ausgedehnte Bewässerungsanlagen zu Wohlstand und Blüte geführt hatte, mit Recht als königlichen Bauherrn verherrlichen konnte: „Chammurabi, der mächtige König, der König von Babylon, der König der vier Weltgegenden, der Begründer des Landes, der König, dessen Taten dem Fleische des Gottes Schamasch und des Gottes Marduk wohl tun, bin ich. Die Spitze der Mauer von Sippar habe ich mit Erdreich wie einen Berg erhöht; mit Rohrdickicht hieß ich sie umgeben; den Euphrat grub ich gen Sippar zu ab und ließ einen Sicherheitswall dafür aufwerfen. Chammurabi, der Begründer des Landes, der König, dessen Taten dem Fleische des Gottes Schamasch und des Gottes Marduk wohl tun, bin ich. Sippar und Babel habe ich auf immerdar zur behaglichen Wohnstätte gemacht. Chammurabi, der Günstling des Gottes Schamasch, der Liebling des Gottes Marduk, bin ich. Was seit uralten Tagen kein König dem König (d. h. dem Schutzgott) der Stadt gebaut hat, das habe ich für Schamasch, meinen Herrn, großartig ausgeführt."

Außer dieser und einer stattlichen Reihe anderer — einsprachig, und zwar nur semitisch-babylonisch abgefaßter — Königsinschriften Chammurabis ist seine landesherrliche Fürsorge für alle, auch scheinbar nebensächliche, Verwaltungszweige in den letzten Jahren durch eine umfangreiche Korrespondenz, die der König mit Sinidinnam, einem seiner Vasallen, führte, in helles Licht getreten. Beispielsweise beklagt sich Chammurabi in einem Schreiben, daß der Kanal, der nach der Stadt Erech führt, nicht bis zur Stadt selbst schiffbar sei; er solle deshalb bis dorthin einer vollständigen Reinigung unterzogen werden: „Für die Leute, die zu deiner Verfügung stehen" — so lautet der Bericht hierüber an Sinidinnam — „ist diese Arbeit nicht zu schwer, (um sie) am dritten Tag (zu vollenden). Deshalb reinige, sobald du dieses Schreiben gelesen hast, den Kanal bei der Stadt Erech mit den dir zur Verfügung stehenden Leuten innerhalb dreier Tage! Erst wenn du den Kanal gereinigt hast, dann mache dich an die (andere) Arbeit, von der ich dir (neulich) schrieb!" Auf die Überführung von Bildern einflußreicher elamitischer Gottheiten auf Kanälen nach Babylon bezieht sich ein anderer Erlaß des Königs, der wie folgt lautet: „An Sinidinnam. So spricht Chammurabi: Ich sende dir jetzt zwei Beamte, Zikirilischu und Chammurabibani, daß diese die weiblichen Gottheiten aus (der Gegend von) Emutbal holen. Lasse die Göttinnen sofort auf einer Prozessionsbarke abreisen, auf daß sie nach Babylon kommen! Die Tempelfrauen sollen sie begleiten! Für die Speise der Gottheiten nimm Mehl, Wein und Schafe mit, und sorge an Bord für die Beköstigung der Tempelfrauen während ihrer Fahrt nach Babylon! Halte Leute bereit, die die Barke ans Land ziehen, und ein Elitekorps, das die Göttinnen wohlbehalten nach Babylon bringt! Sie sollen sich nicht aufhalten, sondern Babylon schleunigst zu erreichen suchen!" Selbst die Regelung des Kalenderwesens ließ sich der König in eigener Person angelegen sein: „Da das (laufende) Jahr zu kurz würde", schreibt er in einem der Briefe, „so laß den Monat, der (jetzt) beginnt, als zweiten Elul (d. h. als Schaltmonat) eintragen! Die Abgaben, die in Babylon am 25. Tisri erfüllbar sind, laß also am 25. Zweiten Elul erfüllbar sein!" Zumal für die älteste Wirtschaftsgeschichte und den Einblick in Verwaltungsangelegenheiten enthalten diese Inschriften unschätzbares Material. Mitteilungen über Truppenbewegungen wechseln mit Bestimmungen über Opferwesen und Tempeleinkünfte. Sendungen von Sklaven und Vieh, von Getreide, Datteln, Sesam und Öl werden genau vorgeschrieben. Die Metallarbeiter, die Schafzüchter und die Bemannung der Frachtschiffe stehen unter staatlicher Kontrolle. Rechnungsablagen eröffnen einen Blick in das Finanzwesen. Anstellungsdekrete, Zitierungen und Haftbefehle, Erlasse zu Untersuchungen krimineller Natur und von Rechtsstreitigkeiten, und richterliche Entscheidungen deuten auf die Machtsphäre der Person des Herrschers.

Deutlicher aber noch als alle diese Einzelbeiträge veranschaulicht das schon oben besprochene Gesetzbuch Chammurabis die Gewalt der Reichsregierung. Es ist das älteste zusammenhängende

Digitized by Google

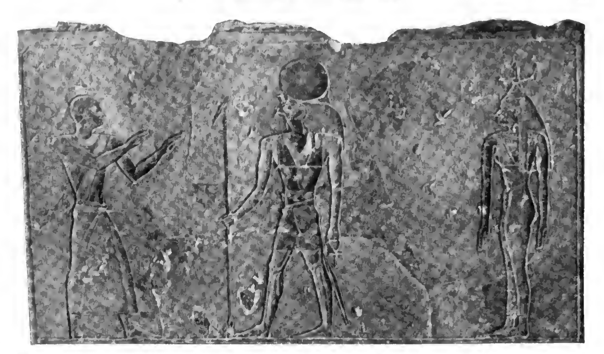
Gesetz, das bekannt ist. Daß ihm aber in Babylonien andere vorhergegangen sein müssen, beweisen einzelne Gesetzesbestimmungen, die aus dem siebenten Jahrhundert in der späten ninivitischen Abschrift eines alten zweisprachigen, sumero-assyrischen Übungsbuches für sprachgelehrte Priester erhalten sind und etwa folgenden Wortlaut haben: „Wenn ein Sohn zu seinem Vater spricht: ‚Du bist nicht mein Vater‘, so schert man ihm sein Haar, bestimmt ihn zur Sklaverei und verkauft ihn für Geld. — Wenn ein Sohn zu seiner Mutter spricht: ‚Du bist nicht meine Mutter‘, so schert man ihm sein Stirnhaar, führt ihn (zur öffentlichen Schau) durch die Stadt und jagt ihn aus dem Hause. — Wenn ein Vater zu seinem Sohne spricht: ‚Du bist nicht mein Sohn‘, so muß letzterer Haus und Hof verlassen. — Wenn eine Mutter zu ihrem Sohne spricht: ‚Du bist nicht mein Sohn‘, so muß er vom Hause und vom Haushalt fortziehen. — Wenn ein Weib ihren Gatten verläßt und spricht: ‚Du bist nicht mein Gatte‘, so wirft man sie in den Kanal“ usw. Diese und ähnliche Bestimmungen sind vielleicht ursprünglich schon semitisch abgefaßt worden, deuten aber auf eine Kulturstufe, die der von Chammurabis Zeit vorausgeht. Ob letzterer als alleiniger und erster Redaktor der Landesgesetze, die sich auch in Babylonien durch Jahrhunderte „fortgeerbt“ haben mögen, zu gelten hat, läßt sich zunächst durchaus nicht feststellen. Sicher aber ist, daß seine Sammlung trotz ihrer religiösen Einkleidung auf rein praktische Bedürfnisse berechnet war und bis hinein in die spätassyrische Zeit bekannt geblieben ist. Von dem Umfang und dem System des Gesetzes gibt am besten die Einteilung einen Begriff, die J. Kohler in seiner modern-juristischen Fassung des Textes auf Grund von dessen ursprünglicher fortlaufender Anordnung gegeben hat. Danach behandelt die Sammlung Chammurabis zunächst das Prozeßrecht (§§ 1—5), ferner den Schutz des Eigentums (§§ 6—25), Amtslehen und Amtspflicht (§§ 26—41), Feldbau und Viehzucht (§§ 42—88), Handel und Schuldwesen (§§ 100—126); sodann die Ehe, das Recht der Frau, des ehelichen und unehelichen Kindes (§§ 127—177), die Tempel- und Nebenfrauen (§§ 178—184), die Annahme an Kindesstatt (§§ 185—193) und das Strafrecht (§§ 194—233), endlich die Schiffahrt (§§ 234—240), Miet- und Dienstverhältnisse (§§ 241—277) und die Knechtschaft (§§ 278—282). Der Raum gestattet hier nur die Wiedergabe einiger weniger Paragraphen, die unseren Lesern als Beispiele dienen mögen. Aus dem öffentlichen Recht (§ 6): „Wer Eigentum (aus dem Besitz) eines Gottes (d. h. aus einem Tempel) oder vom (königlichen) Palast stiehlt, wird mit dem Tode bestraft; desgleichen wer das Gestohlene von jenem (als Hehler) annimmt“; aus dem Vermögensrecht (§ 45): „Wenn jemand seinen Acker einem Bauern für Zins überlassen und den Pachtzins erhalten hat, so trifft, wenn nachher Überschwemmung oder Mißernte eintritt, der Schaden den Bauern“; aus dem Familienrecht (§ 148 f.): „Wenn ein Mann eine Frau nimmt und es befällt sie die Krankheit (des Aussatzes ?), so kann er, wenn er will, eine zweite nehmen, darf aber die Frau, die die Krankheit befallen hat, nicht verstoßen, sondern sie mag in dem von ihm gegründeten Haus(stand wohnen) bleiben; er hat sie zu unterhalten, solange sie am Leben bleibt. Beliebt es aber dieser Frau nicht, im Hause ihres Ehegatten zu bleiben, so soll er ihr die Mitgift, die sie aus ihrem Vaterhause gebracht hat, vollständig zurückgeben, und sie mag gehen“; endlich aus dem Strafrecht (§ 229): „Wenn ein Baumeister für jemand ein Haus baut und seinen Bau so wenig fest aufführt, daß das Haus, das er gebaut hat, einstürzt und den Hauseigentümer totschlägt, so wird ein solcher Baumeister mit dem Tode bestraft.“



Teil der sogenannten Geierstele von Telloh. Nach De Sarzec, „Découvertes en Chaldée“.

So steht Chammurabis mächtiges Reich am Ende einer gewaltigen Kulturentwicklung in Westasien, der im hohen Altertum bisher nur eine einzige ebenbürtige an die Seite gestellt werden kann.

Digitized by Google



Ägyptisches Felsengrab-Relief. Der Tote betet vor dem Gott Horus und einer Göttin, die einen Stern auf dem Haupte trägt. Original im Königl. Museum zu Berlin.

7. Die ägyptische Kultur im Alten Reich.

Wenn uns Herodot im fünften Kapitel des zweiten Buches seiner Geschichte nach Hekataios von Milet berichtet, daß Ägypten „ein Geschenk des Flusses", d. h. des Nils sei, so ist damit die Erscheinung und das Wesen des Pharaonenlandes durch den „Vater der Geschichte" von den denkbar ältesten Zeiten bis zum heutigen Tag auf das treffendste gekennzeichnet worden. Ganz Ägyptens Geschicke wurden und werden bestimmt durch den Lauf seiner einzigen großen Wasserader, des Nils, der, nachdem er die Sandsteine Nubiens verlassen hat, sich von der Südgrenze des Landes, etwa unter dem 24. Breitengrad bei Syene, am sogenannten ersten Katarakt, bis zu seiner vielverzweigten Mündung unter dem 31. Breitengrad zwischen Kalkgebirgen hinzieht. Diese Berge erscheinen im Westen des Flusses wellenförmig, mit Plateaucharakter. Nur spärliche Quellen entspringen dem fast überall mit Wüstensand bedeckten Höhenzug, der seine natürliche Fortsetzung gegen Westen in der Libyschen Wüste findet. Deutlichere Gebirgsformation kennzeichnet die ungleich höheren Erhebungen im Osten des Stromes, die, wenn auch wasserarm, der Vegetation nicht völlig entbehren. Es hieße hier allgemein Bekanntes wiederholen, wollten wir ausführen, welch ungeheure Wichtigkeit die Überschwemmungen des Nils für Ägypten haben, mit denen übrigens ähnliche Erscheinungen in Babylonien als Pendant im kleinen verglichen werden dürfen. Hing doch schon im Altertum aller Wohlstand des Pharaonenlandes von der Bedeckung seines breiten Tales mit dem fruchtbaren Schlamm ab, den dem Strom seine Quellflüsse aus den abessinischen Hochgebirgen zuführen. Richtet sich doch heute noch Jahr um Jahr aller Ernteertrag nach der regelmäßig von Juni bis Januar eintretenden Wasserversorgung des Landes, d. h. nach den gewöhnlich im September-Oktober ihren Hochstand erreichenden Überschwemmungen, deren Zuwenig einen empfindlichen Wassermangel und deren Zuviel die Verwüstung fruchtbarer Ländereien bedeutet. Auch dem ägyptischen Klima kommen diese alljährlichen Feuchtigkeitsmengen zugute, die im Gegensatz zu Babylonien eine Mäßigung der hohen Sommertemperaturen und die Verringerung der verderblichen Sandwinde zur Folge haben. Als Parallelerscheinungen in beiden Ländern sind dagegen die heutige Armut der Flora und die einstige Versumpfung des Landes anzusprechen. Freilich ist in Ägypten für die prähistorische

Digitized by Google

Zeit, da das Nilbett noch durch keine seßhafte Bevölkerung in eine bestimmte Bahn gelenkt ward, ein von dem Strom genährter, weite Strecken bedeckender Waldwuchs vorauszusetzen. Von Nilpferden und Büffeln bevölkerter Urwald mußte erst durch Ausrodung beseitigt werden, um an seine Stelle Äcker und Ländereien treten zu lassen. Nur die üppig wuchernde Papyrusstaude, deren Brauchbarkeit zu allen möglichen Verwendungen schon früh erkannt worden sein mag, erhielt sich auch dann noch neben der damals überhand nehmenden Holzarmut. Außer diesem Kampf mit einer wilden Vegetation, den die ersten Ansiedler des Niltals zu bestehen hatten, und der sie gewiß nicht am wenigsten zu der unverdrossenen Leistung harter Arbeit erzog, die wir noch heute an der dortigen Bevölkerung wahrnehmen, war aber noch ein zweites zu leisten: die Entwässerung des mit Sümpfen durchsetzten Bodens. Genau wie in Babylonien müssen Anlagen von Dämmen und Kanälen, von Schleusen und Stauwerken schon die ersten Anwohner des Nils beschäftigt haben. Der noch in der griechischen Epoche weitberühmte Möris-See im Süden von Memphis ward gewiß schon in den ältesten Zeiten dazu bestimmt, die Wasserläufe des alten Nilarms aufzunehmen, der das benachbarte „Seeland“, das heutige Faijüm, bewässerte, das durch die Vertiefung der Talsohle und sorgsame Regelung der Wasserzuleitung zum fruchtbarsten Landstrich Ägyptens wurde. Besonders aber das Delta urbar zu machen erforderte angestrengten Fleiß und ausdauernde, zähe Energie. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir seine Bewohner den alten Chaldäern an der Euphrat- und Tigrismündung in den Persischen Golf vergleichen, die sich trotz der degenerierenden Wirkung der hohen babylonischen Zivilisation Kraft genug bewahrten, um ganz Westasien zu unterjochen. Gerade die jährlichen Nilschwellungen und all die schwere Arbeit, die der segenbringende Strom den Ägyptern immer aufs neue auferlegte, hießen die dortige Bevölkerung von den ältesten Zeiten an in dieser Arbeit auch aufgehen. Ihre Wissenschaften waren deshalb vielleicht mehr auf das praktische Leben gerichtet als die der Babylonier, ihre künstlerischen Bestrebungen erscheinen unfreier als dort. Selbst auf ihre Schöpfungen einer fast düsteren religiösen und poetischen Phantasie werden diese Umstände gewirkt haben; vor allem aber auf den auffallenden Mangel an kriegerischer Ausbildung, die den Babyloniern wiederum durch die natürliche zentrale Lage ihres Landes auferzwungen ward. Daß dort auch der Handel eine ganz andere Ausdehnung gewann als im Niltal, wird in analoger Weise aus geographischen Gründen abzuleiten sein.

Es ist hinreichend bekannt, wie im Jahre 1799 Ägyptens Vorzeit mit einem Schlage durch den Zug Napoleons gegen die englische Weltmacht erschlossen wurde, wie der jugendliche Genius desselben Fürsten, dem die Wissenschaft das erste umfängliche chinesische Wörterbuch verdankte, seine Kriegsfahrt ins Niltal mit einer wissenschaftlichen Expedition zu vereinigen wußte, die die großartigsten Resultate an Zeichnungen von Baudenkmälern, Inschriftenkopien und Aufschlüssen seltsamster Art nach Europa brachte. Wie damals von einem französischen Artillerieoffizier bei Rosette an der Nilmündung ein schwarzer Basaltstein entdeckt und bei der Übergabe von Alexandria durch die englische Regierung beschlagnahmt und ins Britische Museum verbracht wurde. Wie dann 22 Jahre später der geniale François Champollion die dreisprachige, griechisch-demotisch-hieroglyphische Inschrift des Steines, ein Priesterdekret zu Ehren Ptolemäus' V Epiphanes aus dem Jahre 195 v. Chr., untersuchte und dadurch zum Entzifferer der Hieroglyphenschrift wurde. Wie endlich ein Richard Lepsius am Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Auftrage der Preußischen Regierung die Gräber des Alten Reiches erschloß, ein Heinrich Brugsch-Pascha der Welt Grammatik und Lexikon der ägyptischen Sprache schenkte, ein August Mariette zwei Dezennien seines Lebens den Ausgrabungen im Niltal widmete. Es sind heute nicht nur die Verwaltungen des Britischen Museums, des Louvre und des Khedivialen Museums zu Kairo, die ihre reiche Tätigkeit in den Dienst der Bergung ägyptischer Altertümer stellen. Auch eine mit reichen Mitteln ausgestattete englische Privatvereinigung, sowie die Deutsche Orientgesellschaft und seit wenigen Jahren die Universität von Chicago haben von großen Erfolgen begleitete Expeditionen ins Land der Pharaone entsandt.

Wer von uns eines der größeren Museen Europas durchwandert und die Schätze babylonischer Vorzeit mit denen des Niltals einer vergleichenden Prüfung unterzieht, dem mag

Digitized by Google



Relief aus einem Grabe des Alten Reiches mit einer Darstellung des Toten und seiner Familie.
Original in der Königlichen Glyptothek zu München. Nach Bissing-Bruckmann, „Denkmäler ägyptischer Skulptur".

es wohl auf den ersten Anblick scheinen, als ob aus den mit Hieroglyphen bedeckten Bildwerken, den Statuen und Sarkophagen, den Mumien und Papyrusrollen und den außerordentlich zahlreichen Kleinfunden ein Gesamtbild der ägyptischen Vergangenheit, ihrer politischen Geschichte und alten Geographie, ihrer Religion und Kultur ungleich leichter entrollt werden könne, als aus den einförmigen Tontafeln und den verhältnismäßig spärlicheren Resten babylonisch-assyrischer Kunst. Gleichwohl ist Ägypten in mancher Hinsicht bis jetzt nicht so ergiebig wie die vorderasiatischen Ruinen gewesen. Die Geschichtsschreibung des Pharaonenreiches bleibt an Umfang und Alter hinter der der Euphrat- und Tigrisländer zunächst weit zurück. Chronologische Aufzeichnungen und historiographische Dokumente im engeren Sinne fehlen dort fast völlig. Städte und Paläste liegen ebenso in Ruinen wie in Mesopotamien. Freilich ist auch an hieroglyphischen Briefen und Aktenstücken kein Mangel; aber gerade für diese äußerst schwer verständliche Literatur versagt noch in vielen Fällen die Kunst der Lesung und Entzifferung. Desto ergiebiger haben sich für den Kulturforscher die reichen Gräberanlagen erwiesen. Aus Gräberbildern, deren Darstellungen das Leben der Verstorbenen, teils individuell, teils mehr oder minder schematisiert, verbildlichen, dringen die Lichtstrahlen, die die Kultur Ägyptens bis zurück ins Alte Reich zu erhellen vermögen; Grabbeigaben sind auch die Papyri, aus deren Beschreibungen und bildlichen Darstellungen die Religionsformen der alten Ägypter erkenntlich und verständlich werden. Die Stätten der Toten vermögen oftmals hier mehr zu geben als dort die Überreste aus der Welt der Lebendigen.

Dagegen darf ein großer Vorteil nicht unerwähnt bleiben, dessen sich die Ägyptologie gegenüber der jüngeren assyriologischen Schwesterwissenschaft rühmen kann: die Kontinuität von Sprache, Schrift und Nation im Niltal. Während wir auf den vorstehenden Blättern

Digitized by Google

immer wieder betonen mußten, welche Komplikationen die Keilschrift im Laufe ihrer Entwicklung erfahren hat, ist die Hieroglyphenschrift von Anfang an der sich ihrer bedienenden Rasse konform ausgebildet und in gerader Richtung entwickelt worden. Ein und derselbe Volksstamm mit ein und derselben Sprache hat am Nil seine schriftlichen Aufzeichnungen der Nachwelt übermittelt. Wie anders in Babylonien! Die Sumerer, offenbar die Erfinder der Keilschrift, wurden verdrängt oder aufgesogen von der einwandernden semitischen Bevölkerung, die jene Schrift samt anderen Kulturgütern übernahm und der eigenen semitischen Sprache anpaßte. Auch die Hettiter samt dem Mitanni-Stamm, die Umwohner des Vansees, die späteren Beherrscher Susas und endlich die persischen Eroberer — sie alle haben im Verlauf der Geschichte der altorientalischen Reiche sich zur Aufzeichnung ihrer eigenen Sprachen für längere oder kürzere Zeit der Keilschrift bedient. Vielgestaltige Wandlungen und Umbildungen nach den Bedürfnissen einer ganzen Anzahl stammesverschiedener Sprachen oder einzelner Dialekte erfuhr in Westasien dasselbe Mittel zum schriftlichen Ausdruck der Gedanken.

Diesen Modifikationen gegenüber hat die ägyptische, von den Griechen so genannte Hieroglyphenschrift eine einförmige, aber desto zielbewußtere Entwicklung erfahren. Der ursprüngliche Gebrauch der Bilderschrift als solcher tritt klarer zutage als in irgendeinem anderen näher bekannten Schriftsystem. Die Übergänge vom Gebrauch des Bild-Wortzeichens zum Ausdruck der an sich bedeutungslosen Silbe oder zum unausgesprochenen Deutezeichen, zum sogenannten Determinativ, oder zum komplementären Zeichen, das als erleichternde Beihilfe zur Feststellung der genauen Lesung eines Silbenzeichens gesetzt wurde, sind heute noch erschließbar. Zielstrebend und geradezu genial darf die weitere Entwicklung der Silbenzeichen zu einfachen Buchstaben genannt werden, d. h. einlautigen Zeichen, und zwar zum Ausdruck der 24 Konsonanten der ägyptischen Sprache — die geistreiche Erfindung von Schriftgelehrten einer frühen, vor der Zeit der historischen Nachrichten liegenden Periode. Erst die persische Keilschrift bietet in gewisser Hinsicht ein asiatisches Analogon zu dieser ägyptischen Schriftvervollkommnung. Auch in bezug auf die äußere Gestaltung der Schrift ist in den langen Jahrhunderten, da sie sich den Niltalbewohnern als brauchbar erwies, eine Entwicklung wahrzunehmen, die sich historisch noch ziemlich genau verfolgen läßt. Wir denken dabei weniger an die Richtung der Schriftzeichen, die in einzelnen Fällen aus künstlerischen Rücksichten von links nach rechts, statt in der gewöhnlichen umgekehrten Weise geschrieben wurden, noch auch an die kalligraphische Anordnung der Zeichen innerhalb eines Wortes, die womöglich die quadratische oder rechteckige Gestalt der betreffenden Zeichengruppierung anstrebte. Die Entwicklung der einzelnen Zeichen selbst von den ältesten Bildern der Hieroglyphen zu kursiven Formen mit abgekürzter Schreibart hat schon ungemein früh, spätestens um die Zeit König Menes', zur Entstehung der sogenannten hieratischen Schrift geführt, in der alle Briefe und Aktenstücke mit der Rohrfeder auf Papyrus aufgezeichnet wurden. Eine fortwährende Vereinfachung dieser Kursive ließ dann am Ende des Neuen Reichs Buchstabenverbindungen und Abkürzungen entstehen, die sich vom ältesten Hieratisch bis zur Unkenntlichkeit entfernten. Endlich ging aus diesen jüngsten Formen in der griechisch-römischen Zeit eine ganz neue Schriftart, das sogenannte Demotische hervor, das hauptsächlich zu brieflichen und geschäftlichen Mitteilungen benutzt wurde und in seinem weiten Abstand von der ursprünglichen hieratischen Schrift am ehesten mit den Kursiven gewisser moderner arabischer Briefschriften gegenüber guten alten Handschriften verglichen werden kann.

Versuchen wir auf Grund der hieroglyphischen Aufzeichnungen, der erhaltenen Tempel- und Palastruinen, der Gräberbilder und Bestattungsbeigaben ein Bild von der ältesten ägyptischen Kultur zu gewinnen, d. h. der bis zur sechsten Dynastie reichenden Zivilisation des „Alten Reichs" (bis ca. 2500), so tritt uns auch auf dem Boden des Niltals, ebensowie in Babylonien, am augenfälligsten die Baukunst entgegen. Der ausgezeichnete Granit, der in den unerschöpflichen Steinbrüchen bei Syene gewonnen wurde, der Sandstein, den der Gebirgszug weiter nördlich, in der Nähe der alten Stadt Chenu, des heutigen Selsele, lieferte, endlich das harte dunkelfarbige Gestein, das in Rehanu, zwischen Theben und Koptos, am jetzigen, vom Nil zum Roten Meer führenden Tale von Hammâmât, in gewaltigen Brüchen zu Gebote stand, ergaben reiches und dauerhaftes Baumaterial für die Errichtung bewundernswerter

Digitized by Google


Kopf eines besiegten Asiaten. Relief vom Grabdenkmal des Königs Neuserrê in Abußîr.


Kopf eines Bewohners von Punt. Relief vom Grabdenkmal des Königs Neuserrê in Abußîr.

Obelisken, von Tempeln und von Kolossalstatuen. Es ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß schon unter der ersten und zweiten Dynastie größere Bauten entstanden sind. Bezeugt sind terrassenförmige Türme, sogenannte Stufenpyramiden, zur Zeit der dritten Dynastie. Sie erscheinen als die letzte Entwicklungsform zu den eigentlichen Pyramiden, den gewaltigen, bis zu anderthalbhundert Meter ansteigenden Mausoleen der ägyptischen Herrscher zu Memphis, deren erste Erbauer durch diese jetzt weltbekannten Kunstwerke sich unsterblichen Ruhm erworben haben. Schon von der fünften Dynastie an schmückten die Kammern dieser riesigen Grabdenkmäler, deren mehr oder minder umfangreicher Ausbau von der Herrschaftsdauer der betreffenden Regenten abhing, religiöse Inschriften und Darstellungen, die für das Alte Reich die Hauptquelle für die Erkenntnis der ägyptischen Kultur bilden. In der unmittelbaren Nähe der Pyramiden wurden dann kleinere Grabdenkmale hoher Beamter und Würdenträger des Königs, sowie von königlichen Verwandten, den Frauen des Herrschers, Prinzen und Prinzessinnen errichtet, deren Wandmalerei das aus jenen gewonnene Kulturbild vervollständigt. Wählen wir als eines der lehrreichsten Beispiele die Betrachtung der umfangreichen Nekropolen und benachbarten Kultanlagen, die die Ausgrabungen der Deutschen Orientgesellschaft — ermöglicht durch die selbstlose Unterstützung des Münchner Ägyptologen Frhrn. von Bissing und geleitet von L. Borchardt — seit 1898 bei dem heutigen Dorfe Abußir er-righeh drei Stunden südlich von Kairo der Forschung erschlossen haben! Welche Blüte altägyptischer Kunst entfaltet sich da vor dem staunenden Beschauer! Wir gewahren zunächst in einem ummauerten Hof ein dem Sonnengott geweihtes Heiligtum: die riesigen Trümmer eines auf 60 Meter Höhe geschätzten Obelisken aus Kalksteinblöcken, der auf granitenem Unterbau ruhte; davor einen ungeheuren Alabasteraltar, in der Nähe ein mächtiges Sonnenschiff, eine Anlage für Schlachtopfer und mehrere Schatzkammern. Wie die zahlreichen, farbig ausgeführten Reliefs der den Hof umgebenden Hallen lehren, welche Darstellungen von dem Bau des Heiligtums und von Kulthandlungen sowie lebensvolle Szenen aus dem täglichen Lebenenthalten, befinden wir uns vor einer Schöpfung des Königs Neuserrê der fünften Dynastie (ca. 2700), des dritten Nachfolgers Nefererkerês, die der Pharao zur Feier


Relief vom Totentempel des Neuserrê (Abußîr). Der König im Gebete vor dem Gotte Anubis und der Göttin Nechebt. Original im Königlichen Museum zu Berlin.

Digitized by Google

seines 30jährigen Regierungsjubiläums hatte vollenden heißen. Großartiger noch und ausgedehnter als dieses Sonnenheiligtum sind die Bestattungsanlagen desselben Herrschers weiter südlich von der eben erwähnten, jetzt Abu Gurâb genannten Ruine. Hart an der Grenze der jährlichen Nilüberschwemmung eröffnete ein mit Reliefs dekorierter Torbau — eine offene Halle mit acht Granitsäulen — den Zugang zu einem ca. 200 Meter langen, ziemlich breiten und mit glatten seitlichen Kalksteinböschungen versehenen bedachten Korridor, dessen Innenwände gleichfalls mit Reliefdarstellungen geschmückt waren. Letzterer mündete auf einen oblongen, zu beiden Seiten mit Magazinen umgebenen Vorhof, von dem aus ein fast quadratischer Totentempel zu betreten war. Zwanzig monolithe Granitsäulen, die emporwachsende Papyrusbündel darstellen, erhoben sich auf dem Basaltpflaster des inneren Tempelraumes und trugen auf granitenen Architraven die Bedachungsplatten, die die Mitte des Daches offen ließen. Die Wände dieses Totenheiligtums waren offenbar in ältester Zeit aus getrockneten Ziegeln aufgeführt, ein Bau, der aber schon zu Neuserrês Tagen durch weiße Kalksteinmauern mit Granitsockel ersetzt war. Aus Granit sind auch die Fragmente der überlebensgroßen Statue eines schreitend dargestellten, meisterhaft gearbeiteten Löwen, die in dem Säulenhof entdeckt wurden. Reiche Reliefdekorationen mit der Darstellung von Gottheiten, von dem seine Feinde besiegenden König oder von Opfertieren beleben auch hier die Innenwände des Heiligtums. Weitere Gelasse, Kultus- und Vorratsräume und zwischen diesen das „Allerheiligste" verbinden den Säulenbau nach Westen direkt mit der Pyramide des Herrschers, die die übliche Anlage der Königsgräber des Alten Reichs zeigt: vom Eingang an der Mitte der Nordseite führte ein langsam absteigender, aus Kalk und Granit gemauerter Gang zur Grabkammer, in der die Leiche des Erbauers einst beigesetzt wurde. Dieser Innenbau war allmählich durch eine Reihe von Steinmänteln vergrößert worden und hatte so das jetzt noch erhaltene Bauwerk ergeben. Der Aufbau der einzelnen „Mäntel" geschah dabei von unten nach oben, ihr Verputz dagegen in umgekehrter Richtung. Die innerste Kammer ist heutzutage völlig zerstört und schon von antiken Grabräubern ihres Inhalts beraubt worden. Ergiebiger dagegen waren die Nebenanlagen dieser großen Nekropole, die — wie oben bemerkt — für die Familienmitglieder und Hofbeamten aus Kalkstein oder Ziegeln erbauten und mit gewölbtem Schutzdach versehenen sogenannten Maßtabas („Bänke"), d. h. Grabanlagen, die denen einer Königspyramide in verkleinertem Maßstabe nachgebildet sind und, im nächsten Zusammenhang mit unterirdischen Grabkammern, über der Erde liegende Kultusräume und Gelasse für Statuen umfassen. Unter letzteren ist aus einer Maßtaba unserer Nekropole die Darstellung eines Ehepaars, die in rötlichem Granit ausgeführt ist, besonders gut erhalten. Die mit Deckel versehenen Kalksteinsärge oder bemalten und beschriebenen Doppelsärge aus Holz, die Aufbewahrungsgefäße für die Eingeweide der Toten, sogenannten Kanopen, und der Zustand der Skelette mit leinenen Gesichtsmasken lassen ziemlich genaue Schlüsse auf die Bestattungsweise ziehen. Von besonderem Interesse sind die verschiedenartigen Beigaben, die dem Toten für seinen Weg ins Jenseits von frommer Hand mitgeteilt wurden und sich zum Teil hinter dem Sarg, im hintersten Teil der Grabkammern finden: allerhand Opfergeräte wie Tischchen, Schüsseln und Schalen, Salb- und Schminkplättchen, Wasserkrüge, Boote für die Himmelsdurchfahrt und eine Reihe von Werkzeugen, wie Sägen, Bohrer und Beile.

Was hier aus einer einzigen größeren Gräberanlage des Alten Reiches für die Erkenntnis seiner Baukunst gewonnen wurde, wiederholt sich fast überall, wo alte Gräber eröffnet werden. So ist beispielsweise im Frühjahr 1909 auch der Totentempel der Chefren-Pyramide bloßgelegt worden, der mit seinen einfachen Pfeilern, ohne Säulen und Reliefschmuck, besonders großartig wirkt. Der Untersuchung des zu derselben Anlage gehörigen Sphinxheiligtums ist die im Januar 1910 begonnene Kampagne gewidmet. Dazu förderten die deutschen Ausgrabungen der letzten Jahre eine noch weiter ins Altertum, vermutlich lange über die erste Dynastie hinauf, in prähistorische Zeiten zurückreichende Nekropole zutage, die ca. 100 km südlich von Kairo entdeckt wurde. In deutlichem Gegensatz zu der in den Gräbern des Alten Reichs üblichen Bestattungsweise ausgestreckter, nach Norden liegender Skelette fanden sich hier sogenannte Hockergräber, deren Leichen mit angezogenen Knien und dem Kopf nach Süden bestattet wurden. Auch in diesen Ziegelgräbern lassen reichliche Beigaben: Salb- und Schminkgeräte,

Digitized by Google



Digitized by Google

[illegible] noch und ausgedehnter [illegible] weiter südlich von der [illegible] an der Grenze des [illegible] — eine ebene Halle mit acht [illegible] ziemlich breiten und mit glatten seitlichen [illegible] gleichfalls mit [illegible] auf einen oblongen, an beiden Seiten mit [illegible] Totentempel zu betreten [illegible] Papyrusbündel darstellen, erhoben [illegible] und trugen auf granitenen Architraven [illegible]. Die Wände dieses Totentempels [illegible] Ziegeln aufgeführt, ein Bau, der [illegible] mit Granitsockel ersetzt war. [illegible] Statue eines schreitend [illegible] im [illegible]hof entdeckt wurden. Reihe [illegible] der [illegible], von dem seine [illegible] beiliegenden [illegible] die [illegible] des Heiligtums. Weitere [illegible] und [illegible] „[illegible]" verbinden den [illegible] mit der Pyramide des [illegible], die die übliche Anlage der [illegible] alten Reichs zeigt; vom Eingang an der Mitte der Nordseite führte ein [illegible] und [illegible] gemauerter Gang zur Grabkammer, in der die [illegible]. Dieser [illegible] war [illegible] durch eine Reihe [illegible] und hatte so das jetzt noch erhaltene Bauwerk ergeben. [illegible] dabei von unten nach oben, [illegible] dagegen [illegible] völlig zerstört und schon von [illegible]. [illegible] dagegen waren die Neben[illegible] — für die Familienmitglieder und [illegible] mit gewölbtem Spitzdach versehenen [illegible], die denen einer [illegible] in ver[illegible] Zusammenhang mit unterirdischen [illegible] und Gelasse für Statuen umfassen. Unter [illegible] die Darstellung eines Ehepaars, die in rot[illegible]. Die mit Deckel versehenen Kalkstein[illegible] aus Holz, die [illegible] für [illegible] Kanopen, und der [illegible] der Skelette mit leinenen [illegible] auf die Bestattungsweise ziehen. Von besonderem [illegible], die dem Toten für seinen Weg ins Jenseits [illegible] unter dem Sarg, im hintersten Teil [illegible], Schüsseln und Schalen, [illegible] und eine Reihe von [illegible]

[illegible] des Alten Reiches für die Erkenntnis [illegible] sich fast überall, wo alte Gräber eröffnet werden. [illegible] der [illegible] der [illegible]-Pyramide [illegible], ohne [illegible], besonders groß[illegible] Anlage [illegible] ist die im [illegible]. Dazu förderten die deutschen Ausgrabungen [illegible] noch [illegible], vermutlich lange über die erste Dynastie [illegible] km südlich von [illegible] in den Gräbern des Alten Reichs [illegible] Skelette fanden sich hier [illegible] Knien und dem Kopf nach Süden bestattet [illegible] Salb- und Schminkgeräte,

Digitized by Google



Das Ruinenfeld von Abußir

Aus Borchardt „Das Grabdenkmal des Königs Ne-User-Re“ (7. wissensch. Veröffentlichung der deutschen Orient-Ges.; J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

Digitized by Google

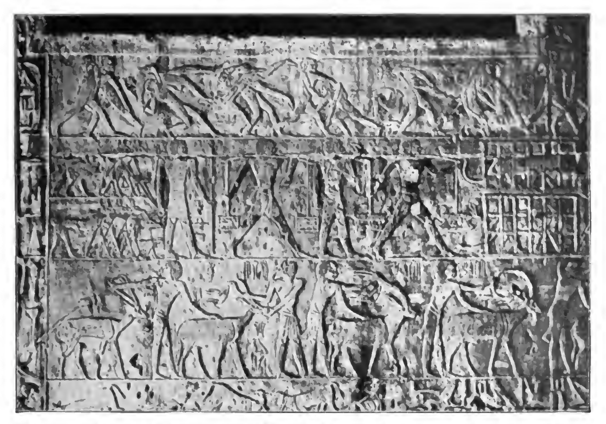
verschiedene Töpfe, Krüge und Schalen sowie Schmuckgegenstände aller Art das verwendete Material, besonders Ton und Schiefer, Elfenbein und Alabaster erkennen. Feuersteinmesser ersetzen die mangelnden Waffen. Ein in Kalkstein nachgebildetes Kamel beweist die Bekanntschaft der prähistorischen Ansiedler mit diesem, den späteren Altägyptern anscheinend fremden Tiere. Reiche Quellen werden eröffnet, die der Erforschung des ältesten Ägyptens aus den Stätten der Toten zuströmen.

Von erhaltenen Wohnhäusern aus dem Alten Reich ist bis jetzt fast nichts bekannt geworden; doch entschädigen hier einige Modelle und Darstellungen auf Bildwerken für die untergegangene Wirklichkeit. Daß die primitivste Art der alten ägyptischen Wohnstätte die schmucklose Lehmhütte gewesen sei, wie sie noch heute dort allgemein üblich ist, darf schon deshalb als wahrscheinlich gelten, weil der allenthalben vorhandene Nilschlamm sich leicht formen, ziemlich fest kneten und überdies als Bindemittel gebrauchen ließ, also das von der Natur gegebene Baumaterial war. Aber auch der für Ägypten im hohen Altertum noch anzunehmende größere Holzreichtum wies auf eine leichte Bauart der Wohnhäuser hin, die, im Gegensatz zu den riesigen Steinbauten der Gräber und Tempel, gewöhnlich aus Nilschlamm, zum Teil in Ziegelform und mit Stroh eingebettet, und aus Holzwerk bestanden und schon früh gelegentlich in zwei Stockwerken aufgeführt wurden. Wenige um einen Hof gruppierte Zimmer stellen die einfachste Bauart dar. An den Palästen, bei denen wohl meist ein einziges Stockwerk bevorzugt wurde, befanden sich mehrere Türen, hohe Fenster, zum Teil mit Gitterwerk, die mit herabzulassenden Matten zum Schutz gegen die Sonne versehen waren, und überall gefällige, dekorative Malereien zur Verzierung des Holzwerks. Das Innere dieser vornehmen Gebäude, besonders der als Speisesaal dienende Hauptraum, war häufig mit Säulen geschmückt, deren Kapitelle, Lotosknospen oder Papyrusbündel darstellend, die allenthalben ersichtliche Vorliebe der Ägypter für Blumen bekunden. Die Wände waren mit bunten Matten bespannt; Teppiche bedeckten den Fußboden. Auch für Park- und Gartenanlagen in der Umgebung von Gebäuden finden sich schon im Alten Reich Beispiele.

Mit diesen vorgeschrittenen Entwicklungsphasen der Baukunst, die im Gräberbau ihren Höhepunkt erreichte, geht die Ausbildung der Architektur, der zeichnerischen Kunst und Malerei und der Kleinkunst Hand in Hand, die sämtlich in der Metropole zu Memphis während der fünften Dynastie eine Blütezeit erlebten. Daß auch dieser eine lange Entwicklung vorausgehen mußte, ist schon aus der großen Vervollkommnung der Technik ersichtlich, die die Herrschaft in der Behandlung des äußerst harten Granit und — wie in Babylonien — selbst des Dolerit nur langsam erreicht haben kann. Damit im Zusammenhang steht die Herausbildung eines stereotypen, in gewissem Sinne idealisierten Kunststils, der aller ägyptischen Kunst ihr eigentümliches, steifes Gepräge verleiht und gewiß mit religiösen Rücksichten zusammenhing. Namentlich die typische Darstellung des menschlichen und tierischen Körpers im Profil und mit nach rechts gewandtem Gesicht — im Gegensatz zu der naturwidrigen en face-Behandlung einzelner Körperteile — ist in dieser Hinsicht lehrreich. Bis ins Neue Reich erhielt sich diese traditionelle Kunst, zumal bei den kultisch bedeutsamen Malereien und Gräberreliefs. Werke der Zeichenkunst mit freierer, naturalistischer Behandlung sind im Alten Reich als Ausnahmen zu betrachten. Auch in den Erzeugnissen der bis jetzt verhältnismäßig spärlich vertretenen Plastik ist eine gewisse Steifheit in der Behandlung des stehend, sitzend oder hockend dargestellten Körpers nicht zu leugnen, mit der die typische Wiedergabe der Details gleichen Schritt hält. Darstellungen von Göttern sind schon aus der fünften Dynastie bezeugt. Im übrigen beschränken sich die Skulpturen — abgesehen von dem, reizender Motive nicht entbehrenden architektonischen Beiwerk — auf die oft weit überlebensgroßen, mit der Zeit zum förmlichen Porträt entwickelten Statuen der regierenden Herrscher, auf Gruppen wie das oben erwähnte Ehepaar und auf Darstellungen von Tieren, unter denen besonders der Löwe eine naturgetreue künstlerische Wiedergabe erfuhr.

An Geräten und Werkzeugen, Schmuck und Waffen ist kein Mangel. Metallarbeiten aus dem in der Arabischen Wüste und bei Koptos, im Tale von Foachir, gewonnenen Gold, aus dem von der Sinai-Halbinsel bezogenen Kupfer, aus Bronze und selbst aus Eisen sind zahlreich erhalten und abgebildet. Besonders die Bronze diente zur Herstellung kleinerer und

Digitized by Google



Relief vom Grabe eines Ptahhotep (Altes Reich) zu Saqqâra. Nach „Archaeological Survey of Egypt".

größerer Meißel, verschiedener Sägen, Drillbohrer, Äxte und der vielgebrauchten Dachsbeile, aber auch von allerlei Gefäßen und Waffen, wie von Dolchen und Beilen. Herrliche Schmucksachen und kostbare Waffen gingen aus der Goldschmiedekunst hervor, die ihren Höhepunkt freilich erst jenseits des Alten Reiches erlebte.

Die unerschöpflichen bildlichen Darstellungen der Grabdenkmäler lehren uns aber auch die sonstigen Beschäftigungen und Gewerbe der alten Ägypter kennen: die kunstvollen Arbeiten der Tischler und Zimmerleute, die, sofern ihnen nicht ausländisches Holz zur Verfügung stand, den spärlichen einheimischen Bestand äußerst geschickt zu Möbeln, Särgen, Werkzeugen wie Kolben, Schlegeln und Hämmern und zu Gerätschaften zu verarbeiten verstanden und die Schnitzkunst zu erfreulicher Blüte brachten; die Erzeugnisse der Töpferei und der oft wundervollen Fayence-Technik; die verschiedenen Lederwaren; die feinen Produkte der Flachskultur, Spinnerei und Weberei und die aus dem Papyrusschilf gewonnenen Flechtwerke: Matten, Gurte, Stricke und mächtige Seile, obenan aber das Papier. Die Betätigung der Bäcker, die ihr Mehl noch durch Zerreiben und Zerstampfen, ohne Mühle, erhielten, das Kneten und das Backen des Teigs zu Brot und Kuchen kann genau verfolgt werden, wogegen der Herstellungsprozeß des ägyptischen Nationalgetränks, des edlen Gerstensafts, noch nicht näher bekannt ist, wennschon kaum eine Residenz des Niltals ohne eigene Brauerei denkbar wäre. Neben diesen Handwerken verwies die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens auf die Landwirtschaft als Hauptbeschäftigungszweig. Ackerbau und Viehzucht bedingten, wenn anders die Nilüberschwemmungen richtig ausgenützt und die mühseligen Arbeiten der Felderbewässerung geleistet wurden, den Reichtum Ägyptens. Weizen, Gerste und der sogenannte Emmer zählten nebst einigen Gemüsen zu den Feldfrüchten; Weinbau und Feigenzucht sind von den ältesten Zeiten an bezeugt. Ein Gräberbild unterrichtet bis in Einzelheiten über die Art der von Ochsen gezogenen Pflugschar, über die großen hölzernen Hacken zum Zerkleinern der Schollen, über das Eintreten der Saat durch die Hufe einer Schafherde, über das Abschneiden der Halme und den Transport der Garben in die Kornspeicher, der ebenso wie das Dreschen von

Digitized by Google



Relief vom Grabe eines Ptahhotep (Altes Reich) zu Saqqâra. Nach „Archaeological Survey of Egypt“.

Eseln besorgt wurde, während das Worfeln zur Frauenarbeit gehörte. Zu außerordentlich günstiger Entwicklung gelangte daneben die von einer ärmlichen, aber ungemein fleißigen Hirtenbevölkerung auf großen Sumpfweiden betriebene Viehzucht, die außer Schafen, Ziegen, Schweinen und Eseln besonders dem in verschiedenen Rassen gezüchteten Zeburinde galt. Gelegentliche Zahlenangaben beweisen, welch außerordentlichen Reichtum die Besitzer größerer landwirtschaftlicher Güter an trefflich gewarteten, künstlich gemästeten Viehherden ihr eigen nannten. Daß auch Vogelfang, besonders von Tauben und Kranichen, wilden Enten und zumal von Gänsen betrieben wurde, geht aus den Wandgemälden deutlich hervor. Die Wasservögel wurden ebenso wie die Fische mit großen Netzen erbeutet. Dagegen galt die Jagd als Sport, wohl ähnlich wie im alten Babylonien, als ein Vorrecht der Großen, besonders der Könige und ihrer Hofbeamten. Von diesen wurden die Vögel mit dem Wurfholz erlegt, die Fische mit dünnen Speeren gestochen und das zwischen den Papyrusstauden der Sümpfe heimische Nilpferd von leichtbeweglichen Kähnen aus mit der Harpune verfolgt. Löwen und Leoparden, Hyänen und Schakalen, Antilopen und Steinböcken stellte der von treuen Hunden begleitete Wüstenjäger nach. Sogar über den Zeitvertreib und die Spiele der Ägypter belehren uns mannigfache Darstellungen: über Stierkämpfe und Wasserturniere, über das beliebte Brettspiel und vor allem über den bei fröhlichen Trinkgelagen kaum entbehrlichen Tanz und die Produktionen von Sängerinnen und Sängern, welche von männlichen Musikanten auf verschiedenen Instrumenten begleitet wurden.

Es darf nach dem Gesagten erwartet werden, daß uns auch das alte Volk, dem wir diese Kulturerrungenschaften nachrühmen können, lebendig vor Augen tritt. Als einzelnes Individuum, in der Gemeinschaft eines Haushalts, in der Gesellschaft und im Staate kann heute noch der Niltalbewohner, der vor viereinhalb Jahrtausenden den Kampf ums Dasein kämpfte, mit großer Genauigkeit beobachtet werden. Mit kurzgeschnittenem Haar, im ein-

Digitized by Google

fachen, um die Hüften geschlungenen Lendenschurz aus weißem Zeug und barfuß stellt sich uns der Alltagsägypter der ältesten Zeit vor, der wohl erst im Greisenalter zu einem längeren, bis auf die Füße reichenden Kleid griff. Ein schlichtes, durch Tragbänder gehaltenes, von der Brust bis zu den Knöcheln verlaufendes Gewand von ziemlich schwerem, buntfarbigem Stoff unterscheidet die Frauentracht von der der Männer, soweit nicht beide Geschlechter in den niedrigsten Ständen sich bei der Arbeit mit dem Schurze begnügten oder eine dürftige Bekleidung von Bastmatten trugen. Rang und Festfeiern änderten die allgemeine Tracht. Der enge, kurze rechteckige Schurz wurde bei den Vornehmen gefällig abgerundet oder durch einen weiteren und längeren ersetzt und schließlich um einen großen, hervortretenden dreikantigen Ausbau von Leinen vermehrt. Der Gürtel, der den Schurz zusammenhielt, wurde durch eine Metallschließe verziert und gelegentlich noch durch Goldbesatz gehoben. Pantherfelle schmückten die Schultern. Ja, der Herrscher fügte für seine Person zu dem abgerundeten Schurz hinten noch einen Löwenschwanz und einen zwischen den Schurzenden herabhängenden, von Zeug oder gefälteltem Goldstoff hergestellten Streifen als Abzeichen seiner Würde. Vornehme Damen trugen außer der üblichen Kleidung noch ein armfreies Schultergewand oder einen übergeworfenen Mantel. Beide Geschlechter aber schmückten Hals und Arme mit gestickten Kragen und Bändern, die Damen wohl auch den Knöchel mit dem Fußring. Kunstvolle Perücken und künstliche Bärte zur Zierde des Männerhauptes und eine mehr oder minder lange, zum Teil gleichfalls künstliche Frisur hochgestellter Damen vervollständigten im Alten Reich die Fest- und Hoftracht von Personen in Amt und Würden, die von der des Königs: mit ungewöhnlich langem künstlichem Bart, einem auf den Schultern aufliegenden Kopftuch, das als Symbol der Königswürde eine Darstellung der Uräusschlange trug, mit Krone und Sichelschwert, Krummstab und Geißel noch weit überragt wurde.



Ein Beamter des Alten Reiches, der sogenannte „Dorfschulze“.
Original im Museum zu Kairo.

Das Familienleben, das uns die ägyptischen Denkmäler kennen lehren, muß ein äußerst inniges gewesen sein. Wenigstens im Alten Reich scheint der Mann nur eine einzige legitime Gattin heimgeführt zu haben, der zur Seite allerdings schon aus der fünften Dynastie Nebenfrauen bezeugt sind. Ihre Wohnung wird ebenso wie in Arabien benannt: Haus der „Abgeschlossenen“, das gleichbedeutend mit „Harem“ ist; mit Tanz und Gesang erfreuten sie ihren Gebieter. Ehrfurcht gegen die Eltern, besonders die Mutter, ist den altägyptischen Kindern ebenso heilige Pflicht wie den babylonischen und chinesischen, während Ahnenkult und Stammbaumdünkel den ägyptischen Vorstellungen fremd ist. Die Erziehung der Kinder zielt auf Fleiß, Verträglichkeit, Schweigsamkeit, äußeren Anstand und gute Sitten ab. Königstreue Untertanen sollen dem Beherrscher des Niltals, dem Träger der Doppelkrone erwachsen. Dieser seit der Vereinigung des „Südens“ mit dem Nordland als „König von Oberägypten und König von Unterägypten“ bezeichnete, göttergleiche Fürst, der im Laufe der Zeit eine unendlich reiche, überschwängliche Titulatur um seinen Namen häufte — weit umfangreichere Beinamen als je ein Herrscher Babyloniens —, ist nach der Gesamtbezeichnung seiner in verschiedene Unterabteilungen zerfallenden Residenz: „das große Haus“, per'o, unter dem Namen eines Pharao altbekannt; er vereinigte, wie die Herrscher aller alten Kulturstaaten, die

Digitized by Google

königliche und die hohepriesterliche Gewalt in einer Person. Von einer schier endlosen Zahl von Räten, Generälen und Beamten umgeben, in Pracht und Pomp und Staat besteigt er unter allen möglichen Zeremonien und Opferhandlungen den Thron. Die Fürsorge für die Tempel und festlichen Kultakte, die oberste Gerichtsbarkeit, die Ernennung, Beförderung, Auszeichnung und Versetzung der Beamten und die Verwaltung des ganzen Landes im Frieden und im Kriege liegt in seiner Hand. Schon im Alten Reich war Ägypten in eine Anzahl — später vierzig — Nomen oder Gaue eingeteilt, die eigenen, vom Pharao bestätigten Fürsten (Nomarchen) und Priestern unterstanden. Sie verfügten über selbständige Gerichtsbarkeit und eigene wehrhafte Mannschaft. Im übrigen waren sie jeweils von der königlichen Zentralverwaltung in dem Maße abhängig, bis zu dem deren Stärke und Macht den Staat in straffer, konzentrierter Regierung zu lenken vermochte. Die Justizverwaltung war in feste Formen gefügt. Der Präsident des Gerichtshofes im Alten Reich bekleidete oftmals zugleich die Würde des Obersten Schatzmeisters, eines Hohepriesters oder des Gouverneurs der Residenz. Auch in Ägypten wurde, wie im Reiche Chammurabis, der Ursprung der Gesetze den Göttern zugeschrieben. Das öffentliche Prozeßverfahren ist allerdings erst aus dem Mittleren Reich näher bekannt; doch setzt gerade die ausnahmsweise Umgehung dieses Verfahrens und ein Fall von geheimer Rechtsprechung in einer Familienangelegenheit des königlichen Hauses jene öffentliche staatliche Rechtspflege auch für das Alte Reich voraus.



Ägyptischer Schreiber. Original im Louvre zu Paris.

Daß diese Art der Staatsverwaltung schon in früher Zeit eine ungeheure Menge von Akten, Listen, Handschreiben und Protokollen produzierte, beweisen zahlreiche Funde. Die alten Ägypter waren ein schreibseliges Volk. Hoch über dem Stand der Handwerker und der Künstler stand der Beruf des Schreibers, des in der königlichen Schule erzogenen Schriftgelehrten. Höhere literarische Bedeutung können trotzdem nur wenige Texte aus dem Alten Reich beanspruchen. Außer dem Drama und einer musikalischen Literatur fehlen auch das Epos und die förmliche Geschichtsschreibung, und von der philologischen Bildung, wie sie die Doppelsprachigkeit des gelehrten Babylonien zeitigte, sind keine nennbaren Spuren erhalten. Poetischen Gehalt haben, trotz einer gewissen Phantasiearmut, die einfachen und schlichten Märchen; sie verraten die liebevolle Beobachtung der den Erzähler umgebenden, freilich meist einförmigen Natur, der Tierwelt und besonders der über alles beliebten Blumenpracht. Ins früheste Altertum zurück weisen die Trink- und Liebeslieder und die Begleitworte, mit denen der Bauer seine Arbeit würzte. So lautet ein Schäferliedchen aus der fünften Dynastie nach Ermans Übersetzung:

„Euer Hirt ist im Wasser bei den Fischen,
Er spricht mit dem Wels, er begrüßt sich (?) mit dem Hecht (?),
Westen! — euer Hirt ist ein Hirt vom Westen."

Auch die Spruchweisheit geht gewiß bis ins Alte Reich zurück; wird doch gerade das bekannteste aller Bücher mit lehrreichen Unterweisungen dem alten König Amenemhêt I zugeschrieben.

Digitized by Google

Die Hymnen, die teils an die Götter (besonders den Sonnengott und die Himmelsgöttin), teils auch an die Pharaone gerichtet sind oder zur Verherrlichung vornehmer Toten gedichtet waren, enthalten in manchen Teilen wohlgelungene Naturschilderungen, ersetzen aber im übrigen nur allzu häufig durch Phrasen einen tieferen poetischen Gehalt. Wahre Schatzkammern religiöser Ideen sind das berühmte „Totenbuch", die Pyramidentexte und das Werk „Was in der Unterwelt ist", worauf wir später zurückkommen.

Unter den wissenschaftlichen Bestrebungen, die uns diese Literatur enthüllt, nimmt unstreitig die Astronomie eine hervorragende Stellung ein. Sie unterscheidet sich von der babylonischen im wesentlichen dadurch, daß sie allem Anschein nach sich nicht aus der Astrologie entwickelt hat. Wohl kannte auch der Ägypter glückliche und unglückliche, „kritische" Tage, an denen es verboten war, gewisse Handlungen vorzunehmen. Die astronomischen Beobachtungen aber dienten der nüchternen, auf das Reale gerichteten Bestrebung von Anfang an wohl nur zu den praktischen Zwecken der — uralten — Jahresbestimmung. Die Erkenntnis, daß an dem Tage des jeweiligen Beginnes der Nilschwellung (ca. 20. Juli) auch der Sothisstern, d. h. der Sirius, zuerst wieder am Morgenhimmel sichtbar wurde, führte zur Annahme eines Sonnenjahres mit 360 Tagen und fünf Schalttagen, des sogenannten Sothisjahres mit einer Periode von 1460 Jahren. Der unserm Sonnenjahr fehlende Vierteltag aber, der sich natürlich schon frühzeitig durch eine Verschiebung der Jahreszeiten bemerkbar machte, ließ an Stelle dieses Sothisjahres gar bald ein Wandeljahr treten, das im praktischen Leben fernerhin fast ausschließlich beobachtet wurde. Der herrlich klare ägyptische Nachthimmel lud daneben freilich auch zur Beobachtung der leuchtenden Gestirne ein, in denen schon alter Glaube die Verklärung abgeschiedener Seelen erblickte. Sternbilder scheinen die Astronomen frühzeitig festgestellt zu haben. Auch die wechselnde Stellung der einzelnen Sterne fesselte ihre Aufmerksamkeit; von 15 zu 15 Tagen gaben sie diese für die einzelnen Nachtstunden an, und zwar tabellarisch in Beziehung gesetzt zu den Körperstellen einer fingierten, genau unter der Himmelsmitte sitzend gedachten menschlichen Gestalt. Die für diese Beobachtungen vorauszusetzende Mathematik scheint im Alten Reich niemals als reine Wissenschaft gepflegt worden zu sein, sondern diente gleichfalls praktischen Zwecken: relativen Wertbestimmungen von Waren, Einteilungen von Lohnraten und vor allem Vermessungen von Feldern und Ländereien, die sämtlich in unserem dekadischen System vorgenommen wurden. — Die hauptsächlichsten Texte über die Heilkunde, der berühmt gewordene „Papyrus Ebers" und der sogenannte „Hearst Papyrus", sind nicht bis ins Alte Reich zurückzudatieren; gleichwohl muß schon damals die Medizin von eigenen Ärzten ausgeübt worden sein. Krankheiten des Magens und Darms, Erkrankungen der Gefäße, verschiedene Frauenleiden, vor allem aber die Augenkrankheiten sind von den einfachsten bis hinein in ziemlich weitläufige und umständliche Diagnosen zu verfolgen. Die Therapie war zum Teil äußerst kompliziert: Salben, Umschläge und Mischungen von Substanzen vegetabilischer und animalischer Natur spielten dabei offenbar die Hauptrolle. Ebenso aber wie in Westasien stand auch im Niltal die Medizin im Banne des Aberglaubens. An Wundermitteln ist kein Mangel. Zauberformeln und magische Zeremonien vermochten die Krankheiten zu bannen. Umgekehrt hatten Figuren von Wachs oder Papier unter Umständen geheime Kräfte, um an Feinden Leiden und Siechtum hervorzubringen. Auch im alten Ägypten ist der Magier und Zauberer eine unentbehrliche und einflußreiche Persönlichkeit. Seine auf die Göttersage bezugnehmenden Beschwörungen, die Anrufung der göttlichen Namen und Beinamen, der Gebrauch von geheimnisvollen, zauberkräftigen Worten, sogenannten voces mysticae, und die Anfertigung von Amuletten aus Holz oder Stein, deren selbst die Götter nicht entraten konnten, — all dies waren wichtige Bestandteile einer frühägyptischen Pseudowissenschaft.

Religion, Mythologie und Kultus treten in Ägypten ebenso wie im ältesten Babylonien als ein fertiges Ganze in den Beobachtungskreis. Nicht nur die Verbildlichungen der religiösen Motive, auch der davon untrennbare Kultus sind nach rückwärts, d. h. gegen die prähistorische Zeit hin abgeschlossene Größen. Sogar als normierte Staatsreligion, mit dem König als Hohepriester an der Spitze der gläubigen Kultgemeinde, gibt sich die ausgesprochen polytheistische ägyptische Götterverehrung schon im Alten Reich zu erkennen. Als Besonderheiten fallen das starke Hervortreten der Sonnenverehrung vor der des Mondes und der Sterne, und die

Digitized by Google

enge Verknüpfung der als göttlich gedachten Kräfte mit Tieren auf. Alte Flur- und Ernte-gottheiten sind im Niltale wohl noch länger als in Babylonien lebendig erhalten geblieben. In beiden Ländern aber treten die mit der Besiedlungstätigkeit untrennbaren Stadtgottheiten auf. Ihre Machtsphäre erweitert sich oder schrumpft zusammen; der einzelne Stadtgott wird zum Gaugott oder wandert von einem Stadtgebiet zum andern; Lokalkulte wachsen und verdichten sich mit der vermehrten politischen Bedeutung ihres Territoriums. In beiden Ländern verblassen die Gestalten von Nebengöttern vor der überwiegenden, eminenten Verehrung ihrer mächtigeren Doppelgänger. In beiden Ländern sind auch die Dyas- und Triasbildungen zu beobachten, ausgehend von komplementären Naturerscheinungen, von Mann und Weib, oder von Mythenbildungen aller Art, die im Laufe der Zeit zu noch komplizierteren, mehrgestaltigen Götterverbindungen führten oder sich schließlich zu künstlichen Produkten abstrakter Gottheitsbegriffe zuspitzten, wie in der ägyptischen Vorstellung von Mat, der Göttin der Wahrheit. Die erwähnte Tiersymbolik, im letzten Grund die Entwicklungsform einer prähistorischen Naturreligion, die der ganzen ägyptischen Götterlehre ihren Stempel aufgedrückt hat, ist in der historischen Zeit mit der anthropomorphen Vorstellung so eng verwoben, daß der Unterschied zwischen der späteren Apperzeption menschlich gedachter Gottheit, die eine Inkorporation in einem Tiere erfahren hat, und der früheren Auffassung des Tiers als Ursitz, ja als Urgestalt der Gottheit, oder endlich wiederum nur als ihres Symbols in den meisten Fällen nicht mehr festzustellen ist. Offenbar haben schon in der ältesten historischen Zeit die Ägypter selbst diesen Unterschied verwischt. Darauf deuten die Darstellungen der verschiedenen Gottheiten in Tiergestalt, aber mit einem Menschenkopf, und andererseits die der Himmelsgöttin Hathor als Frauenkopf, aber mit den Ohren einer Kuh. Unter den Hauptgestalten des altägyptischen Pantheons sind die des Sonnengottes und der Himmelsgöttin besonders phantastisch entwickelt. Der Himmel wird entweder als eine Kuh verbildlicht, deren Beine die Erde berühren, oder als ein Weib, das sich über die Erde beugt. Die Sonne und alle übrigen Gestirne ziehen in Schiffen über diese Himmelsgöttin hin, wie die Barken über den Nil. Der Sonnengott, der in den Tempeln zu On-Heliopolis, zu Edfu und in Abu Guräb besondere Verehrung genoß, ward als Raubvogel mit leuchtenden Augen gedacht oder als Skarabäus (der ägyptische Mistkäfer), der den Sonnenball


Isis, Osiris und Horus. Relief im Museum des Louvre zu Paris.

Digitized by Google

[illegible] Anschauung auf den
[illegible] Geist [illegible] Finsterniss, [illegible]
[illegible], der [illegible] der Tag auf der [illegible]
[illegible] unsichtbare [illegible]. [illegible] analoger
[illegible], die im Vergleich zu der Sonne
[illegible], im übrigen aber anthropomorph
[illegible], die Frauen einen [illegible] haben,
[illegible] den Bock als [illegible], der Schöpfergott
[illegible]. [illegible] verwünscht [illegible]
[illegible] von [illegible], [illegible], der [illegible]
[illegible] der im [illegible] und Neuen
[illegible] Kenntniss des [illegible] und der
[illegible] als sie bis jetzt möglich war, wäre
[illegible] die kosmologischen Legenden
[illegible], im einzigen [illegible] bekannt
[illegible] auch diese [illegible] nach den [illegible]
[illegible] sein müssen, ihre Aufzeichnung hat,
[illegible] Zeit [illegible] bekräftigt. [illegible] einem
[illegible] unvergleichliche [illegible]
[illegible] mit entsprechenden [illegible]
[illegible] sein und in hohes Alter
[illegible] Weisungen [illegible]
[illegible] nachgebildeten [illegible]
[illegible] und [illegible] genauer unter-
[illegible] ward [illegible] als
[illegible] und gerechte König [illegible]
[illegible] Verschwörung stehenden Bruder [illegible]
[illegible] Kasten zu legen, der dann in den
[illegible] Meere [illegible] Land [illegible] ward.
[illegible], findet nach langem [illegible] den
[illegible], dass [illegible]
[illegible] verbirgt. [illegible] nach langem
[illegible], auf Befehl des [illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible]. [illegible] geht aus dem [illegible]
[illegible] und von [illegible] an
[illegible], die [illegible] sich über ganz
[illegible] der [illegible] Einfluss [illegible]. [illegible]
[illegible] Todtenkult, der Schutz der
[illegible], die [illegible] dem [illegible] wie ein
[illegible]. [illegible] der [illegible]
[illegible] Verehrung [illegible] wurde, wird als [illegible]
[illegible] des [illegible]
[illegible] auch [illegible] der alten [illegible], der von einer [illegible]
[illegible] mit [illegible] und [illegible]
[illegible] Hirtenbegleitung
[illegible] mit dem [illegible] des
[illegible] der alten [illegible] hervor, die den [illegible]
[illegible] unter dem Namen der [illegible]
[illegible] mag hier die oben erwähnte
[illegible] und [illegible] Übersetzung folgen:
[illegible] zu deinem Hause, o Gott [illegible]! komm zu deinem
[illegible]. O schöner Jüngling, komm zu deinem Hause,

Digitized by Google



Das Totengericht vor Osiris (Papyrus Ani)
Teil des ägyptischen Totenbuches. Orig. im Brit. Museum zu London

Digitized by Google

daß du mich sehest! Ich bin deine Schwester, die du liebst: du sollst nicht von mir weichen. O schöner Knabe, komm zu deinem Haus . . . Ich sehe dich nicht, und doch bangt mein Herz nach dir und meine Augen begehren dich . . . Komm zu der, die dich liebt, die dich liebt, Unnofre, du seliger! Komm zu deiner Schwester, komm zu deinem Weibe, zu deinem Weibe, du, dessen Herz stillesteht! Komm zu deiner Hausfrau! Ich bin deine Schwester von der gleichen Mutter, du sollst nicht fern von mir sein! Die Götter und die Menschen haben ihr Gesicht zu dir gewandt und beweinen dich zusammen . . . Ich rufe nach dir und weine, daß man es bis zum Himmel hört, aber du hörst meine Stimme nicht, und ich bin doch deine Schwester, die du auf Erden liebtest; du liebtest keine außer mir, mein Bruder, mein Bruder!"

8. Die ägyptische Kultur im Mittleren und Neuen Reich. — Die Anfänge der kanaanäischen Kultur. — Die sogenannte Amarnazeit.

Durch die allmähliche Berührung Ägyptens mit fremden Ländern in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends, die schließlich in der Fremdherrschaft der Hyksos einen gewissen Höhepunkt erreicht, und ebenso durch die fortwährende Ausbreitung der babylonischen Machtsphäre nach Westen ändert sich das Kulturbild des alten Orients. An die Stelle mancher parallelen Linien treten konvergierende. Aus dieser allmählichen Verschiebung ist während der achtzehnten Dynastie „die Blütezeit des Pharaonenreichs", der G. Steindorff eine reizende Monographie gewidmet hat (Bielefeld und Leipzig 1900), die Weltherrschaft Ägyptens hervorgegangen, deren Einfluß auf ganz Westasien nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Aber auch das Niltal hat von dieser engen Berührung mit fremden Ländern und Menschen reichen Nutzen gezogen.

Fassen wir zu gedrängtester Darstellung die einzelnen Resultate der ägyptischen Kulturentwicklung im Mittleren und im Neuen Reich ins Auge, so fällt vor allem der Unterschied der in ganz Ägypten üblichen Tempelbauten von den Sonnentempeln der fünften Dynastie auf. In späteren Zeiten führte in der Regel eine Prozessionsstraße zu der mitten in der Stadt gelegenen, von hohen Mauern umgebenen Anlage des Heiligtums, vor dessen mit Türmen flankiertem Toreingang zwei Obelisken standen. Ein Säulenhof, in dem eine Kolossalstatue des Pharao und meistens wohl auch der Altar stand, bildete den Vorplatz zu einer gleichfalls mit Säulen und allenthalben mit bunten Reliefs geschmückten Halle; von dieser aus wurde die eigentliche „Gotteskapelle", das von Nebenräumen umgebene „Allerheiligste" mit dem Bild der Gottheit betreten. Eine förmliche Stadtanlage ist heute noch in der weiter unten zu besprechenden Residenz Amenophis' IV zu erkennen. Ihre hübschen Villen waren aus Ziegeln aufgeführt und manchmal bis zu drei Stockwerken erhöht, deren unterstes ein luftiger Vorbau zierte; nur vereinzelt kam Granit als Baumaterial zur Verwendung. Wohlgepflegte, gegen die Außenwelt durch Mauern abgeschlossene Gärten mit Laubbäumen und aus der Fremde eingeführten Zierpflanzen erhöhten die Behaglichkeit des blumenliebenden Eigentümers eines solchen Landsitzes. In den größeren, wie im Alten Reich meist einstöckigen oder mit einer Art Balkon als Oberbau versehenen Häusern der Vornehmen waren die Wohngelasse, Speisezimmer und Schlafgemächer und ebenso die Küchen, Vorrats- und Wirtschaftsräume um einen oder mehrere Höfe gruppiert. Die innere Ausstattung solcher Bauten wird uns durch Grabgemälde lebhaft veranschaulicht. Außer dem schon für das Alte Reich bezeugten Säulen-, Matten- und Teppichschmuck sind Möbel aller Art bekannt: tischartige Gestelle, zum Teil sehr kunstvoll aus Ebenholz und Elfenbein gearbeitete und mit reichem Schnitzwerk verzierte Stühle und Schemel, Wasch- und Kochgeräte, Kohlenbecken, Lehmherde und Backöfen, neben denen in den größeren Palästen noch eigene Einrichtungen zum Waschen und Bleichen bestanden. Die Kunst schritt hauptsächlich in der naturalistischen Richtung fort, die zur Zeit Amenophis' IV sogar für öffentliche Monumente Geltung erlangte, und erfreute sich einer weiter entfalteten Kompositionstechnik als früher. Die in Stein und Holz arbeitende Plastik mit ihrer ins Kolossale strebenden Wiedergabe von Götter- und Herrscherfiguren weist neben vielen handwerksmäßigen Erzeugnissen Werke von hohem künstlerischen Wert auf und erreicht

Digitized by Google



Amulett des Mittleren Reiches. Der Pharao, die Asiaten besiegend. Nach Morgan, „Fouilles à Dahchour".

überdies eine Fertigkeit und Feinheit in der Behandlung harten Materials, die bis heute unübertroffen dasteht. Inwieweit die Bildner der berühmten, zu Tanis, im äußersten Nordosten Ägyptens, gefundenen Sphinxe von fremder Kunst beeinflußt waren, ist noch nicht genügend aufgeklärt. Bemerkenswert erscheint, daß die Malerschulen, mit deren Vertretern wir gelegentlich bekannt werden, unter ihren Künstlern Mitglieder hochangesehener Familien zählten. Auch die Architektur erfreute sich einer freien und lebendigen Weiterentwicklung. Wunderbar schön sind die feinen Goldarbeiten, Waffen und Schmuckgegenstände, die aus dem Mittleren und Neuen Reich bekannt geworden sind. Eine aus der Hyksosperiode stammende goldene Totenbarke auf einem Holzwagen mit Bronzerädern, die von Matrosen-Figuren aus Silber gerudert wird; ein mit Lapislazuli, Karneol und Feldspat verzierter Dolch, dessen dreiteiliges Blatt aus Gold und gegossener Bronze mit Silbereinlagen besteht; ein Beil mit geschnitztem Zedernholzgriff und vergoldeter Bronzeklinge, und ein goldenes Amulett in Form eines Tempelchens, dessen Figuren — den Pharao und zwei Götter darstellend — aus Emaille und farbigem Stein gefertigt und mit Goldstreifen eingefaßt sind, gehören zu den schönsten Funden dieser Art. Auch die Kunst des Glasblasens wird vom Mittleren Reich an bezeugt, und geschickte Vergolder fanden neben den Künstlern der massiven Goldarbeit reichen Verdienst. Von sonstigen Handwerken seien hier nur noch erwähnt: die Lederfabrikation, die mit der Einführung der Fußbekleidung — Sandalen und später förmliche Schuhe — eine neue Richtung einschlug; der allmählich aufkommende Gebrauch des stehenden Webstuhls und der Großbetrieb in der Herstellung von Papier, das noch in der spätesten Zeit einen kostbaren Exportartikel bildete. Umgekehrt wurden Wagenbau und Pferdezucht aus der Fremde eingeführt. Auch der Genuß von ausländischem, kleinasiatischem Bier wird im Neuen Reich bezeugt, und semitisches Getreidebrot, fremde Weine und Feigen galten den Vornehmen als Delikatessen. In der Tracht machte sich erst im Neuen Reich eine auffallende Änderung geltend, von der nur die Priester sich grundsätzlich ausschlossen. Abgesehen von der ebenerwähnten Fußbekleidung führen nun beide Geschlechter die Gewandung auch des Oberkörpers ein. Bei den Männern genügt, abgesehen von Gala- und Amtstrachten, außer dem mannigfach veränderten Doppelschurz ein kurzes, am Gürtel befestigtes Hemd, über das zuweilen noch ein Mantel geworfen wird. Die Frauen tragen ein enges Oberkleid und darüber noch einen saumgestickten Mantel, beides aus feinem Leinenstoff, der jetzt im Gegensatz zu der alten Tracht durchaus in weiß gewählt wird; undurchsichtige Unterkleider sind daneben erst gegen das Ende des 12. Jahrhunderts bezeugt. Auch die Frisur der Perücken war im Neuen Reich mancherlei Moden unterworfen, bis sie schließlich — wenigstens die der Frauen — während der zwanzigsten Dynastie in der Hauptsache wieder zu den alten Formen zurückkehrte. Kostbare Salben und Parfüms wurden nunmehr für das elegante Boudoir auch aus fremdländischen Pflanzenstoffen hergestellt. Sogar die alten Musikinstrumente — Flöte, große Harfe und Leier — wurden um ein ausländisches, offenbar semitisches Stück bereichert, das sogenannte Trigonon, eine kleine dreisaitige Harfe, die späterhin in den mannigfachsten Variationen weite Verbreitung erfuhr.

Von der Haremseinrichtung gibt eine Grabdarstellung aus der achtzehnten Dynastie ein deutliches Bild. Die Doppelehe, die schon im Mittleren Reich bei den regierenden Herrschern nicht selten, aber auch bei Privatleuten nicht ausgeschlossen war und sich in Ägypten vereinzelt bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ist meist aus politischen Motiven erklärlich oder durch

Digitized by Google




Kopf Amenemhêts III von einem bei Tanis gefundenen Sphinx.
Orig. im Museum zu Kairo. Nach Bissing-Bruckmann, „Denkmäler ägyptischer Skulptur", Verlag der F. Bruckmann, A.-G.

erhoffte Erbansprüche begründet. Auch die Geschwisterehe, für die im Osirismythos ein göttliches Vorbild erblickt wurde, galt in den königlichen Familien als zulässig.

Daß schon im Mittleren Reich eine Lockerung der Zentralregierung der Pharaone unvermeidlich war, lehrt der Gang der äußeren Geschichte. Damit verschob sich auch die Bedeutung der einzelnen Rangklassen des Beamtentums. Mit der Erstarkung des aus heißen Kämpfen hervorgegangenen Neuen Reiches ging die faktische Machtstellung der früheren Nomarchen zu Ende. Das bis dahin in untergeordneter Stellung gebliebene Söldnerheer, das sich jetzt zu einem beträchtlichen Teil aus den Grenzgebieten des Reichs rekrutiert, wird zusammen mit der königlichen Beamten- und Priesterschaft zur tonangebenden Macht: Ägypten wird Militärstaat. Welche außerordentlich einflußreiche Stellung die höheren Offiziere der Armee damals bekleideten, geht in anschaulichster Weise aus den Autobiographien verschiedener Generäle, eines Amosis und Amenemhab hervor, in denen die wiederholte Auszeichnung ihrer Tapferkeit durch das von der königlichen Majestät verliehene „Gold" besonders selbstgefällig gerühmt wird.

In der Literatur des Mittleren und Neuen Reichs begegnen uns zunächst mehrere Schilderungen von Reiseabenteuern mit einer gewissen Poesie des Stils, besonders in zahlreich eingestreuten rhetorisch gefärbten Ansprachen. Die Schicksale des auf eine von Schlangen bevölkerte Insel verschlagenen Schiffbrüchigen, oder des Sinuhe, eines nach Palästina verbannten Prinzen, und die merkwürdige „Geschichte des beredten Bauern" können als Muster dieser Literaturgattung gelten. Das Neue Reich kehrt dann wieder zu den schlichten volkstümlichen Märchen zurück, die wir schon aus dem Alten kennen lernten, wobei man gern an frühe historische Vorkommnisse, den Beginn des Kampfes gegen die semitische Fremdherrschaft oder Thronfolgezwistigkeiten im Alten Reich anknüpfte. Auch die Aneinanderreihung und Verquickung ursprünglich unzusammenhängender Stoffe, wie sie aus „Tausend und Eine Nacht" allgemein bekannt ist, wird nun in Märchenform versucht. Als klassisches Beispiel eines solchen Märchenaggregats darf die berühmte Geschichte von den zwei Brüdern, Anubis und Bata, angeführt werden, die in einem ihrer Teile mit einiger Phantasie der Potipharsage

Digitized by Google

verglichen worden ist. Auch schöngeistige, von ägyptischem Witz sprudelnde Erzeugnisse damaligen literarischen Geschmacks sind erhalten, deren Verfasser nicht selten die Form über den Inhalt ihrer Geistesprodukte setzten; der sogenannte Erste Papyrus Anastasi hat uns in einem langen, literarisch-polemischen Sendschreiben eine derartige Blüte poetischer Kunst bewahrt. Endlich sind zahlreiche Schulbücher mit fingierter Korrespondenz zwischen Lehrer und Schüler von besonderem Interesse für die Erkenntnis des Fortlebens und der literarischen Entwicklung der alten Spruchweisheit, und die großen Liedersammlungen, deren Anfänge wir im Alten Reich wurzeln sahen, bergen manche Perle echter Poesie. Ein einziges Denkmal poetischer Erzählungsliteratur von längerer Ausdehnung, das in der kunstvollen Anwendung des — übrigens schon aus sehr alter Zeit belegten — Parallelismus der Glieder große Formgewandtheit verrät, ist in dem Gedicht über die Schlacht bei Qadesch erhalten, die Ramses II den Hettitern lieferte. Auch die religiöse Literatur ist reich vertreten. Zunächst durch eine Menge von Hymnen und Liedern, die sich im Neuen Reich — im Gegensatz zu aller früheren derartigen, in altheiliger Sprache verfaßten Dichtung — durch lebhaftere, frische Phantasie über die Formelhaftigkeit der mythologischen Diktion erheben und originelle, volkstümliche Gedanken in der Umgangssprache ihrer Zeit zum Ausdruck bringen. Und außerdem vornehmlich durch die den Toten in den Mumienbinden mit ins Grab gegebene, ihrem Umfang nach stark variierende Sammlung von Sprüchen, die wir heute unter dem Gesamtnamen des „Totenbuchs" begreifen. Diese Sprüche, deren uralte mythologische Auffassungen mit solchen späteren Datums unterschiedslos gemischt und von der immer weiteren Verbreitung der Osirislegende tief beeinflußt waren, galten meist als Zauberformeln zum Heile des Toten, für den man sie rezitierte. Sie wurden als heilige Schriften angesehen, deren geheimnisvoller, für die spätere Zeit teilweise unverständlicher Kontext durch mythologische bildliche Darstellungen unterbrochen und gleichzeitig erklärend ergänzt wurde. Auch die Spekulationen gelehrter Priester über die Fahrt des Sonnengottes während der Nachtstunden, die unter dem Titel Amduat oder „Was in der Unterwelt ist" aus Sammlungen der achtzehnten Dynastie erhalten sind, gehören in den Kreis dieser religiösen Literatur.

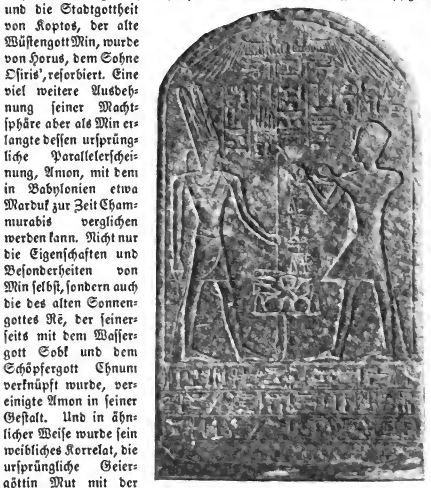


Ägyptisches Ehepaar des Neuen Reichs.
Original in der Königl. Glyptothek zu München.
Nach Bissing-Bruckmann, „Denkm. äg. Skulptur".

Ihre Entwicklung war von der der Religion selbst bedingt. Spielte im Alten Reich, besonders zur Zeit der fünften Dynastie, unter den äußerst zahlreichen Göttern der Ägypter der Sonnengott Rē eine ungewöhnlich hervorragende Rolle, so trat an dessen Stelle jetzt ein durch den politischen Aufschwung der Kultmetropole in Theben zu höchsten Ehren gelangender Rivale, der Gott Amon, dem schon im Mittleren Reich im Faijûm ein größerer Tempel errichtet worden war, und ihm zur Seite seine Gemahlin Mut. Seit der Wiedererstarkung der ägyptischen Herrschaft nach der Vertreibung der Hyksos wurde dieser nunmehr Amon-Rē genannte Reichsgott, dem der glänzende Sieg über die fremden Eindringlinge zugeschrieben

Digitized by Google

ward, zur höchsten, alle anderen Götter weit überragenden Gottheit. Ihm erbaute ein dankbares und frommes Königsgeschlecht die riesigen Tempel in Theben, die an Großartigkeit der Architektur und Feinheit der Ornamentik alles übertreffen, was die ägyptische Baukunst bis dahin geleistet hatte. Gerade hier machte sich auch die Tatsache bemerkbar, daß Einzelzüge, Merkmale und Besonderheiten, die zunächst an bestimmte, zeitlich und örtlich beschränkte Verbildlichungen göttlich gedachter Kräfte geheftet waren, allmählich von diesen losgelöst und an andere Gottheitsvorstellungen gebunden wurden, wobei als ein Hauptfaktor das Wachstum und die Verbreitung von Mythen zu erkennen ist. Besonders der Osirismythos veranschaulicht diese Entwicklung. Osiris selbst wurde mit dem alten sperberköpfigen Totengott Sokaris eins, und die Stadtgottheit von Koptos, der alte Wüstengott Min, wurde von Horus, dem Sohne Osiris', resorbiert. Eine viel weitere Ausdehnung seiner Machtsphäre aber als Min erlangte dessen ursprüngliche Parallelerscheinung, Amon, mit dem in Babylonien etwa Marduk zur Zeit Chammurabis verglichen werden kann. Nicht nur die Eigenschaften und Besonderheiten von Min selbst, sondern auch die des alten Sonnengottes Rē, der seinerseits mit dem Wassergott Sobk und dem Schöpfergott Chnum verknüpft wurde, vereinigte Amon in seiner Gestalt. Und in ähnlicher Weise wurde sein weibliches Korrelat, die ursprüngliche Geiergöttin Mut mit der ursprünglichen Katzengöttin Bastet oder Bubastis und der ursprünglichen Löwengöttin Sechmet verquickt.



König Thutmosis III opfert dem Gott Amon.
Original-Relief im Königlichen Museum zu Berlin.

Nur vorübergehend, einige Jahrzehnte lang, wurde zur Zeit der achtzehnten Dynastie diese Amonverehrung gewaltsam unterdrückt. Sie ging alsbald aus der Asche des fanatisch angefachten Reformbrandes Amenophis' IV (vgl. unten) unversehrt und nur um so glänzender hervor. Alle anderen Kulte großer Götter, eines Ptah von Memphis oder des in seiner früheren Gestalt fortlebenden Rē verblaßten vor ihr. Gleichwohl blieb die ägyptische Religion bis in ihre Spätzeit Polytheismus; in den niederen Schichten der Bevölkerung dauerte ein fruchtbarer Nährboden, auf dem neue Vorstellungen und Gestaltungen göttlicher Kräfte, seien es einheimische, seien es aus der asiatischen Fremde bezogene, emporkeimen konnten, bis griechische Elemente alle ägyptische Eigenart auf immer vernichteten.

Als die Hauptfaktoren des hochbedeutenden Totenkults im Neuen Reich gelten die allmählich völlige Gleichsetzung der Frommen mit Osiris und der Glaube an ihr Wiedererwachen zu einem neuen wirklichen Leben; ferner ihre Versetzung unter die Sterne, an den Wohnort der Seligen auf den Inseln des Himmelsozeans, wohin sie mittels Barke von einem Fährmann oder von göttlichen Vögeln gebracht wurden; und endlich ihre moralische Prüfung durch 42 göttliche Richter vor ihrem Eintritt in das im Westen gelegene Reich des Osiris. Diese Anschauungen führten zwar zu keinem förmlichen Ahnenkult. Sie bildeten aber die Grundlagen zu den mancherlei Beigaben für Speise und Trank, Bedienung und Zeitvertreib des Abgeschiedenen; den Uschebti-Figuren, die für ihn im Jenseits arbeiten, und den Herz-Skarabäen, die statt

Digitized by Google



Syrische Beduinen in Ägypten. Wandgemälde in einem Grab zu Beni-Haßan.

seines eigenen Herzens von den Richtern geprüft werden sollten; zu den verschiedenen Zaubersprüchen, Amuletten und heiligen Zeichen, die ihn vor allem Unheil bewahren sollten, und zu den weitentwickelten Opferritualen und regelmäßigen Totenfesten. Vor allem aber führte diese Lehre zu der weltbekannten Mumifizierung der Leichen, in der die Ägypter bis herab zur ptolemäischen Epoche unübertroffene Meisterschaft erreicht haben.

Es ist ein Bild urkräftiger Kulturentwicklung, das sich auf ägyptischem Boden von den einfachen Linien primitiver Zivilisation bis zu dem farbensatten Gemälde eines wohlgeordneten Staatswesens mit verfeinerter Lebensweise und reicher Entfaltung von Prunk und Pracht steigert. Im großen Ganzen verläuft diese Entwicklung geradlinig. Wenn auch sicher der Einfall der Hyksos und manche innere Schwächung, die Ägypten im Laufe der Jahrhunderte zu überwinden hatte, nicht ohne allen hemmenden Einfluß auf die allgemeine Wohlfahrt des Landes blieben: die Fremdherrschaft vermochte den mächtigen Kulturstrom, der das Niltal gleich seiner befruchtenden gewaltigen Wasserader durchflutete, in keiner Weise aufzuhalten. Im Gegenteil zeigen die wenigen verläßigen Nachrichten, die aus dieser Zeit erhalten sind, daß die beutegierigen asiatischen Barbaren schon bald nach ihren ersten Gewalttaten sich der vorgefundenen Kultur bis zu einem gewissen Grade anzupassen verstanden. Nicht nur die politisch bedeutsamen Titel der früheren Könige des Nillandes machten sie sich zu eigen; auch die Kultformen, soweit sie mit ihrer eigenen religiösen Übung vereinbar schienen, fanden an den Eroberern willige Schutzherren. Selbst von dem Tempelbau eines Hyksosfürsten meldet uns eine Inschrift, so daß auch die alte Kunst unter der neuen Herrschaft fortlebte. Es ist deshalb von vornherein anzunehmen, daß vielmehr Westasien von den Segnungen der ägyptischen Kultur beschenkt wurde, als daß diese von den ersten barbarischen Eindringlingen im wesentlichen alteriert worden wäre.

Allerdings weisen auch die Ansiedelungen an der Mittelmeerküste, mit denen wir um die Mitte des zweiten Jahrtausends bekannt werden, auf eine nicht zu unterschätzende Kultur ihrer Bewohner hin, die man heutzutage unter dem Sammelnamen der „kanaanäischen" oder wohl auch „phönikischen" Kultur begreift. Wo die Wurzeln dieser Kultur zu suchen sind, ist bis jetzt nicht klar. Jüngst erschlossene Altertümer aus Mykenä legen einen Zusammenhang mit dem ägeischen Kulturkreis nahe. Auch die Zivilisation der Philister, die samt ihren Verwandten dem Bereich der kretischen Kultur anzugehören scheinen, ließe sich aus dieser Annahme erklären. Demnach wäre die sogenannte „kanaanäische" Kultur am wahrscheinlichsten als eine Kombination einheimischer und phönikisch-ägeischer Elemente anzusehen. Indessen ist diese Kultur zunächst nicht streng zu trennen von der Zivilisation des angrenzenden syrischen Gebirgslandes, das sich nach Osten in der großen, bis an das Ufer des Euphrat reichenden Steppe fortsetzt und, soweit die geschichtlichen Nachrichten zurückreichen, von aramäischen Stämmen bevölkert war. Daß dieses Gesamtgebiet eine direkte Beeinflussung durch die alte babylonische Kultur empfangen hat, ist schon geographisch betrachtet äußerst wahrscheinlich und wird durch die Keilinschriften, in denen das ganze „Westland" mit dem Namen Amurru bezeichnet wird, ausreichend bezeugt. Es ist so gut wie sicher anzunehmen, daß schon Gudea Zedern aus dem Gebirge des Westlandes bezogen hat, und wenn den inschriftlichen Angaben Chammurabis Glauben zu schenken ist, so hat bereits zu seiner Zeit

Digitized by Google



Syrische Beduinen in Ägypten. Wandgemälde in einem Grab zu Beni-Haßan.

ein Teil dieses Ländergebiets die babylonische Oberhoheit anerkannt und ist vielleicht sogar vorübergehend von einem babylonischen Fürsten als Statthalter verwaltet worden. Die kulturelle Wechselwirkung zwischen den kanaanäischen und aramäischen Stämmen ist aber um so naheliegender, als bei beiden die bis jetzt bekannten Dialekte sprachlich aufs engste verwandt waren und Rassengemeinschaft eine gangbare Brücke zum politischen Zusammenschluß bilden mochte. Jedenfalls bildete das Land Amurru, nicht nur geographisch, sondern auch kulturell betrachtet, das Bindeglied zwischen Babylonien und Ägypten.

Aus den spärlichen älteren ägyptischen Nachrichten über das Land erfahren wir zunächst nur, daß die Pharaone gelegentlich syrische Mädchen unter ihren Sklavinnen besaßen, daß auch nach den Ufern des Nils das aufs höchste geschätzte syrische Bauholz über Phönikien Eingang fand, und daß einige Naturprodukte, wie der noch im klassischen Altertum gepriesene syrische Wein und syrisches Brot, nach Ägypten importiert wurden. Auch die syrische Tracht ist uns durch die ägyptischen Denkmäler erhalten. Mit langgewachsenem Haupt- und Barthaar wurden die Asiaten in langen, mit Ärmeln versehenen, enganliegenden, dunkelfarbigen Gewändern mit bunten, gestickten Verzierungen dargestellt. Vielleicht das wichtigste aber, was Phöniker und Syrer nach Ägypten einführten, war außer dem als kostbarstes Edelmetall geschätzten Silber der Gebrauch von Wagen und Pferd. Daß auch der Festungsbau in Asien schon eine lange Entwicklung hinter sich hatte, zeigen die zahlreichen, aus dem Neuen Reich stammenden Abbildungen von großen, mit Toren und Zinnen versehenen Burgen, deren Erstürmung die siegreichen Ägypter auf ihren Denkmälern verewigten. Das Bild wird außerdem noch einigermaßen vervollständigt durch die obenerwähnte, der zwölften Dynastie angehörige Geschichte Sinuhes, die bei aller Rücksichtnahme auf poetische Ausschmückung oder Zutaten doch gewiß eine glaubwürdige Schilderung von „Ober-Retenu" gibt, d. h. des Landes, das mit größter Wahrscheinlichkeit dem Bergland von Palästina gleichgesetzt werden darf. Der Fürst dieses Landes nahm den vom ägyptischen Hofe geflohenen Sinuhe freundlich auf, machte ihn zum Führer eines Stammes und gab ihm Grundbesitz. In dem Teil seines Landes, den er ihn auswählen ließ, — so berichtet die Erzählung — „gibt es Feigen und Weinstöcke, es hat mehr Wein als Wasser; es ist reich an Honig und Öl, und alle Früchte sind auf seinen Bäumen. Es gibt dort Weizen und Gerste und zahllose Herden . . . Ich hatte als tägliche Kost Brot und Wein, gekochtes Fleisch und Gänsebraten, abgesehen von dem Wild der Wüste, das man für mich fing und erbeutete, und von dem, was meine Hunde mir brachten". Auch auf einen regelmäßigen Verkehr zwischen Palästina und Ägypten und auf Handelsbeziehungen beider Länder zur damaligen Zeit ist aus weiteren Mitteilungen dieser Geschichte, und wohl mit Recht, geschlossen worden.

Für künftige systematische Ausgrabungen in „Amurru" ist im Sommer 1903 im Auftrag der Deutschen Orientgesellschaft eine wissenschaftliche Rekognoszierungsreise unternommen worden. Die bis jetzt an einzelnen Orten entdeckten Gräberbauten und die Erzeugnisse der Keramik sind als Grundlage für wissenschaftliche Schlußketten nur mit der äußersten Vorsicht verwendbar; und zumal die Scheidung der einzelnen Strata, die in vielen Fällen von griechisch-

Digitized by Google

römischen, christlich-byzantinischen und moslimischen Schichten bedeckt sind, ist oft bis zur Unmöglichkeit erschwert. Wieweit die ägyptischen Beziehungen zu der alten Hafenstadt Byblos zurückreichen, die im Osirismythos eine Rolle spielt, als Heimat des Adoniskultus galt und im Neuen Reich als Bezugsquelle von Bauholz genannt wird, ist an Ort und Stelle noch nirgends ersichtlich. Auch in Sidon sind von alten phönikischen Bauwerken bis jetzt nur Reste der Hafenbefestigung bekannt geworden, wie solche wahrscheinlich auch in einigen Trümmern bei Tyrus anzunehmen sind; und vom alten Jericho sind bis 1909 nur die ausgezeichneten Fortifikationen sowie ein Teil seiner Wohnräume bloßgelegt worden. Dagegen lassen die Ruinen von Chirbet harra, in der das biblische und keilinschriftliche Hazor vermutet wird, ferner Tell el-Qâdi an den Jordanquellen und besonders der von 1902 bis 1909 untersuchte Tell ed-dschesari, das biblische Geser, wo außer Scherben, Krügen und Vasen auch Waffen, Schmuckgegenstände und Götterbilder gefunden wurden, noch reiche Ausbeute erwarten. Als die bedeutendste Fundgrube altkanaanäischer Kulturreste ist die offenbar schon im hohen Altertum von mehreren Hauptstraßen durchzogene Ebene von Jesreel zwischen Samarien und Galiläa zu betrachten, die in ähnlicher Weise wie die Jordanebene von zahlreichen künstlichen Hügeln durchsetzt ist. Abgesehen von der Königsstadt Thaanach (s. unten) haben an der Südgrenze dieser Ebene in Tell el-Mutesellim, dem biblischen Megiddo, die Grabungen des deutschen Palästinavereins außer alten Burganlagen und verschiedenen Nekropolen eine Reihe bedeutsamer Einzelfunde erzielt, darunter sogenannte Malsteine oder maßßeböth, einen Tongötzen aus Kalkstein, verschiedene Siegelzylinder, zum Teil mit seltsamen Einzeichnungen, und Krüge, die die Skelette von Kindern bargen.

Alle diese wertvollen Bemühungen um die Erkenntnis der altkanaanäischen Zivilisation wären aber ohne feste zeitliche Anhaltspunkte geblieben, hätte nicht schon vordem ein zwei Jahrzehnte zurückreichender glücklicher Zufall mit einem Mal das Dunkel erhellt, das bis dahin undurchdringlich über der ältesten Geschichte Kanaans schwebte: der Tontafelfund von Tell-el-Amarna, bzw. Et-Till, einer Ruinenstätte halbwegs zwischen Memphis und Theben, die ca. zwei Stunden von der heutigen Bahnlinie entfernt liegt. Die Geschichte dieser wunderbaren Entdeckung führt uns wiederum und zum letztenmal nach Ägypten. Dort hatte Amenophis IV bei der Übernahme der Regierung des unter seinem Vorgänger zur gewaltigen Weltmacht erblühten Reiches die überschwängliche Bevorzugung des Nationalgottes Amon vor allen anderen Göttern als schädlich und verderblich zu erkennen geglaubt. Besonders der Kult des alten Sonnengottes Re-Har-achte schien ihm in ungebührlicher Weise in den Hintergrund gedrängt zu sein. Dieser sollte nunmehr als einzige allmächtige Gottheit verehrt werden: nicht nur als ein göttlicher Lenker der Geschicke Ägyptens, sondern als Herr aller dem Pharao gehörigen Länder, der Asiaten sowohl wie der Bewohner Nubiens und der Libyschen Wüste. Die Einführung des neuen Kultes wurde mit aller Erbitterung gegen den Amondienst und allem Fanatismus eines Reformators durchgeführt. In Heliopolis, Theben und Memphis, ja sogar im Süden, auf dem Gebiet der alten Stadt Gem-Aton, erstanden neue Tempel. Das sperberköpfige Bild des Gottes wurde durch ein neues ersetzt: eine allen Völkern verständliche Darstellung der Sonnenscheibe mit Strahlen, die in Menschenhände endigen. Jede Nennung des verhaßten Amon wurde unterdrückt und die Hieroglyphen seines Namens in Tempeln und auf Gräbern allenthalben vernichtet. Amenophis selbst, in dessen Namen („Amon ist zufrieden") die Nennung des Gottes enthalten war, legte sich einen neuen Namen: „Glanz der Sonnenscheibe" (Ech-en-Aton) bei und verlegte zudem seine Residenz von Theben, wo ihn seine ganze Umgebung fortwährend an den alten Kult erinnert hätte, nach der neuen, von ihm dem Sonnengott erbauten Hauptstadt, deren Ruinen in Tell-el-Amarna gegenwärtig bloßgelegt werden. Dort erstand ein prächtiger Tempel; neue und freie Kunstentfaltung ward begünstigt; Zeremonien wurden für den neuen Glauben eingeführt, und Hymnen stiegen zum Sonnenball empor, deren berühmteste ein deutliches Bild des Reformkults gibt und nach der neuesten Übersetzung also anhebt: „Du erscheinst schön am Horizont des Himmels, du lebende Sonnenscheibe, die zuerst lebte. Du gehst auf am östlichen Horizont und erfüllst jedes Land mit deiner Schönheit. Du bist schön und groß und funkelnd und hoch über jedem Lande. Deine Strahlen

Digitized by Google



König Amenophis IV. von Aegypten und seine Gemahlin
Entwurf zu einem Flachrelief. Original im Königlichen Museum zu Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google



König Amenophis IV. von Aegypten und seine Gemahlin
Entwurf zu einem Flachrelief. Original im Königlichen Museum zu Berlin

Digitized by Google

umarmen die Länder, soviel du geschaffen hast. Du bist Rē ...., du bezwingst sie durch deine Liebe. Du bist fern, aber deine Strahlen sind auf Erden ....".

Nur wenige Jahrzehnte währte diese neue Lehre und ihre Befolgung. Schon bald nach Amenophis' Tode fanden es die Fürsten, die zu kurzen Regierungen seinen Thron bestiegen, unmöglich, gegenüber der mächtigen Priesterherrschaft den neuen Glauben zu erhalten: die Residenz ward verlassen, das Hoflager nach Theben zurückverlegt, und Amon-Rē strahlte herrlicher denn je zuvor in siegreichem Glanze, während der Aton-Kult rasch verblaßte und bald auf immer verschwand. Mag man immer diesen wie ein Meteor aufleuchtenden ägyptischen Monotheismus für eine besonders wertvolle Kulminierung altorientalischer religiöser Vorstellungen betrachten: von größerer Wichtigkeit für die Altertumsforschung bleibt gewiß der glückliche Begleitumstand dieser Reformbewegung, daß Echenaton in seiner Residenz auch die kostbare Korrespondenz mit asiatischen Fürsten verwahren ließ, die ihm und seinen Vorfahren untertan geworden waren und den Gefühlen ihrer Loyalität gegen die neuen Herren, ihren Wünschen und Vorsätzen, Leiden und Freuden schriftlichen Ausdruck verliehen hatten. Als Tell-el-Amarna vom ägyptischen Hoflager verlassen wurde, blieb diese Korrespondenz unbeachtet in den Bauten der Hauptstadt Amenophis' zurück, und ein gütiges Geschick bewahrte sie durch 33 Jahrhunderte dankbarer Nachwelt. Wie ein Märchen klang die sich 1888 in Europa verbreitende Nachricht: von babylonischen Kassiterkönigen, deren Namen und Genealogie bis dahin nur aus wenigen Backsteinen bekannt waren, seien Keilschrifttafeln in Ägypten entdeckt worden; wie neuentdeckte Strahlen wirkten die entzifferten Inschriften der Tonscherben auf das Dunkel, das bis dahin die frühe Vergangenheit einer Stadt wie Jerusalem umgab.

Nicht nur die ägyptische Geschichte ist durch die Tafeln in neues Licht gerückt worden; vor allem die Kulturstellung, die damals das Land Amurru einnahm, wird aus den Briefen klar ersichtlich. Dazu beweist die Anwendung der Keilschrift in ganz Westasien um die Mitte des zweiten Jahrtausends, daß die babylonische Zivilisation mächtiger und jedenfalls früher auf die westlichen Nachbarländer gewirkt hat, als die ägyptische. Die Mehrzahl der Briefe ist aber nicht nur in Keilschrift, sondern auch in babylonisch-assyrischer Sprache verfaßt; diese war also die diplomatische Sprache der ganzen damaligen asiatischen Kulturwelt. Nur die Einträge über den richtigen Empfang der Briefe am Hofe des Pharao sind auf einigen Tafeln in hieratischer Schrift und ägyptischer Sprache vermerkt. Und nicht allein Briefschaften wanderten zur Zeit der 18. Dynastie von Westasien ins Niltal: ein paar Tafeln enthalten auch babylonische Legenden, die kaum einen anderen Zweck haben konnten, als den, von den Priestern am ägyptischen Hofe studiert zu werden. Ja, es fanden sich auf einem dieser Manuskripte kleine Kreise in roter Farbe, die von einem ägyptischen Gelehrten offenbar zur Abtrennung der einzelnen Worte am Kopfe der Keilschriftzeichen angebracht wurden; und der betreffende Text ist gewiß nicht ohne Absicht so ausführlich wie denkbar in den leichtesten Silbenzeichen und mit dem größtmöglichen Streben nach Deutlichkeit aufgezeichnet, so daß sein didaktischer Zweck nicht verkannt werden kann. Auch die Antwortschreiben der ägyptischen Herrscher nach Asien wurden gelegentlich in babylonischer Schrift und Sprache abgefaßt, wofür ein auf geknetetem Nilschlamm geschriebener Brief Amenophis' III an den Kassiterkönig Kadaschmancharbi I ein Beispiel bietet. Aber noch eine weitere sprachliche Merkwürdigkeit haben uns die Sendschreiben bewahrt. Wie aus späteren Dokumenten kanaanäischer Herkunft längst bekannt war, ist die Sprache der einstigen dortigen Bevölkerung dem Babylonischen zwar als semitische Sprache nahe verwandt, aber doch so weit von diesem verschieden, wie etwa heute das Italienische vom Französischen. Um nun in den wichtigen Mitteilungen, um die es sich in den Schreiben an die Ägypterkönige handelte, ja nicht die ausgesprochene Meinung der Fürsten in dem fremdsprachigen Gewand zu verdrehen oder sich sonstiger Fehler im Ausdruck schuldig zu machen, setzten diese Schreiber gelegentlich den babylonischen Worten Glossen bei, die dieselben Worte in ihrer eigenen Muttersprache — in Keilschrift geschrieben — enthalten. Etwa zwei Dutzend solcher Glossen sind uns jetzt bekannt: sie enthalten die ältesten Sprachreste des kanaanäischen Volkes, die, durch sonstige in den Briefen eingestreute Formen und Wörter ergänzt, zum erstenmal einwandfreie Schlüsse auf den ursprünglichen Vokalbestand dieser Sprache gestatten.

Digitized by Google

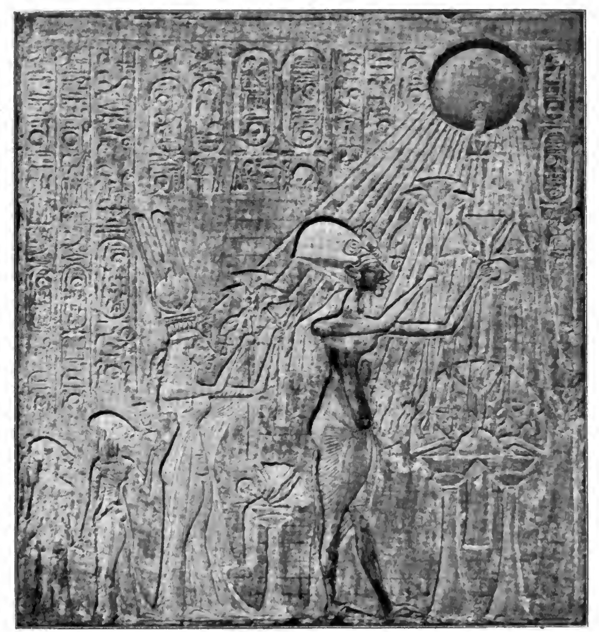
Daß die Tafeln (mit Ausnahme jenes einen Briefes Amenophis' III) in Kanaan geschrieben und von dort nach Ägypten geschickt waren, darüber läßt ihr Inhalt nicht den geringsten Zweifel zu. Der begreifliche Wunsch, nun auch in dem Boden des alten Kanaan selbst solche Dokumente zu finden, ging in Erfüllung, als der Amerikaner Bliß in Tell Hesy, vermutlich der Stätte der aus dem zweiten Königsbuche und den Sanherib-Inschriften bekannten Stadt Lachis, eine den Amarnatafeln völlig ähnliche babylonische Inschrift entdeckte. Noch erfolgreicher waren in dieser Beziehung die von Professor Sellin in Tell Taannek, dem biblischen Thaanach in der Jesreel-Ebene, vorgenommenen Ausgrabungen. Sie resultierten in der Auffindung von Opfersäulen, Astartebildern aus Ton oder Bronze, einem alten Siegelzylinder mit Keilinschrift und daneben hieroglyphischen Aufzeichnungen, einem Stein und einem tragbaren, mit Reliefdarstellungen geschmückten Tonaltar. Wichtiger noch als diese Einzelfunde war aber die Entdeckung eines alten Archivs, aus dem vier Briefe an einen kanaanäischen Fürsten von drei verschiedenen Absendern und dazu noch Listen mit Personennamen wiederum den Stil der berühmten Korrespondenz mit Ägypten zeigen. Zweifellos bediente sich also in Kanaan die gebildete Welt in offiziellen Schreiben der fremdländischen babylonischen Schrift und Sprache, etwa wie die Japaner seit dem 7. Jahrhundert ihre Amtsschriften und gesetzlichen Aufzeichnungen in Chinesisch verfaßten oder in Deutschland die Karolinger sich des Lateinischen bedienten. Wie weit Ägypten selbst den Asiaten in dieser Übung entgegenkam, wird vielleicht am besten durch den schon mehrfach erwähnten Brief Amenophis' III an den Babylonierkönig Kadaschmancharbi illustriert, der zugleich ein Beispiel für höfische Sitte in der Umgebung des Pharao und für die Auslieferung asiatischer Prinzessinnen an den Harem des allmächtigen Ägypterkönigs bildet. Das Schreiben beginnt wie folgt:



König Amenophis IV von Ägypten. Kalksteinstatue im Museum des Louvre zu Paris. Nach Bissing-Bruckmann, „Denkmäler ägypt. Skulptur".

„An Kadaschmancharbi, den König von Karduniasch (einer Landschaft Babyloniens), meinen Bruder (schreibt) Nibmuria (eine babylonische Schreibweise für Amenophis III), der große König, der König von Ägypten, dein Bruder: Mir geht es gut; möge es auch dir gut gehen; deinem Hause, deinem Harem, deinen Söhnen, deinen Großen, deinen Pferden, deinen Streitwagen, deinen Ländern möge es recht gut gehen! Mir geht es gut; meinem Hause, meinem Harem,

Digitized by Google



Anbetung des neuen Gottes Aton durch König Amenophis IV.
Relief im Museum zu Kairo. Nach Bissing, „Denkmäler ägypt. Skulptur"; Verlag der F. Bruckmann, A.-G., München.

meinen Söhnen, meinen Großen, meinen Pferden, meinen Streitwagen, meinen Truppen geht es sehr gut, und in meinen Ländern geht es recht gut. — Die Botschaft, die du mir zukommen ließest, habe ich wohl verstanden; sie lautete: ‚Du verlangst meine Tochter für deinen Harem; nun ist doch schon meine Schwester, die dir mein Vater gegeben hat, dort bei dir, aber niemand hat sie jetzt mehr gesehen (und kann sagen), ob sie noch lebt oder schon tot ist'. Dies sind deine Worte, die du mir in deinem Brief geschrieben hast. Aber niemals hast du einen Legaten geschickt, der deine Schwester aus früherem Verkehr kennt und der sich mit ihr hätte unterhalten können."

Im weiteren Verlauf seiner Botschaft betont dann Amenophis, daß er dem Gesandten des Babylonierkönigs zwar alle seine Frauen auf Wunsch vorgestellt habe, die gesuchte „Schwester" aber unter diesen nicht rekognosziert worden sei. Übrigens bedürfe es keines ausdrücklichen Lebenszeichens seitens der Prinzessin, denn ihr Tod würde gewiß nicht verheimlicht worden sein, usw. — Ähnliche Verhandlungen der babylonischen Regenten mit den Ägypter-

Digitized by Google

königen über die Sendung von Jungfrauen fürstlicher Abstammung an das Hoflager des Pharao bilden häufig den Hauptinhalt der Keilschriftbriefe, die zugleich erkennen lassen, daß auch umgekehrt ägyptische Prinzessinnen nach Babylonien kamen. Sogar ein Sendschreiben einer solchen hohen Dame an den ägyptischen Hof, wahrscheinlich an ihren eigenen Vater, den Pharao, hat sich erhalten, wenn anders der verstümmelte Text richtig erklärt wird. Übrigens hat schwerlich eine dieser Heiraten zwischen den Fürstenhäusern der beiden Erdteile ohne wertvolle Gegengabe stattgefunden, die von ägyptischer Seite regelmäßig in Gold bestand. Dem lebhaften Begehr nach diesem Edelmetall geben die Babylonierkönige Kadaschmancharbi und Burnaburiasch wiederholt Ausdruck, und der einzige Brief eines Assyrerkönigs, des oben wiederholt genannten Aschschuruballit, beschäftigt sich mit derselben Angelegenheit. Notwendige Bauten und Tempelarbeiten bilden öfters den Vorwand zu dem Ersuchen, der Pharao möge die Goldsendung möglichst beschleunigen; Klagen über die Minderwertigkeit oder die geringe Quantität des erhaltenen Metalls werden in naiver und eindringlicher Weise laut. Auch ausgestopfte Tiere wünscht Burnaburiasch in einem der Mahnbriefe zu erhalten. Als babylonische Gegengeschenke lernen wir Lapislazulistücke, Ruhebetten, Thronsessel und Fußschemel aus kostbarem Holz, mit Elfenbeinarbeit und Goldeinlagen, gelegentlich auch ein für die Schwiegertochter des Babylonierkönigs bestimmtes, mit kostbaren Steinen besetztes Halsgeschmeide und vor allem Streitwagen und Pferde kennen, die von den Ägyptern als fremdländisches Gut besonders hoch geschätzt wurden. Das Land Kanaan spielt unter dem Namen Kinachchu in diesen babylonischen Briefen zweimal eine Rolle: In einem seiner Schreiben führt Burnaburiasch Klage darüber, daß seine Kaufleute in dem unter ägyptischer Oberhoheit stehenden Lande vergewaltigt und ausgeraubt worden seien, und fordert die Bestrafung der Schuldigen. In einem anderen Briefe erinnert derselbe Herrscher den Pharao an die Loyalität seines Vaters, des Babylonierkönigs Kurigalzu, der ein Bündnis mit den Kanaanäern ausgeschlagen habe. Als die interessantesten Stücke der Korrespondenz dürfen aber sieben Briefe von Abdichiba, dem Statthalter von Jerusalem, an den Ägypterkönig gelten, die in beredten Worten das Umsichgreifen der Chabiri schildern, d. h. der plündernden Nomaden- oder Halbnomadenstämme, die wir Grund haben als die Hebräer, die späteren Israeliten anzuerkennen. So lautet der Anfang eines solchen, jetzt im Museum zu Berlin aufbewahrten Schriftstückes: „An den König, meinen Herrn, dein Knecht Abdichiba. Zu den Füßen meines Herrn Königs falle ich siebenmal und (noch) siebenmal nieder. Was habe ich getan wider meinen Herrn König? Man hat mich bei meinem Herrn König verleumdet: ‚Abdichiba hat Verrat geübt an dem Könige, seinem Herrn‘. Aber siehe: mich hat weder mein Vater noch meine Mutter hier eingesetzt, sondern der starke Arm des Königs hat mich eintreten lassen in mein väterliches Haus. Warum sollte ich da an dem Herrn König zum Verräter werden! Solange mein Herr König lebt, werde ich zu den Beamten meines Herrn Königs sprechen: ‚Warum bevorzugt ihr die Chabiri-Leute und benachteiligt die (eingesessenen) Präfekten?‘“ Die große Gefahr, vor der Abdichiba im weiteren Verlauf seines Schreibens als treubesorgter Lehnsfürst den Pharao warnt, geht deutlich aus dem Schluß des Briefes hervor: „Alle Präfekten gehen zugrunde, und mein Herr König wird keine Präfekten mehr haben. So möge denn der König sein Augenmerk auf die Fürsten richten und mein Herr König Truppen schicken! Das Gebiet des Königs ist nicht mehr sein eigen: die Chabiri verwüsten alles Gebiet des Königs. Nur wenn noch in diesem Jahre Truppen zu


Hettitisches Relief aus Marasch (Nordsyrien).
Zwei beim Mahle gegenübersitzende Personen.

Digitized by Google

Gebote stehen, kann das Gebiet dem König meinem Herrn erhalten bleiben; sind keine Truppen zur Verfügung, so geht das Gebiet meines Herrn Königs verloren. So (schreibt) Abdichiba, dein Knecht, an den Tafelschreiber des Königs meines Herrn: Künde meinem Herrn die deutliche Botschaft: das ganze Gebiet meines Herrn Königs geht verloren!"

Politische Bedeutung wie linguistisches Interesse ist endlich auch den Briefen Tuschrattas, des Königs von Mitanni, beizumessen, die teils an Amenophis III, teils an dessen Gemahlin Ti und teils an Amenophis IV gerichtet und in babylonischer Keilschrift abgefaßt sind. Neun solche Schreiben enthalten babylonisches Sprachgut; auf einer zehnten Tafel dagegen ist nur die Einleitung von 7 Zeilen in dieser Sprache geschrieben, alles übrige aber, mehr denn 500 Zeilen, in der einheimischen Sprache des Landes Mitanni. Seitdem noch weitere Dokumente in dieser Sprache aufgetaucht sind, eröffnete sich für den Philologen ein erster Blick in eine neue Welt. Auch die Kultur Mitannis war also so weit von der Babyloniens abhängig, daß die dortigen Gelehrten die babylonische Schrift adoptierten und zum Ausdruck ihrer eigenen Sprache verwandten, daneben aber auch, ähnlich wie die Semiten von Amurru, sich der diplomatischen Sprache Babyloniens bedienten. Doch damit nicht genug! Eine weitere Sprache ist auf den gleichfalls aus Tell-el-Amarna stammenden Keilschriftbriefen eines gewissen Tarchundara, Königs von Arsawa, an Amenophis III enthalten, und auch letzteres merkwürdige Denkmal blieb nicht vereinzelt. Welche Perspektiven diese Entdeckungen erschlossen haben, läßt sich zunächst nur ahnen. Keine der neugefundenen Sprachen ist noch verständlich. Sie spielen bis jetzt mit ihren leicht lesbaren Keilschriftzeichen eine ganz ähnliche Rolle, wie die in deutlichen griechischen Charakteren geschriebenen lykischen Inschriften. Ob sich, wie mehrfach behauptet wurde, die Sprache von Arsawa als indogermanisch entpuppen wird, ob sich eine naheliegende Verwandtschaft zwischen ihr und dem Mitanni herausstellen wird, das alles sind bis jetzt ungelöste Fragen. Dazu kamen noch fernere neue Funde. In den längstbekannten Befestigungswerken einer alten Königsburg in der Nähe des heutigen Dorfes Boghazköi in Kleinasien, vier bis fünf Tagereisen östlich von Angora, wo schon vor Jahrzehnten einige der merkwürdigen in Bilderschrift abgefaßten hettitischen Denkmäler entdeckt worden waren, vermochte der Berliner Gelehrte H. Windler im Sommer 1906 die Hauptstadt des alten Cheta-Reichs nachzuweisen, wo in demselben und im folgenden Jahre zwei umfangreiche Archive von Keilschrifttafeln, teils in babylonischer, teils in hettitischer Sprache aufgefunden wurden. Damit ist endlich eine voraussichtlich gangbare Brücke geschlagen zum Verständnis der noch dunklen Bilderschrift der hettitischen Monumente, die vermutlich dieselbe Sprache enthält; zugleich aber auch ein Weg angebahnt zur Erklärung der Inschriften in der Mitannisprache, die mit dem Hettitischen aufs nächste verwandt zu sein scheint. Zu den bedeutendsten Urkunden aus den Archiven der Hettitermetropole, deren Inhalt bis jetzt erkannt wurde, zählt die Keilschriftaufzeichnung des berühmten Vertrags, den Ramses II mit dem Hettiterkönig Chattuschil (in den ägyptischen Inschriften Chetasar) schloß, von letzterem auf einer silbernen Tafel übersandt erhielt und auf einer Tempelwand von Karnak in ägyptischen Hieroglyphen aufzeichnen ließ. Daß ein weiteres Dokument aus Boghazköi durch die Erwähnung mehrerer bekannter indoiranischer Götternamen die Forschung auf ganz neue Bahnen lenkt, kann hier nur angedeutet werden.



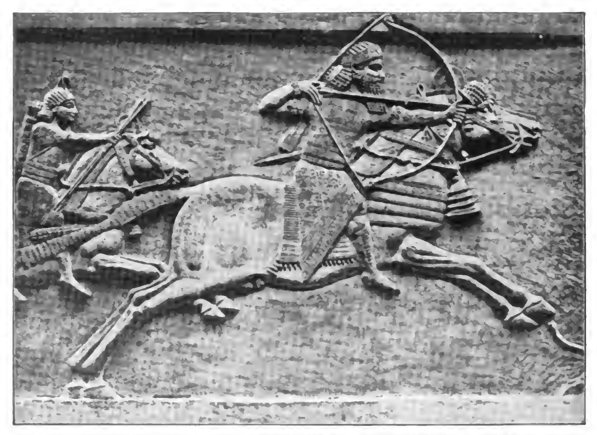
Hettitisches Relief aus Boghazköi (Kleinasien). Fünf schreitende Krieger mit spitzer Kopfbedeckung.

Welcher Segen Babylonien sowohl wie Ägypten durch den Austausch ihrer Landesprodukte erwuchs, wird vielleicht am besten ersichtlich durch zwei große Listen, die zusammen mit den Amarna-Briefen gefunden wurden und nichts Geringeres enthalten als eine Aufzählung der

Digitized by Google

reichen Mitgift, die der Mitanni-König Tuschratta seiner Tochter Taduchipa mitgab, als sie in den Harem Amenophis' III entsandt wurde. Jede dieser Listen enthält in ca. 300 Zeilen ein genaues Verzeichnis der Gegenstände, deren Besitz den Stolz der Prinzessin bildete. Wir lernen goldene, silberne und kupferne Gegenstände und Geräte aller Art kennen, verschiedene kostbare Kleidungsstücke, darunter Brokatarbeiten und „ein langes Gewand des Ruhelagers", goldene mit Edelsteinen gezierte Ohrgehänge, eingelegte Arm- und Fußspangen, Schmuckstücke mit auserlesenen Steinsorten, Schalen, Töpfe und Büchsen, Krüge mit verschiedenen köstlichen Ölen, kupfernes Eß- und Trinkgeschirr und Nippsachen wie Darstellungen von Hunden in Silber und Gold. Aber auch silberbeschlagene Wagen nebst ihren Gespannen, reichverziertes Pferdegeschirr, Rüstungen und Helme, die aus Kupfer getrieben und mit Email (?), Gold und Edelsteinen geschmückt waren, eingelegte Bogen und Waffen werden erwähnt. Welche Fülle von Kunstideen, von vorgeschrittener Feinarbeit und von praktischen, langerprobten Gebrauchsgegenständen ihren Weg damals von Asien an die Ufer des Nils nahm, geht schon aus diesem zufällig bekannt gewordenen Tresor einer einzigen Dame aus königlichem Geblüt hervor. Wissenschaftliche Errungenschaften, Verwaltungsprinzipien, vor allem auch religiöse Ideen mögen denselben Weg zurückgelegt haben. Man wird schwerlich fehlgehen, wenn man damit die vereinzelt und gerade in den niederen Schichten der ägyptischen Bevölkerung im Neuen Reich anzutreffenden Kultformen in Verbindung bringt, die auf fremden Einfluß schließen lassen. Baal- und Astarte-Kulte sind in Ägypten selbst bezeugt. Und ein leider schwer verständlicher Passus in einem der Briefe von Tuschratta an Amenophis III scheint zu besagen, daß schon unter dem Vorgänger dieses Pharao Ischtar von Ninive nach dem Nil hinabgezogen sei und ihr dort göttliche Ehren erwiesen wurden; Amenophis aber möge ihr jetzt noch zehnmal mehr Ehren denn früher zuteil werden lassen und sie dann in Frieden nach Asien zurückgeleiten! „Ischtar, die Herrin des Himmels," so fährt Tuschratta fort, „möge uns tausend Jahre beschützen und große Freude möge uns beiden die Herrin des Feuers spenden, auf daß es uns wohlergehe!" Gerade die letzteren Worte zeigen aber auch, daß wenigstens in den äußeren Formen die ägyptische Religion nicht ohne Einfluß auf die asiatischen Untertanen des damaligen Weltreiches geblieben ist. Selbstverständlich haben es sich diese Vasallen der Pharaone eifrig angelegen sein lassen, in ihren Schreiben nur diejenigen Titel für König und Götter zu wählen, die in Ägypten selbst Wert hatten und verstanden wurden. Nicht als babylonische Göttin, sondern in Anlehnung an die bekannte ägyptische Gottheit erhielt die ninivitische Ischtar den Beinamen der „Himmelsherrin", und ebenso darf vielleicht in der „Herrin des Feuers" ein Beiname derselben Göttin als „Flammenherrin" Bastet gesucht werden. Der König, der auch in Amenophis' IV Reformkult, genau wie in der altägyptischen Religion, als der Stellvertreter der Gottheit und als der leibliche Sohn des Gottes galt, wird in den Amarna-Tafeln allgemein als „Sonnengott" bezeichnet, als „Sonne der Länder", als der „Lebensodem" seiner Untertanen — eine Auffassung, die den Semiten als solchen fremd ist; und in einem Briefe Abimilkis, des Statthalters von Tyrus, bekennt dieser Fürst: „mein Herr ist die Sonne, die Tag um Tag über die Länder aufgeht gemäß der Bestimmung seines gnädigen Vaters, des Sonnengottes, der in seiner gunstverheißenden Gnade Leben spendet . . ., der seine Stimme im Himmel gleich dem Wettergott erhebt, so daß das Land vor seiner Stimme erzittert". Wenn ferner unter den Ausgrabungsobjekten allenthalben ägyptische Idole vertreten sind, wenn wir hören, daß bei Geser ein Isisbild gefunden wurde und die altberühmten Heiligtümer im Hauran in der Tat ägyptische Königsstelen vorstellen, wenn wir erfahren, daß selbst die Gräber in gewissen Teilen Phönikiens und Palästinas nach ägyptischer Art bemalt wurden und eine Stadt wie Byblos seit den ältesten Zeiten ägyptischen Kult trieb, ja sogar im Osirismythos eine Rolle spielte, so bestätigen diese Zeugnisse die Nachrichten über die politische Bedeutung, die Ägypten während der Blütezeit des Pharaonenreiches in Asien besaß. Wie weit aber die ursprünglich kanaanäischen Göttergestalten eines Baal oder der Astarte oder des Wettergottes Adad von diesen ägyptischen Vorstellungen beeinflußt wurden, läßt sich zurzeit noch nicht bestimmen. Daß neben ägyptischen auch babylonische Gottheiten besonders stark die Religion von Amurru beeinflußt haben, zeigt u. a. die Verehrung des Mondgottes Sin in Harran, von der außer mehreren babylonischen Inschriften auch ein zu Sendschirli gefundenes Relief Kunde gibt.

Digitized by Google



Assyrischer Großkönig auf der Jagd. Relief im Britischen Museum zu London.

9. Die assyrische Kultur.

Die Konturen der altkanaanäischen Funde, der ergänzenden Hieroglyphendenkmäler und Keilschriftmonumente ergeben für die Amarnazeit in Westasien das Bild einer ungemein verwickelten Mischkultur. Viel einheitlicher gestaltete sich die Entfaltung des großen babylonisch-assyrischen Reiches in den letzten anderthalb Jahrtausenden vor dem Aufblühen der unsterblichen hellenischen Bildung. Während Ägypten mit dem Ausgang des Neuen Reichs ein abgelebtes Volk nährte, das seine Rolle in der Kultursphäre des alten Orients zu Ende gespielt hatte, bedeutete in Asien das Erstarken der assyrischen Herrschaft einen Gewinn, der für das ermattete Nilreich vollwertigen Ersatz bot. Man darf vielleicht sogar annehmen, daß auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Errungenschaften des alten Orients den Babyloniern-Assyrern eine noch reichere Betätigung zuzuschreiben ist als den Gelehrten Ägyptens. Universell, vielgestaltig und feingegliedert tritt uns die assyrische Wissenschaft entgegen. Es mag ja freilich auf reinem Zufall beruhen, daß von einer Reihe solcher Bestrebungen im Euphrat- und Tigrisgebiet schon jetzt ausführliche Kunde auf uns gekommen ist, während die ägyptischen Quellen über tatsächlich vorhanden gewesene Parallelerscheinungen im Niltal schweigen. Scheinen doch gerade die Entdeckungen der jüngsten Jahre auf kanaanäischem Gebiet und die Auffindung der diplomatischen Korrespondenzen zwischen Vorderasien und Nordafrika einen äußerst lebhaften Verkehr der beiden großen Kulturreiche zu befürworten, der den Austausch und die Ausbildung aller oder doch der meisten Wissenszweige in beiden Ländern erwarten läßt. Sicherlich ist der assyrischen Kultur in ihrem ganzen Umfang seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine unschätzbare Fundgrube eröffnet worden durch die von Layard und Rassam im Südwest- und im Nordpalast der großen Königsburgen im alten Ninive, an der Stelle des heutigen Kurdendorfes Kujundschik am linken Tigrisufer, nahe bei der blühenden Handelsstadt Moßul entdeckte, gewaltige Tontafelbibliothek, die Aschschurbänipal, der letzte mächtige Beherrscher

Digitized by Google

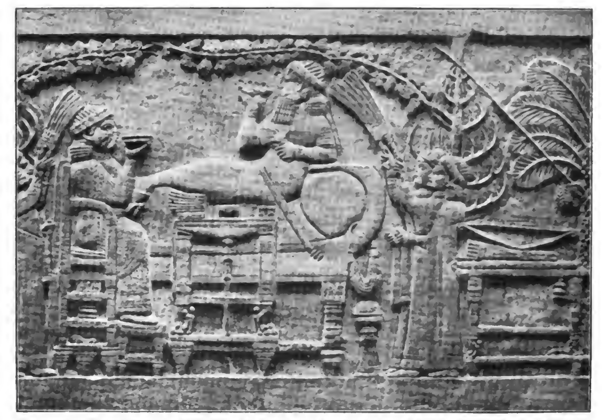


König Aschschurbânipal und seine Gemahlin. Sogenannte Gartenszene. (Linke Hälfte.)
Assyrisches Relief aus Kujundschik. Original im Britischen Museum. Aufnahme von W. A. Mansell & Co., London.

Assyriens, der Sardanapal der Griechen, von seinen gelehrten Priestern zusammentragen und aufstellen ließ. Diese in der ganzen Geschichte des alten Orients isoliert stehende Bücherei, die älteste Bibliothek der Welt, war wohl kaum die einzige, aus der in Westasien babylonisch-assyrische Priester ihre Weisheit schöpften. Schon die ganze Anlage und Ordnung der wunderbaren Sammlung, die selbst aus ihrem jetzigen trümmerhaften Zustande noch deutlich ersichtlich ist, setzt auch auf bibliothekarischem Gebiet eine jahrzehnte-, ja vielleicht jahrhundertelange Übung und Entwicklung voraus. Überdies sind die „alten Originale“, aus denen viele, vielleicht sogar die meisten der dortigen Tafeln abgeschrieben sind, und die sich nach einzelnen Vermerken der Schreiber in den verschiedensten Städten des Landes zerstreut befanden, kaum anders denn als Bestandteile früherer Büchereien verständlich, die ebenfalls förmlichen Bibliotheken angehört haben mögen. Nur einen Bruchteil des einst vorhandenen Materials werden wir also auch hier wieder einem günstigen Zufall zu verdanken haben, der uns in eine Ecke der dunkeln Vergangenheit des alten Orients hineinleuchten läßt. Indessen liegt eine ähnliche Fülle kulturhistorisch bedeutender Inschriften wie in der Kujundschiksammlung während der langen Entwickelungszeit vom altbabylonischen bis zum neuassyrischen Reich bis jetzt nirgends mehr vor. Auf Grund gerade dieser eigenartigen Sammlung also erscheint es geboten, im folgenden ein Bild von der Blüte der assyrischen Zivilisation und Kultur zu entwerfen, aus dem ihre Entwicklung abzuleiten Aufgabe künftiger Forschung sein wird.

Kunsterzeugnisse begleiten diese schriftlichen Dokumente von der Zeit an, da das assyrische Reich die Erbschaft altbabylonischer Kultur antrat, bis zu seinem Ende — verlohnend genug, um auch sie für das Studium seiner Kultur nutzbar zu machen. Die neuesten Ausgrabungen in Babylonien und Assyrien haben über das Baumaterial, das Trocknen, Dörren und Zurichten der allenthalben gebrauchten Ziegel, ihre Zementierung mit Erdpech und ihre künstlerische Emaillierung, über die Anbringung von Pfeilern und — spärlich verwandten — Säulen, über die Terrassensubstruktionen und die Gruppierung einzelner Räume, über Abzugswege für die

Digitized by Google



König Aschschurbänipal und seine Gemahlin. Sogenannte Gartenszene. (Rechte Hälfte.)
Assyrisches Relief aus Kujundschik. Original im Britischen Museum. Aufnahme von W. A. Mansell & Co., London.

Feuchtigkeit, Bedachungsarten und Verkleidungstechnik authentische Aufschlüsse gebracht. Der Palast- und Tempelbau kann an einigen trefflichen Beispielen genau studiert werden. Das Hauptsystem der zahlreichen Tempelpyramiden, das sogenannte Rampensystem, ist näher untersucht worden. Von der Befestigungskunst ist von kompetenter Seite ein anschauliches Bild entworfen worden, das uns mit der Konstruktion der dicken Wälle der assyrischen Burgen, ihrer Brüstungsmauern und Zinnen, ihrer Wallkasematten, Tore und Türmchen, der Angriffsweise auf diese Festungen durch Mauerbrecher, Widder und Sturmböcke und ihrem Verteidigungssystem bekannt macht. Besonders ergebnisreich für den Hausbau waren die Kampagnen der deutschen Orientgesellschaft in Qalat Schirgat, der Stätte der alten assyrischen Reichshauptstadt Aschschur. Sie lehrten die Grundrisse assyrischer Privathäuser mit Vestibül, Lichthof, mit Nischen versehenen Haupträumen und einer Reihe kleinerer rechteckiger und durch schwache Lehmziegelwände voneinander getrennter Kammern kennen. Auch die verschiedenen Bestattungsarten der assyrischen Zeit, die Verwendung von Sarkophagen in Topf- oder Wannenform und von Ziegel- und Erdgräbern traten deutlich zutage. Über die einfachste Technik der dekorativen Architektur, die aus der Textilkunst abzuleiten ist, unterrichten mancherlei Überreste aus babylonisch-assyrischen Palästen. Schnurbandweberei mit Brettchen und Buntstickerei müssen schon in altassyrischer Zeit zu großer Vollkommenheit gelangt sein. Auch die Wandbekleidung nahm offenbar ihren Ausgang von der Teppicharbeit, die vielleicht schon in sehr alter Zeit durch Behängen der Wände zur Entwicklung gelangte. Die ornamentalen Muster in Borte- und Saumform oder in Rosetten-, Bogen- oder Zickzackbildungen, wie solche auf einem wundervollen Fußbodenfragment aus dem Palaste Sanheribs zu Kujundschik in unübertrefflicher Ausführung ersichtlich sind, spielen in der dekorativen Kunst eine hervorragende Rolle. Auch die Malerei, von der sich in Reliefs wenigstens Spuren erhalten haben, hat mit der Vervollkommnung der Ziegelherstellung auf den Wandschmuck der Gebäude Einfluß gehabt. Besonders die unteren Hälften der Wände erhielten farbigen, meist polychromen Figurenschmuck, der später allerdings durch Reliefs ersetzt wurde.

Digitized by Google

Was aus diesen, meist auf großen Alabasterplatten ausgeführten Reliefdarstellungen für die assyrische Plastik, was aus den Hunderten von Siegelzylindern für den Stempelschnitt, was aus den kleineren Funden für die Entwicklung der Metallarbeit und ihre Industrie noch zu lernen sein wird, läßt sich heute kaum übersehen. Schon die statuarischen Arbeiten des assyrischen Reiches, die offenbar porträtähnliche Wiedergabe des Großkönigs Aschschurnaßirpal, die Reliefbilder von Salamanassar II, Sanherib, Asarhaddon und Aschschurbânipal, die trefflich erhaltene Statue des Gottes Nebo oder die Reliefs eines Heros oder des Sonnengottes, die allbekannten, eindrucksvollen Stier- und Löwenkolosse, deren Layard allein über 40 Paare entdeckt zu haben sich rühmt, die Darstellungen von Fabelwesen und Genien und die seltsamen Embleme auf den verschiedenen Grenzsteinen werden samt den mancherlei Opferszenen ein eigenes Kapitel der altorientalischen Kunstgeschichte bilden. Und welche Fülle von Belehrung im einzelnen bieten die größeren Monumente der Könige für sich betrachtet! Welcher Kunsthistoriker könnte an den trefflich erhaltenen Darstellungen des berühmten schwarzen Obelisken eines Salmanassar II mit den merkwürdigen ausländischen Tieren und verschiedenen Tributgegenständen vorübergehen oder sein Interesse den wunderbaren, zu Balawat gefundenen großen Torflügeln aus der Zeit desselben Königs verschließen, die mit ihren Reliefs die besterhaltenen Repräsentanten der assyrischen Bronzetechnik bilden! Kriegserlebnisse, Jagdszenen, Kultakte und Verrichtungen des täglichen Lebens bieten sich hier dem Beschauer dar. Über steile Berge, durch hohe Wälder und reißende Flüsse sieht er die siegreichen assyrischen Truppen vordringen. Die fremden Burgen und Festungen, deren Eroberung verbildlicht wird, treten mit ihren Zinnen, dem großen, von zwei Türmen flankierten Tor und den Wächterplätzen deutlich vor Augen. Wir können die Art der Beschießung verfolgen, gewahren das Anlegen der langen Leitern zur Erstürmung und die gewaltigen Mauerbrecher, die auf vier oder sechs Rädern mit ihren riesigen, mit Metallknöpfen bekleideten Stoßbalken gegen die Wälle heranbewegt wurden. In den Grundrißzeichnungen solcher Befestigungswerke ist außer dem Zinnenkranz fast regelmäßig im



Statue des Gottes Nebo. Original im Britischen Museum, London. Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

Digitized by Google

Innern ein Tempel oder Altar markiert, das Heiligtum, das die Burgbewohner schützten und verteidigten. Auch die Entstehung der Bauten selbst, das Streichen der Ziegel und die Aufführung der Mauern werden anschaulich dargestellt. Besonders reiche Ausbeute für den Kulturhistoriker versprechen die Darstellungen der Feldzüge im allgemeinen. Assyrische und ausländische Trachten sind hier reichlich vertreten. Wir sehen die Krieger in langem, in Karrees gemustertem, bis zu den Knöcheln reichendem Plaid, oder in kürzerem, an den Knieen endigendem Gewand, — beide eng anliegend, von einem Gürtel zusammengehalten und in Fransensaum verlaufend, — barfuß, oder seltener mit Sandalen bekleidet, einherschreiten oder beritten; sie tragen langes Haupt- und Barthaar und als Kopfbedeckung einen hohen Helm. Im Gegensatz zu ihnen sind die barhäuptigen Sklaven an dem glatten, in einigen Fällen gürtellosen Kniegewand zu erkennen. Besonders reich ist die — aus späteren Reliefs noch deutlicher ersichtliche — mit wundervollen gewebten oder gestickten Mustern geschmückte Kleidung des Königs. Bart und Haar sind sorgfältig gewellt und in lange Locken ausfallend; das Haupt bedeckt ein konisch nach oben verjüngter, auf neueren Darstellungen mit Kreismustern verzierter und von einer Spitze gekrönter Helm, der als königliche Insignie auf Siegelabdrücken durch lange Regierungszeiten nachweisbar ist. Ohrgehänge, Armspangen am Oberarm und am Handgelenk, ein Gürtel oder eine Schärpe mit Quasten, und Sandalen mit kunstvollen Kreuzverschnürungen bis hinauf zu den Waden vervollständigen die Kleidung. Während der König meist mit Schwert und Stab, gelegentlich wohl auch eine Art Szepter oder einen flammenden Blitz haltend, dargestellt wird, besteht die Bewaffnung des Kriegers in dem umgegürteten Schwert, dem außer Gebrauch über der Schulter hängenden ungeheuren Bogen, dem großen Köcher mit den daraus hervorstehenden Pfeilen, einer Art Keule und dem Schild, der zum Sturmangriff eine sehr lange Form hatte, während für die offene Schlacht ein kleinerer runder, mit Buckeln oder großen Stacheln versehener Schild diente. Berittene Krieger tragen meist einen Speer; bei paarweise auftretenden Fußgängern sind je ein Bogenschütze und ein Schild-



Statue des Königs Aschschurnaßirpal. Orig. im Brit. Mus., London. Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

Digitized by Google

träger nebeneinander einherschreitend ersichtlich. Unter den häufig abgebildeten Gefangenen tragen die Männer nur in einigen wenigen Fällen, vielleicht als hochgestellte Persönlichkeiten, ein längsgestreiftes Gewand; in der Regel sind sie ebenso wie die Kinder unbekleidet dargestellt, die Hände am Rücken gefesselt und am Nacken durch Halsgabeln aneinander gereiht; ihre Haltung vor dem Sieger besteht teils in Knieen, teils in der Niederwerfung zur Erde und teils in der Erhebung der Hände zur Stirn. Die Frauen werden in ganz einfachem, langem, mit einem Gürtel gehaltenem Gewand mit kurzen Ärmeln freischreitend wiedergegeben und lassen unter der eigentümlichen Kopfbedeckung langes, schlichtes, weit über den Rücken herabwallendes Haar erkennen. Daß die Martern und Verstümmelungen dieser Unglücklichen, Abschneiden der verschiedenen Gliedmaßen, Enthaupten und die Befestigung der Köpfe als schaurige Siegestrophäen an den Mauern der Burgen einen beliebten Vorwurf des Künstlers bilden, sei nur nebenbei angedeutet. Besonders prächtig geschirrt und mit



Assyrisches Schiff mit Baumaterial. Relief im Britischen Museum zu London.

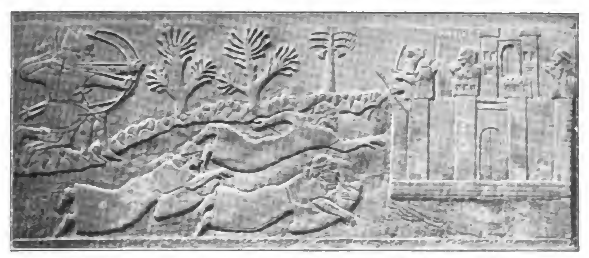
reichem Kopfputz verziert sind die assyrischen Pferde, die neben den Maultieren die Bespannung der wenig tiefen, von zwei sechsspeichigen Rädern getragenen Streitwagen bilden. Der im oder am Wagen befindliche Köcher und eine quastengezierte Lanze, aus dem Wagengestell hinten hervorragend, sind regelmäßig angedeutet. Der im Kampfe links neben dem schußbereiten König stehende, wie alle in seiner Gegenwart befindlichen Personen barhäuptige Wagenlenker treibt die Tiere mit einer Geißel an, während in Friedenszeiten der König selbst die Zügel hält und sein, meist einziger Begleiter eine Art Standarte mit rundem Emblem aufrecht hält. Auch der Königsthron wird im Feld auf Rädern gezogen oder bei schwierigen Wegverhältnissen auf den Schultern kräftiger Männer dem Herrscher nachgetragen. Es ist der „Laufthron", wie ihn die Inschriften nennen, als dessen Gegenstück der „Standthron" erwähnt wird, der aus einigen späteren Darstellungen in seiner kunstreichen Ausführung, auf gedrehten Füßen ruhend oder von Fabelwesen getragen, mit drei durch Säulchenwerk untereinander verbundenen Etagen und darüber gebreiteten Kissen bekannt ist. Schirm- und Wedelträger

Digitized by Google



Plünderung einer Burg durch die Assyrer. Relief im Britischen Museum zu London.

sind ständige Figuren in der Nähe dieses Standthrones. Vervollständigt wird das Bild eines solchen Thrones durch die berühmte sogenannte „Gartenszene" Aschschurbänipals, wo neben dem Thron, den dort die Königin in reichverziertem, bis auf die Füße fallendem Ärmelgewand einnimmt, als Lager ihres königlichen Gemahls ein langgestrecktes, von vier gedrechselten Füßen getragenes Ruhebett mit Polstern, Pfühl und einer mit Borte eingefaßten, in Quasten endigenden Decke erscheint. Auch die Beschäftigungen des täglichen Lebens, der Jagd und des Kriegshandwerks veranschaulichen einige der Balawatreliefs. Der Fischfang wurde mit großen Netzen betrieben, wie solche auch aus den späteren Darstellungen von Treibjagden bekannt sind — aufgestellt oder von den von den Jagdhunden begleiteten Sklaven getragen. Außer der einfachsten Art des Wasserverkehrs auf vollgeblasenen Hammelhäuten, die sich bis heute erhalten hat, lernen wir primitive Boote kennen, deren Tragfähigkeit nach den eingezeichneten Steinbelastungen nicht gering gewesen sein kann; die beiden Steven, die in den besser ausgeführten Exemplaren in geschnitzte Kamelköpfe endigen, tragen hohe Ruderlager und sind von je einem Ruderer besetzt. Indessen hat der Schiffsbau gewiß schon früh eine größere Vollendung erfahren; ein Relief aus Aschschurbänipals Zeit zeigt ein großes, an dem einen Steven spitz zulaufendes Fahrzeug mit mehreren Stockwerken, das wahrscheinlich für 18 Ruderer eingerichtet war. Sehr anschaulich ist die Anlegung der Furten dargestellt, die im Beisein einer sitzenden Aufsichtsperson mit Steinen und dazwischen geschichtetem Gestrüpp aufgefüllt werden. Von



Flüchtlinge durchschwimmen einen Fluß auf luftgefüllten Hammelhäuten.
Relief im Britischen Museum zu London. Nach einer Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

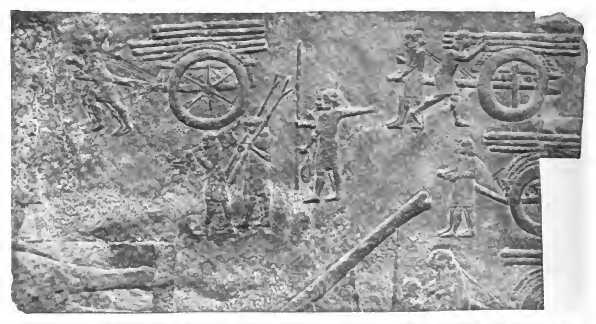
Digitized by Google



Assyrisches Feldlager. Relief im Britischen Museum zu London. Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

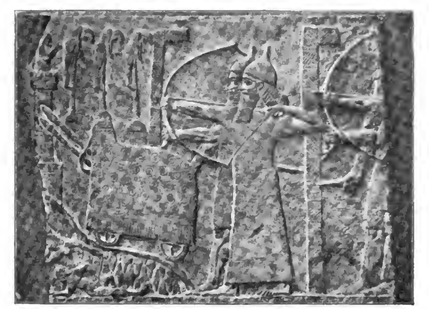
den Nahrungsmitteln, die von hungerigem, auf niedrigen Schemeln sitzendem, von Sklaven bedientem Kriegsvolk aus großen Kesseln und bauchigen Schläuchen genossen werden, ist auf den Reliefs nichts Näheres ersichtlich. Dagegen läßt sich für die Opferzurüstung im Felde daraus mancherlei Belehrung schöpfen. Das Bild des Gottes, dem geopfert wurde, ist entweder in einer Nische stehend dargestellt, und die Opfertiere wie Kühe, Widder und Lämmer werden ihm zugeführt, oder der säulengetragene Altar ist unter einem rechteckigen, mit hohen Tragstangen und leichtgewölbtem Dach errichteten Opferzelt aufgestellt, in dem die an ihrer hohen, spitz zulaufenden Kopfbedeckung erkenntlichen Priester die heiligen Handlungen vornehmen; sakrale Musik auf langen Flöten und wagrecht oder horizontal gehaltenen vielsaitigen Harfen begleitete die Lieder und Hymnen an die Gottheiten.

Wenn wir zur Ergänzung des reichen Anschauungsmaterials noch der Wiedergabe aller Arten von Tributleistungen Erwähnung tun, der gebeugten Schlauchträger und der lastenführenden Kamele, der Ziegenherden- und Pferdelieferungen, der in großen Kesseln geschleppten Kostbarkeiten und besonders der mächtigen Elefantenzähne, als welche wohl einige auf Schultern getragene Stücke



Transport von Bauholz. Relief im Britischen Museum zu London. Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

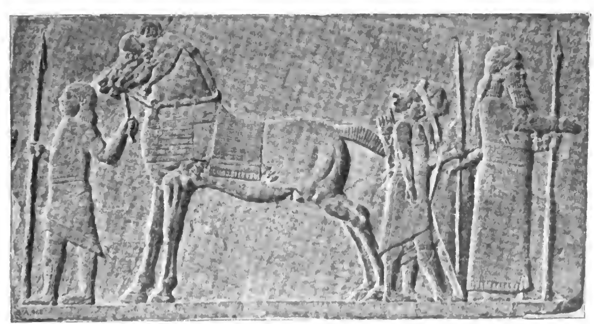
Digitized by Google



Aufspießen der Leichen von Gefangenen. Assyrisches Relief.
Original im Britischen Museum zu London. Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

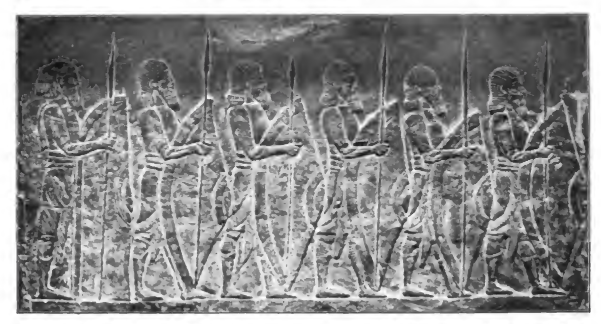
aufzufassen sein werden, so dürfte damit die Fülle von Belehrung, die schon aus der näheren Betrachtung eines einzigen großen assyrischen Kunstwerks zu schöpfen ist, genügend angedeutet sein.

Wenden wir uns aber von hier zu der Kultur des assyrischen Reiches, wie sie aus den schriftlichen Aufzeichnungen seiner Gelehrten erkenntlich ist, so tritt uns eine bis vor wenigen Jahrzehnten ungeahnte Menge von authentischen Zeugen entgegen, trotzdem die 22000 Tontafeln oder Teile von Tontafeln, die bis jetzt in Kujundschik ausgegraben sind, offenbar nur einen Bruchteil der dort in dunkler Erde ruhenden Schätze bilden. Diese Tafelsammlung, zu deren Ordnung und Sichtung der Schreiber dieser Zeilen in mehr denn zwölfjähriger, ihr ausschließlich gewidmeter Arbeit beizutragen versuchte, ist als eine Bibliothek im eigentlichen Sinne des Wortes anzusprechen. Eine längere oder kürzere Unterschrift auf fast allen Tafeln wissenschaft-



König Sanherib und sein Streitroß. Relief im Königlichen Museum zu Berlin.

Digitized by Google

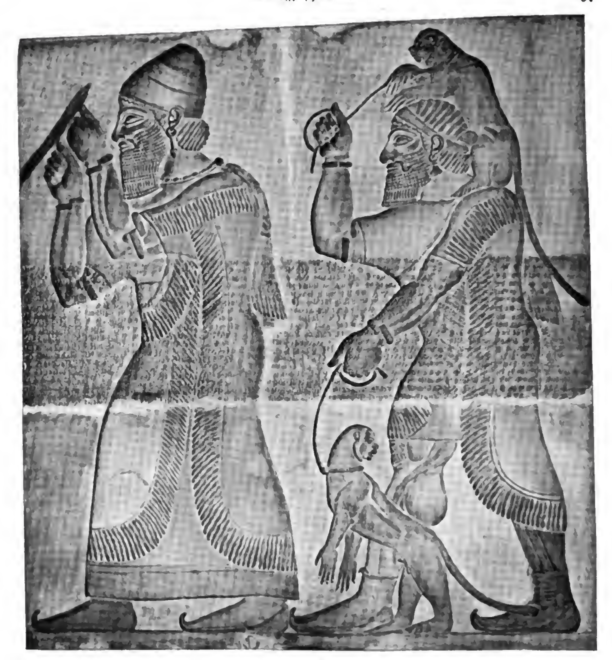


Assyrische Krieger. Relief im Britischen Museum zu London. Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

lichen Inhalts enthält in den meisten Fällen einen kurzen Stempelvermerk, der das betreffende Stück als Eigentum „Aschschurbânipals, des Königs der Welt, Königs von Assyrien" bezeichnet; im übrigen läßt der König in dieser Unterschrift durch seine Schreiber häufig vermerken, daß er die Tafeln nach alten Vorlagen habe kopieren, sorgfältig revidieren oder kollationieren und dann zu seiner eigenen Besichtigung in seinem Palaste aufstellen lassen. „Wer etwa meinen Namenszug (darauf) auslöscht", so wünscht Aschschurbânipal, dem der Gott Nebo und die Göttin Taschmitu „weite Ohren und helle Augen" verliehen haben, „dessen Namen möge Nebo, der Tafelschreiber des Weltalls, vernichten!" Auch für die Zusammengehörigkeit der einzelnen Stücke der Bibliothek ist die besprochene Unterschrift von größter Bedeutung: Eine Stichzeile am Ende einer Tafel enthält die ersten Worte der nächstfolgenden Tafel innerhalb einer ganzen „Serie", wodurch die entsprechenden Teile zu förmlichen „Büchern" vereinigt wurden. Alte „Kataloge" solcher Bücher oder ihrer Abschnitte, die von den assyrischen Priestern gleichfalls angefertigt wurden, bedeuten eine bibliothekarische Leistung, die im ganzen alten Orient sonst vergeblich gesucht wird.

Der Inhalt dieser wunderbaren Sammlung erstreckt sich auf alle Kulturzweige assyrisch-babylonischer Bildung. Einen breiten Raum nehmen die historischen Texte ein, die zum großen Teil auf sechs- oder zehnseitigen Prismen aufgezeichnet sind. Die Raub- und Kriegszüge der Herrscher, ihre Unterdrückung von Aufständen, ihre großartigen Bauten und Bewässerungsanlagen, die Verpflanzung besiegter Völkerstämme in assyrische Grenzgebiete, die staatlichen Kulthandlungen und die königlichen Löwenjagden sind hier in stilvoller, gehobener Prosa „zu Ton" gebracht. Nach den Regierungsjahren des Königs oder nach seinen glorreichen Feldzügen geordnet, werden die Unternehmungen der kriegs- und beutefrohen Herrscher aufgeführt. Die dramatische Schilderung einzelner Schlachten, der grausamen Behandlung der Besiegten, der Einäscherung der eroberten Burgen und Schlösser, und die ausführliche Detaillierung der gemachten Beute oder des erzwungenen Tributs bilden die Hauptthemen dieser Inschriften. Auch die „Orakel", die im starken Glauben der assyrischen Könige an ihre göttlichen Schutzherren diesen in den Mund gelegt wurden, besonders dem Sonnengott Schamasch, dem Gotte Marduk und der Göttin Ischtar, erschließen mit ihren deutlichen Beziehungen auf politische und militärische Ereignisse zur Zeit Asarhaddons und Aschschurbânipals eine wichtige Quelle für den Geschichtsschreiber. Endlich tritt als Ergänzung zu den historischen Inschriften aus Kujundschik noch eine ziemlich ausgedehnte Briefliteratur, deren Weiterbildung in Assyrien seit den Zeiten eines Chammurabi und der Korrespondenz mit den Herrschern der 18. ägyptischen Dynastie zu erwarten war. Sie enthält den Depeschenwechsel des Königs oder von dessen

Digitized by Google



Ein Fürst von Mußri, dem assyrischen König Tribut darbringend. Relief im Brit. Mus. zu London.

Verwandten und hohen Würdenträgern mit den untergebenen Beamten und Offizieren: Briefe und Berichterstattungen über militärische Maßnahmen und Truppenbewegungen, über Verwaltungsangelegenheiten in den Reichsprovinzen, über staatliche Bauunternehmungen, über Feste, Prozessionen und religiöse Zeremonien aller Art, die naturgemäß mit astrologischen Beobachtungen und Vorhersagungen, mit Traumauslegungen und Omendeutungen aufs engste verknüpft sind. Auch Privatmitteilungen sind in diesen Schreiben, die gelegentlich wie bei uns in einem verschlossenen und adressierten Kuvert versandt wurden, nicht selten: Krankheitsberichte und Inanspruchnahme ärztlicher Hilfe; Klagen über mancherlei Unbill, die auf Vergehen oder Verbrechen zurückzuführen ist; Bittgesuche, Dankesschreiben und Ergebenheitsbezeugungen verschiedener Art. Aufzeichnungen von wenigen Worten, die bei Vieh-, Wein- oder Getreidesendungen vorkommen, dienten wohl als Kontrolle für die Anzahl und Lieferzeit der

Digitized by Google

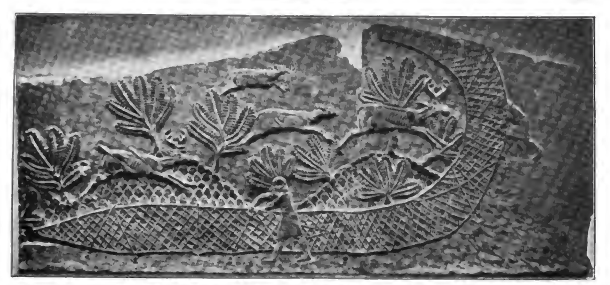
darin vermerkten Gegenstände. Dagegen sind einige durchlöcherte Tonstückchen in der Form einer Olive, die von Sklaven oder Sklavinnen offenbar an einer Schnur um den Hals zu tragen waren und mit ihrem und dem Namen ihres Eigentümers sowie einer Datierung versehen wurden, heute nur noch — mutatis mutandis — unseren Hundemarken vergleichbar.

Daß sich in dem wohlgeordneten assyrischen Staate Beamtenlisten und Aufzeichnungen über militärische Kontingente finden würden, war zu erwarten. Letztere sind in diesen jüngsten Monaten untersucht worden und führten zu der Erkenntnis, daß das stehende Reichsheer sich in verschiedenen taktischen Einheiten aus Streitwagen, Reiterei und aus dem in Schildträgern, Lanzenträgern, Bogenschützen und wohl auch Schleuderern bestehenden Fußvolk zusammensetzte und ein Teil davon als Leibtruppe im Dienste des Großkönigs fungierte. Aber auch der Zensus des Reiches ist durch mehrere Listen vertreten, in denen die Namen der Familienmitglieder eines Hauswesens, ihre Beschäftigungsart und ihr Grundbesitz genau vermerkt sind. Diese Listen führen uns zu der weitaus reichhaltigsten Klasse der babylonisch-assyrischen Literatur im allgemeinen, den kommerziellen Urkunden, die auch in der Bibliothek Aschschurbänipals in ziemlich großer Anzahl vertreten sind. Daß die Wertung des Besitzes und die vertragsmäßige Regelung der Handelsbeziehungen schon dem Altbabylonischen Reich geläufig waren, lehrte uns oben der unschätzbare Kodex Chammurabi. Die fast dreitausendjährige geradlinige Entwicklung von Rechtsbewußtsein und Jurisdiktion von da an bis zum Beginn unserer eigenen Zeitrechnung ist eine Erscheinung, die in der Geschichte der ganzen Menschheit einzig dasteht. Schon die in großer Anzahl auf den einzelnen Urkunden auftretenden Zeugennamen sind von Interesse: sie lehren die Haupthandelsfirmen Assyriens und Babyloniens, die Sklavenhändler und Lieferanten, den einflußreichen Großkaufmann und den mit allen Künsten der Rechtsauslegung vertrauten Advokaten kennen, während aus anderen Stellen die Pflichten und Befugnisse des Richters in Stellvertretung des Königs als obersten Rechtsprechers ersichtlich werden. Die Kaufverträge selbst betreffen den Besitz von Sklaven und Baugrund, von



Assyrische Jagdszene. Relief im Britischen Museum zu London.
Nach einer photographischen Aufnahme von W. A. Mansell & Co., London.

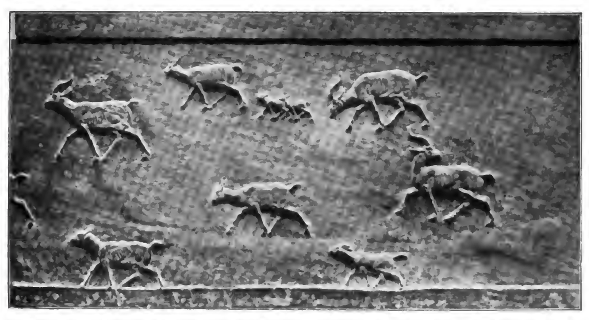
Digitized by Google



Assyrische Treibjagd. Relief im Britischen Museum zu London. Photogr. Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

Häusern und Äckern, von Tieren, Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen. Kauf und Tausch, Miete und Pacht, Pfand, Darlehen und Schenkung bilden den Gegenstand mehrerer Hunderte von Verträgen aus Kujundschik; Schuldscheine und Belehnungsurkunden wechseln mit Quittungen, Lieferungsverträgen und Heiratsdokumenten. Der Zinsfuß scheint der staatlichen Regelung unterstellt gewesen zu sein. Eine eigene Technik bildete sich für die Verschließung und Versiegelung der Urkunden aus; und das Wort Herodots von den Babyloniern-Assyrern „ein Siegel hat ein jeder" erleidet nur insofern eine kleine Einschränkung, als eine Reihe von Dokumenten in der Tontafelbibliothek den Vermerk trägt: „statt ihres Siegels haben sie ihre Nägel eingedrückt", eine Angabe, die durch die betreffenden Nagelmale zu kontrollieren ist und an das bekannte Kreuz statt der Namensunterschrift unserer Analphabeten erinnert.

Es entspricht dem Wesen der kommerziellen Inschriften, daß sie regelmäßig mit einem Datum versehen wurden, dessen Ausdruck in verschiedener Weise erfolgte. Gewaltige Naturereignisse oder wichtige Regierungsakte, Eroberungen und Verwüstungen von Feindesland,



Wilde Ziegen. Assyrisches Relief im Britischen Museum zu London. Photogr. Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

Digitized by Google



Huldigungsszene vor einem assyrischen König. Relief im Britischen Museum zu London (linke Hälfte).

Bauten an Tempeln und Kanälen und Einweihungen von Götterbildern dienten in den ältesten Zeiten zur Namengebung der Jahre. Wahrscheinlich etwas später erst lernte man dann die zeitliche Bestimmung durch die Regierungsjahre des Königs anwenden, die sich allerdings auch schon auf altbabylonischen Inschriften findet und in gewissen Fällen bis zum Ende des Neubabylonischen Reiches erhalten hat. Die in Assyrien gebräuchlichste Art der Datierung, die erst nach dem Tode Alexanders des Großen durch eine allgemein übliche Ären-Rechnung ersetzt wurde, besteht darin, daß der jeweilige König nach seinem Regierungsantritt ein Jahr lang dem Jahre den Namen gab, alle folgenden Jahre aber diese Auszeichnung je einem seiner höchsten Hofbeamten übertrug, nach denen also in Assyrien das Jahr in ähnlicher Weise bezeichnet wurde wie in Griechenland nach den Archonten und in Rom nach den Konsuln. Die Namen dieser Würdenträger oder sogenannten Eponymen sind von den assyrischen Chronographen in eigenen Listen aufgezeichnet worden, von denen einige kurze Beischriften über die politisch wichtigen oder sonst merkwürdigen Ereignisse jedes einzelnen Jahres enthalten. Eine nahezu totale Sonnenfinsternis vom 15. Juni 763 v. Chr., die auf diese Weise zu unserer Kenntnis gelangte, gab den Historikern den Anhaltspunkt, die Listen auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen und danach die assyrische Chronologie auf einer durchaus einwandfreien Basis aufzubauen.

Schon die hier mit wenigen Strichen angedeutete Datierungsweise der Babylonier-Assyrier, aber auch ihre chronographischen Angaben, die seit Chammurabis Zeiten staatlich festgesetzte methodische Schaltung der Monate und das schon im Altbabylonischen Reich ausgebildete



Löwenjagd. Assyrisches Relief im Britischen Museum zu London. Photogr. Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

Digitized by Google



Huldigungsszene vor einem assyrischen König. Relief im Britischen Museum zu London (rechte Hälfte).

doppelte Ziffernsystem weisen mit Notwendigkeit auf ein beachtenswertes Studium der Mathematik und auf eine aufmerksame, systematische, ununterbrochen fortgesetzte Beobachtung der Himmelskörper hin. In wie hohes Altertum die mathematischen Berechnungen der babylonischen Gelehrten zurückreichen, haben erst jüngst eine Anzahl zu Nippur ausgegrabener Multiplikationstafeln erwiesen, die zusammen mit den Listen von Quadraten und Kuben einen Einblick in die Zahlentheorie jener Rechenkünstler vermitteln. Zudem kann nicht länger bezweifelt werden, daß Babylonien-Assyrien das Heimatland aller Astrologie ist. Freilich ist der lange Weg von den ersten Beobachtungen des wechselnden Mondes, des leuchtenden Sonnenballs und der funkelnden Sterne bis zu den komplizierten astronomischen Vorausberechnungen und den Ephemeridentafeln, die in Keilschrift verfaßt wurden, nicht von Anfang an in der streng wissenschaftlichen Weise zurückgelegt worden, die wir etwa heute bei dem Betreten eines Observatoriums anzutreffen erwarten. Es waren zunächst gewiß die schreckenerregenden Ereignisse am Himmel, die den ängstlichen Gemütern der sorgsamen Babylonier, wie wohl aller alten Kulturvölker der Erde, als besonders deutliche Äußerungen von Willensakten einer erzürnten, ungnädigen Gottheit erschienen. Dräuende Wolkenbildungen, Blitz und Donner, Windsbraut und Sturm, Meteore und Sternschnuppen, vor allem aber die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes schufen auch hier die von Usener so genannten unmittelbaren „Augenblicksgötter" ihrer erschütterten Beobachter. Erst lange fortgesetzte Betrachtungen des Himmels-



Schlachtszene — Assyrisches Relief im Britischen Museum zu London.

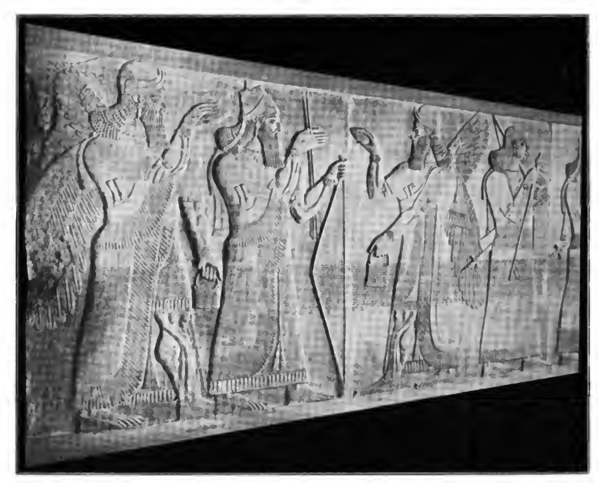
Digitized by Google



Assyrischer König, einen Löwen tötend. Relief im Königlichen Museum zu Berlin.

gewölbes führten dann zur Bestimmung des Mondlaufes und erst die Enttäuschungen, die das Mondjahr dem an die Jahreszeiten gebundenen Ackerbauer gebracht hatte, zu dessen Ausgleich mit dem Sonnenjahr und zur genaueren Beobachtung der Fixsterne. Jene Verknüpfung der Gestirne mit den schicksalbestimmenden Gottheiten aber schuf die Pseudowissenschaft der Astrologie. Sonne und Mond in ihrer gegenseitigen Stellung am Himmel, ihr Auf- und Untergang und ihre Verfinsterungen, sowie der Lauf der Planeten Venus, Jupiter, Merkur und Mars und das Erscheinen einer Reihe von Fixsterngruppen, die nach Gegenständen, denen sie ähnlich sahen, mit eigenen Namen wie „Bogen", „Schild" oder „Lastwagen" belegt wurden, bildeten die Hauptobjekte dieser astrologischen Beobachtungen. Aber auch die Umrisse der geballten Wolken und ihre Ähnlichkeit mit Tiergestalten, die Linien, die der Blitz am Firmament beschrieb, die Windrichtung und der Fall von Meteoriden lagen innerhalb des Beobachtungskreises der alten Astralgelehrten. Es waren meist schreckliche Ereignisse, die aus diesen Beobachtungen vorausgesehen wurden: Todesfälle und Viehseuche, Mißwachs und Hungersnot, Überschwemmungen und andere tellurische Schreckenserreger, Niederlagen in der Schlacht und Sklaverei, ja sogar der Sturz gewisser Götter. Speziell für den König und den Umkreis seines Hofstaates wurden aus den längeren Aufzeichnungen Auszüge angefertigt, die sich auf Regierungshandlungen des Herrschers, seine politischen Maßnahmen, die Staatsbauten und Hofjagden beziehen. Von solchen Gelegenheitsberichten astrologischer Natur, in denen freilich dem Großkönig selbst aus naheliegenden Gründen nur

Digitized by Google



Assyrischer König zwischen zwei Genien. Relief im Königlichen Museum zu Berlin.

Gutes verheißen wurde, sind zahlreiche Beispiele in der Kujundschikbibliothek vorhanden. Gerade diese letzterwähnten kleinen Täfelchen mit nur wenigen Zeilen sind insofern von größter Bedeutung, als dort in ein paar Fällen der Kundgebung der astralen Vorbedeutung und einem kurzen Segenswunsch für seine Majestät noch ein Datum beigefügt ist, und in einigen anderen die ältesten Beobachtungen rein astronomischer Natur enthalten sind: zweifellos entstand aus solchen, zunächst vereinzelt auftretenden, knappen Aufzeichnungen die eigentliche Astronomie, die in Babylonien-Assyrien im Laufe weniger Jahrhunderte den gewaltigen Schritt von der Beobachtung zur Berechnung zurückgelegt haben muß. Hier klafft zwischen den Nachrichten aus der Kujundschiksammlung und den spätbabylonischen Texten eine zurzeit noch unausfüllbare Lücke. In der Entzifferung der letzteren aber feierte die Keilschriftforschung einen ihrer glänzendsten Triumphe. Wir wissen heute, daß die Babylonier der Seleukiden- und Arsakidenzeit außer der Berechnung der heliakischen Auf- und Untergänge der Planeten und ihrer Konjunktion mit der Sonne auch die Periodizität der Finsternisse erkannten; sogar deren Sichtbarwerden für einen bestimmten Beobachtungspunkt ward damals vorausberechnet. Neben mehreren Systemen der Planetenbeobachtung sind zwei Systeme der Mondlaufberechnung entdeckt worden, deren Fehlermenge so sehr reduziert werden konnte, daß z. B. die Durchschnittsdauer des mittleren synodischen Monats, d. h. der Zeit von Neumond zu Neumond, sich von der heute festgestellten nur um 0,4 Sekunden unterscheidet. Auch auf die Fixsterne wurde genaues Studium verwandt, und Namen von Sterngruppen wie „Stier", „Zwillinge", „Skorpion" und „Fische" machen es unzweifelhaft, daß einige unserer eigenen Sternbilder in letzter Linie in Babylonien ihren Ursprung haben. Und steht auch hier die moderne Forschung erst in ihren Anfängen: wer die Hunderte von Tafeln im Britischen Museum etwas näher

Digitized by Google

angesehen hat, die diese merkwürdigen Aufzeichnungen enthalten, wer ihre Zusammensetzung aus Bruchstücken miterlebte, die nicht etwa dem an den Tafeln arbeitenden Philologen, sondern dem meilenweit von ihm entfernten rechnenden Astronomen gelang, der ist überzeugt, daß die älteste Geschichte der Astronomie noch um viele Entdeckungen bereichert werden wird.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zur Betrachtung der Bibliothekstafeln aus Kujundschik, vom zweiten und dritten zum siebenten vorchristlichen Jahrhundert zurück, so fällt die große Ähnlichkeit der aus den astrologischen Beobachtungen gewonnenen Vorhersagungen mit denen einer anderen Textklasse sofort in die Augen: der nach Hunderten zählenden sogenannten Omina. Diese für den Religionshistoriker besonders bedeutungsvollen Inschriften unterscheiden sich von den astrologischen nur hinsichtlich der Vorstellungsobjekte. Was in jenen die Phantasie einer gläubigen Volksseele dem sonnbeglänzten, wolkenschweren und gewitterschwangeren oder sternbesäten Himmel zu Schlüssen auf die Zukunft, über die Gunst und Gnade oder den Zorn und die Rache der Götter entnahm, das schöpfte sie in diesen aus irdischen Vorkommnissen, Zuständen und Bewegungen. Fast jede plötzlich oder unvermittelt auftretende Erscheinung auf Erden konnte zum Vorzeichen werden, und dieselben Deutungen und Wahrsagungen, die von den Babyloniern mit astralen Bewegungen verknüpft wurden, sind von ihnen auch zu den in ihrer irdischen Umgebung wahrgenommenen und als Omina ausgelegten Geschehnissen in Beziehung gesetzt worden. Ganze Bücher, deren eines über hundert Tontafeln umfaßte, sind mit solchen merkwürdigen Vorbedeutungen angefüllt. Die Bewegungen, die Laute und die Begattung verschiedener Vierfüßler wie von Löwen, Hyänen und Füchsen, von Ochsen, Pferden und Eseln, von Hunden, Schafen und Schweinen, der Flug der Vögel und ihr Nestbau, das Zischen und Züngeln der Schlangen und die schädliche Tätigkeit der Heuschrecken, Skorpione und Motten wurden sorgfältig beobachtet und ausgedeutet. Vorkommnisse in den Straßen der Stadt, an Kanälen und Flüssen wurden gebucht. Rauch, Feuer und Flamme, Fußspuren und Schatten konnten durch gewisse Eigenschaften einen Blick in die Zukunft ermöglichen. Die Traumdeutung stand in hohen Ehren und trieb die seltsamsten Blüten des Aberglaubens. Endlich wurde auch das Verhalten der Neugeborenen bei Menschen und Tieren studiert und für die Erforschung bevorstehender Ereignisse ausgenützt. Es ist erstaunlich, welch ungewöhnlich breiten Raum diese Omina, von denen erst ein Bruchteil zugänglich gemacht ist, in der Bücherei Sardanapals einnehmen. Als Überreste einer alten Naturreligion verdienen sie trotz ihres geschmacklosen Inhalts gewiß unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade. Das gleiche gilt von zwei weiteren Gattungen ähnlicher Art, die erst in jüngster Zeit bekannt geworden sind, der Leber- und der Ölwahrsagung. Weit über tausend Tafelfragmente der Bibliothek beschäftigen



Geflügeltes Götterwesen. Assyrisches Relief. Original im Brit. Mus. zu London. Phot. Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

Digitized by Google

sich mit der Untersuchung der Leber, die aus dem frisch geschlachteten Opferschaf „herausleuchtet"; eine eigene „Serie" von Leberschautexten nebst eigenem altem Katalog beweist den großen Wert, den die Assyrer auf den Befund dieses Organs legten, von dem Tonmodelle mit allerlei Abteilungen und Einzeichnungen erhalten sind. Auch die Becherwahrsagung wurde in Babylonien schon seit Chammurabis Zeiten ausgeübt. Auf Wasser, das in eine Schale gefüllt war, wurden von dem amtierenden Priester Ölteile „geworfen" und dabei aus der Vermischung der beiden Flüssigkeiten, der Bewegung der Öltropfen und der Blasen- und Ringbildung Schlüsse auf die Zukunft gezogen. Wie genau die in den betreffenden Texten mitgeteilte Beschreibung der dabei auftretenden Ausbreitung des Öls auf der Wasseroberfläche abgefaßt ist, hat vor wenigen Jahren G. Quincke, die erste lebende Autorität auf dem Gebiete dieser verwickelten physikalischen Erscheinungen, bestätigt.



Ein assyrischer König bei der Libation. Relief im Britischen Museum zu London. Photographische Aufnahme von W. A. Mansell & Co., London.

In welchem zeitlichen Verhältnis die Entwicklung solcher Wahrsagekünste und der Omendeutung zur Ausbildung der Astrologie steht, läßt sich bis jetzt nicht feststellen. Indessen ist mit Wahrscheinlichkeit zwischen allen diesen pseudowissenschaftlichen Betätigungen abergläubischer Abkunft ein inniger Zusammenhang anzunehmen. Hepatoskopie und Lekomantie sind mit astrologischen Spekulationen durchsetzt, und ebenso werden die Omina durch ihre Beschränkung auf bestimmte Zeitpunkte oder eine gewisse Zeitdauer mit den aus der Himmelsbeobachtung zu gewinnenden Vorzeichen verquickt. Auch die Anfänge der babylonischen Heilkunde stehen im Banne astrologischer Vorstellungen und Deutungen, wie andererseits auch zahlreiche ominöse Aufzeichnungen über Krankheiten entdeckt worden sind. Der Einfluß der Gestirne auf die Art der Therapie und die dabei zur Verwendung kommenden Ingredienzen vegetabilischer und animalischer Herkunft wurde sicher ebenso ernstlich erwogen wie die Sternkonstellationen für den Ausbruch einer Seuche oder Einzelerkrankung ursächlich zu sein schienen. Eine Reihe medizinischer Bücher, deren größtes mindestens 63 zusammengehörige Tafeln umfaßte, geben Aufschluß über die Einteilung und Diagnose der verschiedenen Leiden. Genauer

Digitized by Google

beschrieben werden in den bisher veröffentlichten Texten das Erysipel (?), die Augenleiden und die Erkrankungen der Bauchhöhle, des Darms und der Galle. Bezeichnend und für die Geschichte des Alkoholgenusses bemerkenswert sind mehrere Rezepte gegen die unheilvollen Folgen der Trunkenheit, die sich in einem dieser Werke finden, der ersten medizinischen Tafelserie, die in wissenschaftlicher Weise, durch einen deutschen Gelehrten, herausgegeben und erklärt worden ist. Wir lernen dort beispielsweise folgende Verordnung kennen: „Wenn ein Mensch Rauschtrank (wahrscheinlich Bier) getrunken hat und sein Kopf ihm benommen ist, wenn er seine Worte vergißt und während seines Redens sie „auswischt", wenn er seinen Verstand nicht festhält und seine Augen starr sind, so sollst du zu seiner Genesung elf Pflanzenstoffe (deren Namen genannt werden) in eins zerreiben, er soll die Mischung mit Öl und Rauschtrank angesichts der Göttin Gula (wahrscheinlich eine Personifikation der Morgenröte) am Morgen, ehe die Sonne aufgeht und ehe jemand ihn geküßt hat, trinken — so wird er genesen." Ein eigenes Arzneibuch scheint seinem Titel nach hauptsächlich den Fiebererscheinungen gewidmet zu sein. Ein anderes Werk mit dem Titel „Wenn – ein – Kranker" erstreckt sich in kompendiöser Weise auf pathologische Zustände aller Teile des Körpers, und zwar in der Anordnung, daß nach der einleitenden ersten Tafel eine folgende die Stirn, eine das rechte, eine das linke Auge, eine fünfte Tafel die Zunge, eine das rechte, eine das linke Ohr, eine den Nacken und die folgenden die Hände zum Gegenstand ihrer Beschreibung machen. Auch über Brust- und Herz-, über Haut- und Geschlechtskrankheiten, sowie über Vergiftungserscheinungen durch Schlangenbiß, Skorpionenstich oder Hitzschlag versprechen die noch unpublizierten Texte, die im ganzen nahezu ein halbes Tausend Fragmente umfassen, nähere Aufschlüsse zu bringen.



Babylonisches Labartu-Amulett.
Das Original befindet sich im Privatbesitz zu Paris.

Schon diese medizinischen Inschriften aber, und zumal wenn es sich dabei um Geisteskrankheiten handelt, sind mit Beschwörungen aller Art durchsetzt, die uns auf den wichtigsten Abschnitt der babylonisch-assyrischen Literatur als Quelle für die Kulturgeschichte führen: die religiösen Aufzeichnungen der alten Bewohner des Euphrat- und Tigrisgebietes. Für eine richtige Beurteilung dieser Inschriften werden wir uns stets ins Gedächtnis zurückrufen müssen, daß die aus Kujundschik bekannte Literatur gewiß zum größten Teile nicht in der semitisch-assyrischen Kultursphäre entstanden ist, sondern mit ihren Wurzeln in die alte sumerische, dieser semitischen vorausgehende Zeit zurückreicht. Es ist außerordentlich schwer, bei den ausdrücklich als Abschriften alter Originale bezeichneten Texten zwischen jüngeren und älteren Bestandteilen zu unterscheiden, da sich nur in den wenigsten Fällen ein chronologischer Anhaltspunkt für die Datierung solcher Originale finden läßt. Je mehr Systematisierung in den Texten zu erkennen ist, um so größer darf der Verdacht werden, daß sie bis zu ihrer jetzt vorliegenden Form eine lange Entwicklungszeit durchlaufen haben müssen. Je deutlicher andererseits gewisse Inschriften den Stempel kompilatorischer Arbeit tragen, desto besser begründet wird die Annahme, daß in ihnen alte Anschauungen verhältnismäßig treu überliefert wurden. Das letztere Moment wird verständlich, wenn, wie allgemein angenommen wird, die Babylonier-Assyrier die von den Sumerern ererbten religiösen Vorstellungen restlos übernommen und zu den ihrigen gemacht haben. In der Tat spricht alles dafür, daß bis zu Sardanapals Zeit in Assyrien sumerische Sprache und

Digitized by Google



Geflügelter Genius. Assyrische Skulptur im Britischen Museum zu London.
Photographische Aufnahme von W. A. Mansell & Co. in London.

Schrift für heilig galten. Die assyrischen Priester trugen Sorge, das Verständnis der altheiligen Sprache, die zu ihrer Zeit längst ausgestorben war, zu pflegen; die Rezitation der Hymnen und Lieder, der Zauber- und Beschwörungsformeln mußte, um besonders wirksam zu sein, in der nichtsemitischen Zunge erfolgen; ja sogar die richtige Aussprache der gottesdienstlichen Gesänge scheint ihnen angelegen gewesen zu sein. Auf diese Weise erklärt sich ungezwungen die zweisprachige Bildung der gelehrten Priesterschaft am Hofe des assyrischen Großkönigs und die schulmäßige Tradition dieser Bildung, von der eine reiche Entfaltung philologischer Kenntnisse ausging. Schon die Übertragung der an sich komplizierten Keilschrift vom Sumerischen auf eine semitische Sprache, das Babylonisch-Assyrische, gab dazu Veranlassung. Zeichenlisten der verschiedensten Art und Ordnung sorgten dafür, daß die nach Tausenden zählenden Anwendungen der ca. vierthalbhundert einzelnen Keilschriftgruppen nicht in Vergessenheit gerieten und von sprachbegabten Schülern an den verschiedenen Texten der Tontafelbibliothek studiert werden konnten. So wurden in drei Grundlisten dieser Sammlungen die Zeichen nach ihrer sumerischen Aussprache und ihrem assyrischen Wortwert, oder wiederum nach ihrem assyrischen Silbenwert und ihrem Zeichennamen, oder endlich — eine Kombination der ersten beiden Fälle — nach ihrer sumerischen Aussprache, ihrem Zeichennamen (der unseren Buchstabennamen entspricht) und ihrem assyrischen Wortwert erklärt. Andere Tafeln enthalten archaische Zeichenformen mit den ihnen entsprechenden modernen, d. h. dem siebenten vorchristlichen Jahrhundert angehörigen Schreibarten. Wieder andere verzeichnen die gleiche oder ähnlich klingende Aussprache der sumerischen oder andererseits der assyrischen Worte oder stellen gleiche oder ähnliche Wortbedeutungen zusammen. Auf diese Weise sind uns umfangreiche zweisprachige Listen enzyklopädischer Natur erhalten, die sich auf fast alle gebräuchlicheren Haupt- und Zeitwörter des sumerisch-assyrischen Wortschatzes erstrecken: Namen von Tieren, Pflanzen und Steinen, von Gegenständen aus Holz oder Bronze, von Maßen und Gewichten, von Städten, Ländern und Flüssen oder

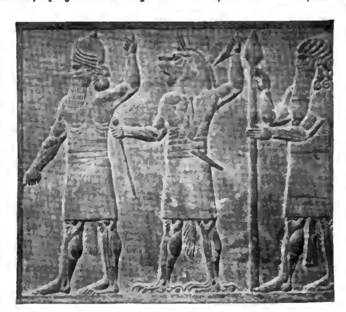
Digitized by Google

Kanälen und von Sternen, Gottheiten und Tempeln. Daß die sumerische Sprache in der Tat schulmäßig gelehrt wurde, geht überdies aus einer Reihe von Paradigmen, Verbindungen von Präpositionen und Nomina, Konjugationen verschiedener Verben, Wortableitungen einer und derselben Wurzel und von kurzen Mustersätzen hervor. Letztere waren, wie ihr Inhalt lehrt, in der Regel irgend einem literarischen Werk entnommen, das der Schüler im weiteren Verlauf seiner Studien zu erklären hatte. Aber auch förmliche Kommentare zu solchen Werken, zu denen manchmal der Kontext selbst in der Bibliothek noch heute verglichen werden kann, wurden für didaktische Zwecke angelegt. Ein reges philologisches Leben, enorme Gedächtnisarbeit und eine für die damalige Zeit hochachtbare Akribie und Methodik der Sprachforschung offenbart sich in diesen Teilen der Tontafelbibliothek dem heutigen Entzifferer, der natürlich von jenen kostbaren Hilfsmitteln zum Verständnis der sumerischen Schrift und Sprache denselben Gebrauch wie die Priester Aschschurbânipals machen kann und bei seinen Studien für so manche Glosse eines alten Schriftgelehrten ein Gefühl der Dankbarkeit empfindet.

Weitaus den meisten Nutzen aber zog die heutige Forschung aus der Gepflogenheit der alten Tafelschreiber, die religiösen Texte selbst, zu denen wir uns nunmehr wenden, in zwei Sprachen, dem alten heiligen Sumerisch und ihrer eigenen assyrischen Muttersprache aufzuzeichnen. Die Abfassungsart dieser Inschriften ist regelmäßig interlinear: auf eine Zeile sumerischen Urtextes folgen eine oder zwei Zeilen Assyrisch mit der mehr oder minder genauen Übersetzung der Anfangszeile; ein weiteres Zeilenpaar enthält die Fortsetzung der Inschrift in derselben bilinguen Fassung usf. Bloß bei litaneiartigen Wiederholungen, in denen meist nur einzelne Worte der Sätze miteinander wechseln, glaubten die Priester sich die Beifügung der assyrischen Übersetzung ersparen zu können. Alles deutet darauf hin, daß das Sumerische den Grundtext, das Assyrische die diesem später beigefügte Erklärung der Inschriften bildet. Gleichwohl ist für die Beurteilung dieser Literaturstücke in jedem einzelnen Falle strengste Kritik geboten. Hat es doch nicht selten den Anschein, als hätten die assyrischen Priester selbst sich in der Komposition sumerischer religiöser Poesie versucht, vermutlich in ganz ähnlicher Weise, wie noch im Mittelalter für den christlichen Gottesdienst eine Menge von Hymnen und Gebeten in lateinischer Sprache gedichtet wurden oder die religiöse Poesie der neuhebräischen Literatur bis herein in unsere eigenen Tage Blüten treibt. Nur ein immer tieferes Eindringen in den Bau der sumerischen Sprache und eine kritische Vergleichung der sumerischen Bestandteile der Bibliothek Aschschurbânipals mit den Inschriften eines Gudea wird hier zur endgültigen Feststellung des echten überlieferten Sprachgutes vordringen können. Die Vorstellungen aber, die diese Texte zum Ausdruck bringen, sind von den späteren assyrischen Hütern des Kultus wohl schon aus religiöser Scheu im ganzen unverfälscht überliefert worden. Es sind zunächst Zauber- und Beschwörungsformeln, die gegen allerlei Geisterspuk, gegen die Wirkungen der bösen Dämonen, von denen besonders sieben mit Namen genannt werden, gegen die geistige Zerrüttung oder Umnachtung eines „Besessenen" gebraucht wurden. Je einflußreicher solche Geisterbannungen, die gewiß auf alte volkstümliche Religionsformen zurückweisen, zu sein schienen, je unmittelbarer die von den Zeremonien erhoffte Zauberwirkung dem Beschwörer zu gelingen schien oder doch als gelungen ausgegeben wurde, desto allgemeiner wurden die Mittel dieser magischen Künste in Werk und Worten angewandt. Lokale Riten und Formeln wurden von Gottheit zu Gottheit, von Tempel zu Tempel übertragen und endlich zu integrierenden Bestandteilen der anerkannten Staatsreligion für den allgemeinen Gottesdienst. Als Niederschlag dieses langen, vielleicht Jahrhunderte in Anspruch nehmenden Prozesses sind uns heute noch in Sardanapals Bibliothek eine Reihe von Beschwörungsbüchern erhalten, deren Anordnung teils in den unglücklichen Zufällen, Krankheiten und seelischen Leiden, zu deren Heilung sie gebraucht wurden, teils in den Unholden, gegen die sie gerichtet waren, und endlich auch in den zeremoniellen Handlungen, die sie begleiteten, ihren Einteilungsgrund hatte. Namentlich in der letzteren Gattung sind zwei Arten von Zauberzeremonien näher bekannt geworden, die sich beide mit „Verbrennungen" befassen und nach diesen ihre alten Namen erhalten haben. Die erste dieser beiden Sammlungen, die sogenannte Schurpu-Serie, die aus neun Tafeln besteht, enthält Anleitungen zu allerhand Zeremonien gegen Krankheit, Sünde und Ungemach. Zur Vernichtung des Wirkens der bösen Geister werden beispielsweise

Digitized by Google

eine Zwiebel, eine Dattel, eine Palmenrispe, ein Schaf- und ein Ziegenfell und Wolle verbrannt und bei jeder dieser Handlungen begleitende Worte über den von einem „bösen Fluch wie einem Dämon" befallenen Menschen ausgesprochen. „Wie diese Zwiebel", so lautet die erste der entsprechenden Beschwörungen, „abgeschält und ins Feuer geworfen wird, die lodernde Flamme sie verzehrt, wie sie in ein Beet nicht mehr gepflanzt, mit Furche und Graben nicht mehr umzogen wird, im Boden nicht mehr Wurzel faßt, ihre Röhre nicht mehr wächst, das Sonnenlicht nicht mehr erblickt, wie sie nicht mehr auf die Tafel eines Gottes oder Königs kommt, so werde der Fluch, der Bann, die Pein, die Qual, die Krankheit, der Schmerz, die Sünde, die Missetat, der Frevel, das Vergehen, die Krankheit, die in meinem Leibe, meinem Fleische, meinen Gliedern sitzt, wie diese Zwiebel abgeschält! Am heutigen Tag verzehre sie die lodernde Flamme, der Bann weiche, und ich möge das Licht schauen!" — Das zweite „Verbrennungs"-Zauberbuch, namens Maqlû, ist gegen das böse Treiben der Hexenmeister und der Hexen gerichtet. Ein allgemein verbreiteter Glaube lehrte, daß die Hexen kleine Figuren aus Ton, Holz oder Bronze in der Gestalt der von ihnen belästigten Menschen anzufertigen wußten, und daß Figuren aus dem gleichen Material, die die betreffenden Hexen selbst darstellten, deren dämonische Macht zu brechen geeignet seien, wenn sie beschworen und dann verbrannt würden. Auch von dieser Form der Beschwörungen sei hier ein kurzes Beispiel mitgeteilt: „Wer bist du, Geiferhexe, in deren Herzen das Wort meines Unglücks wohnt, auf deren Zunge meine Verzauberung entstand, auf deren Lippen meine Vergiftung entstand, in deren Fußstapfen der Tod steht? Du Hexe, ich packe deinen Mund, ich packe deine Zunge, packe deine funkelnden Augen, packe deine behenden Füße, packe deine ausschreitenden Kniee, packe deine fuchtelnden Hände, binde dir die Hände auf den Rücken. Der leuchtende Mondgott vernichte deinen Körper, werfe dich in einen Schlund von Wasser und Feuer! Wie der Umkreis dieses Siegels, so möge dein Gesicht, du Hexe, fahl werden und erblassen!" — Wie weit einzelne solcher babylonischen Vorstellungen gewandert sind und wie lange sie nachgewirkt haben, mag schon daraus ersehen werden, daß eine der unter dem obenerwähnten Gesamtnamen der „sieben" bösen Geister genannten Spukgestalten, die kinderraubende Gello, noch in der spätgriechischen Literatur fortlebte, und eine andere, der weibliche Nachtdämon der Lilith, im hebräischen Text des Propheten Jesaia (Kap. 34, V. 14) wiederkehrt, in den kabbalistischen Schriften des Talmud und im Mandäischen wiederholt erwähnt wird und noch in Goethes „Walpurgisnacht" als „Adams erste Frau" mit „ihren schönen Haaren" eine Rolle spielt. Indessen ist mit diesen „Sieben" und den Hexen und Hexenmeistern nebst ihren Helfershelfern die babylonische Gespensterwelt noch lange nicht erschöpft. Die jüngsten Jahre haben uns eine den Kindern nachstellende Unholdin, die Dämonin Labartu, näher kennen gelehrt, die in Eselsgestalt, mit Löwengesicht, brüllend und heulend ihr Wesen trieb und nur durch die Anfertigung und Wiedervernichtung ihres eigenen Ebenbildes in Ton sowie durch Amulette, die an den Hals des gequälten Kindes gelegt wurden und von denen ein besonders merkwürdiges noch heute erhalten ist, gebannt werden konnte. Ein ausgesprochener Pandämonismus tritt uns in solchen Texten entgegen, der auf alte animistische Religionsformen zurück-



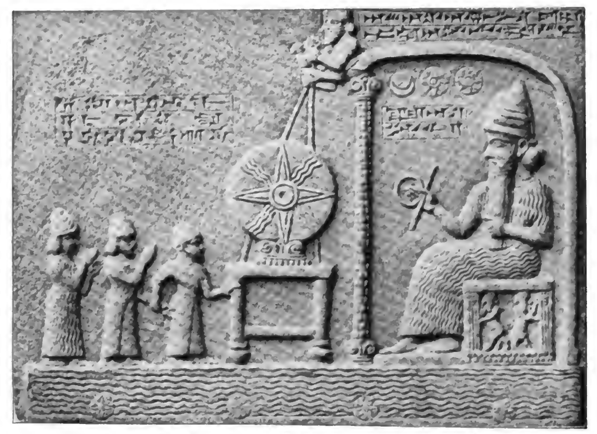
Assyrische Gottheit. Relief im Britischen Museum zu London. Photographische Aufnahme von W. A. Mansell & Co., London.

Digitized by Google

zuweisen und erst in späterer Zeit und in Einzelheiten von astralmythologischen Vorstellungen beeinflußt worden zu sein scheint. Ob auch die in ähnlichen Texten zur Erhaltung des gefährdeten Menschenlebens erwähnte Opferung eines Tierlebens, eines Lammes oder Schweines, schon auf jene ältere Stufe der Religionsentwicklung zurückzuverlegen ist, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden.

Auf einen großen Fortschritt dieser Entwicklung deuten aber unzweifelhaft die zahlreichen Texte, in denen die alten Beschwörungen von ihrem Zeremoniell gelöst und zu förmlichen Gebeten geworden sind, denen in späteren Bestandteilen der Literatur die eigentlichen Opferhandlungen als eine Neubelebung jenes Zeremoniells zur Seite treten. Hier spielen die großen Gottheiten des babylonisch-assyrischen Pantheons, dieselben, die auch in den historischen Texten und Bauinschriften angerufen werden, die Hauptrolle. Lokalkulte treten allmählich vor der staatlich anerkannten Religion zurück, die Attribute der Götter und Göttinnen werden in die feste Form stabiler Ausdrucksweise gegossen, ihre Funktionen geregelt, ihre angenommene Verwandtschaft oder Zusammengehörigkeit durchgeführt. Aber auch diese Lieder und Hymnen reichen, wie ihre zweisprachige Abfassung lehrt, zu einem großen Teil schon in die sumerische Zeit zurück. Welche Verschiebungen und Veränderungen dann die Formen der einzelnen Gottheiten seit dieser und bis zu ihrer Ausgestaltung im Zeitalter der Sargoniden erfahren haben, ist nur in einigen wenigen Fällen zu verfolgen, wobei politische Ereignisse eine maßgebende Rolle spielten. So resorbierte zur Zeit Chammurabis der präponderierende Kult Marduks (im Alten Testament Merodach genannt) die Attribute der alten Stadtgottheit von Nippur, Illil, und des Kultherrn von Eridu, Ea; Nebo, der Lokalgott Borsippas, wurde als Sohn Marduks in dessen Kultbereich mit einbezogen, und die ursprüngliche Dyas- und Triasbildungen erlitten eine entsprechende Verschiebung in den Rangstufen der Gottheiten — eine Erscheinung, die unwillkürlich an parallele Züge der ägyptischen Religion erinnert. Zu welcher Zeit und in welcher Weise neben allen diesen Veränderungen die obenerwähnte Astrallehre, die später auf die Gestaltung der gesamten religiösen Vorstellungen eingewirkt haben muß, entstanden ist, kann bis jetzt nicht einmal annähernd bestimmt werden. Sicher ist, daß in den bis jetzt entdeckten altsumerischen Inschriften von dieser Lehre noch keine Rede ist; sicher aber auch, daß sie in späterer Zeit in der Verknüpfung der Gottheiten mit bestimmten Zahlen resultierte. So ward Sin, der Mondgott, aus naheliegenden Gründen mit der Zahl 30 verbunden, der Gott Ea mit 40 und Bel mit 50, Schamasch, der Sonnengott, mit 20, der Himmelsgott Anu mit 60, die Göttin Ischtar mit 15, der Feuergott mit 10 und der Wettergott mit 6; die Keilschriftzeichen zur Wiedergabe der Namen zweier Dämonen machen es auch wahrscheinlich, daß in diesen je „ein Drittel" bzw. „zwei Drittel" des Wertes oder Wesens der Göttin Ischtar erblickt wurden. Gebete, Hymnen und Gesänge an alle diese Gottheiten sind in der Tontafelbibliothek reichlich vertreten, so daß die Namen, Genealogie und Wirksamkeit, die Eigenschaften, Attribute und Kulte der einzelnen Götter und Göttinnen genauer bestimmt werden können. Gerade die assyriologischen Arbeiten der jüngsten Jahre haben auf diesem Gebiet reife Früchte gezeitigt. Eine vortreffliche Sammlung und Beleuchtung aller Textstellen über die „Religion Babyloniens und Assyriens" durch M. Jastrow reift ihrer Vollendung entgegen. Die Stadtgottheit von Babylon, Marduk, die in assyrischer Zeit vor dem Nationalgott Aschschur verblaßte, ist in ihren Erscheinungsformen bis auf Aschschurbânipals Regierungszeit herab näher untersucht worden; Nergal, der Gott der Unterwelt, eine ursprünglich solare Vorstellung, Ninib, in dem die Sonnenlaufbahn verehrt wurde, der Mondgott Sin und Tamûz, der „echte Sohn der Wassertiefe", treten uns durch Veröffentlichung zahlreicher Lieder und mythologischer Gedichte deutlich entgegen. Als Beispiel einer solchen Hymne sei hier das Gebet einer liturgischen Sammlung wiedergegeben, das vor kurzem zum ersten Male übersetzt wurde und vor Jahrhunderten beim Neujahrsfeste, d. h. dem Frühlingsanfang, zur Verwendung kam: „Auf, ziehe aus, o Bel, der König erwartet dich; auf, ziehe aus, unsere Belit, der König erwartet dich! Es zieht aus Bel von Babel: es beugen sich die Länder vor ihm; es zieht aus Szarpanitum: Kräuter voller Duft zündet man an; es zieht aus Taschmitum: Räucherbecken voll Zypressen zündet man an. Seite an Seite der Ischtar von Babel auf der Flöte, der Assinnu-Priester und der Kurgaru-Priester, spielen sie, ja spielen sie". — Es war den

Digitized by Google



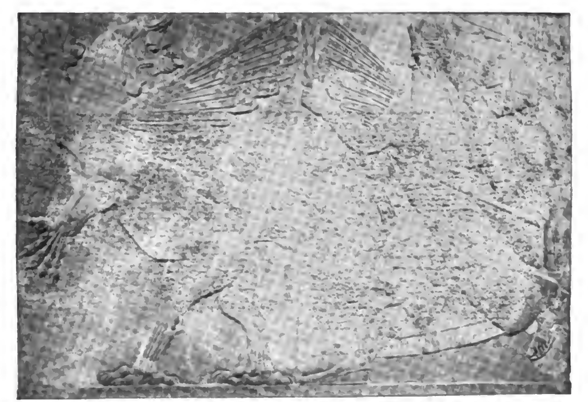
Anbetung des Sonnengottes. Relief einer Inschrifttafel aus Sippar.
Original im Britischen Museum zu London. Nach Ménant, „Recherches sur la glyptique orientale".

Ausgrabungen der deutschen Orientgesellschaft während der letzten drei Jahre vorbehalten, auch den Schauplatz der Rezitation dieses Hymnus wiederzuentdecken, als welcher ein außerhalb der Reichshauptstadt Aschschur gelegenes, auf Kalksteinblöcken erbautes Festhaus gelten darf. Aber auch allgemeine Gebete, die an alle Götter gerichtet werden konnten, sind in der Sammlung Sardanapals vertreten. So lautet der Passus eines zweisprachigen Klagepsalms, der wegen seiner Schönheit schon vor Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Assyriologen erregt hat, etwa folgendermaßen: „O Herr, meiner Sünden sind viel, meine Missetaten sind groß. Die Sünde, die ich getan, kenne ich nicht. Die Missetat, die ich begangen, kenne ich nicht. Den Greuel, von dem ich gegessen, kenne ich nicht; das Unreine, auf das ich getreten, kenne ich nicht. Der Herr hat im Zorn seines Herzens mich angeblickt. Der Gott hat im Grimm seines Herzens mich heimgesucht. Die Göttin hat auf mich gezürnt und mich mit Krankheit geschlagen. Der Gott, den ich nicht kenne, hat mich bedrängt. Die Göttin, die ich nicht kenne, hat mir Leids getan. Ich suchte nach Hilfe, und niemand faßte meine Hand. Ich weinte, und niemand näherte sich meinen Seiten. Ich schrie, und niemand hörte auf mich. Ich bin voll Schmerz, bin überwältigt und blicke nicht auf". — Es ist übrigens bei der sonstigen Vorliebe der assyrischen Priester für die Rubrizierung und Klassifizierung ihrer Literaturschätze auffallend und kaum zufällig, daß gerade von den Gebeten sich nicht so viele „Serien" gefunden haben, als man nach anderen Textklassen erwarten dürfte. Desto schwerer wird auch dem modernen Studierenden der Bibliothek die Zusammenstellung dieser Inschriften im Sinne und nach den Intentionen seiner assyrischen Vorgänger. Nur gewisse Bußpsalmen und eine Abteilung von Texten, die als „Gebete der Handerhebung" bezeichnet sind und sich an verschiedene Gottheiten und Gruppen von Gottheiten richten, bilden leicht erkenntliche Klassen. Auch sonst zeichnen sich ein paar Arten von Hymnen vor den übrigen durch ihre eigentümliche Fassungsart aus, so besonders die sogenannten alliterativen Hymnen, mit Akrosticha und

Digitized by Google

Telesticha, und eine Gattung von Gebeten, in denen, ähnlich wie bei den hebräischen Psalmen, ein Gedanke in je zwei Zeilen zu Ende geführt ist, was in der Trennung der Zeilenpaare voneinander durch Teilstriche auch äußerlich zur Erscheinung kommt. Ziemlich zahlreich vertreten sind in der alten Bibliothek auch die Ritualinschriften, aus denen der Opferkult der babylonisch-assyrischen Religion bis in Einzelheiten studiert werden kann. Es sind hauptsächlich drei große Klassen von Opferritualen, die bisher näher bekannt geworden sind und sich auf drei Klassen von Oberpriestern verteilen, den sogenannten „Wahrsager", den „Beschwörer" oder Sühnepriester und den „Sänger". Wir lernen aus diesen Inschriften das Tieropfer, das unblutige Opfer und das Räucheropfer kennen und dazu die verschiedenen Bestandteile dieser Opferriten: die Arten der Fleischstücke von den geschlachteten Tieren, die den Göttern geweiht wurden, die tierischen, für den Altar bestimmten Substanzen wie Milch, Butter und Honig, die Bodenerzeugnisse wie Öl, Datteln, Wein, Brot und Salz und mehrere Räucherholzarten. Auch die Zurüstung des Opfertisches, der auf den entsprechenden bildlichen Darstellungen fast nie fehlt, die Schüsseln und Becken und allerhand andere Geräte werden in den schwerverständlichen Texten erwähnt, die zudem die Reinigungszeremonien für den Priester, seine Salbung und Gewandung, und Wasserweihen zu verschiedenen Zwecken vorschreiben. Blicken wir zur Veranschaulichung des Gesagten auf die Übersetzung eines Abschnittes des Rituals für den Sühnepriester, die jüngst von H. Zimmern gegeben wurde: „Sobald die Sonne aufgegangen ist, soll der König sich in Wasser waschen, ein reines Kultusgewand anziehen, sich in das Waschhaus setzen. Der Beschwörer soll vor dem König alle Räucherbecken anzünden, Dornen auflegen, die Lammopfer insgesamt opfern, Fleisch der rechten Seite, Chinßafleisch, Schumifleisch darbringen, das Chinßafleisch mit Feinmehl und Zypresse bestreuen, Bier (?), Milch, Wein für Ea, Schamasch, Marduk spenden, einen Mehlhaufen hinschütten, Besprengungen sprengen, eine Totenspende den Anunnaki (niederen Gottheiten, die vielleicht eine Personifikation der Wolken darstellen) spenden, ein Lammopfer opfern." Auch bei diesen Inschriften spielen die astralen Vorstellungen der Babylonier eine wichtige Rolle. Damit hängt es zusammen, daß gewisse Tage jeden Monats, und zwar der 7., 14., 19., 21. und 28. eine bestimmte Weihe in dem Sinne erhielten, daß an solchen „bösen" Tagen eine Reihe von Handlungen untersagt war. Der „Oberhirte des Volkes" durfte weder Fleisch, das auf Kohlen gebraten war, noch auf Asche (?) zubereitetes Brot genießen; er mußte sich der Galakleidung enthalten und sollte weder den Herrscherthron noch den königlichen Staatswagen besteigen. Selbst die Krankenheilung, die Geisterbannung und die Rechtsprechung waren an solchen Tagen verboten, und nur solche Kulthandlungen, die mit der „Weihe" des betreffenden Tages im Einklang standen, waren den Göttern angenehm. Was derartige sogenannte Hemerologien für kleinere Zeitabschnitte, das bedeuteten die Festtagsriten für die nur ein- oder zweimal jährlich wiederkehrenden Feiern, die „großen Tage", unter denen bis jetzt das Neujahrsfest am genauesten bekannt geworden ist. Die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, der erste Tag des Monats Nisan (unserem März-April entsprechend) wurde besonders feierlich begangen. Allerlei Prozessionen zu Ehren des Gottes Marduk, der selbst in seinem „Schiffswagen" einen „Auszug" hielt, wurden veranstaltet. Erst in diesen jüngsten Jahren ist (wiederum von H. Zimmern) der gelungene Nachweis erbracht worden, daß die kultischen Handlungen dieser Feier — und zwar in dem kürzlich erwähnten „Festhaus" — im engsten Zusammenhang mit babylonischen Mythen, speziell dem unten noch näher zu betrachtenden Weltschöpfungsmythos stehen. Daß die gelehrte Priesterschaft am Hofe Sardanapals die einzelnen Phasen dieses Mythos durch ein Festspiel als Mittelpunkt des Rituals verherrlichte, machen mehrere Texte unserer Bibliothek wahrscheinlich, die einen Kommentar zu den verschiedenen, dem Mythos entsprechenden Kulthandlungen enthalten dürften. Ähnliche Liturgien wie zum Neujahrsfest haben vermutlich auch für die Feier des Winter- und Sommersolstiziums bestanden. Wenigstens geht aus einem spätbabylonischen Kommentar, der in übereinstimmender Weise mit den eben erwähnten Kujundschikterten mythologische Vorgänge zu Kulthandlungen in Beziehung setzt, hervor, daß auch an diesen Zeitpunkten Prozessionen stattgefunden haben. „Am elften Tage" — so ungefähr lautet eine Stelle am Anfang dieses Kommentars — „des Monats Tamūz (Juni-Juli), beim Sonnensolstizium gehen die Töchter von (der Tempelkapelle) Esagil nach (der Kapelle) Ezida, und

Digitized by Google



Der Gott Marduk im Kampf mit Tiamat. Assyrisches Relief.
Original im Britischen Mus. zu London. Aufnahme von W. A. Mansell & Co.

am dritten des Monats Kislev (November-Dezember) gehen die Töchter von Ezida (wieder) nach Esagil. Wie kommt es denn, daß sie im Tamüz dorthin ziehen? (Antwort:) Die Töchter Esagils ziehen deshalb nach Ezida, um die Nacht zu verlängern; (denn) Ezida ist die Behausung der Nacht. Und was die Wahl des Tages im Kislev betrifft, so ziehen die Töchter von Ezida nach Esagil zur Verlängerung des Tages; (denn) Esagil ist die Behausung des Tages."

Ein tieferer Einblick in diese kultischen Vorschriften und Rituale ist also erst von der babylonischen-assyrischen Mythologie zu erwarten, von den Legenden und Epen, die im Euphrat- und Tigrisgebiet seit uralter Zeit umliefen und in ihrer allmählichen Entwicklung durch die Ausbildung der öfter erwähnten Astrallehre ihres intimeren Lokalcharakters mehr und mehr entkleidet worden sein mögen. Gerade auf diesem Gebiete der Keilschriftforschung wird eine vorurteilsfreie Kritik an die Unzulänglichkeit der bisherigen Hilfsmittel und den fragmentarischen Charakter des bis jetzt vorliegenden Materials nur zu oft gemahnt. Die Anspielungen in den rituellen, den kultischen Texten, die mythologischen Darstellungen auf den Siegelzylindern und sonstigen Kunsterzeugnissen setzen in ganz ähnlicher Weise wie im alten Ägypten eine Menge von Mythen als allbekannt voraus, von denen bisher entweder gar keine Kunde auf uns gekommen ist oder doch nur kleine Bruchstücke epischer Erzählungen Zeugnis ablegen. Was in Aller Bewußtsein lebte, von Mund zu Mund erzählt wurde und in Festspielen vor Augen trat, bedurfte nicht erst der schriftlichen Aufzeichnung. Dieser Umstand mag es erklären, daß die Zahl der eigentlichen Mythen, von denen in der Kujundschikbibliothek förmliche Beschreibungen vorhanden sind, gegenüber den für praktische Zwecke aufgezeichneten religiösen Inschriften verschwindend klein ist. Desto dankbarer begrüßen wir die vereinzelten Texte, die uns über die Entstehung des Weltalls, den Verlust der Unsterblichkeit eines Menschen, über gewisse Vorgänge in der Unterwelt, über die Sintflut und über die bemerkenswertesten Ereignisse während des Sonnenjahres am Himmel Aufschlüsse vermitteln. Die Weltschöpfung wird uns in einem merkwürdigen, auf sieben Tafeln aufgeschriebenen Gedicht geschildert, dessen Inhalt zum Teil schon vor der Entdeckung der Keilinschriften aus einem ca. 300 v. Chr. in griechischer

Digitized by Google

Sprache abgefaßten Buch des babylonischen Priesters Berossos bekannt war, von welchem sich Auszüge bei dem Kirchenvater Eusebius erhalten haben. „Als droben der Himmel noch nicht benannt, drunten die feste Erde noch keinen Namen führte, als Apsû, ihres ersten Erzeugers, und der Mummu Tiamat, ihrer aller Gebärerin, Wasser sich in eins mischten, als noch kein Feld gebildet, kein Sumpfland zu finden war, als die Götter noch gar nicht existierten, keiner einen Namen führte und kein Schicksal bestimmt war, da wurden die ersten Götter im Himmel erschaffen, da entstanden Lachmu und Lachamu" — so beginnt der babylonische Bericht, der von den ersten Worten „Als droben" in üblicher Weise seinen eigenen „Serien"-Namen, unserem Büchertitel entsprechend, führt. Das weibliche Urelement Tiamat empört sich im Verlaufe der Erzählung gegen die neugeschaffenen Götter. Von der Versammlung der Götter zu ihrem Führer erwählt, schickt sich dann Marduk-Illil-Bel, der „Herr", der Kluge unter ihnen, zum Kampf gegen das Ungeheuer an. Tiamat stößt ein furchtbares Geschrei aus, rezitiert Beschwörungen und Bannsprüche. Aber Marduk breitet sein Netz aus und läßt es sie umfangen, er sendet den bösen Wind gegen sie, und sobald sie ihren Mund auftut, läßt er den Wind hineinfahren, schleudert den Wurfspieß, zerstört ihren Leib, verwüstet ihre Mitte und durchschneidet ihr Herz. Auch alle ihre Helfershelfer werden besiegt; mit unwiderstehlicher Keule zertrümmert Marduk Tiamats Schädel. „Dann ruhte der Herr aus, betrachtete ihren Leichnam ..... und teilte sie entzwei. Eine Hälfte von ihr setzte er hin und machte sie zum Himmelsdach; er zog einen Riegel vor, siedelte Wächter an, denen ward aufgetragen, ihre Gewässer nicht herauszulassen; er überschritt den Himmel, durchschaute den Raum und stellte sich vor den Ozean, die Wohnung Nudimmuds. Der Herr maß den Bau des Ozeans ab; als ein Gebäude, das ihm ähnlich war, gründete er Esara; in dem Gebäude von Esara, das er als Himmel geschaffen, ließ er Anu, Bel und Ea Wohnung nehmen." Auf diese Schilderung des Sieges des Götterherrn folgt die Beschreibung seiner Erschaffung der Himmelskörper: das Jahr wird bestimmt, die zwölf Monate eingesetzt; die Sterne erhalten ihre Standorte am Himmel, der Lauf des Mondes, des „Gestirns der Nacht zur Bestimmung der Tage" wird geregelt und der „Bogenstern" wird mit drei Namen belegt. Auf eine größere Lücke im Text, in der vielleicht von der Entstehung der Tiere und Pflanzen die Rede war, folgt dann in der sechsten Tafel die Erschaffung des Menschen; „Blut will ich sammeln", spricht Marduk, „Bein will ich ....; ich will einen Menschen herstellen, einen Menschen; .... Ich will Menschen erschaffen.... Zum Dienste der Götter seien sie da.... Ich will ändern die Wege der Götter, will anders machen.... Alle zusammen sollen sie unterdrückt (?) werden, zum Bösen sollen sie....". — Ein Hymnus an Marduk mit seinen heiligen Namen und Titeln beschließt das Gedicht. Welche Bedeutung dieser Perle der babylonisch-assyrischen Literatur für die Bestimmung ihres astralmythologischen Charakters und der darin enthaltenen kosmologischen Vorstellungen zukommt, ist ohne weiteres ersichtlich. Im Zusammenhalt mit anderen Texten läßt sich die Einteilung des Weltalls in drei Hauptteile, den Himmel, die Erde und die Wassertiefe, erkennen. Der Lauf der Sonne und des Mondes, die bei ihrem Auf- und Untergang die Himmelstore passieren, wird deutlich beschrieben. Ihre Verbindung mit fünf Planeten führte aller Wahrscheinlichkeit nach zur heiligen Siebenzahl, die auch in den sieben Welt- und Himmelsregionen reflektiert wird. Fixsterne und Sternbilder erscheinen in mythologischer Beleuchtung. Aber auch über das finstere, innerhalb der Erde liegende Totenreich mit seinen sieben oder zweimal sieben bewachten Toren und seinem Palast, in dem die Göttin der Unterwelt thront, geben mehrere Texte Aufschluß. Eine der am längsten und genauesten bekannten mythologischen Inschriften in der Kujundschiksammlung, die sogenannte „Höllenfahrt der Ischtar", versinnbildlicht das Absterben der Natur im Winter, ihr Wiedererwachen im Frühling und berührt sich auf engste mit der Demeter-Ceres-Sage. „Auf das Land ohne Rückkehr, die Erde..." — so beginnt der Text — „setzte Ischtar, die Tochter (des Mondgottes) Sin, ihr Ohr; ... auf das düstere Haus, die Wohnung Irkallas, auf das Haus, dessen Betreter nicht wieder hinausgeht, auf den Weg, dessen Bahn ohne Umkehr ist, auf das Haus, dessen Betreter des Lichts entbehrt, wo Erdstaub ihre Nahrung, ihre Speise Lehm ist, wo sie Licht nicht schauen, in Finsternis sitzen, wo sie wie ein Vogel mit einem Flügelgewand bekleidet sind, (das Haus,) auf (dessen) Tür und Riegel Erdstaub lagert." Eine

Digitized by Google

ganz ähnliche Situation setzt ein Text aus dem Tell-el-Amarna-Fund voraus, der von der Vermählung des Gräberherrn Nergal mit Erischkigal, der Herrin der Unterwelt, handelt, eben jener Text, in dem wir oben die von einem ägyptischen Schreiber angebrachten Punkte in roter Farbe zur Abtrennung der einzelnen Worte und zum Studium des Mythos bemerkten. Bei einem Göttergelage empfängt die Göttin der Unterwelt, die sich nicht aus ihrem Reiche entfernt und an der Feier der oberen Lichtgötter persönlich keinen Anteil nimmt, die ihr von der Festmahlzeit zukommende Nahrung durch den Pestgott Namtäru. Im weiteren Verlauf des Mythos zieht dann Nergal in die Unterwelt ein, fährt auf die Göttin los und zerrt sie an den Haaren von ihrem Thron zur Erde nieder, um ihr das Haupt abzuschlagen. „Erschlage mich nicht, o mein Bruder", — so lauten die Worte der zum Tode erschrockenen — „ich will dir etwas sagen"; und als Nergal von ihr abläßt: „Sei du mein Gemahl, ich will dein Weib sein! Von der Herrschaft über die weite Erde will ich dich Besitz ergreifen lassen; die Tafel der (Schicksals-)Weisheit will ich in deine Hand legen. Du sollst Herr, ich will Herrin sein!" Da nun Nergal diese Worte von ihr hört, ergreift er sie, küßt sie und trocknet ihre Tränen: „Was du seit fernen Monden von mir wünschtest, soll nun geschehen!"

Auch der Unsterblichkeitsglaube ist durch einen eigentümlichen Mythos vertreten, der gleichfalls bis in die Amarnazeit zurückreicht, aber auch noch in der Bibliothek von Sardanapal in Fragmenten nachweisbar ist. Adapa, ein frommer Sohn Eas, des Gottes der Wassertiefe, der für diesen die Fische des Meeres fängt, hat das Unglück, dem Südwind seine Flügel zu zerbrechen und dadurch den Zorn des Himmelsgottes Anu auf sich zu laden. Mißtrauisch gemacht und von Ea gewarnt, verschmäht er die ihm von Anu im Himmel vorgesetzte Speise, nämlich Lebensspeise und Lebenswasser zu genießen, in dem Glauben, es sei vielmehr Todesspeise und Todeswasser, was ihm der Himmelsherr vorgesetzt. So verscherzt er den Genuß des ewigen Lebens und die Erlangung der Unsterblichkeit. „Nehmt ihn und bringt ihn wieder zu seiner Erde zurück!" schließen Anus Worte das seltsame mythologische Gedicht. Weitaus am augenfälligsten aber zeigt sich der astrale Gehalt solcher Mythen in dem oft besprochenen und vielgedeuteten Gilgamisch-Epos, dessen Held in einer heterogenen Erzählung Alians mit Namen wiederkehrt. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, den Inhalt dieses, auf 12 sechskolumnige Tafeln verteilten „Nationalepos", von dem außer einer in der Kujundschikbibliothek erhaltenen jüngeren Fassung auch Bruchstücke älterer Rezensionen aus dem dritten Jahrtausend — darunter einer aus Nippur — bekannt geworden sind, auch nur im allgemeinen zu skizzieren. Was von dem Gedicht zurzeit vorliegt, behandelt die wunderbaren Abenteuer eines Königs der alten Stadt Uruk, des biblischen Erech, die er teils allein, teils mit seinem Freunde Enkidu zu bestehen hat. Auch hier spielt die Bemühung um Erlangung der Unsterblichkeit eine hervorragende Rolle. Besonderen Wert erhält diese literarische Schöpfung aber dadurch, daß zum mindesten ein Teil davon, und zwar der 11. Gesang des Epos, die sogenannte Sintflutepisode, sich mit dem entsprechenden biblischen Bericht so nahe berührt, daß beide Erzählungen im letzten Grunde auf einen und denselben Mythos zurückbezogen werden müssen, beziehungsweise daß die betreffende Erzählung der Genesis in Babylonien ihren Ursprung haben muß. Dies ist schon vor Jahrzehnten ausgesprochen worden und darf heute als gesicherte

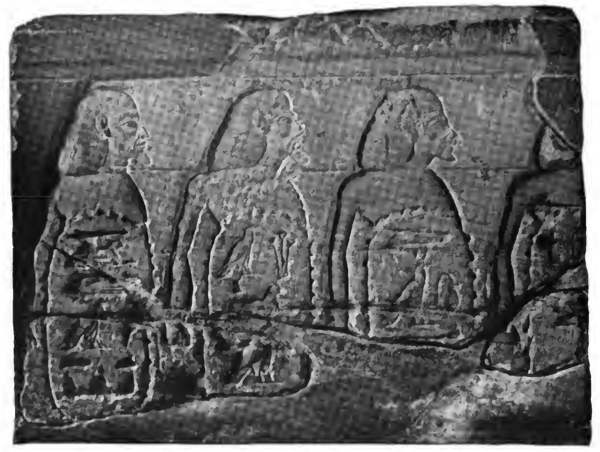


Gilgamisch (?) mit einem Löwen.
Relief im Museum des Louvre, Paris.

Digitized by Google

Wahrheit gelten. Ein Einwohner der babylonischen Stadt Schuripak am Euphrat, so erzählt der Keilschriftmythos, der sich durch besondere Frömmigkeit auszeichnet, wird von dem Gotte Ea verwarnt, daß eine Sturmflut, ein allgemeines Verderben über die Welt verhängt werden soll. Auf den Rat des Gottes zimmert er ein Schiffshaus, d. h. eine Arche, läßt darein seine Familie und sein Vieh, sowie allerhand Geräte und Vorräte kommen und veranstaltet Opfer „wie am Neujahrsfest"; verschließt dann an einem ihm von dem Sonnengott Schamasch festgesetzten Zeitpunkt die „Türe" des Schiffes und erwartet das Hereinbrechen der angekündigten Flut. „Sobald das Morgenrot aufleuchtete" — fährt der hochpoetische, in metrischer Form überlieferte Text fort — „stieg vom Fundament des Himmels eine schwarze Wolke empor. Der Sturmgott donnert darinnen, und Nebo und Marduk schreiten voran; ziehen als Herolde über Berg und Land. Den Schiffsanker reißt Nergal los; Ninib geht dahin, läßt einen Angriff folgen. Die Anunnaki erheben ihre Fackeln und lassen das Land mit deren Glanz erglühen. Adads Ungestüm dringt bis zum Himmel hinan, und alles Licht wird verwandelt in Finsternis." Sechs Tage und sechs Nächte dauert die schreckliche Flut, in der die Menschenleichen wie Fischbrut das Meer erfüllen. Endlich, „als der siebente Tag herankam," — so erzählt der Gerettete, dessen Namen als „Überweiser", Atrachasis, oder als Utnapischtim angegeben wird — „da ließ ich eine Taube hinaus und los. Die Taube flog fort und kam zurück; weil kein fester Grund da ist, kehrt sie um. Da ließ ich eine Schwalbe hinaus und los. Die Schwalbe flog fort und kam zurück; weil kein fester Grund da ist, kehrt sie um. Da ließ ich einen Raben hinaus und los. Der Rabe flog fort und sah das Wasser schwinden; er frißt, scharrt (im Schlamm), krächzt, kehrt aber nicht um. Da ließ ich (alles) hinaus nach den vier Winden, brachte ein Opfer dar und machte eine Spende auf dem höchsten Gipfel des Berges. Sieben und sieben Adagurgefäße stellte ich hin, schüttete unter ihnen Kalmus, Zedernholz und Myrte hin. Die Götter rochen den Duft, die Götter rochen den lieblichen Duft, die Götter sammelten sich wie Fliegen bei dem Opferer" usw. Der Gott Bel, der zunächst über die Erhaltung der geretteten Lebewesen ergrimmt, wird dann durch Ea und dessen Tadel über das Anrichten einer Sintflut zur Sinnesänderung bewogen; er betritt das Schiff, läßt Atrachasis und sein Weib ihm zur Seite niederknien und segnet sie: „Vormals war Utnapischtim ein Mensch; jetzt aber seien er und sein Weib gleichwie wir Götter; wohnen soll Utnapischtim in der Ferne, an der Mündung der Ströme!". — Ein Mythos über den Sturmvogel Zû, eine Erzählung von Bel und einem Ungetüm (einem wilden Hund oder einem Löwen) und mehrere Tierfabeln, in denen der Adler eine besondere Rolle spielt, erschöpfen zurzeit so ziemlich die mythologischen Stoffe, die in der Tontafelbibliothek in epischer Form erhalten sind. Welche Umwandlungen und Entwicklungen im Laufe der Zeit die darin niedergelegten Vorstellungen erfahren haben, entzieht sich bis jetzt unserem Urteil. Es wäre deshalb auch verfrüht, wollten wir jetzt den Inhalt dieser wohl nur zufällig und in Bruchstücken überkommenen epischen Aufzeichnungen an die in den Ritualtexten begegnenden Anspielungen auf heterogene Vorstellungen angliedern und daraus etwa ein „System bereiten", die babylonische Kosmologie als Ganzes konstruieren oder gar die astralmythologische Lehre der Babylonier zu entwickeln versuchen. Schon der gewaltige Zeitraum, den einzelne der Mythen nachgewiesenermaßen durchlaufen haben, muß vor jeder voreiligen Systematisierung warnen. Versuche man sich nur einmal vorzustellen, daß in den Überlieferungen der gegen zweitausend Jahre alten christlichen Lehre heute etwa nur ein halbes Dutzend ziemlich kurzer Erzählungen in Bruchstücken vorhanden wäre, für deren relatives Alter nähere Anhaltspunkte fehlten, und dazu noch eine Reihe gleichfalls fragmentarischer Beschreibungen kultischer Handlungen — und man sollte mit diesem Material eine Geschichte der christlichen Religion schreiben! Nur in der sorgfältigsten kritischen Ausgabe der Gesamtliteratur aus Kujundschik, in der philologischen Bearbeitung der dadurch gewonnenen Texte und in der Erweiterung des Materials durch neue systematische Ausgrabungen auf dem Boden des alten Ninive können die Bausteine gesucht werden, aus denen in der Zukunft das Gebäude der babylonisch-assyrischen Religion wenigstens bis zu einer gewissen Höhe wiedererrichtet werden kann. Und wenn irgendwo, so gilt für die Beschreibung der gesamten hier betrachteten Kultur das zur Vorsicht und Bescheidenheit mahnende „dies diem docet".

Digitized by Google



Juden auf einem ägyptischen Relief des 10. Jahrhunderts v. Chr. Original im Königlichen Museum zu Berlin.

10. Die israelitische Kultur.

Ähnlich wie der ägyptische am Ende des Neuen Reiches, so entbehrte auch der neubabylonische Staat — abgesehen von den glänzenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Astronomie — aller frischen Kräfte, die einen wesentlichen Kulturfortschritt für den alten Orient bedeutet hätten. Der Reichtum und die fabelhafte Üppigkeit und Pracht, die Babylonien zur Zeit eines Nebukadnezars II nachgerühmt werden, kamen in der Folgezeit nicht den Semiten, sondern dem sie ablösenden, jugendkräftigen Indogermanentum, vor allem den Persern zugute, die von ihrer Heimat die natürliche, in Zucht und Abhärtung geübte Lebensweise eines kraftvollen, wehrhaften und tapfern Geschlechts nach Westasien verpflanzten und das ausgelebte Staatswesen ihrer Vorgänger mit leichter Mühe durch ein neues ersetzten. Nur die Form des babylonischen Reiches blieb zunächst noch die alte. Die gesamte iranische Kultur aber, und vor allem die durch Zoroaster formulierte Ahuramazda-Religion, die schon wenige Jahre nach dem Tode Kyrus' zur Staatsreligion wurde, wirkten völlig umgestaltend auf das Völkerleben des vorderasiatischen Orients. Bis nach Kleinasien hinein veränderten sich die politischen, religiösen und kommerziellen Interessen der Bewohner Westasiens, bis zum Pharaonenlande drangen neue Ideen, Sitten, Normen und Traditionen vor. Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Blätter, auf die Entstehung und Entwicklung dieser iranischen Kultur näher einzugehen. Dagegen wäre zur Vervollständigung der Skizze, die im Vorstehenden von der Kultur des alten Orients zu entwerfen versucht wurde, noch manches Denkmal auszubeuten, manche Inschrift zu erklären, manche Beziehung zu erörtern. Der Einfluß der ägyptischen Zivilisation auf die benachbarten Nubier, die in der Folge für eine geraume Zeit die Herrschaft über das Niltal ausübten, ließe sich beleuchten. Die Anfänge der arabischen Kultur, die eine bedeutende Menge einheimischer Inschriften aufzuklären verspricht, wären in

Digitized by Google

ihrer Wechselbeziehung zu der babylonischen zu untersuchen. Die religiöse Denkweise der Moabiter und das phönikische Pantheon, dessen Götterlehre aus Weihinschriften und überdies aus der hellenistisch stilisierten Darstellung des Philon von Byblos rekonstruiert werden könnte, wären in ihrer Eigenart zu prüfen. Indessen läßt sich für alle diese dem Fachmann hochbedeutenden Einzelforschungen ein abschließendes Urteil noch kaum gewinnen. Wer auch nur einmal die Übersetzungen der südarabischen, sogenannten minäo-sabäischen Inschriften nach den Darbietungen ihrer heutigen vornehmsten Vertreter angesehen hat, der wird zu der Überzeugung gelangt sein, daß von Sicherheit auf diesem Gebiete noch nicht die Rede sein kann. Über die Grundlagen der kanaanäischen Kultur haben wir uns oben auszusprechen versucht. Die Betrachtung der im Süden Ägyptens bezeugten, zum Teil wohl originellen Kulturentwicklung endlich scheitert zunächst noch an dem Fehlen einheimischer Quellen. Babylonien-Assyrien und Ägypten sind die einzigen großen Faktoren in der Geschichte des alten Orients, von deren vorgeschrittener Zivilisation reichliche und authentische Nachrichten Kunde geben. Da selbst das mächtige Cheta-Reich, das neben diesen beiden Ländern wohl ein halbes Jahrtausend lang eine wichtige Rolle in jener Geschichte spielte, bis zur Stunde der endgültigen Entzifferung seiner Denkmäler entbehrt, so wären wir hiermit am Abschluß dieser Darstellung angelangt, hätte nicht ein weltbedeutendes Moment in der Geschichte eines kleinen Kanaanäerstaates bis heute mit unverminderter Kraft und vom Wandel der Jahrtausende ungehemmt auf unsere eigene Kultur den tiefsten Einfluß ausgeübt: die Religion Israels.

Wer es zu unternehmen wagt, einen kurzgefaßten Überblick über die Kultur der Hebräer zu geben, der wird sich, je weiter er in das zum Vorwurf genommene Problem eindringt, mit desto größerer Überraschung und einem unabweisbaren Gefühl der Enttäuschung von den enormen Schwierigkeiten Rechenschaft geben, die sich der Lösung seiner Aufgabe entgegentürmen. Schon eine oberflächliche historische Betrachtung der geographischen Lage des kleinen von den Hebräern besiedelten Landstrichs lehrt die Art dieser Schwierigkeiten kennen. Etwa im 15. Jahrhundert zu festen Wohnsitzen gelangt, amalgamierten sich die Chabiri-Hebräer — diese oben öfter erwähnte Gleichsetzung als haltbare Hypothese vorausgesetzt — mit ihrer, mehr oder weniger entwickelten, originellen Zivilisation einer alten hohen Kultur, die neben einheimischen aus fremden, vom babylonischen Osten, vom ägyptischen Süden und von dem noch in völliges Dunkel gehüllten Westen bezogenen Elementen entstanden war. Die Wirkung der babylonischen und ägyptischen Kultureinflüsse dauerten erwiesenermaßen nach der Besiedelung Palästinas noch an. Aber auch im Norden erwuchs in dem aufblühenden Cheta-Reiche ein neuer Faktor, der an der Entwicklung der israelitischen Zivilisation nicht wirkungslos vorübergehen konnte. Es ist eine Mischkultur im eminentesten Sinne des Wortes, ähnlich der aller kanaanäischen und aramäischen Stämme, die auch für Israel anzunehmen ist. Während aber monumentale Aufzeichnungen am Nil wie am Euphrat und Tigris den Werdegang der ägyptischen und der babylonischen Kulturen bis zu einem gewissen Grade schon jetzt verstehen lassen, fehlen in Palästina gleichzeitige und authentische Quellen so gut wie völlig. Die Nachrichten des Alten Testaments stammen fast alle aus viel späterer Zeit, und je mehr Tendenz und nationale Färbung aus ihnen hervorleuchtet, desto schwerer fällt die Sonderung des alten, für den Kulturhistoriker brauchbaren Materials. Nur so erklärt es sich, daß man jene ägyptischen und babylonischen Einflüsse im Verlauf der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts so maßlos überschätzen konnte: daß vor mehreren Jahrzehnten die fortschreitende Entzifferung der Hieroglyphentexte in allen möglichen Kultureinrichtungen Israels ägyptische Einflüsse erblickte, die heute als längst erledigt gelten; daß dann wiederum und noch bis zur Stunde einige Assyriologen ganz Kanaan eine Domäne der babylonischen Kultur nennen und andere die Behauptung aufstellen, Abraham — dessen Zeit aus keiner einzigen Keilschriftstelle erwiesen werden kann — habe Ur in Mesopotamien deshalb verlassen, weil dort mit Chammurabi eine neue Religion entstanden sei; oder wieder andere in fast jeder Erzählung des Alten Testaments eine versteckte astrologische Anspielung erblicken und sich infolgedessen für berechtigt halten, auch die sogenannten historischen Bücher nicht als Gegenstand besonnener Textauslegung, sondern als Tummelplatz für die gewagtesten astralmythologischen Spekulationen anzusehen. Inwieweit dabei die einzelnen Teile der alttestamentlichen Erzählungsliteratur in reine Mythen

Digitized by Google

aufzulösen seien, oder ob die betreffenden Darstellungen nur in den „Stilformen" einen mythologischen Einschlag erfahren haben, ist aus diesen Theorien nur selten erkenntlich. Auch die Art der Wanderung babylonischen Sagengutes, ob auf mündlichem Wege oder durch schriftliche Tradition oder auf der Basis von sogenannten Urmotiven, wird meist verschwiegen oder als außerhalb der Untersuchung stehend betrachtet. Schon das wenige hier Angedeutete wird genügen, um zu zeigen, daß allerdings die alttestamentliche Forschung in den jüngsten Jahren in ein neues Stadium getreten ist. Über die höchsten Punkte aller Text- und Literarkritik hinweg fegt ein frischer Wind, dem keine ernstlich brüchige uud morsche Säule des alten Gebäudes wird standhalten können. Ob aber die neuen dafür gebotenen Stützen sich als haltbar erweisen werden, kann erst die Zukunft lehren. Es wäre vorschnell, wollte ich hier auch nur in der Form einer einfachen Berichterstattung einer dieser neuesten Hypothesen das Wort reden. Die vielumstrittene alttestamentliche Kultur ist gewiß in ihrem Werdegang viel zu kompliziert, um sich restlos in irgendeine der bisher versuchten neuen Formen zwängen zu lassen. Was davon bis jetzt als einigermaßen gesichert gelten kann, sind immer wieder nur Einzelheiten, die der jeweilige Stand der Entzifferung der Inschriften — sei es aus Ägypten, sei es aus dem Cheta-Reiche oder sei es aus Babylonien — beleuchtet. Alles freilich, was uns der alttestamentliche Kanon für sich allein betrachtet an die Hand gibt, soll im folgenden nicht ausführlicher zur Sprache kommen. Darf doch auch hier mit Genugtuung vorausgesetzt werden, daß der Leser, dessen Auge auf diesen Blättern ruht, nur zu ihnen griff, nachdem er die Bibel, wo nicht im Urtext, so doch in einer wortgetreuen Übersetzung, zum Gegenstand wiederholter Lektüre gemacht hatte. Gerade ein solcher Leser aber, dem zur Ergänzung der folgenden Skizze Fr. Küchlers „Hebräische Volkskunde" (2. Heft der II. Reihe der von Fr. M. Schiele herausgegeben „Religionsgeschichtlichen Volksbücher", Halle a. d. Saale 1906) empfohlen sei, wird, wenn er das auf den vorstehenden Seiten über die großen orientalischen Kulturen des Altertums Gesagte mit den biblischen Nachrichten zusammenhält, erstaunt sein, wie wenig Originelles im letzten Grunde an der Kultur Israels zu bemerken ist. Daß diese spärlichen Nachrichten nicht zum geringsten Teil in der Natur unserer alttestamentlichen Quellen begründet sind, in denen ja keine Profangeschichte, sondern eine Geschichte des von Jahwe auserwählten Gottesvolkes, insofern also eine „heilige" Geschichte niedergelegt ist, wird gern zugegeben werden.



Hettitischer Krieger. Relief aus Sendschirli. Original im Königlichen Museum zu Berlin.

Von der Baukunst der Hebräer lassen sich zunächst schwerlich genauere Vorstellungen machen. Es ist anzunehmen, daß die einzelnen Nomaden- und Halbnomadenstämme, die im Osten und Südosten Palästinas von Raub und Plünderung lebten, ihre Eroberungskämpfe gegen die ansässigen Kanaanäer nach langen Wechselfällen vom Glück begünstigt sahen und vermutlich zunächst die Gebiete des späteren Nordreiches, viel später aber erst das Ostjordanland besetzten. Diese Stämme werden, soweit sie nicht die festen Plätze der besiegten Feinde in Besitz nehmen konnten, anfänglich den Zeltbau beibehalten haben. Erst nach geraumer Zeit mögen sie dann

Digitized by Google

von den seßhaften Kanaanäern in der Errichtung der aus Bausteinen oder im Flachland aus Ziegeln hergestellten Häuser unterwiesen worden sein und deren mit Zisternen, Wasserleitungen und Gartenanlagen versehene Wohnstätten als Vorbilder benützt haben. Daß auch für den Tempel Salomos, über dessen Bauten bekanntlich nähere Nachrichten vorliegen, phönikische Bauleute nicht nur die nötigen Zedern- und Zypressenstämme lieferten, sondern sich auch an dem Bau selbst beteiligten und die aus Erz gegossenen Geräte verfertigten, wird ausdrücklich bezeugt. Über den Gräberbau sind aus alter Zeit keinerlei Nachrichten erhalten. Dagegen lassen vereinzelt stehende Angaben über die von festen Mauern umgebenen Plätze und die Anlage förmlicher Städte wieder auf kanaanäischen Einfluß schließen. Dasselbe darf auch für die Bearbeitung der Metalle, besonders der Bronze, aber auch des Eisens, angenommen werden, in der die Phöniker ebenso wie im Schiffsbau die Lehrmeister der Israeliten gewesen sein werden. Goldschmiedekunst, Töpferei, Weberei und Brotbereitung auf der Handmühle und im Backofen oder in großen Tonkübeln werden schon in älteren Texten vorausgesetzt. Die Hauptbeschäftigung des Volkes nach seiner Ansässigwerdung bildete aber der Landbau, die Handhabung des Ochsenstachels und des Pfluges. Mehrere Getreidearten, besonders Weizen und Gerste, sowie Wein, Öl, Feigen und verschiedene Gemüse- und Obstsorten wurden angebaut, womit zugleich die Hauptnahrungsmittel der alten Israeliten erwähnt sind. Fisch- und Fleischnahrung trat hinter diesen weit zurück und galt in der Frühzeit gewiß als Leckerbissen. Gleichwohl hat wenigstens die Viehzucht, namentlich von Rindern und Maultieren, Eseln und Pferden, offenbar schon in alter Zeit bestanden. Es war aller Wahrscheinlichkeit nach das salomonische Zeitalter, in dem diese primitiven Kulturverhältnisse eine wesentliche Veränderung, Verbesserung und Verfeinerung erfuhren. Der weitausgedehnte Handel und Verkehr, der uns in den einheimischen Quellen für diese Zeit und speziell für die Regierung Salomos bezeugt wird, mußte notwendig zum Eintausch fremdländischer Produkte führen. Mit phönikischen, ägyptischen und babylonischen Waren wurde damals Israel bekannt und mit ihrer Gebrauchsanwendung vertraut. Die Häuser der Begüterten, zu deren Bau nicht selten Quadersteine benutzt wurden, erhielten nun wohl auch im Inneren eine bessere Ausstattung. Elfenbeinarbeiten und Holzschnitzerei an Ruhelagern und Sesseln, Nachahmungen fremder Kunstwerke, Schmuckgegenstände aus Edelmetall, Wagen, prächtige Gespanne und verschiedene kostbare Stoffe mögen in ihrem ersten Auftreten auf diese Zeit zurückzuführen sein. Auch die Kleidungsstücke aus feinen Geweben, Wollstoffen und Leinwand, die später bei den Vornehmen das alte schlichte, meist wohl farbige Ärmelgewand für beide Geschlechter ersetzten, weisen auf fremdländische Erzeugnisse hin. Tadelnd erwähnt werden die üppigen Weingelage, die erotischen Narden zum Salben des Haupt- und Barthaares, das von jeher lang und unverschnitten getragen wurde, und der den Fremden nachgeahmte Luxus in der Anlegung größerer Harems. Dagegen scheint wenigstens ein oder das andere Musikinstrument schon im ältesten Israel heimisch gewesen zu sein.

Hand in Hand gehend mit dieser von außen beeinflußten Entwicklung der allgemeinen Zivilisation haben wir uns auch die Verwaltung und das Beamtenwesen, das Familien- und Stammesleben vorzustellen. Die kanaanäischen Einzelstaaten, die die Hebräer bei ihrer Besiedelung kennen lernten, gaben wohl von da an das Vorbild für die Leitung eines Stammes; zur parallelen Ausgestaltung ähnlicher Kleinstaaten trugen Bündnisse mit den älteren Ansiedlern und Verschwägerungen der Fürstenhäuser bei. Sehr langsam entwickelte sich wahrscheinlich ein eigentliches, innigeres Familienleben, dessen gelegentliche Schilderungen in der ältesten Zeit wohl auf Ausnahmefälle zu beschränken sind. Der Weiberraub, der wenigstens an einer Stelle des Richterbuches (Kap. 21, V. 21) erwähnt wird, wurde später offenbar durch die regelmäßige Eheschließung mit der Erlegung eines Kaufpreises für die heimgeführte Braut in Naturalien oder Geld abgelöst, wobei die Vielehe und das Halten von Kebsweibern jedem Vermögenden freistand. Ob bei der unter Halbgeschwistern erlaubten Eheschließung an einen direkten ägyptischen Einfluß zu denken ist, bleibt zunächst fraglich. Eine Neuerung erfuhren auch diese Verhältnisse erst mit dem Übergang der Feudalherrschaft zur monarchischen Staatsform, die ohne Reichs- und Militärverwaltung undenkbar ist. An die Stelle des früheren Gewohnheitsrechts trat nunmehr eine an feste Formen gebundene Legislatur, die uns mit Personen- und

Digitized by Google

Digitized by Google

Sachenrecht und einer Reihe kriminalistischer Rechtssätze bekannt macht. Bestimmungen über Eheschließung und -lösung, über die Zulassung von Nebenfrauen und Konkubinen und über die Bestrafung des Ehebruchs müssen damals kodifiziert worden sein. Die Stellung der Sklaven und Sklavinnen ward gesetzlich geregelt, die Freilassung der einheimischen nach sieben bzw. sechs Jahren treuer Dienste verbürgt. Die alte Blutrache wurde auf vorsätzlichen Mord beschränkt; Raub, Diebstahl, Unterschlagung und fahrlässige Beschädigung fremden Eigentums durch entsprechende, im ganzen nach milden Grundsätzen bemessene Strafen geahndet. Auch über Erbrecht und Schuldrecht sind eigene Bestimmungen erhalten, während von eigentlichen Handelsverträgen erst die Quellen einer viel späteren Zeit zu berichten wissen. Die nähere Betrachtung dieser Gesetzesbestimmungen der israelitischen Königszeit, die wir uns hier versagen müssen, führt mit Notwendigkeit zu einer Vergleichung derselben mit dem berühmten Kodex Chammurabis, wie eine solche schon oben angedeutet worden ist. So unabweisbar gerade auf diesem Gebiete der Legislatur babylonische Einflüsse auf Israel anzunehmen sind, so sehr wird aber auch bei einem solchen Vergleiche Vorsicht geboten sein. Nur zwei Erwägungen mögen diese Behauptung stützen! In erster Linie ist es absolut untunlich, die sogenannte „mosaische" Gesetzgebung als ein Ganzes zu betrachten. Bestimmungen, die sich nur aus dem früheren Nomadenleben in der Wüste verstehen lassen, wechseln hier mit solchen, die nur aus dem Übergang von diesem Leben zu dem des Landbauern und von da zu dem des Städtebewohners erklärlich sind. Aber auch abgesehen davon, läßt sich bis jetzt nicht klar erkennen, welchen Weg das Gesetz Chammurabis, das um fast tausend Jahre älter ist als die hier besprochenen Bestimmungen, und das seinerseits selbst erst als der späte, kodifizierte Niederschlag einer langen Entwicklung anzusehen ist, zu den Hebräern genommen hat. Es wäre nicht von der Hand zu weisen, daß in beiden Gesetzen, im babylonischen und im israelitischen, uralte Bestimmungen, die sich auch bei grundverschiedenen Völkern finden, zufällig zusammengetroffen seien, oder daß Analogien in den beiderseitigen Legislaturen zutage träten. Auf diese Weise würden sich auch Gesetze in Israel erklären lassen, die anscheinend ein altertümlicheres Gepräge aufweisen als die entsprechenden babylonischen. In denjenigen Fällen aber, wo Entlehnungen sich unabweisbar aufdrängen, wird auch hier die Mittelstufe der Kanaanäer nicht zu eliminieren sein, über deren eigene Rechtseinrichtungen bis jetzt keinerlei authentische Nachrichten vorliegen. Daß Babylonier und Israeliten jedenfalls zur Zeit solcher eventuellen Entlehnungen auf ganz verschiedenen Kulturstufen stehend gedacht werden müssen, erschwert das endgültige Urteil über diese Fragen noch um ein weiteres. Mit ihrer Beantwortung hängt aber auch die Würdigung der Ausbildung der Rechtspflege zusammen, als deren vornehmster Verwalter der König in eigener Person eintrat, der oberste Richter an der Spitze eines sich allmählich entwickelnden Beamtenwesens. Gerade mit Bezug auf letzteres erwartet man gewiß mit Recht eine Nachwirkung ägyptischer Einflüsse, ohne daß solche bis jetzt in den verhältnismäßig wenigen im Alten Testament erhaltenen israelitischen Titeln von Hof- oder Militärbeamten oder in den Befugnissen der Stadtpräfekten, der sogenannten „Ältesten", direkt nachweisbar wären.

Ein leider gleichfalls noch ungelöstes Problem, das mit den obigen nahe verwandt ist, bildet die Einführung der Schrift bei den Hebräern. Wie schon früher bemerkt, reicht das älteste kanaanäische Schriftdenkmal, die Inschrift des moabitischen Königs Mescha, nicht über das erste Viertel des neunten Jahrhunderts hinaus, und die Angaben der Bibel selbst beschränken sich auf die Erwähnung eines Staatshistoriographen am Hofe König Davids (2. Sam., Kap. 20, V. 25 uff.), dessen Amt erblich gewesen zu sein scheint, während die älteste Inschrift in eigentümlichem hebräischem Duktus, eine bei Jerusalem, am Siloahkanal entdeckte Bauurkunde, erst aus der Zeit Hiskias stammt. Da übrigens aus der Königszeit gelegentlich auch Briefe erwähnt werden, so muß die Schreibekunst, die die Hebräer bei ihrer Seßhaftwerdung wiederum allem Anschein nach den Kanaanäern verdankten, schon damals in Übung gewesen sein. Für letztere selbst liegen aber bekanntlich als ältestes Zeugnis die Tontafeln aus Tell-el-Amarna vor. Danach haben die Schriftgelehrten als Schreibmaterial nach babylonischem Vorbild den Ton benützt, neben dem, wie es scheint, schon früh auch Metalltafeln, in späterer Zeit aber der aus Ägypten bezogene Papyrus und das Pergament in Verwendung kamen. Auch in

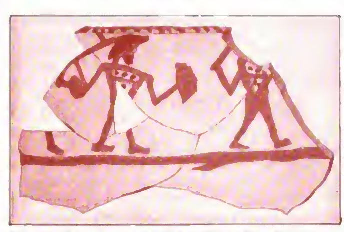
Digitized by Google

der Kenntnis der Keilschrift selbst waren jene Schreiber so weit vorgedrungen, daß sie sowohl die fremde Sprache ziemlich geläufig zu schreiben als auch ihre eigene Muttersprache mit den Silbenzeichen der Babylonier leidlich genau auszudrücken verstanden. Ein Zeitraum von etwa einem halben Jahrtausend trennt diese Schrifterzeugnisse von der späteren einheimischen kanaanäischen Schrift, über deren Ursprung noch völliges Dunkel herrscht. Immerhin machen es jene babylonischen Zeugnisse wahrscheinlich, daß bereits zur Zeit des israelitischen Königtums eine gewisse Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck in Israel vorausgesetzt werden muß, wozu vor allem die vorhin erwähnte Ausbildung von Rechtsnormen und die damit wahrscheinlich parallel laufende Fixierung kultischer Gebräuche Veranlassung gegeben haben mochten. Die Anfänge einer eigentlichen literarischen Tätigkeit sind damit aber noch lange nicht bedingt.

Eine lange Kette mündlicher Überlieferung muß der Entfaltung der israelitischen Literatur vorausgegangen sein, wie wohl aller bis jetzt näher bekannten Literaturen des alten Orients. Von den Liebes- und Trinkliedern, den die Arbeit begleitenden und den Spottversen, den Schlachten- und Siegesgesängen, wie wir sie z. B. in ihrer Entstehung noch heute in Abessinien beobachten und verfolgen können, wurden wohl zuerst die gelungensten oder doch solche, die sich des größten Beifalls der Zuhörer erfreuten, schriftlich fixiert; und in ganz ähnlicher Weise haben wir uns die ältesten Aufzeichnungen der Rechtspflege oder Erzeugnisse der Spruchweisheit zu denken, wozu die aus Ägypten bekannten Analogien auf der Hand liegen. Erst durch die Niederschrift wurde dann das Bedürfnis fühlbar, mehrere dieser Aufzeichnungen zu einem Ganzen zu vereinigen. Es entstanden Lieder-, Sprüche- und Gesetzesammlungen. Auch allerlei Märchen und Sagen, die sich die Hebräer schon auf ihren Wanderungen erzählt und nach Kanaan mitgebracht hatten, mögen etwa um die gleiche Zeit zum erstenmal in der Schrift festgehalten worden sein, und diese haben wohl neben jenen Liedern die ältesten Erinnerungen an die Zustände der Nomadenstämme vor ihrer Einwanderung bewahrt. Freilich sind auch hier wiederum die am Ziel der Wanderung anzunehmenden, an dem Lokalkolorit manchmal ganz unverkennbaren kanaanäischen Einschläge oder die durch kanaanäische Vermittlung überlieferten ägyptischen und babylonischen Einflüsse aus den gewonnenen Bildern zu eliminieren. Daß sich an die Volkslieder im weiteren Verlauf der israelitischen Geschichte auch politische Gesänge, als deren ältester wohl allgemein das Deboralied (Richter, Kap. 5) angesehen wird, Siegeshymnen und Lieder zum Preise des Königs anschlossen, ist durch mancherlei Beispiele bezeugt. Von zwei größeren Sammlungen solcher politischen Gedichte sind aber leider nur die Titel erhalten. Die Verfasser derartiger Sammlungen treten in der Frühzeit literarischer Betätigung in Israel ebensowenig wie in Ägypten oder in Babylonien persönlich hervor. Wie aber in Assyrien eines der bedeutendsten Werke der dortigen Literatur, ein berühmtes astrologisches Buch, direkt auf den Namen des großmächtigen alten Königs Sargon I zurückgeführt wurde, so sind wohl auch in ähnlicher Weise in Israel den Königen David und Salomo die herrlichsten Erzeugnisse der Dichtkunst zugeschrieben worden. Das aus verschiedenen, zum Teil sehr alten Bestandteilen zusammengesetzte „Hohe Lied" ward später als eine Schöpfung Salomos ausgegeben, von dem auch die als „Weisheit Salomonis" erwähnten poetischen Naturbeschreibungen und an die tausend weitere Lieder verfaßt sein sollen; und ähnliches gilt von dem „Psalter Davids", auf den wir weiterhin noch zurückzukommen haben. Sogar für die ersten Aufzeichnungen der israelitischen Rechtsnormen läßt sich jene Parallele fortsetzen: wie Chammurabi seinen fertigen Kodex persönlich aus den Händen des Sonnengottes empfangen haben will, so wird im Alten Testament auch die israelitische Gesetzgebung als ein Werk Moses, des großen Gottesmannes und persönlichen Vermittlers der göttlichen Willensakte, dargestellt. Und doch ist sicher von profanem Recht nur eine verhältnismäßig dürftige Sammlung von Sprüchen als alt anzusehen, die sich gerade in ihrer Form mit dem Gesetzbuch Babyloniens aufs engste berührt: die ihrer ganzen Natur nach auf die Frühzeit der Seßhaftmachung weisenden Bestimmungen des sogenannten „Bundesbuchs" (Exod., Kap. 21—23), womit die beiden „Dekaloge", der sogenannte „Kultusdekalog" (Ex., Kap. 34) und der wohl etwas jüngere gewöhnliche Dekalog (Ex., Kap. 20), zeitlich ungefähr auf dieselbe Stufe zu stellen sein dürften.

Digitized by Google

Die israelitische Geschichtsschreibung ist aus kurzen, chronikartigen Aufzeichnungen entstanden, deren älteste literarhistorisch ebenfalls nicht über die Königszeit hinauf verfolgt werden können. Ungewöhnliche Ereignisse in der Geschichte der Stämme und Familien, Siege über fremde Völkerschaften, wie über die Philister, und Aufstände im Innern des Reiches waren die merkwürdigen Begebenheiten, deren Festhaltung sich zu verlohnen schien. Daneben wurde offenbar auf die persönlichen Erlebnisse des regierenden Herrschers und seines Hofstaates besonderes Gewicht gelegt, wovon sich zahlreiche Mitteilungen, wie es scheint unverfälscht, erhalten haben. Gerade die religiöse Tendenz aber, die sich durch das ganze Alte Testament zieht, beherrscht die Ausgestaltung dieser Chroniken zu anscheinend historischen Büchern in dem Grade, daß sie, wie schon früher bemerkt, als Quellen neben den gleichzeitigen und älteren Nachrichten in den Keilinschriften nur mit der äußersten Vorsicht zu verwerten sind. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bröckeln mehr und mehr Steine aus dem vermeintlichen historischen Gebäude und fallen als Sagen ab. Die verblaßte Erinnerung an die Schicksale des Nomadenvolks, in dem die Hebräer ihre Urväter verehrten, wurde seit ihrer Ansiedelung mit immer neuen Stoffen frisch belebt und zu hochpoetischen Erzählungen verdichtet. Geschöpft waren diese Stoffe aus der volkstümlichen Vergleichung der kanaanäischen Fürsten, ihres Wesens und ihrer Sitten, mit denen der ehrwürdigen Vorfahren der eingewanderten hebräischen Stämme. Auch sogenannte „Ortsneckereien" mögen gelegentlich in letzter Linie den Anstoß zur mündlichen Überlieferung einer Geschichte gegeben haben. Dazu ist während der langjährigen Ausgestaltung dieser Erzählungen und ihrer endlichen Niederschrift ein tiefgehender Einfluß der babylonischen Sagenwelt unverkennbar. Nicht nur jene ethnologischen Vergleiche erhielten daraus neue Nahrung, sondern auch die vielfach ersichtlichen Versuche etymologisch-ätiologischer Deutung im Alten Testament weisen, wenn nicht alles trügt, auf die schulmäßige Erklärung sprachlicher Gebilde, die in Babylonien seit Jahrhunderten heimisch war. Unverkennbar ist in den Sagen der Urväter ein Zusammenhang mit den Überlieferungen der Keilschriftdenkmäler, die in hebräische Anschauungsweise und Denkformen umgesetzt und überdies wahrscheinlich mit der Vorstellungssumme jener uralten, schon seit der Nomadenzeit die einzelnen Stämme umgebenden Märchenwelt verquickt wurden, von der noch mehrere Tier- und Pflanzensagen direkte Ausflüsse darstellen. Auch die Heroengestalten eines Mose und Josua, eines Gideon, Simson oder Samuel, die ehrwürdigen Stammes-Ahnherren wie Abraham, Isaak und Jakob lebten als Gottesmänner in der starken Einbildungskraft des Volkes fort oder wurden von dieser selbst aus Hunderten vielverschlungener Fäden als Mittelpunkt eines feingesponnenen Gewebes geschaffen.



Bemalter Tonscherben aus Tell el-Mutesellim (Palästina).

Am augenfälligsten ist der fremde Ursprung der Sagen mit religiösem Gehalt, die als alte, aber in ihrer überlieferten Gestalt durchaus auf den Jahwekultus gestimmte Mythen anzusprechen sind. Neben der stark abgeblichenen Jonassage und der späteren Esthererzählung kommen hier hauptsächlich die Sage vom Turmbau zu Babel, die Paradieseserzählung, der Sintflutbericht und die Weltschöpfungsmythe in Frage, die zum Teil in mehreren Parallelberichten vorliegen. Freilich ist eine dem „Turmbau" entsprechende Legende auf babylonischem Boden bisher nicht entdeckt worden, ja ihre Entstehung dort aus inneren Gründen sogar höchst unwahrscheinlich; auch die Paradiesessage mit der Erklärung des Verlustes der Unsterblichkeit der Menschen klingt nur entfernt an den oben beschriebenen Adapa-Mythos an, und die Erzählung vom Sündenfall ist so, wie sie jetzt vorliegt, nur auf westsemitischem Boden

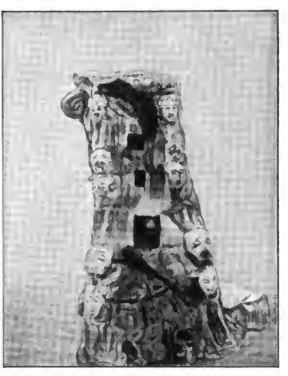
Digitized by Google

erklärlich. Dagegen sind die Parallelen der Schöpfungsgeschichte und des Sintflutberichtes zu unverkennbar, als daß sie von den entsprechenden babylonischen Mythen getrennt werden könnten.

Einzelne Teile dieser Mythen und Legenden kehren in der wichtigsten und vornehmsten Literaturgattung der Israeliten wieder, der Prophetenliteratur, die den „heiligen" Schriften der Hebräer ihren eigentümlichen Stempel aufgedrückt hat. Es hängt mit dem Wesen der Propheten zusammen (vgl. unten), daß sie in ihrer Schwärmerei und Ekstase den göttlichen Inspirationen, die sie empfangen zu haben glaubten, zunächst mündlichen Ausdruck verliehen. Die Gewalt der Rede, zeitweise unterstützt von eigentümlichen, sie begleitenden Zeichen, war es zuerst, durch die von den Gottesmännern die direkten „Eingebungen" des höchsten Wesens in Visionen und Träumen zu orakelhaften Aussprüchen, zur Wiedergabe göttlicher Worte und Gedanken formuliert wurden. Erst der tiefe Eindruck, den die geistreichsten und tiefsinnigsten dieser Männer mit besonders wirkungsvollen Kundgebungen und Sprüchen solcher Art auf ihren Hörerkreis machten, wird am Ende langer mündlicher Tradition zu deren Aufzeichnung, sei es durch die Autoren selbst, sei es durch Schüler von ihnen, Veranlassung gegeben haben. Spätere Sammlung dieser Sprüche wurde zu einer Einheit, zur chronologisch mehr oder minder genau geordneten Prophetenschrift, die als solche erst in der Spätzeit (Ezechiel) durch bewußte literarische Kunstschöpfungen abgelöst ward. Gleichwohl tritt von Anfang an in der Prophetenliteratur gegenüber allen anderen Literaturzweigen der Hebräer das persönliche Moment der Schriftsteller eminent in den Vordergrund. Die Nennung der Namen eines Amos und Hosea in Israel, eines Jesaia, Jeremia, Ezechiel und des großen, gewöhnlich als Deuterojesaia bezeichneten Anonymus in Juda (neben vielen anderen) genügt, um den Leser an die gewaltigen Mahnreden, die Heils- und Unheilsverkündungen, die Klagen und Zornausbrüche zu erinnern, die eine von poetischem Weitblick getragene Gottesbegeisterung jenen Männern in den Mund legte. Auch die Entwicklung der hebräischen Lyrik aus den obenerwähnten einfachen Liedern und Gesängen zu Dankhymnen, Jubel-, Spott- und Klageliedern größeren Stils stand unter dem Einfluß der prophetischen Literatur. Die gehaltvollsten dieser Hymnen sind uns in den offenbar nachexilischen Sammlungen der teils für die religiöse Gemeinde, teils für den einzelnen Gläubigen gedichteten Psalmen erhalten. Nicht nur in der Form des (auch in Ägypten bemerkbaren) Gliederparallelismus, sondern auch im Inhalt berühren sich diese Psalmen mit ähnlichen Dichtungen der Babylonier so nahe, daß auch hier wieder eine befruchtende Beeinflussung der hebräischen Literatur vom Osten her zunächst nicht von der Hand zu weisen ist. Die Spruchdichtung trieb schon in früher Zeit in den „Proverbien" köstliche Blüten, und die poetische Fassung israelitischer Lebensweisheit gelangte im Buche Hiob, im „Prediger" und in der „Weisheit Salomonis" zur höchsten Vollkommenheit. Die eigentlich „jüdische" Literatur der nachexilischen Zeit ersetzte dann durch Nachahmungen, Überarbeitungen und immer tiefere Schriftgelehrsamkeit, was ihr an neuen Motiven und originellem Gedankengehalt mangelte. Die Festsetzung der Thorah, die Niederschrift der israelitischen Geschichte im Sinne der Erlebnisse des auserwählten Gottesvolkes und die Formulierung und Ausbeutung aus der Fremde bezogener Mythenstoffe für die seherische Gestaltung der Endzeit charakterisieren die spätesten der Bücher, aus denen sich das von uns sogenannte „Alte Testament" zusammensetzt: der Kanon althebräischen und altjüdischen Schrifttums, in dem dieses zwar durchaus nicht erschöpft, aber — von einzelnen, aus späterer Überlieferung zu erschließenden Zusätzen abgesehen — zurzeit ausschließlich repräsentiert wird.

Einen tieferen Einblick in alle diese Literaturerzeugnisse vermittelt nach ihrer ganzen Eigen- und Abfassungsart nur die Betrachtung der religiösen Vorstellungen der Hebräer, ihres Kultus und Gottesdienstes, die wir zum Schluß dieser knappen Darstellung der altorientalischen Kulturen mit wenigen Strichen zu zeichnen wagen. Freilich, wenn irgendwo, so häufen sich hier die Schwierigkeiten, die der objektiven Beleuchtung der Tatsachen entgegenstehen. Nicht nur die Lichtquelle selbst, deren Strahlen auf die Vergangenheit fallen, ist von Augenblick zu Augenblick in ihrer Stärke und Reinheit von der Entwicklung beeinflußt, die unser eigenes Denken und Urteilen, mit anderen Worten die moderne Religionswissenschaft erfährt; auch das Objekt verschiebt und verändert sich fortwährend auf der Grundlage der philologischen,

Digitized by Google

Der große Räucheraltar von Taannek (Palästina) in zwei Aufnahmen.
Nach der Publikation von Sellin in den Denkschriften der Wiener Akad. der Wissenschaften.

textkritischen Erklärung des Bibelwortes und unter der Gegenüberstellung und Vergleichung mehr oder minder klar zur Erscheinung kommender ähnlicher Objekte.

Die primitiven Formen der uralten Naturreligion, die die Hebräer auf ihren Wanderungen nach Kanaan mitgeführt haben mögen, sind nur noch in Spuren nachweisbar. Aus ihren schriftlichen Aufzeichnungen läßt sich unter solchen Formen auf die Verehrung von Steinen und Quellen, von Pfählen und Stäben, von natürlichen oder künstlichen Bäumen und der in, hinter oder über ihnen gedachten Numina und von allerlei anderen Natur- und Hausgeistern schließen. Auch der Tierkult von Stieren und Schlangen kann möglicherweise in die Nomadenzeit zurückreichen; und der „Herr Zebaoth", d. h. der Herr des Himmelsheeres, der Sternenwelt, spielt in den Überresten aus der alten Märchenwelt eine bedeutsame Rolle. Bei der unbewußt abwägenden Schätzung einer gläubigen Volksseele muß aber schon in vorhistorischer Zeit eine besonders große und mächtige Gottheit als Sieger über alle anderen hervorgegangen sein, allem Anschein nach der Gewitter- und Wettergott, Jahwe, dessen Name bis jetzt völlig undurchsichtig geblieben ist. Auf ihren Wanderungen von den Stämmen als verlässiger Schutzgott und zum Sieg führender Kriegsherr erprobt, wurde dieser Gott hoch über die sonstigen als göttlich gedachten Wesen, die Elohim, gestellt. Die Tradition kleidet seine endgültige Suprematie in die Schließung eines Bündnisses zwischen ihm und Mose am Sinai, einer heiligen Stätte, die allerdings ursprünglich vielleicht einer ganz anderen Gottheit, nämlich dem Mondgott geweiht war. Dieser Bund bedeutete zugleich die enge Zusammengehörigkeit der gegen Kanaan ziehenden vereinigten Stämme. Ein weiteres Moment in der Entwicklung der Gottesvorstellung Jahwes tritt dann mit der Besiedelung des Landes ein. Neue Vergleichungsobjekte erwuchsen dem alten Wüstengotte in den bei den Kanaanäern vorgefundenen und ihrerseits vermutlich mit ursprünglich babylonischen Attributen umgebenen Gottheiten, vor allem der Baale und Astarten. Aber auch aus der Vergleichung mit diesen ging Jahwe siegreich hervor. Wohl drangen Eigenschaften von den kanaanäischen Göttern in die israelitische Gottheit ein, aber sie dienten offenbar nur dazu, um ihre eigene Macht und ihren Glanz noch zu erhöhen. Gerade mit der Seßhaftwerdung des Volkes, die mit der Errichtung von Kultusstätten unzertrennlich verbunden war, kam die Oberherrschaft des israelitischen Nationalgottes zu

Digitized by Google

noch strengerer Durchführung. Die früheren Opferstätten der kanaanäischen Gottheiten wurden ihm eingeräumt, die Feiern und Feste der Kanaanäer ihm zu Ehren begangen. Die Kämpfe mit den Philistern waren von ähnlichem günstigem Resultate für den Jahwekult begleitet. Selbst die Gefahr der Spaltung des einen Gottes in mehrere gleichberechtigte, die an mehreren Kultzentren verehrt werden konnten, wurde überwunden durch einen immer stärker hervortretenden Zug zum Henotheismus, vor dem die früheren Naturgottheiten völlig verblaßten und alle fremden Kulte in den Hintergrund gedrängt wurden. Damit war die einzigartige Stellung der Religion Israels im ganzen alten Orient gegeben und ihr späterer Verlauf eingeleitet. Freilich können bei weitem die meisten Linien in diesem Bild nur konstruktiv gezeichnet werden. Auch die ältesten Kultformen, die sich nach der Sage an der auf den Wanderungen und Kriegszügen mitgeführten Bundeslade abspielten, sind nur ganz allgemein zu erfassen. Ein bedeutender Faktor muß dabei die Orakelerteilung gewesen sein, die vielleicht durch gekennzeichnete Lospfeile von dem Priester ausgeübt wurde. Die älteste hebräische Opferform, die bezeugt wird, die Vergießung von Tier-, in prähistorischer Zeit vielleicht von Menschenblut, mag schon früh an die Stelle des ursprünglichen Blutgenusses mit der sakralen Bedeutung einer Gemeinschaft mit der Gottheit getreten sein; die Opferung der tierischen Erstgeburt wird zur Feier des Passahfestes geführt haben. Daneben aber erhielten sich auch im Jahwekult Spuren der früheren Naturreligion, und die religiösen Vorstellungen der Kanaanäer komplizierten noch nach der Ansiedelung der Hebräer den Kult der letzteren und ließen sich auch in der nachmaligen Entwicklung wohl niemals wieder völlig verwischen. Auf eine Art Ahnenkult weisen vermutlich die Hausgeister der Theraphim zurück, die bis hinab in die Königszeit verehrt wurden und zu allerlei abergläubischen Gebräuchen dienten. Das alte Orakelwesen wurde um äußere Würdezeichen vermehrt, unter denen das Ephod, nach der neuesten Erklärung der alte, bei den Ägyptern als Volkstracht und später als Zeichen der Königswürde angelegte Lendenschurz, besonders hervorgehoben wird. Auch die Beschneidung und gewisse Formen des Totenkults gehören offenbar in diesen Zusammenhang. Als der Rest eines alten Haaropfers dürfte das Nasiräat aufzufassen sein, das vielleicht aus der Nomadenzeit mitgebracht und erst später von der landbauenden Bevölkerung mit dem Gelübde der Weinenthaltung in Verbindung gesetzt wurde. Endlich ist wohl auch die Sabbatheiligung erst aus der Zeit der Seßhaftwerdung zu verstehen, und besonders die drei Erntefeste sowie die Art der damit verbundenen Opfergaben von Getreide und Obst, Öl und Wein sind gewiß auf altkanaanäische Einrichtungen zurückzuführen, deren babylonischer Einschlag zunächst noch nicht deutlich erkennbar ist.

Schon diese Überreste heidnischer Religionsformen, noch mehr aber die fremden Kulte, die Israel allenthalben umgaben, machen es verständlich, daß die Reinerhaltung des Nationalgottesdienstes einen Kampf der eifrigen Vertreter der Jahwereligion gegen den Polytheismus bedeutete, einen Kampf, der sich durch die ganze Geschichte Israels hindurchzieht. Auch nachdem der Kult des alten Kriegsgottes unter den ersten Königen in der Reichshauptstadt Jerusalem zentralisiert war, als der König selbst zum Stellvertreter der Gottheit geworden, konnten doch neben dem Hauptheiligtum ältere Kultstätten anderer Gottheiten nicht unterdrückt werden. Ist uns doch von Salomo und anderen Königen ausdrücklich bezeugt, daß sie für ihre Gemahlinnen Tempel fremder Gottheiten errichten ließen. Es ist nicht in erster Linie, wie in Ägypten oder in Babylonien, die Priesterschaft, die in der Folge den nachhaltigsten Einfluß auf die Entwicklung des Henotheismus zum ausgesprochenen Monotheismus ausübte, sondern eine im Altertum einzig dastehende Erscheinung von Gottesmännern: die Propheten. Unter einer Menge von fanatischen religiösen Schwärmern, die mit Tanz und Musik, mit Umzügen und Gesängen Ertasen autosuggerierten, sind die gedankenreichen Männer erwachsen, die durch ihre Worte die Hörer faszinierten, denen Könige ihr Ohr liehen und die schließlich tiefgehenden politischen Einfluß gewannen. Von der Gottheit in Visionen und Träumen erleuchtet, deuteten sie die Vergangenheit und Gegenwart als den Ausfluß des göttlichen Willens, als Warnung oder Vermahnung, sahen sie in die Zukunft und erkannten die Pläne Jahwes mit seinem Volk. Wie die Astrologen in Ninive, die jene Fügungen des Sonnengottes Schamasch an Asarhaddon und Aschschurbânipal vermittelten, so waren in Israel und Juda die Propheten in ihrer weiteren Entfaltung Ratgeber des Königs und Mittler zwischen der

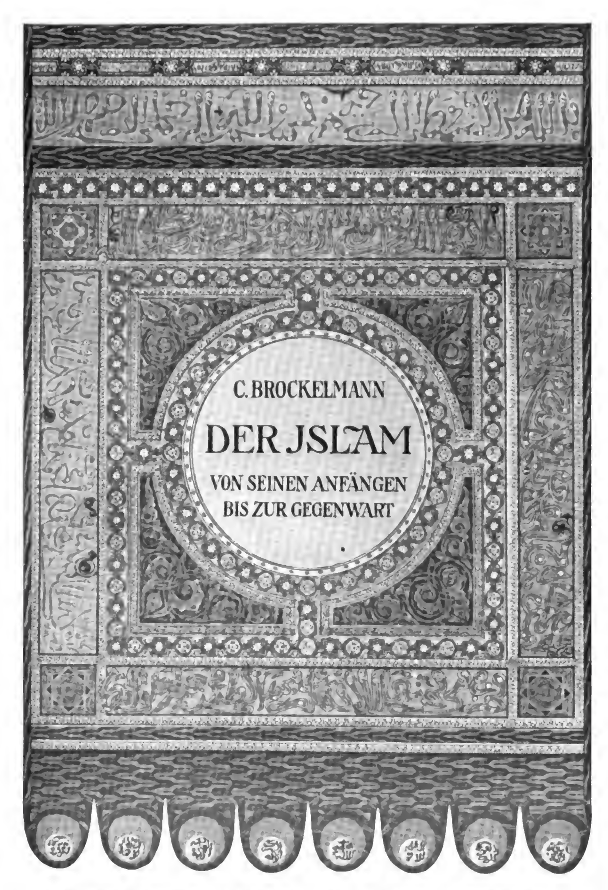
Digitized by Google

Gottheit und dem Herrscher und seinem Volk. Aber auch als Wächter des göttlichen Gesetzes traten sie auf. Dem König, der in der Duldung der alten kanaanäischen Götzendienerei so weit ging, daß er die Alleinherrschaft Jahwes zu gefährden drohte, traten sie zornmütig entgegen. Ein Elia kämpft gegen den Baaltempel des israelitischen Königs Ahab in Samarien; ein Jesaia bestimmt den judäischen König Hiskia, die an frühere Tier- und Baumkulte erinnernden Heiligtümer zu vernichten, was freilich nicht verhindern konnte, daß schon unter dessen Sohn Manasse babylonisch-assyrische Kulte ihren Einzug in Juda hielten und längstvergangene heidnische Bräuche wiederbelebt wurden. Es ist ein fortgesetzter Kampf gegen die Abgötterei des Volkes, der uns zur Zeit der Propheten Schlüsse auf die Weiterentwicklung der Religion ziehen läßt. Eine gründliche Erneuerung und Reinigung erfuhr diese Religion erst, als zur Zeit Aschschurbänipals die fremden, vor allem die babylonischen Kulte mit der gewaltigen Erschütterung der assyrischen Macht durch indogermanische Stämme in den Hintergrund traten. Die bald darauf erfolgte Wiederauffindung des angeblichen Gesetzbuches Moses unter Josia führte zur endgültigen Beseitigung der eingerissenen Bilderverehrung und der heidnischen Tempelausstattungen und zur völligen Zentralisierung aller Religion im Tempel zu Jerusalem. Indessen hatte, wie der Prophet Jeremia zu weissagen imstande gewesen war, auch diese Reform nur kurzen Bestand; der Untergang des Reiches Juda traf das Volk Jahwes zwar in religiösem Fanatismus, aber nicht im reinen Glauben. Die Wiederbelebung seiner Kultformen nach der langen und schweren Zeit des Exils, in der ein Ezechiel und Deuterojesaia das Nationalbewußtsein des Volkes aufrechtzuerhalten verstanden, wurde durch die Einführung des Priesterkoder unter Ezra und Nehemia gekennzeichnet, womit das eigentliche Judentum seinen Anfang nimmt. Strenge Trennung von Priesterschaft und Laienwelt, völlige Reformation des Kultus zum Zwecke der endgültigen Isolierung der Jahwereligion, Betonung von Predigt und Gebet und Auslösung und Entfaltung der messianischen Idee auf eschatologischer Basis sind die Grundlagen der einzigen lebensfähigen monotheistischen Religion des Altertums, deren christliches Erbe neben dem hellenistischen Idealismus der mächtigste Grundpfeiler unserer eigenen Kultur geworden ist.



Räuchergefäß aus Tell el-Mutesellim (Palästina).

Digitized by Google

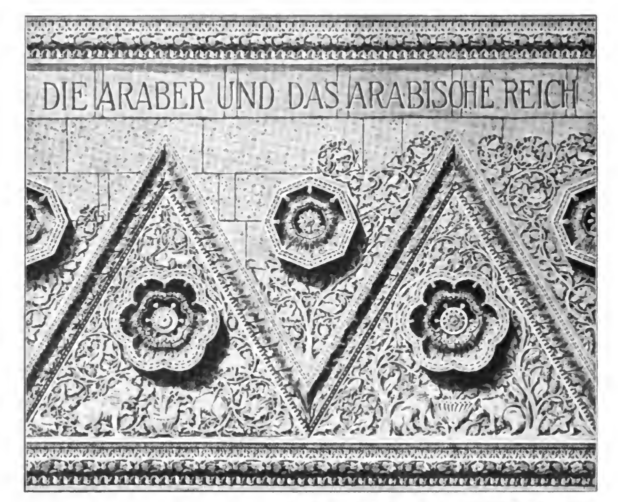


Die Fahne der Almohaden, 1212 von den Christen in der Schlacht von Las Navas erbeutet. Original im Kloster de Las Huelgas bei Burgos.

Digitized by Google

Der Islām
von seinen Anfängen bis zur Gegenwart
von
C. Brockelmann
Universitäts-Professor in Königsberg.

Digitized by Google



Teil der Meschattafassade. Original im Kaiser Friedrich-Museum, Berlin.

1. Arabien vor dem Islām.

Arabien, zirka 300 000 qkm groß, besteht aus einer gewaltigen Hochebene, die nach Osten hin ganz allmählich sich senkt, nach Westen zu aber schroff abfällt. Ihrem westlichen Randgebirge, Ssarāt (der Rücken)[1]) genannt, das aus Sandstein besteht und als Ausläufer der armenisch-syrischen Hochgebirge betrachtet werden kann, ist eine schmale Küstenebene, die Tihāma, vorgelagert, die namentlich im Süden bei günstigen Wasserverhältnissen alle Kulturbedingungen bietet. Hier, in der Landschaft Jemen mit der Hauptstadt Ssanā, standen schon lange vor Christi Geburt Ackerbau und Handel in hoher Blüte, feste Städte, Burgen und Tempel zeugten von dem Fleiße, dem Gemeinsinn und der Gottesfurcht ihrer Bewohner. Aber die Hauptquelle ihres Wohlstandes, der indische Handel, ward in hellenistischer Zeit von ihrem Lande abgelenkt, und seitdem schwand der Glanz Südarabiens immer mehr dahin. Dem politischen Einflusse des römischen Weltreiches wußten die Sabäer sich freilich noch zu entziehen, da der Versuch des Aelius Gallus, sie der Herrschaft des Augustus zu unterwerfen, im Jahre 24 v. Chr. fehlschlug. Aber zu Beginn des Mittelalters war der Schwerpunkt der politischen Macht in Arabien schon nach Norden verschoben, in das Küstenland des Hidschās mit den Städten Mekka, Medina und Tāïf.

Das Innere der Halbinsel, der Nedschd, wird kaum gegliedert durch zwei nordwestlich verlaufende Gebirgszüge, Adscha und Ssalmā, jetzt Dschebel Schammar genannt, in denen

[1]) Man spreche Ss im Anlaut stets scharf, th wie hartes, dh wie weiches englisches th. Übrigens gibt unsere Umschrift der orientalischen Namen ohne alle Rücksicht auf die einheimische Rechtschreibung nur das Lautbild möglichst genau wieder.

Digitized by Google

die Granitformation des Sinai sich fortsetzt. Es ist ein Wüstenland, das aber keineswegs überall einförmig genannt werden kann. Nur im Süden dehnt sich bis an die Küstenlandschaften Mahra und Hadramaut eine ganz unbewohnbare, von keinem Menschen je durchquerte Sandwüste, Roba al-chalî, das leere Viertel genannt, im Norden aber trägt das Land mehr den Charakter einer Steppe. Hier bedeckt sich nach der Regenzeit im Frühling der Boden weithin mit saftigem Grün, das den Kamelherden der arabischen Nomaden und damit diesen selbst ihren Lebensunterhalt gewährt. In vorhistorischen Zeiten mag das Land einmal ein günstigeres Klima gehabt und einer zahlreicheren Bevölkerung Unterhalt geboten haben. Soweit aber unsere Überlieferung reicht, erfahren wir immer wieder, daß das Land selbst jeden Überschuß seiner Bewohner zur Auswanderung zwingt.

Die Bewohner der Halbinsel, heute zirka 5000000, zerfielen in zahllose Stämme und Stämmchen. Zwei Gruppen unter ihnen heben sich besonders scharf voneinander ab, die Nord- und die Südaraber, die Kelb und die Kais, wie sie in islâmischer Zeit sich nennen. Schon die Sprache trennt sie voneinander, aber auch Sitte und Volkscharakter müssen Schranken zwischen ihnen aufgerichtet haben. Diese fielen auch nicht, als Wandertrieb und Erwerbssinn sie schon stark durcheinandergewürfelt hatten.

Die Wüste, die Arabien zum größten Teile erfüllt, bedingt die gesellschaftlichen Zustände ihrer Bewohner. Da ihr Pflanzenwuchs nur Tierzucht zuläßt, die auf der Wanderung durch weit ausgedehnte Gebiete betrieben werden muß, so ist für den Araber eine politische Gliederung nach den Wohnsitzen ausgeschlossen. Nur die Blutverwandtschaft weist ihnen den Lebenskreis an, sie schließt die Familien zu Geschlechtern und diese zu Stämmen zusammen. Ja, selbst die großen Stammverbände führt man noch auf angebliche Blutsverwandtschaft zurück, und wie bei den Hebräern wird daher das ganze Volk in ein genealogisches System eingereiht. Aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit umfaßt doch nicht dies ganze Volk, sondern über der Sippe der nächstverwandten Familien, die stets beieinander zelten, nur noch den Stamm, der, einige Tausend Seelen stark, zusammen wandert und weidet. Wer sich in das Gebiet eines fremden Stammes wagt, tut es auf die Gefahr, von diesen Fremden, die schon als solche seine Feinde sind, erschlagen und seiner Habe beraubt zu werden. Dagegen ist er nur geschützt, wenn es ihm gelingt, das Gewand oder das Zelt eines Feindes zu berühren oder in seine Behausung einzutreten. Dieser Schutz wird oft auch freiwillig einem Reisenden geleistet, ja ein Stammesglied kann einen Fremden sogar für immer in seine Sippe aufnehmen. So kann auch der Stamm ganze Geschlechter sich angliedern, die zunächst als Beisassen geduldet werden, nach einigen Generationen aber in alle Rechte der Blutsverwandtschaft hineinwachsen.

Innerhalb des Stammes haben alle Glieder die gleichen Rechte und Pflichten, die aus der Blutsverwandtschaft erfließen. Jeder ist verpflichtet, dem Bruder in der Not beizustehen, und er darf nicht fragen, ob jener im Recht oder im Unrecht ist. Zunächst fällt freilich diese Pflicht nur seiner eigenen Sippe zu und erst, wenn deren Macht versagt, tritt der ganze Stamm für sie ein.

Dieses auf allgemeine Freiheit und Gleichheit begründete Gemeinwesen weist nun aber doch wenigstens schon gewisse Ansätze zu einer obrigkeitlichen Leitung auf. Die Sippen und die Stämme dulden an ihrer Spitze Männer, die von der öffentlichen Meinung auf Grund ihrer persönlichen Eigenschaften und ihres Vermögens freiwillig als Herren anerkannt werden. Mag diese Stellung auch nicht selten vom Vater auf den Sohn sich vererben, so muß sie dieser doch stets wieder durch selbständige Bewährung neu erwerben. Eigentliche Rechte haben diese Herren (Ssaijids) nicht, wenn man auch in den gemeinsamen Beratungen auf sie vor anderen zu hören geneigt ist. Dafür sind aber ihre Pflichten meist um so größer. Man erwartet von ihnen, daß sie stets bereit sind, im Krieg mit ihrem Leben, im Frieden mit ihrer Habe für den Stamm und seine der Hilfe bedürftigen Genossen einzutreten. Ihre Hauptsorge aber ist es, die durch die Selbstsucht der einzelnen oft bedrohte Einigkeit des Stammes zu erhalten.

Vermögensstreitigkeiten zwischen Stammesbrüdern werden in den täglichen Ratsversammlungen geschlichtet. Bei Zwistigkeiten unter Stammesfremden wendet man sich an einen

Digitized by Google

ARABIEN VOR DEM ISLAM



Digitized by Google

weisen Mann oder eine weise Frau, oft an einen Priester oder Seher. Die Ausführung ihres Entscheides aber hängt allein von dem guten Willen der Streitenden oder von der überlegenen Gewalt eines von ihnen ab.

Da auch den Herren des Stammes keine Exekutivgewalt zusteht, so gibt es keine Kriminaljustiz, und jeder einzelne muß sich selbst zu seinem Recht gegen einen Dieb oder den Mörder eines Verwandten verhelfen. Wird im Gebiete einer Sippe ein von unbekannter Hand Erschlagener gefunden und fällt der Verdacht auf eines ihrer Glieder, so leistet sie für diesen den Reinigungseid, dessen Wirkung aber die Sippe des Getöteten durch einen neuen Eid aufheben kann. Den Mord zu rächen ist Pflicht der nächsten Erben des Opfers. Da aber die Sippe des Täters meist für ihn Partei ergreift, so entsteht aus der Blutrache die Blutfehde, die sich in immer erneuten Meuchelmorden oft durch Generationen hindurchzieht. Die Blutschuld kann freilich auch durch Zahlung von Kamelen gesühnt werden, und die Herren haben innerhalb des Stammes dafür zu sorgen, daß es zu einem Vergleiche komme, den sie freilich nur vermitteln, nicht gebieten können. Meist aber entschließen sich die Sippen dazu erst, wenn sie sich in langer Fehde ganz erschöpft haben. Vermieden wird die Blutfehde, wenn der Mörder von seiner Sippe freiwillig zum Vollzug der Rache den Geschädigten ausgeliefert wird, doch gilt das für so wenig ehrenvoll, daß sie sich meist noch eher entschließt, ihn selbst zu töten.

Dies Recht der Wüste galt im wesentlichen auch noch in den Städten des Hidschâs. Wie die Beduinen in ihren Zelten, so saßen auch hier die einzelnen Sippen in ihren Quartieren frei und selbständig, ohne von jemandem Befehle entgegenzunehmen. In Mekka ward das in der Wüste oft übertrieben empfindliche Ehrgefühl freilich ein wenig gemildert durch das gemeinsame Interesse an dem Heiligtum der Kaaba und dem von dessen Blüte abhängigen Handel; die komplizierteren Wirtschaftsverhältnisse gaben den wohlhabenderen Sippen doch etwas mehr Übergewicht über die ärmeren als in der Wüste. In Medina aber waren die Verhältnisse noch urwüchsiger. Gerade zu Beginn dieser Geschichtsperiode hatten die Blutfehden dort so überhand genommen, daß fast niemand seines Lebens mehr froh werden konnte.

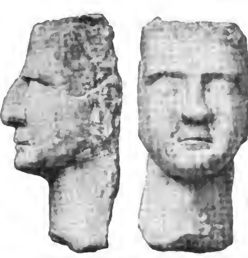
Nur im Norden und im Süden hatte Arabien die Anfänge strafferer politischer Organisation gesehen. In Jemen schuf die durch den fruchtbaren Boden begünstigte Landwirtschaft und der durch den indischen Handel ins Land gekommene Wohlstand schon früh monarchische Institutionen, daneben aber einen aus der Stammesorganisation der Beduinen hervorgegangenen Feudaladel, der dem Königtum auf lange hinaus die Wage hielt. Die in Burgen hausenden südarabischen Geschlechter traten in Krieg und Frieden stets gemeinsam handelnd auf, genau so wie ihre nomadischen Vettern im Norden. Als mit der Blüte ihres Handels auch ihre Macht, die noch den Heeren des Augustus getrotzt hatte, dahingeschwunden war und auch durch die Juden, die lange großen Einfluß im Lande geübt und zeitweilig sogar die Herrscher zu ihrer Religion bekehrt hatten, nicht wieder belebt werden konnte, setzte sich wohl auf Veranlassung des byzantinischen Kaisers der König Ela Aßbeha von dem abessinischen Reiche Akßûm in Südarabien fest. Sein zweiter Statthalter Abraha, von dessen Unternehmungen uns eine große Damminschrift aus dem Jahre 543 berichtet, machte sogar einen Vorstoß nach Norden, jedenfalls in der Absicht, Persien anzugreifen, kam aber nicht über Mekka hinaus. Nun wandten sich die mit der Fremdherrschaft unzufriedenen Feudalherren Südarabiens um Hilfe eben an diesen alten Widersacher der byzantinisch-christlichen Macht. Der König Chosrau Anoscharwân sandte denn auch eine Expedition ins Land, die im Bunde mit dem aufsässigen Adel den abessinischen Statthalter verjagte. Seitdem stand Jemen, freilich fast nur dem Namen nach, unter persischer Herrschaft.

Im Norden, am Rande der syrischen Wüste, haben die Araber schon früher und nachhaltiger in die Weltpolitik eingegriffen. Schon unter dem assyrischen König Tiglatpileßer III. (745—728) finden wir hier ein Königreich Aribi, das unter Königinnen stand und bis in die Zeit Aßarhaddons unter den Vasallenstaaten Assyriens erscheint. Aus persischer Zeit ist unsere einzige Quelle für die Geschichte Nordarabiens die Inschrift von Taima, die uns einen Einblick in die Organisation des Stadtkultus mit seinen Priestern und seinen Tempelgütern gestattet. In hellenistischer Zeit finden wir hier das Reich der Nabatäer, das im Süden bis

Digitized by Google

faſt an Medina heranreichte. Ihre Hauptſtadt war Petra, eine etwa auf halbem Wege zwiſchen dem Toten Meere und der Spitze des arabiſchen Meerbuſens gelegene Felſenburg, von deren blühender Kultur noch heute bedeutende Ruinen und zahlreiche Inſchriften an den Felsgräbern zeugen. Die Römer ließen ihnen ihre Selbſtändigkeit als Bundesgenoſſen bis in die Zeit Trajans, im Jahre 106 aber ward ihr Reich, da ſie ſchon unter Titus während des jüdiſchen Aufſtandes eine zweideutige Haltung gezeigt hatten, eingezogen und zur Provinz Arabia gemacht.

Ihre Rolle als Vermittler zwiſchen dem öſtlichen und weſtlichen Handel übernahm nun Palmyra, das gleichfalls unter arabiſcher Herrſchaft ſtand, wenn unter ſeinen Bewohnern auch die ſtark gräciſierten Aramäer überwogen. Dem König Odenat (260—268) gelang es, ſich ganz Syrien zu unterwerfen, ſo daß ihn der ſchwache römiſche Kaiſer Gallien ſogar als Mitkaiſer für den Orient anerkannte. Nach ſeinem Tode behauptete ſeine Gemahlin Zenobia noch eine Zeitlang ſeine Macht, bis Aurelian im Jahre 273 Palmyra zerſtörte. Ihr tragiſches Geſchick muß auf die Araber in der Wüſte einen tiefen Eindruck gemacht haben. Noch in den erſten Jahrhunderten des Islâms erzählte man von der Sainab eine mit dem geſchichtlichen Hergang nur noch loſe zuſammenhängende Sage.



Geſichtsmasken aus Jemen.
Originale im kunſthiſtoriſchen Hofmuſeum, Wien.

Seitdem hat es im Norden ſelbſtändige arabiſche Reiche nicht mehr gegeben. Die Römer und ihre Nachfolger, die Byzantiner, haben es ſtets verſtanden, arabiſche Machthaber an der Grenze als Vaſallen zu gewinnen und durch ſie die Einfälle der Nomaden in das Kulturland abzuwehren. Im 6. Jahrhundert finden wir in dieſer Stellung die Dynaſtie der Ghaſſâniden zu Damaskus. Der berühmteſte Vertreter dieſes Hauſes, al-Hârith V., wurde von Juſtinian zum Patrikios ernannt und mit dem Oberbefehl über ſämtliche Araber des nördlichen Syriens betraut. Nach ſeinem Tode aber ſcheint die in ſeinen Händen vereint geweſene Macht wieder in Teilfürſtentümer zerfallen zu ſein. Erſt beim Einfall der Muslime begegnet uns wieder ein Ghaſſânide als Oberherr ſämtlicher Araber Syriens.

Die gleiche Politik wie die Römer übten auch ihre alten Erbfeinde, die Perſer, gegenüber den Arabern. Schon Schâpûr I. (241—272) ſoll den Amr ibn Adi aus dem Hauſe der Lachmiden zum König über die Araber Babyloniens ernannt haben. Dieſer und ſeine Nachfolger reſidierten in Hira, etwa 10 Meilen ſüdlich von den Ruinen Babylons. Der letzte dieſes Hauſes, Mundhir V. (580—602), zeigte ſich den Perſern mehrfach unbotmäßig, daher lockte ihn Choſrau II. nach Kteſiphon und ließ ihn beſeitigen. Die Folgen blieben nicht aus. Im Jahre 610 fielen 3000 Araber in das Euphratgebiet ein und ſchlugen die Perſer bei Dhû Kâr aufs Haupt. Der Mangel einer feſten Grenzwacht hat ſpäter auch den Muslimen die Eroberung des Landes weſentlich erleichtert.

Wie das politiſche, ſo ſtand auch das religiöſe Leben der Araber noch auf recht primitiver Stufe. Seine Grundlage war der Animismus, der Glaube, daß wie der Menſch ſo auch die ganze ihn umgebende Natur beſeelt ſei. Auf einer etwas höheren Stufe ſondern ſich die Seelen von den Beſeelten, dieſe werden zum Sitze einer geiſtigen Kraft, eines Dämons. Dem Semiten galten beſonders Bäume, Höhlen und Quellen als von Geiſtern bewohnt. Verehrung wird dieſen Dämonen erſt dann zuteil, wenn ſie den Menſchen ihren Namen offenbaren, wie Jahwe dem Jakob durch ſeinen Traum zu Bethel. Erſt wenn man den Namen eines Dämons kennt, kann man ihn anrufen und ſo auf ihn einwirken. Durch das kultiſche Opfer treten die Götter mit dem Stamme ihrer Anbeter in eine Blutsverbindung, ſie werden deſſen Patron und oft ſein Ahnherr, ſo daß ihre urſprüngliche Natur ſtark

Digitized by Google

verblaßt. Die besonderen Beziehungen der einzelnen Stämme zu ihren Göttern führen notwendig zur Vielgötterei. Aber das Band zwischen einem Stamme und seinem Gotte ist nicht so eng wie z. B. in Israel das zwischen Jahwe und seinem Volke. Einzelne Geschlechter nennen sich nicht selten nach anderen Göttern als der Stamm, und dieselbe Gottheit wird von verschiedenen Stämmen verehrt. Da die Götter feste Stätten haben, so genießen sie, wenn der Stamm ihrer Anbeter fortzieht, auch die Verehrung ihrer Nachfolger, und jene kehren zu den Festzeiten ein- oder zweimal im Jahre zu ihnen zurück.

Gewisse Heiligtümer übten nun eine besondere Anziehungskraft aus. Nach Okâs z. B. und nach Mekka wallfahrteten die verschiedenen Stämme oft aus weiter Ferne. Zu ihren Festzeiten herrschte in der Wüste Gottesfriede. An die religiöse Feier schlossen sich Messen und Märkte, die zu einem Austausch nicht nur der Waren, sondern auch der geistigen Güter führten. Die Entwicklung einer über den Dialekten stehenden Sprache, einer in festen Formen sich bewegenden Poesie, einer gemeinsamen Weltanschauung verdankten die Araber nicht zum wenigsten diesen Messen und damit indirekt der Religion.

Seitdem nun die Götter von verschiedenen Stämmen verehrt wurden, bahnte sich mit Notwendigkeit eine Verschmelzung der verschiedenen göttlichen Gestalten an; über ihnen allen erhob sich schon im arabischen Heidentum die Idee eines Gottes schlechthin, Allâhs, dem gegenüber alle anderen mehr und mehr auf die Stufe von Götzen herabsanken, bis der Prophet mit seiner Predigt ihrer Verehrung überhaupt den Boden entzog. Der Kultus wird zunächst allerdings noch den Götzen zuteil, die dem Araber nun einmal näher stehen als Allâh, aber dieser Kultus erfüllte nicht mehr wie beim primitiven Menschen das ganze religiöse Bewußtsein. Je mehr der Kultus an Bedeutung verlor, um so höher stieg der Wert allgemein religiöser Stimmung, die sich an Allâh knüpfte. Er ist der eigentliche Wächter der Verträge, obwohl diese zunächst noch an einer besonderen Kultstätte geschlossen und damit der Hut des Götzen unterstellt werden. Allâh gilt besonders als Schützer des stammfremden Gastfreundes, aber die Rücksicht auf ihn tritt doch noch stets hinter der Verwandtenpflicht zurück. Als sein Wille gilt das unabänderlich verhängte Geschick. Dieser Glaube an ein Verhängnis wirkt aber nicht erschlaffend auf den Mann, sondern spornt ihn nur dazu an, sich selbst durchzusetzen, ohne auf eine Hilfe von oben zu warten.

Diese innere Zersetzung des Heidentums ward nun noch befördert durch den Einfluß der monotheistischen Religionen, die schon seit langem auch in Arabien Anhänger gefunden hatten. In Südarabien gewann das Judentum zeitweilig so starken Einfluß, daß einheimische Herrscher sich zu ihm bekannten und das rivalisierende Christentum verfolgten. In den Oasen im Nordwesten, in Taima, Chaibar, Jathrib, Fadak hatten die Juden reiche Besitzungen, sie lebten dort in abgeschlossenen Gemeinden, die gewiß viele bekehrte Araber in sich aufgenommen hatten. Obwohl man sie als Händler und Goldschmiede nicht entbehren konnte, wurden sie von den Beduinen doch mißachtet, so daß sie hier einen tiefer gehenden religiösen Einfluß kaum ausgeübt haben können.

Ganz anders trat das Christentum den für äußere Eindrücke sehr empfänglichen Arabern gegenüber. Alle Beduinen des Nordens standen in nahem Verkehr mit der ansässigen aramäischen Bevölkerung, deren Kultur seit langem im Christentum aufgegangen war. Im römischen Reiche übte es schon als Staatsreligion eine große Anziehungskraft aus, aber auch die dem persischen Reiche unterworfene Dynastie der Lachmiden in Hira war zuletzt zum Christentum übergegangen. Auch ins innere Arabien, namentlich aber in die Handel treibenden Städte des Hidschâs muß durch den steten Verkehr mit den Stammesgenossen im Norden eine, wenn auch nur oberflächliche Kenntnis christlicher Lehren und Gebräuche gedrungen sein. Viel werden dazu auch die Anachoreten beigetragen haben, deren Klausen von Palästina und der Sinaihalbinsel aus bis tief in die Wüste hinein verbreitet gewesen sein müssen. Die Wüste war auch die Zuflucht mancher von der Hochkirche verfolgten Sekte, und gerade diese mögen ihre Lehren oft mit mehr Erfolg verbreitet haben als die offizielle Orthodoxie.

Das Bewußtsein, trotz aller Stammesgegensätze ein Volk zu bilden, verdankten die Araber, wie schon erwähnt, hauptsächlich ihrem wichtigsten, gemeinsamen geistigen Besitz, der Poesie, die sich unter einem gewissen Schutz religiöser Institutionen hatte entfalten können. Mit

Digitized by Google



Digitized by Google

Die besonderen Beziehungen [illegible] zu ihren Göttern führen not- [illegible] und seinem Gotte ist [illegible] Einzelne Geschlechter [illegible] dieselbe Gottheit wird [illegible] so genießen sie, [illegible] Nachfolger, und jene [illegible]

[illegible] aus. Nach Ukâz z. B. [illegible] aus weiter Ferne. Zu ihren [illegible] Feier schlossen sich Messen [illegible] sondern auch der geistigen Güter [illegible] Sprache, einer in festen Formen [illegible] verdankten die Araber nicht zum [illegible]

[illegible] verehrt wurden, bahnte sich mit [illegible] Gestalten an: über ihnen allen [illegible] eines Gottes schlechthin, Allahs, dem [illegible] von Götzen herabsanken, als der Prophet [illegible] Boden entzog. Der Kultus wird zunächst [illegible] nun einmal näher stehen als Allah, aber [illegible] Menschen das ganze religiöse Bewußt- [illegible] um so höher stieg der Wert allgemein reli- [illegible] Er ist der eigentliche Wächter der Verträge, [illegible] Kultstätte geschlossen und damit der Hut des [illegible] als Schützer des stammfremden Gastfreundes, [illegible] stets hinter der [illegible] zurück. Als sein [illegible] Geschick. [illegible] an ein Verhängnis wirkt [illegible] an, sich selbst durchzusetzen, [illegible]

[illegible] befördert durch den Einfluß der [illegible] Anhänger gefunden hatten. [illegible] Einfluß, daß einheimische Herrscher [illegible] verfolgten. In den Oasen im Nord- [illegible] Juden reiche Besitzungen, sie lebten [illegible] bekehrte Araber in sich aufgenommen [illegible] nicht entbehren konnte, wurden sie [illegible] einen tiefer gehenden religiösen Einfluß [illegible]

[illegible] äußere Eindrücke sehr empfänglichen Arabern [illegible] im nahen Verkehr mit der ansässigen ara- [illegible] im Christentum aufgegangen war. Im [illegible] eine große Anziehungskraft aus, aber auch [illegible] der Lachmiden in Hira war zuletzt zum [illegible] namentlich aber in die Handel treibenden [illegible] mit den Stammesgenossen im Norden [illegible] Lehren und Gebräuche gedrungen [illegible] haben, deren Wanderungen von Palästina [illegible] verbreitet gewesen sein müssen. Die [illegible] verfolgten Sekte, und gerade diese [illegible] als die offizielle Orthodoxie.

[illegible] ein Volk zu bilden, verdankten die Araber, [illegible] gemeinsamen geistigen Besitz, der Poesie, [illegible] Institutionen hatte entfalten können. [illegible]



Das Wüstenschloß Kußair Amra

Aquarell von A. L. Mielich. Mit Genehmig. der k. k. Hof- u. Staatsdruckerei nach der Publikation der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien

Digitized by Google

religiösen Vorstellungen war sie wohl schon in ihren Anfängen verknüpft gewesen. Sie wurzelt freilich zunächst im Spieltriebe, in der Freude an Klang und Rhythmus, der dem Naturmenschen die Mühen der Arbeit überwinden hilft; so dürften bei den Nomaden auf dem Marsche die ersten Liedchen entstanden sein. Der Naturmensch knüpft aber an das in feierlicher Form gesprochene Wort zugleich die Hoffnung, daß es schon durch seine eigene Kraft jede ihm erwünschte Wirkung zu erzielen vermöge; so dient die alte Poesie zugleich dem Zauber, der auf dieser Kulturstufe der Religion noch nicht feindlich entgegentritt. Namentlich im Kriege fällt dem des Wortes Kundigen die Aufgabe zu, den Feind zu verfluchen, wie es Balak von Bileam verlangte. Aus dem Fluchspruch entwickelt sich, wenn der Glaube an seine Zaubermacht nach und nach schwindet, die Spottdichtung, die aus den Beziehungen der einzelnen Stämme auch auf das persönliche Gebiet übertragen zu einer höchst gefürchteten Waffe wird und schließlich zu einer Einnahmequelle für den vor Erpressung nicht zurückscheuenden Dichter herabsinkt. Eine weitere Quelle der Poesie liegt, wie in der ganzen Welt, so auch in Arabien, in der Liebe der Geschlechter, die aber in der allein uns näher bekannten Kunstpoesie nicht um ihrer selbst willen besungen wird, sondern dem Dichter nur den Auftakt für sein eigentliches Thema liefert. Das ist zumeist die Verherrlichung der eigenen Person, des eigenen Stammes oder bei den berufsmäßigen Barden der Preis eines Gönners. Für diese Zweckgedichte (Kaßiden, wie man sie nennt) kannte man seit langem eine im wesentlichen feststehende Form. Ehe der Dichter auf sein eigentliches Ziel lossteuert, muß er nach dem Preis der Geliebten und dem Ausdruck der Sehnsucht nach entschwundenem Liebesglück sich erst noch in Naturschilderungen ergehen. In der Beschreibung der Wüste und ihrer Charaktertiere, namentlich des Kamels, haben die Araber ausgezeichnetes geleistet. Doch auch diese Schilderungen beruhen nicht allein auf eigener Beobachtung, sondern bewegen sich oft in althergebrachten Formen. Seine eigene Individualität zu entfalten, bietet diese Poesie mithin nicht allzu viel Gelegenheit, und nur die schärfsten Gegensätze, wie etwa der irrende Dichter und König Imruulkaiß, dessen Vorfahren aus dem südarabischen Fürstengeschlechte der Kinda einst um die Wende des 6. Jahrh. die mächtigsten Beduinenstämme des Nordens zu verheerenden Raubzügen ins Römer- und ins Perserreich geeint hatten, und der sich in dem Bestreben, diese Stellung seines Hauses wieder zu erringen, aufrieb, bis er als Gast des Kaisers von Byzanz zu Ankyra in Kleinasien den Tod fand, der Sänger abgeklärter Lebensweisheit Suhair, der berufsmäßige Barde al-Ascha heben sich gegen einander ab. Nicht nur die Kunstdichter, sondern auch die Ziegenhirten des bei Mekka zeltenden Stammes der Hudhail bedienen sich in ihren poetischen Ergüssen einer gemeinsamen Sprache, die, aus allen Dialekten gespeist und überall verstanden, doch von der Alltagsrede sich scharf unterschied. Diese Liedersprache, wie wir sie ähnlich bei vielen „Naturvölkern“ finden, scheint nicht nur im ganzen Nedschd und Hidschās, sondern auch bis nach Babylonien hinein geherrscht zu haben; nur die syrischen Araber dürften ihr mehr empfangend als gebend gegenüber gestanden haben. Sie ward die Mutter des klassischen Arabisch, das durch den Islām zur Weltsprache in Vorderasien und am ganzen Südrande des Mittelmeeres geworden ist.

2. Muhammed, der Prophet.

Auf dem also vorbereiteten Boden entstand die Religion des arabischen Propheten Muhammed. Seine Geburtsstadt Mekka liegt im Hidschās, in einem von Norden nach Süden sich erstreckenden, steinigen und unfruchtbaren Tale. In dessen Mitte steht die Kaaba, ursprünglich ein Heiligtum des Mondgottes Hubal. Auf dem Tempelhof entspringt der berühmte Brunnen Semsem. In Mekka herrschte der Stamm der Koraisch, und unter ihnen waren die Familien Machsūm und Umaija die angesehensten. Der Reichtum der Stadt beruhte auf dem Handel, der an das Wallfahrtsfest der Kaaba sich knüpfte.

Das Geburtsjahr des Propheten läßt sich auf ungefähr 570 berechnen. Seine Sippe, die Banū Hāschim, scheint keine hervorragende Rolle in der Stadt gespielt zu haben. So sehr sich die Überlieferung bemüht, den Propheten von Anfang an zu verherrlichen, so kann sie doch nicht verhehlen, daß die Umstände seiner Familie zur Zeit seiner Geburt recht kläglich

Digitized by Google

waren. Sein Vater Abdallâh, Sohn des Abdalmuttalib, soll ein kleiner Kaufmann gewesen und schon zwei Monate nach der Geburt des Knaben auf einer Geschäftsreise in Medina gestorben sein. Nach wenigen Jahren folgte ihm die Gattin in den Tod nach, und so wuchs die Waise unter dem Schutze erst seines Großvaters Abdalmuttalib, dann seines Oheims Abû Tâlib auf. Das einzige authentische Zeugnis über die Jugend des Propheten besitzen wir in den Versen des Korâns, Sure 93, 3—8: „Verlassen hat Dich nicht Dein Herr, noch Dir sich abgeneigt. Das dort ist besser als was hier sich zeigt. Er gibt Dir noch, was Dir zur Lust gereicht. Fand er Dich nicht als Waisen und ernährte Dich? Als Irrenden und führte Dich? Als Dürftigen und mehrte Dich?"

Als Muhammed herangewachsen war, trat er in den Dienst der reichen Kaufmannswitwe Chadidscha. Diese führte das von ihren beiden ersten Männern ererbte Geschäft selbständig weiter, wie denn die Frau, zumal wenn sie wirtschaftlich unabhängig war, im vorislâmischen Arabien weit größere Freiheit genoß als später. In ihrem Dienste scheint Muhammed einige Reisen mekkanischer Karawanen nach dem Süden, vielleicht auch nach Bostra mitgemacht zu haben, das als byzantische Hauptfestung des Ostjordanlandes ein Mittelpunkt des Getreidehandels war. Er mag schon damals Spuren besonderer Veranlagung gezeigt haben, jedenfalls faßte seine Prinzipalin, obwohl sie etwa 15 Jahre älter war als er, eine lebhafte Neigung zu ihm. Sie trug ihm selbst die Ehe an, und durch diese Heirat ward er nicht nur der materiellen Sorgen enthoben, sondern offenbar auch sonst befriedigt. Ihrer Verbindung entsprossen vier Töchter und zwei Söhne, die aber beide in jugendlichem Alter starben, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Als Gatte wird er sich zunächst mit Eifer den Geschäften seiner Frau gewidmet haben, den Kaufmann verleugnete er auch in seinem späteren Leben nicht, da er seine Bildersprache gern an die Terminologie des Handels anlehnte.

Schon früh muß nun Muhammed sein Interesse religiösen Fragen zugewandt haben. Das war bei tiefer angelegten Naturen unter seinen Zeitgenossen, die der heidnische Kultus nicht mehr befriedigte, keineswegs ungewöhnlich. Er mag, wie die Tradition will, auf seinen Reisen Gelegenheit gehabt haben, mit Christen und Juden in Verkehr zu treten, wahrscheinlich wird er aber auch in Mekka selbst mit Christen, deren Bibelkenntnis freilich recht gering gewesen sein mag, Umgang gepflogen haben

Während nun aber manche seiner Zeitgenossen, wie z. B. der Dichter Umaija ibn abi's-Ssalt in Tâif, der Nachbarstadt Mekkas, sich mit einem allgemeinen Monotheismus begnügten, soll Muhammed sich der Askese in die Arme geworfen und Tage und Nächte lang auf dem Berge Hirâ bei Mekka Grübeleien über sein Seelenheil nachgehangen haben. Mit der Einsicht in die Nichtigkeit der Vielgötterei seiner Landsleute mußte sich ihm zugleich die Frage aufdrängen, wie lange Gott sie noch im Unglauben lassen werde, da er doch sonst anderen Völkern sich durch Propheten offenbart habe. So reifte in ihm der Gedanke, daß er selbst zu diesem Prophetenamte berufen sei. Die angeborene Schüchternheit hinderte ihn aber lange, in diesem Sinne öffentlich aufzutreten. Erst ein besonderes Erlebnis auf dem Berge Hirâ hob seine Zweifel. Er sah vor sich eine Gestalt, die er für den Engel Gabriel hielt, und der er die Stimme in seinem Innern, er sei der Gesandte Gottes, zuschrieb. Vielleicht sah er durch eine, dem Brockengespenst verwandte optische Täuschung, wie de Goeje vermutete, seinen eigenen Schatten im Nebel. Bei seiner Gattin fand er alsbald Glauben für seine göttliche Sendung, und ihm selbst schwanden die letzten Zweifel, als jene Fieberanfälle, in denen er die Stimme Gabriels zu hören glaubte, sich immer häufiger wiederholten. Was er in diesen Zuständen gehört zu haben glaubte, pflegte er alsbald, wenn sie schwanden, als Offenbarung zu verkünden.

Im Mittelpunkt von Muhammeds Gedankenwelt, wie sie in den ältesten Offenbarungen sich ausprägt, steht die Erwartung eines Gerichtes über den einzelnen Menschen; vor ihm zittert er selbst, wie es die ältesten Christen getan hatten, und wie es die Sektierer seiner Zeit noch tun mochten. Erst später tritt dafür die Erwartung eines großen Gerichtes über sein ganzes Volk ein, das Allâhs und seine Feinde vom Erdboden vertilgen werde. Als notwendiges Gegenstück zu diesen Schreckbildern schildert er dann die Freuden des Paradieses, und zwar nach Jacobs treffender Beobachtung ganz im Stile einer altarabischen Weinkneipe mit aufmerksamer weiblicher Bedienung, wie wir sie aus der Poesie kennen.

Digitized by Google

Ansicht von Mekka. Nach d'Ohsson, Tableau Général de l'Empire Ottoman, Paris 1790.

Digitized by Google

Die gewaltige Begeisterung, die den Propheten in den ersten Jahren erfüllte, äußert sich auch in der Form seiner Reden, die voll kühner Bilder und rhetorischen Schwungs rhythmisch bewegt und noch ganz poetisch gefärbt sind. Sie werden oft von seltsamen Schwüren eingeleitet und sind durchweg ganz kurz.

Bei seinen nüchternen Landsleuten fanden diese Offenbarungen wenig Anklang, man verlachte ihn oder suchte ihn als von einem Dämon besessen zu verdächtigen. Dagegen wehrte er sich nun in heftigen, sich bis zur Verfluchung steigernden Angriffen auf seine Gegner, von denen er einige persönlich hervorhebt, einen, seinen Verwandten Abû Lahab, sogar mit Namen nennt.

Von seinen Anhängern verlangte Muhammed das Bekenntnis zum Glauben an den einigen Gott und die Ergebung in Gottes Willen, Islâm, wonach seine Religion ihren Namen erhielt. Wahrscheinlich erhob er auch schon früh eine Armensteuer zur Unterstützung notleidender Gemeindeglieder, die aber erst später in Medina höhere Bedeutung erhielt. Die Hauptpflicht der Gläubigen, durch deren Erfüllung sie sich zur Gemeinde bekannten, war das Gebet, anfangs drei-, später fünfmal am Tage. Weitere religiöse Übungen, wie das Anrufen Gottes, namentlich in nächtlichen Vigilien, die er selbst nach dem Vorbilde christlicher Asketen anfangs eifrig übte, waren Privatsache. Aber wohl schon von Anfang an leitete man das Gebet durch eine Waschung ein, wie das auch in manchen christlichen Sekten üblich war.

Nächst seiner Frau bekannten sich sein Neffe Ali, sein Sklave oder Freigelassener Said und seine beiden Freunde Abû Bekr und Ssaad ibn abi Wakkâß zum Glauben an seine Predigt. Seine weiteren Anhänger waren zunächst nur Sklaven und arme Leute. Den herrschenden Klassen mußte sein Treiben bald gefährlich erscheinen, da sie mit der Religion ihrer Väter auch den Nerv ihres Geschäftes, die Wallfahrt zur Kaaba, bedroht glaubten. Daß Muhammed ein viel zu guter Lokalpatriot und Kaufmann war, um diese anzutasten, daß vielmehr durch seine Religion das Geschäft seiner Vaterstadt noch einen ungeahnten Aufschwung nehmen sollte, konnten die guten Leute damals nicht ahnen.

In dem aufreibenden und erfolglosen Kampfe gegen den Unglauben seiner vornehmen Landsleute tröstete sich Muhammed mit dem Beispiel früherer Propheten, denen es nicht besser gegangen war. Mit Vorliebe trägt er nun ihre Geschichten in seinen Offenbarungen vor, namentlich die des Moses. Seine Kenntnis der biblischen Stoffe ist übrigens recht oberflächlich und mit großen Irrtümern durchsetzt. Manche Züge mag er der jüdischen Sage, der sogenannten Haggâda verdanken, mehr aber noch christlichen Lehrern, die ihn auch mit dem Evangelium der Kindheit, der Geschichte von den Siebenschläfern, der Alexandersage und anderen eisernen Bestandteilen der mittelalterlichen Weltliteratur bekannt machten. Dazu kamen einige arabische Sagen, wie die vom Untergang der Thamûd, zu dem er die dürftige Geschichte vom Propheten Ssâlich selbst als notwendige Ergänzung hinzuerfunden haben wird. In diesen Erzählungen wird seine Redeweise immer breiter und weniger feurig, er liebt es, sie mit langen rhetorischen Erörterungen über die Erkenntnis Gottes aus den in der ganzen Natur verbreiteten Zeichen zu verbrämen.

Seine Widersacher begnügten sich nun aber nicht damit, seine Predigten einfach abzulehnen. Da sie in der Ausbreitung des neuen Glaubens eine Gefahr für ihr Gemeinwesen witterten, so suchten sie die Sklaven und Freigelassenen, die sich zu ihm bekannten, durch allerlei Folterqualen davon abzubringen. Muhammeds Freund Abû Bekr soll nun zwar einen beträchtlichen Teil seines Vermögens dazu verwandt haben, solche Märtyrer freizukaufen; aber seine Mittel reichten natürlich längst nicht aus, alle Glaubensgenossen vor Unbill zu schützen. So entschloß sich der Prophet, wenigstens einen Teil seiner Gemeinde ihren Bedrängern durch die Flucht zu entziehen. Da er sich damals noch in seinem Glauben nicht stark vom Christentum zu unterscheiden wähnte, so wies er seine Anhänger an den nächsten politischen Vertreter dieser Religion in ihrem Gesichtskreis, den Negûs von Abessinien. Seine heidnischen Landsleute standen mit Südarabien in Verbindung, das damals zum persischen Reiche gehörte. Persien aber war der alte Gegner der christlichen Mächte. So verrechnete er sich auch nicht in der Annahme, daß der christliche Negûs seinen von den Heiden verfolgten

Digitized by Google

Anhängern eine Zuflucht gewähren würde. Diese Auswanderung soll im 5. Jahre nach seiner Berufung zum Prophetenamt erfolgt sein, und die Zahl der Teilnehmer wird auf 83 Männer und einige Frauen, unter ihnen die Tochter des Propheten, Rukaija, mit ihrem Gatten Othmân, dem späteren Chalifen, angegeben.

Die in Mekka zurückgebliebene Gemeinde erhielt nun inzwischen einen sehr wertvollen Zuwachs durch den Übertritt des Omar ibn al-Chattâb, der durch seine Mutter mit dem reichen und mächtigen Geschlechte der Machsûmiden verwandt war und sich dank seiner persönlichen Vorzüge eines großen Ansehens in der Stadt erfreute. Dieser Machtzuwachs ward aber alsbald durch energischere Repressalien der Gegner ausgeglichen. Sie verhängten über Muhammed und seine Sippe den Boykott und schlossen sie in ihrem Quartier, der Schlucht des Abû Tâlib, ein. Obwohl dieser sein Oheim und Pflegevater selbst von seinem Prophetentum nichts wissen wollte, wies er doch die Zumutung der Mekkaner, seine schützende Hand von ihm abzuziehen, mit Entrüstung zurück. In dieser Zeit der Not und Bedrängnis ließ sich nun der gehetzte Prophet einmal zu einem Zugeständnis an die heidnischen Vorstellungen herbei, indem er in einer angeblichen Offenbarung ihre Göttinnen al-Lât, Ussâ und Manât als Töchter Allâhs und als Vermittlerinnen bei ihm anerkannte. Allerdings trieb ihn sein Gewissen bald dazu, dies Eingeständnis zu widerrufen. Immerhin muß es eine Zeitlang zu einer Versöhnung zwischen den Parteien in der Stadt geführt haben; denn auf das Gerücht davon kehrten mehrere Auswanderer, darunter seine Tochter mit ihrem Gatten, aus Abessinien nach Mekka zurück. Bald darauf aber trafen den Propheten zwei schwere Schicksalsschläge, indem er im selben Jahre, 619, seine Gattin und seinen Oheim Abû Tâlib durch den Tod verlor. An dessen Stelle mußte sein Bruder Abû Lahab, ein fanatischer Gegner der neuen Religion, zunächst ehrenhalber als Sippenhaupt den Propheten in seinen Schutz nehmen, aber dies unnatürliche Verhältnis konnte nicht von langer Dauer sein.



Heidnischer Zauberaltar aus Südarabien.
Original im kunsthistorischen Hofmuseum, Wien.

Diese verzweifelte Lage gab dem Propheten den Gedanken ein, sein Heil außerhalb Mekkas zu suchen. Er wandte sich zunächst an die südliche Nachbarstadt Tâif, deren Bewohner, die Thakif, mit den Mekkanern in regen Handelsbeziehungen standen. Aber dort fand er für seine Predigt so wenig Verständnis wie bei seinen Landsleuten, er ward nicht nur verhöhnt, sondern auch mit Steinwürfen vertrieben und mußte in dem Garten eines heidnischen Stammesgenossen Schutz suchen. Nach Mekka wagte er erst zurückzukehren, als ein angesehener Verwandter seiner Sippe ihn feierlich seiner Protektion versichert hatte.

Beim nächsten Pilgerfest, im März 620, suchte Muhammed unter den zahlreichen, aus ganz Arabien zusammengeströmten Fremden Anhänger für seine Lehre zu werben. Er machte dabei die Bekanntschaft einiger Männer aus dem in Medina ansässigen Stamme der Chasradsch. Deren Stadt beherbergte eine zahlreiche Judengemeinde, die in den häufigen Fehden den Heiden gar oft mit dem zu erwartenden Messias gedroht haben mochte als dem Rächer ihnen widerfahrener Unbill. So war ihnen die Idee eines Gottgesandten vertraut geworden, und sie nahmen den Islâm an, zumal sie durch die Schicksale ihres Gemeinwesens ganz anders als die satten Weltkinder in Mekka auf religiöse Gedanken vorbereitet waren.

Ihre Stadt, die damals noch Jathrib hieß, liegt in einer wasserreichen Ebene des nördlichen Hidschâs, nahe dem Randgebirge, das den Nedschd von der Tihâma scheidet. Gleich den anderen alten Kulturstätten in den Oasen des nordwestlichen Arabiens bestand auch

Digitized by Google

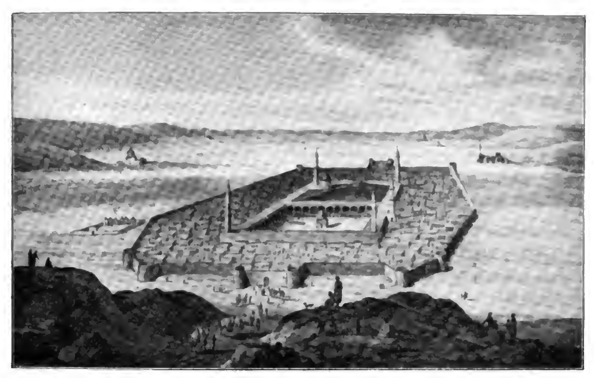
Medina aus einzelnen Gehöften, Dörfern und festen Häusern, die zwischen Palmgruppen, Gärten und Saatfeldern zerstreut lagen. Die Hauptbewohner dieser Oase waren die Auß und die Chasradsch, die später unter dem muslimischen Ehrennamen Anßār d. i. Helfer (des Propheten) zusammengefaßt wurden. Sie rechneten sich zu den Südarabern. Bevor sie dort einwanderten, sollen die Juden die Herrschaft in der Stadt gehabt haben. Deren wirtschaftliche Macht aber war angeblich durch den eingangs erwähnten Kriegszug des abessinischen Statthalters in Südarabien, Abraha, gebrochen; seitdem lebten die Juden zerstreut unter den Auß und Chasradsch, die anfangs ihre Beisassen gewesen waren. Nur der Stamm der Kainukā behielt sein geschlossenes Quartier, hatte aber seinen Landbesitz gleichfalls eingebüßt. Dieser war nur den beiden Stämmen der Nadīr und Koraiẓa verblieben, die unter den Auß wohnten, aber erst vor kurzem auf völlig gleichem Fuße in ein politisches Verhältnis zu ihnen getreten waren.

Die Araber in Medina waren zu Bauern geworden, aber sie hatten die Gewohnheiten des freien Nomadenlebens noch nicht aufgegeben. Sie fügten sich keiner obrigkeitlichen Leitung, konnten aber bei ihrem seßhaften Leben den stets neu auftauchenden Konflikten nicht mehr wie früher ausweichen. Infolgedessen kam es fortwährend zu inneren Kämpfen und endlich zu einem Bruderkriege zwischen den beiden Stämmen Auß und Chasradsch, der die ganze Stadt in Mitleidenschaft zog. In diesen Kämpfen waren die Auß den Chasradsch unterlegen. Ein Teil von ihnen hatte sich zu einem schimpflichen Frieden herbeigelassen und war durch Landabtretung fast auf die Stufe von Beisassen herabgesunken; der andere Teil aber, der dazu zu stolz war, hatte sich lieber ganz aus seinem Gebiete vertreiben lassen. Aber im Bunde mit den Judenstämmen der Nadīr und Koraiẓa hatten sich die Auß noch einmal aufgerafft, und in einer großen Entscheidungsschlacht bei Buāth hatten sie den Chasradsch nach langem Ringen den Sieg entrissen. Zu einem ehrlichen Frieden war es aber nicht gekommen, der Krieg aller gegen alle dauerte weiter an, und die Unsicherheit war schließlich so groß geworden, daß man nicht mehr ohne Lebensgefahr seinen Geschäften nachgehen konnte. Diese Zustände mußten beiden Stämmen um so unerträglicher vorkommen, als sie das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit noch nicht verloren hatten. Aber keiner unter ihnen war angesehen genug, um den Zwist beilegen zu können; der schon lange unentbehrliche Schiedsrichter konnte nur von außen kommen. So hatte der mörderische Bruderzwist dem Propheten die Wege geebnet.

Die sechs Chasradschiten, mit denen Muhammed bei der Wallfahrt des Jahres 620 auf der Akaba, dem Paß zwischen Minā und Mekka, zusammengetroffen war, kehrten in ihre Heimat zurück und wirkten dort, unterstützt von einem der früher nach Abessinien ausgewanderten Muslime, für den neuen Glauben. Im nächsten Jahre kamen fünf von ihnen mit sieben neu gewonnenen Gläubigen abermals nach Mekka und trafen mit Muhammed am selben Orte zusammen. Er verpflichtete sie auf die Grundgesetze des Islāms und entließ sie dann in Begleitung eines tüchtigen Korānkenners wieder in ihre Heimat. Die Muttergemeinde in Mekka hatte noch eine Krisis zu bestehen, da Muhammeds Bericht von einer wunderbaren Reise nach Jerusalem, die er, offenbar auf Grund eines Traumes, bei Nacht in Gabriels Begleitung gemacht haben wollte, und die ihn nach der späteren Überlieferung sogar bis in den Himmel geführt haben soll, bei manchem Gläubigen Zweifel und Anstoß erregte. Abū Bekr aber soll es gelungen sein, durch das Beispiel unerschütterlichen Glaubens, das er selbst gab, die Zweifler zum Schweigen zu bringen. Im Jahre 622 kam schon eine ziemlich stattliche Zahl von neuen Gläubigen aus Medina, und zwar aus beiden Stämmen Auß und Chasradsch nach Mekka, und nun ließ sich Muhammed durch seinen Oheim Abbāß förmlich aus dem Verbande seiner Sippe heraus unter den Schutz der neuen Gläubigen stellen. Als die heidnischen Koraischiten davon erfuhren, beschwerten sie sich bei dem gleichfalls noch heidnischen Häuptling der Chasradsch über diese Einmischung in ihre Angelegenheiten, mußten sich aber beruhigen, da jener, ohne zu ahnen, daß die Tage seiner Autorität gezählt seien, ein solches Vorkommnis für ausgeschlossen erklärte.

Ganz im stillen verließen nun nach und nach die gläubigen Mekkaner im Sommer 622 ihre Heimat und wandten sich nach Jathrib. Erst im Herbst folgte ihnen der Prophet, der vorher noch als Depositar für seine Anhänger Geldgeschäfte abzuwickeln hatte, in Begleitung Abū Bekrs. Am 20. September 622 langte er in Kubā, einem Vorort, etwa eine halbe Meile

Digitized by Google



Ansicht von Medina. Nach d'Ohsson, Tableau Général de l'Empire Ottoman, Paris 1790.

südlich von Medina an. Diese Hidschra des Propheten, d. i. nicht eine Flucht, sondern eine Auswanderung als Bruch mit einer unhaltbaren Vergangenheit und als Anfang eines neuen Lebens, ist den Muslimen mit Recht so wichtig erschienen, daß sie sie unter der Regierung des zweiten Chalifen zum Ausgangspunkt ihrer Zeitrechnung machten, wobei sie den Beginn der Ära natürlich an den Jahresanfang zurücklegen mußten.

Muhammeds erste Sorge war der Bau eines Bethauses, das in kurzer Zeit aus Luftziegeln mit einem Dach aus Palmblättern hergestellt ward. Die ihm naturgemäß zufallende Aufgabe eines Friedensstifters löste er, indem er einen uns im Wortlaut erhaltenen sehr ausführlichen Vertrag zwischen den Bewohnern der Stadt zustande brachte. Die verschiedenen Geschlechter schließen sich unter Allāhs Schutz zu einer einzigen Gemeinde zusammen, die auch die Heiden und die Juden umfaßt. Da aber die Gläubigen die Seele der Gemeinschaft waren und da ihre Taten nach altarabischer Anschauung die Gesamtheit verpflichteten, so hatten sie von selbst das Übergewicht. Das allgemeine Fehderecht wird aufgehoben. Der Mörder ist der Blutrache verfallen, aber niemand darf für ihn Partei ergreifen. Gegen äußere Feinde steht die Gemeinde zusammen, doch sind die Juden, wenn es sich nicht um einen Angriff auf die Stadt selbst handelt, nur zu einem Beitrage zu den Kriegskosten, nicht zu aktiver Teilnahme verpflichtet.

Muhammeds Hauptstütze in der neuen Heimat waren seine aus Mekka ausgewanderten Landsleute, die Muhādschirūn. Während sich die einigermaßen bemittelten Mekkaner in den einzelnen Quartieren der Stadt verteilten, blieb die nicht geringe Zahl heimat- und mittelloser Männer unter ihnen ohne feste Wohnung in der Nähe des Propheten. Sie bildeten seine Leibwache und trugen nicht wenig dazu bei, sein Ansehen bei seinen neuen Mitbürgern zu heben.

Das religiöse Interesse des Propheten war in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Medina durch sein Verhältnis zu den Juden beherrscht. Er muß bei seiner Ankunft gehofft haben, daß sie sich zu seiner Lehre bekehren würden. Daher suchte er sie zu gewinnen, indem er den Kultus seiner Gemeinde in manchen Punkten dem ihren anpaßte. Schon in Mekka hatte er beim Gebete die Richtung nach Jerusalem eingeführt. In Nachahmung des jüdischen Fastens am Versöhnungstage, dem 10. Tischri, verordnete er ein Fasten für den Aschuratag, den 10. Muharram. Da er in Medina von Anfang an ungestört den Gottesdienst mit seiner Gemeinde öffentlich

Digitized by Google

abhalten konnte, so stellte er einen Gebetsrufer, Muedhdhin, an. Damit setzte er sich freilich schon in bewußten Gegensatz zu den beiden monotheistischen Religionen. Während in den Synagogen des Orients die Aufforderung zum Gebet durch Posaunenblasen erfolgte, bedienten sich die Christen großer Holzklappern (Semanterien) an Stelle der Kirchenglocken, wie noch heute die römische Kirche in der Karwoche. Im Gegensatz zu beiden Gebräuchen wählte Muhammed die menschliche Stimme, um seine Gläubigen zum Gebet zu sammeln.

Bald aber geriet Muhammed mit den jüdischen Schriftgelehrten in allerlei Dispute. Mögen deren Kenntnisse in einer so entlegenen Gemeinde auch noch so gering gewesen sein, sie waren doch an positivem Wissen und an Denkschärfe dem völlig ungeschulten Propheten sehr überlegen; die mancherlei Blößen seines alttestamentlichen Wissens, die er sich in den mekkanischen Sûren gegeben hatte, konnten ihnen nicht verborgen bleiben. Ihre spöttischen Hinweise darauf vermochten aber seinen Glauben an die Wahrheit seiner Offenbarungen nicht zu erschüttern. Aus dem Widerspruch der Juden gegen seine Lehre konnte er nur schließen, daß sie vom rechten Glauben abgefallen seien, und daß sie die heiligen Schriften, die auch er als von Gott stammend schon anerkannt hatte, gefälscht hätten.

Diese Polemik mit den Juden hatte nun auch bald praktische Folgen. Schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in Medina verlegte er die Gebetsrichtung nach dem mekkanischen Heiligtum der Kaaba. Mehr und mehr kehrte er den nationalarabischen Charakter seiner Religion hervor. Auch das den Juden entlehnte Aschurafasten schaffte er wieder ab und führte an Stelle dessen das noch heute gültige Fasten im ganzen Monat Ramadân ein. Im Gegensatz zu den Christen, die während der Quadragesimalfasten nur des Fleischgenusses sich enthielten, verlangte er von seinen Gläubigen völlige Enthaltung von Speise während des ganzen Tages, und ließ ihnen dafür die Freiheit, sich nachts zu entschädigen.

Um seine Wiederanknüpfung an den Kultus seiner mekkanischen Heimat zu begründen, behauptete Muhammed, seine Religion sei mit der Abrahams identisch. Dieser selbst habe für seinen Sohn Ismael das Heiligtum zu Mekka gegründet und das dort alljährlich gefeierte Pilgerfest eingeführt. Dieses müsse nur von den heidnischen Mißbräuchen gesäubert werden, dann könne man unmittelbar wieder an die göttlichen Traditionen Abrahams anknüpfen.

Damit begründete er zugleich das nächste und wichtigste Ziel seiner auswärtigen Politik, die Unterwerfung seiner heidnischen Landsleute. Einen planmäßigen Feldzug gegen sie konnte er nach Lage der Umstände nicht gleich eröffnen. Aber die Karawanen der Mekkaner, die bei Medina vorbeikamen, weckten sehr bald die Beutelust der Gläubigen. Schon im ersten Jahre und zu Anfang des zweiten soll Muhammed mehrmals vergeblich versucht haben, solche Karawanen abzufangen. Erst zu Beginn des heiligen Monats Radschab gelang es einer von ihm mit versiegelter Order ausgesandten Streifschar, eine reich beladene mekkanische Karawane, deren Bedeckung im Vertrauen auf den Gottesfrieden keine besonderen Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte, zu überrumpeln und eine schwere Beute heimzubringen. Als nun aber dieser Bruch des Völkerrechts in Medina selbst einen Sturm der Entrüstung auslöste, verleugnete Muhammed die unzweifelhaft in seinem Sinne geschehene Tat, als auf einem Mißverständnis seiner Befehle beruhend. Erst später, als der Anblick der reichen Beute die Habsucht genügend geweckt hatte, wagte er in einer Offenbarung den Kampf gegen die Ungläubigen auch im heiligen Monat für rechtmäßig zu erklären und die Beute zu verteilen.

Zwei Monate später bot sich schon wieder eine Gelegenheit, diesen glücklichen Coup zu wiederholen. Die syrische Karawane aus Gaza, bei der fast alle mekkanischen Firmen mit Kapital beteiligt waren, wurde demnächst in Mekka erwartet. Ihr Führer war Abû Sfufjân, der Chef des Hauses Umaija. Auf Muhammeds Aufforderung fanden sich gegen 300 Freiwillige, sowohl von den Auswanderern wie von den Medinensern, zu einem Streifzug gegen die Karawane bereit. Abû Sfufjân war aber schon auf einen Anschlag gefaßt und führte seine Leute einen Umweg an der Küste entlang. Durch einen Eilboten warnte er die Mekkaner vor der drohenden Gefahr, und diese machten sich angeblich dreimal so stark wie die Muslime auf den Weg nach Norden. Bei Badr, einem Ort an der Karawanenstraße mit gutem Trinkwasser, gedachte Muhammed dem Abû Sfufjân aufzulauern. Statt dessen aber trat ihm dort ein starkes Heer gegenüber. Muhammed mußte alle seine begeisternde Kraft aufbieten, um

Digitized by Google





Zwei [illegible] Fabuch (Schatzkästlein)
[illegible] Die Bilder stellen dar: Oberes
[illegible] vielleicht den Propheten
[illegible] Kain, [illegible] von
[illegible] im Namen der [illegible]

[illegible] an. Damit setzte er sich freilich [illegible] Religionen [illegible] in den [illegible] Volkstümlichkeit erlangte, bei [illegible] an [illegible], wie [illegible] Gebräuche [illegible] zum Gebet zu sammeln.

[illegible] Drohungen [illegible] auch wenn so wenig [illegible] sein, [illegible] ungehaltenen Predigten [illegible] in den [illegible] haben. [illegible] Hinweis darauf [illegible] nicht zu erschüttern. [illegible] Lehre konnte [illegible], daß sie dem [illegible] die [illegible], die [illegible] als von Gott [illegible] hätten.

[illegible] nun auch [illegible] Folgen. Schon im zweiten [illegible] nach dem mekkanischen [illegible] Charakter [illegible] schaffte er wieder ab und führte [illegible] Monat Ramadan ein. Im Gegen[illegible] nur des [illegible] sich ent[illegible] den Speise während des ganzen [illegible] zu enthalten.

[illegible] mekkanischen Heimat zu begründen, [illegible] Abrahams [illegible]. Dieser selbst habe [illegible] gegründet und das dort [illegible] heidnischen Mißbräuchen gesäubert werden, [illegible] Traditionen Abrahams anknüpfen.

[illegible] und [illegible] Ziel seiner auswärtigen Politik, [illegible] Einen [illegible] Feldzug gegen sie [illegible]. Aber die Karawanen der [illegible], die [illegible] Beutelust der Gläubigen. Schon im ersten Jahre [illegible] vergeblich versucht haben, solche Kara[illegible] heiligen Monats [illegible] gelang es einer von ihm [illegible] Streifscharen, eine reich beladene mekkanische [illegible], [illegible] den Gottesfrieden [illegible] eine [illegible]. Als nun aber dieser [illegible] verleugnete [illegible] Tat, als auf einem [illegible] der reichen Beute [illegible] den Kampf gegen die Ungläubigen auch im [illegible] und die Beute zu verteilen.

[illegible] bot sich schon wieder eine Gelegenheit, diesen [illegible] Karawane aus Gaza, bei der fast alle mekkanischen [illegible] in Mekka erwartet. [illegible] Mohammeds [illegible] den [illegible], zu einem [illegible] gegen [illegible] und [illegible]. Durch einen Boten [illegible] die Mekkaner [illegible] wie die [illegible] an der Karawanen[illegible] mit einem [illegible] Statt [illegible] seine [illegible] auftreten, und

Digitized by Google





Zwei Miniaturen aus einem persischen Fālbuch (Schatzkästlein)

Original im Ethnographischen Museum zu Amsterdam. Die Bilder stellen dar: Oberes Bild: Die bösen Geister der Wildnis bedrohen einen Reisenden (vielleicht den Propheten Schoaib?) Unteres Bild: Die heilige Familie (Muhammed, Ali, Hasan, Husain) von Huri's umgeben unter dem Tūbābaum am Paradiesesquell; im Baume der Vogel Hōma.

Digitized by Google

seine Leute zur Annahme des Kampfes zu bewegen. Nachdem ihm dies aber einmal gelungen war, trug der Gehorsam und die Disziplin, an die seine Anhänger durch die täglichen gemeinsamen Gebetsübungen gewöhnt waren, den Sieg über die zügellose Übermacht der Mekkaner davon.

Die moralische Wirkung dieses ersten Erfolges war groß. Fast jede mekkanische Familie hatte den Tod eines Verwandten zu beklagen oder einen Gefangenen freizukaufen. In Medina stärkte der Sieg den Einfluß des Propheten sehr erheblich und ermöglichte es ihm, gegen seine Widersacher, die er bisher schweigend hatte dulden müssen, energisch vorzugehen. Die Medinenser, die noch Heiden geblieben waren, mußten jetzt zum Islâm übertreten. Viele von ihnen taten das allerdings nur mit innerem Widerstreben, und diese „Zweifler" machten dem Propheten noch viel zu schaffen. Schlimmer erging es den Juden.

Der Goldschmiedstamm der Kainukâ bekam zuerst seine Macht zu fühlen. Angeblich weil sie einen Muslim, der einen Juden im Streit erschlagen hatte, ihrerseits ohne weiteres töteten, bot Muhammed seine Krieger gegen sie auf und zwang sie, nachdem er sie 14 Tage in ihrem Quartier belagert hatte, zur Ergebung. Das anfangs über sie verhängte Todesurteil ermäßigte er auf die Fürsprache des Häuptlings der Chasradsch auf Verlust von Hab und Gut und Vertreibung aus dem Lande.

Da Muhammed fortfuhr, den Karawanenhandel der Mekkaner zu stören, entschlossen sich diese im Bunde mit ihren Nachbarn, den Thakîf in Tâif, ihre Niederlage bei Badr zu rächen. Sie brachten ein für arabische Verhältnisse ganz gewaltiges Heer von angeblich 3000 Mann, darunter 700 Gepanzerte, nebst 200 Pferden und 3000 Kamelen auf die Beine. Da sie einen großen Troß mit vielen Weibern mit sich führten, kamen sie nur langsam vorwärts. Zu Anfang des Jahres 624 langten sie auf der Ebene an, die sich im Norden von Medina bis zu dem eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernten Berge Ochod hinzieht. Muhammed gedachte anfangs auf den Rat des Häuptlings der Chasradsch ihren Angriff in der Stadt zu erwarten, ließ sich dann aber durch die Kriegslust der Seinen zum Auszug bewegen. Als die Gläubigen nun aber beim Anblick des gewaltigen Heeres den Mut verloren, bestand er darauf, den Kampf im freien Felde auszufechten, und er ließ sich auch nicht beirren, als der Häuptling der Chasradsch mit 300 Mann in die Stadt zurückzog. Trotz dieses üblen Anfanges waren die Muslime zunächst wieder im Vorteil und drangen schon in das Lager der Feinde ein. Durch diesen Erfolg ließ sich aber eine Abteilung Bogenschützen, die ihre linke Flanke decken sollte, dazu verleiten, ihren Posten zu verlassen. Das benutzte Châlid ibn al-Walid, der damit die erste Probe seines später noch oft im Dienste des Islâms bewährten militärischen Scharfblickes ablegte, an der Spitze der mekkanischen Reiter die entblößte Flanke der Muslime zu überrennen. Damit war der Tag für sie verloren; Muhammed selbst wurde verwundet, und das falsche Gerücht, er sei gefallen, raubte den Seinen den letzten Rest ihrer Widerstandsfähigkeit. Zu ihrem Glück verstanden die Mekkaner aber nicht ihren Sieg auszunützen, sondern kehrten ihres Erfolges froh einfach wieder in die Heimat zurück.

In den Augen seiner Anhänger konnte diese Niederlage dem Propheten kaum schaden, da sie sich bewußt waren, sie durch ihren Ungehorsam selbst verschuldet zu haben. Aber bei den Beduinen der Umgegend hatte sein Ansehen doch einen Stoß erlitten, das zeigte z. B. die Ermordung von 40 seiner Glaubensboten im Gebiete des Stammes Hawâsin. Er mußte durch ein neues Unternehmen die Einbuße an kriegerischem Ruhm wett zu machen suchen. Das nächste und leichteste Opfer waren wieder die Juden. Unter nichtigem Vorwande griff er die Nadir an und schloß sie in ihrem Quartiere ein. Nach 14tägiger Belagerung mußten sie, da nicht einmal ihre Glaubensgenossen, die Koraisa, ihnen zu helfen wagten, kapitulieren. Sie wanderten nach der 20 Meilen n. von Medina gelegenen Oase Chaibar aus, wo sich schon eine große Judenkolonie befand. Ihren Grundbesitz überwies Muhammed seinen Muhâdschirûn. Im Laufe des Jahres 626 führte der Prophet auch Streifzüge gegen einige Beduinenstämme, deren einer ihn schon bis in die Nähe von Mekka führte. Bei solchen ungefährlichen Expeditionen pflegte er zwei seiner Gattinnen mitzunehmen. Seine Lieblingsfrau, die damals 14jährige Tochter des Abû Bekr, Âïscha, war nun auf einem dieser Züge eines Abends durch die Suche nach einem verlorenen Halsband vom Heere abgekommen und erst am anderen

Digitized by Google

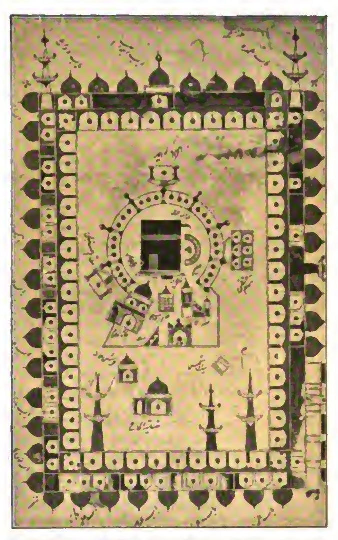
Tage in Begleitung eines ihr schon früher bekannten jungen Mannes ins Lager zurückgekehrt. Dadurch geriet sie in den Verdacht der Untreue, und der Prophet schickte sie ins Elternhaus zurück. Nach Ablauf eines Monats aber bestätigte Allāh ihm durch eine Offenbarung ihre Unschuld und verfügte zugleich, daß jede Anklage gegen eine verheiratete Frau, die nicht durch vier Augenzeugen erhärtet werden könne, als Verleumdung mit 100 Geißelhieben zu bestrafen sei. Zu den Gegnern der Āïscha, die den Propheten hatten bestimmen wollen, sich von ihr zu scheiden, hatte auch sein Schwiegersohn Ali gehört; der Haß, mit dem Āïscha diesen später unter seinem Chalifat verfolgte, datiert gewiß aus dieser Zeit. Auf die gesellschaftliche Stellung der Frauen im Islām hat dies Halsbandabenteuer der Āïscha allerdings keinen Einfluß gehabt, wie man wohl gemeint hat. Die Sitte, daß verheiratete Frauen den Schleier trugen, war schon altarabisch und vom Propheten schon vorher aus anderem Anlaß noch einmal eingeschärft worden. Der Schleier aber hat die Frauen wie vor dem Islām so noch bis in die Umaijadenzeit nicht gehindert, sich ziemlich frei in der Öffentlichkeit zu bewegen und manchmal recht erheblichen Einfluß auszuüben. Erst die von den Abbāßiden nach christlich-byzantinischem Vorbild eingeführte Haremswirtschaft hat die Frauen schließlich entwürdigt.

Trotz Muhammeds Streifen unter den Beduinen war es nun aber inzwischen den Mekkanern gelungen, einen großen Bund gegen ihn zusammenzubringen. Etwa im März 627 rückten gegen 10000 Mann, darunter 4000 Koraischiten unter dem Oberbefehl des Abū Sfufjān gegen Medina vor. Sie kamen diesmal mit so ungewohnter Schnelligkeit heran, daß Muhammed nur eine Woche Zeit hatte, sich auf ihren Empfang vorzubereiten. Bei der Übermacht der Feinde konnte er an eine offene Feldschlacht nicht denken. Er mußte sich in Medina selbst verteidigen, zumal nach der Gemeindeverfassung nur in diesem Falle sämtliche Mitbürger zur Heeresfolge verpflichtet waren. Nach drei Seiten war die Stadt durch aneinanderschließende Häuserreihen ziemlich gedeckt, nur nach Norden zu war sie offen. Auf Rat eines ehemaligen persischen Sklaven Ssalmān warf Muhammed hier einen breiten Graben auf, um sich gegen Reiterangriffe zu sichern. Ein solches Verteidigungsmittel war bisher in Arabien unbekannt gewesen und machte so gewaltiges Aufsehen, daß dieser Feldzug danach der Grabenkrieg genannt wurde. Es erfüllte denn auch seinen Zweck vollständig, die Feinde sahen sich zu einer Belagerung gezwungen und wurden ihrer bald überdrüssig, da die Verproviantierung auf den noch kahlen Feldern schwierig war. Als auch ihre Verhandlungen mit dem Judenstamme der Koraiſa, die gerade am Rande der Stadt wohnten, durch deren Unentschlossenheit nicht zum Ziele führten, und als die Belagerer ihren wertvollsten Besitz, ihre Reittiere, unter den Unbilden der Witterung massenhaft eingehen sahen, so entschlossen sie sich bald zum Abzug. Noch am selben Tage griff Muhammed die Koraiſa an, die sich immerhin zweideutig gezeigt hatten. Nach vierzehntägiger Belagerung mußten sie sich ergeben; um ein Exempel zu statuieren, ließ Muhammed die Männer, 600 an Zahl, hinrichten, die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkaufen.

Seit Muhammed die Gebetsrichtung nach der Kaaba verlegt und damit deren Heiligkeit anerkannt hatte, mußte ihm auch ihr Besitz als letztes Ziel seiner Politik vorschweben. Zunächst machte er freilich einen Versuch, sich im Frieden mit den Seinen an der allgemeinen Wallfahrt des Jahres 627 zu beteiligen. Er mag sich durch seinen Oheim Abbāß vorher mit den Häuptern der Stadt verständigt und bei ihnen Geneigtheit zum Frieden gefunden haben. So machte er sich mit 1500 Mann, die als einzige Waffe das Schwert trugen, im Pilgerkleide auf den Weg nach Mekka. Dort muß aber die Stimmung gegen ihn inzwischen umgeschlagen sein. Als er der Stadt auf 10 Meilen nahe gekommen war, erfuhr er, daß die Mekkaner mit ihren Bundesgenossen vor dem Nordtor ein Lager bezogen und ihre Reiterei auf der Straße nach Medina vorgeschoben hatten. Muhammed schwenkte daher nach rechts ab, umging den Reitervorposten und gelangte bis Hodaibija an der Grenze des heiligen Gebietes. Er ließ sich dort nieder und eröffnete Verhandlungen mit den Mekkanern. Zu dem Zwecke schickte er seinen Schwiegersohn Othmān, der durch seine Sippe, die Umaijaden, am meisten Einfluß hatte, in die Stadt. Als drei Tage vergingen, ohne daß er zurückkehrte, verbreitete sich das Gerücht, er sei ermordet worden. Eine solche Verletzung des Völkerrechts hätte Muhammed nicht ungerächt lassen können, obwohl er auf einen Kampf nicht vorbereitet war. Er sammelte daher die Seinen um sich und ließ sich, unter einem großen Baume stehend,

Digitized by Google

noch einmal ihre Treue versichern. Diese „Huldigung des Wohlgefallens", das nämlich Gott daran nahm, mitgeleistet zu haben, galt später für einen hohen Ruhmestitel. Jenes Gerücht aber erwies sich als grundlos, und die Mekkaner zeigten sich durchaus geneigt zu einem friedlichen Abkommen. Sie schickten einen Unterhändler in sein Lager, und dieser schloß mit Muhammed einen Waffenstillstand auf zehn Jahre. Er ließ sich herbei, sein Vorhaben diesmal aufzugeben und umzukehren; dafür würden ihm die Mekkaner übers Jahr die Stadt auf drei Tage räumen, damit er und die Seinen ungestört die Wallfahrtszeremonien vollziehen könnten. Wer von den Koraisch während des Waffenstillstandes gegen den Willen seiner Sippe zu ihm komme, den solle er ausliefern, während Überläufer von seiner Seite unangefochten in Mekka bleiben könnten. Über dies Zugeständnis war die Umgebung des Propheten um so mehr empört, als er auch darauf verzichtete, sich in der Vertragsurkunde als Boten Gottes bezeichnen zu lassen. Aber die Zukunft gab ihm recht. Auf Grund des Vertrages lieferte er zwar den Banū Suhra einen ihrer Klienten aus. Dieser aber erschlug unterwegs den einen seiner beiden Begleiter, die ihn nach Mekka zurückbringen sollten, und entfloh an die Küste. Dort sammelten sich bald zahlreiche Flüchtlinge aus Mekka, die in gleicher Lage waren, um ihn und überfielen unter seiner Führung vorüberziehende Karawanen der Mekkaner. Nun mußten diese selbst den Propheten bitten, jenen verhängnisvollen Paragraphen wieder zu streichen und die Wegelagerer bei sich aufzunehmen.



Die Moschee in Mekka mit der Kaaba. Miniatur aus einem persischen Pilgerbuch vom Jahre 1576 in Privatbesitz zu New-York.

Um seinen Anhängern einen Ersatz für den scheinbaren Mißerfolg von Hodaibija zu bieten, führte Muhammed sie bald darauf, im Frühling 628, gegen die reichen Judenkolonien in Chaibar, Wādilkorā und Fadak. Diese hatten zu ihrem Schutze 4000 Beduinen aus dem Stamme der Ghatafān an sich gezogen; als sie aber nicht wagten, dem Propheten in offener Feldschlacht entgegenzutreten, sondern sich in ihren Burgen einschlossen, so zogen ihre Bundesgenossen wieder ab. Da sie keine Belagerungsmaschinen hatten, konnten die Muslime anfangs nichts ausrichten. Nur durch Verrat gelang es ihnen, in eins der Quartiere einzudringen. Als sie nun die dort gefundenen Kriegswerkzeuge gegen die anderen Burgen richteten, kapitulierten die Juden auf freien Abzug mit Weib und Kind gegen Auslieferung ihrer sämtlichen Habe. Da es aber nicht ratsam schien, fern von Medina Gläubige anzusiedeln und so die Kraft des jungen Islām zu schwächen, so überließ man den Juden ihren Grundbesitz mit der Maßgabe, die Hälfte des Ertrages abzuliefern.

Beim nächsten Pilgerfest konnte Muhammed dann auf Grund des Vertrages seinen Einzug in Mekka halten. Die Heiden hatten zwar die Stadt verlassen, aber nicht nur seine Verwandten,

Digitized by Google

an ihrer Spitze sein Oheim Abbâß, waren dort geblieben, er hatte auch die Genugtuung, einigen seiner ehemals hartnäckigsten Gegner das Glaubensbekenntnis abzunehmen, unter ihnen dem Châlid ibn al-Walîd, dem Sieger von Ochod, später das „Schwert des Islâms" genannt, und dem Umaijaden Amr ibn al-Aß, dem nachmaligen ersten Statthalter von Ägypten.

Die in der Bildung begriffene neue Macht in Arabien erregte damals schon die Aufmerksamkeit der Statthalter in den angrenzenden Provinzen des byzantinischen Reiches. Der Patriarch von Alexandrien, Kyros, der unter Kaiser Heraklios Vizekönig von Ägypten war und den die Araber mit einer Umbildung seines griechischen Spottnamens Mukaukiß nennen, schickte dem Propheten, über dessen Neigungen er gut unterrichtet gewesen sein muß, neben anderen Geschenken zwei schöne Sklavinnen. Die eine von diesen überließ Muhammed seinem Hofdichter Haßßân ibn Thâbit, dessen Aufgabe es war, die Taten der Muslime zu verherrlichen. Die andere, Mârija, nahm er selbst zur Konkubine und erlebte die Freude, daß sie ihm einen Sohn gebar, während alle seine rechtmäßigen Gattinnen außer der Chadîdscha kinderlos geblieben waren. Er nannte ihn Ibrâhîm nach dem Namen des Erzvaters, dessen Glauben wiederherzustellen er sich berufen fühlte; doch starb dieser Sohn noch vor Vollendung des ersten Lebensjahres.

Weniger friedlich gestalteten sich von Anfang an die Beziehungen der Muslime zu den Byzantinern in Syrien. Da Muhammed seine Macht auch unter den Beduinen Nordarabiens ausbreitete, kam er bald mit dem rhomäischen Grenzposten in Berührung. Ein Bote, den er im Jahre 629 an den Kommandanten der Festung Bostra im Ostjordanlande gesandt hatte, war abgefangen und hingerichtet worden. Um diese Tat zu sühnen, sandte Muhammed ein Heer von 3000 Mann unter Führung seines Pflegesohnes Said ibn Hâritha nach Norden. Die ghassânidischen Grenztruppen zogen den Muslimen entgegen, und so kam es schon wenige Meilen nördlich von Medina zu einem Gefecht, in dem die Gläubigen Sieger blieben. Sie drangen dann bis Muta, nahe der Südspitze des Toten Meeres, vor. Dort stießen sie auf ein inzwischen zusammengezogenes byzantinisches Heer unter Führung des Patrikios Theodoros. Dessen gewaltiger Übermacht waren die Muslime bei aller Tapferkeit nicht gewachsen. Nachdem Said und zwei schon von Muhammed selbst zu seinen Nachfolgern ernannte Führer gefallen waren, gelang es Châlid ibn al-Walîd mit Mühe, die stark geschwächte Truppe nach Medina zurückzuführen. Um den üblen Eindruck dieser Schlappe etwas zu verwischen, ward bald darauf Amr ibn al-Aß gegen die Beduinen im Norden der Wüste geschickt, und sein energisches Auftreten bewog denn auch noch im selben Jahre die meisten Stämme, den Islâm anzunehmen.

Die Koraischiten in Mekka hatten ihre Hoffnung, den Propheten noch einmal zu besiegen, längst aufgegeben und waren nur noch bedacht, den Waffenstillstand von Hodaibija zu erhalten und nicht neue Gefahren für ihren ohnehin gedrückten Handel heraufzubeschwören. Der Prophet hingegen wartete nur auf einen Vorwand, um endgültig mit ihnen abzurechnen. Eine Schlägerei zwischen einem zum Islâm bekehrten Beduinenstamme und einigen Parteigängern der Koraisch, an der auch Leute aus der Stadt selbst teilgenommen haben sollten, lieferte ihm den Vorwand, den Frieden für gebrochen zu erklären.

Im Ramadân des Jahres 630 brach er mit einem großen Aufgebot von Medinensern und Beduinen, insgesamt 10000 Mann, gegen seine Vaterstadt auf. Schon auf halbem Wege kamen ihm manche Mekkaner, unter ihnen sein Oheim Abbâß, entgegen und schlossen sich ihm an. An ernstlichen Widerstand dachte nur noch eine kleine Partei in der Stadt. Als der Prophet in Marr as-Sahrân, nordwestlich von Mekka, ein Lager bezogen hatte, erschien dort sogar Abû Ssufjân, der einst die Seele des Widerstandes gegen ihn gewesen war, und legte das Glaubensbekenntnis ab. Er erhielt für die Seinen und für alle, die in seinem Hause Zuflucht suchen würden, das Versprechen voller Sicherheit und kehrte dann wieder in die Stadt zurück. Sein Rat, dem Propheten bei seinem Einzug nicht entgegenzutreten, fand bei seinen Mitbürgern williges Gehör. Nur eine kleine Schar Unversöhnlicher hielt sich kampfbereit. Von drei Seiten zugleich ließ Muhammed seine Truppen in Mekka einziehen. Nur beim Südtor, das die Kriegspartei, vielleicht in der Hoffnung, sich nach Jemen durchzuschlagen, besetzt hatte, stieß Châlid ibn al-Walîd auf kurzen Widerstand. Ohne ernsten Kampf

Digitized by Google



Muhammed bei der Belagerung einer Burg. Arabische Miniatur vom Jahre 1314/15. Eine der sehr seltenen Darstellungen des Propheten. Nach Library of the Royal Asiatic Society, London.

legte sich die Stadt ihrem großen Sohne, den sie vor acht Jahren in die Fremde getrieben hatte, zu Füßen.

Vor der Kaaba angekommen, ging Muhammed siebenmal um das Heiligtum herum, indem er jedesmal den schwarzen Stein berührte. Damit nahm er den heidnischen Ritus in seine Religion auf. Die im Tempel aufgestellten Götzenbilder ließ er zerstören und verlangte auch die Auslieferung der in Privathäusern noch vorhandenen Götzen, obwohl er seinen Mitbürgern sofortige Bekehrung zum Islâm nicht zumutete. Nur vier seiner ehemaligen Widersacher ließ er besonders schwere Vergehen mit dem Tode büßen. Den andern erwies er sich so huldreich, daß er die Eifersucht der Medinenser erregte. Ihre Furcht, daß er in Mekka bleiben würde, erwies sich freilich bald als unbegründet.

Nur vierzehn Tage konnte Muhammed sich in seiner Vaterstadt seines Erfolges freuen. Inzwischen hatte sich eine gefahrdrohende Wolke gegen ihn zusammengezogen. Die Thakif, die Bewohner von Tâïf, der südlichen Nachbarstadt Mekkas, hatten sich mit den ihnen verwandten Hawâsin, einem im Nedschd weitverbreiteten Beduinenstamme, vereinigt. Ein für arabische Verhältnisse ganz gewaltiges Bundesheer von 30000 Mann lagerte bei Honain. Als Muhammed ihm entgegenrückte, ließen sich die an der Spitze seiner Truppen ziehenden Beduinen anfangs überrennen, aber die standhafte Ruhe seiner medinensischen Kerntruppen konnten die Verbündeten trotz ihrer Übermacht nicht erschüttern. Allerdings gelang es den meisten der Hawâsin, nach Tâïf zu entkommen, da Muhammeds Beduinen sich zur Unzeit der Verwandtschaft mit ihnen erinnerten und die Verfolgung lässig betrieben. In ihrem Lager aber fiel eine reiche Beute in die Hände der Sieger, die dem Propheten später erwünschte Gelegenheit gab, durch „herzgewinnende" Geschenke seine neubekehrten Landsleute im Glauben zu stärken.

Nicht so glücklich war Muhammed in seinem Unternehmen gegen die Stadt Tâïf selbst, vor deren Mauern er unmittelbar vom Schlachtfelde von Honain aus zog, ohne sich erst mit der Verteilung der Beute aufzuhalten. Die Thakifiten setzten ihm hartnäckigen Widerstand entgegen, den er nicht zu brechen vermochte, da sie seine primitiven Belagerungsmaschinen immer wieder durch Feuer vernichteten. Schon nach 14 Tagen gab er das langweilige Unternehmen auf und kehrte zu der in einem Lager in der Nähe des Schlachtfeldes zurückgelassenen Beute zurück. Hier fanden sich nun bald manche von den nach Tâïf geflohenen Beduinen bei ihm ein, um als Preis für ihre Bekehrung ihre Habe und ihre Angehörigen wieder in Empfang zu nehmen. So konnte er die in Tâïf noch immer eingeschlossenen Heiden ohne Sorge hinter sich lassen, da sie von ihren ehemaligen Verbündeten im Schach gehalten wurden.

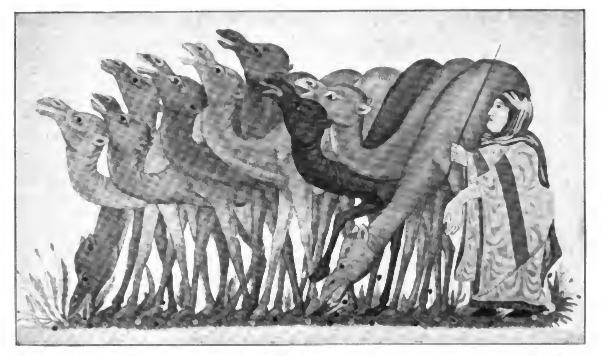
Digitized by Google

Als der Prophet nach Medina zurückgekehrt war, fanden sich dort im Laufe der beiden nächsten Jahre Abordnungen fast aller Beduinenstämme ein, um ihre freiwillige Unterwerfung anzumelden. Nur noch selten kam er in die Lage, einen Überfall gegen seine Glaubensboten oder seine Steuererheber durch eine Strafexpedition rächen zu müssen. Im Jahre 630 ergab sich auch die Stadt Tâif, nachdem sie durch die unablässig unter ihren Mauern streifenden Beduinen fast an den Bettelstab gebracht war. Vergebens baten ihre Abgesandten, die ihre Unterwerfung meldeten, wenigstens um eine kurze Frist für ihre Göttin, die Lât. Muhammed war unerbittlich. Einer der Thakifiten, Mughira ibn Schuba, der schon vorher zum Propheten gekommen war und der uns als gewissenloser Streber noch begegnen wird, erhielt den Auftrag, das Bild der Stadtgöttin zu zerstören. Geistig setzte das Heidentum dem Propheten keinen Widerstand mehr entgegen. Auch die Christen im nördlichen Arabien gaben ihren Glauben meist leichthin auf. Nur die südarabische Kirche von Nadschrân, die schon unter einem jüdischen König ihren Glauben in heftiger Verfolgung bewährt hatte, hielt auch jetzt am Christentum fest. Vergeblich erschöpfte der Prophet seine ganze Überredungskunst an ihrem Bischof Abu'l-Hârith und ihrem Fürsten Abdalmasîch, die zu persönlicher Verhandlung nach Medina gekommen waren; sie blieben unerschütterlich, und so mußte Muhammed sich an einem Vertrage genügen lassen, der ihnen gegen Zahlung eines ansehnlichen Tributs die freie Religionsübung gewährleistete.

Ein sicheres Zeichen dafür, daß Muhammed damals schon die Herrschaft über Arabien unbestritten in der Hand hatte, lag in der Anerkennung seiner Autorität durch die bedeutendsten Dichter seiner Zeit. Im Heidentum waren die Dichter nicht nur der Stolz ihres Stammes gewesen, sie hatten auch durch die Kraft ihrer Worte einen bedeutenden politischen Einfluß ausgeübt. Die beiden gefeiertsten Poeten jener Tage nun, Lebid und al-Ascha, nahmen damals den Islâm an und der letztere pries den Propheten sogar in einem großen noch erhaltenen Lobgedichte. Im Grunde war der Prophet ihrer Kunst, als einer der schönsten Blüten des altheidnischen Wesens, nicht sehr gewogen. Wagten ihre Vertreter gar, sie gegen den Glauben selbst zu mißbrauchen, so war er unversöhnlich. Im Stamme der Musaina lebte damals Kaab, der Sohn des Suhair, eines der bedeutendsten Dichter der Heidenzeit. Mit Unwillen sah er, der Erbe der väterlichen Kunst, die Ausbreitung des neuen Glaubens, der mit seinen unbequemen Forderungen so tief in die Gewohnheiten des täglichen Lebens eingriff. Als er nun gar erleben mußte, wie sein eigener Bruder Budschair der neuen Lehre folgte, da machte er seinen Gefühlen in bitteren Spottversen Luft. Das konnte der Prophet nicht ungestraft lassen. Kaab wurde für vogelfrei erklärt. Der Dichter war daher seines Lebens nicht mehr sicher, ehe er nicht die Verzeihung des Propheten erlangte. So nahm er denn alle seine Kunst zusammen zu einem tönenden Loblied auf den neuen Beherrscher der arabischen Welt. Glücklich in Medina angekommen, erlistete er sich die Erlaubnis, seine Kunst zu zeigen. Sein Lied machte auf Muhammed so tiefen Eindruck, daß er ihm als Geschenk seinen eigenen Mantel zuwarf; auch sonst diente in Arabien wie im mittelalterlichen Frankreich der Mantel nicht selten als Honorar für Dichter und Sänger. Dem Kaab war das Geschenk so wertvoll, daß er es nicht hergab, auch als ihm später der Chalif Moâwija 10000 Dirham dafür bot. Erst nach seinem Tode konnte der Fürst das ehrwürdige Gewand von seinen Erben erstehen. Seitdem wurde es als eins der wertvollsten Besitztümer im Schatze des Beherrschers der Gläubigen, erst in Damaskus, dann zu Bagdad, aufbewahrt, bis es im Jahre 1258 bei der Eroberung dieser Stadt durch die Mongolen ein Raub der Flammen ward.

Nur noch einmal zog Muhammed selbst ins Feld. Die Niederlage, die seine Truppen bei Muta durch die Byzantiner erlitten hatten, war ja noch immer ungerächt. Mitten in der Sommerhitze des Jahres 630 bot er nun die Seinen zu einem Zuge gegen die Rhomäer auf. Was ihn gerade damals dazu bewog, ist unklar, vielleicht glaubte er seine nach der Beuteteilung von Honain noch immer unzufriedenen Medinenser beschäftigen zu müssen. Mit 30000 Mann brach er nach Norden auf; er kam aber nur bis Tabûk, einer Oase mit Kornfeldern und Palmpflanzungen nahe der Grenze des byzantinischen Reiches. Dort machte er, dessen Tatkraft schon das Greisenalter lähmte, Halt; vielleicht hatte er sich von der Unausführbarkeit seines Vorhabens überzeugt. Er nahm dort die Huldigung des christlichen Fürsten von Aila, jetzt Akaba an der Nordspitze des östlichen Armes des Roten Meeres, entgegen.

Digitized by Google



Kamelherde einer Karawane. Arabische Miniatur zu den Makâmen des Harîrî. Handschrift in Kairo.

Bald sollte nun auch dem arabischen Heidentum der letzte Boden entzogen werden. Nach der Einnahme von Mekka hatte der Prophet zunächst noch stillschweigend geduldet, daß das Pilgerfest dort in der bisherigen heidnischen Weise weitergefeiert wurde. Im Jahre 630 sandte er den Abû Bekr als Führer der Pilger aus Medina nach Mekka, vermutlich, um die dort herrschenden Mißbräuche nicht durch seine eigene Anwesenheit zu sanktionieren. Nach Schluß des Festes aber verlas sein Schwiegersohn Alî in seinem Auftrage zu Minâ eine Verordnung, die uns im Anfang der 9. Sûre erhalten ist. In ihr sagt sich der Prophet endgültig von den Götzendienern los. Kein Ungläubiger soll in Zukunft mehr im heiligen Gebiete die Wallfahrt vollziehen. Die Verträge, die der Prophet mit den Ungläubigen geschlossen hat, bleiben bis zum Ablauf der vereinbarten Fristen in Kraft, falls jene fortfahren, sie pünktlich zu erfüllen. Wer keinen solchen Vertrag aufzuweisen hat, dem bleibt nur die Wahl zwischen Annahme des Islâms oder dem Kriege bis zur Vernichtung. Bis zum Ablauf der heiligen Monate haben die Heiden Zeit, unbehelligt in ihre Heimat zurückzukehren, später werden sie angegriffen, wo man sie trifft. Diese Lossagung verfehlte ihren Zweck nicht; nur noch in wenigen Fällen kamen die Muslime in die Lage, in Arabien selbst Waffengewalt anwenden zu müssen.

Gegen Ende des Jahres 10 der Hidschra, im Frühling 632, konnte Muhammed seine Sendung in Arabien als erfüllt ansehen. Zum Zeugnis dessen unternahm er mit allen seinen Weibern und unter großer Beteiligung der Gläubigen eine feierliche Wallfahrt nach Mekka, die Abschiedswallfahrt, wie sie in der traditionellen Biographie heißt. Jede einzelne Handlung, die er in diesen Tagen vornahm, wird uns mit peinlicher Genauigkeit überliefert, weil diese Pilgerfahrt den Muslimen bis auf diesen Tag als Vorbild für die rechte Vollziehung der heiligen Bräuche gilt. Am zweiten oder dritten Tage soll der Prophet eine Ansprache gehalten haben, in der er vor allem die Berechnung des Jahres nach zwölf reinen Mondmonaten festlegte und den Gläubigen die Grundpflichten des Islâms einschärfte.

Als der Prophet von der Pilgerfahrt zurückgekehrt war, trafen in Medina allerlei bedrohliche Nachrichten ein. In Zentralarabien hatte sich ein Häuptling der Banû Hanifa, Musailima mit Namen, erhoben und forderte in einem unverschämten Briefe den Propheten auf, ihn als gleichberechtigt anzuerkennen. Auch im fernen Osten unter den Banû Asad war

Digitized by Google

eine verdächtige Gärung ausgebrochen. Nichtsdestoweniger beschloß der Prophet einen neuen Feldzug gegen die Byzantiner. Im Mai des Jahres 632 übertrug er dem Ußâma, dem Sohne des bei Muta gefallenen Said, den Befehl über die gegen die Christen zu sendenden Truppen. Mitten unter diesen Vorbereitungen erkrankte der Prophet, wahrscheinlich an der Malaria, die in Medina epidemisch war. Obwohl er erst 63 Jahre zählte, hatte seine Kraft doch unter den Strapazen der letzten Jahre und durch unmäßigen Genuß der Haremsfreuden sehr abgenommen. Bald mußte er seine Gewohnheit, in den Hütten seiner Frauen der Reihe nach zu übernachten, aufgeben und bei seiner Lieblingsgattin Âischa dauernden Aufenthalt nehmen. Nachdem er die Gläubigen, die mit der Ernennung des jungen Ußâma nicht zufrieden waren, noch einmal persönlich zum Gehorsam vermahnt hatte, mußte er auf die tägliche Leitung des Gebetes verzichten. Dies Amt übertrug er seinem alten Freunde und Schwiegervater Abû Bekr. Seine Kräfte schwanden mehr und mehr, und sein Bewußtsein ward von Fieberphantasien getrübt. Als er am Sonntag den 7. Juni seinen letzten Willen diktieren wollte, hielt es Omar schon für geboten, ihm diese Bitte abzuschlagen, damit nicht etwa unüberlegte Anordnungen die Sache des Glaubens gefährdeten. In der nächsten Nacht fiel das Fieber etwas ab, und am Morgen schien eine Besserung eingetreten zu sein. Als sich die Gläubigen zum Gebet versammelten, trat der Prophet aus der Tür, die Âischas Hütte mit der Moschee verband, um seine Getreuen noch einmal zu sehen. Kaum aber auf sein Lager zurückgekehrt, begann er wieder zu fiebern. Der Todeskampf setzte ein. Gegen Mittag fühlte Âischa seine Hand in der ihren erschlaffen. Noch ein leiser Ausruf: „Der erhabenste Gefährte aus dem Paradiese", und Muhammed war tot.

3. Muhammed und seine Lehre.

Den Charakter des Propheten gerecht zu beurteilen, wird für europäisches Empfinden nie leicht sein. Wüßten wir nur von dem Schwärmer in Mekka mit seiner unerschütterlichen Überzeugungstreue und seinem tiefen Einfluß auf die Besten seines Volkes einerseits, oder nur von dem gewiegten Diplomaten in Medina andererseits, der sein hohes Ziel, die Herrschaft über ganz Arabien, unverrückbar im Auge behält, und um seinetwillen selbst vor augenblicklicher Demütigung nicht zurückschreckt, so würde unser Urteil kaum schwanken. Aber gerade die Vereinigung dieser beiden Eigenschaften, die uns zunächst abstößt, ja uns den Glauben an seine Ehrlichkeit während seiner letzten Lebensjahre rauben könnte, ist nun einmal typisch für seine Zeit und sein Volk. Daß er, um die unersättlichen Triebe seiner sexuellen Natur zu befriedigen, manchmal selbst gegen die sittlichen Anschauungen seiner Zeit verstieß, darf ihm nicht zu hoch angerechnet werden. Verhehlte er doch selbst seine menschlichen Schwächen nicht; niemals hat er den Anspruch erhoben, von Sünde rein zu sein.

Muhammeds Religion darf natürlich nur nach dem Korân beurteilt werden. Von einem System kann eigentlich bei ihm nicht die Rede sein; Schärfe und Folgerichtigkeit des Denkens war nie seine Stärke. Seine Gedankenwelt war nur zum geringsten Teile sein Eigen, sie stammt zumeist aus dem Christen- und aus dem Judentum, ist aber von ihm geschickt den religiösen Bedürfnissen seines Volkes angepaßt.

Muhammeds Gott ist vor allem der Herr. Schon seit babylonischer Zeit sieht der Semit in seinem Gott einen eigenwilligen, launischen und grausamen Gebieter, dessen Wille nur deshalb unerforschlich ist, weil er wetterwendisch ist wie der eines orientalischen Despoten. Auch Muhammeds Gott straft den Unglauben mit innerer Genugtuung, wie ein rachsüchtiger Araber eine persönliche Beleidigung rächt. Seine Verordnungen gibt er nicht, weil sie heilig und gerecht sind, sondern weil es ihm so gefällt. Von irgendwelcher Konsequenz ist keine Rede. Bald läßt Muhammed Gott von Ewigkeit her bestimmen, wer von den Menschen durch den Glauben zur Seligkeit gelangen, wer im Unglauben verharren und ewiger Verdammnis anheimfallen soll; bald will er dem Menschen die Freiheit des Willens nicht absprechen. Kein Wunder, daß gerade über diesen Punkt in der späteren Dogmatik die wildesten Kämpfe entbrannt sind. Zum Schluß siegte bekanntlich die absolute Prädestinationslehre und damit jener Fatalismus, der seither einen der wesentlichsten Grundzüge islamischer Weltanschauung bildet.

Digitized by Google

Der abstrakte Monotheismus, auf dem die werbende Kraft des Islâms nicht zum mindestens beruht, hat sich übrigens erst allmählich entwickelt. Unter dem Einfluß seiner christlichen Lehrer hatte Muhammed in der ersten Periode seiner prophetischen Wirksamkeit noch zwei Mittler zwischen Gott und den Menschen, das Wort (Befehl) und den Geist, angenommen, offenbar in Anlehnung an die Lehre von der Dreieinigkeit, die er später so heftig bekämpfte. Hand in Hand mit der Erstarrung der Gottesbegriffes ging ein äußerst krasser Anthropomorphismus. Auch dieser gab später zu heftigen dogmatischen Kämpfen Anlaß, aus denen die Orthodoxie mit ihrer streng wörtlichen Auffassung aller einschlägigen Korânstellen als Siegerin hervorging, offenbar im Geiste des Religionsstifters selbst.

Das zweite Grunddogma des Islâms lautet: Muhammed ist der Gesandte Gottes. Aus dem Alten Testament hatte der Prophet die Lehre vom Sündenfall übernommen. Um nun die Menschen vor dessen Folgen, insbesondere vor dem Götzendienst, zu warnen, sandte Gott, so lehrt er, jedem Volke zu bestimmter Zeit Propheten, denen er durch den Engel Gabriel seinen Willen offenbarte. Diese Offenbarungen liegen, freilich nicht mehr unverfälscht, in den heiligen Schriften der Juden und der Christen vor. Der vorletzte Prophet ist Jesus; er wie seine Vorgänger haben Muhammeds Kommen vorhergesagt, nach welchem kein Prophet mehr erscheinen wird. Muhammed ist zunächst zu den Arabern gesandt, seine Religion, der Islâm, die Ergebung in Gottes Willen, soll aber die von Juden und Christen verfälschte reine Lehre Abrahams auf der ganzen Welt wiederherstellen. Gottes Wort an Muhammed ist der Korân. So hieß anfangs jede einzelne Offenbarung, erst später ward das Wort auf die Sammlung aller Offenbarungen angewandt. Als Norm und Richtschnur des Lebens findet der Korân seine notwendige Ergänzung in den Worten und Taten des Propheten, der Ssunna, deren Fortpflanzung die Aufgabe der Tradition ist. Deren Stoff ist aber größtenteils erst in den beiden ersten Jahrhunderten des Islâms entstanden, darf also als Quelle für die Lehre des Propheten selbst nur mit größter Vorsicht benutzt werden.



Die Gebetstellungen der Muslime.
Nach Lane, Manners and Customs.

In der zweiten Periode seiner mekkanischen Wirksamkeit standen die Vorstellungen von den letzten Dingen im Mittelpunkt von Muhammeds religiösen Interessen. Der Kern seiner Jenseitsvorstellungen geht auf jüdische und damit indirekt auf altbabylonische und persische Quellen zurück. Anfangs glaubte er, daß die Stunde des Gerichts nahe bevorstehe, später sah er sich genötigt, den Termin immer weiter hinauszuschieben, dessen Kenntnis Gott sich vorbehalten habe. Die Eröffnung des Gerichts wird ein gewaltiger Schlag oder Schall ankünden, der später durch einen Posaunenstoß oder den Ruf eines Engels ersetzt wird. Sofort beginnt die Erde zu beben, die Berge zittern gleich einer Luftspiegelung oder fliegen dahin wie Wolken und werden zu Staub zermalmt, das Meer tritt über seine Ufer, die Sonne beginnt sich um ihre Achse zu drehen, der Mond wird düster und spaltet sich, die Sterne stürzen zur Erde herab, der Himmel öffnet sich und entfaltet die künftige Welt vor den Augen der Menschen.

Nach der Darstellung der älteren Ssûren wird beim Gericht nur das himmlische Buch aufgeschlagen, in dem alle Taten der Menschen verzeichnet sind, und danach das Urteil verkündet. Jeder Mensch erhält ein Verzeichnis seiner Taten, um es selbst zu verlesen; wird es ihm in die rechte Hand gegeben, so enthält es zugleich seinen Lohn, wer es in die linke bekommt, erkennt daraus seine Verdammung. Die Seligen treten zu Gottes Rechten, die Verdammten zu seiner Linken, und in nächster Nähe seines Thrones erhalten die Frömmsten

Digitized by Google

in drei Gruppen ihren Platz. Dieser einfache Vorgang wird in Muhammeds späteren Darstellungen immer lebhafter ausgemalt. Gott wägt nun die Taten in einer Wage. Die Verdammten suchen sich zu entschuldigen, aber die Propheten ihrer Zeit werden gegen sie zeugen. Dem Urteil folgt unmittelbar der Lohn oder die Strafe. Die Gerechten werden in den Garten Eden oder ins Paradies versetzt, das Muhammed, der in der glühenden Hitze des Tales aufgewachsene Stadtaraber, sich auf kühler Bergeshöhe denkt. Dort sprudelt ein lebendiger Quell, um ihn herum stehen weiche Sessel auf bunten Teppichen. Hier sitzen die Seligen freudestrahlend in grünen Atlasgewändern mit silbernen Spangen und trinken teils das mit kostbaren Essenzen gemischte Wasser der Quelle, teils herrlichen Wein aus moschusversiegelten Krügen. Den Platz umgeben Bäume, die ihnen Schatten sowie Obst und Trauben gegen den Hunger spenden. Dazu erfreuen sie sich des Genusses jungfräulicher, dunkeläugiger (Hûr) Genossinnen, denen Gott immerwährende Jugend verliehen hat. Diese Paradiesesfreuden sind, wie man sieht, ausschließlich für die Phantasie von Männern berechnet. Den Frauen, denen der Eintritt in jenen Garten gleichfalls in Aussicht gestellt wird, verheißt der Prophet die Freiheit von Haß und Neid und die Freude an frommen Gesprächen und an Gottes Gruß.

Während den Seligen sich das Paradies erschließt, fahren die Verdammten zum Gahannam herab, einem mit feuriger Lohe erfüllten Abgrunde. Zu den Qualen der Glut droht Muhammed den Frevlern noch andere Schrecknisse an, jedoch ohne systematische Abstufung der Strafen, wie sie in jüdischen und christlichen Höllenphantasien begegnet. Dem Paradiesesquell entspricht hier ein heißer stinkender Born, dessen Inhalt den Dürstenden die Eingeweide zerreißt. Statt der Früchte reicht man ihnen ein widerlich riechendes Kraut, das den Hunger nicht stillt. Dafür tritt später der Baum Sakkûm ein, „der vom Grunde der Glut aufsteigt und Satansköpfe als Früchte trägt". An anderen Stellen erscheint die Hölle als eine Folterkammer mit Halseisen und Ketten, die 19 Höllenwärter unter Führung eines Obersten handhaben. Zu den Martern des Leibes kommen noch Qualen der Seele, Selbstanklagen, Verwünschungen und fruchtlose Bitten um Erlösung. Die Höllenstrafen sind ebenso ewig wie die Paradiesesfreuden, und die Hoffnung der Juden auf eine nur zeitliche Strafe für die Sünder aus dem Volke Israel hat Muhammed in Medina aufs schärfste bekämpft.

Mit der eigentlichen Glaubenslehre stehen die religiösen Pflichten im Korân in keinem inneren Zusammenhang, sie tragen, wie im späteren Judentum, den Charakter äußerlicher Gesetzlichkeit. Geboten von hohem moralischem Wert, wie dem der Ehrlichkeit, werden rein zeremonielle Vorschriften, wie die Waschung vor Beginn des Gebetes, ganz gleichgestellt. Diese ist sogar die erste kanonische Pflicht der Gläubigen. Ist kein Wasser zu beschaffen, so kann die Waschung durch eine Abreibung mit Sand ersetzt werden. Die zweite Pflicht ist das Gebet selbst. Es besteht aus einer Reihe durchaus feststehender Formeln und Korânstellen, die in ebenfalls ganz fest bestimmten, regelmäßig wechselnden Körperstellungen herzusagen sind. Die Summe dieser Formeln und Stellungen heißt eine Reka, die bei jedem Gebet mindestens zweimal zu wiederholen ist. Jeder Gläubige ist fünfmal am Tage zu beten verpflichtet, vor Sonnenaufgang, um Mittag, nachmittags, kurz vor Sonnenuntergang, abends und zu Anfang der Nacht. Die Gebetstunden verkündet ein Ausrufer, Muedhdhin, vom Turme der Moschee. Am Freitag wird das Mittagsgebet in einem öffentlichen Gottesdienste gemeinsam verrichtet. Daran schließt sich die Chutba, eine von der Kanzel gehaltene Ansprache des Vorbeters, die nach einem stillen Gebet ausläuft in das Glaubensbekenntnis, die Fürbitte für Muhammed und sein Haus, die um den Islâm besonders verdienten ersten Bekenner, wie für alle Gläubigen überhaupt, für den Sieg der islâmischen Waffen, später namentlich auch für den regierenden Fürsten, den die Gemeinde durch diese Fürbitte als solchen anerkennt. Eine Ruhe von der Arbeit ist für den Freitag nicht vorgeschrieben.

Die dritte religiöse Hauptpflicht ist das Fasten, der Verzicht auf Speise und Trank und alle sonstigen Genüsse, wie z. B. Wohlgerüche, von der Morgendämmerung bis Sonnenuntergang im ganzen Monat Ramadân. Die Nacht vor dem 27. Ramadân gilt als besonders heilig, es ist die Lailat alkadr, die Nacht der Bestimmung, in der der Prophet durch

Digitized by Google

Offenbarung der 36. Ssûre zu seinem Amte berufen wurde. Von der Fastenpflicht entbunden sind nur Kranke, Reisende und Soldaten auf dem Marsche, doch haben sie die versäumten Tage nachzuholen.

Die vierte kanonische Pflicht, deren Erfüllung von jedem Gläubigen wenigstens einmal in seinem Leben gefordert wird, ist die Wallfahrt; nur Mittellosigkeit, Krankheit und Unfreiheit können ihre Unterlassung entschuldigen. An der Grenze des heiligen Gebietes angekommen, hat der Pilger seine Kleidung mit dem Pilgergewande zu vertauschen. Dies besteht aus zwei Stücken beliebigen Zeuges, von denen eins um die Schultern, das andere um die Hüften geschlagen wird. Dazu sind nur Sandalen erlaubt, das Haupt muß selbst im heißesten Sommer unbedeckt bleiben. Es ist die Tracht einer längst entschwundenen Kulturperiode, die hier wie in manchen andern Religionen im Kultus fortlebt. In Mekka selbst ist zuerst die Kaaba zu besuchen. Diese besteht aus einem nicht ganz regelmäßigen Steinwürfel von ca. 40 Fuß Länge, 30 Fuß Tiefe und 35 bis 40 Fuß Höhe. An den vier Seiten ist er mit Stoff verkleidet. Die Kaaba steht ungefähr in der Mitte eines etwa 200 Schritt langen und 150 Schritt breiten freien Platzes, auf dem sich jetzt nur ein paar kleine Nebengebäude befinden, und der mit einer doppelten Kolonnadenreihe eingefaßt ist. Im Innern der Kaaba standen vor Muhammeds Reform Götzenbilder, seitdem scheint es bis auf Leuchter und Besen leer zu sein. Die Ecken sind ungefähr nach den vier Himmelsrichtungen orientiert, an der Ostecke ist etwa 4 bis 5 Fuß über der Erde der berühmte schwarze Stein eingemauert, ein Oval von etwa 7 Zoll im Durchmesser, mit gewellter Oberfläche. Jedenfalls ist er im heidnischen Mekka religiös verehrt, wie wir auch sonst sehr oft bei den Semiten heilige Steine finden, und Muhammed hat den Brauch, ihn zu küssen, in das Wallfahrtszeremoniell aufgenommen, ohne dieses näher zu begründen. In den Anfängen des Islâms fehlte es nicht an Widerspruch gegen diesen Steinkult, den man als heidnisch bewußt empfand. Neben der Kaaba entspringt der Brunnen Semsem, der einst den Stammvater der Nordaraber Ismael mit seiner Mutter Hagar vor dem Verschmachten in der Wüste rettete. Sein Wasser wird von den Gläubigen mit Andacht getrunken, nachdem sie pflichtgemäß die Kaaba siebenmal umkreist haben. Dann folgt der Lauf zwischen Ssafâ und Marwa. So heißen zwei erhöhte Punkte; der erstere, etwa 50 Schritte von der SO-Seite der Moschee entfernt, ist durch drei kleine offene Bogen bezeichnet, zu denen man auf drei steinernen Stufen ansteigt; der zweite ist etwa 600 Fuß davon entfernt, nur durch eine gleichfalls auf Stufen zu ersteigende Plattform markiert. Der Weg zwischen beiden muß siebenmal im Laufschritt zurückgelegt werden, so daß man bei Marwa endigt. Während für die kleine Besuchsfahrt, die Umra, die Pflichtzeremonien hiermit erledigt sind, ziehen die Pilger bei der großen, alljährigen Wallfahrt nach Vollendung des ersten Umgangs um die Kaaba gemeinsam durch das Tal von Minâ nach der weiten Ebene am Fuße des Berges Arafât, eines etwa 3 Meilen westlich von Mekka gelegenen, 200 Fuß hohen Granithügels. Auf dessen Gipfel soll Gabriel dem Adam die erste Unterweisung im Gebet gegeben haben. Nachdem die Pilger in Erinnerung daran dort ihre Andacht verrichtet haben, hält ein Prediger am Nachmittag von halber Höhe des Berges aus eine Predigt, die, öfter durch fromme Ausrufe der Pilger unterbrochen, gerade bis Sonnenuntergang dauert. Noch am selben Abend kehren sie wieder um, übernachten aber in Muzdalifa im Tale von Minâ. Am andern Morgen hören sie noch vor Tagesanbruch eine



Die Gebetstellungen der Muslime.
Nach Lane, Manners and Customs.

Digitized by Google

Predigt und ziehen dann bis zum Tale von Minâ weiter. Nach kurzer Rast sammeln sich die Wallfahrer dort vor einer niedrigen Säule, auf die jeder sieben Steinchen werfen muß. Dasselbe wiederholt sich noch bei zwei weiteren Säulen in der Mitte und am Ausgang des Tales. Das soll zu Abrahams Gedächtnis geschehen, der hier einst so den ihm den Durchgang wehrenden Teufel vertrieb. Das Fest wird hier mit einem feierlichen Opfer beschlossen. Zu dem Zweck treiben die Beduinen große Herden von Schafen an, und jeder Pilger durchschneidet, nach Mekka gewandt, einem Tiere den Hals mit den Worten: „Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers, Gott ist groß." Nun legen sie die Pilgergewandung ab und lassen sich das Haar scheren, das in der heiligen Zeit kein Messer berühren durfte. Man bleibt dann aber meist noch zwei Tage in Minâ, um die Zeremonie des Steinchenwerfens mittags zu wiederholen. Am 12. des Festmonats kehrt man nach Mekka zurück, geht noch einmal um die Kaaba und läuft zwischen Ssafâ und Marwa; dann tritt man die Heimreise an.

Auch für die Muslime, die an der Pilgerfahrt nicht teilnehmen, sind die drei Tage vom 10. bis 13. Dhu 'l-Hiddscha eine heilige Zeit. Es ist das große Fest, bei den Türken jetzt Korbân Bairâm, das Opferfest, genannt, bei dem in jedem Hause ein Schaf geschlachtet wird.

Die fünfte kanonische Pflicht, die Armensteuer, hat sich in der weiteren Entwicklung des muslimischen Gemeindewesens immer mehr zu einer Staatssteuer ausgewachsen, wie nachher noch zu zeigen sein wird.

Außer diesen fünf kanonischen Pflichten, die als unverbrüchlich gelten, umspannt das gesamte öffentliche und private Leben des Muslims noch eine vielgliedrige Kette von Vorschriften, deren Beobachtung gleichfalls zur Religion gehört. Hier können davon nur noch die wichtigsten kurz angedeutet werden.

Gegen Ungläubige darf der Muslim sich nur feindlich stellen, der Krieg gegen sie ist religiöse Pflicht. Götzendiener sind stets ohne weiteres anzugreifen, Juden und Christen aber erst, wenn sie eine dreimalige Aufforderung, zum Islâm überzutreten, unbeachtet gelassen haben. Nach dem Siege sind die Männer zu töten, Frauen und Kinder verfallen der Sklaverei. Wer im heiligen Kriege fällt, dem ist als Glaubenszeugen das Paradies gewiß. Nach dem Vorbilde des Propheten ist es übrigens gestattet, mit Juden und Christen Verträge zu schließen. Doch dadurch wird die Pflicht zum Glaubenskriege nur aufgeschoben, nicht aufgehoben.

Im täglichen Leben sind namentlich Speise und Trank zum Teil im Anschluß an alttestamentliche Bestimmungen geregelt. Als unrein vom Genusse ausgeschlossen sind alle nicht geschlachteten oder nicht auf der Jagd erlegten Tiere, ferner Blut und von Unreinen, z. B. einem Ungläubigen berührtes Fleisch. Raubtiere, Hunde, Katzen und Schweine sind ganz verboten. Alle berauschenden Getränke sind untersagt, der Korân nennt zwar nur den Wein, doch hat die spätere Theologie in sinngemäßer Auslegung das Verbot auf Alkohol in jeder Form ausgedehnt, ohne freilich immer damit durchzudringen. Mit dem Wein zugleich verdammt der Korân das Glückspiel, das namentlich in der Form einer Verlosung von Kamelfleisch im alten Arabien sehr beliebt war und manches Vermögen ruiniert hatte. Auf einem bei vielen Völkern der Erde verbreiteten Aberglauben beruht das allerdings nur auf eine Tradition sich stützende Bilderverbot, das in der Blütezeit der islamischen Kultur zwar oft übertreten wurde, im ganzen aber doch auf die Entwicklung der Kunst einen stark hemmenden Einfluß ausgeübt hat.

Die Ehegesetzgebung des Islâms machte zwar der im alten Arabien in diesem Punkte herrschenden Freiheit ein Ende, hob aber die Vielweiberei nicht auf. Da indes das Gesetz für jede Ehefrau ausdrücklich standesgemäßen Unterhalt vorschreibt, so muß sich schon aus wirtschaftlichen Gründen die große Masse des Volkes mit der Einzelehe begnügen. Die Scheidung ist freilich sehr leicht gemacht, aber das ist die notwendige Folge der durch die Sitte gebotenen Trennung der Geschlechter, die Neigungsheiraten fast ausschließt. Da es nun jedem Muslim freisteht, außer den vier legitimen Gattinnen sich beliebig viele Sklavinnen als Konkubinen beizulegen, so ist für die wohlhabenden Klassen der Gesellschaft allerdings die Versuchung, sich über ein geordnetes Familienleben hinwegzusetzen, sehr groß. Die Legitimität eines Kindes hängt nicht von der Stellung der Mutter, sondern nur von der

Digitized by Google



Arabische Karawane. Nach einer Miniatur zu Harîrî aus der Handschrift in Kairo.

Anerkennung durch den Vater ab. Diese stellt auch in vermögensrechtlicher Beziehung die Kinder der Sklavinnen denen der legitimen Gattinnen gleich. Immerhin legte man in den ersten Jahrhunderten des Islâms wenigstens in den Kreisen des arabischen Adels auf edle Abstammung auch von mütterlicher Seite noch hohen Wert, und erst die unter den Abbâßiden aufgekommene Haremswirtschaft führte dazu, die letzten Konsequenzen des Ehe- und Erbrechts zu ziehen.

Die Sklaverei schaffte Muhammed zwar nicht ab, so wenig wie es die altchristliche Kirche tat, doch hat er ihre Härten vielfach gemildert. Allerdings ist der Sklave, sei er im Kriege gefangen genommen oder durch Kauf erworben, rechtlich eine Sache, die vererbt und verschenkt werden kann. Der Besitzer verfügt frei über Person und Arbeitskraft des Sklaven, ist aber verpflichtet, ihn gut zu behandeln. Erzielt der Herr von seiner Sklavin Nachkommenschaft, so darf er sie nicht mehr aus dem Hause geben, und mit seinem Tode wird sie frei. Einen Sklaven freizulassen, gilt auch sonst als gutes Werk, der Sklave kann sich auch selbst freikaufen, wenn er die erforderliche Summe durch eigenen Erwerb aufzubringen vermag. Der Freigelassene verbleibt allerdings in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu seinem früheren Herrn als sein Klient.

Das Strafrecht des Islâms ist auf ziemlich primitiver Stufe stehen geblieben und hat die altheidnischen Rechtsgedanken nur wenig weiter entwickelt. Der Mörder verfällt, wie schon erwähnt, dem Tode, fahrlässige Tötung wird durch Entschädigung der Hinterbliebenen gesühnt. Körperverletzungen können dem Schuldigen nach den Grundsätzen der Talio, Aug' um Auge, Zahn um Zahn, heimgezahlt werden, doch kann er sich auch mit einer Geldbuße lösen. Diebstahl wird durch Abhauen der rechten Hand, im Rückfalle durch weitere Verstümmelung bestraft. Auf Ehebruch stehen hundert Peitschenhiebe, hat aber ein Ungläubiger eine Muslimin verführt, so verfällt er dem Tode. Lästerung Gottes, des Propheten und seiner Vorgänger wird ebenso wie der Abfall vom Islâm, wenn der Schuldige im Unglauben verharrt, mit dem Tode bestraft.

Digitized by Google

4. Die vier ersten Chalifen.

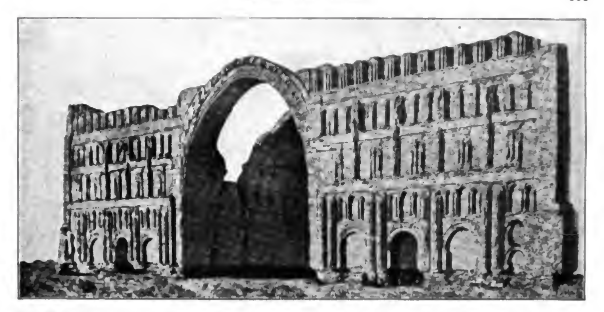
Der Tod des Propheten schien anfangs auch das Werk seines Lebens, die religiöse und politische Einigung Arabiens, in Frage zu stellen. In Medina selbst konnte zwar nach kurzem Schwanken der älteste und treueste Gefährte Muhammeds, sein Schwiegervater Abū Bekr, als sein Stellvertreter, Chalife, die Zügel der Regierung in die Hand nehmen, da sowohl der Vetter und Schwiegersohn des Propheten, Alī, als auch der Führer der Anṣār Ssaad ibn Ubāda nicht die erforderliche Energie besaßen, ihre einerseits auf das Erbrecht, andererseits auf das Recht der Selbstbestimmung im eigenen Hause gegründeten Ansprüche durchzufechten. Aber in ganz Arabien regte sich alsbald der Geist des Abfalls. Man wollte allerdings zumeist nicht den Islām als Religion bekämpfen, wohl aber die Vorherrschaft der Koraischiten in Medina. Die Propheten, die sich an die Spitze der Aufrührer stellten, traten ebenso wie Muhammed im Namen Allāhs, nicht in dem eines der alten Götzen auf. Einige der Empörer ließen in Medina erklären, sie wollten wohl den Gottesdienst weiter verrichten, aber keine Steuern mehr zahlen. Ihre Unzufriedenheit war hauptsächlich durch die Männer hervorgerufen, die Muhammed in den letzten Jahren an viele Stämme geschickt hatte, um sie im Glauben zu unterweisen und die Steuern einzutreiben, sie waren als Aufpasser der Regierung in Medina den Stämmen, die bisher frei und eigenmächtig in ihren Weidegebieten geschaltet hatten, unbequem und verhaßt.

Die letzte Sorge des Propheten hatte der Ausrüstung des Heeres gegolten, das die Niederlage von Muta an den Byzantinern rächen sollte. Obwohl nun schon von allen Seiten die Gefahr des Aufstandes drohte, fühlte Abū Bekr sich doch verpflichtet, den letzten Entschluß des Propheten auszuführen. So gingen denn die besten Streitkräfte des Islāms unter Ußāmas Führung nach Norden ab; was sie aber ausgerichtet und ob sie überhaupt die byzantinische Grenze überschritten haben, wissen wir nicht. Jedenfalls blieben sie zwei Monate von Medina fern. Diese Notlage der ihrer Verteidiger entblößten Hauptstadt benutzten zuerst die in unmittelbarer Nähe wohnenden Stämme Aßad und Ghatafān zu einem Angriff. Doch gelang es Abū Bekr, sich bis zur Rückkehr des Heeres zu halten. Dann übertrug er den Oberbefehl dem bewährten „Schwerte Gottes", Chālid ibn al-Walīd, und dieser schlug die beiden Stämme bei Busācha so aufs Haupt, daß sie sich alsbald unterwarfen.

Als gefährlicher erwies sich der Aufstand der Banū Hanīfa in der Jamāma. Dort war, wie schon erwähnt, noch zu Muhammeds Lebzeiten, ein Mann namens Mußailima als Prophet aufgetreten und hatte in Medina die Anerkennung seiner gleichberechtigten Würde nachgesucht. Von seinen religiösen Gedanken sind wir natürlich durch die muslimische Überlieferung nur sehr unvollkommen unterrichtet. Mußailima scheint die Askese besonders betont zu haben; er legte Wert auf Fasten, verbot den Wein, ermahnte zur Keuschheit und wollte den ehelichen Verkehr nur bis zur Geburt eines männlichen Erben gestatten. In seinen Reden klingen noch mehr als in denen Muhammeds christliche Gedanken wieder. Er kleidet sie in die Sprache seiner Ackerbau treibenden Stammesgenossen, er redet „von den schwarzen Schafen und der weißen Milch, vom Mahlen und Backen, von dem Frosche, dem Tier der bewässerten und bebauten Gegend". Trotz seines unscheinbaren Äußeren verstand er seine Anhänger so zu begeistern, daß manche von ihnen auch noch jahrelang nach seinem Falle den Glauben an ihn nicht aufgaben.

Eine ähnliche Bewegung wie Mußailima unter den Hanīfa entfachte unter dem im Norden der Halbinsel in der Nähe der persischen Grenze zeltenden Stamme der Tamīm eine Frau Namens Ssadschāch. Diese begann ihre Laufbahn unter den Taghlib in Mesopotamien, auf das Gerücht von Muhammeds Tode begab sie sich schon mit einem ziemlichen Anhange zu ihren Stammesgenossen, den Tamīm. Anfangs hielten nur ihre nächsten Verwandten, die Hanṣala, zu ihr, bald aber gewann sie den ganzen Stamm. Sie soll dann noch weiter nach Süden gezogen sein und sich mit Mußailima verbündet haben. Aber es gelang den beiden nicht, ihre Anhänger zum gemeinsamen Kampfe gegen die Medinenser zu vereinen. Daher trennten sie sich bald wieder, und Ssadschāch kehrte nach Mesopotamien zurück. Als nun Chālid ibn al-Walīd im Gebiete der Tamīm erschien, fand er fast überall Gehorsam. Nur Mālik ibn Nuwaira, der Häuptling der Jarbū, eines Unterstammes der Hanṣala, hielt der Ssadschāch noch die Treue. Als aber Chālid mit seinen Truppen ihn einschloß, bot auch er seine Unterwerfung

Digitized by Google



Der Palast der Perserkönige zu Ktesiphon. Nach Dieulafoy „L'art antique de la Perse".

an. Nichtsdestoweniger ließ ihn Chālid mit den Seinen niederhauen, wie es heißt, weil ihn nach seiner schönen Gemahlin gelüstete.

Nachdem er die Tamīm niedergeworfen hatte, zog Chālid gegen die Anhänger Mußailimas in der Jamāma, die inzwischen schon eine muslimische Truppe unter Ikrima geschlagen hatten. Nach diesem ersten Erfolge war Mußailima bis an die Nordgrenze der Jamāma vorgedrungen, und dort kam es nun bei Akrabā zum entscheidenden Kampfe, dem schwersten, der je in Arabien selbst ausgefochten wurde. Um den Ehrgeiz seiner Leute anzustacheln, ließ Chālid Fluchtgenossen, Anßār und Beduinen gesondert kämpfen. Die Hanifa waren in der Übermacht, und vor ihrem ersten gewaltigen Anprall wichen die Gläubigen zurück. Aber der Hohn der Feinde trieb vor allen die Medinenser, ihre letzten Kräfte anzuspannen. So gelang es ihnen, die Schlacht zum Stehen zu bringen, dann die Gegner allmählich zurückzudrängen. Als diese schon ihre Niederlage vor Augen sahen, wichen sie in einen großen Park, an den ihre Stellung sich angelehnt hatte, zurück, in der Hoffnung, hinter dessen starken Mauern Schutz gegen den Ansturm der Muslime zu finden. Aber gerade das war ihr Verderben. Nachdem die Muslime einmal in den Garten des Todes, wie ihn die Überlieferung nennt, eingedrungen waren, richteten sie ein furchtbares Blutbad an, dem keiner entkam, und in dem Mußailima selbst den Tod fand. Aber auch die Muslime hatten schwere Verluste zu beklagen; allein von den Fluchtgenossen und Anßār waren gegen 700 gefallen, unter ihnen viele der ältesten Genossen des Propheten, die besten Kenner der Offenbarung.

Dieser teuer erkaufte Sieg entschied das Schicksal nicht nur der Hanifa, sondern der Araber überhaupt. Die zersprengten Reste der Anhänger Mußailimas hatten sich in ihre Burgen geworfen und retteten ihr Leben durch Kapitulation. Jeder Widerstand war hier für immer gebrochen.

Auch in der Küstenlandschaft am Persischen Meerbusen, in Bachrain, die erst kurz vor Muhammeds Tode unterworfen war, hatte man das Joch der Medinenser abzuschütteln versucht. In der Hauptstadt Hadschar trat ein Nachkomme der alten Dynastie von Hira, die einst ihre Macht auch bis in diese Gegenden erstreckt hatte, an die Spitze der Bewegung. Aber der schon von Muhammed eingesetzte Statthalter Alā hielt sich in einer Burg nördlich von Hadschar, bis Chālid nach dem Falle Mußailimas ihn entsetzte. Dann ging dieser selbst nach Hadschar und wurde des Aufstandes sehr bald Herr. Länger hielt sich die größtenteils aus Persern bestehende Bevölkerung an der Küste. Ihr Führer Firōs behauptete sich in dem Hafenorte Sāra, wahrscheinlich dem heutigen Katif, bis in die erste Zeit von Omars Regierung. Erst damals konnte ihn der Statthalter Alā, nachdem er ihm das Wasser abgeschnitten hatte, zur Kapitulation zwingen.

Digitized by Google

In Omân hat sich die meist aus Fischern und Piraten bestehende Bevölkerung fast das ganze Mittelalter hindurch wie noch heute unter den Sultanen von Maskat selbständig zu halten vermocht. Nur eine Empörung gegen die alteingesessene Dynastie der Dschulande, die bis in die Zeit der Abbâßiden dort regierte, gab den Muslimen damals Gelegenheit zum Eingreifen. Ihr König Amr hatte sich dem Islâm angeschlossen, die Beduinen im Innern aber erhoben sich gegen die von ihm im Auftrag der Zentralregierung entsandten Steuereinnehmer. Ikrima, der gegen Mußailima nichts hatte ausrichten können, erhielt von Abû Bekr den Befehl, ihm zu helfen. Den vereinigten Kräften der Muslime mußten die aufsässigen Beduinen sich beugen.

Von Omân ging Ikrima nach Hadramaut und Jemen, wo die Empörung am frühesten ausgebrochen war, und wo sie den Muslimen am längsten zu schaffen machte. Als der Islâm ins Land kam, hatten die Beduinen, die im nördlichen Teile des Landes, in der Tihâma zu Hause waren, die alte sabäische Bevölkerung des fruchtbaren Südens, die unter persischer Oberhoheit stand, fast ganz überwuchert. Als nach der Ermordung des Ssâßâniden Parwês das persische Reich schnell in Verfall geriet, blieben die arabischen Provinzen, namentlich das entlegene Jemen, sich selbst überlassen. In der nun hereinbrechenden allgemeinen Anarchie hatten nach dem Falle Mekkas zahlreiche Stämme durch Deputationen in Medina ihren Übertritt zum Islâm angemeldet. Kurz vor seinem Tode hatte Muhammed die Verhältnisse des Landes geregelt, und die von ihm festgestellten Steuersätze galten später vielfach als vorbildlich. Seine Sendboten hatten aber die vielen kleinen einheimischen Machthaber nicht depossediert, sondern standen neben ihnen etwa wie die Residenten moderner Kolonialmächte neben den eingeborenen Landesfürsten. Sie führten eine allgemeine Aufsicht, ordneten den Gottesdienst und die Gerichtsbarkeit und trieben vor allem die Steuern ein. Durch ihr rücksichtsloses Auftreten in Ausübung dieser unbeliebtesten Seite ihrer Amtsgewalt hatten sie noch bei Lebzeiten des Propheten in Hadramaut einen Aufstand hervorgerufen, der aber mit blutiger Strenge niedergeworfen ward. Schon vorher war in Jemen unter dem Stamme der Ans ein Prophet aufgetreten, Aihaba Dhu 'l-Himâr, der Eselsreiter, wie denn im Orient seit alters (Zach. 9, 9) der Esel als Reittier des zu erwartenden Befreiers gilt. Darum hielt Jesus seinen Einzug in Jerusalem auf einer Eselin, darum hieß auch im 10. Jahrhundert in Nordafrika der Stifter einer schwärmerischen Sekte Dhu 'l-Himâr und noch vor kurzem der Führer einer gegen den Sultan von Marokko sich richtenden Empörung Buhamâra. Der Monotheismus war in Südarabien durch Juden und Christen schon weit verbreitet, und so trat auch dieser Prophet nicht etwa im Namen irgend eines Götzen auf, sondern in dem Allâhs, des Erbarmers. Auf die Nachricht, daß Muhammed von seiner letzten Pilgerfahrt krank zurückgekehrt sei, war er in die Öffentlichkeit hinausgetreten. Von Nadschrân aus griff er den noch immer in Ssanâ residierenden persischen Statthalter an, und nachdem er diesen besiegt hatte, lag ganz Jemen ihm zu Füßen. Trotz seiner Krankheit hatte Muhammed durch Briefe und Boten noch dahin gewirkt, daß seine Getreuen sich gegen den falschen Propheten zusammentaten. Auf Anstiften eines seiner Sendboten verschworen sich die vornehmen Perser in Ssanâ und ermordeten den Aihaba, angeblich einen Tag vor Muhammeds Tode. Auf diesen kurzen Sieg des Islâms folgte aber bald ein neuer Abfall. Aihabas bedeutendster Parteigänger Kais erhob sich, auf die Araber gestützt, gegen die Perser. Nun sandte aber Abû Bekr unter Führung eines noch von Muhammed für einen Teil von Hadramaut ernannten Statthalters ein Heer, das die Ordnung im Lande wiederherstellte.

Nachdem so in verhältnismäßig kurzer Zeit ganz Arabien der Herrschaft des Islâms wieder unterworfen war, konnte Abû Bekr den letzten Plan des Propheten, seinen Glauben über die Grenzen seiner Heimat hinaus zu verbreiten, wieder aufnehmen. Mußte er doch all den Kräften, die bisher stets bereit gewesen waren, sich aneinander aufzureiben, Gelegenheit geben, sich nach außen zu entfalten. Während aber der Prophet in Überschätzung seiner Kräfte und in falscher Beurteilung der Weltlage vor allem Byzanz anzugreifen versucht hatte, richtete sein Nachfolger seinen Blick zunächst nach Osten auf das persische Reich, von dessen damaliger Schwäche ihm längst Kunde geworden sein mußte.

Muthanna ibn al-Hâritha, der am Feldzuge in Bachrain teilgenommen, hatte von dort aus schon auf mehreren Streifzügen die persische Grenze überschritten. Mit ihm vereinigte

Digitized by Google

sich nun auf Befehl des Chalifen Chālid ibn al-Walīd, nachdem er den Aufstand des Mußailima in der Jamāma niedergeworfen hatte. Sie wandten sich zunächst gegen Hira. Diese Stadt hatte damals ihre frühere Bedeutung als Grenzwacht gegen die Beduinen längst verloren, seit der letzte der Lachmiden Mundhir V. im Jahre 602 von Chosrau II. beseitigt worden war. Der persische Kommandant der Besatzung von Hira wurde bei Ullais, dem alten Vologesias, geschlagen, und nun fiel die Stadt selbst den Muslimen ohne weiteren Widerstand in die Hände. Das war im Jahre 633.

Als die Eroberung Südbabyloniens so unerwartet leicht gelungen war, faßte man in Medina das schon vom Propheten gesteckte Ziel, die Einnahme des heiligen Landes, wieder energisch ins Auge. Auch im byzantinischen Reiche so gut wie im persischen wohnten ja Araber, denen man die Segnungen des Islāms bringen und die man dem neu entstandenen Nationalreiche einfügen mußte. Der Schwierigkeit der Aufgabe gemäß, die schon zur Zeit des Propheten zweimal vergeblich in Angriff genommen war, wurde der Feldzug gegen Syrien von Anfang an von Medina aus sorgfältig vorbereitet. Im Frühling 634 entsandte Abū Bekr zwei Heere gegen Syrien. Das eine unter Amr ibn al-Āß fiel in das südöstliche Palästina ein, das andere unter Jesid ibn Schurachbil und Abū Ubaida in das alte Moab. Nachdem Amr anfangs schon ziemlich weit hatte vorstoßen können, stellten ihm die Byzantiner ein größeres Heer entgegen. Auf die Kunde von den Erfolgen im Westen war Chālid mit einer erlesenen Reitertruppe aus Babylonien herbeigeeilt und hatte den Oberbefehl über das Heer im Ostjordanlande übernommen. Mit diesem zog er nun Amr zu Hilfe. Im Juli oder August 634 kam es bei Adschnādain zu einer großen Schlacht, in der die vereinigten Heere der Muslimen die Byzantiner besiegten. Erst jenseits des Jordans konnten ihre Führer ihre fliehenden Scharen zum Stehen bringen und sammeln. Sie hatten die Dämme bei Baisān durchstochen und dadurch den Jordanübergang unwegsam gemacht. Trotzdem gelangte Chālid hinüber; er griff die Feinde bei Fichl, wo sie sich gesammelt hatten, wieder an, zwang sie zum Rückzug und folgte ihnen bis Damaskus. Inzwischen war eine kleinere muslimische Abteilung in dem von Truppen entblößten Lande nach Norden vorgedrungen und hatte die Stadt Himß-Emesa weggenommen. Vor den Mauern von Damaskus lieferte Chālid den Byzantinern noch eine Schlacht und schloß sie dann in der Stadt ein. Nach fast einjähriger Belagerung ergab sich Damaskus im August 635. Aus uns unbekannten Gründen ging nun der Oberbefehl von Chālid auf Abū Ubaida über, aber jener blieb auch ferner die eigentlich treibende Kraft des Feldzuges. Inzwischen war ein neues byzantinisches Heer von Antiochia aus in Syrien vorgegangen, wahrscheinlich mit dem Auftrage, Damaskus zu entsetzen. Dazu kam es freilich zu spät, aber es konnte wenigstens Himß wieder einnehmen. Während des Herbstes und Winters herrschte, wie es scheint, Waffenruhe.



Arabischer Reiter. Nach einem arabischen Papyrus des X. Jahrhunderts. Sammlung des Erzherzogs Rainer, Wien.

Im Sommer 636 eröffneten die Byzantiner mit einem gewaltigen Heere unter Führung des Sakellarios Theodoros den Feldzug. Die Muslime erwarteten sie am Jarmūk und

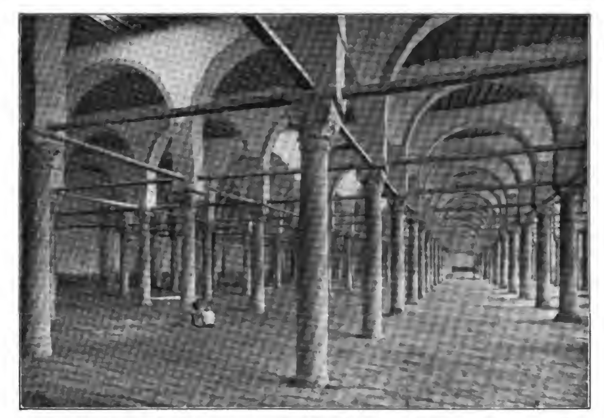
Digitized by Google

brachten ihnen dort am 20. August eine vernichtende Niederlage bei. Darauf drangen sie erobernd gegen Norden vor und besetzten Himß zum zweiten Male.

Inzwischen waren auch im Osten die Kämpfe gegen die Perser weitergegangen. Nach Châlids Auszug im Frühjahr 634 hatte der Bekrit Muthannâ den Oberbefehl in Hira übernommen. Im Juli desselben Jahres war in Medina der Chalif Abû Bekr gestorben, und Omar, der kraftvollste und angesehenste der Fluchtgenossen, hatte die Regierung übernommen. Wie er schon den syrischen Feldzug energisch gefördert hatte, so schickte er nun auch nach Babylonien Verstärkungen unter Abû Ubaid aus dem Stamme Thakif. Aber auch die Perser machten Anstalten, sich der Eindringlinge zu erwehren. Bei Kuß an-Nâtif trat den Muslimen ein persisches Heer entgegen. Abû Ubaid überschritt dort auf einer Schiffsbrücke den Euphrat, nahm den Kampf auf, wurde aber geschlagen und fiel selbst. Da die Schiffsbrücke von einem übereifrigen Muslim schon teilweise abgebrochen war, hatte Muthannâ große Mühe, den Fliehenden den Rückzug zu sichern. Die sehr verworrenen innerpolitischen Verhältnisse des persischen Reiches hinderten die Sieger, ihren Erfolg auszunützen. Aber auch Omar hatte durch diesen ersten Mißerfolg zunächst alles Interesse an dem babylonischen Kriegsschauplatz verloren. Erst im nächsten Jahre gingen die Perser wieder zum Angriffe vor. Muthannâ erwartete sie bei Buwaib, hinter einem der westlichen Euphratkanäle. Trotz tapferer Gegenwehr wurden die Perser hier geschlagen. Darauf wagten sich die Muslime auf ihren Streifzügen schon ziemlich weit ins Land hinein. Zu Beginn des Sommers 635 rüsteten die Perser sich zu einem letzten entscheidenden Schlage. Muthannâ war inzwischen gestorben, und für ihn hatte Esaad ibn abi Walkâß, einer der ältesten und treuesten Genossen des Propheten, den Oberbefehl über die Muslime übernommen. An der Spitze des persischen Heeres stand der Reichsfeldherr Rustam selbst; vor kurzem hatte nach längerer Weiberherrschaft der jugendliche Jesdegerd den Thron der Esâßâniden bestiegen, der offenbar ernste Anstrengungen machte, die gefährdete Grenzprovinz zu säubern. Bei Kâdißija kam es zur Entscheidungsschlacht. Aus dieser werden uns zwar eine Menge romantischer Einzelheiten überliefert, über ihren Verlauf aber gewinnen wir kein klares Bild. Da auf persischer Seite eine einheitliche strategische Wirkung kaum vorauszusetzen ist, und da die Araber nach Stämmen gesondert fochten, so wird sich die Schlacht wohl in eine Reihe von Einzelgefechten aufgelöst haben. Jedenfalls trugen die Perser eine schwere Niederlage davon; aber auch die Muslime hatten solche Verluste erlitten, daß sie den Rückzug der Feinde zunächst unbehelligt lassen mußten. Dann aber gingen sie über den Euphrat gegen Ktesiphon und Seleukia, die Hauptstadt des Reiches, vor. Nach zwei unbedeutenden Rückzugsgefechten mußten die Perser Babylonien räumen, und die Araber zogen in ihre Hauptstadt ein. Die Beute, die ihnen dort in die Hände fiel, und von der die Überlieferung Wunderdinge zu berichten weiß, diente natürlich auch in Arabien als gewaltiger Ansporn, wenn es galt, die erlittenen Verluste durch Rekrutierung zu ersetzen. Die Perser hatten sich zunächst nach Holwân zurückgezogen. Dort sammelte Jesdegerd die Trümmer des Reichsheeres und ergänzte sie durch neue Aufgebote. Als sich nun die Perser allmählich wieder das Flußtal des Dijâla, der sich oberhalb Ktesiphons in den Tigris ergießt, hinabwagten, sandte Esaad ihnen seinen Neffen mit 12000 Mann entgegen. Dieser schlug sie gegen Ende des Jahres 637 bei Dschalûlâ, etwa 15 Meilen von der Hauptstadt entfernt. In dem festen Holwân hielt sich zwar der persische Hof noch eine Zeitlang, aber das flache Land war bis an die medische Grenze im Besitze der Muslimen, die zum Zeichen ihrer dauernden Niederlassung schon die erste Moschee in der Hauptstadt erbaut hatten.

Als die Muslime einmal Herren von Syrien und Babylonien waren, mußte ihnen das in der Mitte liegende Mesopotamien von selbst zufallen. Byzantinische Truppen gab es dort nur noch in den wenigen festen Plätzen, die eingeborene aramäische Bevölkerung war ihres monophysitischen Glaubens wegen von der herrschenden griechischen Orthodoxie stets bedrückt worden und daher an der Erhaltung der kaiserlichen Macht nicht interessiert. Schon seit Jahrhunderten hatten arabische Nomaden das Land überschwemmt und zeitweise in Edessa und in Hatra sogar geherrscht. So war Mesopotamien für die muslimische Eroberung wohl vorbereitet.

Digitized by Google



Die Amr-Moschee in Alt-Kairo. Nach „Ebers-Junghaendel, Ägypten“, Verlag Cosmos, Leipzig.

Der Angriff der Muslime ging von Syrien aus. Dort hatte Omar im Jahre 639 nach dem Tod Abû Ubaidas den Ijâd ibn Ghânim zum Statthalter in Himß und Kinnesrin eingesetzt mit dem Auftrage, sein Machtgebiet durch Mesopotamien zu erweitern. In der zweiten Hälfte des Jahres rückte er in das Land ein und zwang in anderthalb Jahren fast alle Städte zur Kapitulation, nur Reschaina mußte in hartem Kampfe genommen werden. Nachdem Ijâd noch im Jahre 641 einen Streifzug bis nach Armenien hinein gemacht hatte, starb er bald nach der Rückkehr in seine Residenz.

Gleichzeitig mit Mesopotamien wurde auch die Eroberung Ägyptens begonnen. Der Umaijade Amr ibn al-Aß, der erste Befehlshaber des nach Palästina entsandten Heeres, machte von dort aus, angeblich noch ohne Auftrag des Chalifen Omar, und mit unzureichenden Truppen einen Einfall in die fruchtbare Ebene von Faijûm. Dort traten ihm die Byzantiner unter dem Herzog Johannes von Barka entgegen, wurden aber geschlagen, und ihr Führer fiel. Trotzdem wagte sich Amr zunächst nicht weiter vor, da Theodoros und Anastasios, die Häupter der Militär- und der Zivilverwaltung in Ägypten, in Babylon, dem alten Memphis, eine starke Truppenmacht zusammengezogen hatten. Nun erhielt Amr 4000 Mann Verstärkung unter dem Befehle des Subair, eines angesehenen Genossen des Propheten. Dann lockte er die Byzantiner aus ihrer Feste heraus zu einer Feldschlacht und besiegte sie im Sommer 640 bei Heliupolis. Das Kastell von Babylon fiel aber erst am 9. April 641, am Montag nach Ostern, in die Hände der Araber. Aber ihre Streifscharen hatten schon vorher das Land plündernd und sengend durchzogen, und die Lage wurde für die Byzantiner um so mißlicher, da der Kaiser Heraklius am 11. Februar 640 gestorben war und seitdem innere Wirren an dem Mark des Reiches zehrten. Man war in der Hauptstadt wenig geneigt, dem dringenden Verlangen des Theodoros um Verstärkung seines Heeres nachzukommen, da man die Truppen in Konstantinopel selbst und den benachbarten Provinzen gegen die drohende Revolution brauchte. Der Patriarch von Alexandria, Kyros, der damals am Hofe weilte, soll sogar selbst geraten

Digitized by Google

haben, sich mit den Barbaren gütlich zu einigen. Da Theodoros, den man zu einem Gutachten über die militärische Lage gleichfalls nach Byzanz entboten hatte, seinen Vorschlag unterstützte, erhielten sie den Auftrag, mit den Arabern in Verhandlung zu treten. Nach Alexandria zurückgekehrt, erfuhr Kyros von einem Wechsel in der Regierung, und bat daher erst um neue Instruktionen. Aber die Vormünder des damals 11jährigen Kaisers Konstans II. mußten auch den Dingen im Orient ihren traurigen Lauf lassen, da sie noch in Italien durch die Kämpfe mit den Langobarden gebunden waren. So begab sich denn Kyros nach Babylon und schloß dort mit Amr am 17. Oktober 641 einen Vertrag, daß Alexandria binnen 11 Monaten von den Byzantinern geräumt werden sollte. Gegen das Versprechen einer festen Tributzahlung verpflichteten sich die Muslime, die Christen im Besitze ihrer Kirchen zu lassen und sich nicht in die Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten zu mischen. Am 17. September 642 wurde in Erfüllung dieses Vertrages Alexandria von den Byzantinern geräumt und von den Arabern besetzt. Als erstes Zeichen der Besitznahme des Niltals durch den Islâm errichtete Amr ibn al-Âß in Fusţât (dem späteren Altkairo) die Moschee, die noch heute seinen Namen trägt.

In Ägypten übernahmen die Muslime wie in den anderen Provinzen im wesentlichen das Verwaltungssystem ihrer Vorgänger, ja sie ließen sogar deren Beamte meist auf ihren Posten. Dem Klima des Landes verdanken wir die Erhaltung zahlreicher Papyri, die uns einen ziemlich genauen Einblick in den Gang der Geschäfte gestatten. Die Abgabe, die schon die Römer zum Unterhalte der Besatzungen und die Byzantiner auch zur Verpflegung ihrer Hauptstadt von dem geernteten Getreide vorweg erhoben hatten, nahmen auch die Araber für ihre Krieger und deren Familien in Anspruch. Jede einzelne Gemeinde erhielt vom Statthalter alljährlich eine Mitteilung über die von ihr aufzubringende Getreidequote, und zwar zumeist gegen Ende des Jahres, kurz vor Beginn der neuen Aussaat. Der Vorsteher des Bezirks hat die Erhebung dieser Naturalsteuer verantwortlich zu leiten. Ihm unterstehen die Steuererheber, denen 5% des Betrages als Dienstentschädigung und zum Ersatz etwaiger Fehlbeträge zukommen. Sie bürgen dem Staat für das von den Landleuten abgelieferte Getreide, bis sie es in die Staatsmagazine in den einzelnen Ortschaften, namentlich aber in den Bezirkshauptstädten abgeführt haben. Von dort aus wird das Korn zumeist auf dem Wasserwege in die Hauptstadt überführt und daselbst an die Truppen und ihre Familien verteilt. Außer diesen Naturalleistungen haben die Gemeinden noch eine Geldsteuer aufzubringen, zunächst als Äquivalent für den ihnen vom Staate gewährten Schutz und die ihnen zugestandene freie Religionsübung. Das Geld konnte den Bauern natürlich nur durch den Getreidehandel zufließen. Dieser aber ward vom Staate stets sorgfältig beaufsichtigt. Alles Getreide mußte auf eine Staatstenne gebracht werden, auf der vermutlich auch die Getreideverkäufe stattfanden. Vielleicht übernahm nun die Regierung auch an Stelle der formell in barem Gelde zu leistenden Abgaben nicht selten wieder Getreide; man wird also das in Ägypten herrschende System mit Becker als eine gemischte Wirtschaft, aber mit Überwiegen der Geldwirtschaft, bezeichnen müssen.

Inzwischen vollzog sich auch das Geschick des persischen Reiches. Im Jahre 640 hatte König Jesdegerd Holwân, wo er sich nicht mehr sicher fühlte, nachdem das Land ringsumher schon den Arabern in die Hände gefallen war, verlassen und sich nach der Persis zurückgezogen. Dort rüstete er nun zum letzten Widerstande. Bevor er wieder in die neuerworbenen Besitzungen der Araber eindringen konnte, ließ Omar ihn durch ein aus allen an der Grenze verfügbaren Truppen zusammengezogenes Heer unter dem Befehl des Noomân ibn Mukarrin angreifen. Schon bei Beginn des Feldzuges im Jahre 642 konnten die Muslime Karmaßîn nordöstlich von Holwân, besetzen und hatten damit den Eingang in das Gebirgsland in ihrer Gewalt. Bei Nihâwend, südlich von Hamadân, dem alten Ekbatana, stießen sie auf den Feind unter dem Kommando des bewährten Feldherrn Fîrôsân. Die Perser waren in der Überzahl, der Kampf dauerte ein paar Tage, und der Ausgang war lange zweifelhaft. Noomân selbst fiel, aber sein von Omar schon im voraus bestimmter Nachfolger, Hudhaifa ibn al-Jamân, blieb doch endlich Sieger.

Nach dieser Niederlage war an einen einheitlichen Widerstand im Zentrum des persischen Reiches schon nicht mehr zu denken. Das auseinandergesprengte Heer warf sich in die festen

Digitized by Google

Städte und verteidigte diese einzeln gegen die stetig vordringenden Muslime. Schon im Jahre 643 fiel das wichtige Ispahân, wo Jesdegerd selbst nach der Schlacht Zuflucht gesucht hatte. Nun mußte er vor den verfolgenden Muslimen nach Istachr, Persepolis, der alten Hauptstadt des persischen Stammlandes, zurückweichen. Hier wurde er eine Zeitlang erfolglos belagert, da überall in der Provinz und namentlich in den Bergen die einheimische Bevölkerung einen letzten Verzweiflungskampf führte. Als er sich auch in Istachr nicht mehr halten konnte, folgte er einer Einladung des Ispahbadh von Tabaristân, der Gebirgslandschaft am Südrande des Kaspischen Meeres, in der Hoffnung, bei den Satrapen der Ostprovinzen noch wirksame Hilfe finden zu können. Auf seiner Flucht durch Chorâßân, jedes alte Grenzland Irâns gegen die Gebiete der Türken, fand er zwar überall gastliche Aufnahme, nirgends aber Gehorsam, wenn er Mittel zur Fortsetzung des Krieges verlangte. Es wiederholte sich an ihm dasselbe Geschick, das vor 1000 Jahren in denselben Ländern der letzte der Achämeniden, Darius, gekostet hatte. Ja, der Vasall von Chorâßân hetzte sogar den türkischen Nachbarfürsten zum Kampfe gegen den eigenen Herrscher auf. So verlor Jesdegerd den Rest seiner Getreuen. Er selbst entkam nach Merw, aber die Stadt verschloß ihm die Tore. Ein Müller nahm ihn bei sich auf, und der verräterische Satrap ließ ihn hier in seinem letzten Schlupfwinkel im Jahre 651 ermorden. Das war das Ende des letzten Sâßâniden; sein Andenken lebt noch heute unter den letzten Bekennern der nationaliranischen Religion, den Pârßis in Indien, die ihre Ära vom Tage seiner Thronbesteigung datieren.



Arabische Steuerquittung aus Ägypten für einen Christen (vom Jahre 812).
Sammlung des Erzherzogs Rainer in Wien.

Mit der gewaltigen Ausbreitung seiner politischen Macht nach außen hielt nun aber die Entwicklung des arabischen Staates im Innern nicht Schritt. Der Idee nach war er als eine Theokratie begründet, aber schon die Frage, wem die irdische Leitung gebühre, war eigentlich eine offene. Solange Muhammed lebte, war er freilich als Bote und Stellvertreter Gottes der Herrscher, dessen Autorität niemand in Zweifel zog. Er starb aber, ohne für einen Nachfolger gesorgt zu haben. Bei seinen Lebzeiten mochten seine Gläubigen erwartet haben, daß er selbst bis zum Tage des letzten Gerichts die Gemeinde leiten würde. Aber nun, da er aus der Welt gegangen war, ging diese ihren alten Gang weiter. Die Richtschnur des Lebens, die der Prophet den Seinen hinterlassen hatte, Korân und Ssunna, gab ihnen keine Lösung der dringendsten Frage, wer nach ihm zur Leitung der Gemeinde berufen sei, an die Hand. Ein persönlicher Leiter des Gottesdienstes und der Regierung war also ganz unentbehrlich. Ein Erbrecht gab es nicht, noch weniger ein Wahlverfahren. Nur ein kühner Entschluß konnte nach dem Tode des Propheten die Gemeinde vor dem drohenden Zerfall bewahren. Schon bei seinen Lebzeiten hatten seine ältesten und vertrautesten Anhänger aus Mekka ihn bei den Regierungsgeschäften beständig beraten, und diese nahmen die seiner Hand entfallenen Zügel auf. Der bedeutendste unter ihnen war Omar ibn al-Chattâb. Er war hochgewachsen und bei aller Gottesfurcht stets energisch durchzugreifen gewohnt. Gewöhnlich trat er mit der Peitsche in der Hand auf, und vor ihm hatten schon bei Lebzeiten des Propheten dessen Frauen mehr Respekt als vor ihrem Eheherrn selbst. Er übernahm aber zunächst die Regierung noch nicht, sondern ließ dem ältesten Freunde Muhammeds, Abû Bekr, den Vortritt. Erst als dieser schon zwei Jahre darauf gleichfalls starb, trat er auch formell die Herrschaft an, die Abû Bekr ihm durch letztwillige Verfügung übergeben hatte. Abû Bekr und Omar waren sich dessen stets wohl bewußt, daß sie ihre Herrschaft nur als Vertreter des alleinberechtigten Fürsten der Theokratie, des Propheten, führten. Abû Bekr nannte sich daher der Chalife,

Digitized by Google

d. h. Vikar des Gesandten Gottes, Omar anfangs der Vikar des Vikars des Gesandten Gottes; erst als dieser Titel im täglichen Leben sich als zu umständlich erwies, ließ er sich schlechtweg Chalife und Fürst der Gläubigen nennen.

An dem Einfluß auf die Regierungsgeschäfte nahmen nun aber nicht die Fluchtgenossen des Propheten allein teil, sondern neben ihnen auch diejenigen ihrer Stammesverwandten, der Koraisch, die sich dem Islâm erst ganz zuletzt nach seinem unbestrittenen Siege angeschlossen hatten. Ihnen als Verwandten des Propheten beugten sich denn anfangs auch die anderen Gläubigen willig. Nur die Anṣâr machten ihnen ihre bevorzugte Stellung streitig; sie hatten schon bei Lebzeiten des Propheten dagegen protestiert, daß dieser bei Verteilung der Beute und namentlich des Grundbesitzes die Seinen ungebührlich bevorzugte. Aber der alte Haß zwischen Auß und Chasradsch war durch die gemeinsamen Interessen gegenüber den Mekkanern noch nicht ausgelöscht, so daß Muhammed die Anṣâr stets wieder zu beschwichtigen vermocht hatte. Schließlich waren diese in Medina selbst kaum noch in der Überzahl, und ihr letzter Versuch, nach dem Tode des Propheten noch einmal ihre Selbständigkeit wiederzugewinnen, war an Omars Entschlossenheit gescheitert. Der Aufstand der übrigen Araber einte dann Anṣâr und Muhâdschirûn durch die gemeinsame Gefahr; auch an den Eroberungskriegen hatten jene, wenn auch nicht in leitenden Stellungen, hervorragenden Anteil.

Die Eroberungskriege fesselten auch die nach dem Tode des Propheten abgefallenen und mühsam wieder dem Islâm unterworfenen Araberstämme an ein gemeinsames Interesse, und die gewaltigen Vorteile, die sie ihnen brachten, söhnten sie mit dem Opfer ihrer ungebundenen Selbständigkeit aus. Innerhalb der arabischen Halbinsel selbst sollte fortan nur eine Religion, der Islâm, geduldet werden; daher verpflanzte Omar auch die von Muhammed in Chaibar noch geduldeten Juden nach Syrien. Wer den Islâm annahm, ward dadurch zum Araber und schloß sich einem der Stämme als Klient an. Von den Nichtarabern erwartete man gar nicht, daß sie sich bekehren würden, der Zweck des heiligen Krieges war von Anfang an der, sie der Herrschaft der geborenen Bürger der Theokratie zu unterwerfen.

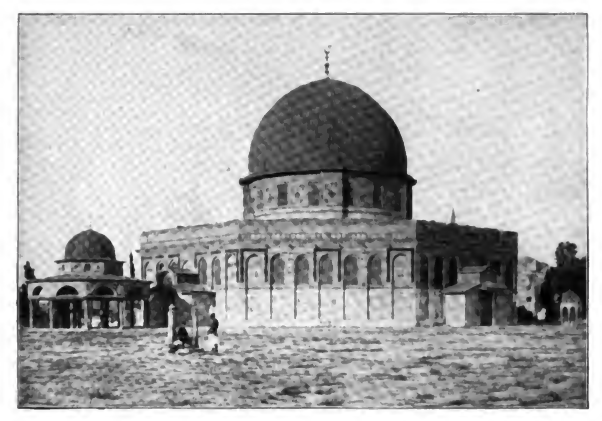
So umfaßte das theokratische Reich, das sich nach dem Tode des Propheten aus dem von ihm gestifteten nationalen Staate entwickelte, zwei religiös und darum auch politisch geschiedene Klassen. Die Muslime bildeten die Herren und zugleich die Kriegerkaste. Die Übungen der Frömmigkeit traten eine Zeitlang ganz hinter den militärischen Anforderungen zurück. So waren denn die Muslime auch wie ein Heer organisiert. Alle Wehrmänner waren nach Stämmen und Geschlechtern in die Heeresrolle eingetragen. Sie wurden in den eroberten Städten angesiedelt und hießen daher auch Muhâdschirs, Auswanderer, und so nannten sich nach Jahrhunderten wieder die Türken, die sich auf der Balkanhalbinsel unter den Christen niederließen. Mehrfach aber wurden für sie auch neue Militärkolonien angelegt, so Fusṭâṭ (Altkairo) in Ägypten, später Kairawân im römischen Afrika und namentlich Kufa und Baṣra im Irâk.

Die Herrschaft der Muslime in den eroberten Ländern blieb noch auf lange hinaus militärisch organisiert. Die Führer, die die Einnahme geleitet hatten, waren die ersten Statthalter des Chalifen, da aber Heer und Religionsgemeinde sich deckten, zugleich auch die Vorbeter und Freitagsprediger. Anfangs hatten sie auch noch die Rechtsprechung zu versehen, für die erst unter dem Begründer der Umaijadendynastie besondere Beamte angestellt wurden.

Wie einst in der Wüste, so waren auch jetzt noch viele Befugnisse, die in einem Rechtsstaate der Obrigkeit zustehen, der Selbstverwaltung der Stämme überlassen. Während aber in der Wüste namentlich die kleineren Sippen es gewesen waren, die unter sich für Zucht und Ordnung sorgten, so traten nun in den Militärkolonien die größeren Stammgruppen in Tätigkeit, indem sie die durch die Feldzüge versprengten Glieder der kleineren Verbände wieder zusammenfaßten.

Der arabischen Kriegerkaste standen die Nichtaraber als die Untertanen gegenüber, die Raija, im Plural Raâjâ, die Herde, wie sie mit einer altsemitischen, schon den Assyrern geläufigen Metapher genannt wurden. Während die Muslime nur die Armensteuer zahlten, hatten sie den Tribut aufzubringen und dadurch für den Unterhalt jener zu sorgen. Um ihre inneren Angelegenheiten aber kümmerte sich die Regierung noch weniger als um die der Stämme. In den ehemals christlichen Ländern übernahmen die Bischöfe auch die Leitung der

Digitized by Google



Die Omarmoschee in Jerusalem. Photographie von Bonfils in Beirut.

bürgerlichen Geschäfte, in Persien behielt der niedere Landadel der Dichkâne oder Dorfschulzen seine führende Stellung. Die Statthalter hatten nur für das pünktliche Einkommen des Tributs zu sorgen, später wurden ihnen dafür noch von der Regierung eigene Finanzbeamte auf gleichem Fuße beigegeben.

Städte und Landschaften, die sich ohne Kampf den Muslimen gefügt hatten, behielten Freiheit und Eigentum; der von ihnen als Entgelt dafür zu leistende Tribut ward gleich in den Kapitulationspunkten festgelegt. Ortschaften, die mit Waffengewalt hatten genommen werden müssen, fielen den Siegern zur Beute. Ein Fünftel davon, außerdem ehemalige Krongüter und von ihren Besitzern verlassene Liegenschaften zog der Staat ein. Alles übrige, einschließlich der Ländereien und der Bewohner, war unter die bei der Eroberung beteiligt gewesenen Krieger zu verteilen. Da sich die Muslime aber nicht von ihrer militärischen Organisation trennen konnten, um sich einzeln im Lande anzusiedeln und es zu bebauen, so mußte man die alten Besitzer auf ihren Stellen lassen. Doch der Ertrag stand den Muslimen und ihren Erben zu. In Praxis unterschied sich die Lage der eroberten Ortschaften also nicht wesentlich von denen, die freiwillig kapituliert hatten, nur daß ihr Tribut jederzeit willkürlich erhöht werden konnte. Der Staat behielt sich nun aber auch die Einziehung dieses Tributs vor und zahlte davon den Wehrmännern und ihren Nachkommen nur feste Pensionen.

Mitten in dem großen Werke der Ausbreitung des Islâms raffte den Chalifen Omar im Jahre 644 noch am Ausgang des kräftigen Mannesalters ein gewaltsamer Tod dahin, als er eben von der Wallfahrt, die er alljährlich zu leiten pflegte, zurückgekehrt war. Ein persischer Sklave, Firôs, der in Medina für den Statthalter von Kufa, Mughira ibn Schuba, arbeitete, hatte sich beim Chalifen über die Höhe der seinem Herrn zu leistenden Abgaben beschwert, war aber abgewiesen worden. Am andern Morgen, als der Chalif in der Moschee erschien, um das Frühgebet zu leiten, versetzte ihm der Perser aus Rache ein paar Dolchstiche, von denen einer unbedingt tödlich war. Auf dem Sterbebette suchte Omar nach einem geeigneten Nachfolger, der sein Werk erhalten und

Digitized by Google

fortsetzen könne. Aber Abdarrachmân ibn Auf, einer der ältesten Gefährten des Propheten, den er dazu ausersehen hatte, schrak vor der ihm zugemuteten Verantwortung zurück. Einen anderen an seiner Statt zu bestimmen, konnte Omar sich nicht entschließen. Er versammelte daher mit Abdarrachmân noch vier andere bewährte Genossen, die beiden Schwiegersöhne des Propheten, Ali und Othmân, sowie Subair und Ssaad ibn abi Wakkâß, um sein Lager und trug ihnen auf, binnen drei Tagen einen neuen Herrscher zu wählen. Als sechster sollte Talcha, der damals von Medina abwesend war, ins Wahlkollegium eintreten, wenn er rechtzeitig zurückkehre. Nachdem er diese Anordnungen getroffen hatte, starb Omar am 23. November 644.

Die Wahl des Kurkollegiums fiel auf den unbedeutendsten in seiner Mitte, den Othmân ibn Affân aus dem Hause Umaija. Nachdem man so lange die feste Hand Omars gespürt hatte, hoffte man mit ihm wohl besser zu fahren. Aber diese Hoffnung ward getäuscht, zwar nicht durch den Chalifen selbst, wohl aber durch seine Sippe, deren Einfluß er sich völlig hingab. Die Umaija waren mit den Hâschimiden, dem Geschlechte des Propheten, verwandt, aber sie waren ihnen in der Heidenzeit an Macht und Ansehen weit überlegen gewesen. Ihr kluger Führer Abû Ssufjân war jahrelang die Seele des Widerstandes der Koraisch gegen den Propheten gewesen. Nach dem Falle Mekkas siedelten sie zumeist nach Medina über, wo der Prophet ihnen sehr entgegenkam. Schon unter Abû Bekr und Omar waren Jesîd, der Sohn des Abû Ssufjân, und nach seinem Tode sein Bruder Muâwija oft hervorgetreten. Mit Othmân gelangten die Umaijaden ans Ruder, denn seine Herrschaft war die seines Hauses. Seinen Vetter Marwân machte er in Medina zum Leiter der Geschäfte, und alle wichtigen Statthaltereien übertrug er seinen Verwandten. Durch diese neuaufkommende Dynastie sahen sich die alten Gefährten des Propheten in ihrer bisherigen Stellung bedroht und, nachdem sie vergeblich versucht hatten, ihn dem Einfluß seiner Sippe zu entziehen, wandten sie sich gegen ihn. In Medina hatte der Chalif bald nur noch wenig Freunde, zumal auch die jugendliche und intrigante Witwe des Propheten, Âischa, die „Mutter der Gläubigen", gegen ihn Partei ergriff. Aber auch in den Provinzen ließen sich die Araber gegen Othmân aufhetzen.

Seitdem die Unruhe der ersten Kriegsjahre sich gelegt hatte, kamen die Glaubenskämpfer allmählich zur Einsicht, daß sie sich selbst geschädigt hatten, als sie der Regierung die unbewegliche Beute überließen. Dadurch hatte sich der Staat von dem Heere, dem er doch alles verdankte, unabhängig machen können, da er die Höhe der zu zahlenden Pensionen festsetzte und sie unbequemen Leuten auch ganz zu entziehen vermochte. Die Unzufriedenheit machte sich gelegentlich in der Plünderung einer Provinzkasse und namentlich in Protesten dagegen Luft, daß diese ihre Überschüsse nach der Hauptstadt abführte.

Dies System war ja allerdings schon von Omar eingeführt worden, aber während gegen ihn niemand aufzutreten gewagt hatte, besaß Othmân nicht die Autorität seines Vorgängers, zumal man ihm die Willkür der ihm zumeist verwandten Statthalter mit anrechnete. Auch durchaus verständige Maßregeln, die er traf, begegneten bald überall abschätziger Kritik.

Bei einem Feldzuge in Armenien im Jahre 653, an dem syrische und irâkische Truppen teilnahmen, stellten sich Unterschiede in der Fassung ihrer Korânexemplare heraus. Da die Spannung zwischen den Bewohnern dieser beiden Provinzen ohnehin damals schon nicht ganz gering war, so ging es bei diesem Streit um die Lesarten nicht ohne Tätlichkeiten ab. Um eine Wiederholung solcher Vorgänge unmöglich zu machen, beschloß der Chalif, eine offizielle Ausgabe des Korâns zu veranstalten. Schon zu Abû Bekrs Lebzeiten hatte Omar, als in der Entscheidungsschlacht gegen Mußailima viele korânkundige Männer gefallen waren, aus Besorgnis, die Wissenschaft der Offenbarung möchte ganz verloren gehen, dem Chalifen geraten, die einzelnen Korânstücke sammeln zu lassen. Abû Bekr hatte den Said ibn Thâbit, einen jungen Medinenser, der dem Propheten schon als Schreiber gedient hatte, mit dem Werke beauftragt. Aber die so zustande gekommene Sammlung war ein durchaus privates Werk ohne irgendwelche offizielle Geltung geblieben; Abû Bekr hatte sie dem Omar und dieser sie seiner Tochter Hafßa vererbt. Auf diese erste Sammlung griff nun Othmân zurück. Er beauftragte wieder den Said im Verein mit drei angesehenen Koraischiten, sie noch einmal zu revidieren. Dann wurden drei gleichlautende Abschriften nach Damaskus, Baßra und Kufa gesandt und dort weiter vervielfältigt. Wie sorgfältig Othmâns Kommission ihres Amtes

Digitized by Google

Digitized by Google

gewaltet hatte, ergibt sich daraus, daß ihr Werk später überall widerspruchslos zu kanonischem Ansehen gelangt ist. Für den Augenblick bot aber auch dies den Kufiern willkommenen Agitationsstoff gegen den Chalifen. Unter ihnen lebte Abdallâh ibn Maß'ûd, einer der ältesten Gefährten des Propheten, der sich für den besten Kenner des Korâns hielt. Dieser erhob nun die ungeheuerliche Beschuldigung, die revidierte Ausgabe sei gefälscht und unvollständig; man habe Offenbarungen, in denen unter Muhammeds Feinden auch die Umaijaden verdammt seien, unterdrückt.

Diese allgemeine Unzufriedenheit wußten nun die Gegner des Chalifen in Medina, an ihrer Spitze Ali, Talcha und Subair, sich zunutze zu machen. Obwohl sie sich als die Verfechter der wahren Theokratie gegen das verweltlichte Regiment Othmâns fühlten, wagten sie doch nicht, den offenen Kampf gegen ihn aufzunehmen; dies Odium überließen sie den Provinzialen, bei denen überdies ja die materiellen Machtmittel des Islâms vereinigt waren. Im Jahre 655 gaben sie diesen zu verstehen, sie hätten jetzt in Medina mehr Gelegenheit als an den Grenzen, sich im Kampfe für den Glauben zu betätigen. In Kufa brach der Sturm los. Als der dortige Statthalter Ssaid im Juni 655 von der Wallfahrt zurückkehrte, wehrten ihm 1000 Mann unter Führung des Jemeniers Mâlik al-Aschtar, der dem Ali persönlich ergeben war, den Eintritt in die Stadt. Othmân glaubte das Unheil noch einmal beschwören zu können, indem er den Ssaid durch einen den Kufiern genehmen Mann ersetzte.

In Ägypten hatte Othmân sich nicht gescheut, den Eroberer des Landes, Amr ibn al-Aß, abzusetzen und an seiner Stelle seinen Vetter, Ibn abî Ssarch, obwohl der Prophet ihn einst geächtet hatte, zum Statthalter zu ernennen. Außer Amr hetzte noch Muhammed ibn abi Hudhaifa, ein Pflegesohn Abû Bekrs und begeisterter Anhänger Alis, in Ägypten. Schon bei einer großen Seeschlacht, die die ägyptische Flotte dem Kaiser Konstans an der lykischen Küste lieferte, hatten sich die Unzufriedenen mit einem Schiffe zurückgezogen unter dem Vorgeben, man vernachlässige jetzt den wahren heiligen Krieg. Im Jahre darauf machten sich 500 Araber aus Ägypten auf, um in Medina den von Gott gewollten Kampf gegen den inneren Feind zu eröffnen. Sie erschienen im April 656 vor der Stadt. Die Medinenser nahmen zumeist ihre Partei. Othmân, damals der Herrscher des mächtigsten Reiches auf Erden, hatte in seiner Residenz nicht die geringsten Machtmittel zur Verfügung, er mußte sich daher auf Verhandlungen mit den 500 Aufrührern einlassen. Er versprach ihnen die Abstellung ihrer Beschwerden und bewog sie dadurch zum Abzug. Nun schwoll den Umaijaden wieder der Kamm. Sie verleiteten den Chalifen, in der nächsten Freitagspredigt zu behaupten, die Ägypter seien gegangen, weil sie ihr Unrecht eingesehen hätten. Darüber entrüsteten sich die Medinenser so, daß sie den Chalifen beschimpften und ihn mit Steinen bewarfen. Er mußte ohnmächtig aus der Moschee getragen werden, die er nicht wieder betreten sollte.

Vor seinem Hause versammelten sich die Medinenser und wichen nicht von der Stelle. Nun kamen auch die Ägypter zurück; sie wollten einen Brief Othmâns an seinen Statthalter Ibn abi Ssarch abgefangen haben, in dem er diesen anwies, die Rädelsführer nach ihrer Rückkehr zu beseitigen. Der Chalife leugnete freilich, etwas von dem Briefe, den man ihm vorlegte, zu wissen. Aber man verlangte, er solle abdanken, wenn so etwas hinter seinem Rücken habe geschehen können. Dies Ansinnen wies er mit Würde zurück. Nun wurde er in seinem Hause, das nur einige seiner Verwandten mit etlichen Sklaven und Klienten verteidigten, belagert. Die Medinenser rührten keine Hand, den Ägyptern zu wehren, ja einige Anßâr unterstützten sie geradezu. Die eigentlichen Urheber des Aufruhrs, Ali, Talcha und Subair, hielten sich zurück, um den Schein zu wahren. Die kluge Aischa verließ sogar die Stadt, dann brauchte sie später nicht dabei gewesen zu sein.

Den letzten Kampf eröffnete einer von Othmâns Verteidigern, indem er einen der Ägypter durch einen Steinwurf tötete. Da seine Auslieferung verweigert wurde, begannen die Empörer den Sturm. Nachdem es ihnen gelungen war, von einem benachbarten Grundstück aus in das Haus einzudringen, erschlugen sie den Chalifen, der bisher, ohne am Kampf teilzunehmen, ruhig gebetet hatte. Das geschah Freitag den 17. Juni 656.

Schon während der Belagerung hatte Ali, der Schwiegersohn des Propheten und jetzt unbestritten der erste unter den Muslimen, den Gottesdienst geleitet und auch einen Anführer

Digitized by Google

für die Pilger ernannt. Noch am selben Tage, an dem Othmân ermordet war, nahm er die öffentliche Huldigung als Chalif in der Moschee entgegen. Talcha und Subair aber, die bisher scheinbar für ihn gewirkt hatten, sagten sich von ihm los und schoben ihm die Schuld am Morde zu. Sie gingen zu Aischa nach Mekka. Die Mutter der Gläubigen hatte noch einen alten Haß gegen Ali; als sie erfuhr, daß er die Huldigung empfangen, rief sie die Gläubigen zur Rache für den Ermordeten auf. Nicht nur die Umaijaden schlossen sich ihr an, sondern auch manche anderen Leute, die nur die Abneigung gegen Ali mit ihr teilten. Auf den Rat des Ibn Amir, der lange Statthalter in Baßra gewesen war und dort noch viele Beziehungen hatte, beschlossen sie, dorthin zu gehen. Vier Monate nach dem Tode Othmâns brachen die Verschworenen, die sich in einem Lager an der Straße nach dem Irâk gesammelt hatten, 600 Mann stark, auf.

In Baßra angelangt, beseitigten sie verräterischerweise den Statthalter, der sich ihnen nicht angeschlossen hatte, sondern Alis Befehle abwarten wollte. Gleich nach der Einnahme der Stadt kam es zwischen Talcha und Subair zum Streit über die Leitung des Gebets, den Aischa einstweilen beilegte, indem sie ihrem Neffen Abdallâh, dem Sohne Subairs, dies Amt übertrug.

Aber auch Ali konnte in Medina nicht bleiben, weil er dort keine Truppen hatte. Im Oktober 656 ging er mit einigen 100 Mann nach dem Irâk, in der Hoffnung, sich auf Kufa stützen zu können. Er schickte seinen Sohn Haßan dorthin voraus, dem es auch gelang, die Wehrmänner der Stadt für seinen Vater zu gewinnen. Ali blieb aber in seinem Lager zu Dhû Kâr und zog, nachdem 12000 Kufier zu ihm gestoßen waren, von dort gegen Baßra. Nach einer resultatlosen Verhandlung mit Talcha und Subair kam es zum Kampfe. Ersterer wurde tödlich verwundet, letzterer verließ, von Gewissensbissen getrieben, das Schlachtfeld und wurde auf der Flucht niedergemacht. Aber bei dem Kamel, auf dem Aischa saß, um nach altarabischer Sitte die Krieger anzufeuern, kam der Kampf zum Stehen. Erst als das Kamel, nach dem die Schlacht ihren Namen erhielt, gestürzt war, fiel der Sieg Ali zu, am 9. Dezember 656. Aischa zog sich ins Privatleben zurück, das Irâk unterwarf sich Ali, der nun dort blieb und in Kufa residierte.

Damit trat Arabien und insbesondere Medina die führende Rolle an die Provinzen ab, bei denen die materielle Macht schon lange gelegen hatte. Die in Medina zurückgebliebenen Genossen des Propheten verloren ihren politischen Einfluß, sie legten sich auf das Studium der Überlieferung. Die Stadt, die eine Zeitlang Vorderasien beherrscht hatte, ward jetzt zum Sitz der Gelehrsamkeit für die Frommen und des leichten Lebensgenusses für die weltlicher gesinnte Aristokratie, die sich durch die Provinzialen von der Staatsleitung verdrängt sah. In Mekka errichtete ein reicher Privatmann das erste Spiel- und Lesezimmer, in dem Schach und Dame, sowie Bücher den Gästen zur Verfügung standen. In Medina pflegte der Dichter al-Achwaß das Liebeslied, und der Perser Jûnus paßte durch neue Weisen die Musik dem verfeinerten Gefühlsleben an. Aber der Zeitvertreib der Medinenser war nicht immer so harmlos. Die Stadt des Propheten erwarb sehr bald den Ruf, nicht nur die besten, sondern auch die kulantesten Sängerinnen zu beherbergen.

Die Pflicht, den Mord Othmâns zu rächen, oblag dem Haupte der Umaijaden, dem Statthalter von Syrien, Muâwija ibn abi Ssufjân. Ehe er aber dieser Pflicht nachkommmen konnte, mußte er seine noch immer von den Byzantinern bedrohte Stellung in seiner Provinz sichern. Dazu brauchte er vor allem Ägypten. Es gelang ihm denn auch, den dortigen Statthalter Alis gefangen zu nehmen. Bevor er sich aber des Landes selbst bemächtigen konnte, wurde er von Ali angegriffen, der als Chalif sich die Anerkennung im ganzen Reiche erzwingen mußte. Im Frühsommer 657 brach Ali nach Nordwesten auf, und an der syrischen Grenze in der Ebene von Ssiffin am Euphrat trat Muâwija ihm entgegen.

Die Syrer waren militärisch besser geschult, als die unruhigen Bewohner des Irâk, trotzdem waren diese unter Führung des Mâlik al-Aschtar, eines begeisterten Anhängers Alis, zunächst im Vorteil. Da banden die Syrer Kor'âne an ihre Lanzenspitze, zum Zeichen, daß sie von der Entscheidung der Waffen über die Herrschaft an Gottes Wort appellierten. Die Irâkier ließen sich dadurch täuschen und zwangen Ali, den Kampf einzustellen und mit Muâwija zu unterhandeln. Man einigte sich auf die Wahl zweier Schiedsrichter, des Amr ibn

Digitized by Google



Damaskus mit der Umaijadenmoschee. Photographie von Bonfils in Beirut.

al-Aß, ehemaligen Statthalters von Ägypten, für Muāwija und des Abū Mußa für Ali, die auf Grund des Kor'āns darüber befinden sollten, wem die Herrschaft zustehe. Sie sollten im Monat Ramadān an einem zwischen Syrien und dem Irāk belegenen Orte zusammenkommen.

Auf dem Rückzuge kamen die Irākier zur Erkenntnis, daß sie in eine Falle gegangen waren, statt sich selbst aber machten sie Ali darüber Vorwürfe. Bei seiner Ankunft in Kufa verließen ihn 12000 Mann und lagerten sich in Harūrā. Diese Dissidenten, die Chāridschiten, wie man sie nannte, verwarfen das Schiedsgericht, da nur Gott die Entscheidung zustehe. Es gelang zwar Ali noch einmal, sie zur Rückkehr zu bewegen, nachdem er ihre Führer durch persönliche Vorteile gewonnen hatte. Als er sie dann aber nicht, wie sie erwarteten, gegen die Syrer führte, verließen sie ihn wieder und wählten sich im März 658 einen eigenen Chalifen. Erst nach einem Vierteljahre konnte Ali sich gegen sie wenden; bei Nachrawān kam es im Juli zur Schlacht, die mit einer völligen Niederlage der Chāridschiten endete.

Inzwischen hatte das Schiedsgericht getagt. Über den Ort und die genaue Zeit gibt es keine sichere Überlieferung, auch über den Verlauf der Verhandlungen sind wir nicht genügend unterrichtet. Es scheint, daß aus uns unbekannten Gründen die ursprüngliche Verabredung nicht innegehalten wurde und die Schiedsrichter erst im Jahre 658 zu Adhruch im alten Edom zusammenkamen. Alis Unterhändler scheint den Vorschlag gemacht zu haben, die beiden Rivalen sollten zurücktreten und, wie nach Omars Tode, einem Kollegium die Neuwahl eines Chalifen überlassen werden. Darauf konnte Ali nicht eingehen, und so blieb ihm nichts übrig, als sein Versprechen, er werde sich dem Spruche des Schiedsgerichts unterwerfen, nicht zu halten.

Muāwija machte sich zunächst wieder an die Eroberung Ägyptens, von der ihn der Angriff Alis abgezogen hatte. Dessen neu ernannter Statthalter trat ihm bei seinem Einmarsch in Ägypten entgegen und wurde im Juli 658 geschlagen. Die Unterwerfung des Landes ward

Digitized by Google

dann von Amr beendet. Gegen einen Angriff der Byzantiner sicherte sich Muâwija, indem er noch im selben Jahre mit Kaiser Konstans einen Waffenstillstand gegen jährliche Tributzahlung abschloß. Erst zu Anfang des Jahres 40, Ende Mai 660, nahm er dann in Jerusalem die Huldigung als Chalif entgegen. Nun rüstete Alî sich zu einem Feldzuge nach Syrien. Aber noch ehe er den Kampf aufnehmen konnte, ward er am 24. Januar 661 in der Moschee zu Kufa ermordet. Es war die Rache für Nachrawân, deren Vollzug ein Weib aus dem Stamme Katâm ihrem Geliebten als Brautpreis auferlegt hatte.

5. Die Umaijaden.

Muâwija hatte sich schon vor Alîs Ermordung auf den Weg durch Mesopotamien nach dem Irâk gemacht. Alîs unfähiger Sohn Haßan trat zunächst seine Nachfolge an, war aber nicht zu bewegen, seine Truppen zum Angriff zu führen. Er ließ sich auf Unterhandlungen mit Muâwija ein und verzichtete gegen Überlassung der im Staatsschatze von Kufa vorhandenen 5 Millionen Dirham auf seine Ansprüche. Mit der Staatskasse von Baßra war schon vorher Abdallâh ibn Abbâß, der Ahnherr der später zur Herrschaft gelangten abbâßidischen Dynastie, durchgegangen und hatte sich Muâwija angeschlossen.

Die schwierige Aufgabe, seine Autorität unter den stets unruhigen Bewohnern des Irâk zur Geltung zu bringen, überließ Muâwija seinen Statthaltern in Kufa und Baßra. In Kufa setzte er den Mughira ibn Schuba ein, einen gewissenlosen Streber, der als junger Mann seine Vaterstadt Tâîf wegen eines gemeinen Mordes hatte verlassen müssen und schon vor dem Jahre 629 zu Muhammed nach Medina gekommen war. Er hatte dann in dessen Auftrage das Bild der Göttin seiner Vaterstadt zerstört und verstand es, sich durch Frömmigkeit einen Platz in der neuen Aristokratie des Glaubens zu sichern. Bei den Kämpfen gegen das ßâßânidische Reich hatte er durch seine Kenntnis des Persischen sich diplomatische Verdienste erworben. Dafür belohnte schon Omar ihn mit der Statthalterschaft von Baßra. Im Jahre 638 war er wegen Ehebruchs abgesetzt worden, kam aber durch die Revolution, in der er sich klug zurückhielt, wieder in die Höhe. In seiner Stellung verstand er es, die Kufier, obwohl sie aus ihrer Abneigung gegen die Vorherrschaft der Syrer kein Hehl machten, doch vor offener Widersetzlichkeit zurückzuhalten.

Der Statthalter von Baßra, Sijâd, stammte gleichfalls aus Tâîf, war aber dunkler Herkunft, man kannte nur den Namen seiner Mutter Sſumaija. Seine Laufbahn hatte er als Schreiber beim baßrischen Heere begonnen. Alî hatte ihn nach Persien geschickt, und in dieser Provinz, deren Bewohner er durch sein kluges Auftreten ohne Gewalt ganz für sich gewann, behauptete er sich bis zum Jahre 662 unabhängig von Muâwija. Durch Vermittlung seines Landsmannes Mughira machte er dann seinen Frieden mit der neuen Regierung. Muâwija berief ihn nach Damaskus und fesselte den höchst brauchbaren Mann an das Interesse seines Hauses, indem er ihn als außerehelichen Sohn seines Vaters Abû Sſufjân anerkannte. Dann schickte er ihn als Statthalter nach Baßra. Mit eiserner Energie stellte er dort die durch den Zwiespalt der Stämme völlig untergrabene Autorität der Regierung wieder her. In seiner Provinz herrschte bis in die Wüste hinein eine vorher ganz unbekannt gewesene Sicherheit. Nach Mughiras Tode im Jahre 670 übernahm er auch dessen Provinz. Die durch seines Vorgängers Nachsicht verwöhnten Anhänger Alîs gaben ihm bald durch eine bewaffnete Erhebung Gelegenheit, sich gründlich mit ihnen auseinanderzusetzen. Nachdem er den Putsch mit leichter Mühe niedergeschlagen hatte, löste er die bisherigen Stammverbände der Wehrmänner auf und bildete aus ihnen vier neue Gruppen, mit je einem zuverlässigen Regierungsmanne an der Spitze. Die am schwersten kompromittierten Kufier verbannte er mit ihren Familien nach Chorâßân.

Syrien war durch Muâwija der Sitz der Regierung geworden. Während im Irâk die Hauptmasse der arabischen Bevölkerung erst durch die Eroberungskriege aus der Wüste ins Land gekommen war, hatten die syrischen Araber größtenteils schon seit Jahrhunderten in ihrer Heimat gewohnt und waren durch die lange Berührung mit der christlichen Kirche und dem römischen Reiche gewöhnt worden, sich staatlicher Ordnung zu fügen. Für sie war

Digitized by Google



Die Moschee Sſidi Okba in Kairawān. Nach Monuments historiques de la Tunisie.

Muāwija, der in Damaskus residierte, der legitime Nachfolger der ghaſſānidiſchen Dynaſtie. Seine Gattin war eine vornehme Frau aus dem Stamme Kelb, dem mächtigſten in Syrien, und ihrem Sohne Jeſid, ſeinem Thronfolger, war damit deſſen verwandtſchaftliche Unterſtützung geſichert. Zu der unterworfenen chriſtlichen Bevölkerung ſtanden die ihr ſeit langem bekannten Araber in gutem Verhältnis. Sie wohnten hier nicht wie im Irāk in neugegründeten Kolonien, ſondern in den großen Städten, mitten unter den Chriſten, mit denen ſie hier und da ſogar unter demſelben Dache ihren Gottesdienſt verrichteten. Am Hofe Muāwijas ſpielte der Chriſt Sſardſchūn ibn Manßūr die Rolle eines einflußreichen Ratgebers. Dieſe Toleranz vergalten die Chriſten dem Muāwija und ſeinem Hauſe mit treuer Anhänglichkeit, die uns in der chriſtlichen Überlieferung ſogar noch in ſpaniſchen Chroniken entgegentritt. Seinen Arabern trat Muāwija nicht als orientaliſcher Deſpot, ſondern in der Rolle eines Stammesſſaijid entgegen. Seine politiſchen Maßnahmen pflegte er beim Freitagsgottesdienſt in der Moſchee auf dem Minbar, der ihm noch mehr Richterſtuhl als Kanzel war, den Adelshäuptern zu erläutern, mit denen er auch ſonſt in ſeinem Palaſt regelmäßig ratſchlagte. Auf den Grundlagen, die Omar gelegt hatte, und die im Bürgerkriege erſchüttert waren, baute er den iſlāmiſchen Staat auf, indem er gleich ſeinem großen Vorgänger überall an die durch jahrhundertelange Tradition gefeſtigte Praxis der helleniſtiſch-römiſchen Verwaltung anknüpfte.

Als eine ſeiner wichtigſten Aufgaben betrachtete Muāwija ſtets den Krieg gegen die Byzantiner. Noch als Statthalter unter Omars Chalifat hatte er den Kampf begonnen. Er hatte die phöniziſchen Küſtenſtädte ſich erobern müſſen und konnte ſie ihnen erſt unter Othmān zum zweiten Male endgültig entreißen. Um ſich dieſen Beſitz zu ſichern, mußte er den Byzantinern auch zur See entgegentreten. Omar hatte ihm die Genehmigung dazu verſagt, erſt Othmān billigte dieſen Schritt auf ein den Arabern bisher unbekanntes Gebiet, auf dem ſie aber bald heimiſch wurden. Im Sommer 649 griff Muāwija Cypern an, ſechs Jahre ſpäter rüſtete er ſchon eine Flotte gegen Konſtantinopel ſelbſt. Der Kaiſer Konſtans trat ihr an der lykiſchen Küſte entgegen, wurde aber vernichtend geſchlagen. Trotz dieſes Erfolges erreichten

Digitized by Google

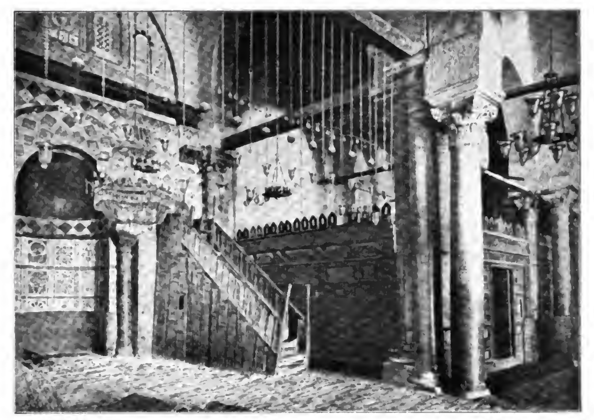
die Araber damals ihr Ziel nicht, da Muâwija, der gleichzeitig auf dem Landwege vorrückte, nicht über Câsarea in Kappadokien hinauskam. Für den Kampf mit Alî mußte Muâwija dann den Frieden von Byzanz erkaufen. Sobald er aber das Reich in seiner Hand vereinigt hatte, nahm er den Kampf wieder auf, der nun alljährlich im Sommer durch Einfälle in Kleinasien geführt wurde. Zweimal gelangten seine Truppen bis vor die Hauptstadt des Römerreiches, aber immer wußte sich diese vermöge ihrer überlegenen Kultur des Angriffs der Barbaren zu erwehren. — Im Jahre 667 hatte ein aufständischer Stratege in Armenien, Saborius, die Araber ins Land gerufen. Als sie aber in Melitene ankamen, war der Aufstand schon vom Kaiser niedergeworfen, trotzdem drangen sie bis Chalkedon vor. Nun sandte Muâwija seinen eigenen Sohn Jesîd, der bisher nur seinen Vergnügungen gelebt hatte, zum Heere. Nachdem die Araber sich den Winter über in Chalkedon gehalten hatten, gingen sie im Frühling gegen Byzanz selbst vor, mußten aber schon im Sommer die Belagerung aufgeben und nach Syrien zurückkehren. Im Jahre 674 machte Muâwija noch einen energischen Versuch, die christliche Macht ins Herz zu treffen. Er entsandte eine gewaltige Flotte, der es auch gelang, sich in Kyzikus, am Südufer der Propontis, festzusetzen. Von da aus beunruhigte sie sieben Jahre lang die Hauptstadt, vermochte aber gegen deren mächtige Befestigungen und gegen das griechische Feuer nichts auszurichten. Endlich gab Muâwija den aussichtslosen Kampf auf und schloß mit Byzanz Frieden.

Dauerndere Erfolge erfochten die Araber auf dem zweiten Kriegsschauplatz gegen die Christen, in Afrika. Unter Othmân hatte schon dessen Statthalter in Ägypten Ibn abi Ssarch bald nach 647 Tripolis erobert, sich dann aber mit einer Tributzahlung begnügt. Muâwijas Statthalter Ibn Hudaidsch nahm im Jahre 667 den Kampf gegen die Christen im Westen wieder auf und kam auf seiner ersten Raubfahrt bis nach Sizilien. Der eigentliche Begründer der arabischen Herrschaft in Nordafrika ward aber Okba ibn Nâfi, ein Neffe Amrs, des Eroberers von Ägypten. Er hatte schon, als dieser noch in Ägypten war, von da aus Barka erobert. Im Jahre 670 gelang es ihm, im Bunde mit den Berbern die christliche Herrschaft in Afrika völlig zu brechen; nachdem er in Kairawân eine Militärkolonie gegründet hatte, wurde er abberufen. Muâwijas Nachfolger aber setzte ihn wieder in seine Statthalterherrschaft ein, und er unternahm noch einen Zug nach dem Westen, der ihn angeblich bis ans Meer führte. Seine Grabmoschee in dem nach ihm benannten Orte Ssidi Okba, südlich von Biskra, ist das älteste, noch ganz primitive Denkmal muslimischer Baukunst in Afrika.

Muâwija war am 18. April 680 gestorben. Im folgte sein Sohn Jesîd, dem er schon bei seinen Lebzeiten hatte huldigen lassen. Die Häupter der islamischen Aristokratie Hußain, der Sohn Alis, Abdallâh, der Sohn Omars, und Abdallâh, der Sohn des Subair, hatten sich geweigert, diese Huldigung zu leisten, und als sie nach dem Ableben Muâwijas wieder von ihnen verlangt wurde, leistete sie nur Omars Sohn, während die beiden anderen sich durch die Flucht nach Mekka der Macht des damit beauftragten Statthalters von Medina entzogen. Die Kufier forderten Hußain dringend auf, zu ihnen zu kommen und bei ihnen die Regierung anzutreten. Er folgte dieser Lockung, fand aber dann im Irâk nicht die erwartete Unterstützung und fiel im Kampfe gegen Jesîds Truppen bei Kerbelâ am Euphrat am 10. Oktober 680. Dieser politisch völlig wirkungslose Märtyrertod förderte doch die Entwicklung der religiösen Ideen in der Schia, der Partei der Aliden, die später der Sammelpunkt aller araberfeindlichen Tendenzen wurde; Hußains Grab in Kerbelâ ist noch heute das heiligste Wallfahrtsziel für alle Schiiten, namentlich die Perser.

Viel gefährlicher erwies sich Abdallâh ibn as-Subair, der in dem heiligen Asyl von Mekka dem Chalifen trotzte. Von da aus hetzte er die Medinenser auf, die alle Ursache hatten, mit den Umaijaden unzufrieden zu sein, da sie ihre Stadt ihres alten Glanzes beraubt hatten. Vergebens suchte Jesîd im Jahre 683 noch einmal, sie für sich zu gewinnen. Bald darauf wurden die dort ansässigen Umaijaden, gegen 1000 Mann, überfallen und mußten sich in das Quartier ihres Chefs, des Merwân, flüchten. Der Chalif schickte ihnen ein Heer von 12000 Syrern unter dem Befehl des Muslim ibn Okba, der sich schon im Dienste seines Vaters bewährt hatte, zur Hilfe. Die in Medina Belagerten hatten auf freien Abzug kapituliert und kamen ihm schon auf dem Wege nach Syrien entgegen. Im August 683 lagerte sich Muslim

Digitized by Google



Innenansicht der Moschee Ssidi Okba in Kairawān. Nach Monuments historiques de la Tunisie.

auf der Harra, dem Basaltfelde im Norden der Stadt. Nach Ablauf einer kurzen, ihnen gestellten Frist traten ihm die Empörer dort zum Kampfe entgegen, der mit einer für die Blüte des Adels der Koraisch und Anṣār vernichtenden Niederlage endete. Am folgenden Tage nahm Muslim die Huldigung der Medinenser entgegen, nachdem er die Rädelsführer hatte hinrichten lassen.

Von Medina zog Muslim gegen Mekka, starb aber auf dem Wege, und das Kommando übernahm Huṣain ibn Numair. Nachdem dieser die heilige Stadt zwei Monate belagert hatte, ward ihm der Tod des Chalifen Jesid gemeldet. Er verhandelte nun mit Abdallāh ibn as-Subair und bot ihm die Huldigung als Chalif an, wenn er nicht nur auf eine Rache für die bisherigen Kämpfe verzichte, sondern auch mit nach Syrien ziehe, damit dort der Sitz der Herrschaft bleibe. Auf diese zweite Bedingung ging Abdallāh nicht ein. Trotzdem hob Huṣain die Belagerung auf und kehrte nach Syrien zurück.

Jesid war am 11. November 683 gestorben. Er hatte auch als Chalif mehr dem Weine, der Musik und dem Sport als den Geschäften gelebt, und dem Kampfe mit den Byzantinern, an dem er als Prinz nur widerwillig teilgenommen hatte, ein Ende gemacht. Sein noch sehr junger Sohn Muāwija II. ward zwar in Damaskus sofort anerkannt, starb aber nach ganz kurzer Regierung.

Schon zu dessen Lebzeiten begannen in Syrien die Kämpfe unter den Stämmen, die seitdem eigentlich nie wieder während der umaijadischen Herrschaft zur Ruhe kamen. Die Kaiß, die in Nordsyrien und Mesopotamien saßen, waren unzufrieden mit der schon von Muāwija I. eingeführten Begünstigung der Kelb. Als nun Ibn as-Subair im Irāk anerkannt war, erhoben sie sich unter Führung des Sufar ibn al-Hārith und vertrieben den Statthalter von Kinneßrin, einen Kelbiten. Nach Muāwijas Tode erkannte der Statthalter von Himß den Ibn as-Subair als Chalifen an. Endlich trat auch Dahhāk ibn Kaiß, der in Damaskus die Macht hatte, zu dessen Partei über. Der Chef des Umaijadischen Hauses, Merwān, der nach

Digitized by Google



Bauarbeiter der Umaijadenzeit. Wandmalerei im Schlosse Kuṣair Amra. Publikation der Wiener Akademie.

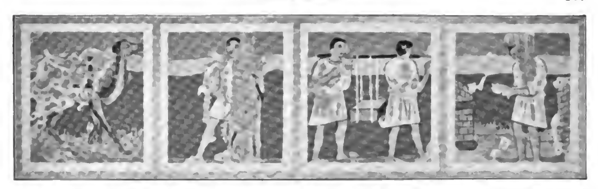
der Harraschlacht nach Damaskus übergesiedelt war, zeigte sich anfangs geneigt, zugunsten des in Mekka residierenden Chalifen auf seine Ansprüche zu verzichten, ließ sich dann aber bewegen in Dschābija am 22. Juni 684 die Huldigung entgegenzunehmen. Dort war der mütterliche Oheim Jesîds, Hassān ibn Bachdal, zu ihm gestoßen, der einzige Parteigänger der Umaijaden, der als Statthalter des Ostjordanlandes wirkliche Machtmittel zur Verfügung hatte. Mit ihm zog Merwān gegen Damaskus, in Merdsch Rāhit traten ihm die Kaißiten entgegen und wurden geschlagen; im August 684 konnte Merwān auch in Damaskus die Huldigung entgegennehmen. Aber dieser Sieg bei Merdsch Rāhit, der die Herrschaft der Umaijaden wieder herstellte, entflammte zugleich durch die an ihn sich knüpfenden Blutfehden zwischen Kaiß und Kelb erst recht den Haß dieser beiden Stammgruppen in Syrien und erschütterte damit die Grundlagen ihrer Macht.

Auch Merwān war keine lange Regierung vergönnt. Er starb schon am 7. Mai 685, wie es heißt, erdrosselt von Jesîds Witwe, weil er ihrem Sohne die ihm vorher versprochene Anwartschaft auf die Thronfolge wieder entzogen hatte. Sein Sohn Abdelmelik mußte sich sein Erbe erst erkämpfen. In Syrien selbst trotzte ihm noch am Euphrat Sufar, der Führer der Kaiß, die anderen Provinzen hielten alle zu Ibn as-Subair.

Zwei Jahre lang hatte Abdelmelik zu tun, Nordsyrien wieder gegen die Einfälle der Byzantiner zu schützen. Dann wandte er sich nach dem Irāk, das Abdallāh ibn as-Subairs Bruder Mußʼab als sein Statthalter verwaltete. Im Jahre 691 schlug er diesen am Kloster des Katholikus, unterstützt durch den Verrat der stets unzuverlässigen Kufier, die damals noch besonders erbittert waren durch die rücksichtslose Energie, mit der Mußʼab den Aufstand des schiitischen Revolutionärs Muchtār niedergeschlagen hatte. Dann schickte er den Haddschādsch ibn Jūßuf nach dem Hidschās, um den Gegenchalifen selbst anzugreifen. Er belagerte ihn in Mekka und beschoß die Stadt, unbekümmert um ihre Heiligkeit. Nach und nach war Ibn as-Subair von den Seinen, sogar von den eigenen Söhnen verlassen. Er selbst war zu stolz, sich zu unterwerfen und suchte bei einem Ausfall am 18. September 692 den Tod. Damit war der Bürgerkrieg beendet. Aber die Fehden unter den Stämmen in den syrischen und mesopotamischen Steppen dauerten fort und machten das Land manchmal bis vor die Tore der Hauptstadt unsicher.

Nachdem Abdelmelik mit seinem Nebenbuhler fertig geworden war, nahm er alsbald den Krieg gegen Byzanz, der seit etwa 15 Jahren geruht hatte, wieder auf. Mit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten hing auch die von Abdelmelik eingeführte Münzreform zusammen. Bis dahin, so berichtet die legendäre Überlieferung, hatte im arabischen Reich stets byzantinisches Geld kursiert, und auch die im Inland geprägten Münzen hatten griechische Aufschriften getragen. Die Byzantiner andrerseits bezogen ihr Papier aus Ägypten, wo es für sie in den Fabriken der Muslims mit christlichen Inschriften und dem Kreuz als Wasserzeichen hergestellt wurde. Auf Befehl des Chalifen ward nun statt dessen das muslimische Glaubensbekenntnis eingeführt. Dafür drohten die Byzantiner, die Golddenare, die die Araber noch ausschließlich von ihnen bezogen, mit einer ihren Propheten schmähenden Umschrift zu versehen. Deshalb entschloß sich der Chalif im Jahre 693 selbst in Damaskus eine Münze einzuführen, im Jahre

Digitized by Google



Bauarbeiter der Umaijadenzeit. Wandmalerei im Schlosse Kußair Amra. Publikation der Wiener Akademie.

darauf folgte Haddschâdsch, sein Statthalter in Kufa, seinem Beispiel. Im Zusammenhang damit ward auch im amtlichen Rechnungswesen, das bis dahin in Syrien griechisch, im Irâk persisch geführt worden war, die arabische Sprache eingeführt, wenn auch die Beamten wie bisher durchweg Nichtaraber blieben.

Auch an seinem Hofe führte Abdelmelik einen anderen Ton ein. Seine Vorgänger hatten sich ihren Untertanen gegenüber immer nur wie altarabische Stammeshäuptlinge benommen, er trat zuerst als absoluter Herrscher auf. Die Provinzen sicherte er sich, indem er, mit Ausnahme des Irâk, seine Verwandten als Statthalter einsetzte. Ägypten und Afrika verwaltete sein Bruder Abdalasîs, dem er als seinem Thronfolger hatte huldigen lassen. Später suchte er ihn vergebens zu einem Verzicht zugunsten seines Sohnes Walîd zu bewegen. Doch starb Abdalasîs vor ihm, so daß Walîd seinem Vater im Jahre 705 ohne Widerspruch nachfolgen konnte.

Walîd ließ noch einmal die Waffen weit über die Grenzen seines Reiches hinaustragen. In Kleinasien fiel Tyana nach langer Belagerung in die Hände der Araber, der von ihm geplante Zug gegen Konstantinopel kam allerdings nicht zur Ausführung. Im Osten eroberten seine Heere Buchârâ und Ssamarkand und stießen im Süden bis nach Multân im Pendschâb vor. Im Westen überschritten unter seiner Regierung die Araber die Meerenge von Gibraltar und versetzten dem durch innere Wirren geschwächten westgotischen Reiche in der Schlacht am Wâdî Bekka, die man mit Unrecht nach Xeres de la Frontera zu nennen pflegte, in der der letzte Gotenkönig Roderich fiel, am 25. und 26. Juli 711 den Todesstoß. Unter Walîds Nachfolger wurden dann die Eroberungen bis auf Septimanien und Narbonne ausgedehnt.

Im Innern seines Reiches genoß Walîd die Früchte der Tätigkeit seines Vaters, er konnte überall als unumschränkter Herr auftreten. Nach dem Vorbild altorientalischer Fürsten liebte er zu bauen, aber nicht nur aus Lust am Prunk, sondern auch in der Absicht, die Erträge seiner Güter zu heben. Den Syrern galt er als das Ideal eines Herrschers. Er starb erst ungefähr 40 Jahre alt im Februar 715.

Das Werk, das Walîds Ruhm als Bauherr hauptsächlich begründete, war die große Moschee zu Damaskus, die Umaijadenmoschee, wie sie gewöhnlich genannt wird. Im Mittelpunkt der Stadt lag schon zu heidnischer Zeit ein großer Tempel, der in römischer Zeit, vielleicht unter Trajan, in demselben Stile, aber in noch größeren Proportionen wieder aufgebaut wurde, wie der berühmte Sonnentempel zu Palmyra. Säulenreste dieses Baues sind noch heute in der Umgebung der Moschee zu sehen. Auf diesem heidnischen Tempel erhob sich dann unter Arcadius, dem Sohne des Honorius, eine christliche Kirche, Johannes dem Täufer geweiht. Als die Muslime in Damaskus einzogen, nahmen sie die eine Hälfte dieser Kirche für ihren Kultus in Besitz, während sie die andere Hälfte einstweilen noch den Christen überließen, da diese ihnen den Eintritt in die Stadt auf einer Seite durch Kapitulation zugestanden hatten. Nach längeren Verhandlungen gelang es Walîd, die Christen zum Verzicht auf ihren Anteil zu bewegen, indem er ihnen dafür drei in Moscheen verwandelte kleinere Kirchen wieder überließ. Im Jahre 705 begann er den Neubau. Von der alten Kirche blieben die ganze Südwand, der Turm an der Südostecke sowie der westliche Portikus erhalten. Auf dem oberen Torbalken des in der Südwand erhaltenen Portals der alten Kirche kündet noch heute eine griechische Inschrift dem

Digitized by Google

Reiche Christi ewige Dauer. Auf dem Unterbau eines alten Turmes in der Südwestecke des westlichen Portikus erhob sich ein neues Minaret. Genau in die Mitte zwischen diesen beiden Türmen ward der Hauptbetraum gelegt, 68 Fuß breit und 125 Fuß lang. Östlich und westlich von diesem Kreuzschiff baute Walîd drei Langschiffe in einer Höhe von 52 Fuß 6 Zoll. Im gleichen Stil ward rund um den Hof an der Nordseite eine luftige Arkade aufgeführt. Das Vorbild für diese Verbindung von Säulenhalle und Vorhof, die ihrerseits wieder in zahllosen Moscheen nachgeahmt wurde, findet H. Thiersch in der Chalke des Aitherios zu Byzanz mit dem Augusteion davor, dem als Hauptplatz angelegten Vorhof zum Kaiserpalast mit dem feierlichen Empfangs- und Repräsentationssaal, die ihrerseits wieder auf antiken Mustern fußt. Die Mittel zu diesen Bauten wurden auf dem Wege der Leiturgie von den Provinzen aufgebracht. Aus Ägypten meldet uns noch ein Papyrus von Aphrodito von den Leistungen für diesen Bau. Die Werkleute waren in der Tat ausnahmslos Fremde, die literarische Überlieferung meldet uns von 1200 aus Byzanz verschriebenen Arbeitern; aus den Papyri lernen wir, daß auch ein Perser dort tätig war. Daß der Stil des Baues dabei kein einheitlicher sein konnte, ist ja natürlich. Auf fremde Intelligenz war man auch später noch angewiesen; die große Uhr der Moschee ward im 12. Jahrhundert von einem Perser angebracht. Leider hat dies älteste Denkmal muslimischer Baukunst in Syrien unter der Ungunst des Geschickes sehr gelitten. Dreimal, 1069, 1400 und 1893, brannte der Bau fast bis auf die Grundmauern aus.

Die nächst dem Kernlande Syrien wichtigste Provinz des Reiches, das Irâk, ward unter Abdelmelik und Walîd von Haddschâdsch ibn Jûßuf verwaltet. Er hatte dort eine sehr schwere Aufgabe zu lösen, denn die Bewohner waren durch die langjährigen Kämpfe um das Chalifat völlig verwildert. In Kufa hatte sich noch unter der Verwaltung des Mußʼab ibn as-Subair ein Parteigänger der Aliden, Muchtâr, erhoben und war erst nach schweren Kämpfen bezwungen worden; die Aufregung darüber zitterte noch in den Gemütern nach. Vor den Toren Baßras schweiften noch immer die Châridschiten. Mußʼabs Feldherr, Muhallab, der beim Falle seines Gebieters gegen sie kämpfte, hatte sich Abdelmelik unterworfen und dafür sein selbständiges Kommando behalten neben den beiden ersten umaijadischen Statthaltern. Im Jahre 693 übernahm Haddschâdsch die Verwaltung. Seine erste Sorge war die Niederwerfung der Châridschiten, die dem Muhallab denn auch gelang, als der Statthalter mit eiserner Hand die durch Desertion stark gelichteten Reihen seines Heeres wieder füllte. Nach diesem Erfolge ward ihm auch die Verwaltung von Chorâßân und Ssedschistân übertragen. Dort regierte noch ein einheimischer Fürst türkischer Herkunft. Gegen ihn schickte der Statthalter ein auserlesenes Heer, unter Führung des Abdarrachmân ibn Aschʼath, eines Nachkommen des alten Fürstenhauses Kinda. Als dieser ihm nicht schnell genug vorging und er ihn zur Eile trieb, überließ Ibn Aschʼath die Entscheidung seinen Hauptleuten, von denen er wußte, daß ihnen Haddschâdsch und dieser Krieg im Barbarenlande gleich verhaßt waren. Sie waren denn auch alsbald bereit, ihm zu huldigen, wenn er sie zum Kampfe gegen jenen in die Heimat zurückführe. Nachdem er mit dem Türken Frieden geschlossen hatte, zog er langsam nach Westen, indem die Garnisonen in Persien sich ihm anschlossen. Als Haddschâdsch ihm entgegenrückte, schlug er ihn und bemächtigte sich Baßras, während der Statthalter die Vorstädte behauptete. Von dort aus gelang es ihm, den Rebellen zu verdrängen, der sich nun nach Kufa wandte. Der Chalif schickte ein starkes syrisches Heer zur Hilfe. Bei Dair al-Dschamâdschim lagerten sich die Aufständischen den Regierungstruppen gegenüber, und nach dreimonatigem Kampfe begannen sie am Erfolge zu verzweifeln und gingen in Scharen zu den Syrern über. Ibn Aschʼath selbst floh zu dem türkischen Fürsten in Ssedschistân, der ihn anfangs freundlich aufnahm, später aber gegen das Versprechen zehnjähriger Tributfreiheit seinen Kopf dem Haddschâdsch überlieferte.

Die Folge dieser fehlgeschlagenen Erhebung der irâkischen Araber gegen die Syrer war eine Verstärkung der Militärherrschaft des Statthalters. Im Jahre 702 erbaute er mittwegs zwischen Kufa und Baßra eine neue Stadt Wâßit als Sitz der Regierung. Unter Walîd erntete Haddschâdsch die Früchte der schweren unter dessen Vorgänger geleisteten Arbeit. Er war nun eifrig bemüht, den durch 20 Kriegsjahre verwüsteten Wohlstand des Landes zu

Digitized by Google



Die drei Lebensalter. Wandmalerei im Schlosse Kußair Amra. Nach der Publikation der Wiener Akademie.

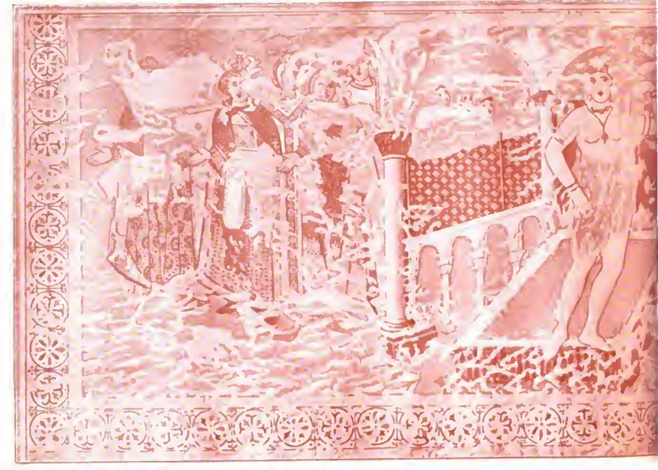
heben. Vor allem galt es, die Kanäle, auf denen die Anbaufähigkeit des Landes beruhte, wieder zu regulieren. Der durch die großen Städte hervorgerufenen Landflucht der Bevölkerung trat er energisch entgegen. Seine Unterstatthalter im Osten erweiterten durch glückliche Feldzüge sein Machtgebiet. Kutaiba ibn Muslim eroberte für ihn Transoxanien, Muhammed ibn Kāßim das Industal. Er selbst begnügte sich, für die Ausrüstung der Heere zu sorgen, und behielt sich dafür ein Fünftel der Beute vor. Nach 20jähriger segensreicher Verwaltung starb er im Juni 714.

Auf Walid folgte sein Bruder Ssulaimān nach der schon von ihrem Vater festgesetzten Ordnung. Gegen diese Ordnung hatte Haddschādsch bei Lebzeiten stark opponiert und dem Chalifen geraten, seinen Sohn zum Thronfolger zu erheben. Den Haß, den er dadurch bei Ssulaimān erregt hatte, konnte dieser nunmehr an seinen Untergebenen auslassen. Kutaiba ibn Muslim wollte ihm zuvorkommen und rief seine Truppen zu einer Erhebung gegen den Chalifen auf. Aber die Temimiten, mit denen er es verdorben hatte, erklärten sich gegen ihn und schlugen ihn. Der Eroberer des Induslandes ward nach Wāßit abgeführt und dort hingerichtet. Die Verwaltung des Irāk übertrug der Chalif dem Jesid ibn Muhallab, dem ehemaligen Statthalter von Chorāßān, den Haddschādsch seines Postens enthoben und sogar eingekerkert hatte. Dieser ersuchte selbst den Chalifen, ihm die Finanzverwaltung abzunehmen, um so dem Hasse der durch die Steuerlast schwer gedrückten Bevölkerung zu entgehen. Seine Verschwendung brachte ihn dann aber mit dem Finanzdirektor in Konflikt, sodaß er es schließlich vorzog, wieder in seine alte Provinz Chorāßān zurückzukehren.

Ssulaimān selbst hielt Hof zu Ramla in Palästina, wo er schon als Prinz gewohnt und sich die Liebe der Bewohner erworben hatte. Zu Dābik in Nordsyrien unterhielt er ein großes Sammellager für den Krieg gegen die Byzantiner, das er auch oft selbst inspizierte. Ehe es ihm aber vergönnt war, einen großen Schlag zu führen, starb er im September 717.

Nach Ssulaimān hätte, einer letztwilligen Verfügung Abdelmeliks zufolge, sein Sohn den Thron besteigen sollen. Doch kümmerte Ssulaimān sich nicht darum und bestimmte erst seine beiden Söhne zu seinen Nachfolgern. Da aber beide vor ihm starben, ließ er sich von

Digitized by Google



Die Freuden des Bades. Wandmalerei im Schlosse Kuṣair Amra.

dem Theologen Rakā bewegen, seinen frommen Vetter Omar ibn Abdalasis das Chalifat zu übertragen, der denn auch ohne Widerspruch die Regierung übernehmen konnte.

Omar II., ein Sohn des langjährigen Statthalters von Ägypten, Abdalasis ibn Merwān, und mütterlicherseits, worauf er sehr stolz war, ein Nachkomme des ersten Omar, war in Medina geboren und hatte dort im Kreise der frommen Nachfolger der Genossen des Propheten seine Jugend verlebt. Mit ihnen stand er auch noch in nahen Beziehungen, als Walid ihn zum Statthalter in der Stadt des Propheten ernannte. Da er dort den irākischen Aufrührern ein Asyl gewährte, ward er freilich auf Haddschādsch' dringenden Wunsch seines Amtes entsetzt, ohne aber dauernd in Ungnade zu fallen.

Sobald er zur Regierung gekommen war, gebot er dem Vordringen der muslimischen Waffen Halt, um freie Hand im Innern zu haben, wo er die seit früher Jugend in Medina von ihm aufgenommenen Ideale des staatlichen Lebens zu verwirklichen gedachte. Seine wichtigste Sorge war eine Reform der Finanzen. Die von Omar I. eingeführte Finanzpolitik hatte ihre Wirkung verfehlt, weil viele Muslime in den eroberten Provinzen Grundbesitz erwarben und für diesen Steuerfreiheit beanspruchten, und weil andererseits viele steuerpflichtige Landbewohner zum Islām übertraten und sich durch Übersiedelung in die großen Städte der Steuer zu entziehen wußten. Haddschādsch hatte diese Abwanderung einfach verboten und den Besitz auch der Muslimen mit der Grundsteuer belastet. Demgegenüber hielt Omar an dem Grundsatz fest, daß alle Muslime steuerfrei seien. Aber er führte die von Omar I. begründete Praxis wieder ein, daß die Gesamtheit des eroberten Landes der muslimischen Gemeinde gehöre, verbot daher für die Zukunft dem einzelnen Muslim etwas davon zu erwerben. Trat ein steuerpflichtiger Bauer zum Islām über, so fiel sein Gut an die Dorfgemeinde zurück;

Digitized by Google



Nach der Publikation der Wiener Akademie.

wollte er es weiter bewirtschaften, so mußte er es von ihr pachten, und diese Pacht diente zur Ergänzung der vom Dorfe aufzubringenden Steuersumme. Omars Absichten waren jedenfalls gut, sie waren auch nicht, wie man wohl gemeint hat, einem weltfremden Theologenhirn entsprungen, aber es war ihm während seiner kurzen Regierung — er starb schon am 9. Februar 720 — nicht vergönnt, sie nachdrücklich durchzuführen, und seine Nachfolger hielten sich wieder an die bequemere Praxis des Haddschâdsch.

Omars Nachfolger Jesid II. hatte gleich bei seinem Regierungsantritt erst wieder einen Aufstand der Irâkier niederzuschlagen. Jesid ibn Muhallab war von Omar in Schuldhaft genommen worden, weil er das gesetzliche Fünftel aus der Beute seines letzten Feldzuges, die er aus Prahlsucht zu hoch angegeben hatte, nicht zahlen konnte. Von Jesid versah er sich auch keiner Gnade, da dieser eine Nichte seines alten Feindes Haddschâdsch zur Frau hatte. Er floh daher aus der Haft nach Baßra und rief dort seinen Stamm und die ihm verwandten Südaraber zum heiligen Kriege gegen die Syrer auf. Auch Persien und Kermân schlossen sich ihm an. Aber wieder bewährten die Syrer ihre alte militärische Überlegenheit. In einer Schlacht bei Nuchaila, am 24. August 720, wurden die Aufständischen zersprengt, Jesid ibn Muhallab selbst fiel, und seine Familie wurde geächtet, die Männer getötet, die Weiber und Kinder gegen alles Herkommen auf den Sklavenmarkt geschickt.

Mit Jesid war wieder ein Umaijade alten Schlages auf den Thron gekommen. Die Sorge für die Provinzen überließ er den Statthaltern, um sich an seinem Hofe ganz seinen Passionen, dem Verkehr mit Sängerinnen und den Freuden des Sports, widmen zu können. Der Tod einer Lieblingssängerin soll ihm so zu Herzen gegangen sein, daß er ihr im Januar 724 auf seinem Schlosse Arbad im Ostjordanlande nachstarb.

Digitized by Google



Wandmalerei in einer Lünette des Schlosses Kußair Amra. Nach der Publikation der Wiener Akademie.

Von diesen Wüstenschlössern, in denen umaijadische Herrscher die Sorgen der Regierung vergaßen, sind in Moab einige noch heute vorzüglich erhalten. Das berühmteste von ihnen, Meschatta, von dessen Fassadenfries jetzt ansehnliche Teile im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum aufgestellt sind, ist nach Strzygowski ein schönes Beispiel jenes in Mesopotamien heimischen Baustils, der später auch in Byzanz zur Herrschaft kam und in der islâmischen Kunst zu höchster Vollendung ausgebildet ward. Die Umfassungsmauern sind aus Stein, das Innere in Ziegeln ausgeführt. Die dreischiffige Halle krönt ein triapsidialer Chorschluß als Thronsaal. An ihn schließen sich rechts und links zwei Tonnengewölbe mit gedrückten Spitzbogen, die für die persische und später für die islâmische Kunst charakteristisch sind. Wie in den ssâsânidischen Bauten sind die Ziegel in vertikalen, dem Gewölbeprofil folgenden Streifen gelagert. In die dreischiffige Halle führt eine dreigeteilte Torfassade, deren Friese aus der horizontalen in die vertikale Linie umbrechen und von einem glatten Wulstprofil gekrönt sind. Dies Umbrechen kommt schon an assyrischen Denkmälern vor und kehrt auch später in der islâmischen Kunst wieder. Die Säulen der Halle tragen Kapitäle aus importiertem Marmor mit blaugelber Bemalung in den Lieblingsfarben Mosopotamiens. Das Triumphbogenkapitäl und der Mustergrund der Prunkfassade sind wie Spitzen oder Teppiche flächenhaft gearbeitet. Die Hallenfassade weist dasselbe Akanthusmotiv auf wie die Säulen, aber im Tiefendunkel komponiert. Für den Thronsaal sind die von Säulen flankierten Nischen charakteristisch, sie kehren später in den Gebetnischen der Moscheen wieder.

Läßt sich für Meschatta nicht mit voller Sicherheit erweisen, daß es von einem Umaijaden erbaut ist, wenn das auch äußerst wahrscheinlich bleibt, so wird uns für ein anderes Schloß in jener Gegend, das von Musil entdeckte Kußair Amra, durch darin erhaltene Inschriften direkt bezeugt, daß es in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts erbaut ist; die Person des Bauherrn läßt sich leider auch hier nicht genau bestimmen. An einer Wand dieses Schlosses sind vier Fürsten dargestellt, die als die Vertreter der vom Islâm überwundenen Reiche gelten sollen. Diese werden nun in den Überschriften als Kaiser, Chosrau (von Persien), Nagâschî (Negûs von Abessinien) und Roderik (das ist der letzte spanische Gotenkönig) bezeichnet. Da der letzte Name in der arabischen Überlieferung bald der Vergessenheit anheimfiel, muß dies Bild nicht lange nach seinem Tode im Jahre 711 (s. o. S. 177) gemalt sein. Außer dieser Verherrlichung der arabischen Macht schildern uns die Malereien des Schlosses das üppige und weltfrohe Leben des Hofes, in Jagdszenen, Pferderennen, Gesanges-

Digitized by Google



Wandmalerei in einer Lünette des Schlosses Kuṣair Amra. Nach der Publikation der Wiener Akademie.

aufführungen, Schäferstunden und namentlich den Freuden des Bades, wie denn eine Hauptbestimmung dieses Schlosses eben dies schon von den Römern mit höchstem Raffinement ausgebildete und von den Arabern übernommene Mittel der Körperpflege war.

Jesîds Nachfolger war sein Bruder Hischâm, der meist in Ruṣâfa am Euphrat residierte. Er hatte das Glück in der Person des Châlid ibn Abdallâh al-Kaṣri wieder einen Statthalter für das Irâk zu finden, der seiner großen Vorgänger Sijâd und Haddschâdsch würdig war. Da er selbst, einem unbedeutenden Stamme entsprossen, über den Parteien stand, gelang es ihm, die Störenfriede unter den Kaißiten im Zaume zu halten. Seine größten Verdienste aber erwarb er sich um das Land, indem er die schon von Haddschâdsch begonnenen Meliorationsarbeiten in großem Stile fortsetzte. Durch Trockenlegung der Sümpfe am unteren Tigris, im Gebiete von Wâßit, gewann er für die Landwirtschaft ausgedehnte Gebiete, die ihm hohe Erträge abwarfen. Daß er dabei stark in seine Tasche wirtschaftete, schadete ihm nicht, da er nicht versäumte, seinen Steuerpflichten gegen den Hof in Damaskus nachzukommen. Als er sich aber auch zu Kornwucher verleiten ließ, gelang es seinen Gegnern, ihn zu verdrängen nach 15jähriger Amtsführung. Sobald aber sein starker Arm nicht mehr im Irâk waltete, war es auch mit der Ruhe vorbei. Ein Urenkel des Ali, namens Said, machte in Kufa die Ansprüche seiner Familie auf das Chalifat geltend. Er nahm die Huldigung entgegen mit dem Versprechen, das Buch Gottes und die Sſunna des Propheten zur Richtschnur zu nehmen, die ungerechten Gewalthaber zu bekämpfen, die Schwachen zu verteidigen, den ihrer Pensionen Beraubten wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, die Staatseinkünfte gleichmäßig zu verteilen und die in fernen Landen im Felde stehenden Soldaten zurückzurufen. Es gelang zwar dem Statthalter noch, ohne Mühe diesen Aufstand niederzuschlagen, nachdem der Alide im Straßenkampf gefallen war. Aber dies war nur die erste einer langen Reihe aufeinanderfolgender schiitischer Bewegungen, die den Sturz der Umaijadenherrschaft einleiteten.

Hischâm nahm auch den Krieg gegen die Byzantiner wieder auf, der seit dem letzten vergeblichen Angriff gegen ihre Hauptstadt im Jahre 716/717 sehr lässig betrieben worden war. Zu dauernden Erfolgen haben aber diese Kämpfe auch unter seiner Regierung nicht geführt, da seine Truppen die im Sommer gewonnenen Stellungen im Winter meist wieder aufgeben mußten. Mit größerem Nachdruck gingen die Araber unter Hischâm im Westen vor. Die Muslime in Spanien waren bisher durch Uneinigkeit zwischen den Arabern und den Berbern, die sich zurückgesetzt fühlten, in ihren Kämpfen mit den Christen mehrfach aufgehalten worden.

Digitized by Google

Der Berber Munâsa war sogar abgefallen, hatte sich in der Nordmark unabhängig gemacht und mit Eudo von Aquitanien ein Bündnis geschlossen. Hischâm setzte nun einen neuen Statthalter, den Abdarrachmân ibn Abdallâh, in Spanien ein, der Munâsa überwältigte und sich dann gegen Eudo wandte. Nachdem er diesen zwischen der Garonne und Dordogne besiegt hatte, verfolgte er ihn in der Richtung auf die Loire. Da aber trat ihm im Oktober 732 zwischen Tours und Poitiers Karl Martell entgegen. Die austrasischen Franken hielten dem Angriff der Araber stand, und in der Nacht darauf zogen diese ab, da ihr Führer gefallen war. Dessen Nachfolger nahmen zwar die Einfälle in Gallien wieder auf, wurden aber öfter durch innere Unruhen zurückgehalten.

Die Berber in Afrika waren unzufrieden, da sie, obwohl gute Muslime und eifrige Teilnehmer am heiligen Kriege, doch immer noch wie tributpflichtige Untertanen behandelt wurden. Daher fanden châridschitische Sendboten aus dem Irâk bei ihnen einen günstigen Boden für ihre gegen den umaijadischen Chalifen hetzende Predigt. Als sie mit einer Beschwerde am Hofe überhaupt nicht vorgelassen waren, kam es zu einem gewaltigen Aufstande, der Afrika von Marokko bis Kairawân in Flammen setzte. Die afrikanischen Emire waren ihnen nicht gewachsen, auch als der Statthalter Okba aus Spanien ihnen zur Hilfe kam. Selbst die syrischen Truppen unter Führung des Präfekten von Damaskus erlagen in Marokko der wilden Tapferkeit der Berbern. In einer großen Schlacht am Flusse Nauam im Jahre 741 fiel ihr Führer mit einem Drittel seiner Truppen, und sein Neffe rettete sich nur mit Mühe nach Spanien. Erst im Jahre darauf sicherte ein Sieg den Arabern wenigstens den Besitz von Kairawân.

Hischâms größter Fehler war seine Habsucht. Ihm war der Staat nur eine auszubeutende Domäne, und er trieb seine Statthalter immer wieder zu Erpressungen. Der Tribut von Cypern ward unter ihm erhöht, der von Alexandrien verdoppelt. Seine Politik trieb, wie die Berbern in Afrika, so auch die Perser und Türken in Transoxanien zur Verzweiflung und bereitete im Osten den Sendboten der Abbâsiden den Boden. Als er am 6. Februar 743 starb, hinterließ er das Reich in traurigster Verfassung.

Hischâms Nachfolger ward sein Neffe Walid II., der Sohn Jesids, der gleich seinem Vater ganz in wildem Lebensgenusse aufging. Da sein Oheim ihm den Thron nicht gönnte, hatte er seine Jugend fern vom Hofe auf einem Wüstenschlosse in Palästina verleben müssen. Als er nach Hischâms Tode in Damaskus einzog, jubelte man ihm zu, als dem Befreier von der Erpresserwirtschaft seines Vorgängers. Diese Hoffnung enttäuschte er aber. Er zog sich auch als Chalif bald wieder auf sein Wüstenschloß zurück und lebte hier dem Sport und dem Weingenuß, der Musik und der Poesie. Selbst hervorragend poetisch begabt, wies er der Dichtung seiner Zeit eine neue Bahn. Wie der Islâm bisher auf die Lebensgewohnheiten seiner arabischen Bekenner nur geringen Einfluß ausgeübt hatte, so war auch ihre Dichtkunst bisher im wesentlichen den altheidnischen Traditionen treu geblieben. Die Poesie bewegte sich noch immer in festen, altererbten Formen. Der Preis des eigenen Stammes und die Verhöhnung und Herabsetzung des Gegners war ihre Hauptaufgabe. Die Pflege zarterer Regungen, wie der Frauenliebe, trat sehr zurück und diente nur als freilich unumgängliche Einleitung der großen Zweckgedichte, der Kaßiden. Auf dem syrischen Kolonialboden hatte das Leben nun einen weit höheren Schwung genommen, als im arabischen Vaterlande. Der Haß der Stämme nahm hier weit leidenschaftlichere Formen an, und seit Jahrzehnten tobte der Kampf der Kaiß und der Kelb. Diese Stammesfehden fanden in der Dichtung der syrischen und irâkischen Araber ihren Widerhall. Namentlich die drei größten, unter Abdelmelik blühenden Dichter Achtal, Dscherir und Farasdak waren ganz in dieser streitbaren Richtung aufgegangen, und das Heer der kleineren Poeten hatte ihnen dabei sekundiert. Auch nachher fand das politische Lied eifrige Pflege. Unter Hischâms Regierung verfocht al-Kumait in seiner Poesie die Ansprüche der Familie des Propheten, speziell der Fâtimiden, auf das Chalifat. Sanftere Töne hatten bisher fast nur die Dichter in Arabien selbst angeschlagen. Mekka und Medina waren ja, nachdem sie ihre politische Rolle ausgespielt hatten, die Pflegestätten des heiteren Lebensgenusses geworden. Zu Abdelmeliks Zeit dichtete in Mekka Omar ibn abi Rabia seine zarten, höchst persönlichen Lieder, die alle auf einen Ton, die Frauenliebe, gestimmt waren.

Digitized by Google

Diese für Arabien neue Kunst fand weithin im Lande begeisterte Aufnahme und regte vielfach zur Nachahmung an. Am Hofe des ersten Walid hatte der Südaraber Waddâch diese neue Poesie eingeführt. Der poetischen Verherrlichung des Lebensgenusses erschloß nun Walid II. ein neues Gebiet, das Trinklied. Er mußte dabei zurückgreifen auf die Überlieferung des Christen Adî ibn Said, der unter den letzten Lachmiden in Hira geblüht hatte. Sein Zechgenosse, al-Kâßim ibn at-Tofail, selbst ein Christ aus Hira, vermittelte ihm ihre Kenntnis. Zwar hatte der Wein auch in der Poesie der heidnischen Araber schon eine Rolle gespielt, und das Verbot des Propheten hatte weder den Weingenuß aus der Welt geschafft, noch seine poetische Verherrlichung ganz unterdrücken können. Aber Walid darf doch als der eigentliche Schöpfer des islâmischen Trinkliedes gelten, das später unter den Abbâßiden eifrige Pflege fand.

Bei dem lustigen Leben, das der Chalif unter Weibern, Sängern und Dichtern führte, hatte er die von Hischâm aufgehäuften Gelder bald durchgebracht, so daß er die Statthalter ebenso aussaugen mußte wie sein Vorgänger. Seine Verwandten entfremdete er sich, indem er seine beiden Söhne, obwohl sie noch unmündig und zudem von Sklavinnen geboren waren, zu seinen Nachfolgern bestimmte. Sie erhoben gegen ihn den Jesid ibn al-Walid ibn Abdelmelik auf den Thron, der in Damaskus ohne Widerstand die Huldigung empfing. Walid widersetzte sich zwar den gegen ihn gesandten Truppen und focht tapferer, als man von ihm erwartet hatte. Aber seine Leibwache ließ ihn bald im Stich. Er zog sich dann in seine Burg zurück und empfing, wie Othmân im Korân lesend, den Todesstreich am 17. April 744.

Mit dieser Ermordung Walids begann das Ende der Dynastie. Da sie selbst das Ansehen des Chalifats in dem bisher stets treuen Syrien erschüttert hatte, gewann nun auch hier die revolutionäre Propaganda, die in den Provinzen schon große Fortschritte gemacht hatte, Boden. Überall lösten sich die Bande der staatlichen Ordnung. Walids Nachfolger Jesid III. starb noch im selben Jahre am 25. September. Gegen die Familie des Abdelmelik erhob sich ein Bastard aus einer Nebenlinie, Merwân ibn Muhammed, dessen Vater als Statthalter von Mesopotamien und Armenien viele Jahre hindurch die Kriege gegen die Byzantiner geleitet hatte. Merwân II. selbst hatte im Kaukasus zwölf Jahre gegen die Türken gefochten. Die dort gesammelten Erfahrungen befähigten ihn zu einer Reorganisation des islâmischen Heerwesens. Das alte System der aus den Tributeinkünften besoldeten Wehrmänner bewährte sich in diesen eine stramme Disziplin erfordernden Feldzügen nicht mehr. Merwân ersetzte daher die alte Einteilung des Heeres nach den Stämmen durch neuformierte Regimenter mit Berufssoldaten an der Spitze. Die alten Heere hatten in langen Reihen gefochten, vor denen die den Ausgang der Schlacht zumeist entscheidenden Einzelkämpfe sich abspielten. Dafür bildete Merwân jetzt kleine, leicht bewegliche taktische Einheiten.

Merwân hatte dem Jesid III. die Anerkennung verweigert und erklärte sich auch gegen dessen Nachfolger, Ibrâhim ibn al-Walid. Angeblich als Vertreter der Ansprüche von Walids Erben rückte er in Syrien ein und schlug die ihm beim Antilibanus entgegentretenden Regierungstruppen. Deren Führer Ssulaimân ließ nun auf dem Rückzuge in Damaskus die Söhne Walids beseitigen und suchte dann mit den ihm erreichbaren Geldern das Weite. Am 7. Dezember 744 ließ Merwân selbst sich in Damaskus huldigen. Dann verlegte er aber seine Residenz nach Harrân, wo er sich auf die ihm ergebenen Kaiß stützen konnte. Das reizte die Kelb in Syrien zum Aufstande, den er aber noch im selben Jahre niederwarf. Nun hob er unter ihnen ein Heer aus, um das Irâk zu unterwerfen. Auf dem Marsche dorthin bewogen die Syrer in Rußâfa den Ssulaimân Sohn des Hischâm, als Chalif an ihre Spitze zu treten. Er konnte sich aber gegen Merwân nicht halten und mußte nach Kufa fliehen. Von neuem hatte nun Merwân in den einzelnen Städten Syriens gegen den Aufruhr zu kämpfen, und erst im Sommer 746 ward er des Landes wirklich Herr.

Im Osten des Reiches war inzwischen die Autorität der Umaijaden völlig geschwunden. In Medien hatte ein Alide Abdallâh, Urenkel von Alis Bruder Dschafar, ein freilich nur kurzlebiges Reich zu schaffen verstanden. Im Irâk regierte als Statthalter ein Sohn Omars II., der Merwân nicht anerkannte und sich dessen Vertreter, als er in seiner Provinz erschien,

Digitized by Google

vier Monate widersetzte, bis eine gemeinsame Gefahr sie zur Aussöhnung trieb. Die chäridschitische Bewegung war von Haddschädsch wohl zurückgedrängt, aber nicht erstickt worden. Jetzt kam sie im Norden Mesopotamiens unter dem Stamme der Rabia, die den Koraischiten das Chalifat nicht gönnten, wieder zum Ausbruch. Sie wählten sich selbst einen Chalifen und zogen gegen die beiden vor Kufa kämpfenden Umaijaden. Obwohl sie sich nun gemeinsam gegen die Chäridschiten wandten, waren sie diesen doch nicht gewachsen, sie wurden geschlagen und mußten Kufa räumen. Der Sohn Omars machte später seinen Frieden mit dem Chalifen der Chäridschiten und ließ sich von ihm als Statthalter in Maißän und Färs bestätigen.

Nachdem der Chäridschite etwa 20 Monate in Kufa residiert hatte, kehrte er nach Mesopotamien zurück und bemächtigte sich der Stadt Moßul. Merwän hatte noch in Syrien zu tun und geriet nun in Gefahr, die Hauptstütze seiner Macht, Mesopotamien, zu verlieren. Er beauftragte zunächst seinen Sohn, den Aufrührern entgegenzutreten. Dieser aber mußte sich nach einem unglücklichen Kampfe hinter die Mauern von Nißibis zurückziehen. Inzwischen hatte Merwän freie Hand bekommen und wandte sich selbst gegen die Chäridschiten. Im September 746 schlug er sie aufs Haupt, ihr Chalif fiel, und auch sein Nachfolger ward im Lager erschlagen. Aber erst im Jahre darauf ward ihre Macht endgültig gebrochen, nachdem es einem Feldherrn Merwäns gelungen war, ihnen das Iräk wieder abzunehmen.

Nach fast drei Jahren ununterbrochener Kämpfe konnte sich Merwän in seine Residenz Harrän zurückziehen und die Pazifizierung des Ostens seinem Statthalter im Iräk überlassen. Der in Medien herrschende Alide verlor sein Reich und ward auf der Flucht von seinen eigenen Anhängern ermordet.

In der östlichen Provinz des Reiches tauchten nun aber die gefährlichsten Gegner der Umaijaden auf, die unter schwarzen Fahnen sich sammelnden Anhänger der Abbäßiden. Der alte Statthalter der Umaijaden, Naßr ibn Ssaijär, hatte schon seit langem vor ihnen gewarnt, aber Merwän hatte seine dringenden Bitten um Hilfe nicht gewähren können, und jetzt, da er am Ziel schien, ward sein Lebenswerk von dorther aufs neue in Frage gestellt.

In Choräßän verbündeten sich die gegen die Herrschaft der Araber gerichteten nationalpersischen Bestrebungen mit den Vertretern des Legitimitätsprinzips unter den frommen Muslimen, in deren Augen die Regierung der Umaijaden von Anfang an kein Chalifat, sondern ein widergöttliches, weltliches Königtum gewesen war. Die Herrschaft in der Theokratie gebührte nach ihrer Meinung der Familie des Propheten, d. h. den Nachkommen Alis. Aber die Abbäßiden verstanden die den Umaijaden feindliche Stimmung des Ostens für ihre eigenen Zwecke auszubeuten. Ihr Stammvater war der rechte Vetter des Propheten und Alis, Abdalläh ibn Abbäß, der nach dem Tode Alis seinen Frieden mit Muäwija gemacht hatte. Sein Sohn Alî war unter Abdelmelik nach Damaskus gekommen, nach Walîds Tode aber nach Humaima an der syrischen Pilgerstraße übergesiedelt und dort hochbetagt im Jahre 736 gestorben. Schon bei seinen Lebzeiten hatte sein Sohn Muhammed Ansprüche auf das Imämat unter den Schiiten erhoben und übertrug diese auf seinen Sohn Ibrähim. Schon seit langem arbeiteten ihre Emissäre für sie im Osten, und Ibrähim entsandte nun nach Choräßän, wo der Boden am besten vorbereitet war, im Jahre 746 den Abū Muslim, einen Iranier von Geburt. Dieser eröffnete seine Tätigkeit im Gebiete des Stammes Chusäa und hielt dort zuerst offen einen Freitagsgottesdienst im Namen der Abbäßiden. Da ihm hier aber noch ein älteres Parteihaupt im Wege war, begab er sich nach Machwän. Hier trat er schon ganz als Herr auf und erregte damit den Verdacht der Araber, aber der im Osten ebenso wie im Zentrum des Reiches unter ihnen herrschende Stammeshaß hinderte sie, sich gemeinsam gegen ihn zu wenden. Seinen Anhang, der zumeist aus iranischen Bauern bestand, verpflichtete er auf das Buch Gottes und die Ssunna des Propheten zum Gehorsam gegen den aus der Familie des Boten Gottes, „auf den man sich einigen werde". Die Truppen verpflichtete er noch besonders zum unbedingten Gehorsam gegen die Offiziere.

Durch die Uneinigkeit der Araber gelang es Abū Muslim, sich der Stadt Merw zu bemächtigen. Von da aus nahm er den Kampf gegen den Statthalter von Naischäpür, Naßr ibn Ssaijär, auf, und so entwickelte sich der Krieg, in dem schließlich das Reich der Umaijaden zusammenbrach. Den ersten Angriff machte nicht Abū Muslim selbst, sondern Kachtaba ibn

Digitized by Google



Münzen des arabischen Reiches. Originale im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

1. Denar der frühen Umaijadenzeit nach byzantinischem Vorbild mit Beseitigung des christlichen Kreuzes, das durch einen Knauf ersetzt ist. 2. Münze aus Jerusalem mit dem Bilde des Chalifen Abdelmelik. 3. Dirhem des Haddschādsch ibn Jūßuf nach ßaßānidischem Vorbild. 4. Zweisprachiger Denar aus Spanien nach römisch-spanischem Vorbild. 5. Dirhem vom Jahre 85 d. H. nach der Münzreform Abdelmeliks. 6. Porträtmedaille des abbāßidischen Chalifen al-Muktadir billah.

Sṣālich, ein Mann vom Stamme Taiji, der in Mekka von Ibrāhim für seine Sache gewonnen und durch Belehnung mit einer schwarzen Fahne zu seinem Feldherrn ernannt worden war. Nachdem er den Sohn des Naßr bei Tōß geschlagen hatte, räumte dieser Naischāpūr, und Abū Muslim konnte im Juni 748 dorthin übersiedeln. Naßr wurde in Nihāwend eingeschlossen, und der zu seinem Entsatz herbeigeeilte Statthalter von Kermān ward am 18. März 749 in der Nähe von Isfahān geschlagen und fiel. Nach mehreren Monaten schlossen die in Nihāwend liegenden Syrer eine Kapitulation mit den Feinden, ohne sich um die Churāßānier zu kümmern, die nun ohne Gnade niedergemacht wurden.

Von Nihāwend zog Kachtaba alsbald nach dem Irāk. Dem Statthalter dieser Provinz, der ihm über den Tigris entgegenzog, wich er zunächst aus und wandte sich gleich gegen Kufa. Als der Statthalter ihm folgte, ward er in der Nähe von Anbār am 27. August 749 in seinem Lager überfallen und zum Rückzug auf Wāßit genötigt. Bei diesem Nachtgefecht war Kachtaba gefallen, aber sein Sohn Haßan, der schon vorher eine sehr selbständige Führerrolle gespielt hatte, übernahm ohne Zwischenfall sein Kommando und besetzte Kufa.

In dieser Stadt war schon lange das Zentrum der abbāßidischen Agitation gewesen. Abū Sṣalama, „der Wesir der Familie des Propheten“, trat nun offen hervor und nahm die Leitung der Geschäfte in die Hand. Der Chef des Hauses Hāschim war kurz vorher auf Befehl des Chalifen Merwān in Humaima verhaftet und nach Harrān abgeführt worden. Vorher riet er den Seinen, sich nach Kufa zu flüchten, und ernannte seinen Bruder Abu'l-Abbāß zu seinem Nachfolger. Im Oktober 749 kamen 14 Abbāßiden in Kufa an.

Der Wesir Abū Sṣalama, der sich nur dem Ibrāhim persönlich verpflichtet hatte, war nicht geneigt, ihre Autorität ohne weiteres der seinen überzuordnen, und versuchte sogar, sie von den Churāßāniern fernzuhalten. Ein Vertreter des Abū Muslim aber führte dem Abu 'l-Abbāß 12 churāßānische Hauptleute zu, die ihm die Huldigung leisteten. Nun mußte Abū Sṣalama seinen Widerstand aufgeben, und am 28. November 749 konnte Abu 'l-Abbāß in der Moschee zu Kufa die öffentliche Huldigung für die neue Dynastie entgegennehmen. Seine erste Kanzelrede mußte er eines Fieberanfalles wegen unterbrechen, aber sein Oheim Dāūd trat für ihn ein. Er suchte aus dem Worte Gottes zu erweisen, daß seinem Hause ein besserer Anspruch auf das Chalifat zustehe als den Aliden. Nachdrücklich hob er hervor, daß die Churāßānier dem Irāk die Befreiung von dem Joche der verhaßten Syrer brächten. Allerdings fühlte der Chalife sich in Kufa noch nicht ganz sicher, sondern begab sich mit Abū Sṣalama in das Lager der Churāßānier, trennte sich aber dann von ihm und ging nach Hira. Bald darauf ward er von Abū Sṣalama befreit, der von einem Vertrauten Abū Muslims ermordet wurde.

Digitized by Google

Nach der Einnahme von Nihāwend hatte Kachtaba den Aun al-Asdi an den Tigris gesandt. Nach dem Falle von Kufa erhielt er Verstärkungen, mußte aber den Oberbefehl an den Abbāsiden Abbās ibn Abdallāh abgeben. Merwān zog den Churāsāniern entgegen, und am linken Ufer des großen Sāb kam es zur Schlacht, die nach neuntägigem Kampfe mit einer Niederlage Merwāns endete. Er floh, von den Churāsāniern verfolgt, über Harrān und Damaskus nach der ägyptischen Seestadt Farma. Die syrischen Städte ergaben sich den neuen Herren meist ohne Widerstand, nur Damaskus wehrte sich eine Zeitlang. Merwān fiel in einem letzten Kampfe bei Būsir in Oberägypten Anfang August 750.

Als letzte Zuflucht der umaijadischen Macht hielt sich die von Haddschādsch in den Sümpfen des Tigris angelegte Lagerstadt Wāsit trotz der unter den dort eingeschlossenen Nord- und Südarabern herrschenden Uneinigkeit noch 11 Monate. Erst als der Statthalter Ibn Hubaira den Tod Merwāns erfuhr, trat er in Verhandlungen ein. Die nach 40 Tagen zustande gekommene Kapitulation ward, obwohl Abu 'l-Abbās selbst sie genehmigt hatte, doch gebrochen. Die gefangenen Offiziere, unter ihnen der Statthalter selbst, fielen durch Henkershand.

Gegen die gestürzte Dynastie gingen die Abbāsiden mit unerhörter Grausamkeit vor. In ganz Syrien wurden die Umaijaden wie das Wild gejagt und ausgerottet. Selbst die Gräber der Chalifen, mit Ausnahme der Muāwijas und Omars II., wurden geschändet. Nur einem Enkel des Chalifen Hischām gelang es, sich nach Spanien zu retten, wo er dann ein neues Reich gründete.

Die Syrer hatten bisher aus Haß gegen Merwān dem Sturze der Dynastie, der sie so viel zu danken hatten, fast teilnahmlos zugesehen. Aber dieser grausame Vernichtungskampf rief doch noch einen Rückschlag hervor. In Kinnesrin hoben die Kaisiten den Sufjāniden Abū Muhammed aufs Schild. Sie wurden aber im Juli 752 versprengt, und Abū Muhammed fiel auf der Flucht im Hidschās den abbāsidischen Henkern in die Hände. Seine Anhänger wollten freilich an seinen Tod nicht glauben, sie hofften auf seine Wiederkunft wie auf die des Messias, der Syrien die entschwundenen Tage der Herrschaft wiederbringen würde. Da diese Hoffnung sie schließlich doch trog, ward er als Vorläufer des Antichristen in das System der islāmischen Eschatologie aufgenommen.

Mit dem Untergang der Umaijaden verloren nicht nur die Syrer, sondern die Araber überhaupt die Herrschaft im Islām. Ihre Heimat verfiel sehr bald wieder ganz der Barbarei. Die neubekehrten Nichtaraber, die sie bisher immer als Muslime zweiter Klasse behandelt hatten, bekamen jetzt das Heft in die Hand. Da die Abbāsiden ihren Sieg dem iranischen Osten verdankten, und da die Churāsānier vermöge ihrer militärischen Organisation ihren Anteil an der Beute sich zu sichern verstanden, so gewannen die Iranier immer mehr das Übergewicht im Islām.



Alte arabische Moscheelampen in Glasemaille. Nach le Bon, Civilisation des Arabes.

Digitized by Google



Ornamentales Motiv aus einem Saale der Alhambra.

6. Die ersten Abbâßiden.

Dem ersten Abbâßiden Abdallâh war nur eine kurze Regierung vergönnt, er lebt daher in der Geschichte hauptsächlich als der Vernichter der Umaijaden, as-Ssaffâch, der Blutvergießer, wie er sich in seiner Antrittsrede in der Moschee zu Kufa selbst bezeichnet hatte. Der eigentliche Begründer der Herrschaft seines Hauses ward daher sein Bruder Abu Dschafar Abdallâh al-Manßûr „der Siegreiche", der ihm im Juni 754 auf dem Throne folgte. Er mußte sich die Macht erst sichern gegen die Ansprüche, die sein Oheim Abdallâh erhob. Dieser stand in Nordsyrien bei dem zum Kampfe gegen die Byzantiner aufgestellten Heere, er ward aber sehr bald durch Abû Muslim niedergeschlagen.

Doch auch dieser treue Diener, dem die Abbâßiden ihre Erhebung in erster Linie zu danken hatten, mußte bald darauf die Undankbarkeit des neuen Chalifen erfahren. Freilich war er sich seiner Dienste etwas zu sehr bewußt. Er hatte im Jahre 754 noch von as-Ssaffâch verlangt, die Pilgerkarawane nach Mekka geleiten und dort als sein Stellvertreter erscheinen zu dürfen. Ssaffâch hatte ihm aber seinen Bruder übergeordnet, und Abû Muslim hatte neben diesem sich allzusehr hervorgedrängt. Manßûrs erste Sorge war, ihn von Chorâßân, dem sichern Boden seiner Macht, zu entfernen. Auf das Anerbieten, die Verwaltung von Ägypten zu übernehmen, ging Abû Muslim zwar nicht ein, ließ sich dann aber doch nach Babylonien locken und ward hier in der Nähe der alten Hauptstadt Madâin vor den Augen des Chalifen erschlagen.

Die Aliden, die bis zuletzt der Hoffnung gelebt haben mögen, daß die Churâßânier für sie agitierten, gaben sich mit der Erhebung ihrer Vettern nicht sogleich zufrieden. Aber es fehlte ihnen wie ihrem Ahnherrn stets an politischem Verständnis wie an Energie. Namentlich in Medina, dem Hauptsitz ihrer Familie, wühlten sie gegen die neue Dynastie. Der von Manßûr eingesetzte Statthalter ließ viele von ihnen fangen und fahndete eifrig auch nach ihrem Chef, dem Muhammed, einem Urenkel des Haßan und durch seine Großmutter auch des Hußain. Aber eben dadurch brachte er den Aufstand zum Ausbruch.

Digitized by Google

Ende 762 erhoben sich die Aliden, befreiten ihre gefangenen Verwandten und ließen sich durch den berühmten Theologen Mâlik ibn Anas, den Stifter der jetzt in ganz Nordafrika herrschenden Schule der Mâlikiten, von ihrem den Abbâßiden geleisteten Treueid, als einem erzwungenen, entbinden. Dem von Manßûr alsbald nach Medina gesandten churâßânischen Heere war es natürlich leicht, die fremden Empörer, die sich nach dem Vorbilde des Propheten durch einen Graben genügend schützen zu können glaubten, zu überwältigen. Muhammed fiel nach tapferer Gegenwehr, die Güter seiner Familie wurden eingezogen, im übrigen die Stadt, die dem Chalifat nicht mehr gefährlich werden konnte, milde behandelt.

Weit bedenklicher war die Erhebung der Aliden in Baßra unter Muhammeds Bruder Ibrâhim. Aber auch dieser war kein Politiker. Es gelang ihm zwar, sich der Stadt Baßra zu bemächtigen und mit den dort erbeuteten Schätzen auch Persien und Susiana zu gewinnen, aber gegen Kufa, wo Manßûr mit nur wenig Truppen stand, sich zu wenden, war er nicht zu bewegen. Manßûrs Feldherr, der den Aufstand in Medina niedergeschlagen hatte, wandte sich alsbald nach Susiana und ward des Landes, wenn auch erst nach heftigen Kämpfen, Herr. Am 14. Februar 763 fiel Ibrâhim.

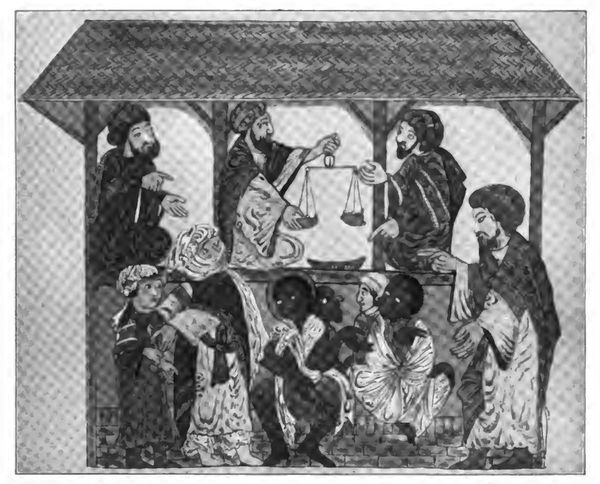
Nach dem endgültigen Siege über die Aliden förderte Manßûr energisch den Bau einer neuen Reichshauptstadt, den er schon bald nach seinem Regierungsantritt in Angriff genommen hatte. Sein Bruder hatte in Hâschimija, in der Nähe von Kufa, sich eine Residenz geschaffen. Aber die Nähe dieser Stadt, deren unbotmäßige Bewohner schon den Umaijaden viel zu schaffen gemacht hatten, konnte der neuen Dynastie leicht einmal gefährlich werden. Nach sorgfältiger Überlegung entschied Manßûr sich für einen kleinen Ort am Westufer des Tigris, Bagdâd genannt, um ihn zur Hauptstadt seines Reiches auszubauen. Die Wahl war vorzüglich getroffen, denn der Ort verdankte sein schnelles Aufblühen nicht nur der Laune des Herrschers, sondern der Gunst seiner Lage, die ihm auch nach dem gänzlichen Verfall der Kultur in Babylonien immer noch eine erhebliche Bedeutung sicherte. Am Westufer des Tigris schuf der Chalif Paläste für seinen Hof, Moscheen und Regierungsgebäude und zog durch günstige Baubedingungen Gewerbetreibende heran. Das Kanalsystem ward ausgebaut und überbrückt, Wasserleitungen und Festungswerke ermöglichten und sicherten den Aufenthalt. Auf dem östlichen Ufer, auf dem heute der Hauptteil von Bagdâd liegt, errichtete Manßûr zunächst nur ein Lager für seinen Sohn Machdi. Er nannte seine Schöpfung Madînat-assalâm, die Stadt des Heils, doch blieb ihr alter Name der eigentlich volkstümliche.

Dem Manßûr verdankte das Abbâßidenreich auch die Grundlagen seiner Verwaltung. Er war stets bestrebt, an die Spitze der einzelnen Provinzen brauchbare Statthalter zu stellen. Obwohl er seine Familie dabei nicht umgehen konnte, so scheute er sich doch nicht, selbst Freigelassene und Klienten zu den höchsten Ämtern zu berufen. Eine vorzügliche Kontrolle seiner Beamten in den Provinzen ermöglichte ihm die schon unter den Umaijaden nachweisbare, aber von ihm erst recht ausgebildete Institution der Postmeister. Diese hatten den gesamten Nachrichtendienst zu besorgen, ihre Hauptpflicht aber war, den Chalifen über die Amtsführung seiner Statthalter auf dem laufenden zu erhalten. Diese regelmäßigen und sorgfältigen Relationen kamen auch dem Allgemeinwohl zugute, da z. B. die Berichte über den Saatenstand es ermöglichten, bei etwaigem Mißwachs rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen.

Auch die Grenzen seines gewaltigen Reiches zu sichern und womöglich zu mehren, war Manßûr stets bedacht. Die fast ununterbrochenen Kriege gegen die Byzantiner hatten zwar unter seiner Regierung nicht mehr Erfolg als zur Zeit der Umaijaden. Auch die Feldzüge gegen die Chasaren am Kaukasus, gegen die Dailamiten am Südrande des Kaspischen Meeres, gegen die Türken jenseits des Oxus und gegen die Inder brachten keinen erheblichen Machtzuwachs, aber sie zeigten doch, daß eine energische Zentralregierung solchen Stürmen sehr wohl zu begegnen wußte, denen später verkommene Generationen nicht mehr Halt gebieten konnten.

Auch im Innern des Reiches ließ Manßûr keine Unruhen aufkommen. In Chorâßân,

Digitized by Google



Basarleben in Bagdâd. Miniatur zu Harîrî. Pariser Handschrift.

dem Grenzlande des Islâms, wo er sich mit buddhistischen und schamanischen Ideen begegnete, wo namentlich aber die nationaliranische Religion noch kräftig in den Gemütern fortwirkte, entstanden öfters sektiererische Bewegungen, die der Dynastie gefährlich werden konnten. Auch in Nordafrika, wo seine Herrschaft übrigens nicht weit über Kairawân hinaus gereicht haben wird, hatte Manßûr einen Aufstand der Berber zu bekämpfen, bei denen, wegen ihrer lebhaften Nationalgefühle, die im Zentrum des Reiches ausgerotteten Lehren der Châridschiten einen günstigen Boden gefunden hatten.

Als Nachfolger auf dem Throne hatte Manßûr anfangs seinen Vetter Îßâ ibn Mûßâ in Aussicht genommen, der sich bei der Niederwerfung der alidischen Aufstände die größten Verdienste um die Dynastie erworben hatte. Als nun aber sein Sohn Machdi heranwuchs, wünschte er diesem die Thronfolge zuzuwenden. Er zwang daher Îßâ, der erst, nachdem man ihm hart zugesetzt hatte, auf seinen Anspruch verzichtete, das Volk im Jahre 767 von dem ihm schon geleisteten Huldigungseide zu entbinden. Als nun Manßûr am 7. Oktober 775 starb, auf der Rückkehr von der Pilgerfahrt, die er selbst zu leiten liebte, konnte Machdi ungehindert den Thron besteigen.

Da Manßûr bei allem Pomp eines orientalischen Großkönigs, den auch er gewahrt hatte, doch dank seiner persönlichen Bedürfnislosigkeit erhebliche Schätze angehäuft hatte, so war es Machdi nun möglich, in seiner Hofhaltung den Ansprüchen eines schon sehr verfeinerten Lebensgenusses zu genügen. Aber derselbe Chalif, der Dichtern und Sängern ein freigebiger Mäzen war, hatte sein Reich gegen die Wühlereien kommunistischer Träumer zu schützen, deren man sich schließlich nur durch ständige Ketzergerichte erwehren konnte. Schon im

Digitized by Google

Ssâßânidenreich hatten in der Sekte des Masdak einmal kommunistische Ideen die Grundlagen der staatlichen Ordnung bedroht. Diese Ideen lebten eben damals wieder auf, gewiß zunächst in iranischen Kreisen, wie denn die spezifisch iranische Empfehlung der Verwandtenehe unter den Lehrsätzen dieser neueren ketzerischen Bewegung der Sindiks in erster Linie steht. Schon der von Manßûr hingerichtete Schriftsteller Abdallâh ibn al-Mukaffa, der, ein Perser von Geburt, den Arabern die Schätze der Pehlewiliteratur, die nationaliranischen Königssagen so gut wie die aus dem Sanskrit übersetzte Fabelsammlungen zugänglich gemacht hatte, ward sendikischer Ketzerei verdächtigt. In den Gedichten des Ssâlich ibn Abdalkaddûß, der erst in Baßra, dann in Damaskus religiöse Vorträge hielt, bis ihn Machdî im Jahre 783 von dort zurückholen und als Ketzer hinrichten ließ, finden wir die dualistische Lehre, daß die Welt aus der Mischung von Licht und Finsternis entstanden sei. Derselbe soll ein Buch der Zweifel geschrieben haben, das jeden positiven Gedanken kritisch zersetzte. Solche Lehren, die die Grundlage des Chalifats, das auf der Offenbarung beruhende göttliche Recht der Herrscher, in Frage stellten, mußte Machdi gewaltsam ausrotten. Aber die zu diesem Zweck eingeführte Inquisition artete natürlich sehr bald in Ketzerriecherei aus, ward zu politischen Intrigen mißbraucht und führte, da man sie auch auf sonst unverfängliche, aber der Regierung nicht genehme Lehrmeinungen innerhalb des islâmischen Gedankenkreises selbst anwandte, schließlich zu dessen völliger Erstarrung.

Machdî hinterließ nach zehnjähriger Regierung im Jahre 785 den Thron zunächst seinem Sohne Hâdî. Dieser widersetzte sich dem Einflusse seiner Mutter Chaisurân, die schon unter ihrem Gatten sich sehr lebhaft für die Geschäfte interessiert hatte, und ihrem zweiten begabteren Sohne Hârûn mehr als ihm zugetan gewesen sein mag. Da er diesen vergeblich auf das ihm zustehende Thronfolgerecht zu verzichten drängte, ward er doch wohl auf dessen Veranlassung schon am 15. September 786 in der Nähe von Mößul in seinem Harem ermordet. So früh schon traten die Gebrechen zutage, an denen die Abbâßidendynastie schließlich zugrunde gegangen ist.

Unter Hârûns dreiundzwanzigjähriger Regierung stand die abbâßidische Dynastie auf dem Gipfel ihrer Macht. Da zugleich der materielle Wohlstand in jener Zeit eine vorher nicht gekannte Blüte erreichte, so waren spätere Zeiten um so eher geneigt, in dem Chalifen Hârûn ar-Raschîd das Ideal eines Herrschers zu erblicken und ihm als persönliches Verdienst zuzuschreiben, was er nur der Gunst der Zeitverhältnisse verdankte. In den ersten Jahren seiner Regierung überließ er die Sorge um die Geschäfte fast ganz seinen Wesiren.

Dies Amt war seit langem in der Familie der Barmakiden erblich. Nach der Ermordung des Abu Ssalama hatte Ssaffâch schon den Châlid ibn Barmak, einen Perser aus Chorâßân, zu seinem Wesir ernannt. Dieser hatte auch unter Manßûr die Leitung der Finanzen behalten und sich besondere Verdienste beim Bau der Stadt Bagdâd erworben. Später übernahm er die Statthalterschaft in Mößul, die wegen der Nähe der unruhigen Kurden ein besonders wichtiger Posten war. Sein Sohn Jachja, der schon unter Manßûr Armenien und Ädharbaidschân verwaltet hatte, war unter Machdî stets in unmittelbarer Nähe des Chalifen gewesen. Unter Hâdî hatte er Hârûns Partei ergriffen und soll deswegen eine Zeitlang sogar seine Freiheit verloren haben. Hârûn lohnte ihm diese Treue dadurch, daß er ihn bei seinem Regierungsantritt zum Wesir erhob und ihn wie einen Vater ehrte. Mit seinem Sohne Dschafar verband ihn eine intime Freundschaft. Im Laufe der Jahre muß ihm diese Bevormundung aber wohl lästig geworden sein, zumal namentlich Dschafar, durch seine Gunst verwöhnt, die Grenzen seiner Stellung manchmal überschritten haben mag. Als letztes Motiv seines Unwillens gegen die Barmakiden meldet die Überlieferung eine Haremsgeschichte; Dschafar soll eine Scheinehe, die ihn der Chalif mit seiner Schwester Abbâßa hatte eingehen lassen, um beider Gesellschaft gleichzeitig genießen zu können, nicht als solche respektiert haben. Nach der Rückkehr von der Pilgerfahrt nach Mekka, die auch Hârûn meist in eigener Person zu leiten pflegte, im Jahre 803, ließ er die ganze Familie ermorden. Da er nach dieser Bluttat sich in seiner Hauptstadt, die den Barmakiden soviel verdankte, nicht mehr sicher fühlen mochte, verlegte er seine Residenz nach Rakka in Mesopotamien.

Digitized by Google



Bilder aus dem arabischen Leben der Abbâßidenzeit

Miniaturen zu den Makamen des Harîrî. Originalhandschrift in Kairo

Google

[illegible] Ideen die Grundlagen
[illegible] wieder auf, gemäß
[illegible] Empfehlung der Verwandten-
[illegible] in erster Linie steht.
[illegible], der, ein Perser
[illegible] Kommgesagen
[illegible] gemacht hatte, wurd
[illegible] dalkaddûß, der erst im
[illegible] im Jahre 783 von de[illegible]
[illegible] Lehre, daß die Welt aus
[illegible] der Zweifel
[illegible] ihren, die die
[illegible] der Herrscher,
[illegible] Zweck eingeführte
[illegible] den Intrigen [illegible]
[illegible] Regierung nicht [illegible]
[illegible] anwandte, schließlich

[illegible] Thron zunächst seinen
[illegible] die schon unter
[illegible], und seinem zweiten be-
[illegible]. Da er diesen vergeblich
[illegible] wird er doch wohl auf dessen
[illegible] in seinem Harem
[illegible] denen die Abbasidendynastie

[illegible] abbasidische Dynastie auf dem
[illegible] in jener Zeit eine vorher nicht
[illegible] geneigt, in dem Chalifen Hârûn
[illegible] als persönliches Verdienst zuzu-
[illegible] verdankte. In den ersten Jahren seiner
[illegible] ganz seinen Wesiren.
[illegible] erblich. Nach der Ermordung
[illegible], einen Perser aus Chorasan,
[illegible] die Leitung der Finanzen des
[illegible] Bagdad erworben. Später über-
[illegible] der unruhigen Kurden ein
[illegible] unter Mansur Armenien
[illegible] in unmittelbarer Nähe des
[illegible] und soll deswegen eine
[illegible] diese Treue dadurch, daß
[illegible] wie einen Vater ehrte. Mit
[illegible]. Im Laufe der Jahre muß
[illegible] namentlich Dschafar, durch
[illegible] überschritten haben mag.
[illegible] die Überlieferung eine
[illegible] der Chalif mit seiner Schwester
[illegible] genießen zu können, nicht
[illegible] Pilgerfahrt nach Mekka, die auch
[illegible] 803, ließ er die ganze Familie
[illegible], die den Barmakiden soviel
[illegible] nach Rakka in Meso-

Digitized by Google





Digitized by Google

Aber im Innern des Reiches fehlte es auch unter Hârûn nicht an wiederholten Aufständen, namentlich in Afrika, das eigentlich erst zur Ruhe kam, als Ibrâhim ibn Aghlab, bis dahin Präfekt von Sâb, im Februar 800 zum Statthalter der ganzen Provinz ernannt wurde. Das war aber zugleich der erste Schritt zur Zerstückung des Reiches, denn dieser Statthalter, der seine Provinz auf seine Nachkommen, die Aghlabiden, vererbte, übte selbst schon eine nahezu souveräne Macht.

Im Abendlande verdankte Hârûn seinen Ruhm seinen Beziehungen zu Karl dem Großen, mit dem ihn eine doppelte Interessengemeinschaft in dem Widerstand gegen Spanien wie gegen Byzanz verband.

Besonderen Glanz erhielt Hârûns Regierung durch die Blüten, die damals die arabische Literatur auf dem fruchtbaren Boden des uralten Kulturlandes Babylonien trieb. Auf die Dichter der Wüste, die auch unter den Umaijaden noch ganz im Stammeskriege und seinen kleinlichen Eifersüchteleien aufgegangen waren, war ein neues Geschlecht städtischer Dichter gefolgt. Für die langen Kaṣîden der alten Poeten hatte man keine Zeit und kein Verständnis mehr; was in ihnen vereint gewesen war, das suchte die neue Kunst nun zu sondern und einzeln zu pflegen. Der Inhalt ward allerdings kaum bereichert, Liebe, Jagd und Wein hatten auch schon die Alten gepriesen; auch sie hatten ihre Gegner mit spitzen Worten verhöhnt und gelegentlich auch einmal ernste Töne in Klagen um die Vergänglichkeit des Irdischen angeschlagen. Alle diese Themata finden wir nun bei den jüngeren Dichtern wieder, die denn auch ihren Redeschmuck nicht nur der Umgangssprache ihrer Zeit, sondern oft noch dem Wortschatz der Beduinen entlehnen. Was in der alten Poesie fester Stil gewesen war, das entartet hier manchmal zur Manier, aber die selbständigeren Geister wissen auch die alten Formen den Bedürfnissen einer verfeinerten Kultur anzupassen, verfallen dabei allerdings nicht selten der Frivolität, wie namentlich der bedeutendste Vertreter dieser Poesie, Abû Nuwâs. Wie in der Politik überall Perser die leitenden Stellen innehatten, so spielten die Iranier auch in der Literatur eine hervorragende, ja führende Rolle. Abû Nuwâs war Perser, der Begründer der arabischen Kunstprosa, der Perser Ibn al-Mukaffa ist schon erwähnt. Noch bedeutender war der Anteil der Iranier an der wissenschaftlichen Literatur. Das Studium der arabischen Sprache, das von der Beschäftigung mit dem Korân ausging und seine ersten Anregungen der aristotelischen Logik und vielleicht auch indischer Grammatik verdankte, ward zwar von Arabern eröffnet, aber das erste und seither kanonisch gebliebene Lehrbuch der arabischen Grammatik schrieb der Perser Ssîbawaih. Der Stifter der ältesten Rechtsschule, Abû Hanîfa, war ein Sohn eines persischen Sklaven, nach anderen eines Zigeuners aus Kabul. Die Begründer der anderen drei kanonischen Schulen, die Mâlikiten, Schâfiiten und Hanbaliten, waren allerdings Araber. Auch in der Poesie waren die Araber noch immer stark beteiligt. Nicht nur der glatte und wenig originelle Hofdichter Hârûns, Muslim ibn al-Walîd, war Araber, auch Abu 'l-Atâhija, der in den asketischen Gedichten seiner zweiten Periode volkstümliche Töne anschlug, entstammte wohl beduinischem Blute. Auch die Geschichtschreibung, eine der reichsten und wichtigsten Zweige der arabischen Literatur, ward von Arabern begründet. Schon unter dem Chalifen Manṣûr hatte Muhammed ibn Isḥâk die erste Biographie des Propheten geschrieben. Seine Arbeit setzte unter Hârûn unter dem besonderen Schutze des Barmekiden Jachja al-Wâkidî fort, er schilderte die Feldzüge des Propheten und die Eroberungskriege und gab wohl auch die Anregung zu dem großen Werke seines Schülers und Famulus, des Ibn Ssaad, der in seinem Klassenbuche alle Nachrichten über den Propheten, seine Genossen und deren unmittelbare Nachfolger zusammenstellte. Unter Hârûn blühte auch Ssaif ibn Omar, der die Geschichte des Abfalls der Araber nach dem Tode des Propheten und die der großen Kriege höchst lebendig und phantasievoll, aber im einzelnen sehr wenig zuverlässig darstellte; seine Objektivität ward durch sein Bestreben, die Verdienste seiner kufischen Landsleute herauszustreichen, stark beeinträchtigt. Weit zuverlässiger und sorgfältiger gingen die Begründer der arabischen Altertumskunde, Muhammed al-Kelbi und sein Sohn Hischâm, vor. Der erstere suchte schon die Chronologie der Lachmidendynastie in Hîra dadurch festzustellen, daß es ihre Grabinschriften, soweit sie in den Kirchen noch vorhanden waren, aufnahm. Der letztere war vorurteilsfrei genug, in einem besonderen

Digitized by Google

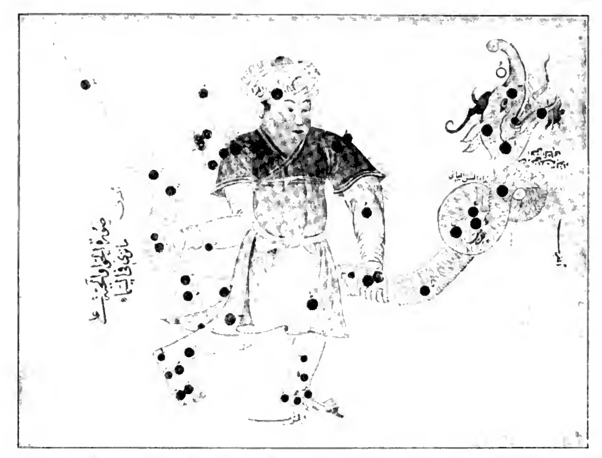
Werke alle Nachrichten über die heidnische Religion der alten Araber zu sammeln, das er dann allerdings gut muslimisch „Das Buch von der Umstürzung der Götzen" betitelte. Sein Hauptwerk war seine Sammlung der Genealogien, die zugleich zahlreiche Nachrichten über die Schlachttage des Altertums enthielt. Dem Perser Tabari, gestorben 923, war es endlich vorbehalten, zu Beginn des 10. Jahrhunderts den gewaltigen, von seinen Vorgängern gesammelten Stoff in seiner großen, uns noch erhaltenen Weltgeschichte zusammenzutragen.

Nach Hârûns Tode brach zwischen seinen Söhnen Emîn und Ma'mûn sehr bald ein Krieg um den Thron aus. Emîn, als der ältere, hatte zwar im Zentrum des Reiches selbst die Herrschaft zunächst ohne Widerspruch übernehmen können, da sein Bruder in Churâßân auf einen Angriff seiner östlichen Nachbarn, vor allen des Châkâns von Tibet, gefaßt sein mußte. Die Ratgeber der beiden Fürsten, die Wesire Ibn Rabia und Ibn Sfahl, der erstere ein syrischer Araber, der zweite ein Perser, drängten auf eine Entscheidung, da die beiden Reichshälften schon damals ganz auseinanderzufallen drohten. Nach Hârûns Testament hätte Ma'mûn nach Emîn den Thron besteigen sollen, dieser aber ließ jetzt seinem Sohne als Thronfolger huldigen. Ma'mûn verteidigte seine Ansprüche mit den Waffen in der Hand, und abermals trugen die Churâßânier den Sieg davon, zumal Emîns Stellung auch im Rücken durch Unruhen unter den syrischen Arabern bedroht war. In der Nacht vom 24. zum 25. September 813 ward Emîn, der von zwei Heeren Ma'mûns in Bagdâd belagert wurde, ermordet, nachdem der eine der beiden Heerführer vergeblich versucht hatte, wenigstens sein Leben noch zu retten.

Ma'mûn blieb anfangs in seiner bisherigen Residenz Merw, und da so die Herrschaft der Iranier über die Araber auch äußerlich in die Erscheinung trat, kam es im Zentrum zu einer Reihe von Aufständen. In Syrien weigerten sich die Beduinen unter Führung eines Anhängers des Emîn, seine Herrschaft anzuerkennen, in Babylonien regten sich wieder die Aliden. Obwohl es Ma'mûns Feldherrn Harthama gelang, diese Empörung niederzuschlagen, ließ er sich doch von seinem Wesir Ibn Sfahl überreden, einen Aliden Alî ibn Mûßâ ar-Ridâ mit seiner Tochter zu vermählen und ihn zum Nachfolger zu bestimmen. Aber die Anhänger der Abbâßiden in Bagdâd weigerten sich, diesem den Huldigungseid zu leisten, und erhoben am 24. Juli 817 einen Oheim Ma'mûns, Ibrâhîm, auf den Thron. Dieser aber konnte sich noch nicht ganz zwei Jahre gegen Ma'mûns Truppen behaupten. Als Babylonien ihm wieder unterworfen war, entschied sich Ma'mûn, seine Residenz dorthin zu verlegen, und auf der Reise nach Bagdâd entledigte er sich auch seines Wesirs, der durch ausschließliche Begünstigung seiner iranischen Landsleute die Regierung unter den Arabern in Mißkredit gebracht und endlich auch die jetzt nicht mehr zeitgemäße Verbindung der Dynastie mit den Aliden verschuldet hatte. Nachdem Ma'mûn auch noch seinen Schwiegersohn beseitigt hatte, verzichteten die Abbâßiden auf ihren Gegenchalifen und begrüßten ihn bei seinem Einzug in Bagdâd wieder als Herrscher. Als Statthalter in Chorâßân setzte er den Tâhir ein, dem er für die Ermordung Emîns zu Dank verpflichtet war. Tâhir begründete im Osten eine Dynastie von Statthaltern, die sich ebenso wie die Aghlabiden in Afrika schon fast völliger Unabhängigkeit erfreuten.

Für die Kulturgeschichte war Ma'mûns Regierung von besonderer Bedeutung durch sein lebhaftes Interesse für die griechische Wissenschaft. In den syrischen Klöstern war deren Studium nie ganz erloschen. Zum Verständnis der Theologie der griechischen Kirchenväter hatte man immer wieder auf ihr formales Rüstzeug aus der aristotelischen Philosophie zurückgreifen müssen. Aber auch die Mathematik und die Naturwissenschaften hatten stets ein gewisses Interesse gefunden, obwohl die ganze geistige Kultur der Syrer ausschließlich von Klerikern gepflegt ward. Die medizinische Tradition war nicht nur in den Klöstern fortgepflanzt worden, sondern auch in besonderen ärztlichen Schulen, wie der schon unter den Ssâßâniden gestifteten von Gundêschâpûr. Alle diese Interessen fanden nun bei Ma'mûn verständnisvolle Förderung. Unter seiner Regierung begann der „Philosoph der Araber", Abu Jûßuf Jakûb al-Kindi, seine literarische Tätigkeit, die seinen Landsleuten nicht nur die Kenntnis der aristotelischen und der neuplatonischen Philosophie durch Übersetzungen zu vermitteln, sondern auch durch naturwissenschaftliche, insbesondere meteorologische Forschungen, natürlich im Geiste dieser Philosophie, ihren Anschauungskreis erweitern sollte. Als Kind seiner Zeit erweist sich Kindi, wenn er die Astrologie durchaus als eine ernste Wissenschaft betreibt;

Digitized by Google



Arabische Miniatur in einem astronomischen Werk. Original in der Nationalbibliothek, Paris.

den Schwindelbestrebungen der Alchimie gegenüber verhielt er sich allerdings ablehnend. In Bagdâd begegnete sich nun aber mit der Wissenschaft der Griechen auch die der Inder, die namentlich auf die Entwicklung der Mathematik und der Astronomie einen äußerst fruchtbaren Einfluß ausübte. Schon im Auftrage al-Manßûrs war das Hauptwerk der indischen Astronomie ins Arabische übersetzt worden, und Ma'mûn ließ durch Chwârismi einen Auszug daraus anfertigen. Derselbe Chwârismi verfaßte in seinem Auftrage das erste arabische Lehrbuch der Algebra; sein Name lebt daher noch heute in der Bezeichnung Algoritmus für ein zur Regel gewordenes Rechnungsverfahren fort. Aber auch für die praktischen Aufgaben der Astronomie interessierte sich Ma'mûn; er ließ auf Grund gleichzeitiger Beobachtungen in Bagdâd und Damaskus die astronomischen Tafeln des Ptolemäus revidieren und einen Grad des Meridians ausmessen. In seiner Hofbibliothek, dem Hause der Weisheit (bait al-hikma), suchte er die Bücherschätze der islâmischen sowie der fremden Literaturen zu vereinigen.

Mit dieser Begünstigung griechischer Wissenschaft hing auch Ma'mûns Stellung zu den theologischen Problemen seiner Zeit zusammen. Auf diesem Gebiete hatten lange die praktischen Fragen durchaus im Vordergrunde des Interesses gestanden. Die geistige Arbeit der beiden ersten Jahrhunderte des Islâms galt hauptsächlich der Frage, wie sich die aus dem Korân und der Tradition sich ergebenden theokratischen Ideale mit der Wirklichkeit abzufinden hätten. Da die Überlieferung längst nicht ausreichte, alle Fragen zu beantworten, die das Leben unter den komplizierten wirtschaftlichen Bedingungen der alten Kulturländer stellte, hatte die älteste Rechtsschule — Jurisprudenz und praktische Theologie fallen im Islâm wie auf den meisten niederen Kulturstufen durchaus zusammen —, die des Abû Hanifa, sich nicht gescheut, die logischen Deduktionen neben der Überlieferung als berechtigt anzuerkennen, während die jüngeren Schulen, am starrsten die des Achmad ibn Hanbal, die ausschließliche

Digitized by Google

Autorität der Überlieferung wieder zu Ehren brachten; aus praktischen Gründen mußte man sich dann dazu verstehen, es mit der Echtheit der Überlieferung weniger genau zu nehmen, trotz aller formalen Kritik, deren man sich befleißigte. Übrigens hat die geistige Arbeit dieser Schulhäupter und der ihnen folgenden Gelehrtengenerationen nicht zur Ausbildung eines das praktische Leben beherrschenden Rechtes geführt. Der Gegensatz zwischen den frommen Hütern der theokratischen Ideale und den Inhabern der realen Macht, der schon unter den Umaijaden unüberbrückbar gewesen war, war unter den ersten Abbâßiden nur theoretisch gemildert und erweiterte sich unter ihren Nachfolgern immer mehr. Während im praktischen Leben, soweit es die Willkür der Machthaber zuließ, altererbte Gewohnheitsrechte nachwirkten, spannen sich die Fakihs mehr und mehr in ihre theokratischen Träumereien ein, deren Ideale erst der am Ende der Tage zu erwartende Machdi erfüllen konnte, und nur von Zeit zu Zeit gelang es dem persönlichen Einfluß eines Gottesmannes auf einen weltlichen Fürsten, einen Teil dieser idealen Forderungen durchzusetzen.

Neben der Frage, wie sich das Leben des Muslims im Sinne der Theokratie zu gestalten habe, begann nun aber schon unter den Umaijaden auch die spekulative Dogmatik die Gemüter zu bewegen. Bei dem intimen Verkehr, den die Muslimen in Damaskus mit den Christen pflogen, empfingen sie von ihnen selbst auf diesem Gebiete manche Anregung. So entstand die Schule der Murdschiiten, die die starre Prädestinationslehre des Korâns bekämpfte; obwohl von den Altgläubigen heftig angefeindet, zählte sie doch mehrere der bedeutendsten Geistesfürsten des Islâms, u. a. den Abû Hanifa, zu ihren Anhängern. In noch schärferen Gegensatz gegen die Orthodoxie trat aber die von Wâßil ibn Atâ in Baßra begründete Schule der Mutasiliten. Sie richtete, in griechischer Dialektik geübt, ihre Forschung hauptsächlich auf die dogmatischen Grundfragen nach dem Wesen und den Eigenschaften Gottes. Im dritten Jahrhundert spitzte sich ihr Kampf mit der Orthodoxie in der Frage zu, ob der Korân erschaffen oder ewig sei. Ihre höchste Blüte erreichte diese Schule eben unter dem Chalifat Ma'mûns, der im Jahre 827 durch ein Regierungsdekret ihren Lehrsatz, daß der Korân erschaffen sei, zum Staatsdogma erhob und sogar die Anhänger der entgegengesetzten Meinung aufs heftigste verfolgen ließ. Aber dieser äußere, durch die Sonne fürstlicher Gunst gezeitigte Erfolg war nicht von Dauer. Politische Rücksichten bewogen Ma'mûns dritten Nachfolger Mutawakkil im Jahre 851, sich der Orthodoxie in die Arme zu werfen, die nun ihrerseits mit den Mitteln weltlicher Macht die Ketzer auszurotten unternahm. Das ist ihr allerdings nicht gelungen; jene freien Anschauungen fanden noch viele Jahrhunderte hindurch immer wieder einzelne literarische Vertreter, ja in den entfernteren Provinzen des Reiches auch öffentliche Bekenner.

Ma'mûn starb am 7. August 833, und ihm folgte sein Bruder Muhammed, der den Thronnamen al-Mutaßim billâh, der sich durch Gott Schützende, annahm. Die Sitte, solche mit Gott zusammengesetzte Thronnamen zu führen, ward seitdem von seinen Nachfolgern ständig beibehalten. Hatte Ma'mûn sich schon mehr auf die Perser als die Araber gestützt, so brachte Mutaßim nun die Nation ans Ruder, die seitdem in der Geschichte des Islâms die ausschlaggebende Rolle gespielt hat, die Türken. Bereits Ma'mûn und vielleicht schon seine Vorgänger hatten sich mit einer Leibwache von türkischen Sklaven umgeben, die sie aus den Ländern jenseits des Oxus bezogen. Die Führung dieser Truppen hatte bisher immer noch in der Hand von Freien gelegen; Mutaßim aber glaubte wohl, sich ihrer Treue noch mehr zu versichern, wenn er auch die Offiziersstellen mit Leibeigenen besetzte Diese Prätorianerführer gewannen unter ihm schon Einfluß auf die Verwaltung, und binnen kurzem wurden sie die eigentlichen Herren des Staates. Die Gefahr, die von ihnen drohte, muß einsichtigen Männern damals längst klar gewesen sein; schon Ibn Saad legt in seinem unter al-Mutaßim verfaßten Klassenbuche (VI 143) einem Gefährten des Propheten die Prophezeiung in den Mund, die Türken würden die Araber wieder in ihre Wüsten zurückjagen.

Einem dieser türkischen Generale, dem Afschin, gelang es bald nach Mutaßims Regierungsantritt, einen Aufstand niederzuschlagen, der schon unter Ma'mûn längere Zeit in Adharbaidschân gewütet hatte. Die iranische Sekte der Churramija, die die alte Lehre von der Seelenwanderung und der Inkarnation der Gottheit mit der islâmischen Idee von dem zum Leiter der Theokratie bestimmten Imâm verquickte, hatte in Bâbak einen energischen Führer gefunden,

Digitized by Google



Arabische Truppen der Abbâßidenzeit. Miniatur zu Harîrî. Pariser Handschrift.

der jahrelang die Regierung in dieser Provinz in Schach zu halten verstand. Jetzt wurde im Herbst 837 seine Burg erstürmt, er selbst auf der Flucht gefangen und in Sſâmarrâ, der neuen Residenz, hingerichtet. Diese Stadt hätte Mutaßim am östlichen Ufer des Tigris oberhalb Bagdâds anlegen lassen, weil er sich in der inzwischen zu einer großen Weltstadt erwachsenen Residenz seiner Vorfahren nicht mehr sicher fühlte.

Hier in Sſâmarrâ residierten seine Nachfolger bis zum Jahre 869; nachdem der Chalife Mu'tamid den Ort verlassen hatte, verlor er seine einem Willkürakte verdankte Bedeutung sehr schnell. Von den Prachtbauten seiner kurzen Glanzzeit sind uns zwar nur Ruinen erhalten, doch geben uns diese immer noch eine lebendigere Anschauung von der Baukunst des abbâßidischen Zeitalters als die Hauptstadt Bagdâd, deren Monumente, soweit sie nicht dem Mongolensturm zum Opfer fielen, von späteren Generationen vernutzt wurden. Wie im westlichen Kulturkreise, so knüpften auch hier im Osten die islâmischen Architekten an die Traditionen der Vergangenheit an. Das wichtigste Monument von Sſâmarrâ, das Chalifenschloß, ist im Grundriß, in der Raumdisposition und in der Frontgliederung den mittelpersischen Palastbauten in Ktesiphon nachgebildet. Auf noch weit ehrwürdigere Muster aber griffen die Baumeister der großen Moschee zurück. Für ihre Menâre, den Turm für den Gebetsruf, nahmen sie

Digitized by Google

offenbar die babylonischen Stufentürme, die Sikurrāt, zum Vorbild. Welche gewaltigen Mittel diesen Baumeistern noch zur Verfügung standen, obwohl das Reich doch damals schon seinen Höhepunkt überschritten hatte, zeigen die wahrhaft gigantischen Maße dieser Moschee. Sie stellt ein Rechteck von nahezu 260 m Länge und 180 m Breite dar, und der Innenraum umfaßt über 44000 qm. Damit vergleiche man die Grundfläche der Peterskirche zu Rom mit 15160 qm, die der Aja Sophia zu Konstantinopel mit 6890 qm und die des Kölner Doms mit 6166 qm.

Mutaßim gab dem Kampfe gegen die Byzantiner, der freilich auch unter seinen Vorgängern nie ganz geruht hatte, noch einmal besonderen Nachdruck, indem er persönlich auf dem Kriegsschauplatze erschien. Er begnügte sich aber mit der Eroberung von Amoria in Galatien (838), einer der blühendsten Städte Kleinasiens. Auf weiteres Vordringen mußte er verzichten, da in seinem Rücken eine Verschwörung ausgebrochen war, die seinen Neffen Abbāß, den Sohn Ma'mūns, auf den Thron heben und die bevorzugte Stellung der fremden Söldner aufheben sollte. Doch gelang es Affchin, ohne Mühe der Empörer Herr zu werden.

7. Der Verfall des Chalifats und das Aufkommen kleinerer Dynastien.

Unter Mutaßims Sohne und Nachfolger al-Wāthik billāh (842—847) war die Stellung der türkischen Generale in Bagdād schon so gefestigt, daß der Chalif dem Aschnāß den Sultanstitel verlieh und damit seine über die bloß militärischen Befugnisse schon weit hinausgehenden Rechte anerkannte. Als nun Wāthik gar jung starb, maßte sich der Nachfolger des Aschnāß, Waßif, die Besetzung des Thrones selbst an, ein Vorgang, der sehr bald fast zur Regel ward. Allerdings noch im Einverständnis mit den höchsten Zivilbehörden erhob er erst Wāthiks unmündigen Sohn Muhammed, bald darauf aber an seiner Stelle dessen Oheim, Dschafar al-Mutawakkil billāh auf den Thron. Dieser warf sich, wie schon erwähnt, vollständig der Orthodoxie schāfiitischer Richtung in die Arme, in der er vor allem eine Stütze gegen die immer wieder auftauchenden Aspirationen der Aliden zu finden hoffte. Er verfolgte nun nicht nur die Mutasiliten, sondern namentlich auch die Schiiten, deren Heiligtum, das Grab Hußains in Kerbelā, er zerstören ließ. Aber auch Christen und Juden, die als Gelehrte, namentlich als Ärzte, an dem Hofe seines Vorgängers eine große Rolle gespielt hatten, und die er als solche auch nicht ganz entbehren konnte, hatten unter der nun zur Herrschaft gelangten Intoleranz zu leiden, da ihnen demütigende Abzeichen in der Tracht auferlegt und der Gebrauch anderer Reittiere als Esel und Maultiere untersagt ward. Vergeblich hatte Mutawakkil einmal den Versuch gemacht, sich den immer lästiger werdenden Ansprüchen seiner Garden zu entziehen, indem er seine Residenz nach Damaskus verlegte, doch kehrte er schon nach zwei Monaten nach Babylonien zurück. Da er seine drei Söhne zu seinen Nachfolgern bestimmt hatte, die nach der Reihenfolge ihres Alters nach ihm den Thron besteigen sollten, dann aber den zweiten vorzuziehen suchte, so verschwor sich sein ältester Sohn mit den Häuptern der türkischen Partei und ließ seinen Vater in der Nacht vom 9. bis 10. Dezember 861 in seinem vor den Toren Ssāmarrās neuerbauten Palast ermorden.

Aber der Mörder vermochte sich nur sechs Monate auf dem Throne zu behaupten, den er sich vergeblich durch einen erzwungenen Verzicht seiner Brüder und durch Begünstigung der Aliden zu sichern strebte. Nachdem er durch Gift beiseite gebracht war, erhoben die Türken einen Bruder Mutawakkils, Achmad al-Mustain billāh, auf den Thron. Aber schon nach vierjähriger Regierung verlor er seine freilich längst zu einem Schemen verblichene Gewalt durch einen Parteikampf unter den türkischen Generalen. Bughā, dem er seine Erhebung zu verdanken hatte, mußte mit ihm vor seinen Gegnern nach Bagdād fliehen, und in Ssāmarrā ward Mutass zum Chalifen erhoben. Den in Bagdād belagerten Mustain suchte der tāhiridische Statthalter von Chorāßān, Muhammed, zu entsetzen, ging aber dann nach einem Zwiste mit Bughā zu den Gegnern über, und so ward Mustain, der sich in Bagdād nicht mehr halten konnte, auf den Thron zu verzichten genötigt.

Mutass versuchte, den Türken, denen er doch seine Erhebung verdankte, durch Verstärkung seiner afrikanischen Leibwache ein Gegengewicht zu schaffen, doch ward auch er schon nach drei

Digitized by Google

Jahren von den Türken, deren Soldansprüche er nicht zu befriedigen vermochte, im Juli 869 entthront und ermordet. Ihm folgte ein Sohn Wāthiks, Muhammed al-Muchtadi billāh. Dieser suchte vergeblich dem Schicksal seiner Vorgänger zu entgehen, indem er die Kosten der Hofhaltung einschränkte, um die ganz derangierten Finanzen wieder zu ordnen. Ehe er noch das erste Jahr seiner Regierung vollendet hatte, fiel er im Kampfe gegen Mūßā, den Sohn Bughās.

Wie schwach durch die Prätorianerwirtschaft und den unaufhörlichen Thronwechsel die Zentralregierung damals schon geworden war, zeigte am besten ein Raubstaat, der sich unter ihren Augen und fast vor den Toren der Hauptstadt aus entlaufenen Sklaven bilden und jahrelang zum Schrecken ganz Babyloniens behaupten konnte. In der Nähe von Baßra gab es große Salzlager, die auf Rechnung baßrischer Unternehmer von Scharen ostafrikanischer Negersklaven abgebaut wurden. Unter diesen erhob sich nun ein Perser, Ali ibn Muhammed, der sich für einen Nachkommen Alīs und der Fātima ausgab, vielleicht auch wirklich zu dessen damals schon ungeheuer verbreitetem Geschlechte gehörte, und rief sie zum Kampfe gegen ihre Ausbeuter auf. Er predigte allerdings keineswegs etwa eine Reform der gesellschaftlichen Zustände, sondern verhieß nur eben diesen Unterdrückten eine Besserung ihrer Lage, Freiheit und Reichtum auch an Sklaven. Auf die Ansprüche seiner Familie berief er sich nicht, sondern bekannte sich vielmehr zur Lehre der Chāridschiten, deren Verleugnung aller nationalen Vorrechte seinen Anhängern besonders sympathisch sein mußte. Am 10. September 869 war er zuerst aufgetreten, und nach kurzer Zeit beherrschte er schon die Umgebung von Baßra. Die Heere, die man ihm von Bagdād aus entgegenschickte, schlug er regelmäßig, zumal die schwarzen Söldner meist zu ihm übergingen. Auch die Bewohner von Baßra, die sich ihm am 23. Oktober 869 selbst entgegenstellten, waren der wilden Tapferkeit seiner Scharen nicht mehr gewachsen. In der Mitte seiner durch die zahllosen kleinen Kanäle und Sümpfe leicht zu verteidigenden Operationsbasis entstand bald eine neue Stadt, Muchtāra, die Auserwählte, natürlich nur aus Luftziegeln leicht aufgeführt, aber bald mit reicher Beute ausgestattet. So beherrschte er den Tigris abwärts bis zur Mündung und griff dann nach Chūsistān über.



Menāre zu Sſāmarrā. Nach Herzfeld, Sſāmarrā.

Inzwischen war in der Hauptstadt ein Wandel zum Besseren eingetreten. Der neue Chalif al-Mutamid billāh machte seinen tatkräftigen Bruder al-Muwaffak billāh zum Reichsverweser. Sobald dieser seine Stellung in Sſāmarrā gefestigt hatte, schickte er im Sommer 871

Digitized by Google

ein Heer gegen die Neger, das aber trotz anfänglicher Erfolge ihnen nicht ernstlich beizukommen vermochte. Selbst die Beduinenstämme der Umgegend schlossen sich schon den Aufrührern an. Am 7. September 871 gelang es ihnen, Baßra während des Freitagsgottesdienstes zu überrumpeln. Die reiche Stadt wurde geplündert und ausgemordet — nach der niedrigsten Schätzung verloren 300000 Menschen dabei ihr Leben — und angezündet. Muwaffak selbst, der im April 872 gegen die Empörer ins Feld zog, ward geschlagen. Schon drohte dem Reiche eine neue Gefahr von Osten, die Muwaffak zwang, die Neger eine Weile sich selbst zu überlassen.

In der Provinz Ssistān im östlichen Irān hatten sich die sonst fast überall zurückgedrängten Chāridschiten noch lange gehalten, waren aber in diesem schwer zugänglichen Lande schließlich auf die Stufe bloßer Räuber herabgesunken. Gegen sie griff die Bevölkerung endlich zur Selbsthilfe. Der Führer einer sie bekämpfenden Freiwilligenschar hatte sich nun aber der Hauptstadt des Landes bemächtigt und den von dem tāhiridischen Statthalter Chorāßāns dort eingesetzten Unterpräfekten verjagt. In den Diensten dieses Freischarenführers stand der ehemalige Kupferschmied (Ssaffār, daher seine Nachkommen die Ssaffāriden) Jakūb ibn Laith. Seine Tapferkeit gab ihm ein solches Übergewicht, daß sein ehemaliger Herr ihm den Oberbefehl bald ganz überließ und sich im Anschluß an eine Pilgerfahrt nach Mekka in Bagdād ansiedelte. Allmählich eroberte Jakūb als Emir die ganze Provinz, um die er sich durch Ausrottung des Räuberunwesens große Verdienste erwarb. Etwa sieben Jahre später, im Jahre 867, griff er schon die südlichen Besitzungen der Tāhiriden in Herāt an. Die Gunst des Chalifen suchte er durch reiche Geschenke aus der Beute zu gewinnen. Wie wenig die Zentralregierung in diesen Ländern noch zu bedeuten hatte, zeigte sich, als sie ihm auf seine Bitte die Belehnung mit der Nachbarprovinz Kermān bereitwillig verlieh, gleichzeitig aber auch dem Statthalter von Pārs, Ali ibn Hußain. Dieser suchte Jakūb mit der Besetzung des Landes zuvorzukommen, sein Feldherr aber ward von ihm besiegt und gefangen. Nun rückte Jakūb gegen Ali vor, schlug ihn am 26. April 869 und nahm seine Hauptstadt Schirās ein. Pārs selbst konnte er allerdings nicht behaupten, er wandte sich vielmehr wieder nach Osten, wo er sich durch Ausbreitung des Islāms in Afghānistān den Ruhm eines Glaubenskämpfers erwarb. Auch nach Norden breitete er seine Macht aus, der Chalif selbst belehnte ihn mit Balch.

Inzwischen war die Macht der Tāhiriden in ihrem Stammlande Chorāßān schon so geschwächt, daß Jakūb, durch den Verrat chorāßānischer Großen begünstigt, im August 873 ihre Hauptstadt fast ohne Kampf in Besitz nehmen konnte. An das Gebot des Chalifen, die Provinz sofort wieder zu räumen, kehrte er sich nicht, wandte sich vielmehr noch gegen Tabaristān am Südufer des Kaspischen Meeres, dessen Beherrscher den flüchtigen Tāhiriden bei sich aufgenommen hatte. Obwohl er auch hier zunächst siegte, sah er sich doch durch die eigentümlichen Terrainschwierigkeiten bald zum Rückzuge genötigt. Im Sommer 875 wandte er sich wieder gegen Pārs, ward ohne Mühe abermals des Landes Herr und zog dann durch Chūsistān nach Westen. Durch diese drohende Demonstration ließ sich die zugleich mit den Negern beschäftigte Bagdāder Regierung bewegen, ihm die bis dahin versagte Bestallung mit Chorāßān und den Nebenländern sowie Pārs zuzusenden. Aber dadurch ließ er sich schon nicht mehr aufhalten, setzte vielmehr den Vormarsch auf Bagdād fort. Etwa 12 Meilen unterhalb dieser Stadt trat ihm der Reichsverweser Muwaffak mit einem bedeutenden Heere entgegen. Hier erlitt Jakūb am 8. April 876 die erste schwere Niederlage seines Lebens. Zu verfolgen wagte ihn Muwaffak freilich nicht, als er sich bis an die Grenze Babyloniens zurückzog. Einen ihm von dem Negerfürsten angebotenen Bundesvertrag wies Jakūb schroff zurück. Muwaffak trat noch einmal mit ihm in Unterhandlungen, aber ehe diese noch zum Abschluß kamen, starb Jakūb am 5. Juni 879 in Gundēschāpūr.

Seine Nachfolge übernahm sein Bruder Amr, ehemals Eseltreiber und Maurer, aber schon lange als tapferer Heerführer bewährt. Mit diesem schloß Muwaffak alsbald einen Vertrag, der ihm die Eroberungen seines Bruders sicherte und ihm dazu noch die nominelle Würde eines Militärgouverneurs von Bagdād verlieh, die früher die Tāhiriden bekleidet hatten. Aber in seinem Rücken in Chorāßān empörte sich ein ehemaliger Vertrauter Jakūbs, Chudschastāni, schlug den sogleich herbeigeeilten Amr am 7. Juli 880 und bemächtigte sich der Hauptstadt Naischāpūr. Amr mußte ihm das Land einstweilen überlassen und zog sich nach dem Stammlande

Digitized by Google

Sīstān zurück. Zwei Jahre später ward Chudschastāni ermordet, und nun gelang es Amr, Chorāßān wieder an sich zu bringen.

Die drohende Haltung, die Jakūb gegen Bagdād eingenommen hatte, war den Negern zugute gekommen, die nicht nur in Babylonien die wichtige Stadt Wāßit eroberten, sondern namentlich auch in Chūsistān festen Fuß faßten. Seit Muwaffak von Osten her wieder freie Hand hatte, nahm er den Kampf gegen die Rebellen vorsichtig, aber energisch auf. Zum Angriff gegen ihre von allen Seiten von Kanälen eingeschlossene Stadt mußten eigene Schiffe gebaut werden. Den Kampf eröffnete Muwaffaks Sohn Abul-Abbāß, der spätere Chalife Mutadid. Er begnügte sich anfangs mit kleineren Erfolgen und bemühte sich, die Offiziere, und namentlich die Gemeinen des feindlichen Heeres zum Verlassen ihrer Fahnen zu bewegen. Erst ein Jahr später im Herbst erschien Muwaffak selbst auf dem Kriegsschauplatz, wandte sich aber nach Einnahme der von den Negern erbauten Stadt Manija nach Chūsistān, um dies Land von ihren Scharen zu säubern. Im Frühling 881 ward dann ihre Hauptstadt Muchtāra selbst zerniert, und zu dem Zweck ihr gegenüber am anderen Tigrisufer eine eigene Lagerstadt, die Muwaffakija, erbaut. Mehrfach gelang es den Regierungstruppen schon, in die feindliche Stadt einzudringen. Aber erst im Juli 883 wagte Muwaffak den entscheidenden Angriff, nachdem sein Heer durch das des Lūlū, eines in Syrien kommandierenden, seinem Herrn untreu gewordenen Präfekten des Statthalters von Ägypten, verstärkt worden war. Dessen Energie fiel die Stadt im August 883 endlich zum Opfer. Damit ward dieser Aufstand, der die reichste Provinz des Chalifats so lange verwüstet hatte, endlich gebrochen.

Wie der Osten, so war auch der Westen des Reiches dem Einfluß der Zentralregierung damals schon fast ganz entzogen. Im Jahre 868 war Achmad, der Sohn Tūlūns, eines türkischen Sklaven aus Buchārā, zum Statthalter von Ägypten ernannt worden und hatte sich bald unabhängig gemacht. Eine kraftvolle Regierung in Ägypten hat aber noch immer auch nach der Herrschaft über Syrien streben müssen, da das Nildelta von dort aus jederzeit bedroht werden konnte. Er war anfangs nur der Vertreter zweier türkischer Machthaber. Im Jahre 871 trat an deren Stelle der Sohn des Chalifen Mutamid, Dschafar, dem Achmad nur noch eine jährliche Geldzahlung zu leisten hatte. In den ersten Jahren hatte er einen selbständigen Finanzdirektor neben sich, doch wußte er sich dieser Kontrolle zu entledigen, indem er dem Chalifen Mutamid versprach, den Tribut in Zukunft direkt an ihn abzuführen. Als Muwaffak sich die Vormundschaft über seinen Bruder anmaßte, suchte er auch in Ägypten die Autorität der Zentralregierung wieder zu heben. Achmad verstand sich zwar zu einer etwas erhöhten Tributzahlung, setzte sich aber über den Befehl, seinen Posten zu verlassen und ihn dem Statthalter Syriens abzutreten, einfach hinweg. Statt dessen rückte er selbst, als der syrische Statthalter Amadschūr im Jahre 877 starb, in dessen Provinz ein und nahm dort die Huldigung entgegen. Da Muwaffak durch die Neger in Babylonien festgehalten war, mußte er ihn ruhig gewähren lassen. Als nun sein Feldherr Lūlū sich an seinen Gegner Muwaffak anschloß, antwortete Achmad darauf, indem er den Chalifen aufforderte, sich von der Vormundschaft seines Bruders zu befreien und unter seinen Schutz zu stellen. Er begab sich dann selbst nach Syrien, da er im Norden einen drohenden Aufstand zu bekämpfen hatte. Mutamid versuchte nun von Rakka aus zu ihm zu fliehen, ward aber von Muwaffak noch im letzten Moment daran gehindert. Achmad dachte gar nicht daran, seinetwegen den Muwaffak offen anzugreifen, aber er sagte sich doch von diesem los, indem er seine Nennung als Thronfolger im Freitagsgebet abschaffte. Sein Gegner begnügte sich seinerseits damit, ihn in den Moscheen verfluchen zu lassen und trat später selbst mit ihm in Unterhandlung über einen Ausgleich ihrer Zwistigkeiten. Noch ehe es aber dazu kam, starb Achmad im Jahre 883. Ihm folgte nicht sein ältester Sohn, Abbāß, der sich bei seinen Lebzeiten schon einmal gegen ihn empört hatte und nun von seinen Großen ermordet ward, sondern der jüngere Chumārawaih. Bald brachen in Syrien von neuem Aufstände aus, und Muwaffak sandte den Empörern gegen die Tūlūnidenherrschaft seinen Sohn Achmad, den späteren Chalifen Mutadid zur Hilfe. Am 8. April 885 kam es zu der Mühlenschlacht bei Ramla in Palästina, in der beide Führer fliehend den Kampfplatz verließen, der Sieg aber den Ägyptern zufiel. Nach einigen weiteren Kämpfen

Digitized by Google

schlossen sie im Jahre 886 einen Frieden, in dem den Tûlûniden auf 30 Jahre die Statthalterschaft von Ägypten und Syrien gegen die Anerkennung Muwaffaks als Thronerben übertragen ward. Dazu gelang es Chumârawaih später noch Mesopotamien zu gewinnen. Auf dem Gipfel seiner Macht fühlte er sich, als der Chalife Mutadid um seine Tochter warb. Deren Hochzeit beging er mit so verschwenderischer Pracht, daß das Gerücht entstehen konnte, der Chalif habe die Verbindung mit ihm nur als ein Mittel, seine Finanzen zu ruinieren, nachgesucht. Im selben Jahre 895 starb er, und nun verfiel die Macht seines Hauses in erstaunlich kurzer Zeit, da die Beamten das Land, an dessen Steuerkraft schon Achmad und Chumârawaih die höchsten Anforderungen gestellt hatten, in der rücksichtslosesten Weise aussogen. Unter seinem zweiten Nachfolger Hârûn gewann der Chalif, der ihn auf Syrien und Ägypten beschränkte, sogar wieder Einfluß auf die innere Verwaltung dieser Länder.

Unter dem Chalifen Mutadid, dem Sohne Muwaffaks, der im Jahre 891 seinem Vater in seiner Stellung als Reichsverweser und im Jahre darauf seinem Oheim auf dem Throne gefolgt war, wurden die Kernländer des Chalifats noch einmal von einer religiös-politischen Bewegung erschüttert. In schiitischen Kreisen war die Lehre verbreitet, daß alle Ungerechtigkeit der Welt ein Ende nehmen werde, wenn der noch im Verborgenen lebende letzte Imâm als der Machdi, „der Rechtgeleitete", auf Erden erscheinen werde. Die Bekenner dieser Lehre, die Imâmiten, machten durch geheime Sendboten für sie Propaganda, wie es einst die Abbâßiden für sich in Chorâßân getan hatten. Einer dieser Sendboten mit dem Beinamen Karmât, dessen eigentlicher Name und dessen Herkunft verschieden überliefert werden, trat nun um 890 als Abgesandter des zu erwartenden Machdi in der Nähe von Kufa auf. Von dort begab er sich später nach Syrien, aber seine Sendboten wühlten im ganzen Reiche. In Arabien, das seit den Zeiten der Umaijaden im wesentlichen sich selbst überlassen geblieben war, fanden die Karmâten, wie sich die neue Sekte nach ihrem Stifter nannte, den geeigneten Boden zur öffentlichen Erhebung. Ihr Führer Abu Ssaid bemächtigte sich im Jahre 899 der Städte Katif und Lachßa in Bachrain, der Küstenlandschaft am persischen Meerbusen, und bedrohte von da aus sehr bald Baßra. In Syrien vermochte die geschwächte Regierungsgewalt der Tûlûniden ihnen keinen rechten Widerstand entgegenzustellen. In allen Städten wüteten ihre Truppen auf das grausamste, nur Damaskus gelang es, sich von ihnen freizukaufen.

Die Regierung von Mutadids Nachfolger Muktafi, der im Jahre 902 den Thron bestieg, war im wesentlichen durch die Kämpfe mit den Karmâten ausgefüllt. Erst im Jahre 906 gelang es seinen Truppen, diesen eine entscheidende Niederlage beizubringen, in der ihr Führer Ibn Sakrawaih selbst das Leben einbüßte. Zwei Jahre darauf ließ der Chalif auch der Selbständigkeit der Tûlûniden ein Ende machen. Hârûn ward im Dezember 904 von einem seiner eigenen Untergebenen ermordet, nachdem er schon Syrien und das Delta verloren hatte. Einer seiner Obersten versuchte dann noch einmal, als die Truppen des Chalifen das Land schon wieder geräumt hatten, sich unabhängig zu machen, ward aber bald gefangen und endete in Bagdâd durch Henkershand.

Die Vorteile, die Muktafis energische Regierung dem Reiche gebracht hatte, wurden durch seinen frühen Tod im Jahre 908 wieder in Frage gestellt. Der Wesir Abbâß ibn al-Hoßain, der jetzt die früher von den türkischen Generalen behauptete Macht an sich zu reißen verstand, erhob Muktafis erst 13 Jahre alten Bruder Dschafar als al-Muktadir billâh. Aber noch im selben Jahre ward der Wesir ermordet, und der Knabe durch einen Sohn des Chalifen Mutaß ersetzt. Dieser hatte bisher ein freies Dichter- und Gelehrtenleben geführt. Seine Poesie bewegte sich mit aristokratischer Eleganz in den Bahnen der Modernen, namentlich des Abu Nuwâs, hielt sich aber auch von der Nachahmung der alten klassischen Beduinendichter nicht ganz frei. Die Taten des Chalifen Mutadid hatte er in einem großen Heldengedichte, dem ältesten seiner Art in der arabischen Poesie, verherrlicht. Er versuchte auch als erster die von den Philologen in zahllosen Dichterkommentaren niedergelegten Beobachtungen über poetische Technik in einem größeren theoretischen Werke zusammenzufassen. Daneben trieb er eifrig literarhistorische Studien und schrieb die erste Geschichte der modernen Poesie. Wie sehr er den Freuden des Lebens ergeben war, bewies er durch ein Werk über das Trinken und

Digitized by Google

den Trinkkomment. Dieser unglückliche Prinz ward aber noch am selben Tage, an dem man ihn auf den Thron gehoben hatte, von Muktadirs Getreuen wieder gestürzt und in dem Hause eines befreundeten Juweliers, bei dem er Zuflucht gesucht hatte, ermordet (29. Dezember 908). Unter dem unmündigen Knaben, der den Harem noch mehrere Jahre lang nicht verließ, war es den Großen natürlich leichter, ihr Hauptziel, die Ansammlung von Reichtümern, zu erlangen.

Über die Finanzlage des Reiches unter Muktadir sind wir durch ein uns erhaltenes Budget aus dem Jahre 918/919 gut unterrichtet. Obwohl die meisten Provinzen nahezu unabhängig von Bagdād geworden waren, führten sie doch als Tribut noch immer gewaltige Summen dorthin ab. Die östlichen Provinzen hatten in den ersten Zeiten der abbāßidischen Herrschaft in Silber gezahlt, während in den dem Römerreich abgenommenen Ländern, die seit alter Zeit Goldbergwerke besaßen, die Goldwährung herrschte. Das in Bagdād zusammenströmende Gold fand dann aber seinen Weg auch nach Osten, und in der Blütezeit des Reiches herrschte auch hier die Goldwährung, und das Silber verlor mehr als die Hälfte seines ursprünglichen



Inneres der Tūlūniden-Moschee zu Kairo. Photographische Aufnahme von Schröder & Co., Zürich.

Kurswertes. Je mehr aber die Macht der Zentralregierung abnahm, desto mehr Boden gewann auch wieder die bescheidenere Silberwährung. Unter Muktadirs Regierung ward der Chalif als unmittelbarer Landesherr nur noch in Babylonien, Chūsistān, Persien, Mesopotamien, Syrien und Ägypten anerkannt, als mittelbarer Suzerän noch in Omān, Ādharbaidschān und Armenien. Während Babylonien an Grundsteuer, Schiffstaxen, Wassermaut und Marktgebühren 1 547 734 Dinar (damals zu etwas über 16 Silberdirham = 1 Fr.), die östlichen Provinzen 6 213 283 Dinar, Ägypten und Syrien 4 746 492 Dinar aufbrachten, mußte sich der Chalif in Ādharbaidschān und Armenien mit einer Pauschalzahlung von 226 370 Dinar begnügen. Dazu kamen dann noch 1 768 015 Dinar aus den Erträgen des Grundbesitzes und der frommen Stiftungen. Die Ausgaben, die aus diesen Einnahmen zu bestreiten waren, dienten der Erhaltung der beiden heiligen Städte und der Pilgerstraße, der Befestigungen in den Grenzdistrikten, der Besoldung der Richter, der Vorsteher der Marktpolizei und der Appellgerichtshöfe und der Postmeister in allen Provinzen. Die größten Summen aber verschlang der Hofhalt des Chalifen und die Besoldung seiner Truppen, allerdings verstanden die Chalifen und

Digitized by Google

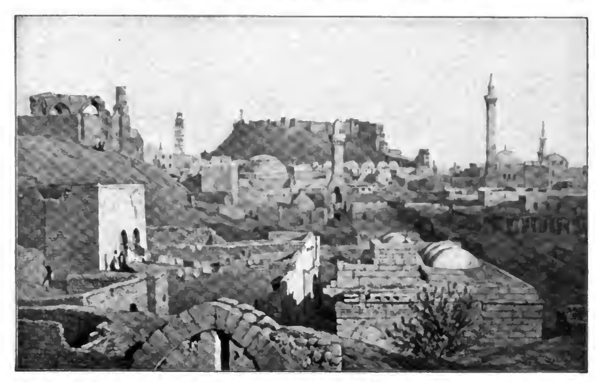
ihre Verwandten es auch sehr gut, oft gewaltige Summen zu thesaurieren. Als Muktadir die Regierung antrat, fanden sich in dem Nachlasse seines Vorgängers 15 Millionen Dinar, Mutadid hatte 9 Millionen zusammengebracht. Trotz dieser beträchtlichen Einnahmen schloß das Budget doch nicht selten mit einem Defizit ab. Da man dies noch nicht wie einem modernen Staate durch Anleihen decken konnte, so nahm man die erforderlichen Summen unter der Form von Geldstrafen reichen Privatleuten, meist aber Beamten, die sich in fetten Pfründen hatten vollsaugen können, ab. Dies Verfahren war so durchaus eingebürgert, daß es einen besonderen staatsrechtlichen Terminus dafür gab. Im Jahre 914 konfiszierte Muktadir das Vermögen eines Juweliers im Werte von 4 Millionen Dinar, Geldstrafen von 50—100000 Dinar waren gar nicht selten. Bei der Unsicherheit der Barvermögen war natürlich Grundbesitz eine sehr gesuchte Kapitalanlage, zumal die Grundlasten verhältnismäßig gering waren. Die im Besitze lokaler Machthaber befindlichen Ländereien waren meist entweder ganz steuerfrei oder zahlten höchstens nur eine gewisse Pauschalsumme. Ein sehr beliebtes Mittel, seine Güter zugleich vor Konfiskation zu schützen und der Besteuerung zu entziehen, bestand darin, daß man sie zu einer Stiftung für fromme Zwecke, z. B. für die Armen, für die Verteidigung der Grenze, für die beiden heiligen Städte usw. erklärte; die Verwaltung dieser Stiftungen behielt man sich selbst und je dem ältesten Deszendenten vor. In Ägypten entwickelten sich aus den Stiftungen wahre Familienfideikommisse. Schon die Mutter Muktadirs hatte sich auf diesem Wege ihren Grundbesitz zu sichern versucht, freilich ohne dauernden Erfolg. Denn als nach dem Tode ihres Sohnes dessen Halbbruder Kâhir zur Regierung kam, ließ er, als sie selbst sich hartnäckig weigerte, ihre kolossalen Stiftungen rückgängig zu machen, diese einfach durch eine richterliche Verfügung für aufgelöst erklären. Den größten Schaden aber erlitt die Staatskasse, als die Chalifen aus Mangel an barem Gelde anfingen, die Truppen mit Landanweisungen zu entlöhnen, wie das zuerst bei Kâhirs Regierungsantritt vorkam. Die Führer nahmen die wohlhabenden Dörfer in Besitz, die unter ihrem Schutze gediehen, doch jede Steuerleistung an den Staat verweigerten. Die Ländereien aber, die in den Besitz von Gemeinen kamen, verödeten, da sie die nur mit einem gewissen laufenden Geldaufwande in Stand zu haltenden Bewässerungsanlagen verfallen ließen; hatten sie ihre Bauern genügend ausgesogen, so stellten sie die Güter der Regierung wieder zur Verfügung und forderten besseren Ersatz.

Unter dem jugendlichen Muktadir lag die Regierung ganz in den Händen der Wesire, die aber durch Hofintriguen häufigem Wechsel unterworfen waren. So war man natürlich viel zu schwach, etwas Entscheidendes gegen die Karmäten zu unternehmen, die von Bachrain aus im Jahre 923 Baßra, im Jahre 927 Kufa überfielen und ausraubten. Im Jahre darauf suchten sie sogar Mekka heim, nachdem sie die Pilgerstraße schon jahrelang unsicher gemacht hatten. Das Heiligtum ward entsetzlich verwüstet und der schwarze Stein nach ihrer Hauptstadt Hadschar entführt, wo er 20 Jahre blieb.

In Bagdâd stritten fast während der ganzen Regierung Muktadirs der Wesir Ibn al-Furât und der Feldherr Mûnis um den Vorrang. Im Jahre 929 hatte Mûnis schon einmal sich der Person des Chalifen bemächtigt und dessen Bruder unter dem Namen Al-Kâhir billâh auf den Thron erhoben. Als Muktadir aber von einem Teile der Truppen wieder befreit ward, floh Mûnis nach Moßul. Da er sich hier selbständig machte, entschloß sich Muktadir im Jahre 932, in eigener Person gegen ihn ins Feld zu ziehen. Als es aber zur Schlacht kam, ward der Chalif von seinen berberischen Truppen ermordet. Nun bestieg sein Bruder Kâhir den Thron, der ebenso unfähig wie jener, dazu noch als blutdürstiger Tyrann sich erwies. Schon nach zwei Jahren ward er durch den Wesir Ibn Mukla gestürzt und durch Râdi, einen Sohn Muktadirs, ersetzt.

Der Kampf gegen die Rhomäer war im 10. Jahrhundert einer echt arabischen Dynastie in Nordsyrien überlassen. Ihr Begründer Hamdân, Emir des Stammes Taghlib, hatte sich schon im Jahre 869 in Mesopotamien unabhängig gemacht, war aber vom Chalifen wieder unterworfen worden. Sein Sohn Abdallâh Abu 'l-Haidschâ war unter Muktafi Statthalter von Môßul, und sein Enkel Ali Ssaif ad-Daula entriß den Ägyptern Aleppo, wo er sich, nur dem Namen nach Vasall der Fâtimiden, ganz unabhängig machte und die Grenzwacht des Islâms gegen die Byzantiner ausübte. Diese waren in den sehr wechselvollen Kämpfen allerdings auch oft im Vorteil, konnten z. B. im Dezember 962 sogar Aleppo erobern und vier Jahre darauf Syrien und Mesopotamien

Digitized by Google



Ansicht von Aleppo. Nach Girault de Prangey, Monuments Arabes.

weithin verheeren. Besonderen Ruhm verdankte Ssaif ad-Daula seinem Verständnis für Kunst und Wissenschaften. Sein Vetter Abu Firâß, der als sein Statthalter in Manbidsch tapfer gegen die Rhomäer focht und einmal sieben, einmal vier Jahre in Konstantinopel als Kriegsgefangener lebte, war ein gewandter Dichter, der aber, namentlich in seinen Elegien aus der Gefangenschaft, auch tiefere Töne anzuschlagen verstand. Im Jahre 948 kam an Ssaif ad-Daulas Hof der Dichter Mutanabbi, der Träger eines der letzten großen Namen, die die schöne Literatur der Araber aufzuweisen hat. Neun Jahre lang verherrlichte er die Taten des Glaubenskämpfers, dann verließ er ihn infolge eines Zerwürfnisses und suchte erst am Hofe des türkischen Herrschers von Ägypten, des Ichschiden Kâfûr, später in Bagdâd, und endlich bei dem Bujiden Abud ad-Daula in Persien sein Glück; auf der Rückkehr von dort fand er im Jahre 965 durch einen Raubanfall in der Nähe von Bagdâd sein Ende. Mutanabbi hatte die alte Kaßîdenform noch einmal sehr glücklich gehandhabt; ohne sich allzu streng an die klassischen Vorbilder zu halten, wetteiferte er doch mit ihnen durch den Reichtum seines Wortschatzes und überbot sie nicht selten durch die Kühnheit seiner Bildersprache. Obwohl seine Poesie von seinen Zeitgenossen nicht selten scharf angegriffen wurde, allerdings hauptsächlich von den Eiferern für die Reinheit der alten Sprache, so erfreuten sich seine Dichtungen, als echte Kinder arabischen Geistes, doch des ungeteilten Beifalls der Nachwelt, und noch heute sind sie neben den Makamen des Harîri in Omân in den Händen aller Gebildeten. Aber auch die Wissenschaft fand bei Ssaif ad-Daula verständnisvolle Pflege. An seinem Hofe lebte der große Aristoteliker al-Fârâbî, ein Türke von Geburt, der seine Studien in Bagdâd gemacht hatte und bei Ssaif ad-Daula eine Stätte zu beschaulicher Arbeit fand. Seine Schriften wurden freilich durch die des Ibn Ssînâ (Avicenna) später aus dem Verkehr verdrängt, und sein intellektualisches System konnte in der muslimischen Welt keinen Einfluß gewinnen, aber er ist doch als einer der selbständigsten Schüler der griechischen Denker eine höchst merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der islâmischen Kultur.

Der Chalif Râdi hatte, nachdem er unter den Intriguen der Wesire und der Truppenführer haltlos hin- und hergeschwankt, sich im Jahre 936 dazu entschlossen, die Macht, die er selbst nicht mehr ausüben konnte, wenigstens in einer kräftigen Hand wieder zu vereinen. Er

Digitized by Google

berief den Statthalter von Wâßit und Baßra, Muhammed ibn Râik, nach Bagdâd, übertrug ihm den Oberbefehl über das Heer und stellte ihn zugleich an die Spitze der Verwaltung, ja, ließ ihm durch Nennung seines Namens in der Freitagspredigt fürstliche Ehre erweisen. Damit beschränkte der Chalif sich selbst auf die Würde eines geistlichen Oberhauptes, mit der seine Nachfolger alle sich begnügen mußten. Aber auch Ibn Râik konnte der Zentralregierung im Osten des Reiches keine Autorität mehr verschaffen, und die Karmäten vermochte er nur durch Tributzahlung von Bagdâd fernzuhalten. Als Râdî im Jahre 934 starb, ward sein Bruder Muttaki schon allein durch den Einfluß des Statthalters von Chûsistân auf den Thron erhoben, der auch durch seinen Sekretär, wie durch einen Residenten alle Regierungshandlungen überwachen ließ. Als dieser Statthalter aber bald darauf fiel, kam es von neuem zu Streitigkeiten um die Vormundschaft des Chalifen, denen der Hamdânide Abu 'l-Haßan Alî im Jahre 942 ein Ende machte, indem er seine Rivalen aus Bagdâd vertrieb und dem Chalifen seine Tochter zur Frau gab. Damals erwarb er den Ehrennamen Ssaif ad-Daula, unter dem er berühmt geworden ist. Aber der Hamdânide, dessen Stellung in Syrien fortwährend bedroht war, konnte sich in Bagdâd nicht lange behaupten, und sein Schwiegersohn ward 943 von einem türkischen Heerführer geblendet und entthront.

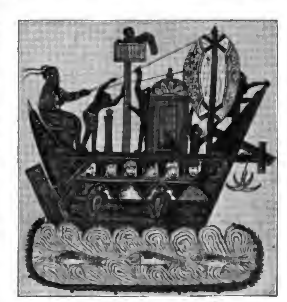
Im Osten des Reiches erhob sich um diese Zeit unter den zahlreichen, meist auf kleine Bezirke beschränkten Machthabern eine neue Dynastie, der ein größerer politischer Einfluß beschieden war. In Tabaristân hatte im Jahre 927 ein Dailamit Merdawidsch die dort herrschenden Aliden gestürzt und sich unabhängig gemacht. In seinen Diensten stand sein Landsmann Bûja. Dessen Sohn Imâd ad-Daula Alî war Statthalter von Karâdsch in Persien. Im Jahre 932 nun empörte sich dieser, besetzte Ispahân, aus dem er allerdings vor einem heranrückenden Heere des Merdawidsch wieder weichen mußte, nahm aber zwei Jahre später Schirâs. Merdawidsch ward bald darauf von seinen eigenen türkischen Truppen ermordet, aber sein Bruder hielt sich noch eine Zeitlang in Ispahân. Im Kampfe mit diesem, sowie mit dem Herrscher von Chûsistân breiteten Imâd ad-Daula und sein Bruder Muiss ad-Daula ihre Macht langsam aber stetig aus.

Unter Muttakis Nachfolger Mustakfi übernahmen die Bujiden die Vormundschaft über das Chalifat. Im Jahre 945 ward Muiss ad-Daula nach einem Siege über den Türken, der Mustakfi auf den Thron erhoben hatte, zum Emir al-Umarâ mit denselben Befugnissen, die Ibn Râik zuerst ausgeübt hatte, ernannt. Im Jahre darauf ließ er selbst schon den Chalifen blenden, und dessen Nachfolger al-Muti (946—974), Tâi (974—991) und Kâdir (991 bis 1003) waren nur noch Pensionäre der Bujiden; sie mußten sich mit den Ehrenrechten der Münze, die noch in ihrem Namen geschlagen wurde, und der Freitagspredigt, die ihrer als Herrscher gedachte, begnügen. Ihre Hausmeier, die teils in Bagdâd, teils in Schirâs residierten, konnten selbst ihre Macht nur in endlosen kleinen Kämpfen behaupten mit den immer wieder zur Empörung geneigten Bergvölkern Irans, wie den Dailamiten, und mit den Araberstämmen Mesopotamiens, unter denen nach den Hamdâniden noch einige ephemere Dynastien auftauchten.

Im Westen des Reiches entstand dem Chalifat ein neuer Gegner, der bald auch dem Besitzstande des Chalifen selbst gefährlich ward. Afrika war schon seit dem Jahre 800 unter der Regierung der Aghlabiden, die den Islâm auch nach Sizilien verpflanzten, ganz unabhängig gewesen. Ihre Macht war aber stets von schiitischer Propaganda bedroht und beschränkt. Im äußersten Westen, in Ceuta, hatte schon im Jahre 788 der Alide Idriß ibn Abdallâh, der nach einem mißglückten Aufstande von Medina nach Afrika entflohen war, ein selbständiges Reich begründet, das seine Nachkommen bis 922 behaupteten. Schon dadurch waren die Berberstämme für die Aufnahme schiitischer Ideen vorbereitet. Um das Jahr 890 nun ließ ein in Ssalamija bei Aleppo ansässiger angeblicher Nachkomme des Alî und der Fâtima Muhammed al-Habib, dessen Stammbaum aber stark angefochten war, durch Sendboten für den zu erwartenden Machdî aus seinem Hause werben. Ein in Südarabien für seine Sache gewonnener Mann, namens Abû Abdallâh, verstand nun die in Mekka zur Pilgerfahrt anwesenden Berber vom Stamme Katâma so an sich zu fesseln, daß sie ihm, als er sie in ihrer Heimat aufsuchte, bald unbedingt zur Verfügung standen. Er sammelte ein Heer um sich und schlug

Digitized by Google

den letzten Aghlabiden Sijādatallāh im Jahre 909 so gründlich, daß er nach Mesopotamien entfloh. Der Statthalter von Ägypten kam dem ihm von Muktadir erteilten Befehl, jenem wieder zu seinem Reiche zu verhelfen, nicht nach. Abū Abdallāh setzte sich in der bisherigen Residenz der Aghlabiden Rakkāda fest und nahm die Zügel der Regierung einstweilen selbst in die Hand. Bald darauf starb Muhammed, und sein Sohn Obaidallāh entzog sich den Nachstellungen der Chalifen durch die Flucht nach Afrika. Hier trat er selbst als Machdi auf, ward in Sidschilmāßa von dem dortigen Machthaber gefangen gesetzt, von Abū Abdallāh aber im Jahre 909 befreit und in Rakkāda auf den Thron erhoben. Er hatte zwar noch einen Aufstand des Abū Abdallāh, der sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, niederzuwerfen, befestigte aber in wenigen Jahren seine Macht so, daß er auf weitere Eroberungen ausgehen konnte. Ein Angriff auf Ägypten schlug zwar zunächst noch fehl. Im Jahre 914 nahm sein Heer Alexandrien und Faijūm, ward aber bald wieder aus dem Lande vertrieben. Nicht besser erging es seinem Sohne Kā'im, der im Jahre 921 bis nach Oberägypten vordrang, dann aber von Muktadirs Feldherrn Mūnis entscheidend geschlagen ward. Leichtere Erfolge winkten den Fātimiden im Westen, wo das Reich der Idrißiden durch Erbteilung in Kleinfürstentümer zerfallen war. Der letzte Irißide suchte sich dadurch zu halten, daß er sein Land von dem spanischen Umaijaden zu Lehen nahm, und ward auf dessen Befehl ermordet, als er die Fātimiden gegen ihn auszuspielen versuchte.



Arabisches Handelsschiff.
Miniatur zu Harīrī. Pariser Handschrift.

In Ägypten herrschte seit 935 ein aus Farghāna stammender türkischer Offizier, der drei Jahre später den in seiner Heimat üblichen Fürstentitel Ichschīd annahm und im Jahre 941 auch noch Syrien sowie Mekka und Medina eroberte. Unter seinen beiden Söhnen und Nachfolgern hatte ein Eunuch Kāfūr mit fester und glücklicher Hand die Regierung geführt. Da er sie beide überlebte, regierte er seit dem Jahre 966 bis zu seinem zwei Jahre später erfolgten Tode selbständig. Ihm folgte der Enkel des Stifters der Dynastie, der noch nicht dem Knabenalter entwachsene Abu 'l-Fawāris Achmad. Das lockte die Fātimiden, die ja schon zweimal vergeblich Ägypten zu nehmen versucht hatten, ins Land. Im Jahre 969 eroberte der bisherige Statthalter von Sizilien, Achmad, das Nilland und Syrien. Vier Jahre später hielt der fātimidische Chalife Muiss selbst seinen Einzug in Kairo.

Ägypten erfreute sich unter der fast 205 Jahre währenden Herrschaft der Fātimiden, die freilich auch an die Steuerkraft des Landes gewaltige Anforderungen stellten, leidlicher Ruhe. Unter den Herrschern aus dieser angeblich alidischen Dynastie, die als allein berechtigte Nachfolger des Propheten den Abbāßiden zum Trotz den Chalifentitel führten, hat sich der dritte, in Ägypten regierende Al-Hākim Abū Ali al-Manßūr (996—1020) einen besonderen Namen gemacht, freilich weniger durch Verdienste um das Land, als durch mancherlei, wohl auf psychischer Abnormität beruhende merkwürdige Charakterzüge. In den ersten Jahren seiner Regierung nahm er es mit seinen Herrscherpflichten noch sehr genau und war bemüht, den Wohlstand des Landes zu heben. So berief er den berühmten Mathematiker Ibn al-Haitham, dessen Hauptwerk, seine Optik, die alte euklidische Erklärung des Sehens durch die von den Augen ausgehenden Strahlen beseitigte, nach Ägypten, nachdem er sich anheischig gemacht hatte, die für die Fruchtbarkeit des Landes ausschlaggebenden Nilüberschwemmungen zu regulieren. Da er aber seine theoretischen Berechnungen nicht in die Praxis umsetzen konnte, mußte er sich vor dem Zorne Hākims bis an dessen Lebensende verborgen halten. Die

Digitized by Google

unumschränkte Macht, über die der Chalif verfügte und die der religiöse Nimbus noch verklärte, muß schließlich seinen Geist umnachtet haben. Er war bemüht, die Gesetze des Islâms, die durch die Kultur außer Kraft gesetzt waren, wieder zur Geltung zu bringen. Das Weinverbot z. B. war längst zum toten Buchstaben geworden, er ließ nun alle Weingärten, die in Ägypten selbst freilich nicht zahlreich gewesen sein können, ausrotten und verbot die Einfuhr aller berauschenden Getränke. Noch tiefer in das tägliche Leben schnitten die Gesetze hinein, mit denen er die Vergnügungssucht seiner Untertanen zu beschränken suchte. Er verbot nicht nur Festgelage und Musik, sondern auch das Schachspiel, und endlich gar die Spaziergänge am Nil. Die Sittenlosigkeit der Frauen, die trotz des Haremslebens in den großen Städten noch immer Gelegenheiten zu Liebesabenteuern fanden, bekämpfte er mit Hilfe einer von alten Weibern ausgeübten Sittenkontrolle; als ihm diese noch nicht zu genügen schien, untersagte er den Frauen überhaupt, die Häuser zu verlassen, und um dies Verbot gründlicher durchzuführen, stellte er die Anfertigung von Frauenschuhen unter Strafe. Die alten fanatischen Kleiderbestimmungen für Juden und Christen, die diese stets auch äußerlich von den Muslimen unterscheiden sollten, stellte er wieder her und verschärfte sie noch durch eine Glocke, die die Juden, und ein fünf Pfund schweres Kreuz, das die Christen am Halse zu tragen hatten. An seinem Hofe begünstigte er natürlich die extremsten Richtungen des Schiitismus, die nach altiranischem Vorbild in dem Herrscher aus legitimem Stamme eine Verkörperung der Gottheit sahen. Es ist wahrscheinlich, daß er selbst schon auf göttliche Verehrung Anspruch machte. Nach seinem Tode warben Muhammed ibn Ismâîl ad-Darasî und dessen Nachfolger Hamsa ibn Achmad al-Hâdî in Syrien für eine neue Sekte, in der neben der Verehrung des göttlichen Hâkim mystisch-pantheistische und altheidnische Vorstellungen den Islâm völlig überwucherten. Im Libanon fand diese Sekte, die nach ihrem Stifter sich Drusen nannte, unter den tapferen und die Freiheit liebenden Bergbewohnern begeisterte Anhänger, die sich bis auf diesen Tag gehalten und in die Geschichte Syriens mehrmals entscheidend eingegriffen haben. Hâkims Ende ist wohl nicht nur aus religiösen, sondern auch aus politischen Gründen rätselhaft geblieben. Er wird einer Verschwörung zum Opfer gefallen sein, die seine schrullenhafte Regierung unter den Großen seines Hofes hervorrief; auf deren Anstiften soll er zu Anfang des Jahres 1021 auf einem Spazierritt vor den Toren Kairos ermordet worden sein.

Nach kurzer Blüte verfiel auch die Herrschaft der Fâtimiden dem allgemeinen Geschick der muslimischen Staaten, sich wieder in ihre Grundelemente aufzulösen. Schon bald nach ihrer Übersiedlung nach Ägypten entglitt die Provinz Afrika, wo sie zuerst emporgekommen waren, ihrem Einflusse. Ihr erster Statthalter Jûßuf BuluKKin ibn Sairî machte sich im Jahre 972 unabhängig. Unter seinem Enkel Bâdîß gründete dessen Oheim Hammâd in Algerien eine neue Dynastie, und während die Muslime in den Kämpfen dieser feindlichen Verwandten ihre Kräfte aufrieben, verloren sie Sizilien an die Normannen unter Roger, ihre Besitzungen auf Korsika und Sardinien an die Genuesen und Pisaner. Die Normannen auf Sizilien wuchsen freilich ganz in die von ihnen vorgefundene islâmische Kultur hinein. Am Hofe Rogers II. schrieb im Jahre 1154 der Araber Idrîßî seine berühmte Erdbeschreibung.

8. Perser und Türken.

Während das Zentrum des Reiches durch die endlosen Kämpfe um die Macht, die im einzelnen zu verfolgen immer weniger lohnend wird, mehr und mehr verödete, fand das geistige Leben des Islâms Pflegestätten in den Provinzen, denen der Segen einer länger dauernden Herrschaft beschieden war. Dazu waren an den Grenzen des islâmischen Gebietes meist günstigere Bedingungen geboten als in den vielbegehrten Mittelpunkten der alten Kulturländer. So erfreute sich Transoxanien, Bochârâ und Ssamarkand unter der erleuchteten Regierung der Ssâmâniden verhältnismäßiger Ruhe. Der Stifter dieser Dynastie war ein Perser, der unter dem ersten Abbâßiden den Islâm angenommen hatte. Seine vier Enkel wurden von Ma'mûn um das Jahr 819 mit den Statthaltereien in Ssamarkand, Farghâna, Schâsch und Herât belehnt. Dem Statthalter von Farghâna, Achmad, gelang es, noch Ssamarkand dazu zu gewinnen, und er eroberte selbst Kaschghar. Sein zweiter Sohn Ismail

Digitized by Google



Persischer Teppich mit Jagd- und Märchenszenen

Original im Besitze des Herrn J. Maciet in Paris. Mit Genehmigung des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie aus: „Altorientalische Teppiche“. Verlag Karl W. Hiersemann in Leipzig

[illegible] Aarbus noch verklärte, [illegible] Gesetze des Islâms, die [illegible] zu bringen. Das Wein- [illegible] nun alle Weingärten, die [illegible] und verbot die Ein- [illegible] schnitten die Gesetze [illegible] zu beschränken suchte. Er ver- [illegible], und endlich gar die [illegible] des Haremslebens in den [illegible], bekämpfte er mit [illegible] diese noch nicht zu ge- [illegible] verlassen, und um dies Ver- [illegible] Frauenschuhen unter Strafe. [illegible], die diese stets auch äußer- [illegible] her und verschärfte sie noch [illegible] Kreuz, das die Christen am [illegible] die extremsten Richtungen [illegible] aus legitimem Stamme eine [illegible] schon auf göttliche Verehrung [illegible] al-Darasi und dessen Nach- [illegible], in der neben der Verehrung des [illegible] den [illegible] völlig über- [illegible] Stifter sich Drusen nannte, unter [illegible] Anhänger, die sich bis [illegible] entscheidend eingegriffen [illegible] auch aus politischen Gründen [illegible] gefallen sein, die seine schrullen- [illegible] auf deren Anstiften soll er zu [illegible] Kairos ermordet worden sein. [illegible] dem allgemeinen Geschick [illegible] aufzulösen. Schon bald nach [illegible], wo sie zuerst emporgekommen [illegible] machte sich im [illegible] dessen Oheim Hammad in Al- [illegible] den Kämpfen dieser feindlichen [illegible] die Normannen unter Roger, [illegible] und Pisaner. Die Normannen [illegible] islâmische Kultur hinein. [illegible] seine berühmte Erdbeschreibung.

[illegible] n.

[illegible] Kämpfe um die Macht, die im [illegible] mehr und mehr verödete, fand das [illegible], denen der Segen einer länger [illegible] den Grenzen des islâmischen Gebietes [illegible] Mittelpunkten der alten [illegible] Sîamarkand unter der erleuchteten [illegible] Der Stifter dieser Dynastie war ein [illegible] angenommen hatte. Seine vier Enkel [illegible] in Samarkand, Farghâna, [illegible], [illegible], gelang es noch [illegible] Kaschghar. Sein zweiter Sohn Ismail

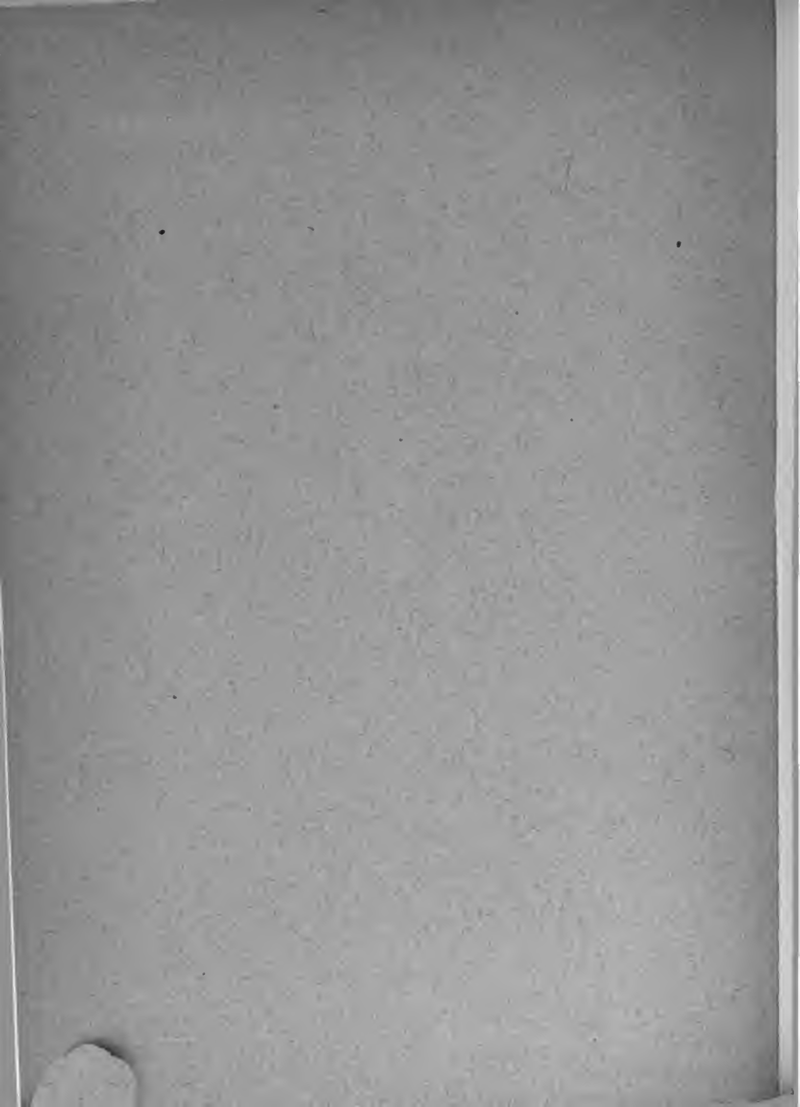
Digitized by Google



Persischer Teppich mit Jagd- und Märchenszenen

Original im Besitze des Herrn J. Maciet in Paris. Mit Genehmigung des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie aus: „Altorientalische Teppiche". Verlag Karl W. Hiersemann in Leipzig

Digitized by Google



gewann im Jahre 903 Chorâßân von dem Sſaffâriden Amr ſowie Tabariſtân durch einen Sieg über den Aliden Muhammed ibn Said. Seine Nachfolger verloren dies letztere Land wieder an die Bujiden, und auch in ihrem Stammlande wurden ſie durch die langſam wachſende Macht der nationaltürkiſchen Dynaſtie der Ilekchâns in Turkiſtân immer mehr beſchränkt. Aber in der erſten Hälfte des 10. Jahrhunderts unter den Herrſchern Naßr II. und Nûch I. waren die ſſâmânidiſchen Lande doch blühende Kulturſtätten. Transoraniens reichlich bewäſſerte Niederungen waren ſchon ſeit langem dem Ackerbau erſchloſſen und lieferten nun unter verſtändigem Regiment hohe Erträge. Das Nationalbewußtſein der Perſer, das ſo lange durch die politiſche und religiöſe Vorherrſchaft der Araber geknechtet war, erwachte hier wieder. Freilich hatten die Perſer ja ſchon mit Beginn der abbâßidiſchen Herrſchaft in der Staatsverwaltung wie im geiſtigen Leben den Rang abgelaufen. Aber ihre Leiſtungen waren doch dieſen zugute gekommen, da die Sprache des Kor'âns aus dem öffentlichen Leben wie aus der Literatur nicht mehr zu verdrängen war. Hier im Oſten nun beſannen ſich die Perſer zum erſten Male wieder auf die Würde ihrer Mutterſprache. Zwar hatte der perſiſche Landadel nie aufgehört, die ſtolzen nationalen Erinnerungen der Helden- und Königsſage ſorgfältig zu pflegen, und das Volk wird ebenſo die Kunſt des Liedes nicht vergeſſen haben. Aber dies geiſtige Erbe wieder fruchtbar zu machen, war dem Hofe der Sſâmâniden vorbehalten. Unter Naßr II. blühte Rûdaki, der erſte lyriſche Dichter der Perſer, von dem wir genauere Kunde haben. Seine Sprache iſt zwar von arabiſchen Wörtern nicht frei und ſeine Metrik iſt wie die aller ſeiner Nachfolger der arabiſchen nachgebildet, aber er predigt eine heitere Lebensweisheit, die ſich trotz der Gebote des Islâms nicht nur an Weibesliebe und Geſang, ſondern auch am Wein begeiſtert. Rûdaki iſt auch der Schöpfer des fruchtbarſten Zweiges der perſiſchen Literatur, des epiſch-didaktiſchen. Er hat das altberühmte indiſche Fabelbuch Kalila und Dimna, das einſt unter den erſten Abbâßiden ſein Landsmann Ibn al-Mukaffa den Arabern überſetzte, ſowie die Geſchichte von Sſindbâd in perſiſche Verſe gegoſſen. Auf wiſſenſchaftlichem Gebiete behauptete freilich das Arabiſche auch hier im Oſten ſeine Vormachtſtellung. So ſchrieb der berühmte Philoſoph und Arzt Ibn Sſinâ, der bei dem achten Sſâmâniden Nûch ibn al-Manßûr ſeine Laufbahn begann, ſeine philoſophiſchen Schriften und ſeinen Kanon der Medizin, der im Mittelalter auch in Europa das Grundbuch der Arzneiwiſſenſchaft war und heute noch in Perſien die geſamte Heilkunde beherrſcht, in arabiſcher Sprache.



Indiſche Fabellandſchaft.
Miniatur zu Harîrî. Pariſer Handſchrift.

Die Sſâmâniden gingen ſchließlich an demſelben Übel zugrunde wie die Abbâßiden. Wie dieſe waren ſie für die Rekrutierung ihrer Truppen auf die noch friſche, unverbrauchte Kraft der Türken angewieſen, um ſo mehr, da ſie ja über weite, ganz von Türken bevölkerte Gebiete herrſchten. Wie in Bagdâd drangen auch in ihrem Heere die Türken nach und nach in die Offiziersſtellen ein, und von da aus auch in die Zivilverwaltung, wo ſie durch Eigenmächtigkeit bald gefährlich wurden. Der Sſâmânide Abdelmelik I. (954—961) hatte den ehemaligen türkiſchen Sklaven Alptigin zum Oberkommandierenden in Chorâßân ernannt. Nach dem Tode ſeines Gebieters zog er ſich nach Ghaſna im Sſulaimângebirge zurück, wo ſchon ſein Vater Statthalter geweſen war. Er ſelbſt ſtarb zu früh, als daß er von hier aus den Sſâmâniden hätte gefährlich werden können. Aber ſein ehemaliger Sklave und dann ſein Schwiegerſohn Sſabaktigin, der es bald verſtand, ſeine anderen Erben zu verdrängen,

Digitized by Google

breitete seine Macht zunächst durch Eroberungen in Indien aus. Er begann mit der Wegnahme der Stadt Bost in Ssidschistân, deren Herrscher ihn gegen einen Usurpator zur Hilfe gerufen hatte; als er den zum Lohn für die ihm geleisteten Dienste versprochenen Tribut nicht zahlte, verlor er seine Herrschaft ganz. Weit erfolgreicher aber waren seine Züge nach Indien, wo die Uneinigkeit der Rådschpûtas ihm die Wege ebnete, und von wo er die reichste Beute heimbrachte. Zugleich erwarb er damit den Ruhm eines Vorkämpfers des Islâms gegen die Ungläubigen. Seine rechte Hand war schon damals sein Sohn Machmûd, dem der Ssâmânide im Jahre 994 die Verwaltung von Chorâßân übertrug. Als nun Ssabaktigin im Jahre 997 starb, folgte ihm auf dem Thron zunächst sein ältester Sohn Ismâîl, der sich aber als unfähiger Verschwender erwies. Daraufhin forderte ihn sein Bruder Machmûd zum Verzicht auf und zwang ihn im Jahre darauf mit Waffengewalt dazu. Sieben Monate nach dem Tode seines Vaters bestieg Machmûd den Thron als Sultan. Im selben Jahre war auch Nûch gestorben, und von seinem Nachfolger Manßûr forderte Machmûd einfach die Abtretung seiner alten Provinz Chorâßân. Aber ehe es noch dazu kam, ward der Ssâmânide von einem türkischen Offizier geblendet und durch seinen Bruder Abdelmelik auf dem Thron ersetzt. Jetzt konnte sich Machmûd zum Schützer der Legitimität aufwerfen, er verjagte den Rebellen mit seinem neuen Herrn aus Balch und nahm dort selbst seine Residenz. Abdelmelik floh nach Buchârâ, dort fiel er dem Herrscher von Turkistân, Ilekchân, in die Hände und ward nach Urkend abgeführt. Der letzte der Ssâmâniden, Muntaßir, ward nach einigen unglücklichen Abenteuern um das Jahr 1004 erschlagen. Machmûd aber erhielt von dem Chalifen die seiner Herrschaft noch fehlende offizielle Sanktion und den Ehrennamen Jemin ad-Daula.

Machmûds Leben war von unablässigen Feldzügen erfüllt. Wiederholt drang er in Indien ein, im Jahre 1001 eroberte er Kâbulistân, bald darauf Multân und Kaschmir, überall bemüht, den Brahmanismus durch den Islâm zu ersetzen. Im Jahre 1006 mußte er seine Besitzungen im Norden gegen Ilekchân verteidigen, dem er auf der Ebene von Balch eine blutige Niederlage beibrachte. Gleich darauf ging er wieder nach Indien, unterwarf das Pendschâb, drang aber auf seinen Beutezügen bis weit über den Ganges vor. Im Jahre 1025 schloß er seine indischen Eroberungen mit der Einnahme von Guserât ab. Inzwischen hatte er seine Macht auch im Norden ausgebreitet, Chwârism im Osten und Georgien im Westen erobert. Im Jahre 1026 hatte er dem Bujiden Madschd ad-Daula Rai entrissen und ihn selbst als Gefangenen nach Ghasna geführt.

Machmûd, der rauhe Krieger, war aber den Künsten des Friedens keineswegs abgeneigt. Seine Hauptstadt Ghasna schmückte er nicht nur mit herrlichen Bauten, er wußte auch Dichter und Gelehrte an seinen Hof zu fesseln. Als Türke war er der Ssunna ergeben und zog daher die arabische Literatur der persischen, deren Vertreter meist der Schia anhingen, vor, und verfolgte eifrig nicht nur die Schiiten, sondern auch andere Ketzer, wie die der Mystik ergebenen Ismaeliten und die mutasilitischen Freidenker. Ob er freilich z. B. von dem Buche Jemini viel verstanden hat, in dem sein Postmeister in Gandsch-Rustâk, Muhammed al-Otbi, seine Taten verherrlichte, ist wohl sehr fraglich; denn dies Werk ist eines der ersten Beispiele jenes mit entsetzlich geschmackloser Rhetorik und blumenreichen Bildern überladenen Stils, wie er damals in den Zeiten des Verfalls nach dem Muster des persischen Kanzleistils auch in die arabische Geschichtschreibung eindrang und der den orientalischen Schwulst so verrufen gemacht hat. Jedenfalls hatte er für den größten persischen Dichter, den Epiker Firdaußi, der sein Untertan war und sich vergebens um seine Gunst bemühte, gar kein Verständnis. Die iranische Königs- und Heldensage war zwar bisher hauptsächlich mündlich weiter überliefert. Ihr Aufriß aber war schon in mittelpersischen Prosawerken niedergelegt. Im Jahre 957 hatte ein hoher Beamter Manßûrs, al-Mamari, für Abû Manßûr, Sohn des Abd ar-Rassâk, damaligen Herrn von Tôß, diese gesamte Überlieferung durch vier Männer in einem neupersischen Prosabuche bearbeiten lassen. Diesem Stoff eine seiner würdige poetische Form zu geben, unternahm zuerst der Dichter Dakiki, der am Hofe des Ssâmâniden Nûch ibn Manßûr (976—997) lebte und sich noch zum Glauben Zeroasters bekannte. Er ward aber von seinem Lustknaben ermordet, als er erst gegen 1000 Verse vollendet hatte. In seine Arbeit trat nun Firdaußi aus Tôß um das Jahr 990 ein, als er selbst etwa 60 Jahre

Digitized by Google



Miniatur zu den Makâmen des Harîrî. Pariser Handschrift.

alt war, und vollendete das Werk 11 Jahre später. Er widmete sein Schâchnâme (Königsbuch) dem Sultan Machmûd, den er an vielen Stellen als den gewaltigsten und gütigsten Herrscher preist. Aber der erhoffte Lohn blieb aus, erst spät ward ihm ein kärgliches Geschenk zuteil, dafür quittierte er in einer scharfen Satire, die er seinem unsterblichen Werke voranstellte, um das darin enthaltene Lob des Sultans aufzuheben. Er wandte sich später nach Westen zu dem Bujiden Bahâ ad-Daula und verfaßte an dessen Hof das Epos Jûßuf und Salîcha. Seinen Lebensabend konnte der Dichter dann wieder in seiner Vaterstadt zubringen, dort ist er um 1020 gestorben. Firdaußîs Werk, das die gesamten mythischen und historischen Erinnerungen seines Volkes in vollendeter poetischer Form zusammenfaßt und trotz seines etwa das Achtfache der Ilias betragenden Umfanges nie in schablonenhafte Technik verfällt, haben die Perser mit Recht stets als das größte Meisterwerk ihrer Literatur gefeiert. Die gesamte epische Dichtung der späteren Perser und der Türken ist dem Schâchnâme nachgebildet.

Im Osten und im Zentrum des Reiches wurden die Perser, die unter den Bujiden der eingerissenen Anarchie zu steuern sich als unfähig erwiesen hatten, nun bald völlig von den Türken verdrängt. Schon das Reich der Sâmâniden war ja eine Beute dieser Nomaden geworden. Unter den Ilekchâns und den Sultanen von Ghasna wuchs ein neues Geschlecht heran, dem die Herrschaft über ganz Vorderasien bestimmt war. Etwa um das Jahr 1000 war der Turkmenenhäuptling Seldschûk mit seinem Stamme aus der Kirgisensteppe nach Jand in der Provinz Buchârâ eingewandert und hatte mit allen seinen Leuten den Islâm angenommen. Dem einfachen Sinne der Nomaden sagte nur der klare und nüchterne Glaubensgehalt der Sunna zu, diesen aber umfaßten sie mit der ganzen Kraft ihrer noch unverdorbenen und begeisterungsfähigen Seele. Seldschûks Stamm beteiligte sich an den Kämpfen zwischen den Ilekchâns und den Sultanen von Ghasna. Seldschûks Enkel

Digitized by Google

Toghrulbek und Dâûd konnten, nachdem ihr Versuch, sich Ssamarkands und Buchârâs zu bemächtigen, noch fehlgeschlagen war, im Jahre 1037 dem Sohne und Nachfolger Machmûds von Ghasna, Maßûd, Chorâßân entreißen. Dâ'ûd ließ in Merw, Toghrulbek in Naischâpûr das Kirchengebet in seinem Namen verrichten. Da unter den Ghasnawiden bald dynastische Streitigkeiten ausbrachen, konnten die Sseldschûken ihre Macht auf ihre Kosten ausbreiten. Sie gewannen Chwârism sowie Tabaristân und im Jahre 1043 schon das persische Irâk. Der bujidischen Dynastie machten sie in Persien mit leichter Mühe ein Ende. Im Jahre 1049 eroberten sie Armenien, bald darauf Adharbaidschân, ihre Residenz verlegten sie immer weiter nach Westen, erst nach Rai, dann nach Ispahân.

Kein Wunder, daß der Chalife in Bagdâd Kâim (1031—1075) an Stelle seines bujidischen Vormunds, der überdies schon durch einen türkischen Offizier Baßâßiri selbst aller Macht entkleidet war, sich den neuen Herrscher des Ostens als Beschützer wünschte. Als Toghrulbek im Jahre 1055 in Holwân weilte, ließ ihm der Chalif die Chutba, die Nennung im Kirchengebet, für Babylonien anbieten. Der letzte Bujide al-Malik ar-Rahim endete im Jahre 1058 im Gefängnis zu Rai. Mit Baßâßiri konnten aber die Sseldschûken nicht so leicht fertig werden. Er schlug Toghrulbeks Neffen Kutulmisch im Jahre 1056 bei Ssindschâr und machte sich später an Toghrulbeks Bruder Inâl heran, dem dieser die Verwaltung von Môßul übertragen hatte. Er wußte ihn zu einer Empörung zu verführen, und während Toghrulbek sich gegen seinen Bruder wandte, überfiel er im Jahre 1058 die von Truppen entblößte Hauptstadt, entführte den Chalifen nach Ana in Armenien und ließ das Kirchengebet für den in Ägypten regierenden Fâtimiden Mustanßir, freilich gegen dessen Willen, verrichten. Nachdem Toghrulbek seinen Bruder gefangen und mit dem Tode bestraft hatte, kehrte er nach Bagdâd zurück und erlöste den Chalifen aus seiner Haft. Baßâßiri war vor ihm nach Wâßit geflohen und fiel im Kampf mit seinen Truppen.

Toghrulbek starb im Jahre 1063, und ihm folgte sein Neffe, Dâûds Sohn Alp Arslân. Dieser erweiterte die Grenzen seines Reiches nach allen Seiten. Im Osten unterwarf er das Fürstentum Ssubrân zwischen Bost und Kabul, im Westen führte er mehrmals persönlich den Kampf gegen die Byzantiner, der eigentlich niemals zur Ruhe gekommen war, und entriß den Fâtimiden ihre Besitzungen in Mesopotamien und Syrien bis nach Damaskus. Als er auf einem Feldzuge jenseits des Oxus begriffen war, um das Stammland seines Hauses wieder zu gewinnen, ward er im Dezember 1072 von einem Rebellen, den er erschießen lassen wollte, ermordet.

Die Vormundschaft über seinen noch unmündigen Sohn Melikschâh übertrug er dem Wesir Nisâm al-Mulk, der schon seinem Vater gedient hatte. Unter Nisâm al-Mulks Regiment erfreuten sich Persien und Babylonien noch einmal einer Periode gewisser Blüte. Seinen Ruhm verdankt der Wesir oder Atâbeg, wie er als Vormund des Sultans hieß, allerdings z. T. seiner Begünstigung der Gelehrten, namentlich der Theologen, für die er durch Errichtung von Lehranstalten, Medreßes, in allen wichtigen Städten des Reiches vortrefflich sorgte. Seine berühmteste Stiftung war die Medreße Nisâmija in Bagdâd, an der eine ansehnliche Versammlung hervorragender Gelehrter wirkte. So war der arabischen Literatur unter dem Regiment der Türken noch eine erfreuliche Nachblüte beschieden. Damals wirkte in Baßra der Sprachkünstler Hariri, der die Kunstgattung der Makâmen, mit witzigen Pointen überladener Schilderungen aus dem Leben der fahrenden Leute, die durch Rückerts Nachdichtungen in den Verwandlungen des Abû Said auch in Deutschland bekannt geworden ist, noch einmal mit glänzendem Leben erfüllte. Speziell unter Nisâm al-Mulks Schutz war der letzte große theologische Denker des Islâms, Ghasâli, erst zu Naischâpûr, dann an der Nisâmija zu Bagdâd tätig. Dies letztere Amt legte er aber im Jahre 1095 nieder, um in einem freien Wanderleben seine zwischen Glauben und Wissen ringende Gedankenwelt zu klären. Immer mehr trat nun die Philosophie, der er in der Jugend gehuldigt hatte, deren Formalismus ihn aber unbefriedigt ließ, hinter dem schwärmerischen Tiefsinn der Mystik zurück. Er erfüllte die nüchternen Lehren der Orthodoxie mit neuem religiösem Leben und ward daher nicht mit Unrecht wohl als der zweite Stifter des Islâms gepriesen. Die exakten Wissenschaften pflegte vor allen der Mathematiker und Astronom Omar Chaijâm, der seine verbesserte Zeitrechnung auf Grund des Sonnenjahres

Digitized by Google

dem Sultān Melikschāh Dschelāl ad-Dīn zu Ehren die dschelālische Ära benannte; noch größeren Ruhm erwarb er bei seinen persischen Landsleuten durch seine geistreichen Vierzeiler, die bald frivol, bald tiefsinnig heiteren Lebensgenuß predigen und in mystischem Pantheismus die Grundlagen des Islāms zersetzen. Sie erfreuen sich seit einigen Jahren durch Fitz-Geralds Übertragung in der Englisch sprechenden Welt mit Recht großer Beliebtheit und sind seit kurzem durch den kaiserl. Gesandten in Marokko Fr. Rosen auch in Deutschland eingeführt.

Daß die Verwaltung des Reiches auch unter Nisām al-Mulks Regiment viel zu wünschen übrig ließ, gab dieser selbst zu in einer merkwürdigen Denkschrift, die er nicht lange vor seinem Tode im Jahre 1091 auf Wunsch des Sultans in persischer Sprache verfaßte, die aber erst 22 Jahre später veröffentlicht ward. Da der Verfasser die tatsächlichen Verhältnisse durchweg als bekannt voraussetzt, erfahren wir aus dem Werke nicht allzu viel über die innere Einrichtung des Reiches. Er warnt den Sultan, seinen persönlichen Freunden als unverantwortlichen Ratgebern Einfluß auf die Geschäfte zu gestatten. Er empfiehlt ihm die Wiederherstellung des alten Instituts der zur Berichterstattung verpflichteten Postmeister, die aber schon sein Vater Alp Arslān abgelehnt hatte, und eine weitere Kontrolle durch geheime Agenten. Um die Rechtspflege muß es schlecht bestellt gewesen sein. Er warnt davor, die Entscheidung von Prozessen einem vom Hof entsandten Mamlūken (Sklaven) zu übertragen, der natürlich stets geneigt war, einen solchen Auftrag zur Erpressung verhältnismäßig hoher Gebühren zu benutzen. Freilich kann er auch die juristisch gebildeten Richter von der Neigung zum Mißbrauch des Amtes nicht freisprechen. Mit Recht warnt er vor der schon unter den Abbāsiden oft vorkommenden Ämterkumulierung. Für das Heerwesen erfahren wir die wichtige Tatsache, daß es neben den Söldnern auch Lehnstruppen gab. Der Verfasser, dessen historische Kenntnisse allerdings auch sonst merkwürdige Lücken aufweisen, irrt, wenn er meint, daß diese Einrichtung etwas ganz Neues war. Unter den Abbāsiden hatte sie ja schon bestanden, wenn auch nur als Mißbrauch und Notbehelf. Im Ghasnawidenreiche soll sie noch unbekannt gewesen sein, aber für die Türken im Westen, namentlich die Osmanen, ward sie später die Grundlage der Staatsverfassung.

Auch Melikschāh erweiterte noch die Grenzen seines Reiches. In den Jahren 1089/90 unterwarf er Ssamarkand und Kaschghar. Syrien ward den Fātimiden vollends entrissen, und in Damaskus und Jerusalem entstanden kleinere Vasallenfürstentümer. Sein Vetter Ssulaimān, Sohn des Kutulmisch, ward auf Eroberung nach Kleinasien geschickt und begründete in diesem Lande, aus dem er die Byzantiner immer weiter zurückdrängte, das Sultanat von Rūm, erst mit Nikäa, dann mit Ikonium als Hauptstadt; dies bestand am längsten von allen Schöpfungen der Sseldschūken, zerfiel aber später in mehrere selbständige Staaten, deren letzter im Jahre 1481 von den Osmanen unterworfen ward.

Aber unter Melikschāhs Regierung erwuchs dem Reiche ein innerer Feind, der auf lange Zeit hinaus ganz Vorderasien mit Schrecken erfüllte. Nicht mit Unrecht hatte Nisām al-Mulk den Sultan in seiner Denkschrift vor den Umtrieben der schiitischen Sekten gewarnt. Die Schia, anfangs eine dynastische Partei, dann der Hort der nationalen Ideale der Perser, hatte schon oft gewissenlosen Strebern als Deckmantel für rein egoistische, staatsfeindliche Ziele gedient. Unter den schiitischen Predigern, die im Lande umherzogen und die Menge durch die Verheißung eines die Ungerechtigkeit der Herrscher strafenden Machdī zu gewinnen suchten, trat damals Haßan Ssabbāch hervor. Die Sage bringt ihn mit Nisām al-Mulk und Omar Chaijām, deren Jugendfreund er gewesen sei, zusammen. Er mag in Ägypten für die Lehre der Fātimiden gewonnen sein, jedenfalls trat er 1090 als deren Sendbote in Persien auf. Mit einer noch kleinen Schar von Anhängern lagerte er sich vor der Bergfeste Alamūt dem „Geiernest" im Distrikte Rūdhabār, 60 Parasangen nördlich von Kaswin, und forderte den dort kommandierenden Offizier Melikschāhs auf, dem Fātimiden Mustanßir zu huldigen. Als dieser sich weigerte, nahm er die Feste weg, die nun der Sitz seiner Macht wurde. Der Schaich al-Dschibāl, „Der Meister (gewöhnlich der Alte übersetzt) der Berge" baute hier nach dem Vorbilde der fātimidischen Propaganda seinen Orden in verschiedenen Graden aus. Während der engste Kreis der Eingeweihten sich zu einem alle Schranken der Moral und der Religion aufhebenden Libertinismus bekannte, wurden ihre Werkzeuge im strengsten Fanatismus erzogen. Der Mord der

Digitized by Google

von dem Meister bezeichneten Feinde des wahren Glaubens ward ihnen als Gott wohlgefälliges Werk dargestellt, dessen Vollzug sie der Freuden des Paradieses versicherte. Solche Mörder hießen Fidâi, „die sich selbst Opfernden“, oder Haschaschi (daher Assassinen), die vom Haschisch, dem narkotisierenden Bestandteil des Hanfes, Begeisterten. Es gelang dem Bunde in kurzer Zeit, noch anderer Schlösser in Persien und Syrien sich zu bemächtigen. Die Versuche der sseldschûkischen Regierung, ihn zu unterdrücken, scheiterten und wurden im Jahre 1092 mit der Ermordung Nisâm al-Mulks beantwortet. Es ist freilich nicht ganz ausgeschlossen, daß der Sultan selbst, dem, als er mündig geworden, die Allmacht seines Ministers lästig ward, um diesen Mord gewußt hat. Aber schon zwei Jahre später folgte er selbst ihm in den Tod.

Melikschâhs von ihm selbst bestimmter Thronfolger Barkjarok mußte sich seine Rechte erst erkämpfen gegen die Mutter seines vierjährigen Stiefbruders Machmûd und gegen seinen in Damaskus regierenden Oheim Tutusch. Der Chalife Muktadi, der anfangs sich bereit gefunden hatte, Machmûd anzuerkennen, büßte das nach Barkjaroks endlichem Siege im Jahre 1094 mit dem Tode. Der Kampf mit Tutusch dauerte noch ein Jahr länger und endete erst, als dieser in einer Schlacht bei Rai in Persien fiel, nachdem er schon Mesopotamien erobert und den Chalifen in Bagdâd gezwungen hatte, ihn im Kirchengebet zu nennen. Chorâßân, wo sein Oheim Arslân Arghûn sich unabhängig gemacht hatte, eroberte Barkjarok zwar wieder, aber 1099 erhob sich sein Bruder Muhammed gegen ihn und trieb ihn im Bunde mit seinem Bruder Ssandschar nach zwei unglücklichen Schlachten zur Flucht in die Berge von Damaghân. Nach wechselvollen Kämpfen kam im Jahre 1103 ein Friede zustande, der das Reich unter die Brüder teilte. Als Barkjarok aber schon im Jahre darauf mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes starb, bemächtigte Muhammed sich der Alleinherrschaft.

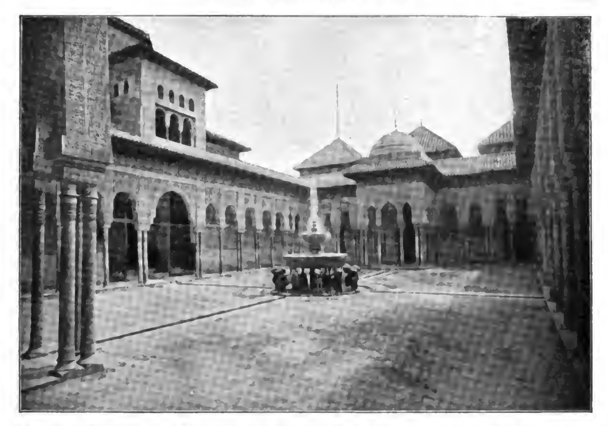
Unter seiner Regierung 1105—1118 erfreute sich der Osten noch einmal ziemlicher Ruhe. Muhammed war bemüht, auch die kleinen Schmarotzerstaaten, die sich in entlegenen Gebieten immer wieder erhoben, zu beseitigen. Im Jahre 1108 schlug er den Araberhäuptling Abu Ssadaka aus der Familie der Banû Massjad, der sich von Hilla in der Nähe des alten Babylon aus die Herrschaft über die Beduinenstämme des Zweistromlandes angemaßt hatte. Den schwersten Krebsschaden seines Reiches, die Assassinen, konnte freilich auch er nicht beseitigen. Zwar ließ er ihre Burgen an verschiedenen Stellen ausheben, und im Jahre 1118 schlossen seine Truppen schon Alamût selbst ein. Ehe aber diese Feste sich ergab, starb Muhammed selbst am 18. April im Alter von 37 Jahren, vielleicht an einem durch Anhänger der Assassinen ihm beigebrachten Gift. Auf die Kunde davon hoben seine Truppen sofort die Belagerung auf, da sie noch nicht wußten, wem sie zu gehorchen hatten.

Nun zerfiel das Sseldschûkenreich sehr schnell in seine Bestandteile. Die einzelnen Prinzen dieses Hauses verloren ihre Macht vollständig an ihre Vormünder, die Atâbegen, unter denen manche noch durch tüchtige Verwaltung in kleineren Gebieten für einige Zeit leidliche Zustände schufen.

9. Der Islâm in Spanien und Nordafrika.

Auch in Spanien hatte die Macht des Islâms längst ihren Höhepunkt überschritten. In dem unter der Regierung der Umaijaden durch die Streitigkeiten rivalisierender Araber- und Berberstämme zerrissenen Lande hatte im Jahre 755 der vor den Abbâßiden fliehende Enkel des zehnten umaijadischen Chalifen Hischâm, Abd ar-Rachmân, Aufnahme gefunden und war als selbständiger Emir mit dem Sitz in Kordova anerkannt worden. Es gelang ihm, die zersplitterten Kräfte des Islâms wieder zusammenzufassen und im Kampfe gegen die Christen seinen Machtbereich zu erweitern. Freilich war seine 32jährige Regierung (756—788) von unaufhörlichen Kämpfen gegen Empörer erfüllt; nicht nur die von ihm ihrer Macht beraubten ehemaligen Emire erhoben sich gegen ihn, sondern auch einer seiner umaijadischen Verwandten, die er ins Land gerufen und denen er nicht nur eine Zuflucht vor den Verfolgungen der Abbâßiden, sondern Reichtum und Macht geboten hatte. In diese Kämpfe griff einmal auch der mächtige Gründer des Frankenreichs, Karl der Große, ein. Der jemenische Schaich Ssulaimân al-Arabi, Statthalter von Barcelona, begab sich mit einigen Verwandten des Emirs Jûßuf,

Digitized by Google



Maurische Architektur in Spanien: Der Löwenhof der Alhambra nach einer Photographie.

der vor Abd ar-Rachmâns Ankunft in Spanien regiert hatte, im Jahre 777 nach Paderborn, wo Karl nach seinem Siege über die Sachsen ein Maifeld hielt. Er versprach ihnen, in Spanien einzudringen; dort sollte der Statthalter von Barcelona sich ihm alsbald anschließen, während Jûßufs Verwandte mit ihrem Stamme, den Fichr, in Südosten sich gegen den Umaijaden erheben würden. Aber dieser Aufstand brach zu früh los und ward von den Jemeniern niedergeschlagen. Als die Franken vor Saragossa erschienen, verweigerten die Bewohner dem dort weilenden Arabi den Gehorsam. Auf die Nachricht von einem hinter seinem Rücken ausgebrochenen neuen Aufstande der Sachsen mußte Karl schleunigst umkehren, und auf dem Rückzuge durch die Pyrenäen brachten die Basken seinem Nachtrab unter dem Grafen Ruotland von der Bretagne die berühmte Niederlage von Roncevaux bei.

So leichten Kaufs wie der Stifter der Dynastie wurden seine Nachfolger mit ihren christlichen Feinden nicht fertig. In Asturien war mit Alfons' II. Regierungsantritt ein neuer Geist eingezogen. Im Bunde mit den Basken und den Franken Aquitaniens gelang es ihm, dem dritten Umaijaden Hakam I. Barcelona wieder zu entreißen und auf einem Streifzuge nach Süden sogar für kurze Zeit Lissabon zu besetzen. Auch im Innern des Reiches hatte Hakam unablässig um seine Autorität zu kämpfen, nicht nur gegen aufsässige Verwandte, sondern in Kordova selbst gegen die von fanatischen Gesetzeslehrern (Fakihs) aufgehetzte Menge, die ihm seine im Geiste seiner syrischen Vorfahren von skrupulöser Gesetzlichkeit freie Lebensweise zum Vorwurf machte. Dazu kam noch der Freiheitsdrang der unterworfenen Christen, die sich in Toledo im Bunde mit den neubekehrten Spaniern zu einer selbständigen Stadtverwaltung zusammengetan hatten, und erst im Jahre 807, als ihr Führer gestorben war, dem neuernannten, rücksichtslos durchgreifenden Statthalter des Chalifen sich beugten. Den aufrührerischen Geist seiner Hauptstadt brach Hakam nach einem gefährlichen Ausbruch im Jahre 814, indem er die ganze Südvorstadt, deren Bewohner, von der Geistlichkeit aufgehetzt, revoltiert hatten, zerstören und die Empörer, gegen 60000 an der Zahl, des Landes verweisen ließ.

Digitized by Google

Unter seinem schwachen Nachfolger Abd ar-Rachmân II. machte sich Toledo wieder lange nahezu unabhängig von der Zentralregierung, und unter den Christen in Kordova selbst, die sich bisher der toleranten muslimischen Herrschaft im ganzen willig gefügt, ja sogar von der überlegenen islâmischen Geisteskultur stark hatten beeinflussen lassen, schürten fanatische Eiferer, wie der Priester Eulogius, den Glaubensmut so, daß viele Christen durch Beschimpfung des Propheten die Märtyrerkrone zu erringen suchten. Vergebens verdammte ein von dem Erzbischof Reckafred einberufenes Konzil diese mutwillige Todesverachtung; der Einfluß der niederen Geistlichkeit schaffte der Regierung immer wieder Verlegenheiten. Der Emir Muhammed, Abd ar-Rachmâns Nachfolger, der ganz im Geiste der fanatischen Fakihs erzogen war, hat während seiner langen Regierung (852—886) die Zwietracht unter den beiden Bevölkerungsklassen noch genährt, indem er auch die zur Versöhnung geneigten Christen die Schuld ihrer fanatischen Glaubensgenossen büßen ließ. Da er einsah, daß er die von seinem verschwenderischen Vater geschwächten Finanzen des Staates durch Sparsamkeit wieder heben müsse, vernachlässigte er auch die Sorge für die Wehrkraft und geriet in seinen Kämpfen mit Asturien und Navarra oft in arge Bedrängnis. In Arragonien behaupteten sich der Renegat Mûßâ und seine Söhne unabhängig, und in Badajoz erhob sich im Jahre 875 ein anderer Renegat Ibn Merwân im Bunde mit Alfons III. von Asturien gegen den Emir. Hier im Norden überschattete der Gegensatz des spanischen Nationalbewußtseins gegenüber der arabischen Fremdherrschaft den religiösen Zwiespalt zwischen Christentum und Islâm so, daß Ibn Merwân daran denken konnte, für seine Leute einen neuen aus beiden Religionen gemischten Glauben herzustellen. Diese Erfolge der Spanier im Norden wirkten aufreizend auch auf die bisher ruhig gebliebene Bevölkerung im Süden. Im Jahre 884 erhob sich hier im Gebirge Serrania der Renegat Omar ibn Haßßûn gegen die umaijadische Herrschaft und behauptete sich sogar jahrelang gegen Muhammeds Nachfolger Mundhir, der schon als Kronprinz gegen ihn focht. Nach nur zweijähriger Regierung ward dieser von seinem Bruder Abdallâh (888—912) vergiftet, der mit dem Rebellen alsbald Frieden schloß.

Unter diesem ebenso hinterlistigen wie feigen Fürsten verfiel das Land vollends in lauter kleine Staaten, seine eigene Macht war im wesentlichen auf Kordova und Algeciras beschränkt. In Merida hatten die Berbern, in Sevilla die jemenischen Araber sich der Herrschaft bemächtigt, alle anderen Orte waren in den Händen von Renegatenführern. Erst als Omar ibn Haßßûn mit Hilfe der kordovanischen Christen, die eine Feste vor der Stadt besetzt und ihn zur Unterstützung herbeigerufen hatten, den Emir in seiner Hauptstadt selbst bedrohte, raffte er sich zu ernstlichem Widerstande auf, und es gelang ihm in der Schlacht bei Polei 991 die Macht des Renegaten für einige Zeit zu brechen. Ibn Haßßûn verschlechterte seine Lage noch dadurch, daß er zum Christentum zurücktrat, wodurch er bei seinen meist aus voller Überzeugung zum Islâm sich bekennenden Untertanen an Ansehen einbüßte, ohne daß ihm seine neuen Glaubensgenossen hätten Hilfe leisten können.

Aus dieser tiefsten Erniedrigung ward das Emirat von Kordova im Jahre 912 durch den Tod Abdallâhs erlöst. Sein Neffe Abd ar-Rachmân, der Sohn seines von ihm ermordeten Bruders, zeigte sich gleich bei seinem Regierungsantritt entschlossen, die Macht seiner Vorfahren wiederherzustellen. Durch Energie und Milde gelang es ihm in kurzer Zeit, die Provinzen Jaen und Elvira wieder zu unterwerfen. Ibn Haßßûn freilich behauptete sich bis zu seinem Tode 917 unabhängig in seinen Felsennestern auf der Serrania. Schon im Jahre darauf mußte einer seiner Söhne, Ssulaimân, den Kampf aufgeben, sein Bruder Dschafar suchte sich durch Wiederannahme des Islâms zu retten und ward dafür von seinen christlichen Anhängern erschlagen. Sein letzter Sohn Haßß hielt sich noch bis 928 in der Hauptfeste der Serrania Bobastro, dann mußte er kapitulieren, die anderen Burgen hatten sich zumeist schon vorher ergeben, sie wurden geschleift und die Notabeln des Landes nach Kordova verpflanzt. Im Jahre 930 war nur noch Toledo unabhängig, und auch diese Stadtrepublik, die sich nun 80 Jahre lang ihrer Freiheit erfreut hatte, mußte nach zweijähriger Belagerung sich dem Emir unterwerfen.

Auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt, nahm Abd ar-Rachmân im Jahre 929 den Titel eines Chalifen und Beherrschers der Gläubigen mit dem Thronnamen an-Nâßir, der

Digitized by Google

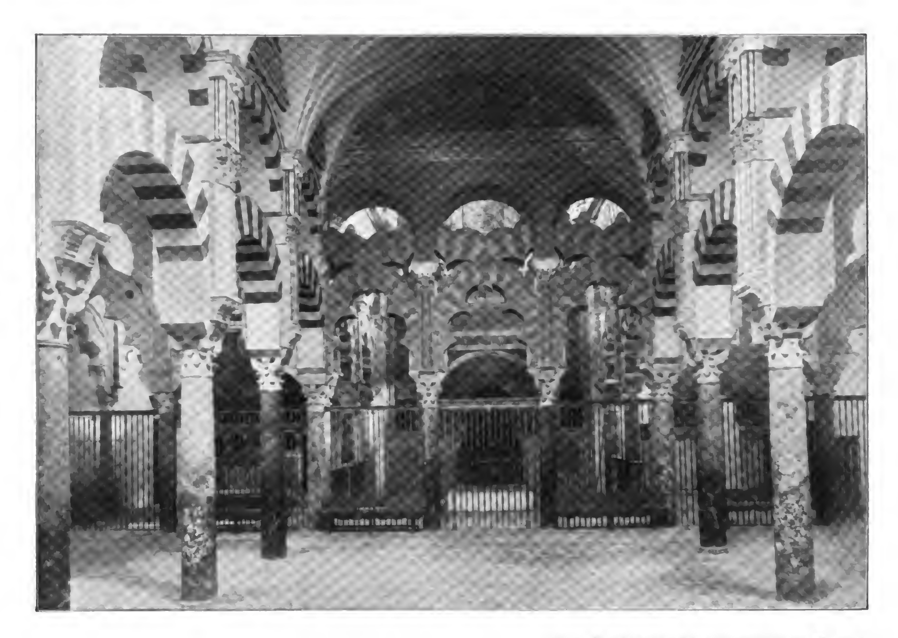


Digitized by Google

[illegible] um Leben wieder lange
[illegible] ten in Kordova selbst, die
[illegible] gesucht, ja [illegible] der
[illegible] schärfer fanatische Eiferer,
[illegible] en durch Beschneidung des
[illegible] verdammte ein [illegible] Erz-
[illegible] Ketzerverachtung; [illegible] Einfluß
[illegible] Verlegenheit. Der Emir
[illegible] der fanatisch [illegible] erzeugen
[illegible] Zwietracht [illegible] den beiden Be-
[illegible] Christen die
[illegible] er einsah, [illegible] seinem ver-
[illegible] tes durch [illegible] wieder heben
[illegible] und [illegible] seinen Kämpfen mit
[illegible] Renegat
[illegible] 873 ein anderer
[illegible] gen den Emir. Hier im
[illegible] gegenüber der arabischen
[illegible] Islâm so, daß Ibn Merwân
[illegible] Religionen gemischten Glauben
[illegible] und auch auf die bisher
[illegible] sich hier im Gebirge Serrania
[illegible] und behauptete sich sogar
[illegible] von als Kronprinz gegen ihn focht.
[illegible] Bruder Abdallah (888–912) ver-

[illegible] das Land vollends in lauter
[illegible] auf Kordova und Algeciras be-
[illegible] die jemenischen Araber [illegible] der Herr-
[illegible] den Händen [illegible] Renegatenführern. Erst als
[illegible] Christen, die eine Feste vor der Stadt besetzt
[illegible] den Emir in seiner Hauptstadt selbst bedrohte,
[illegible] und [illegible] ihm in der Schlacht bei Polei 901
[illegible] verschlechterte seine Lage
[illegible] er bei seinen meist aus voller
[illegible] Ansehen einbüßte, ohne daß ihm
[illegible]
[illegible] Kordova im Jahre 912 durch den
[illegible] der Sohn seines von ihm ermordeten
[illegible] die Macht seiner Vorfahren
[illegible] in kurzer Zeit, die Provinzen
[illegible] behauptete sich bis zu seinem
[illegible] Jahre darauf
[illegible] Bruder Dschafar suchte sich
[illegible] Anhängern
[illegible] bis 928 in der Hauptfeste der Serrania
[illegible] hatten sich zumeist schon vorher
[illegible] des Landes nach Kordova verpflanzt. Im
[illegible] und auch diese [illegible] die sich nun 80
[illegible] nach [illegible] jähriger [illegible] sich dem Emir
[illegible]

[illegible] im Jahre [illegible] den
[illegible] mit dem [illegible] der



Michrāb (Gebetsnische) der Moschee zu Kordova
Nach einer photographischen Aufnahme v. J. Laurent y Cª in Madrid

Digitized by Google

„Retter" an, um den Ansprüchen sowohl der Abbâßiden als namentlich der ägyptischen Fâtimiden auf die Anerkennung als geistlicher Oberherren entgegenzutreten. Gleich den Abbâßiden war er bemüht seine Stellung durch eine fremde Soldtruppe aus erkauften Sklaven zu decken. Was im Osten die Türken, das waren hier in Westen die Ssakâliba, die Slawen, unter welchem Namen man Gefangene aus allen europäischen Ländern zusammenfaßte. Da er sich auf diese mehr als auf die Araber verlassen zu können glaubte, stellte er endlich auch Offiziere aus ihrer Mitte manchmal an die Spitze eines ganzen Heeres. Die damit unzufriedenen Araber rächten sich im Jahre 939 in seinen Kämpfen mit Ramiro, König von Leon, in der Schlacht von Simancas, indem sie ihm durch ihr passives Verhalten die schwerste Niederlage seines Lebens zuzogen. Gegen Ende seiner Regierung aber ward auch er seiner gefährlichsten Gegner Herr. Sancho von Leon und Tota von Navarra mußten ihn selbst um Frieden und um Hilfe gegen innere Feinde bitten. Unter seiner im Innern ruhigen Regierung blühte in Andalusien jene Kultur empor, die die Bewunderung des mittelalterlichen Europa erregte. Acker- und Gartenbau, Handel und Gewerbe standen in regem Wetteifer. Die jährlichen Einkünfte aus Steuern und Zöllen werden unter seiner Regierung auf 6245000 Dinar berechnet. Ein Drittel davon soll der Chalif in seine Schatzkammer abgeführt, ein Drittel auf die laufenden Staatsausgaben, ein Drittel aber auf seine Bauten verwandt haben. Er war jedenfalls einer der glänzendsten Bauherren, den die Geschichte des Islâms aufzuweisen hat.

Wir sahen schon, daß die Baukunst des Islâms ihre ersten Anregungen jener altorientalischen Kultur verdankte, die in Mesopotamien und Persien heimisch war. Unter den syrischen Umaijaden hatten auch byzantinische Meister an islâmischen Bauten gearbeitet. Die erste und wichtigste Aufgabe, die muslimischen Architekten gestellt ward, war der Bau von Moscheen. An Stelle der allerältesten Bauten, die noch mit der Moschee des Propheten in Medina eine gewisse Ähnlichkeit gehabt haben mögen, treten bald stattlichere Anlagen, deren Grundplan sich fast überall wiederholt. Durch das Haupttor, das meist in der Längsachse des Gebäudes liegt, tritt man in den rechteckigen Hof (Ssachn), der auf drei Seiten von ein- oder mehrschiffigen Säulengängen eingefaßt ist. Mitten darin befindet sich der Midâ, ein Brunnen mit fließendem Wasser für die Gebetswaschungen. Dem Haupttor gegenüber liegt die meist aus mehreren Schiffen bestehende eigentliche Moschee. In der Richtung auf Mekka, der Kibla, ist in der Mauer, die die Längsachse abschließt, die Gebetsnische, der Michrâb, ausgespart. Dort steht der Imâm, wenn er das Gebet der Gläubigen leitet. Vor der Gebetsnische wölbt sich meist eine Kuppel, eine zweite krönt zuweilen das Mittelschiff. Die ältesten und ehrwürdigsten Denkmäler islâmischer Baukunst sind die Moschee des Amr ibn al-Aß zu Kairo, die Umaijadenmoschee zu Damaskus und die Moschee zu Kordova. Der Stifter der umaijadischen Dynastie begann dort im Jahre 785/86 ihren Bau an Stelle der Kathedrale, der einzigen Kirche, deren Besitz den Christen bisher noch geblieben war. In 12 Monaten ward der Grundstock des Baues vollendet; bei der Hast, mit der man vorging, war man darauf angewiesen, die Säulen anderen, wohl meist schon in Trümmern liegenden Kirchen zu entnehmen, und man kümmerte sich nicht viel darum, ob die Kapitelle auch zu den Schäften paßten. Im Laufe des 10. Jahrhunderts aber entwickelte sich bei den Muslimen eine selbständige Skulptur, die sich zunächst noch stark an byzantinische Muster anlehnte, im Laufe der Zeit aber mehr und mehr nach eigenen Kunstidealen strebte. Alle folgenden Emire haben nun zu dem Ausbau der Moschee beigetragen. Das Minaret setzte schon Abd ar-Rachmâns Sohn Hischâm. Muhammed I. teilte durch eine Balustrade die Makßûra als Hofloge ab; Abdallâh, der bei seinem mißtrauischen Charakter jede Berührung mit der Masse des Volkes zu meiden bemüht war, verband diese Loge durch einen bedeckten Gang mit dem Palast. Der erste Chalife Abd ar-Rachmân ließ das alte Minaret durch ein prachtvolles neues ersetzen. Sein Nachfolger Hakam II. erweiterte die 11 Langschiffe um 100 Meter nach Süden und schuf ein neues Michrâb, die noch bestehende Kapelle Zancarron, einer Inschrift zufolge im Jahre 954 errichtet, sowie eine neue Makßûra. Der Reichsverweser Almanßûr endlich fügte zu den 11 Langschiffen noch 8 weitere hinzu.

Eine hohe zinnengekrönte Mauer umgab das ganze in einem Rechteck von Norden nach Süden sich erstreckende Gebäude. Zwanzig mit getriebenem Erz bekleidete Tore führten durch diese

Digitized by Google

Mauer ins Innere. An der Nordseite lag Abd ar-Rachmāns Minaret, gekrönt von zwei goldenen und einem silbernen Granatapfel. Daneben führte der Haupteingang in den Hof. Gegenüber auf der Südseite lagen die Langschiffe der Gebetshalle, nach dem Hofe zu offen. Mehr als 1400 Säulen trugen die reichbemalte und geschnitzte Decke aus afrikanischem Fichtenholz. Die Wände waren mit Marmor verkleidet. Sein Licht empfing der Raum durch Fenster oben an den Wänden. Die einzelnen Säulen waren durch Hufeisenbogen verbunden, über denen sich von den Pfeilern aus je ein zweiter Rundbogen erhob. Drei schöne Türen führten in die Makṣūra, die 119 Säulen enthielt und von Westen nach Osten 75, von Norden nach Süden 22 Klafter maß. In ihr lag an der Südwand der Michrāb, drei aneinanderstoßende Nischen mit zackigen Hufeisenbögen, die in bunten und goldenen Stein- und Glasmosaiken mit Koränsprüchen, Arabesken und Blumengewinden geschmückt waren. Die mittlere Nische krönte eine große weiße Marmorkuppel mit einem gewaltigen Kronleuchter. Der Hauptmichrāb war eine achteckige Nische, die nach oben in eine riesige Marmormuschel auslief (Schack nach Autopsie). Rechts von Michrāb lag die holzgeschnittene Kanzel, Minbar. Das breitere Mittelschiff war besonders glänzend dekoriert. Sogar Bilderschmuck fehlte nicht ganz. An zwei roten Säulen sah man die Geschichten der 7 Schläfer von Ephesus und des Raben Noahs abgebildet. Mit dem Bilderverbot des Islāms wurde es eben in der Blütezeit seiner Kultur ebenso wenig genau genommen wie mit dem des Weines. Schon die umaijadischen Chalifen Muāwija und Abdelmelik ließen sich auf ihren Münzen in ganzer Gestalt abbilden. Der Tūlūnide Chumārawaih ließ in seinem Palaste zu Kairo hölzerne Bildsäulen von sich, seinen Gemahlinnen und Sängerinnen aufstellen. In der Teppichweberei war figürlicher Schmuck ganz gewöhnlich; die Fātimiden besaßen Teppiche mit den Bildnissen von Herrschern und berühmten Männern. Die Malerei war hauptsächlich auf die Illustration von Handschriften angewiesen; doch hören wir auch von Tafel- und Wandbildern; so ließ ein fatimidischer Chalif ein Lusthaus mit den Bildnissen von Dichtern ausmalen. In der Metalltechnik endlich, einer der schönsten Blüten der islämischen Kunst, sind Tierdarstellungen stets ohne Bedenken verwandt worden.

Die Baukunst schmückte aber unter der Regierung Abd ar-Rachmāns seine Hauptstadt auch mit prächtigen Profanbauten, die uns allerdings nur noch aus der Beschreibung der Historiker bekannt sind. Sein Hauptwerk war die Vorstadt as-Sachrā, die er einer Lieblingssklavin zu Ehren benannte. Im Jahre 936 ward ihr Bau am Fuß des Berges Arūß, etwa drei arabische Meilen nördlich von Kordova, begonnen. 25 Jahre hindurch waren 10000 Arbeiter an dem Werke beschäftigt. Die Stadt baute sich in drei Terrassen am Abhang des Berges auf. Unten lagen die Gärten, in der Mitte die Wohnungen der Hofbeamten, darüber der Palast des Chalifen. Die Haupthalle bestand ganz aus buntem Marmor und aus Gold. In der Mitte schmückte sie eine Perle, ein Geschenk des byzantinischen Kaisers Leo. Die 8 Türen ruhten auf Pfeilern von buntem Marmor und Kristall, unter vergoldeten, mit Juwelen besetzten Bogen aus Ebenholz und Elfenbein. Im Schlafgemach des Chalifen befand sich ein mit 12 Tierbildern aus rotem Golde geschmücktes Brunnenbecken. Das Schloß erstreckte sich von Osten nach Westen 2700, von Norden nach Süden 1500 Klafter. Die 1500 Türen waren mit vergoldetem Eisen und Kupferbeschlägen geschmückt, die 4300 Säulen waren teils aus Afrika, teils aus den Frankenländern importiert. Diesen Wunderbau vermochten aber Abd ar-Rachmāns Nachfolger nicht zu erhalten, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunders standen nur noch einzelne Teile davon, heute bezeichnen einige Schutthaufen in dem sogenannten Altkordova, eine Meile weit von Kordova am Abhang der Sierra, seine ehemalige Stätte.

Mit der Blüte der materiellen Kultur hielt nun auch die des Geistes in Andalusien gleichen Schritt. Die Dichtkunst, deren Entwicklung in Spanien wir leider erst in den Zeiten des Verfalls genauer kennen, wird anfangs den alten Traditionen gemäß wie in Syrien so auch hier die Kämpfe der Stämme mit Lob- und Spottliedern begleitet haben. Am Hofe der Umaijaden blühte naturgemäß vor allen die ihrer Verherrlichung dienende, durch die gleichzeitige bagdādische Kunst inspirierte, in Hyperbeln und grotesken Schmeicheleien schwelgende Panegyrik. Wie aber im Osten die Perser die alten Formen der Beduinendichtung mit neuem Leben erfüllten, so wirkte hier der spanische Geist auf sie ein; die eigentümliche Zartheit und Tiefe der Empfindung, die fast moderne Empfänglichkeit für die Reize der Natur,

Digitized by Google



Die Stammesfürsten von Granada.
Deckengemälde in der „Sala del Tribunal" der Alhambra.

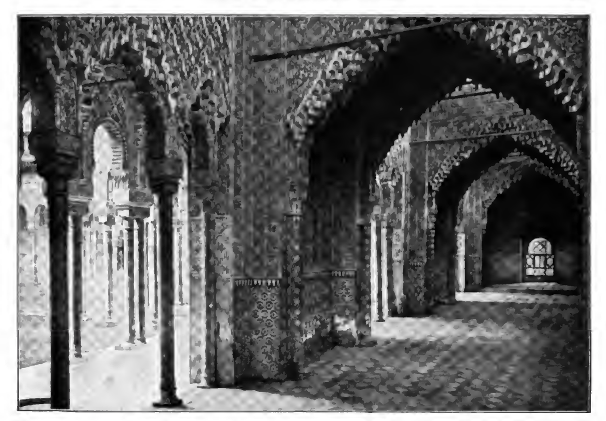
Digitized by Google

und die Kunst, diese anschaulich und anmutend zu schildern, wird man mit A. Müller wohl auf den Einfluß des indogermanischen Geistes zurückführen dürfen. Von den Wissenschaften wurden Philologie und Theologie bald auch in Spanien eifrig betrieben. Das Studium der Sprachwissenschaft führte im Jahre 942 der in Armenien geborene und in Bagdad vorgebildete al-Kâli ein. In der Theologie folgten die Spanier der streng traditionellen Schule des Mâlik, um deren Einbürgerung sich besonders der berberische Fakîh Jachja am Hofe Hischâms I. verdient machte. Die Geschichtschreibung, die hier wie überall im islâmischen Orient sehr eifrig gepflegt wurde, stand fast ausschließlich im Dienste des Hofes und konnte sich daher nie zu unparteiischer Berichterstattung erheben. In den Naturwissenschaften suchte man sich in Spanien z. T. von der Überlieferung des Orients unabhängig zu machen. Abd ar-Rachmân III. ließ ein ihm von Konstantinopel aus übersandtes Exemplar der Heilmittellehre des Dioskorides neu aus dem Griechischen übersetzen. Sein Sohn Hakam II. sammelte als begeisterter Verehrer der Wissenschaften eine Bibliothek von angeblich 400000 Bänden, zu deren Vervollständigung er überall im Orient Agenten unterhielt. Auch um die Verbreitung des Wissens machte er sich verdient, indem er in Kordova 27 Schulen mit unentgeltlichem Unterricht für die Kinder Unbemittelter stiftete.

Hakam II. hat in seiner nur 15jährigen Regierung (961—976) das Erbe seines Vaters im Innern auszubauen, aber auch es gegen christliche Anmaßungen zu verteidigen gewußt. In den letzten Lebensjahren mußte er, durch einen Schlaganfall gelähmt, die Sorgen der Regierung meist seinem nicht sehr befähigten ersten Wesir Dschafar al-Mußchafi überlassen. Als er aus dem Leben schied, war sein einziger noch lebender Sohn Hischâm erst 10 Jahre alt. Seine Mutter, eine Baskin Aurora-Ssobch, führte im Bunde mit dem bisherigen Finanzminister Ibn abi Âmir, der bald ihr Geliebter ward, die Vormundschaft, und dieser bemühte sich, um seine eigene Macht zu erhalten, den Geist des Prinzen durch eine exaltiert fromme Erziehung in für sie ungefährliche Bahnen zu lenken. Nachdem Ibn abi Âmir den Widerstand seines Schwiegervaters, des alten Heerführers Ghâlib, gebrochen hatte, nahm er zum Zeichen der von ihm als Reichsverweser beanspruchten, fast souveränen Stellung den Ehrennamen al-Manßûr an. Aufstände der Muslimen wußte er mit eiserner Hand niederzuhalten, gegen die Christen focht er mit glänzenden Erfolgen, und den Einfluß Spaniens auf Marokko stellte er wieder her, indem er einen Idrißiden, der in Fez eine Dynastie zu begründen versuchte, im Jahre 985 niederwarf und enthauptete. Als die Mutter des Chalifen sich mit ihm entzweite, wußte er diesen selbst so an sich zu fesseln, daß er alle seine Handlungen gut hieß. Als al-Manßûr auf der Rückkehr von seinem zweiundfünfzigsten Kriegszuge gegen die Christen am 10. August 1002 gestorben war, konnte sein Sohn Abdelmelik noch sieben Jahre lang die Regentschaft weiterführen. Aber dessen Sohn Abd ar-Rachmân beging die Unklugheit, sich durch ein Dekret Hischâms die Thronfolge für den Fall, daß der Chalife sterbe, sichern zu wollen. Als er zu einem Kriegszuge gegen die Christen die Hauptstadt verlassen hatte, brach hinter seinem Rücken eine Empörung aus. Man nötigte den Chalifen Hischâm, zugunsten seines Vetters Muhammed II., der den Namen Machdi annahm, auf den Thron zu verzichten. Der Âmiride, der sofort umkehrte, ward von seinen Söldnern verlassen und vor den Toren der Stadt ermordet. Aber der neue Chalife war nicht imstande, sich die Herrschaft zu sichern. Gegen ihn brach alsbald eine Empörung aus, die nach langen wechselvollen Kämpfen, in der noch zehn Chalifen nacheinander auf den Thron gehoben und wieder gestürzt wurden, damit endete, daß die Häupter der Stadt den letzten, Hischâm III., gefangen setzten und die Leitung der Stadt als einer aristokratischen Republik, wie sie früher schon in Toledo bestanden hatte, selbst in die Hand nahmen.

Das muslimische Spanien ward nun eine Beute der Kleinstaaterei; im Süden waren es vorwiegend Berbern, im Osten Slawen, die in den einzelnen Städten die Herrschaft an sich rissen. Nur der Uneinigkeit der Christen selbst hatten diese kleinen Fürstentümer es zu danken, daß sich der Islâm auf der Halbinsel noch behaupten konnte. Unter diesen kleinen Dynastien verdienen nur die Abbâdiden von Sevilla kurze Betrachtung. In dieser Stadt hatte sich wie in Kordova nach dem Zerfall des Chalifats ein Patrizierregiment konstituiert. In dem Kampfe gegen den Hammûdiden al-Kâßim von Malaga gelang es nun aber dem Richter

Digitized by Google



Durchblick durch einen Saal der Alhambra. Photographische Aufnahme.

Muhammed aus dem Hause Abbād, sich die Führung zu sichern, und obwohl er selbst immer nur den Titel Kādī führte, seine Macht auf seine Nachkommen zu vererben. Er selbst unterwarf sich schon eine Reihe der benachbarten Kleinfürsten, und sein Sohn Abbād, der ihm 1042 folgte, setzte diese Politik mit Glück fort. Hatte sein Vater seine Herrschaft noch durch die Anerkennung eines angeblichen Umaijaden Hischām legitimieren zu müssen geglaubt, so fühlte er sich schon stark genug, sich nach dessen Tode unter dem Namen Motadid selbst huldigen zu lassen. Mit rücksichtsloser Grausamkeit wußte er sich aller Gegner zu entledigen, und den König Ferdinand I. von Kastilien und Leon, der den Kampf gegen die Muslime wieder energisch aufnahm, lenkte er durch geschickte Verhandlungen von seinem Reiche ab.

Diese Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung trug auf dem Gebiete der geistigen Kultur noch reiche Früchte. Dichter, wie Ibn Abdūn und Ibn Saidūn, pflegten die Traditionen der Kunstpoesie, und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts führte Ibn Kusmān aus dem reichen Schatze der Volksdichtung neue Formen, zugleich mit der ihnen gemäßen Dialektfärbung in die Literatur ein. Geschichtschreibung, Naturwissenschaften und Philosophie standen noch in hoher Blüte. Der Chirurg Abul-Kāßim und der Aristoteliker Ibn Bāddscha galten auch dem christlichen Abendlande als Autoritäten. Eine eigentümliche Erscheinung in dieser Kulturperiode ist die eifrige Teilnahme der Juden am Geistesleben. In der Politik waren sie schon unter den Umaijaden hervorgetreten. Abd ar-Rachmān III. hatte seinen jüdischen Arzt Kisdai ben Schaprūt zu seinem Finanzminister gemacht. Samuel ha-Lewi diente den Emiren von Granada 40 Jahre lang als Wesir, und seine Glaubensgenossen ehrten ihn, indem sie ihm mit dem Fürstentitel Nagīd die Oberleitung aller ihrer Angelegenheiten übertrugen. Derselbe Mann strebte auch nach den Lorbeeren eines Dichters, die seinem Freunde, dem philosophisch gebildeten Salomo ibn Gabirol, freilich mit mehr Recht zuteil wurden.

In Nordwestafrika, dessen verschiedene Kleinstaaten bisher teils von Spanien, teils von Algerien aus beeinflußt gewesen waren, bereitete sich inzwischen eine Bewegung vor, die für

Digitized by Google

längere Zeit den ganzen Westen des islāmischen Gebietes sich unterwarf. Die berberische Bevölkerung der Saharā war seit dem 9. Jahrhundert zum Islām bekehrt, aber ihre religiöse Bildung stand noch auf sehr niedriger Stufe. Dem demokratischen Geiste der Berbern sagte die politische Verfassung des offiziellen Islāms nicht zu. Fast von Anfang an begegnen wir auf afrikanischem Boden aufrührerischen Bewegungen, die die islāmische Geschichtschreibung meist mit den Chāridschiten in Verbindung bringt, die aber durchweg nichts anderes gewesen sein dürfen, als die Reaktionen des berberischen Volksgeistes gegen die ihnen aufgezwungene Herrschaft des Islāms. In religiösen Fragen hielten die Berbern fast mit noch größerer Zähigkeit an den nationalen Traditionen fest. Freilich hat sich der Islām ja nirgends dem Einfluß der alten Religionen, die er verdrängte, ganz entziehen können. In Persien prägte ihm der iranische Geist im Schiitismus seinen eigentümlichen Stempel auf. Selbst in Ägypten und Syrien, wo schon das Christentum dem Islām vorgearbeitet hatte, lebten Reste altheidnischen Volkglaubens in Heiligendienst und manchen Festgebräuchen fort. In Nordafrika finden sich bis auf den heutigen Tag Stämme, die den Islām nur dem Namen nach bekennen, in Wahrheit der Sitte und dem Glauben ihrer Väter durchaus treu geblieben sind. Bei der Baragwatasekte, die im 1. Viertel des 2. Jahrhunderts der H. auftauchte, finden wir noch den aus römischen Inschriften Nordafrikas bekannten maurischen Gott Bacach an Allāhs Stelle wieder (Goldziher). Jeder Prediger, der an die nationalen Gefühle der Berbern appellierte und sie zum Widerstand gegen die herrschenden Gewalten aufrief, konnte auf williges Gehör und auf reichlichen Zulauf rechnen.

Um das Jahr 1036 hatte nun ein Häuptling vom Stamme der Lemtūna, die weit nach Süden bis an den Senegal zelteten, die Pilgerfahrt gemacht und sich dabei von der Reformbedürftigkeit des Glaubens seiner Volksgenossen überzeugt. Auf der Rückkehr gelang es ihm, in Ssidschilmāßa den gelehrten Theologen Abdallāh ibn Jāßin al-Gusūli zu gewinnen, daß er mit ihm zog, um bei den Seinen als Lehrer des reinen Glaubens zu wirken. Nachdem er anfangs wenig Anklang gefunden hatte, zog er sich mit einigen vertrauten Anhängern auf eine Insel im Senegal zurück und gründete dort ein Ribāt, d. h. einen Vorposten für den Kampf mit Ungläubigen und zugleich eine Einsiedelei zu Andachtsübungen. Seine Reformbestrebungen richteten sich nicht nur gegen Mißbräuche im Privatleben, sondern vor allem auch gegen solche im Staate, wie z. B. zu hohe Besteuerung. In zehn Jahren war die Zahl seiner Anhänger schon so gewachsen, daß er sie gegen die Fürsten am Nordrande der Wüste führen konnte. Die kriegerische Leitung seiner Murābitūn, der Almoraviden, wie die Spanier sie nennen, überließ Ibn Jāßin dem Häuptling Jachjā, nach dessen Tode (1056) dem Abū Bekr und seinem Neffen Jūßuf ibn Tāschefin; des ersteren Frau Sainab spielte unter beiden eine beherrschende Rolle. Als Ibn Jāßin bald darauf im Kampfe gefallen war, übernahmen diese Häuptlinge die Regierung. Da im Süden Aufstände drohten, trennten sie sich; Abū Bekr kehrte in die Saharā zurück, sein Neffe, dem er seine Frau abtrat, setzte die Eroberungen im Norden fort. Im Jahre 1062 gründete er sich in Marokko eine neue Residenz, 1070 nahm er Fez, 1078 Tanger, 1081/82 dehnte er seine Macht bis in die Gegend von Algier aus. Als Abū Bekr noch einmal den Versuch machte, seine Autorität auch hier im Norden zur Geltung zu bringen, wies ihn Ibn Tāschefin mit Entschiedenheit in die Saharā zurück; dort starb er 1087, und nun war sein Neffe Alleinherrscher der Almoraviden von der Nordküste Afrikas bis an den Senegal.

Der schon durch seine Spaltung unter Sairiden und Hammādiden geschwächte und seiner wertvollen Besitzungen auf den Inseln des Mittelmeeres von den Christen beraubte Vasallenstaat der Fātimiden in Nordafrika war um das Jahr 1050 durch den Einfall der Beduinenstämme Hilāl und Ssulaim, die der Wesir des Fātimiden Mustanßir nach dem Westen gehetzt haben soll, an den Rand des Verderbens gekommen. Die einst auch hier erfreulich blühende Kultur ward von den Eindringlingen gründlich verwüstet, und sie haben den Almoraviden ihre Erfolge wesentlich erleichtert.

In Spanien hatte inzwischen der kräftige König Alfons VI. von Kastilien-Leon die Schwäche der islāmischen Kleinstaaten energisch ausgenützt. Sie alle waren ihm tributpflichtig geworden, und als der Abbādide Mutamid von Sevilla im Jahre 1082 es gewagt hatte, die Frechheit eines jüdischen Steuererhebers mit dem Tode zu bestrafen, ward sein Gebiet bis an die Straße

Digitized by Google



Die große Moschee in Tlemßên (Nordafrika), erbaut unter dem dritten Almoraviden Ali ibn Jûßuf (1106—1143).

Nach Marçcais, Monuments de Tlemcen.

von Gibraltar hin von den Christen verheert. Im Jahre 1085 zwang Alfons den unfähigen Herrscher von Toledo, ihm diese alte und wichtige Gotenstadt im Tausche gegen Valencia abzutreten.

In dieser Not wandte sich Mutamid an die Almoraviden. Im Jahre 1082 hatte Jûßuf ihm die damals schon erbetene Hilfe verweigern müssen, da er noch mit der Belagerung der von dem Hammâdiden Sakot gehaltenen Stadt Ceuta beschäftigt war. Im Jahre 1084 hatte er diese Stadt erobert, und als nun nach der Besetzung Toledos durch die Christen Motamid ihn aufs neue dringend um Hilfe bat, fand er sich dazu bereit. Als Gegenleistung verlangte er nur Algeciras und versprach, den spanischen Kleinfürsten sonst ihren Besitzstand zu lassen. Im Jahre 1086 setzte das Heer der Almoraviden nach Spanien über und drang sogleich nach Norden vor, wo Alfons Saragossa belagerte. Bei Sallâka kam es am 23. Oktober zur Schlacht, die mit einer vernichtenden Niederlage der Christen endete. Da aber Jûßufs Sohn, den er als Stellvertreter in Afrika zurückgelassen hatte, bald darauf starb, mußte er dahin zurückkehren, so daß Alfons Zeit gewann, sich von jenem Schlage zu erholen. Als er bald darauf wieder zum Angriff gegen die Feste Aledo vorging, rief Motamid den Jûßuf im Jahre 1090 zum zweitenmal ins Land. Diesmal aber begnügte er sich damit, die Christen zum Abzug von Aledo zu zwingen, dann wandte er sich gegen die muslimischen Kleinfürsten selbst; die Emire von Malaga und Granada ließ er durch die Geistlichkeit für des Thrones unwürdig erklären, der berühmteste Theologe seiner Zeit, al-Ghasâli, sanktionierte in einem Rechtsgutachten ihre Absetzung. Dann überließ er seinem Feldherrn Sair ibn Abî Bekr, den Rest des Landes zu unterwerfen und kehrte nach Afrika zurück. Motamid endete im Jahre 1095 im Gefängnis zu Aghmât bei Marokko.

Als Jûßuf im Jahre 1106 starb, gewannen seine geistlichen Räte, denen er selbst schon bei der Entstehung seiner Herrschaft erheblichen Einfluß zugestanden hatte, vollends die Oberhand, da sein Sohn und Nachfolger Ali ganz in religiösen Interessen aufging. Die Berbern erschlafften in den bisher ungewohnten Genüssen der spanischen Zivilisation sehr schnell, so daß

Digitized by Google

sie die Christen bald nicht an ihrem Vordringen hindern konnten. Im Jahre 1118 eroberte Alfons I. von Aragonien Saragossa, die lange umstrittene nördliche Grenzwacht des Islâms.

Schon gärte es aber unter den Berberstämmen aufs neue; auf Grund theologischer Kontroversen erwuchs jetzt der Herrschaft der Almoraviden ein höchst gefährlicher Gegner. Im ganzen Maghrib hatte bisher mit dem Gesetzessystem des Mâlik in dogmatischen Fragen jene starrste Orthodoxie geherrscht, die alle Anthromorphismen des Korâns in streng wörtlichem Sinne auffaßte. Die rationalistische Lehre der Mutasiliten war ja, wie wir sahen, auch im Zentrum der islâmischen Kultur, wo sie sich eine Zeitlang selbst des Schutzes der Regierung zu erfreuen gehabt hatte, dieser Orthodoxie wieder unterlegen. Zu Beginn des 10. Jahrhunderts aber hatte in Bagdâd Abu'l-Haßan Alî al-Asch'ari (gest. 935), nachdem er selbst bis zu seinem 40. Lebensjahre mutasilitischen Lehranschauungen gehuldigt, dann aber zur Orthodoxie sich bekehrt hatte, diese im Sinne der Dialektik umzubilden und wissenschaftlich zu begründen unternommen. Lange Zeit hatten seine Schüler um die Anerkennung seiner Lehren zu ringen. Noch in den ersten Jahren von Alp Arßlâns Regierung war sie von den Kanzeln herab als ketzerisch verflucht worden. Aber der große Wesir der Seldschûken, Nisâm al-Mulk, nahm sich ihrer an. Er berief die Ascharitien al-Dschuwaini, Imâm al-Haramain und al-Koschairî an die von ihm in Bagdâd gegründete Hochschule, und trotz des zuweilen noch in Straßentumulten sich austobenden Widerspruchs der reaktionären Hanbaliten drang Asch'aris Lehre jetzt endlich durch.

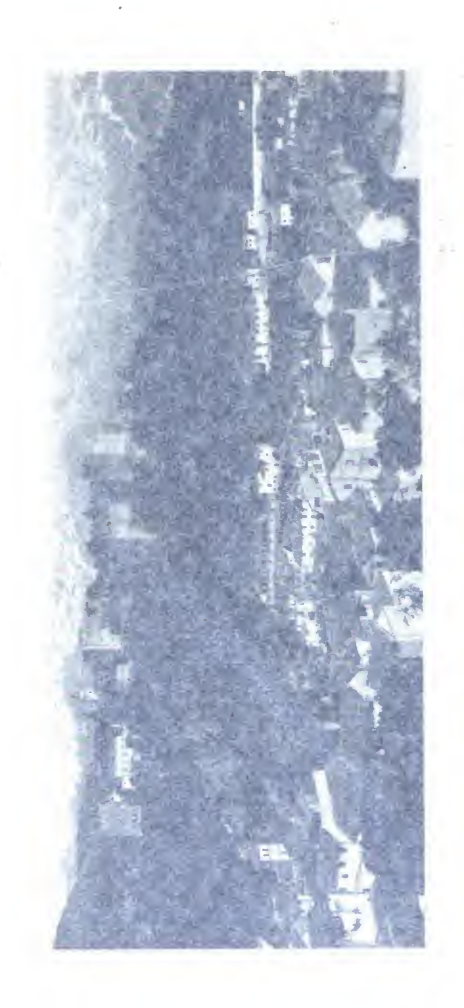
Um das Jahr 1107 nun hatte der Berber Muhammed ibn Tûmart vom Stamme der Maßmûda aus Sûß, im Südwesten des heutigen Marokko, nach einem kurzen Aufenthalte in Kordova sich nach Bagdâd begeben, um seine theologischen Studien an der Quelle abzuschließen. Dort war er mit Asch'aris Lehre bekannt geworden, für die er alsbald mit der seinem Volke eigenen Zähigkeit eintrat. In die Heimat zurückgekehrt, eröffnete er den Kampf gegen die anthromorphistische Auffassung der dort herrschenden Theologie; im Gegensatz zu ihr betonte er das Einheitsbekenntnis, Tauchîd, das seinen Anhängern die Bezeichnung der Muwachchidûn, daher spanisch Almohaden, verschaffte. Auf praktisch-theologischem Gebiet betonte er den alleinigen Wert der Überlieferung, während bei den Almoraviden die juristische Deduktion der Fakîhs in höchstem Ansehen gestanden hatte. Um seinem Kampfe gegen die herrschenden Mißbräuche mehr Nachdruck zu geben, legte er sich einen alidischen Stammbaum bei und trat auf Grund dessen als der zu erwartende Machdi auf, der die Welt mit Gerechtigkeit füllen werde. Wie schon die Almoraviden vor ihm getan hatten, eiferte er gegen alle nicht in der Tradition begründeten Abgaben, mit deren Beseitigung es also jene in der Praxis nicht so genau genommen haben werden. Dem Nationalbewußtsein der Berbern schmeichelte er dadurch, daß er den Gebetsruf in berberischer Sprache einführte.

Nachdem er in verschiedenen größeren Städten, so auch in Marokko selbst gepredigt hatte, aber überall von den Behörden ausgewiesen worden war, ging er zu seinem Stamme in den Atlas und wirkte bei ihm mit Erfolg für seine Lehre. Bald konnte er zum Angriff gegen die Regierung vorgehen. Der Statthalter von Sûß ward geschlagen, Marokko selbst konnte sich seiner im Jahre 1130 noch erwehren. Vier Monate später starb Ibn Tûmart, sein treuester Anhänger Abd al-Mumin ibn Alî aber setzte als sein Chalife sein Werk fort. Dieser schlug in den nächsten zehn Jahren ein Heer der Almoraviden nach dem andern. Auch nach außen sank deren Macht jetzt immer tiefer. Im Jahre 1122 hatten sie im Bunde mit dem Sairiden Haßan die Normannen auf Sizilien angegriffen; dafür rächten sich diese, indem sie im Jahre 1148/49 die Hauptstadt des Sairiden Machdija wegnahmen und die ganze Küste von Sûß bis Tripolis eine Zeitlang besetzt hielten. In Spanien machten die Christen immer bedrohlichere Fortschritte.

Der schwächliche Almoravidenfürst Alî war im Jahre 1143 gestorben, aber sein Sohn Tâschefin war bei aller Energie nicht mehr imstande, dem Vordringen der Almohaden Halt zu gebieten. Er ward 1144 in Tlemßen belagert und fand im Jahre darauf in der Gegend von Orân seinen Tod auf der Flucht. Sein jüngerer Bruder Alî verlor im Jahre 1147 auch Marokko, und damit war der Sieg der Almohaden entschieden.

In Spanien hatten sich nach dem Zusammenbruch der almoravidischen Herrschaft sofort wieder eine Reihe kleiner Gewalthaber erhoben, die den Christen natürlich keinen rechten

Digitized by Google



Digitized by Google

[illegible] Im Jahre 1118 eroberte [illegible] Grenzwacht des Islâms. [illegible], auf Grund theologischer [illegible] gefährlicher Gegner. Im [illegible] dogmatischen Fragen jene [illegible] ans in streng orthodoxem [illegible] wie wir sahen, auch im [illegible] Schutze der Regierung [illegible] zu Beginn des 10. Jahr[illegible], nachdem er [illegible], dann [illegible] zur Orthodoxie [illegible] zu begründen [illegible] seiner Lehren zu [illegible]. [illegible] sie von den Kanzeln [illegible] als [illegible], nahm sich ihrer [illegible] an die von [illegible] noch in Straßentumulten sich [illegible] Lehre jetzt endlich durch. [illegible] ibn Tumart vom Stamme der [illegible], nach einem kurzen Aufenthalte in [illegible] Studien an der Quelle abzuschließen. [illegible] für die er alsbald mit der seinem Volke [illegible], eröffnete er den Kampf gegen die [illegible]; im Gegensatz zu ihr betonte [illegible] die Bezeichnung der Almowahhidûn, [illegible] praktisch theologischem Gebiet betonte er den [illegible] bei den Almoraviden die juristische [illegible]. Um seinem Kampfe gegen die herrschenden [illegible] er sich einen [illegible] Stammesnimbus bei und trat [illegible] auf, der die Welt mit Gerechtigkeit füllen [illegible] getan hatten, [illegible] er gegen alle nicht in der [illegible] jene in der Praxis nicht [illegible] Nationalstolz [illegible] der Berbern [illegible] er das [illegible] erhöhte.

[illegible] in Marokko selbst gepredigt hatte, [illegible], ging er zu seinem Stamme in den [illegible]. Bald konnte er zum Angriff gegen [illegible] Marokko selbst konnte [illegible] später starb Ibn Tumart, sein treuester [illegible] sein Werk fort. Dieser schlug in [illegible] nach dem andern. Auch nach außen [illegible] 1122 hatten sie [illegible] mit den Zairiden [illegible]; dafür rächten sich [illegible], indem sie im Jahre [illegible] und die ganze Küste von [illegible]. In Spanien machten die Christen immer [illegible]

[illegible] Ali war im Jahre 1143 gestorben, aber sein Sohn [illegible] mehr imstande, dem Vordringen der Almohaden Halt [illegible] belagert und fand im Jahre darauf in der Gegend [illegible]. Sein jüngerer Bruder Ali verlor im Jahre 1147 auch [illegible] Almohaden entschieden.

[illegible] dem Zusammenbruch der almoravidischen Herrschaft sofort [illegible], die den Christen [illegible] keinen [illegible]



Die Alhambra bei Granada
Nach einer photographischen Aufnahme

Digitized by Google

Widerstand mehr leisten konnten. Im Jahre 1147 nahmen die Portugiesen Lissabon, im nächsten Jahre konnte Alfons VII. schon Kordova belagern. Hier traten ihm aber die Almohaden entgegen, so daß er unverrichteter Sache abziehen mußte. Im Jahre 1149 hatte der Chalif die ihm noch widerstrebenden Berberstämme alle gedemütigt, so daß er mit größerer Energie auch nach außen auftreten konnte. Nach Spanien entsandte er zunächst seinen Sohn, während er selbst die nordafrikanische Küste von der Herrschaft der sizilischen Normannen befreite. Schon rüstete er nach Beendigung dieses Feldzuges zur Fahrt nach Spanien, als ihn im Jahre 1163 der Tod ereilte.

Unter seinem Sohne Abû Jakûb Jûßuf (1163—1184) und seinem Enkel al-Manßûr (1184—1199) standen die Almohaden auf der Höhe ihrer Macht. Dem ersteren gelang es, Spanien zum größten Teil wieder zu unterwerfen, doch fiel er bei der Belagerung von Santarem im Kampfe gegen den Infanten Sancho von Portugal. Erst 1195 konnte al-Manßûr seinen Vater rächen in der berühmten Schlacht von Alarcos, die ein kastilisches Heer vernichtete. Auszunutzen vermochte der Chalife diesen Sieg freilich nicht, da er bald darauf durch eine Empörung nach Afrika zurückgerufen wurde. Unter seinen Nachfolgern aber verfiel die Macht der Almohaden wieder sehr schnell. Unter dem nächsten Chalifen Nâßir führte ein unbedeutender Wesir im Bunde mit den Hoftheologen das Regiment. Als dieser Wesir nach Nâßirs und seines Sohnes Tode im Jahre 1224 wieder einen Scheinchalifen erhoben hatte, um selbst das Heft in der Hand zu behalten, kam es zu einer Empörung gegen ihn und er mußte ins Exil gehen. Nun zerfiel der Staat der Almohaden in kurzer Zeit. In Fez kam eine neue Dynastie auf, die Meriniden, in Tlemßên die Sijâniden, in Tunis die Hafßiden. Die letzten Nachkommen des Begründers des almohadischen Chalifats wurden 1275 im Atlas von einem Statthalter der Meriniden vernichtet.

In Spanien hatte sich nach dem Abzuge der Almohaden Muhammed ibn Jûßuf ibn Hûd als Vorkämpfer gegen die Christen aufgeworfen, und es gelang ihm noch einmal, die Herrschaft über die wichtigsten Städte des Landes in seiner Hand zu vereinen. Als aber nach dem Tode Alfons von Leon im Jahre 1230 sein Land wieder mit Kastilien vereint ward, drangen die Christen abermals energisch vor und schlugen Ibn Hûd bei Xeres. Das benutzte Muhammed ibn Jûßuf ibn al-Achmar, der Nachkomme eines der vornehmsten medinischen Geschlechter, um sich in seiner Vaterstadt Arjona zum Sultan von Andalusien ausrufen zu lassen. Dank der Zwietracht der Muslime fiel am 29. Juni 1236 Kordova, die alte Hauptstadt ihres Landes, in die Hände der Christen. Zwei Jahre darauf endete Ibn Hûd, nachdem er noch eine Schlacht gegen die Christen verloren hatte, durch Mörderhand. Ibn al-Achmar aber unterwarf sich Ferdinand von Kastilien und ward daher als Herrscher der Gebiete Granada, Malaga, Almeria und Baza im Osten, Ronda und Gibraltar im Westen anerkannt. Hier haben sich seine Nachkommen, die Naßriden, noch 250 Jahre durch eine geschickte Schaukelpolitik zwischen den Christen und den Meriniden von Marokko gehalten.

Die Kultur des muslimischen Spaniens hat hier in ihrer letzten Zuflucht noch eine glänzende Nachblüte erlebt. Namentlich das Kunsthandwerk, insbesondere die Metallbearbeitung, war zu vollendeter Meisterschaft entwickelt und begründete den Wohlstand des Landes. Das letzte und herrlichste Denkmal muslimischer Baukunst in Spanien, die Alhambra, „die rote Burg", oberhalb Granadas, war ein Werk der Naßriden. Sie ist zum geringeren Teil aus Hausteinen und Ziegeln, zum größeren aus sogenannter Tapia, einem Kunststein aus Erde, Kalk und Kieseln, aufgeführt. Der Burghügel ist ringsum von einer zinnengekrönten und von zahlreichen Türmen überragten Umfassungsmauer eingeschlossen. Der Haupteingang, eine durch einen Doppelturm sich hinziehende Halle, heißt das Tor des Gesetzes. Hinter diesem Tore liegt der Platz der Zisterne, rechts davon die Kaßaba, die Zitadelle, zur Linken ehemals eine große Moschee, jetzt die Kirche der Jungfrau, und der Königspalast. Von diesem sind noch zwei Teile, der Hof des Wasserbeckens mit dem daranstoßenden Comaresturm und der des Löwenbrunnens mit den umliegenden Sälen erhalten. „Den Fußboden bedeckten Platten weißen Marmors, längs des unteren Teiles der Wände lief bis zur Höhe von etwa vier Fuß eine Bekleidung von farbigen Fayenceplättchen oder Azulejos, weiter nach oben waren die Wände mit Stuck bekleidet, sodann folgte ein Fries als Unterlage der Bedachung und über diesem,

Digitized by Google

bisweilen noch von kleinen Halbsäulen getragen, ruhte die Decke, welche teils aus Holzstücken, teils aus kleinen, in Stuck gearbeiteten Zapfen und Zellen zusammengesetzt, in Tropfsteinform herniederhing. Marmorsäulen von der zierlichsten Gestalt und mit Kapitälen von unendlicher Varietät der Form trugen Konsolen oder Mauerstreifen, auf denen das Dachgebälk ruhte und zwischen welche die Arkadenbogen, aus einem mit Gips überkleideten Zimmerwerk bestehend, eingefügt waren. Die vorherrschende Form dieser Bogen war die des erhöhten Halbkreises mit nur leiser Andeutung der Hufeisengestalt; durch den über sie hingebreiteten Stuck aber erhielten sie vielfältig ein spitzbogenartiges Ansehen. Nischen von verschiedener Gattung vertieften sich in die Mauern; größere, welche, mit Polstern bedeckt, zu Ruhestätten dienten, kleinere, in welchen Wasserkrüge standen. Über alle Teile des Palastes nun, über Wände, Plafonds, Säulen, Arkaden und Nischen, waren Ornamente in verschwenderischer Fülle und Mannigfaltigkeit hingestreut, die Azulejos gestalteten sich in den buntesten Verschlingungen zu Arabesken, der Marmor war zu den verschiedensten Gestalten gemeißelt, der Stuck reliefartig in tausend und abertausend Linienwindungen gearbeitet, welche kaleidoskopische Figuren aller Art, Sterne und Achtecke, Pflanzen- und Steingebilde darstellten. Dazu gesellte sich noch eine erstaunliche Menge von Inschriften, welche sich längs der Friese hinzogen, die Bogen, Fenster und Nischen umwanden oder auf einzelnen, symmetrisch gestellten Medaillons angebracht waren und, ganz nach Art der übrigen Zieraten behandelt, sich dem ungeübten Auge als Arabesken darstellten. Sehr erhöht und bis zum blendenden gesteigert wurde endlich der Eindruck des Glanzes, den alle diese Ornamente hervorbrachten, durch eine ebenso reiche wie geschmackvolle Bemalung. Über alle Räume des Palastes war die höchste Farbenpracht verschwenderisch ausgeschüttet. In der Höhe herrschten wegen der kräftigeren Wirkung Karminrot, Gold und Blau vor, weiter nach unten fand sich Violett, Purpur und Orange. Selbst die weißen Marmorplatten des Fußbodens waren allem Anscheine nach bemalt." (v. Schack.)

Die niemals endende Zwietracht im Hause der Naṣriden machte Isabella der Katholischen, als sie im Jahre 1479 nach der Vereinigung der beiden Königreiche die Ungläubigen ganz aus Spanien zu vertreiben beschloß, es leicht, mit ihnen fertig zu werden. Gegen den letzten Emir Abu 'l-Ḥaṣan empörten sich seine beiden Söhne Abû Abdallâh Muhammed, Boabdil der Spanier, und Jûṣuf. In diese Kämpfe, in denen zuletzt Boabdil sich Granadas selbst hatte bemächtigen können, griff Isabellas Gemahl Ferdinand mit verschlagener Diplomatie ein. Nachdem er die von den Arabern zum Teil mit äußerster Tapferkeit verteidigten kleineren Städte genommen hatte, ergab sich ihm Granada nach längerer Belagerung am 2. Januar 1492. Boabdil ward zunächst mit einem kleinen Lehen abgefunden, zog sich dann aber nach Fez zurück, wo er gestorben ist. Die letzten Muslime Spaniens wurden, soweit sie nicht auswanderten, ohne Rücksicht auf die Kapitulationsbedingungen von der Inquisition dem Schoße der allein seligmachenden Kirche zugeführt.

10. Vorderasien im Zeitalter der Kreuzzüge und das Aufkommen der Mamlûken in Ägypten.

Wir hatten die Geschichte des Ostens verlassen, als das Reich der Seldschûken nach dem Tode des Sultans Muhammed der Auflösung verfiel. Schon vorher war in Syrien eine neue Macht aufgetaucht, die mit den türkischen Emiren und Atâbegen um die Wette an der Zerbröckelung des einstigen Chalifenreiches arbeitete. Das waren die christlichen Kreuzfahrer. Es ist nicht dieses Ortes, darzulegen, welche Bedeutung die Kreuzfahrten für Europa hatten. Der islamischen Welt waren die christlichen Ritter nur unbequeme Mitbewerber der Türken um die Herrschaft in Syrien, und daß sie sich gerade auf Jerusalem versteiften, das auch den Muslimen als heiliger Boden galt, gab dem Kampfe gegen sie wenigstens zuweilen noch den Unterton des religiösen Fanatismus. Als die ersten Kreuzfahrer im Jahre 1097 in Syrien erschienen, war das Land unter verschiedene Emire der Seldschûken geteilt, die selbst untereinander in Fehde lagen und kein Interesse daran hatten, dem zuerst angegriffenen Emir Jâghy Baiṣân (n. a. Ssijân) von Antiochia zu helfen. Jerusalem besetzten inzwischen die Ägypter, gaben aber die Stadt am 15. Juli 1099 den Franken ohne ernstliche Gegenwehr preis. Während

Digitized by Google

nun aber nach Muhammeds Tode die Vormünder der verschiedenen Sseldschūkenprinzen durchweg hart um ihre und ihrer Schützlinge Existenz zu ringen hatten, erhob sich in Syrien und Mesopotamien eine neue Macht, die die Kräfte des Islāms wenigstens auf einige Zeit wieder zu energischen Stößen gegen die Christen zusammenfaßte. Seit 1127 herrschte in Mōßul, anfangs als Atābeg des sseldschūkischen Prinzen Maßūd, der Türke Imād ad-Dīn Sengi. Ihm gelang es, da er nicht nur ein geschickter Stratege und Diplomat, sondern auch ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter war, seinen Machtbezirk so weit auszudehnen, daß er bei seinem Tode 1146 fast ganz Mesopotamien, außer dem Norden, wo noch die Ortokiden saßen, und einen großen Teil von Syrien umfaßte. Er sorgte für seine Untertanen so vorzüglich, daß die Bewohner mancher Orte ihn selbst gegen ihre bisherigen Blutsauger zur Hilfe riefen. Recht und persönliche Sicherheit, die seit langem in diesen Gegenden unbekannte Begriffe gewesen waren, brachte er wieder zu Ehren. Bei seinem Regierungsantritt hatte die Hauptmoschee von Mōßul in einem weiten Trümmerfeld gelegen, bei seinem Tode war der Platz um sie dicht bebaut. Sein letztes großes Werk war die Wiedergewinnung von Edessa (1144), das seit 50 Jahren in den Händen der Franken gewesen war. Auf der Höhe seiner Erfolge ward ihm freilich die Unsicherheit der Grundlage seiner Herrschaft zum Bewußtsein gebracht durch eine Verschwörung, die sein angebliches Mündel, ein sseldschūkischer Prinz Alp Arßlān, hinter seinem Rücken anzettelte. Diese konnte er freilich bald unterdrücken, im Jahre 1146 am 15. September aber ward Sengi, als er eine Burg der Okailiden Kal'at Dschabar am Euphrat zwischen Syrien und Mesopotamien belagerte, von seinen eigenen Sklaven ermordet.



Ansicht der Stadt Jerusalem im Mittelalter.
Miniatur aus dem Reisewerk des Bertrandon de la Broquière (XV. Jahrh.), Original in der Pariser Nationalbibliothek.

Seine beiden ältesten Söhne teilten sein Reich unter sich, das als Ganzes gegen seine vielen Feinde in der Tat schwer zu halten war. Der ältere, Ssaif ad-Dīn Ghāsi, übernahm mit der Atābegenwürde Mōßul und Mesopotamien bis an den Chābūr, der jüngere, Nūr ad-Dīn Machmūd, Syrien. Dieser letztere hatte die Herrschertugenden seines Vaters in gesteigertem Maße geerbt. Hatten die islamischen Gewalthaber fast ausnahmslos seit Jahrhunderten ihre Reiche als große nutzbare Domänen betrachtet, so fühlte er sich zum erstenmal wieder Gott gegenüber für das Wohl seiner Untertanen verantwortlich. Persönlich fast ganz bedürfnislos, verwandte er die durch kluge Verwaltung gewonnenen reichen Einnahmen des Staates, die die Untertanen nicht überlasteten, nicht nur auf die Sicherheit seiner militärischen Stellung, die ihm freilich große Ausgaben für Festungsbauten auferlegte, sondern vor allem auf Kulturzwecke, Moscheen und Derwischklöster, Unterkunftshäuser für Reisende, Hospitäler und Unterrichtsanstalten.

Digitized by Google

Seine auswärtige Politik war allein auf die Vertreibung der Franken gerichtet. Um dies Ziel zu erreichen, scheute er sich selbst nicht, ein so guter Muslim er war, mit dem christlichen König von Kleinarmenien einen Bund einzugehen. Einen großen Schritt auf diesem Wege vorwärts tat er im Jahre 1154, indem er dem letzten unbedeutenden togteginidischen Herrscher von Damaskus sein Reich abnahm.

Das Verdienst, Damaskus erobert zu haben, gebührte in erster Linie Nûr ad-Dîns Emir Aijûb, einem Kurden, der zusammen mit seinem Bruder Schirkûh schon in Sengis Dienste getreten war. Schirkûh krönte das Werk seines Bruders, indem er im Jahre 1169 den letzten Fâtimiden in Ägypten, Adid, zwang, ihm unter dem Titel al-Manßûr die Leitung des Heeres und der Verwaltung zu übertragen. Im selben Jahre noch starb er, und an seine Stelle trat sein Neffe, Aijûbs Sohn Jûßuf mit den Ehrennamen al-Malik an-Nâßir oder Ssalâch ad-Dîn (Saladdin). Dieser schob im Jahre 1171 den letzten Fâtimiden ganz beiseite, der denn auch bald darauf starb. Nachdem er seinen Vater Aijûb und seine anderen Verwandten ins Land gerufen hatte, suchte er sich dem Einfluß seines Oberherrn Nûr ad-Dîn allmählich zu entziehen. Als er die geforderte Unterstützung gegen die Kreuzfahrerschlösser auf dem Wege zwischen Damaskus und Ägypten nicht leistete, rüstete dieser schon zum Kriege gegen den unbotmäßigen Lehnsmann. Ehe er aber noch ins Feld rücken konnte, starb Nûr ad-Dîn am 15. Mai 1174.

Ägypten war aber, zumal bei der drohenden Nähe des Kreuzfahrerstaates, kein sicherer Besitz, solange es nicht mit Syrien vereint war. Nûr ad-Dîns jugendlicher Sohn Ismâîl al-Malik as-Ssâlich ließ sich alsbald von seinen Emiren bewegen, seine Residenz von Damaskus nach Aleppo zu verlegen. Sofort bedrohten die Kreuzfahrer die verlassene Stadt, aber Ssalâch ad-Dîn kam ihnen zuvor und konnte sie im Jahre 1174 ohne Kampf besetzen. Nûr ad-Dîns Sohn erhielt zwar von Ssaif ad-Dîn, dem Herrscher von Môßul, Zuzug, aber auch ihre vereinten Truppen waren den Ägyptern nicht gewachsen und wurden zweimal geschlagen. Ssalâch ad-Dîn, der inzwischen den Sultanstitel angenommen hatte, begnügte sich aber in Nordsyrien einstweilen mit Hamât und ließ Aleppo noch seine Selbständigkeit, da er sich erst mit den Assassinen auseinandersetzen mußte. In Syrien stand seit 1169 ein neuer Großmeister, Raschid ad-Dîn Ssinân, an ihrer Spitze, der gegen Ssalâch ad-Dîn nach seinem Einbruch in Syrien schon zweimal Mörder ausgesandt hatte. Er wandte sich daher 1176 gegen ihre Hauptfeste Maßjaf, schloß aber, da er sie nicht zu bezwingen vermochte, bald Frieden, der denn auch bis zu seinem Tode ehrlich gehalten worden ist.

Nachdem Ssalâch ad-Dîn durch Kämpfe mit den Kreuzfahrern und mit dem sseldschûkischen Sultan von Ikonium, der seine Besitzungen in Nordsyrien bedrohte, seine Stellung gesichert hatte, starb im Jahre 1181 der Herrscher von Aleppo, und Iss ad-Dîn von Môßul ließ nun sein Gebiet besetzen. Durch Einfälle in sein Stammland zwang ihn aber Ssalâch ad-Dîn, seine Beute wieder fahren zu lassen, und nach weiteren Kämpfen im Jahre 1186 mußte er sein ganzes Gebiet bis auf Môßul und Umgegend abtreten, und auch dies noch von Ssalâch ad-Dîn zu Lehen nehmen.

Nun konnte der Sultan auch darangehen, die wie ein Keil zwischen seine Gebiete eingeschobene Macht der Franken zu brechen. Im Jahre 1187 schlug er die vereinten Ritterheere von Jerusalem und Tripolis bei Hittin, nahm bald darauf Akko und Askalon und am 2. Oktober Jerusalem selbst. Aber in Tyrus hielt Konrad von Montferrat seinem Angriff stand, und während er Tripolis und Antiochia belagerte, erschien ein neues Frankenheer vor Akko. Dies ward nun allerdings seinerseits wieder vom Sultan eingeschlossen, aber diese doppelte Belagerung zog sich sehr in die Länge. Im Frühling 1191 erschienen dann Philipp von Frankreich und Richard Löwenherz vor Akko, das sich nun nicht länger halten konnte. Aber der tapfere Engländer war kurzsichtig genug, sich mit diesem Erfolg zu begnügen und dem Sultan in einem Waffenstillstand vom 1. September 1192 Jerusalem zu lassen.

Schon ein Jahr darauf, am 4. März 1193, starb der letzte große Verkämpfer des Islâms zu Damaskus. Sein Reich hatte er noch selbst an seine Hinterbliebenen verteilt. Sein ältester Sohn al-Malik al-Afdal Ali erhielt als Chef des Hauses das Sultanat mit Damaskus und Südsyrien, seine Brüder al-Malik al-Asis Ägypten, al-Malik as-Sâhir Aleppo mit Nordsyrien.

Digitized by Google

Die mesopotamischen Besitzungen erbte ihr Oheim, Ssalâch ad-Dins Bruder al-Malik al-Âdil. Schon ein Jahr nach seinem Tode brach unter seinen Erben der Krieg aus. Al-Malik al-Âdil vereinigte im Jahre 1200 noch einmal fast das ganze Reich seines Bruders in seiner Hand, doch verlor er kurz vor seinem Tode 1218 an die Kreuzfahrer, die in Palästina nicht viel hatten ausrichten können, die den Ostarm des Nildeltas beherrschende Feste Damiette. Unter seinen Söhnen kam es sofort wieder zu Streitigkeiten. Sein ältester Sohn al-Malik al-Kâmil, der sich schließlich in Ägypten und Südsyrien behauptete, überließ im Jahre 1229 Jerusalem und Joppe mit dem schmalen, beide Städte verbindenden Landstriche den Kreuzfahrern unter Kaiser Friedrich II. Aber schon zehn Jahre später konnte sein Sohn Al-Malik aß-Ssâlich die heilige Stadt den Christen wieder entreißen.



Innenansicht der Grabmoschee des Mamlûkensultans Kâït-Bâi in Kairo.
Nach „Ebers-Junghaendel, Ägypten", Verlag Cosmos, Leipzig.

So wie die abbâßidischen Chalifen hatten auch die Aijûbiden ihre Kriege durchweg mit türkischen Truppen führen müssen. Ihre Leibwache bestand aus Kaufsklaven, Mamlûken, doch hatten sie oft auch schon ganze Horden in ihre Dienste genommen, die damals, von den Mongolen gedrängt, in Vorderasien erschienen. Diese türkischen Garden wuchsen nun auch in Ägypten sowie in Bagdâd den legitimen Herrschern bald über den Kopf. Als der letzte ägyptische Aijûbide Tûrân-Schâch, der, in Mesopotamien aufgewachsen, mit den Verhältnissen in Kairo nicht vertraut war, die Zügel wieder etwas straffer anzuziehen versuchte, ward er 1250 ermordet und ein unmündiger Sohn Kâmils auf den Thron erhoben. Für ihn führte der turkmenische Emir Aibek die Regierung. Nachdem dieser einen Angriff der syrischen Aijûbiden glücklich abgeschlagen hatte, beseitigte er 1254 den Sohn Kâmils und nahm, nachdem er Ssâlichs Witwe geheiratet, selbst den Sultanstitel an. Drei Jahre darauf ward er auf Anstiften seiner eifersüchtigen Gattin ermordet; seinen unmündigen Sohn schob sein Vormund Kutuf 1259 beiseite.

Dessen Nachfolger Baibârs hatte das große Verdienst, den Mongolensturm, der ganz Vorderasien überschwemmt und zugrunde gerichtet hatte, von seinem Reiche abgelenkt zu haben. So war Ägypten das einzige Land, in dem die islamische Kultur in ihrer Entwicklung nicht

Digitized by Google

jäh unterbrochen ward. Freilich haben es auch die Mamlūken nicht verstanden, dem Lande den inneren Frieden zu erhalten. Die beständige Unsicherheit der politischen Lage, die keinem Herrscher eine lange Regierung vergönnte und fast keinen einzigen eines natürlichen Todes sterben ließ, brachte auch für alle dem Hof und der Regierung nahestehende Kreise eine Unsicherheit des Lebens und des Besitzes mit sich, wie sie wohl nur noch in den schlimmsten Tagen des römischen Kaisertums über der alten Aristokratie geschwebt hat. Selbst die tüchtigsten Beamten erlebten selten eine mehr als dreijährige Wirksamkeit, und mancher Kadi ward mehr als zehnmal in seinem Leben ein- und wieder abgesetzt. Dazu kam der Gewissenszwang der orthodoxen Fukahā, die selbst einem so frommen und strenggläubigen Manne wie dem Hanbaliten Ibn Taimija, weil er sich nicht in allen Punkten unbedingt ihrer Schulmeinung fügte und gegen manche Auswüchse der Volksreligion, wie Propheten- und Heiligenverehrung, eiferte, jahrelange harte Verfolgungen bereiteten. Auf literarischem Gebiet ist zwar in Syrien und Ägypten noch eine äußerst fruchtbare Produktion entfaltet, die manches auch für uns heute noch wertvolle Werk, namentlich auf historischem Gebiete, schuf, aber originelle Schöpfungen hatte sie nicht mehr aufzuweisen. Als kulturelle Leistungen der Mamlūken selbst können nur ihre Bauten, namentlich ihre gewaltigen Grabmoscheen im Tale Mukattam bei Kairo genannt werden.

11. Türken und Mongolen und das Ende des Chalifats.

Der Osten des ehemaligen Chalifenreiches war inzwischen zum Spielball türkischer Machthaber geworden, die in nimmer endenden Kämpfen die einst blühenden Kulturländer verwüsteten. Das unsäglich traurige Schauspiel im einzelnen zu verfolgen, ist hier unmöglich, nur die wichtigsten Tatsachen sollen kurz hervorgehoben werden. Unter den Erben des Sseldschūkensultans Melikschāch hatte Ssandschar seit dem Jahre 1097 Persien und die Oxusländer noch einmal für einige Zeit in friedlicher Regierung zusammengefaßt. In Chwārism hatte er den schon von Barkiarok eingesetzten Statthalter Muhammed, Sohn des Anuschtegin, der sich als Chwārismschāch unabhängig gemacht hatte, und in Ssedschistān einen angeblichen Nachkommen der Ssaffāriden Tādsch ad-Din Abu 'l-Fatch Ibn Tāhir, als Vasallen anerkennen müssen. Auch die selbständigen Herrscher von Transoxanien und die Ghasnawiden, die der alten Tradition ihres Hauses gemäß die Ausraubung Indiens als ihre Lebensaufgabe betrachteten, waren von Ssandschar mehr oder weniger abhängig. Aber der Nachfolger des ersten Chwārismschāch Atsys (1128—1156) versuchte schon, sich dem Einflusse des Sseldschūkensultans zu entziehen. Zur Strafe für seine Unbotmäßigkeit ward er abgesetzt, erhob sich aber, sobald Ssandschar das Land verlassen hatte, von neuem und hetzte, um ihn nach Osten abzulenken, den noch heidnischen türkischen Stamm der Karachitāi auf Ssamarkand. Diese brachten Ssandschar am 9. September 1141 jenseits des Oxus eine empfindliche Niederlage bei, und ihr Häuptling beherrschte als Gūr-Chān seitdem das Gebiet von Ssamarkand.

Atsys machte sich das Unglück seines Oberherrn zunutze, indem er ihm einige Distrikte seines Gebietes zu entreißen suchte, in denen er sich dann aber doch nicht zu halten vermochte. Er erkannte ihn auch wieder als seinen Lehnsherrn an, doch eben nur der Form wegen, und sein Sohn Il Arslān, der ihm 1156 auf dem Thron folgte, begründete, schon ganz souverän, die Dynastie der Chwārismschāchs, die, wenn auch nur kurze Zeit, auf die Geschichte Zentralasiens entscheidenden Einfluß gewann.

Bald darauf ward auch die Schöpfung Machmūds von Ghasna ein Raub neuer Türkenscharen. In dem Gebirgslande des Gōr, das Machmūd einst selbst unterworfen hatte, saßen als Lehnsleute der Ghasnawiden Fürsten aus dem einheimischen Hause Ssūrī. Ein Prinz aus diesem Hause war nun von dem Ghasnawiden Bachrāmschāch, an dessen Hofe er sich aufhielt, hingerichtet worden. Ihn zu rächen, überfiel sein Bruder im Jahre 1148 Ghasna und zwang den Sultan zur Flucht nach Indien. Von dort aber kehrte er mit frischen Truppen zurück und nun gelang es ihm, den Ssūrī zu schlagen, der selbst in seine Hände fiel und hingerichtet wurde. Aber dessen beide Brüder boten die wilden Horden ihres Volkes zur Rache auf. Im Jahre 1150 eroberten sie Ghasna und machten die Stadt dem Erdboden gleich; nur zwei Minarets

Digitized by Google



Die Gräber der Mamlükensultane bei Kairo. Aquarell von Karl Werner. Nach „Nilbilder", Verlag Gustav W. Seitz, Wandsbeck.

bezeichnen heute noch die Stelle, wo sie einst gestanden. Bachrām-Schāch blieb seitdem in Indien und residierte in Lahore.

Als nun die Goriden sich auch gegen Ssandschars Reich nach Herāt wandten, trat ihnen der Sseldschūkensultan entgegen; sie wurden geschlagen und ihr Fürst durfte erst nach zweijähriger Gefangenschaft in sein Land zurückkehren. Weniger glücklich verlief für Ssandschar ein Krieg gegen den Turkmenenstamm der Ghūsen, den die Karachitāi aus ihren Weideplätzen vertrieben hatten und der daher notgedrungen in sein Gebiet eingefallen war. Sie hatten sich anfangs friedlich seinem Staat einfügen wollen, waren aber durch die Willkür der Steuerbeamten zur Empörung getrieben worden. Im Jahre 1153 brachten sie ihm eine schwere Niederlage bei und hielten den Sultan selbst drei Jahre lang gefangen. Bald nachdem es ihm gelungen war, ihrer Haft zu entrinnen, starb er im Jahre 1157.

Nach ihrem Siege über den Sultan waren die Ghūsen plündernd und mordend in seine Länder eingefallen; Ssandschars Erbe war sein Neffe Machmūd, den bald sein Vormund Muaijad vom Throne verdrängte. Dieser mischte sich nach Il Arßlāns Tode in den Streit seiner beiden Söhne um den Thron des Chwārismschāch, und ward von dem älteren, Takasch, im Jahre 1174 besiegt und getötet. Nach längeren Kämpfen unter den Brüdern, an denen auch die im Lande umherschweifenden Ghūsen teilnahmen, konnte sich Takasch, nachdem sein Bruder 1193 gestorben war, wieder des ganzen Reiches bemächtigen. Als er nach Westen vordrang, traf er nun allerdings auf die Macht des abbāßidischen Chalifen an-Nāßir, der zuerst Bagdād von der Herrschaft der Hausmeier befreit hatte, und von Babylonien aus selbst wieder nach Osten übergriff. Unter Takasch' Regierung hatte Chwārism wenigstens vor den Ghoriden Ruhe, da diese sich auf den Rest des Ghasnawidenreiches in Indien gestürzt hatten. Nach seinem Tode aber ward sein Nachfolger Muhammed II. im Jahre 1204 von dem Ghoriden Alā ad-Din II. Muhammed angegriffen. Dieser aber ward geschlagen und sein Heer auf dem Rückzuge von den Karachitāi nahezu aufgerieben. Das

Digitized by Google

wirkte auch auf die Herrschaft der Ghoriden in Indien zurück, unter den dortigen Emiren brachen bald darauf Kämpfe aus, in denen es dem ehemaligen Türkensklaven Altytmysch endlich gelang, das ganze Reich noch einmal in seiner Hand zu vereinen.

In Persien begegnete, wie erwähnt, der Chwārismschāch der Einflußsphäre des abbāßidischen Chalifen Nāßir. Dieser hatte durch Intrigen den Herrscher von Hamadān aus dem Hause der Pehlewaniden zu stürzen verstanden. Der von ihm begünstigte neue Fürst, der ehemalige Sklave Ogulmysch, stellte sich aber unter den Schutz des Chwārismschāch und ward zur Strafe dafür auf Nāßirs Veranlassung von einem Assassinen ermordet. Der Chwārismschāch entschloß sich nun, dem unbequemen Gegner den Boden seiner Macht zu entziehen, indem er ein geistliches Konzil berief zur Beratung über die Frage, ob nicht die geistliche Würde des Chalifats vielmehr den Nachkommen Alis gebühre, deren Parteigänger, die Schiiten, ja noch immer in Persien weit verbreitet waren. Man stellte einen Aliden aus Tirmidh, Alā al-Mulk als Gegenchalifen auf, und der Chwārismschāch rüstete schon ein Heer, diesen auf den Thron in Bagdad zu setzen. In dieser verzweifelten Lage wandte sich Nāßir um Hilfe an die inzwischen in Zentralasien aufgetauchten Mongolen, deren Vorgeschichte in dem Abschnitt über jenes Ländergebiet erzählt werden wird.

Zwischen dem Mongolenchān Tschingis-chān und dem Chwārismschāch bestand schon lange ein gespanntes Verhältnis, das dann sehr bald durch Grenzkonflikte zum Ausbruch kam. Muhammeds Statthalter hatte angeblich harmlose mongolische Kaufleute als Spione aufgreifen und hinrichten lassen, und eine darüber Beschwerde führende Gesandtschaft hatte Muhammed mit Schimpf und Schande zurückgeschickt. Nun ließ Tschingis-Chān durch eine Stammesversammlung den Rachekrieg gegen den Chwārismschāch beschließen und sandte nach sorgfältigen Vorbereitungen im Herbst 1219 seine Heere gen Westen. Schon vorher war Tschingis-Chāns ältester Sohn Dschudschi auf einem Streifzuge an der Grenze mit einem Heere unter Muhammeds persönlicher Führung zusammengestoßen, war aber nach einem schnellen Siege wieder in die Steppe zurückgeeilt. Trotz dieser Warnung versäumte es Muhammed, beizeiten alle Kräfte seines weiten Reiches an sich zu ziehen; er begnügte sich damit, die Grenzfestungen zu verstärken und erwartete in Ssamarkand den Angriff des mongolischen Hauptheeres.

In vier Kolonnen rückten die Mongolen unter der Führung Tschingis-Chāns und seiner Söhne heran. Während diese die Grenzfesten belagerten, brach der Großchān selbst gleich nach Buchārā durch, das nach kurzer Belagerung genommen und unter scheußlichen Mißhandlungen der Bewohner fast ganz eingeäschert wurde.

Auf die Kunde von diesem Unglück wich der Chwārismschāch, der alle Tatkraft eingebüßt hatte und schon nach Balch zurückgegangen war, nach Naischāpūr aus. Aber auch dort fühlte sich bald nicht mehr sicher. Tschingis-chān sandte, während er selbst Ssamarkand und die anderen größeren Städte besetzte, einige Heerhaufen zur Verfolgung des Schāch aus, denen dieser bei einiger Energie mit den ihm noch verfügbaren Truppen leicht hätte entgegentreten können; denn seine türkischen Soldaten, die wußten, daß sie unter keinen Umständen von den Mongolen geschont wurden, verteidigten sich in den einzelnen Garnisonen aufs tapferste. Muhammed suchte endlich auf einer kleinen Insel des Kaspischen Meeres eine letzte Zuflucht, dort starb er am 11. Januar 1221. Ihm folgte sein ältester Sohn Dschelāl ad-Din Mingbarti.

Während die Mongolen am Südrande des Kaspischen Meeres ihr Zerstörungswerk fortsetzten und dann über den Kaukasus nach Südrußland einfielen, um über die Wolga in ihre Heimat zurückzukehren, hatte sich Dschelāl ad-Din zunächst nach dem von ihnen noch verschonten Chwārism begeben. Die dortigen Türken aber waren seinem jüngeren Bruder Oslag, dem früher der Thron bestimmt gewesen war, ergeben und zeigten sich ihm unbotmäßig. Er ging deshalb nach Ghasna, wo es ihm gelang, ein Heer zum Kampfe gegen Tschingis-Chān zu sammeln, der inzwischen Chwārism und Chorāßān hatte erobern lassen. Es gelang ihm auch eine vorgeschobene Abteilung der Mongolen in den Bergen zwischen Bāmijān und den Tälern von Kabul und Ghasna zu schlagen. Aber infolge eines Streites unter den Emiren trennte sich der Stamm der Chaldsch mit den Turkmenen wieder von ihm, mit dem ihm noch treu gebliebenen Reste seines Heeres konnte er den Mongolen nicht wieder entgegentreten. Er rettete sich nach Indien; an den steilen Ufern des Indus aber, den er nicht zu überschreiten

Digitized by Google



Der Gulistân (Rosengarten) des Sa'di, Handschrift vom Jahre 1582
in der Sammlung des Earl of Crawford, geschrieben von [illegible]
[illegible]

Digitized by Google

[illegible] im Westen zurück, unter den [illegible] in seiner Hand zu vereinen.

[illegible] der Gewalthaber des [illegible] von Hamadan und dem [illegible] neue Fürst, der [illegible] unter den [illegible] und [illegible]. Der [illegible] seiner Macht zu entziehen. [illegible] über die Kirche, ob nicht die geistliche [illegible] die Schutzen [illegible] einen [illegible] aus [illegible] ein Heer, diesen auf den [illegible] um Hilfe an die [illegible] in dem Abschnitt über

[illegible] schon lange [illegible] zum Ausbruch kam. [illegible] Kaufleute aus [illegible] Muhammed [illegible] und sandte nach sorgfältigen [illegible] war Dschingis-Chans [illegible] mit einem Heere unter [illegible] nach einem schnellen [illegible] Muhammed, bezeigten [illegible] er begnügte sich damit, die Grenz[illegible] des mongolischen Hauptheeres. [illegible] unter der Führung [illegible] und [illegible] behaupteten, brach der [illegible] selbst [illegible] und unter schrecklichen [illegible] wurde.

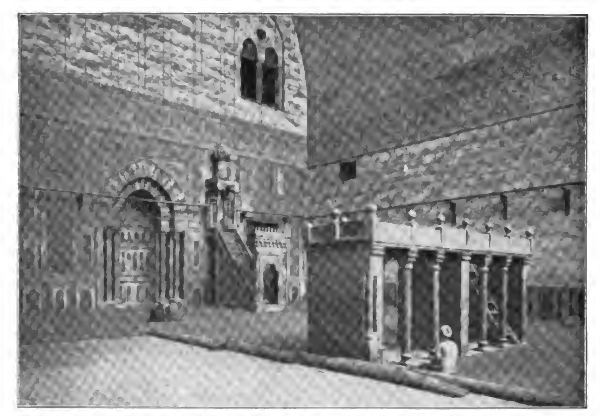
[illegible] der alle Tatkraft eingebüßt [illegible] war, nach [illegible] aus. Aber auch dort fühlt[illegible] während er selbst [illegible] und die anderen [illegible] Verfolgung des Schah aus, denen dieser [illegible] leicht hätte entgegentreten können; [illegible] unter keinen Umständen von den Mon[illegible] Garnisonen aufs tiefste. Muham[illegible] des [illegible] Meeres eine letzte Zuflucht, dort [illegible] Sohn [illegible].

[illegible] das Zerstörungswerk fort[illegible] um über die Wolga in ihre [illegible] noch dem von ihnen noch verschonten [illegible] seinem jüngeren Bruder [illegible], dem [illegible]. Er ging [illegible] ein Heer zum [illegible] gegen Dschingis-Chan zu [illegible]. Es gelang ihm auch [illegible] und den Tatern [illegible] unter den Emiren trennte [illegible] mit dem ihm noch [illegible] entgegentreten. Er [illegible], den er [illegible] zu überschreiten



Der Gulistān (Rosengarten) des Ssaadi, Handschrift vom Jahre 1582
in der Sammlung des Earl of Crawford, geschrieben von Muhammad Hussain von Kaschmir, zubenannt Sarin-kalam (Goldfeder). Auf der Miniatur ist der Dichter und der Schreiber dargestellt.

Digitized by Google



Moschee des Mamlûkensultans Haßan in Kairo. Nach „Ebers-Junghaendel, Ägypten", Verlag Cosmos, Leipzig.

vermochte, stellten ihn seine mongolischen Verfolger und rieben fast sein ganzes Heer auf, er selbst rettete sich durch einen verzweifelten Ritt durch den reißenden Strom. In Indien gelang es Dschelâl ad-Dîn, aus versprengten türkischen Abenteurern wieder eine kleine Streitmacht zu sammeln. Tschingis-Chân ließ ihn einstweilen nicht weiter verfolgen, sondern zog seine Truppen, indem er die Ausmordung der ehemals chwârismischen Lande vollenden ließ, langsam nach der Mongolei zurück.

Bald darauf folgte der Chwârismschâch einem Rufe seines Bruders, der sich in Kermân gehalten hatte. Hier und in den medisch-persischen Grenzgebirgen hat er sich noch einige Jahre mit Türken und Mongolen herumgeschlagen, bis er am 16. August 1231 dem Rachedurst eines Kurden zum Opfer fiel. So planlos alle seine Kämpfe verliefen, so war er doch der letzte Verteidiger des Islâms gegen die Heiden gewesen. Die anderen Fürsten, die Aijûbiden in Syrien wie die Seldschûken in Kleinasien, wetteiferten in würdeloser Kriecherei vor den Mongolen miteinander, um wenigstens noch als deren Lehnsleute in ihren Staaten geduldet zu werden.

Tschingis-Chân war im Jahre 1227 gestorben, und ihm folgte sein Sohn Ogotai. Während dieser schon an Tatkraft seinem Vater bei weitem nicht gewachsen war, erwiesen sich seine Söhne nach seinem Tode 1248 erst recht unfähig. Es brachen Fehden unter ihnen aus, die den muslimischen Ländern noch eine Gnadenfrist verschafften. Im Jahre 1251 ward ein Enkel Tschingis-Châns aus einer anderen Linie, Mangu Chân, zum Oberhaupt aller Mongolen erwählt. — Dessen Bruder Hulâgû, ein würdiger Nachkomme des Welteroberers, erschien 1256 in Persien, um die Reste der Assassinenherrschaft zu brechen. Die Nachkommen des Meisters vom Berge waren, nachdem der geheimnisvolle Zauber, der ihren Ahnherren und seine nächsten Nachfolger umgeben hatte, allmählich geschwunden war, in die Reihe der persischen Kleinfürsten getreten; ihre Macht beruhte aber noch immer auf dem Besitz ihrer starken Burgen. Wie fast alle Fürsten des Landes bis nach Armenien und dem Kaukasus Hulâgû bei seinem Erscheinen in Persien huldigend entgegenkamen, so bot auch der letzte Assassinenfürst Rukn ad-Dîn, dessen Vater kurz vorher, wohl mit seinem Wissen, ermordet worden war, seine Unter-

Digitized by Google

werfung an, wurde aber in seiner Burg Maimûn-Dis belagert und zur Übergabe gezwungen. Auf dem Transport ins Lager des Châns wurde er ermordet. Seine Anhänger wurden in ganz Persien aufgespürt und getötet.

Hulâgûs Ziel war von Anfang an gewesen, sich im Westen als Lehnsmann seines Bruders ein neues Reich zu schaffen. Seit Persien ihm zu Füßen lag, war das abbâßidische Reich in Babylonien sein nächster Nachbar. Hier waren auf den tatkräftigen an-Nâßir seit 1225 wieder Schwächlinge gefolgt. Es wird für den Mongolen kaum der Aufhetzung durch schiitische Perser bedurft haben, seine Augen auf diese leichte Beute zu richten. Nach einigen Verhandlungen, in denen der letzte Abbâßide Mutaßim den rechten Augenblick, sich zu unterwerfen, versäumte, und in denen er sich zu ernstlichem Widerstande nicht aufzuraffen vermochte, fiel Bagdâd am 17. Januar 1258 in die Hände der Mongolen. Die Stadt selbst ward im wesentlichen geschont, der Chalif aber, nachdem sein Palast geplündert, mit vielen seiner Verwandten hingerichtet. Einige aber entkamen nach Ägypten, und einer von ihnen ward von dem Mamlûken Baibârs zur Legitimierung seiner Herrschaft unter dem Namen al-Mustanßir billâh als Scheinchalife wieder auf den Thron erhoben, den seine Nachkommen bis zur Eroberung Ägyptens durch die Osmanen innehatten.


Darstellung eines Mongolenkaisers auf seinem Thron.
Miniatur des Târîkhi Djihân-gochâi, Sammlung Huart, Paris.

Der Eroberung Bagdâds folgte eine Unterwerfung der syrischen Kleinfürsten nach. Aber die türkischen Mamlûken Ägyptens setzten den Mongolen den ersten erfolgreichen Widerstand entgegen. Auf die Aufforderung, sich zu ergeben, antworteten sie mit einem Einfall in Syrien und brachten Hulâgûs Heer bei Ain Dschâlût in der Nähe von Nâbulus am 3. September 1260 eine entscheidende Niederlage bei. Die Mamlûken, namentlich der Sultan Baibârs, haben dann Hulâgû und seinen Nachfolgern den Ilchânen nach und nach ganz Syrien wieder entrissen. Die mongolische Zentralmacht war inzwischen durch Teilungen zerfallen, und das wirkte auf die Ilchâne, die noch in Persien sich behaupteten, schwächend zurück.

Unter diesen Ilchânen verdient nur noch einer, Hulâgûs Urenkel, Ghâsân genannt zu werden (1295—1304). Er kürzte zwar wie die meisten seines Stammes, sein Leben selbst durch das mongolische Erblaster der Trunksucht, versuchte aber doch in der ihm gegönnten kurzen Regierung einigermaßen wieder gut zu machen, was seine Vorfahren an Persien gesündigt hatten. Er trat mit seinem ganzen Heere zum Islâm über, und zwar zur ssunnitischen Lehre, die aber sein Bruder und Nachfolger Üldscheitu Chodâbende i. J. 1309 mit dem Schiitismus vertauschte. Während die Steuern bisher rein nach der Willkür der mongolischen Statthalter

Digitized by Google

und ihrer persischen Beamten umgelegt worden waren, ordnete er wieder eine allgemeine Aufnahme des Grundbesitzes an, auf Grund deren die Besteuerung neu geordnet wurde. Die zahllosen durch die mongolischen Einfälle ihrer Bewohner beraubten und seitdem brach liegenden Ländereien suchte er dem Ackerbau wieder zu gewinnen, indem er ihre Neubesiedelung durch Steuererlaß begünstigte. Handel und Wandel ließ er wieder Vertrauen fassen, indem er das von seinen Vorgängern nach chinesischem Vorbild eingeführte Papiergeld mit Zwangskurs abschaffte und die Ausprägung vollwichtiger Münzen veranlaßte. Die Rechtsverhältnisse, die durch das sehr einfache und unbestimmte mongolische Gewohnheitsrecht in Verwirrung gebracht waren, ordnete er und gab dem islāmischen Recht seinen Einfluß zurück, für beide Rechtsgebiete schuf er ein gemeinsames Obergericht.



Der Mongolenkaiser Ogotai, der Sohn Tschingis-Chāns. Miniatur des Tārīkhi Djihān-goschāi in der Sammlung Huart, Paris.

Von geistigem Leben konnte unter den Mongolen natürlich nicht viel die Rede sein. Zwar ist wohl schon unter Tschingis-Chān das Osttürkische als Schriftsprache unter ihnen verbreitet gewesen. Es ward mit einer eigenen, der sogenannten uigurischen Schrift geschrieben, einer Tochter der syrischen, die nestorianische Missionare schon seit Jahrhunderten bis ins Innere Asiens verbreitet hatten. Sie trat hier an die Stelle jener runenähnlichen Schrift, in der an den Ufern des Orchon die ältesten uns bekannten Türkenchane im 8. Jahrhundert ihre Taten verewigt hatten. Unter den Resten manichäischer Literatur, die die deutsche zentralasiatische Expedition zu Turfan am Südflusse des Tianschan entdeckt hat, finden sich in einer gleichfalls aus dem Syrischen abgeleiteten Schrift, einer Vorgängerin der uigurischen, Stücke in türkischer Übersetzung. In uigurischer Schrift und osttürkischer Sprache ist das älteste, uns erhaltene Literaturwerk dieser Völker, das Kudatku-Bilik, im Jahre 1068 einem chinesischen Lehrbuch der Lebensweisheit nachgebildet. Unter dem Einfluß des Islāms, der sehr bald den chinesischen überwog, wurden dann muslimische Volksbücher, eine Beschreibung der Himmelfahrt des Propheten und Heiligenleben, in diese Sprache übertragen, und die uigurische Schrift ward allmählich von der arabischen verdrängt. Die weitere Entwicklung der osttürkischen Literatur unter persischem Einfluß, unter Timur und seinen Nachfolgern, gehört erst der nächsten Periode an.

Unter den Mongolenstürmen fand die persische Literatur eine Zuflucht im Süden des

Digitized by Google

Landes, wo die Dynastie der Sselgthariden sich bis 1287 behauptete. Hier dichtete von 1256 bis 1291 in seiner Vaterstadt Schīrās, wo er sich nach einem bewegten Wanderleben niedergelassen hatte, Ssaadi seine beiden moralisierenden Hauptwerke, den Gulistān, den Rosengarten, aus Versen und Prosa gemischt, und den Bōstān, Lustgarten, ganz in Versen, von denen namentlich der erste seit 1654 auch in Deutschland durch Adam Olearius eingebürgert, noch heute jedem Perser als klassischer Ausdruck einer wesentlichen Seite des Nationalcharakters „der Neigung zur Bigotterie und Salbaderei" ans Herz gewachsen ist. Im Sseldschūkenreiche zu Kleinasien blühte der größte der persischen Mystiker Dschelāl ad-Dīn Rūmī, gestorben 1273, dessen weltfremde, der pantheistischen Auflösung des Ichs zustrebende Dichtung bei seinen Schülern, dem weitverbreiteten und einflußreichen Orden der Maulawīs, dem Korān gleichgestellt wurde. In Schīrās, wo während der Auflösung des Reiches der Ilchāne Abū Işchāk Entschu, der Nachkomme eines Statthalters, regierte, bis er von den Musaffariden gestürzt ward, am Hofe des bedeutendsten Vertreters dieser Dynastie, des Schāch Schudschā, blühte der berühmteste aller persischen Lyriker, Hāfis, gestorben 1388. Seine Lieder mit ihrem Preise der Schönheiten der Natur, namentlich der im Frühling neuerwachten, des sehnsuchtsvollen Sangs der Nachtigall, der Freuden der Jugend, des Weines und vor allem der im Orient seit alters weitverbreiteten homosexuellen Liebe, aber auch mit ihrer Verspottung aller Frömmelei und Heuchelei sowie jeder anderen Philisterhaftigkeit zeugen von einem großen und freien Geiste, der unter den traurigen Verhältnissen seiner Heimat alle andern Werte des Daseins verachten gelernt hat, und der nun im Genuß allein für sie Ersatz sucht. Indem man seinen durchweg rein weltlich gemeinten Liedern später noch einen mystischen Sinn unterlegte — so wie die christliche Kirche das höchst sinnliche Hohelied umdeutete — fand dieser feine Spötter und Ästhet auch in frommen Kreisen Verehrer, wie denn seine Lieder vermöge ihrer vollkommenen Form als unerreichte Muster allen späteren persischen wie türkischen Dichtern die Wege gewiesen haben.



Bronzetischchen im arabischen Museum, Kairo.
Ägyptische Arbeit der Mamlūkenzeit.
Nach Le Bon, Civilisation des Arabes.

Digitized by Google



Wandverzierung eines Hauses in Damaskus.

12. Die Entstehung des Osmanischen Reiches und seine Ausbreitung bis Ssulaimân I.

Auf den Trümmern des einst von den Arabern geschaffenen, von den Persern untergrabenen und von den Mongolen zerstörten Chalifenreiches schlugen sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts noch zahlreiche Türkenstämme um die Beute. Als Sklaven und als freie Söldner waren diese Söhne der nordasiatischen Steppen in die Dienste der Abbâßiden gekommen, statt aber ihren Thron zu stützen, hatten sie sich eifrig daran beteiligt, seine Grundlagen zu unterwühlen. Einzelnen kühnen Söldnerführern und Stammeshäuptlingen war es dann an verschiedenen Stellen geglückt, sich selbständige Fürstentümer zu schaffen, und die Sseldschûken hatten sogar mit Hilfe persischer und byzantinischer Verwaltungstraditionen in Irân und in Kleinasien recht lebensfähige Staaten gegründet.

Unter ihnen tauchte nun um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Macht auf, die berufen war, nicht nur alle übrigen türkischen Staaten zu überleben, sondern auch die Vorherrschaft des gesamten Islâms zu gewinnen. Vor den in Chorâßân vordringenden Mongolen hatte das Geschlecht der Kaji aus der türkischen Gruppe der Oghusen zurückweichen müssen und war unter den Schutz des Sultans von Chwârism Dschelâl ad-Dîn Mingbarti getreten, und dieser hatte ihnen Weideplätze im nordwestlichen Armenien angewiesen. Nach der Ermordung ihres Schirmherrn beschloß ihr Häuptling Ssulaimân, die Seinen aus dem Gewirre der um die alten Kulturländer streitenden Kleinstaaten wieder in die Steppen Innerasiens zurückzuführen. Als er aber auf der Wanderschaft beim Übergang über den Euphrat in der Höhe von Aleppo den Tod gefunden hatte, führte sein dritter Sohn Ertogrul wenigstens den kleineren Teil des Stammes, etwa 400 Familien, wieder nach Kleinasien zurück und trat mit ihm in den Dienst des sseldschûkischen Sultans von Ikonium. Dieser belehnte ihn mit der Grenzmark

Digitized by Google

gegen die Rhomäer auf den Gebirgen Dumanitsch- und Ermeni-Dâgh und überließ es ihm, sich auf Kosten der christlichen Nachbarn zu bereichern. Sein im Jahre 1258 geborener ältester Sohn Osmân konnte schon im Jahre 1288 seine Residenz von Ssögud nach Melangenon, das er erobert und in Karadschahißâr umgenannt hatte, verlegen.

Von dort aus richtete er die Expansionskraft seines Volkes, die fortwährend durch Zuzug aus anderen türkischen Stämmen verstärkt wurde, nach der Propontis und dem Schwarzen Meere. Die disziplinlosen Söldner der Byzantiner leisteten seinen Scharen nur schwachen Widerstand. Im Jahre 1300 konnte er Karadschahißâr schon wieder seinem Sohne Urchân als Lehen überlassen, und im Jahre darauf fiel Nikomedien in seine Hand. Noch größere Bewegungsfreiheit gewann er, als sein Lehnsherr Alâ'eddin von Ikonium im Jahre 1307 von Ghâsân, dem Chan der persischen Mongolen, geschlagen und getötet worden war, während ihn selbst die Tatkraft seines Sohnes vor der gleichen Gefahr beschützte.

Im Jahre 1326 krönte Urchân, während sein Vater zu Ssögud im Sterben lag, die Arbeit seiner Vorfahren mit der Eroberung von Brussa. In der alsbald in eine Moschee umgewandelten Schloßkirche ließ er dann die Leiche des Vaters beisetzen, und dadurch ward Brussa zur heiligen Stadt der Osmanen. Hier, in der neuen Hauptstadt des Reiches, erhoben sich bald glänzende Bauten, in denen byzantinische und iranische Kunsttraditionen wie in den Werken der sseldschûkischen Baumeister sich kreuzten. Im Jahre 1325 fiel auch Nikomedien in Urchâns Hände, und nun gab er als treuer Bekenner des Islâms seiner Wertschätzung der Wissenschaft, deren Pflege stets einen der größten Ruhmestitel muslimischer Herrscher gebildet hatte, dadurch Ausdruck, daß er dort die erste osmanische Lehranstalt (Medreße) schuf, deren Leitung er dem in Ägypten ausgebildeten Gelehrten Dâ'ûd al Kaißari übertrug.

Jetzt machte sich auch schon das Bedürfnis nach einer strafferen Organisation des Reiches geltend. Die Grundlage der osmanischen Staatsverfassung bildete das Lehnsrecht. Wie die Emire selbst — so nannten sich die osmanischen Herrscher noch bis zum Jahre 1473 — ihr Territorialrecht auf die Belehnung vom Sultan von Ikonium zurückführten, so belehnten sie ihrerseits wieder die durch Tapferkeit bewährten Stammesgenossen mit Gütern im eroberten Gebiete gegen die Verpflichtung, Berittene zum Heerbann zu stellen. Dieser militärische Zweck der Lehen fand seinen Ausdruck in ihrer Zusammenfassung zu Ssandschâks, d. h. Fahnen. Solcher Ssandschâks gab es anfangs zwei, Sultan-Oeni, die Stammsitze der Osmanen im Südosten umfassend, und Chodscha-Ili, das Küstenland im Nordwesten, nach seinem Eroberer und erstem Bey Aghdsche Chodscha benannt. Nach der Eroberung von Brussa ward dies zur Hauptstadt eines neuen Ssandschâk gemacht, das dem Kronprinzen Murâd übertragen und nach ihm Chudawendkiâr (Herrenland) genannt wurde.

Die Gesetzgebung des Reiches sollte theoretisch allein auf dem göttlichen Rechte, wie es im Kor'ân und in der vom Propheten in mündlichen Aussprüchen gewiesenen Ssunna festgelegt war, beruhen. Da aber diese beiden Rechtsquellen nicht mehr ausreichten, alle Fragen des jetzt viel komplizierteren und auf ganz anderen wirtschaftlichen Grundlagen beruhenden Lebens zu entscheiden, so mußte man sich entschließen, neue rein weltliche Bestimmungen neben dem göttlichen Recht anzuerkennen; denn dies war damals schon zu erstarrt, als daß man hätte wagen können, es den neuen Verhältnissen anzupassen, wie es die Juristen in den ersten Jahrhunderten des Islâms noch hatten tun können. So entstand neben dem Scher'-i-scherif der Kânûn (Kanon), dessen Entwicklungsfähigkeit von vornherein anerkannt und der daher auch von den späteren Sultanen weiter ausgebaut wurde.

Die ersten weltlichen Satzungen werden auf einen Bruder des Sultans Urchân, namens Alâ'eddin, zurückgeführt, der in seiner Jugend der Welt entsagt hatte, dann aber an den Hof zurückgekehrt war, um seine juristischen Kenntnisse in den Dienst des Staates zu stellen. Er wird daher auch als der erste Wesir des Reiches angesehen. Seine Bemühungen richteten sich zunächst hauptsächlich auf drei Punkte: das Münzwesen, die Kleiderordnung und die Heeresorganisation.

Das Recht, seinen Namen auf die Münzen zu setzen, galt seit lange im Islâm neben der Erwähnung des Namens im Freitagsgebet als Zeichen fürstlicher Souveränität. Als Vasallen der Sultane von Ikonium hatten die osmanischen Emire jedenfalls lange noch deren

Digitized by Google

Münzen in ihrem Gebiete kursieren lassen müssen, wenn auch ihre Geschichtschreiber bemüht sind, ihnen die Ausübung des Münzrechts so früh wie möglich zuzuschreiben. Aber die Angabe, daß Alâ'eddîn zuerst im Jahre 1328 Gold und Silber in Urchâns Namen habe prägen lassen, ist entschieden allein glaubwürdig.

Daß zu den ersten Grundlagen osmanischen Staatslebens auch eine Kleiderordnung gehörte, mag wohl dem Empfinden des modernen Europäers befremdlich erscheinen. Aber auf älteren Kulturstufen ist die Kleidung nicht ein zwar notwendiges, aber doch nur äußerliches, höchstens vom Geschmack des Trägers abhängiges Akzidens, sondern ein wesentliches Attribut seiner Persönlichkeit, wie heute nur noch die militärische Uniform es ist. Die Kleidung scheidet nicht nur die Stände, sondern auch die Nationalitäten, und da deren Rechte im islâmischen Staate sehr verschieden sind, konnte der Gesetzgeber nicht umhin, auch für ihre äußerlich erkennbare Scheidung zu sorgen. Wie heute noch der Fez den Osmânli vom Europäer unterscheidet, so galt von jeher die Kopfbedeckung für das eigentlich charakteristische Kleidungsstück. Für den hohen kegelförmigen Filz, den man damals wie noch heute in einigen Gegenden Persiens trug, bestimmte nun Alâ'eddîn die weiße Farbe als Zeichen der Zugehörigkeit zum Heere und zum Hofe. Der Sultan selbst und bei feierlichen Gelegenheiten auch die Beys umwanden diesen Filz noch mit dem Turban, dessen Gebrauch erst später allgemeiner wurde.



Porträt des Sultans Murâd I. Gemälde in der Sammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol.

Bei der Heeresorganisation stand dem Sultan und seinem Bruder als technischer Berater der Heeresrichter von Biledschik, Kara Chalîl Tschendereli, zur Seite. Noch von den heimatlichen Steppen her zeichneten die Türken sich als gewandte und tollkühne Reiter aus, aber es fehlte ihnen aller Sinn für taktische Gliederung. Wenn sie auch im freien Felde den entarteten byzantinischen Söldnern überlegen waren, so erforderte der Festungskrieg doch andere militärische Qualitäten. Am notwendigsten erwies sich die Errichtung einer Fußtruppe. Zuerst versuchte man eine solche aus den Türken selbst zu schaffen. Den zum Fußdienst ausersehenen Inhabern von Militärlehen bewilligte man für die Zeit eines Feldzuges einen täglichen Lohn von einem Akdsche, einem Viertel Dirham, und teilte sie nach byzantinischem Vorbild in Haufen von zehn, hundert und tausend Mann. Diese Einrichtung aber bewährte sich nicht. Der ungewohnte Dienst verführte die Leute zu ungemessenen Forderungen, so daß Urchân schon nach kurzer Zeit sich entschließen mußte, diese Truppe wieder aufzulösen.

Auf Tschenderelis Rat suchte er für sie Ersatz unter den Christen, die von jeher an den Infanteriedienst gewöhnt waren. Da aber nach einem der wichtigsten Grundgesetze islâmischen Staatsrechts das Waffenhandwerk nur Muslime ausüben durften, so mußten die für die neue Truppe auserlesenen Christen zwangsweise zum Islâm bekehrt werden. Man machte den Anfang mit tausend Christenknaben, die mit Gewalt ihren Familien entrissen, zur Verleugnung ihres Glaubens gezwungen, dafür aber durch die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn an die Person des Sultans gefesselt wurden. Wie die zum Kampfe gegen die Ungläubigen geschaffenen christlichen Ritterorden, so erhielt auch diese neue Truppe (Jeni Tscheri, daher

Digitized by Google

Janitscharen) eine halbgeistliche Organisation. Kleinasien war schon von jeher ein besonders fruchtbarer Boden für allerlei religiöse Bruderschaften gewesen, die sich der Pflege mystisch-asketischen Lebens, aber auch sozialer Wohlfahrt, namentlich in der Fürsorge für fremde Reisende, widmeten und denen neben ihren berufsmäßigen Vertretern auch zahlreiche Laienbrüder angehörten. So schlossen sich die Janitscharen dem Orden der Bektäschi an, dessen angeblichen Stifter daher die Legende schon der neugegründeten Truppe seinen Segen erteilen läßt.

Auch die Reiterei erhielt schon unter Urchân eine festere Organisation. Als ihren Grundstock schuf er eine besoldete Elitetruppe, die vier Schwadronen (Bölükiät Erbea), anfangs nur 2400, später bis 16000 Mann stark, deren Obhut die große Reichsstandarte, seit Sselim I. die Fahne des Propheten, anvertraut war. Neben ihnen blieb aber die Lehnsreiterei, die Mußallamûn, die von der Steuer befreiten, bestehen, die dem Befehl der Ssandschâkbeys unterstellt waren.

Mit diesen neuorganisierten Truppen stieß Urchân immer energischer gegen die Küste vor, und bald suchten die größten und wichtigsten Hafenstädte sich ihren Handel durch förmliche Unterwerfung unter seine Macht zu sichern. Sein erster Angriff auf Byzanz selbst, den er im Jahre 1337 unternahm, um den Kaiser dafür zu strafen, daß er sich mit den Sseldschûken auf ein Schutzbündnis gegen ihn eingelassen hatte, endete freilich mit einer Niederlage. Aber 20 Jahre später gelang es den Osmanen schon, sich in Kallipolis auf dem Chersones festzusetzen.

Urchâns zweiter Sohn Murâd, der ihm im Jahre 1358 auf dem Throne folgte, richtete alsbald seine ganze Kraft auf die Balkanhalbinsel, wo damals zahlreiche kleine Machthaber sich in unablässigen Kämpfen zerfleischten. Den mit fester Hand nach großen politischen Zielen strebenden Osmanen fielen sie nach und nach alle zum Opfer. Im Jahre 1363 verloren die Bulgaren Philippopel, 1365 ward Adrianopel genommen, das nun bis zum Falle von Konstantinopel die Residenz der osmanischen Emire blieb. Damals trat auch schon der erste romanische Staat mit den Osmanen in Verbindung. Mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes Urban V. schloß die Republik Ragusa mit ihnen einen Handelsvertrag, in dem sie gegen einen jährlichen Tribut von 500 Dukaten sich den freien Verkehr in ihren Staaten erkaufte.

Die Uneinigkeit der Balkanslawen machte den Osmanen ihre Unterwerfung leicht. Nur die Serben unter dem Njemaniden Wukaschin machten im Jahre 1371, als Murâd in Asien weilte, den Versuch, die auch ihnen drohende Unterjochung durch einen Angriff abzuwehren, sie wurden aber von Hâddschi Ilbeki bei Tschirmen an der Maritza blutig geschlagen und verloren ihre Besitzungen in Makedonien. Aber die Schwierigkeiten, die für Murâd in Kleinasien erwuchsen, belebten ihren Mut aufs neue. Der Sultan von Karamân hatte ihn schon gleich bei seinem Regierungsantritt überfallen und war damals mit dem Verluste von Angora bestraft worden. Obwohl ihn nun Murâd durch die Vermählung mit seiner Tochter an sein Interesse zu fesseln suchte, benutzte er doch die Gelegenheit, als Ssa'ûdschi, ein jüngerer Sohn Murâds und sein Statthalter in Europa, im Bunde mit einem byzantinischen Prinzen sich gegen seinen Vater empörte, zu einem Angriff auf seine inzwischen erweiterten asiatischen Besitzungen, ward aber 1386 bei Konia geschlagen. Wenn Murâd nun in Asien beschäftigt war, regten sich die Slawen in Europa, so daß er sich endlich zu einem entscheidenden Schlage zu rüsten genötigt sah. Im Juni 1389 trat er den Serben, denen bosnische, magyarische, bulgarische und albanische Hilfstruppen zur Seite standen, auf dem Amselfelde am Lab entgegen. Die Entscheidung schwankte lange hin und her, und der Widerstand der Christen brachte den Osmanen gewaltige Verluste, Murâd selbst fiel im Kampfe. Sein Sohn Bâjesîd aber, der den linken Flügel kommandierte, brachte die schon wankenden Schlachtreihen der Seinen wieder zum Standhalten und führte sie, da die Kraft der Serben nach dem Falle ihres Fürsten Lazar erlahmte, zum Siege.

Der neue Emir ging mehr noch als seine Vorfahren ganz im Waffenhandwerk auf, und seine Nachbarn bekamen sehr bald seine schwere Hand zu fühlen. Im Jahre 1390 verloren die Byzantiner ihre letzte Besitzung in Kleinasien, die Stadt Philadelphia, bei deren Unterwerfung der junge Kaiser Manuel selbst dem Sultan Heeresfolge gegen seine treuen Untertanen leisten mußte. Drei Jahre später wurden auch die Bulgaren endgültig unterworfen,

Digitized by Google



Sultan Muhammed II.
Gemälde von Gentile Bellini in der Sammlung Layard, Venedig. Aufnahme von Anderson, Rom

Digitized by Google

[illegible] von jeher ein besonders
[illegible] die sich der Pflege musika-
[illegible] der Herberge für fremde
[illegible] auch zahlreiche Laien
[illegible] Orden der [illegible] an, dessen
[illegible] seinen Segen er-

[illegible]. Als ihren Grund-
[illegible], anfangs nur
[illegible], seit [illegible] I.
[illegible] die [illegible], die
[illegible] der [illegible]

[illegible] gegen die Küste
[illegible] Handel durch förmliche
[illegible] auf Byzanz selbst, den er
[illegible], daß er sich mit den [illegible]
[illegible] mit einer Niederlage. Aber
[illegible] auf dem [illegible] festzusetzen.
[illegible] auf dem Throne folgte, richtete
[illegible] neue Machthaber
[illegible] großen politischen Zielen
[illegible]. Im Jahre 13[illegible] [illegible] die
[illegible] bis zum Falle von Kon-
[illegible] trat auch schon der erste
[illegible] der Genehmigung des
[illegible] einen Handelsvertrag, in dem sie
[illegible] den freien Verkehr in ihren Staaten [illegible].
[illegible] den [illegible] ihre Unterwerfung leicht. Nur
[illegible] im Jahre 13[illegible], als Murad in Asien
[illegible] Angriff [illegible],
[illegible] bei [illegible] geschlagen und ver-
[illegible], die [illegible] in Klein-
[illegible]. [illegible] hatte ihn schon
[illegible] mit dem Verluste von Angora
[illegible] mit seiner Tochter an sein
[illegible], ein jüngerer Sohn
[illegible] mit einem [illegible] Prinzen sich
[illegible] erweiterter [illegible]
[illegible] [illegible] war.
[illegible] entscheidenden Schlage zu
[illegible],
[illegible] am [illegible] ent-
[illegible] der [illegible] der Christen
[illegible] selbst fiel im Kampfe. Dem Sohn Bâjesîd
[illegible] der
[illegible] nach dem Falle
[illegible]

[illegible] auf, und
[illegible] Im Jahre 13[illegible] verloren
[illegible], bei deren Unter-
[illegible] freien Unter-
[illegible] unterworfen,



Sultan Muhammed II.
Gemälde von Gentile Bellini in der Sammlung Layard, Venedig.
Aufnahme von Anderson, Rom

Digitized by Google

deren letzten Widerstand nach dem Falle ihres Fürsten Schischman der Patriarch Euthymios in der Hauptstadt Tirnovo geleitet hatte.

Dieser Erfolg erregte nun freilich schon die Besorgnis des Abendlandes. Der Papst Bonifazius IX. ließ in Frankreich, in den Alpenländern und in Süddeutschland den Kampf gegen die Ungläubigen predigen, und die scheinbar längst vergessenen Kreuzzugsgedanken sammelten im Frühjahr 1396 wieder ein starkes, westeuropäisches Ritterheer um den König Sigismund von Ungarn in Buda. Aber ihre Disziplinlosigkeit wog die Begeisterung dieser Glaubenskämpfer völlig auf. Alle Bemühungen Sigismunds um eine taktische Führung blieben erfolglos, und so brachte ihnen Bâjesîd am 27. September bei Nikopolis eine schwere Niederlage bei. Ihre Verbündeten, die romanischen Machthaber des Peloponnes, strafte er durch eine Verheerung ihres Gebiets.

Schon aber drohte dem Osmanischen Reiche von Osten her eine schwere Gefahr, die den Griechen noch eine Gnadenfrist verschaffte. Wieder war unter den Mongolen ein großer Kriegsheld erstanden, der noch einmal alle Schrecken barbarischer Verwüstung über die islâmische Welt brachte. Timûr aus Kesch in Transoxanien, ein Nachkomme Tschingis-châns, geb. 1335, hatte um 1369 den tschagataischen Emir von Chorâßân und Transoxanien entthront und sich aus dessen Besitz ein Reich mit der Hauptstadt Ssamarkand geschaffen. Damit aber nicht zufrieden, wollte er das ganze Erbe seines Ahnen Tschingis-chân wiedergewinnen, und überzog alljährlich die Länder bis hinab an den Ganges mit Krieg. Bâjesîd sah voraus, daß ihm ein Kampf mit diesem Welteroberer nicht erspart bleiben würde, und bemühte sich daher schon seit den ersten Jahren seiner Regierung, ihm gegenüber seine Stellung in Asien zu verstärken. Im Jahre 1391 entriß er dem von seinem Vater noch geschonten Emir von Karamân, seinem Schwager, Konija, und als dieser ein Jahr darauf eine Schlacht gegen seinen Feldherrn Timurtâsch verlor, nahm er ihm den Rest seiner Besitzungen ab. Nun unterwarfen sich auch die Turkmenen in Kaißarija, Tokâd und Ssiwâs, und 1393 verlor der Emir von Kastamuni sein Reich. Die entthronten Fürsten hetzten natürlich bei Timûr gegen Bâjesîd, und als dieser auch den armenischen Herrn von Ersendschân in seinem Besitze störte, erschien der Chân, der jenen schon als seinen Vasallen betrachtete, im Jahre 1400 in Kleinasien, eroberte Ssiwâs und ließ die Besatzung, bei der sich Bâjesîds ältester Sohn Ertogrul befand, niedermachen.

Wie schon früher einmal die Christen in den noch heidnischen Mongolen Bundesgenossen gegen die Macht des Islâms gewinnen zu können meinten, so traten auch jetzt Johannes VII. von Byzanz und Karl VI. von Frankreich mit Timûr, obwohl dieser sich zum Islâm bekannte, in Verbindung, um ihn gegen die in größerer Nähe drohende Gefahr auszuspielen. Timûr hatte sich zunächst mit der Bâjesîd zugefügten Züchtigung begnügt und es vorgezogen, den Mamlûkensultan Barkûk von Ägypten heimzusuchen. Auf der Ebene von Karabâgh, wo er den Winter 1401/02 zubrachte, rüstete er dann zum Entscheidungskampfe gegen die Osmanen.

Mit Beginn des Frühlings 1402 ging Timûr zum Angriff vor, und kam über Ersendschân und Ssiwâs bis in die Ebene von Angora. Hier nahm Bâjesîd alsbald die Schlacht an, obwohl seine Ratgeber bei der wenig zuversichtlichen Stimmung seiner Truppen gegenüber dem an Zahl weit stärkeren Feinde entschieden abmahnten. Den Osmanen fehlte für diesen Kampf gegen ihre Glaubensgenossen die fanatische Begeisterung, die sie sonst beseelte, und die christlichen Hilfsvölker folgten ohnehin nur widerwillig Bâjesîds Fahnen. Trotzdem begann der Kampf am Morgen des 20. Juli 1402 für ihn nicht ungünstig. Die serbischen Panzerreiter setzten den leicht bewaffneten Mongolen hart zu, Bâjesîd aber rief sie aus Furcht vor einer Umgehung zurück. Die Mongolen verfolgten sie, und als sie an die türkischen Linien herankamen, ließen sich die sseldschûkischen Truppen, die ihre früheren Fürsten auf der Seite der Feinde erblickten, zum Abfall bewegen. Der tapfere Widerstand, den Bâjesîd mit seinen 10000 Janitscharen noch bis zum Abend leistete, konnte die Niederlage nicht mehr aufhalten. Als der Emir sich bei Anbruch der Dunkelheit zur Flucht wandte, fiel er mit seinem Sohne Mûßa in Gefangenschaft, während dessen Brüder Muhammed und Îßa nach Karamanien entkamen. Der Sieger behandelte den gefangenen Herrscher anfangs großmütig, erst als er einen mißglückten Fluchtversuch gemacht hatte, verschärfte er die Haft. Bâjesîd starb

Digitized by Google

schon am 8. März 1403 zu Akschehr in Hamid, und der Sieger gönnte ihm das Grab in der von ihm selbst erbauten Moschee in Brussa.

Timûr setzte in Kleinasien die entthronten sseldschükischen Dynastien wieder in ihre Rechte ein, Rumelien aber ließ er den Osmanen unter Bâjesîds Sohn Ssulaimân, der das Land von ihm zum Lehen nehmen mußte. Dann zog er wieder gen Osten in seine Residenz Ssamarkand. Dauernde Wirkungen haben die politischen Schöpfungen der Mongolen nie ausgeübt; als Timûr schon am 19. Februar 1405 auf einem Feldzuge gegen China starb, war Kleinasien wieder sich selbst überlassen.

Schon vorher aber war unter den Söhnen Bâjesîds der Kampf um das Erbe entbrannt. Der tatkräftigste unter ihnen, Muhammed, war von Angora nach Osten geflohen und hatte sich in den Bergen von Amasia und Tokâd festgesetzt. Von dort griff er seinen älteren Bruder Îßa, der sich Brussas bemächtigt hatte und seinen Vorschlag, die asiatischen Besitzungen mit ihm zu teilen, zurückwies, schon 1403 an, schlug ihn bei Ulubâd und zog dann in Brussa ein, während Îßa nach Byzanz floh. Sein Bruder Ssulaimân, der sich mit Rumelien allein nicht begnügen wollte, schickte ihn mit neuen Truppen nach Kleinasien, er ward aber wieder geschlagen und verschwand in Karamanien. Gegen Ende 1404 überschritt Ssulaimân selbst den Hellespont, vertrieb Muhammed aus Brussa und im nächsten Jahr sogar aus Angora. Nun aber fiel sein Bruder Mûßa, der nach der Walachei geflohen war, mit Unterstützung der Serben in Rumelien ein, ward aber von Ssulaimân am Goldenen Horn bei Konstantinopel geschlagen und nach den Donauländern zurückgetrieben.

Ssulaimân verscherzte sich durch sein wildes Leben immer mehr die Sympathien seiner Umgebung; als daher Mûßa drei Jahre später ihn aufs neue angriff, ward er verraten, ehe es noch zum Kampfe kam, und auf der Flucht im Juli 1410 von Bauern erschlagen.

Mûßa weigerte sich nun, seinen Bruder Muhammed als Oberherrn anzuerkennen, und begann seine Regierung mit einem Rachezug gegen die Serben, deren Verrat er vor drei Jahren seine Niederlage zu verdanken hatte. Als er dann aber auch den Kaiser Manuel bedrängte, schloß dieser unter Vermittelung von Mûßas eigenen Gesandten ein Bündnis mit Muhammed gegen ihn. Ihr erster gemeinsamer Angriff im Jahre 1410 endete freilich mit einer Niederlage bei Jedschigis. Zwei Jahre lang ward Muhammed dann durch Kämpfe mit den Emiren von Smyrna und Angora in Kleinasien festgehalten. Erst 1412 konnte er wieder in Europa eingreifen. Er umging nun die Konstantinopel belagernden Truppen seines Bruders und stieß gleich nach Nordwesten bis Nisch vor, um sich mit den dort gegen Mûßa im Felde stehenden Serben zu vereinen. Im nächsten Sommer rückte er mit ihnen gegen Süden vor. Auf der schmalen Ebene von Tschamorlu im Flußbette des Isker trat Mûßa ihnen am 10. Juli 1413 entgegen, ward nach tapferem Widerstande geschlagen, auf der Flucht gefangen und im Lager seines Bruders erdrosselt. Den Serben und Griechen lohnte der Sieger ihre Hilfe durch Gebietsabtretungen.

Auch die meisten Vasallen in Europa und Asien erkannten Muhammed nach kurzem Widerstande an. Bei dem Versuch aber, auch die Venezianer auf den Inseln des Ägäischen Meeres zur Huldigung zu zwingen, geriet er in Konflikt mit ihrer Mutterstadt und mußte, nachdem seine Flotte am 29. Mai 1416 eine schwere Niederlage bei Kallipolis erlitten hatte, auf seine Ansprüche zunächst noch verzichten.

Wie sehr aber durch die Mongolennot und die nachfolgenden Bruderkriege die Grundlagen des Staates damals erschüttert waren, zeigte eine merkwürdige sektiererische Bewegung, die sich gegen den Islâm selbst richtete. Der ehemalige Heeresrichter und erste Ratgeber Mûßas, Badraddin Machmûd aus Ssimauna, war nach der Niederlage seines Herrn in Nikäa interniert worden. Hier ließ sich der hochangesehene Jurist, der seine gründliche Kenntnis des islâmischen Rechts in einem noch heute vielbenutzten Lehrbuche bewährt hatte, auf eine schwärmerische Mystik ein, die ihn schließlich dem Islâm ganz entfremdete. Seine neue Lehre, die Gütergemeinschaft und Anerkennung der Christen als den Muslimen gleichberechtigter Gottesverehrer vorschrieb, fand bei den von ihren Lehnsherren meist hart bedrückten Bauern Kleinasiens begeisterte Aufnahme. Sein Schüler Börekludsche Mustafa sammelte neue Anhänger um sich, auf dem Berge Stylarios an der Südspitze des Meerbusens von Smyrna,

Digitized by Google

der Insel Chios gegenüber. Seine von fanatischen Derwischen geführten Scharen streiften bald bis in die Gegend von Magnesia. Der Statthalter von Aidin, der serbische Renegat Schischman, erhielt Befehl, die gefährliche Bewegung zu unterdrücken, ward aber, da er sich unvorsichtig in die Schluchten des Stylarios wagte, dort überfallen und mit allen seinen Truppen vernichtet. Kaum besser erging es seinem Nachfolger Alibeg, der aber wenigstens das eigene Leben rettete. Nun mußte Muhammeds erst zwölfjähriger Sohn Murād, der als Statthalter in Amasia residierte, seine Truppen mit denen des rumelischen Beglerbeg Bājesīd-pascha vereinen und sich gegen die Empörer wenden. Am Vorgebirge Karaburun ward ihre Macht gebrochen. Mustafa endete als Märtyrer seines Glaubens am Kreuze. Sein Lehrer Badraddin war schon vorher nach der Walachei geflohen, hatte dort den Rest seiner Anhänger um sich gesammelt und setzte sich mit ihnen in einem Balkanpasse fest. Als Muhammed selbst gegen ihn anrückte, gingen seine Truppen auf die Kunde von Mustafas Untergang zu jenem über. Seine letzten Getreuen, mit denen er noch einige Zeit umherirrte, lieferten ihn endlich selbst aus und er litt als Hochverräter zu Seres den Tod durch den Strang.

Als Muhammed im Jahre 1421 starb, hatte sein Nachfolger Murād II. seinen Thron erst gegen einen Prätendenten, der sich für Bājesīds bei Angora gefallenen Sohn Mustafa ausgab und mit dem Kaiser Manuel von Byzanz im Bunde stand, dann in Asien gegen seinen eigenen, erst 13 Jahre alten Bruder Mustafa zu verteidigen. Als er nach Niederwerfung der Empörer Manuel durch Wegnahme von Thessalonike strafen wollte, traten ihm die Venezianer in den Weg, indem sie diese Stadt dem Kaiser abkauften. Murād erkannte sie zunächst gegen Tributzahlung in diesem Besitze an, aber nur, um zu neuen Rüstungen Zeit zu gewinnen. Im Jahre 1428 ward der Krieg wieder eröffnet, und am 29. März ward Thessalonike von den Osmanen im Sturm genommen. Die furchtbar verwüstete und dann mit Muslimen neu besiedelte Stadt, deren Hafen ihr immer einen bedeutenden Handel sichern mußte, blühte erst allmählich wieder auf.



Porträt des Sultans Bājesīd I. Gemälde in der Sammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol.

Im Norden hemmten die Magyaren Murāds Siegeslauf. Die Erfolge, die der siebenbürgische Rumäne Johannes Hunyad hier gegen seine Heere davontrug, belebten sogar wieder den Gedanken an einen gemeinsamen Kreuzzug der Christenheit gegen die Ungläubigen. Ein Aufruf des Papstes Eugen IV. fand in den zunächst bedrohten Ländern Polen und Ungarn, aber auch in Deutschland und Frankreich starken Widerhall. Im Juli 1443 brach das Kreuzheer von Buda auf und errang am 24. Dezember an einem Paß auf der Straße von Sophia nach Belgrad einen glänzenden Sieg, den auszunutzen aber der Winter unmöglich machte. Als nun in Albanien Georg Kastriota mit Erfolg die Fahne des Aufruhrs gegen die Osmanen erhob, mußte Murād um Frieden bitten, und dieser ward ihm auf dem Reichstage zu Szegedin 1444 für zehn Jahre gewährt.

Der Papst aber, der dadurch seine Pläne vereitelt sah, hetzte die Magyaren zum Friedensbruche, da den Ungläubigen geleistete Eide unverbindlich seien. Unter dem Vorwande, daß

Digitized by Google

die Türken einige serbische Festungen noch nicht geräumt hatten, fielen sie im September desselben Jahres in die Balkanländer ein, um an der Küste des Schwarzen Meeres entlang zu ziehen und sich in Kallipolis mit der venezianischen Flotte zu vereinen. Murâd aber trat den Christen am 9. November unter den Mauern von Varna gegenüber und errang einen glänzenden Sieg dank dem Leichtsinn des erst 20 Jahre alten Königs Wladislaw von Ungarn, der, auf die anfänglichen Erfolge Hunyads eifersüchtig, den ihm angewiesenen Posten verließ und bei einem Angriff auf die Janitscharen fiel.

Erst vier Jahre später versuchte Hunyad, der für den unmündigen Sohn des gefallenen Königs in Ungarn die Regierung führte, die Scharte von Varna auszuwetzen. Ende September 1448 rückte er in Serbien ein, und am 17. Oktober trat ihm Murâd auf dem Amselfelde entgegen. Zwei Tage darauf gingen die Walachen nach heißen Kämpfen zu den Osmanen über; Hunyad geriet bei dem Versuch, sich nach der Donau durchzuschlagen, in die Gefangenschaft der ihm feindlich gesinnten Serben und mußte sich zum Abschluß eines sehr ungünstigen Friedens verstehen.

Als Murâd am 5. Februar 1451 starb, brachte der erste Befehl seines Sohnes und Nachfolgers Muhammed seinem Bruder Achmed den Tod, und seitdem ward infolge der traurigen Erfahrungen der früheren Generationen der Brudermord beim Regierungsantritt des neuen Herrschers fast zu einem Hausgesetz für seine Dynastie. Muhammed galt mit Unrecht für wenig befähigt, weil sein Vater die ihm schon einmal übertragene Regierung selbst wieder in der Stunde der Gefahr vor der Schlacht bei Varna übernommen hatte.

Als Muhammed in Kleinasien damit beschäftigt war, die nun schon fast bei jedem Regierungsantritt traditionell gewordene Empörung des Emirs von Karamân niederzuschlagen, versuchte der Kaiser Konstantin IX. unklugerweise von ihm die Verdoppelung des Jahresgeldes für den von ihm bewachten Prinzen Urchân, einen Enkel Sſulaimâns, zu erpressen, indem er damit drohte, ihn sonst als Prätendenten loszulassen. Dadurch besiegelte er selbst sein Schicksal. Gleich nach Beendigung des karamânischen Feldzuges kehrte Muhammed nach Europa zurück und ließ schon zu Ende des Jahres 1451 kaum sieben Kilometer vor den Toren von Konstantinopel an der schmalsten Stelle des Bosporus, die schon durch ein von Bâjesîd auf der asiatischen Seite angelegtes Kastell beherrscht wurde, ein gewaltiges Sperrfort erbauen. Die Gesandten des Kaisers, die gegen dieses Vorgehen protestierten, ließ er enthaupten. Das war seine Kriegserklärung.

Von den Lateinern sandte nur die genuesische Kolonie auf Chios Hilfstruppen nach Byzanz. Der Papst machte seine Unterstützung von einer Union der beiden Kirchen abhängig, die durch den fanatisierten Pöbel der Hauptstadt vereitelt ward, obwohl der Kaiser auch zu diesem Opfer bereit war.

Die starken Befestigungen der Stadt leisteten, obwohl die Streitkräfte des Kaisers kaum ausreichten, die über fünf Stunden ausgedehnte Mauerlinie zu decken, der noch ungeübten osmanischen Artillerie zwei Monate lang Widerstand. Bei einem allgemeinen Sturm aber am 29. Mai 1453 drangen die Feinde in die Stadt ein, und der Kaiser fand im Straßenkampfe den Tod. Gegen Mittag erschien Muhammed selber in der Stadt, gebot seinen mordenden Truppen Halt und nahm feierlich von der Sophienkirche für den Islâm Besitz. Den Genuesen in Galata ward eine günstige Kapitulation gewährt, die ihnen gegen Auslieferung aller Waffen Leben und Eigentum, sowie gegen Zahlung der gesetzlichen Steuern und Zölle Freiheit des Handelsverkehrs sicherte.

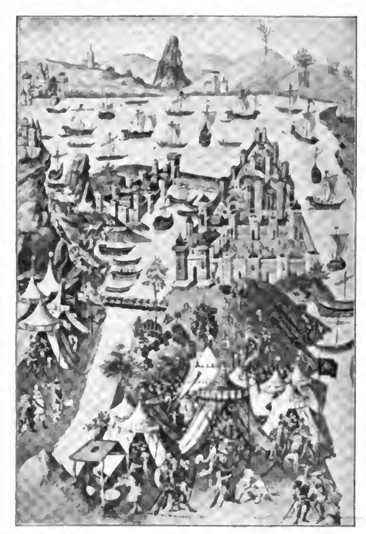
Zu spät hatten sich die christlichen Mächte des Abendlandes noch zur Aussendung einer Hilfsflotte entschlossen, im Hafen von Negroponte erhielt sie die Nachricht vom Falle Konstantinopels.

Bevor Muhammed in Konstantinopel, dem natürlichen Mittelpunkte seines Reiches, seine Residenz aufschlug, kehrte er im Jahre 1453 noch einmal nach Adrianopel zurück, um dort die Herstellung der zerstörten Festungswerke abzuwarten. Alsbald ordnete er aber die Verhältnisse der unterworfenen Griechen. Wie seine Vorfahren schon die Bulgaren in ihrer kirchlichen Verfassung nicht gestört hatten, so ernannte auch er, übrigens ganz in Übereinstimmung mit der althergebrachten und durch die religiöse Tradition geheiligten islâmischen Staatsraison, die griechische Hierarchie in ihrem vollen Umfange an. Ja, er vermehrte sogar

Digitized by Google

noch ihre Machtbefugnisse, indem er ihr auch die bürgerliche Gerichtsbarkeit über ihre Gläubigen übertrug.

Muhammeds nächste Sorge war dann die Wiederbevölkerung der Hauptstadt. Nachdem er das Patriarchat mit einem entschiedenen Vertreter des Nationalkirchentums besetzt hatte, fanden sich auf seinen Ruf zahlreiche Griechen, die ihre Heimat schon vor der Katastrophe verlassen hatten, wieder dort ein. Um das Patriarchat herum, am Fanâr, am Westufer des Goldenen Horns, siedelten sie sich an. Ihr auf dem Handel beruhender Reichtum, aber auch ihre Gewandtheit in politischen Geschäften, die sie später der Pforte für ihren Verkehr mit den abendländischen Mächten unentbehrlich werden ließ, sicherte ihnen stets eine bevorzugte Stellung. Neben ihnen siedelte Muhammed auch Vertreter der anderen Nationen seines Reiches, namentlich Südslawen in großer Zahl, zwangsweise in der Hauptstadt an.



Die Türken vor Konstantinopel. Gleichzeitige Miniatur aus dem Reisewerk des Bertrandon in der Nationalbibliothek zu Paris.

Aber auch Muhammedaner aus Asien strömten in dem neuen Mittelpunkte, dem nach und nach in immer weiterem Umkreise die meisten Bekenner des Islâms untertan wurden, zusammen, um die Handelsvorteile der durch ihre Lage einzig begünstigten Stadt auszunutzen, und namentlich auch, um die frommen Stiftungen zu genießen, die dort durch die Freigebigkeit Muhammeds und seiner Nachfolger zum Besten der Wissenschaften entstanden. Sehr bald ward Stambul auch der geistige Mittelpunkt des Islâms.

Die Sophienkirche ward gleich nach der Eroberung zur Hauptmoschee umgewandelt, und es bedurfte nur geringer Änderungen, um sie den Bedürfnissen des islâmischen Kultus anzupassen. Da der orthodoxe Islâm jede Darstellung lebender Wesen verpönt, so mußten die herrlichen, für die byzantinische Kunst so überaus charakteristischen Goldmosaiken an den Gewölben mit Kalk zugedeckt werden. Der nach christlicher Sitte orientierten Kirche ward die Kibla, die Gebetsrichtung nach Mekka, dadurch aufgeprägt, daß man den Michrâb, die die Kibla bezeichnende Nische, zwischen dem Mittel- und südlichen Seitenfenster der Apsis anbrachte. Rechts davon, an dem großen südöstlichen Pfeiler der Kirche, ward der Minbar, die Kanzel für die Freitagspredigt, aufgerichtet, ihr gegenüber die Makşûra, die Sultansloge mit vergoldetem Gitter. Die riesenhaften, zum Teil mit neun Meter langen Buchstaben in Goldschrift auf grünem Grunde ausgeführten Inschriften auf ungeheuren runden Schildern an den Wänden und Pfeilern der Kirche, die Namen Gottes, des Propheten und der ersten Chalifen enthaltend, sind aber erst unter Murâd IV. (1623—1640) angebracht. An der Außenseite ward die Besitznahme für den Islâm durch die Türme der Gebetsrufer, die Minarets,

Digitized by Google

markiert, deren erstes schon Muhammed selbst setzen ließ; unter Sselim II. und seinem Nachfolger Murād III. kamen noch drei weitere hinzu. Letzterer ließ auch auf der Hauptkuppel einen ehernen Halbmond mit einem Durchmesser von 30 Metern aufpflanzen. Wie die ursprünglichen Umrisse so manchen deutschen Domes durch die angebauten Grabkapellen der Bischöfe entstellt wurden, so ward auch die Aja Sophia im Laufe der Zeit durch allerlei Zutaten, Turbes oder Mausoleen, Medreßes oder Lehranstalten, namentlich aber durch Strebemassen eingedeckt.

Schon Muhammed sah aber auch in der Ausführung neuer Bauten eine seiner wichtigsten Herrscherpflichten. Im Mittelpunkte der Stadt, auf dem Boden der Apostelkirche, welche die Griechen im Jahre 1345 räumen mußten, ließ er die seinen Namen tragende Moschee, das vollendetste Denkmal osmanischer Architektur, durch den griechischen Baumeister Christodulos in den Jahren 1463 bis 1469 aufführen. An ihre gewaltige Hauptkuppel schließen sich vier Halbkuppeln und zahlreiche kleine Nebenkuppeln an; zwei schlanke Minarets überragen sie. Das Innere erstrahlt im hellen Lichte der in sechs Reihen übereinander geordneten Fenster. Rechts von der Hauptpforte las man auf einer Marmortafel in goldenen Buchstaben das nunmehr erfüllte Prophetenwort: „Sie werden Konstantinopel erobern! Glücklich der Fürst, glücklich das Heer, die solches vollbringen werden!"

Außer zehn anderen Moscheen baute Muhammed auch die über dem Grabe des Märtyrers Abū Aijūb al-Anṣāri, der bei dem ersten Angriff der Araber auf Konstantinopel im Jahre 678 gefallen war; bei Beginn dieser letzten Belagerung hatte es der Schaich Al Schemßeddin in der Vorstadt Kosmidion „entdeckt" und dadurch die religiöse Begeisterung der Truppen zu steigern gewußt. In dieser ganz aus weißem Marmor erbauten und im Innern mit Kostbarkeiten überladenen Moschee wurden später die Sultane nach der Thronbesteigung feierlich mit dem Schwerte Osmāns umgürtet, und in ihrer Nähe fanden auch viele Herrscher nebst ihren Verwandten und hohen Würdenträgern ihre letzte Ruhestätte. An die einzelnen Moscheen schlossen sich bald reiche Bibliotheken, in denen die Schätze der drei islāmischen Literaturen in unerreichter Fülle zusammenströmten, Lehranstalten mit Wohnungen für Professoren und Studenten, Hospitäler, Armenküchen, Herbergen, Bäder und Brunnen, in deren Stiftung die Sultane mit ihren Wesiren wetteiferten.

Aber auch die Anlage der wichtigsten weltlichen Bauten der Hauptstadt geht schon auf den Eroberer zurück. Er stellte die Stadtmauern wieder her und mit ihnen das Schloß der Sieben Türme (Jedi Kulle) an der Südwestspitze der Stadt am Marmarameer, das später als Staatsgefängnis diente. Am Hafen schuf er Schiffswerften und Arsenale, und auch der Kern des Basars war schon sein Werk. Im Jahre 1454 begann er auch mit dem Bau seines Palastes, des Sserāi an der vom Marmarameer umspülten Ostspitze der Stadt, wo schon früher die griechischen Kaiser residiert hatten, bis Manuel Komnenos seinen Sitz nach den Blachernen verlegte. Im Süden lag das alte, im Norden das neue Sserāi, dessen erste Anlage auch schon unter Muhammed begonnen wurde, und das der Sitz der Sultane bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts geblieben ist.

Das nächste Ziel der Politik Muhammeds war die Sicherung seiner Herrschaft im Norden der Balkanhalbinsel, wo sie noch immer durch die gefährliche Nachbarschaft der kriegstüchtigen Magyaren bedroht war. Um eine feste Operationsbasis gegen diese zu gewinnen, mußte er die Selbständigkeit Serbiens aufheben. Den Vorwand hierzu bot ihm seine aus einer erzwungenen Ehe stammende Verwandtschaft mit der früheren Dynastie der Lazarewitsch. Als er daraufhin von dem Fürsten Georg Brankowitsch im Jahre 1454 die Abtretung seines Landes forderte, floh dieser zu Hunyad nach Ungarn. Die Magyaren trieben freilich die Osmanen von der schon eroberten Festung Semendria zurück und brachten Muhammeds Unterfeldherrn Firūsbeg bei Kruschewatz eine schwere Niederlage bei; da aber der von ihnen erwartete Zuzug aus Westeuropa ausblieb, mußten sie sich damit begnügen, die Donaulinie zu decken. Im Jahre 1456 schloß Muhammed selbst mit einem gewaltigen Heere Belgrad von der Landseite ein. Hunyad aber warf sich mit einem aus Kreuzfahrern, meist niederen Standes, die der Mönch Capistrano begeistert hatte, bunt zusammengewürfelten Heere über die Donau in die belagerte Stadt und schlug am 22. Juni einen Hauptsturm der Osmanen

Digitized by Google



Ansicht von Belgrad. Stich von Joannes Peeters.

in blutigem Kampfe ab. Muhammed selbst ward schwer verwundet und mußte sein Heer nach Sophia zurückführen. Aber noch im selben Jahre starben die beiden tapferen Verteidiger Belgrads, Hunyad am 11. August, Capistrano am 23. Oktober. Als dann nach zwei Jahren auch Georg Brankowitsch starb und seine Erben über den Nachlaß in Streit gerieten, vollendete Muhammed mit leichter Mühe die Unterwerfung Serbiens und brach die Kraft des Volkes durch Metzeleien, Versklavung und Verpflanzung in andere Teile des Reiches.

Inzwischen hatte er im Peloponnes die Paläologen heimgesucht, die im Bunde mit dem Albanesen Georg Kastriota sich gegen seine Herrschaft aufgelehnt hatten. Unter abscheulichen Greueln, an denen Muhammed ein von Jahr zu Jahr sich steigerndes Wohlgefallen zeigte, ward hier die Ruhe hergestellt. Den Albanesenfürsten aber vermochte er nicht zu bewältigen; er mußte im Mai 1461 mit ihm einen Waffenstillstand auf zehn Jahre schließen, unter Anerkennung seines augenblicklichen Besitzstandes.

Im selben Jahre beseitigte er auch die letzte griechische Dynastie, die der Komnenen in Trapezunt, die bisher gehofft hatten, sich auf den Turkmenenchân Usun-Haßan gegen die Osmanen stützen zu können. Als Muhammed nun aber im Frühling 1461 in Kleinasien erschien, wagte dieser nicht, seine zügellosen Reiterhorden gegen die sieggewohnten Janitscharen einzusetzen und erkaufte sich den Frieden. Der letzte Kaiser von Trapezunt ward mit seinem Adel nach Stambul deportiert, die Bürger verfielen zum größten Teile der Sklaverei.

Durch sein Auftreten im Peloponnes war Muhammed schon mit Venedig mehrfach in Konflikt geraten, der einzigen Macht, die ihm auf griechischem Boden noch Widerstand leisten konnte. Der schon lange unvermeidliche Krieg kam im Herbst 1462 wegen einer Bagatellsache zum Ausbruch. Die Hauptlast des Krieges hatte zunächst Georg Kastriota zu tragen, den die Venezianer zum Bruche seines Waffenstillstandes zu bewegen wußten. Gegen ihn zog Muhammed selbst ins Feld; er schloß ihn 1466 in Kroja ein, und als Georg zwei Jahre später starb, war die Unabhängigkeit der Albanesen dahin. Nun bekamen die Venezianer selbst die Hand der Osmanen zu fühlen. Im Sommer 1470 verloren sie nach einer schweren Belagerung die Stadt Negroponte.



Sultan Muhammed II. Schaumünze des Florentiner Medailleurs Constantius.

Noch einmal aber gelang es ihnen, sich eine Diversion zu verschaffen, indem sie den Turk-

menenchān Usun-Haßan von Persien endlich zu einem Angriff auf die Osmanen bewogen. Im Jahre 1471 forderte er, da er eine komnenische Prinzessin zur Frau hatte, die Abtretung von Trapezunt und Kappadokien und fiel, als ihm diese natürlich verweigert wurde, ins osmanische Reich ein, schlug Muhammeds Heer und zerstörte Tokād. Die venezianische Flotte operierte an der kilikischen Küste, um mit den Turkmenen Fühlung zu gewinnen, und versah sie mit Kriegsmaterial. Im Sommer 1473 erschien Muhammed selbst auf dem Kriegsschauplatz und stellte die Turkmenen, nachdem er den Euphrat überschritten hatte, am 26. Juli bei Terdschān in der Nähe von Baiburt. Nur den Janitscharen und seiner schweren Artillerie verdankte er den Sieg über die Feinde, die ihm im Kavalleriekampf lange energisch Widerstand geleistet hatten. Auf eine weitere Verfolgung der Turkmenen in das innere Asien verzichtete er, er schätzte aber den Sieg über sie selbst so hoch ein, daß er seitdem den bis dahin noch geführten bescheidenen Titel des Emirs gegen den des Sultans vertauschte. Usun-Haßan starb schon 1478, und mit ihm sank auch sein Reich, wie alle früheren Staatenbildungen der Art, wieder ins Nichts zurück.

Nachdem in Europa der Widerstand der Albanesen gebrochen war, ergossen sich die osmanischen Raubscharen von Bosnien aus auf die venezianische Landschaft. Am 15. Januar 1479 fand sich die Republik endlich zu einem wenig ehrenvollen Frieden bereit. Sie verzichtete auf alle ihre Besitzungen in Albanien bis auf Durazzo und Antivari, gab Euböa und Lemnos sowie im Peloponnes die Bewohner des Taygetos preis. Gegen eine einmalige Zahlung von 100 000 Dukaten und einen jährlichen Pauschalzoll von 10 000 Dukaten erkaufte sie die Freiheit ihres Levantehandels und das Recht, in Stambul wieder einen Bailo zur Vertretung ihrer Interessen anzustellen.

Einen gewissen Trost mochten die Venezianer darin finden, daß kurz vorher auch die Stellung ihrer gefährlichsten Konkurrenten in der Levante, der Genuesen, fast unhaltbar geworden war. Deren Handel hatte bisher aus ihren Besitzungen am Nordufer des Schwarzen Meeres, namentlich aus Kaffa in der Krim, die größten Vorteile gezogen. Hier verdarben sie es aber mit den Tatarenhäuptlingen, und, da ihr Chān Mengli Girāi sich auf die Seite der Genuesen stellte, riefen jene im Jahre 1474 die Osmanen zur Hilfe. Muhammed schickte alsbald seine Flotte, und am 6. Juni mußte Kaffa sich ergeben. Die genuesische Kolonie ward für immer vernichtet, ihre Bewohner wurden, soweit sie nicht der Sklaverei verfielen, nach Stambul verpflanzt. Die Tataren aber mußten ihr Gebiet vom Sultan zu Lehen nehmen.

Nun waren die Johanniter auf Rhodos die einzige Macht im Archipel, die sich der osmanischen Herrschaft noch nicht fügte. Nachdem schon im Jahre 1480 ein Angriff auf ihre stark befestigte Insel mißlungen war, unternahm Muhammed im Jahre darauf einen zweiten Feldzug gegen sie. Auf diesem aber starb er im Lager zu Gebisi in Kleinasien am 3. Mai 1481 im Alter von 52 Jahren. Muhammed war der treueste Repräsentant des alten Osmanentums mit allen seinen Vorzügen und seinen Fehlern gewesen. Seine unbeugsame und unermüdlich nach neuen Zielen strebende Tatkraft war mit einer selbst die Roheit seines Zeitalters weit überbietenden Grausamkeit gepaart. Man muß auf die assyrischen Großkönige zurückgreifen, um zu seiner Behandlung der Kriegsgefangenen, bei der das Zersägen besonders beliebt war, Parallelen zu finden. Aber derselbe Mann, der im Kriege so ungeheure Greuel verüben ließ, daß sogar seine Untergebenen sich zuweilen weigerten, sie auszuführen, vereinigte in sich die gesamte geistige Bildung seines Kulturkreises. Seine Liebe für die islāmische Wissenschaft und für die Poesie bewies er nicht nur durch materielle Unterstützung ihrer Vertreter; er liebte es, sich selbst poetisch zu versuchen, und es gelang ihm mancher Vers, den er für wert hielt, der Nachwelt zu überliefern. Freilich bewegt sich seine Dichtung, wie die aller seiner Volksgenossen, in den festen Bahnen ihrer persischen Vorbilder, und auch ihr Gedankengehalt hat den aus Hāfis bekannten engen Kreis des halb mystisch, halb sinnlich zu verstehenden Liebesgetändels nicht verlassen. Aber derselbe Mann hatte auch für die künstlerische Vergangenheit eines verachteten Rājāvolkes Verständnis und beließ, als er im Sommer 1458 die griechischen Verhältnisse ordnete, der Stadt Athen, von den auch damals noch großartigen Zeugen des klassischen Altertums entzückt, ihre Selbstverwaltung.

Nach Muhammeds Tode verfiel sein Reich abermals dem Fluche des Bruderkriegs. Er

Digitized by Google



Die Moschee des Sultans Bājesīd II in Konstantinopel

Digitized by Google

[illegible] Angriff auf die Osmanen bewogen. [illegible] zur Frau hatte, die Abtretung [illegible] diese natürlich verweigert wurde, ins os[illegible] [illegible] feste Toḳât. Die venezianische Flotte [illegible] Dardanellen zu gewinnen, und versah [illegible] Muhammed selbst auf dem Kriegsschauplatz [illegible] überschritten hatte, am 26. Juli bei [illegible] und seiner schweren Artillerie [illegible] lange energisch Wider[illegible] [illegible] der Turkmenen in das innere Asien ver[illegible] [illegible] so hoch ein, daß er seitdem den bis dahin [illegible] des Emirs gegen den des Sultans vertauschte. Usun-Haßan [illegible] auch sein Reich, wie die früheren Staatenbildungen der [illegible]

[illegible] der Albanesen gebrochen war, ergossen sich die os[illegible] [illegible] auf die venezianische Landschaft. Am 15. Januar 1479 [illegible] zu einem wenig [illegible] Frieden bereit. Sie verzichtete [illegible] Albanien bis auf [illegible] und Antivari, gab Euböa und Lemnos [illegible] des [illegible]. Gegen eine einmalige Zahlung von [illegible] jährlichen [illegible] von 100[illegible] Dukaten erlangte sie die Freiheit [illegible] das Recht, in [illegible] wieder einen Bailo zur Vertretung ihrer [illegible]

[illegible] mochten [illegible] darin finden, daß kurz vorher auch die [illegible] der [illegible], der Genuesen, fast unhaltbar ge[illegible] [illegible] hatte [illegible] aus ihren [illegible] am Nordufer des Schwarzen [illegible] Kaffa [illegible] Krim, die [illegible] Vorteile gewonnen. Hier [illegible] [illegible] Mengli Girai sich auf die Seite [illegible] im Jahre 14[illegible] Osmanen zur Hilfe. Muhammed schickte [illegible] ergeben. Die armenische Kolonie ward [illegible] sie nicht der Sklaverei verfielen, noch [illegible] Gebiet vom Sultan zu Lehen nehmen. [illegible] einzige Macht im Archipel, die sich der os[illegible] [illegible] im Jahre 14[illegible] ein Angriff auf ihre [illegible] Muhammed im Jahre darauf einen zweiten [illegible] er im Lager zu Gebise in Kleinasien am 3. Mai [illegible] war der treueste Repräsentant des alten Osmanen[illegible] [illegible] seinen Fehlern gewesen. Seine unbeugsame und un[illegible] [illegible] Tatkraft war mit einer selbst die [illegible] seines Zeit[illegible] [illegible] gepaart. Man [illegible] auf die asiatischen Großkönige [illegible] der Kriegsgefangenen, bei der das Zerstücken besonders [illegible] Aber derselbe Mann, der im Kriege so ungeheure Greuel [illegible] ausführen, vereinigte [illegible] Bildung seines [illegible] Liebe für die islamische [illegible] bewies er nicht nur durch materielle Unterstützung ihrer [illegible] [illegible] poetisch zu versuchen, und es gelang ihm mancher Vers, den [illegible] zu überliefern. Freilich [illegible] seine Dichtung, wie die [illegible] Vorbilder, und auch ihr [illegible] bekannten [illegible] halb sinnlich zu [illegible] Mann hatte auch für die künst[illegible] [illegible] und bewies, als er im Sommer [illegible] der Stadt [illegible] auch damals noch groß [illegible]

[illegible] des Bruderkriegs. Er

Digitized by Google



Die Moschee des Sultans Bājesid II in Konstantinopel

Digitized by Google

selbst scheint die Thronfolge seinem jüngeren Sohne Dschem zugedacht zu haben, jedenfalls suchte der Großwesir unverzüglich diesen zu erheben, indem er den Tod des Sultans einstweilen verheimlichte. Seine Pläne wurden aber von den Janitscharen durchschaut; sie erstürmten das Schloß in Skutari, ermordeten den Großwesir und plünderten, da ihre Wut einmal entfesselt war, die Häuser der Juden und der fremden Kaufleute. Als dann der ältere Prinz Bâjesîd am 20. Mai in Skutari einzog, mußte er ihnen nicht nur Verzeihung für ihre Ausschreitungen, sondern auch eine Solderhöhung gewähren, die von nun als feste Abgabe bei jedem Thronwechsel gefordert wurde.

Dschem war inzwischen in Brussa als Sultan anerkannt und schlug seinem Bruder eine Teilung des Reiches in eine europäische und eine asiatische Hälfte vor. Darauf ging Bâjesîd nicht ein, sondern griff ihn in Asien an und schlug ihn am 20. Juni bei Jenischehr. Dschem floh nach Ägypten zum Mamlûkensultan Kâitbâi und dann zu den Johannitern auf Rhodos, in der Hoffnung, sich mit ihnen und den Mächten des Westens gegen seinen Bruder zu verbünden. Die Ritter aber schlossen daraufhin mit Bâjesîd einen günstigen Frieden, ließen sich für seine Bewachung eine Rente zahlen und internierten ihn in Südfrankreich. Im Jahre 1488 lieferten sie ihn dem Papst Innocenz VIII. aus, und dessen Nachfolger Alexander VI. mußte ihn an König Karl VIII. von Frankreich abtreten, der ihn um die Wende des Jahres 1494/95 in Rom belagerte. Schon vorher aber hatte er auf Bâjesîds Veranlassung dem Prätendenten ein Gift beigebracht, an dessen Folgen Dschem am 24. Februar 1495 in Neapel starb.

Das Pfand, das die Mächte Europas so lange in der Hand gehabt hatten, mag für die friedliche Politik Bâjesîds wohl mitbestimmend gewesen sein, diese entsprach aber auch seinen Neigungen. Gleich seinem Bruder hatte er von seinem Vater die dichterische Begabung geerbt, und sein grüblerischer Geist fand auch an der Pflege der Wissenschaften Gefallen. Seinen Regentenpflichten suchte er hauptsächlich durch gemeinnützige und prächtige Bauten gerecht zu werden. Durch griechische und bulgarische Meister ließ er das schon von seinen Vorfahren überall im Reiche begonnene Straßen- und Brückennetz ausbauen, das, zwar zunächst für militärische Zwecke bestimmt, doch auch dem allgemeinen Verkehr unschätzbare Dienste leistete. Sein Hauptwerk aber war die nach ihm benannte Moschee zu Stambul, die er in den Jahren 1497 bis 1503 gegenüber dem alten Serâi aufführen ließ. Reichtum des Materials und der Dekoration in persischem Stil zeichnen sie vor allen Bauten der Hauptstadt aus. Spitzbogenarkaden von abwechselnd schwarzem und weißem Marmor auf kostbaren Säulen von Jaspis und Verde antico mit eleganten Stalaktitenkapitälen umgeben den von hohen Zypressen und Platanen beschatteten Vorhof, in dessen Mitte sich das achteckige, von Säulen getragene Brunnenhaus erhebt, auf vier Seiten und tragen reichgegliederte Kuppelhallen; vier hohe Pforten in persischem Stil führen ins Freie. Charakteristisch für diese Moschee ist auch die Stellung ihrer Minarets, die sich nicht wie sonst an ihren Ecken, sondern frei auf selbständigen Seitenflügeln erheben.

Die Kämpfe an der Nordgrenze seines Reiches konnte auch dieser friedliebende Fürst nicht hindern, da sie aus dem Expansionsbedürfnis seines Volkes und den unsicheren politischen Verhältnissen ihrer Nachbarn immer wieder von selbst entstanden. Die Einfälle der Osmanen in Siebenbürgen wurden freilich abgeschlagen, aber Bosnien unterwarfen sie vollständig, und die Versuche der Polen, die Moldau sich untertänig zu machen, vereitelten sie im Frühling 1497 durch verheerende Einfälle in ihr Land.

Mit den Venezianern hatte Bâjesîd zu Beginn seiner Regierung sich friedlich gestellt und sie Cypern und Naxos erwerben lassen. Durch ihre Beziehungen zu Frankreich aber erregten sie seinen Verdacht, und im Jahre 1499 kam es wieder zum Kriege. Nach drei wechselvollen Feldzügen schloß Bâjesîd im Jahre 1503 mit Venedig Frieden, in dem er sich mit der Abtretung von Durazzo, Lepanto und Messenien begnügte. Denn schon drohte seinem Reiche in Asien eine neue Gefahr.

Auf den Trümmern von Usun-Haßans Reich in Persien hatte sich Ismâ'il aus dem Stamme der Schaiche von Ardabil, den zunächst freilich nur der Durst nach Privatrache gegen den Fürsten von Schirwân und die Turkmenen vom weißen Hammel aufgestachelt hatte, an der Spitze türkischer Stämme zum Vorkämpfer des Schiitismus aufgeworfen, und diese dem

Digitized by Google

iranischen Geiste zusagende Form des Islâms verhalf ihm zur Gründung eines persischen Reiches, dem freilich jeder nationale Halt fehlte. Eben hatte er in den Siegen bei Nachdschewân 1501 und bei Hamadân 1502 die Turkmenen endgültig ihrer Herrschaft beraubt, und schon bedrohte er das Osmanische Reich in Kleinasien, wo die schiitische Lehre gleichfalls viele Anhänger zählte.

Bâjesîds letzte Tage waren von wilden Kämpfen um die Nachfolge erfüllt, da seine Söhne sein Ende nicht erwarten mochten. Er hatte den Thron seinem Liebling Achmed zugedacht und wollte schon bei Lebzeiten zu dessen Gunsten auf den Thron verzichten. Der jüngere Sselîm, der seiner kriegerischen Neigungen wegen beim Heere beliebter war, verlangte, um dies zu verhindern, eine Statthalterschaft in Europa. Als ihm diese verweigert ward, erschien er im Jahre 1511 mit 25000 Mann vor Adrianopel und trotzte seinem Vater die Ssandschâks Semendria und Widdin ab, da sein angeblicher Plan, sich im Norden ein neues Reich zu erobern, bei den Janitscharen begeisterten Beifall fand. Erst als er sich Adrianopels mit Gewalt bemächtigte, raffte sich der alte Sultan zu bewaffnetem Widerstande auf und nötigte ihn zur Flucht nach der Krim. Achmed gedachte nun schon in Stambul den Thron zu besteigen, aber ein Aufstand der Janitscharen zwang ihn zur Rückkehr nach Asien. Sselîm dagegen ward, als er im April 1512 vor Stambul erschien, von der Besatzung begeistert empfangen und zwang seinen Vater, dem Throne zu entsagen. Auf der Reise nach seinem Geburtsorte Demotika, wo er sein Leben zu beschließen gedachte, starb Bâjesîd, wie man allgemein wohl mit Recht annahm, auf Veranlassung seines Sohnes vergiftet.

Achmed hatte sich in Brussa festgesetzt, ward aber schon 1513 besiegt und getötet. Sein Sohn Murâd entkam nach Persien. Da Sselîm gleich im ersten Jahre seiner Regierung gegen die in seinem Reiche lebenden Schiiten eine Religionsverfolgung hatte eröffnen lassen, so fiel der Schâch Ismâ'îl, um deren Opfer zu rächen, alsbald in seine Grenzen ein. Sselîm bot nun die Gläubigen zum Gotteskriege gegen die Ketzer auf und schlug sie im August 1514 im Tale von Tschaldirân, zog dann in die Hauptstadt seines Gegners Tebris ein und suchte von dort aus seine Macht in Asien weiter auszubreiten.

Hier aber kreuzte die zweite islamische Großmacht, die der ägyptischen Mamlûken, seinen Weg. Wie alle machtvollen Beherrscher des Niltales, hatten die Tscherkessen schon längst Syrien an sich gerissen und von dort ihren Einfluß immer weiter nach Norden erstreckt. Schon unter Muhammed II. war es an den Grenzen von Kleinasien und Syrien zu Reibungen gekommen, dazu verdachten es die Mamlûken dem Osmanensultan, daß er ihnen in der Fürsorge für die heiligen Städte und für die Mekkapilger, die von jeher als ein Vorrecht des mächtigsten islamischen Herrschers gegolten hatte, Konkurrenz machte. Die unkriegerische Regierung Bâjesîds hatten die Mamlûken dann benutzt, um ihre Macht nicht nur über Kleinarmenien, sondern auch über Kilikien auszubreiten.

In diesem Lande kam es um das nominell selbständige, aber ganz von Ägypten abhängige turkmenische Fürstentum Sulkadr zum Konflikt. Als Sselîm im Jahre 1515 dies einzog und auch noch durch die Belehnung mehrerer kleiner Machthaber als osmanischer Vasallen in die Interessensphäre der Mamlûken eingriff, kam es zum Kriege mit ihnen. Ihr alter Sultan Kânßû-Ghauri zog selbst noch gegen die Osmanen zu Felde, die im Sommer 1516 schon in Syrien eingefallen waren. Die Ägypter wurden am 24. August bei Aleppo geschlagen, und ihr Herrscher fiel auf der Flucht; ganz Syrien lag nun dem Sieger zu Füßen, und schon am 12. Oktober konnte er in Damaskus einziehen.

Sselîm war anfangs gewillt, die Mamlûken im Besitze Ägyptens zu lassen, wenn sie ihn im Kanzelgebet und auf den Münzen als Oberherrn anerkennen würden. Da der neue Sultan Tûmânbeg sich dessen weigerte, mußte er ihn in seinem eigenen Lande angreifen. Am 21. Januar stand er schon vor Kairo und schlug am Tage darauf die Mamlûken blutig aufs Haupt. Die Residenz selbst fiel erst nach furchtbaren Straßenkämpfen in die Hände der Osmanen. Tûmânbeg war ins Deltagebiet entkommen, fiel aber bald durch Verrat in die Hände seiner Feinde und endete sein Leben am 13. April 1517 in Kairo durch den Strang.

Unter den in der Hauptstadt Gefangenen fand Sselîm auch den letzten Sproß der abbâsidischen Chalifen, deren Nachkommen die Mamlûken seit dem Jahre 1261 zur Legitimation ihrer Herrschaft eine Scheinregierung hatten führen lassen; von ihm ließ er sich das Chalifat und

Digitized by Google

damit wenigstens die geistliche Gewalt über alle orthodoxen Bekenner des Islâms übertragen. In dieser Eigenschaft nahm er im August 1517 auch die Schlüssel der Ka'ba in Empfang. Ägypten freilich blieb immer nur in losem Zusammenhang mit dem Osmanischen Reiche. Die Mamlûkenbegs wußten sich, auf ihren reichen Landbesitz gestützt, bald wieder so viel politische Macht zu erwerben, daß der Statthalter des Sultans mit der Einziehung des Tributs zufrieden sein mußte.

Als Sselîm im Jahre 1518 nach Adrianopel zurückgekehrt war, mag er sich mit Eroberungsplänen gegen den Westen getragen haben. Jedenfalls rüstete er schon gegen die Johanniter auf Rhodos, als ihn am 21. September 1520 auf dem Wege von Stambul nach Adrianopel die Pest, vor der er fliehen wollte, hinwegraffte.

Sein Sohn Ssulaimân konnte ohne Kampf den Thron besteigen. Als Kronprinz war er sehr wenig hervorgetreten, da ihn sein Vater, seines eigenen Emporkommens eingedenk, stets mit Mißtrauen beobachtet hatte. Jetzt erst konnte er seine glänzenden Eigenschaften voll entfalten. Ssulaimân machte sich alsbald an die Lösung der wichtigsten Aufgabe, die ihm seine Vorfahren hinterlassen hatten, die Sicherung der Nordgrenze. In Ungarn regierte seit 1516 der minderjährige Ludwig, und die mit inneren Fehden beschäftigten Magnaten verteidigten die Grenzen so schlecht, daß die Osmanen unter Führung des Sultans 1521 Belgrad nehmen konnten. Nach diesem Erfolge brach Ssulaimân den Feldzug im Norden ab, um den letzten Plan seines Vaters auszuführen und Rhodos zu erobern, von wo die Johanniter noch immer zur Schande des osmanischen Namens ihre Kaperzüge ausführten. Ende Juli 1522 begann er die Belagerung der Feste, aber erst am 21. Dezember, nach furchtbaren Verlusten auf beiden Seiten, kapitulierte der Großmeister des Ordens auf freien Abzug für alle Ritter und auf Sicherheit der Person und des Eigentums und fünfjährige Steuerfreiheit für die eingeborene christliche Bevölkerung der Insel. Ssulaimâns Pläne gegen seinen nördlichen Nachbarn fanden eine sehr wertvolle Förderung in der französischen Politik und ihrem Gegensatz gegen das Haus Habsburg. Damals entwickelten sich die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Pariser und dem Stambuler Hofe, die den Franzosen auf Jahrhunderte hinaus die führende Stellung in der orientalischen Politik unter den Großmächten sicherten.



Eine Darstellung aus dem Kampf Bâjesîds II. mit seinem Bruder Dschem. Nach gleichzeitigem Holzschnitt.

Im Jahre 1526 nahm Ssulaimân den Krieg gegen die Magyaren wieder auf. In der unglücklichen Schlacht bei Mohacz am 29. August fand ihr König, der erst zwanzigjährige Ludwig, mit den besten seines Volkes den Tod. Um seine Krone entbrannte ein Krieg zwischen Ferdinand von Österreich und dem Woiwoden Johann Zapolya von Siebenbürgen.

Digitized by Google

Für diesen trat Ssulaimân ein, eroberte im Jahre 1529 Buda und ließ ihn dort krönen. Dann zog er vor Wien, mußte aber am 15. Oktober die Belagerung der Stadt aus Mangel an Proviant aufgeben. Nicht glücklicher war der Feldzug des Jahres 1532, auf dem er den ganzen August hindurch von der kleinen ungarischen Feste Güns aufgehalten wurde und sich mit der Verheerung des offenen Landes begnügen mußte. Diese aber wurde durch die Flotte Kaiser Karls, die unter dem genuesischen Admiral Andrea Doria an den Küsten der Morea erfolgreich kämpfte, wieder wett gemacht. Im nächsten Jahre fand sich Ssulaimân zu einem Friedensschlusse, der den augenblicklichen Besitzstand beider Parteien anerkannte, bereit, da die Verhältnisse in Asien seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

In Persien regierte seit 1524 Ismâ'îls Sohn Tahmâsp, der so wenig wie sein Vater die Ansprüche des Sultans auf das Chalifat anerkannte. Als nun dessen Statthalter in Bagdad zum Sultan abgefallen, vom Schâch aber wieder unterworfen war, nahm Ssulaimân das zum Vorwande, den Krieg gegen Persien zu beginnen. Im Sommer 1534 konnte er, da der Schâch schon vor einem seiner Feldherren hatte weichen müssen, in dessen Hauptstadt Tebris einziehen und dann Bagdad ohne Kampf in Besitz nehmen. Nachdem er die Verhältnisse dieser Grenzprovinzen, die er nicht wieder aufzugeben gedachte, geordnet hatte, kehrte er zu Anfang 1536 nach Stambul zurück.

Hier wandte er nun seine Hauptsorge der Seemacht zu, um die Scharten des letzten Krieges auszuwetzen. Dabei bediente er sich des Korsaren Chairaddîn Barbarossa, der im Auftrage des Fürsten von Tunis Algier erobert, dann aber sich unter die Oberhoheit des Sultans gestellt hatte. Als Beglerbeg des Meeres eroberte er im Jahre 1534 auch Tunis, das er freilich schon im nächsten Jahre wieder an Karl V. verlor. Auf sein Betreiben erklärte Ssulaimân im Jahre 1537 den Venezianern den Krieg. Innerhalb dreier Jahre verloren diese alle ihre Besitzungen im Ägäischen Meere bis auf Kreta, Tinos und Mykonos.

Als im Jahre 1543 Johann Zapolya starb, rückte Ssulaimân wieder in Ungarn ein, um eine Anerkennung Ferdinands zu verhindern. Am 2. September zog er in Buda ein, ließ die Hauptkirche der Stadt in eine Moschee umwandeln und richtete in Ungarn osmanische Provinzialverwaltung ein. Nachdem er noch Gran und Stuhlweißenburg erobert hatte, schloß er im Jahre 1547 mit Ferdinand einen neuen Frieden auf fünf Jahre.

Auf dem Höhepunkt seiner Macht im Jahre 1550 begann Ssulaimân den Bau einer prächtigen Moschee zu Stambul, die, eins der schönsten Denkmäler der osmanischen Baukunst, selbst die Aja Sophia in Schatten stellen sollte. Er wies dazu einen geräumigen Platz nördlich vom alten Sserâi an und stellte dem Baumeister mehrere alte Kirchen sowie antikes Material zur Verfügung. Auch hier ward der Vorhof besonders reich gestaltet, namentlich durch eine persische Prachtpforte am vierten seiner Flügel in der Hauptachse der Moschee; an den Ecken des Vorhofs erheben sich die vier Minarets. Den dreischiffigen Hauptbau krönt eine gewaltige, von vier mächtigen quadratischen Pfeilern getragene Kuppel, noch fünf Meter höher als die der Aja Sophia. Alle Wände und Pfeiler im Innern der Moschee sind mit buntem Marmor getäfelt, die Rückwand mit dem Michrâb zieren prachtvolle persische Fayenceplatten. Die neun Fenster dieser Wand bemalte der damals berühmteste Glasmaler Sserchosch Ibrâhîm mit tiefglühender Farbenpracht. Der Baumeister Ssinân war, wie er in seiner 1865 in Stambul gedruckten Selbstbiographie erzählt, unter Sselîm I. als Zinsknabe ins Janitscharenkorps eingestellt, hatte die Feldzüge von Belgrad, Rhodos und Mohacz als Kombattant und die Belagerung Wiens als Kommandant der Genietruppe mitgemacht. Nach einem längeren Aufenthalt in Bagdad trat er in den unmittelbaren Dienst des Sserâi und ward bald zum Oberbaudirektor ernannt. Als solcher entfaltete er eine großartige Tätigkeit. 75 große und 49 kleine Moscheen, 49 Akademien und 7 Korânlehranstalten, 17 Armenküchen, 3 Spitäler, 7 Wasserleitungen, 7 Brücken, 27 Paläste, 18 Karawânßerâis, 5 Schatzkammern, 31 Bäder und 18 Grabkapellen hat er im Auftrage seines kaiserlichen Herrn errichtet.

Schon aber bereitete sich dem Hause Ssulaimâns das Schicksal vor, das infolge der Haremswirtschaft kaum einem der osmanischen Herrscher ganz erspart blieb, die Zwietracht der Söhne. Seinen Erstgeborenen Mustafa, den Liebling des Heeres, verdächtigten ihm eine Favoritin russischer Herkunft, Roxolane-Churram, und deren Schwiegersohn, der Großwesir

Digitized by Google

Rustam, so daß er selbst ihn auf einem persischen Feldzuge im Jahre 1553 zu Eregli in seinem Zelte erwürgen ließ. Aber auch unter Roxolanens Söhnen brach später offener Krieg aus. Der jüngere und begabtere Bājesid wurde von seinem Bruder Sſelim bei Konia geschlagen und floh nach Persien, wurde dort aber mit Einwilligung des Schāchs von den Henkern des Sultans getötet. Der unfähigste seiner Söhne, Sſelim, ein Wüstling und Trunkenbold, war nun unbestrittener Thronfolger.

Auch in der äußeren Politik verblaßte Sſulaimāns Stern gegen Ende seiner Tage. Schon im Jahre 1551 war in Ungarn der Krieg wieder ausgebrochen. Zur See focht gegen die Osmanen die spanische Flotte im Bunde mit den seit 1530 auf Malta angesiedelten Johannitern. Sie auch von dort zu vertreiben, ist Sſulaimān trotz aller Anstrengungen nicht gelungen. Dafür wollte er wenigstens dem schleppenden Gange des ungarischen Feldzuges selbst ein Ende machen. Mit einem gewaltigen Heere brach er, schon krank, am 1. Mai 1566 von Stambul auf. Aber er kam nur bis Szigeth, das sich unter Zrinys Leitung ihm über einen Monat widersetzte. Dort starb er in der Nacht vom 5. zum 6. September, und erst zwei Tage später fielen die Trümmer der Feste den Janitscharen in die Hände. Die Geschichtschreibung hat Sſulaimān mit dem Ehrennamen des „Großen" ausgezeichnet. In der Tat übertraf er alle seine Vorfahren an äußerer Machtentfaltung, die sich von dem unter seinen Nachfolgern einsetzenden Verfall um so greller abhob. So bietet uns auch sein Ende den rechten Standpunkt, um die von seinem Volke in der inneren Entwicklung bis dahin durchmessene Laufbahn zu überblicken.



Einzug der Gesandtschaft des Sultans Sſulaimān in Frankfurt (1562).

Holzschnitt von Jost Amman.

Digitized by Google

13. Die Kultur der Osmanen in der Blütezeit des Reiches.

Sulaimân war nicht nur ein großer Kriegsheld gewesen, sondern zugleich auch ein bedeutender Organisator, durch den die von seinen Vorfahren geschaffenen Institutionen ihren Abschluß erhielten. Die Grundlage des Staates war noch immer das Lehnswesen, und als Sulaimân nach Zapolyas Tode Ungarn einzog, hatte er zu Buda sogleich mit der Verteilung von Timârs begonnen. So hießen die kleineren Lehen, die von 3000 bis zu 20000 Aspern jährlicher Einkünfte abwarfen, und deren Inhaber zwei bis vier Reiter zum Heerbann zu stellen hatten. Nur eigenes Verdienst konnte dem Lehnsmann zu einem größeren Gute, einer Siâmet, verhelfen, sein Sohn aber mußte unbedingt wieder mit einem kleinen Timâr anfangen. Der Saim, dessen Einkünfte bis zu 100000 Aspern und darüber stiegen, hatte für je 5000 Aspern einen Mann zu stellen. Eine silberne Asper sollte regulär das Gewicht 1/4 Drachme haben. Unter Muhammed II. gingen noch 40 Aspern auf einen Dukaten, unter seinen Nachfolgern aber verschlechterten sich die Münzverhältnisse sehr, so daß 60 Aspern einem Dukaten gleich kamen. Unter Sulaimân I. konnten die Lehen in Europa etwa 80000, die in Asien etwa 50000 Pferde aufbringen. In den eroberten persischen Provinzen aber wollte die Bildung neuer Lehensgüter nicht gelingen, weil in diesen verödeten Gebieten niemand die damit verbundene Verpflichtung übernehmen wollte.

Diese berittene Lehnstruppe bildete ursprünglich den Kern des osmanischen Heeres. Ihre Waffen waren Bogen und Pfeil, deren Gebrauch sich am längsten bei den Asiaten erhielt, eine leichte Lanze, ein kurzes Schwert, dazu manchmal noch ein eiserner Streitkolben, und ein kleiner runder Schild. Panzerhemd und Pickelhaube fanden erst allmählich Eingang; in alter Zeit war der Turban die allgemeine Kopfbedeckung. Die Pflege des Pferdes galt als die Hauptpflicht des Lehnsmannes, deren Vernachlässigung sogar Verlust des Lehens nach sich zog.

Diese Militärlehen waren nach Landschaften zu Fahnen, Sandschâks, zusammengefaßt, deren es anfangs zwei gab und die später bis auf 250 anwuchsen. Über den Sandschâkbegs standen ursprünglich nur die beiden Beglerbegs, der von Anatoli und der von Rûmili; ersterer hatte zu Kutâhija, letzterer zu Sophia sein Standquartier. Der Beglerbeg von Rûmili stand höher im Range und führte in Vertretung des Sultans den Oberbefehl, dem auch die Prinzen sich beugen mußten.

Erst als das Reich sich in Asien immer weiter ausdehnte, wurden dort neue Beglerbegs ernannt, die aber dem von Anatolien im Range nachstanden, obwohl sie ihm an Heereszahl überlegen waren. Noch später wurden dann mehrere Sandschâks zu Paschalyks zusammengefaßt, deren es 21 gab. Dadurch kam schon ein zersetzendes Element in die ursprünglich auf straffste Zentralisation berechnete Staatsverwaltung.

Das Lehnssystem, das sich in dem kleinen osmanischen Stammlande vorzüglich bewährt hatte, geriet nun aber in dem ständig wachsenden großen Reiche bald in Verfall. Der Herrscher mußte die Verleihung wenigstens der kleineren Lehen bis zum Ertrage von 6000 Aspern den Beglerbegs überlassen. Diese aber scheuten sich nicht, erledigte Timârs statt an bewährte Kriegsmänner an ihre Günstlinge, oft an Sklaven zu vergeben, von denen militärische Gegenleistungen überhaupt nicht zu erwarten waren. Bald gingen sie sogar noch weiter und verjagten bewährte Lehnsinhaber, wenn ihre Herkunft aus osmanischem Stamme auch nur zu leisen Zweifeln Anlaß gab. Diesen Mißbräuchen suchte Sulaimân I. durch sein im Jahre 1530 erlassenes Kânûnnâme zu steuern. Er entzog den Beglerbegs das Recht der eigenmächtigen Belehnung; sie sollten hinfort den zum Empfang eines Lehens Berechtigten darüber nur eine Bescheinigung (Teskere) ausstellen, auf Grund deren erst die Pforte selbst die Belehnungsurkunde (Berât) ausstellen und die Eintragung in die Lehnsregister verfügen würde. Die Erbansprüche der Söhne von Lehnsinhabern wurden genau geregelt. Niemals durfte ein Lehen direkt vom Vater auf den Sohn übergehen; stets hatte dieser nur auf ein kleineres Gut Anspruch, bis er selbst durch militärische Verdienste aufstieg. Die Größe des Anfangslehens hing davon ab, ob der Vater im Felde gefallen oder im Bette gestorben war. Auch unmündigen Söhnen ward ein Timâr ausgesetzt, das sie aber verloren, wenn sie nach vollendetem neunzehnten Jahre sich nicht zum Kriegsdienst stellten.

Digitized by Google

Aber auch diese Verordnung beseitigte nicht alle Mißbräuche. Sehr viele kleine Lehnsleute versäumten es, die ihnen von ihrem Beglerbeg ausgestellten Teskeres bei der Pforte zu präsentieren, deren Beamte den Berât natürlich nicht kostenlos erteilten. Die Belehnung mehrerer Söhne eines verstorbenen Ssipâhî mit kleineren Tîmârs, die durch Zerschlagung des väterlichen Gutes zustande kamen, hatte zur Folge, daß man den Inhabern das abwechselnde Erscheinen beim Aufgebot nachsah. Schließlich ließ man in Asien bei solchen Lehen sogar die weibliche Erbfolge zu. Aber auch die Inhaber größerer Lehnsgüter suchten sich ihrer Dienstpflicht mehr und mehr zu entziehen. Der Finanzintendant Sultan Achmeds I., Aini, klagt in seinem Kânûnnâme, daß von zehn Tîmârli, die sich zur Zeit der Ernte um die Einkünfte streiten, nicht ein Mann im Felde erscheint, wo es sich um Kriegsdienst handelt. Aber weder Aini noch der Großwesir Naßûch-Pascha drangen mit ihren Bemühungen, wenigstens die Musterrollen wieder zu ordnen, durch, und Naßûchs gewaltsames Ende im Jahre 1614 war wenigstens zum Teil durch diese Reformbestrebungen bedingt.



Sultan Ssulaimân. Kupferstich von Melchior Lorichs.

So kam es, daß an Stelle der Lehnstruppen die Söldner mehr und mehr den Kern des Heeres bildeten. Unter ihnen waren die berittenen Ssipâhis der Pforte die älteste Truppe. Busbeck rühmt die Schönheit ihrer Rosse, deren Geschirr von Gold, Silber und Edelsteinen strahlte. Sie selbst trugen Brokat- oder Seidengewänder in scharlachroter, hyazinthgelber oder dunkelblauer Farbe. Ihre Waffen waren Bogen und Pfeile, ein kleiner Schild, eine leichte Lanze, meist von grüner Farbe, ein kurzes, mit Edelsteinen besetztes Schwert und ein Streitkolben am Sattelknopf. Feuerwaffen führte man zuerst bei dem persischen Feldzuge des Jahres 1548 ein, doch schlug der erste Versuch damit ganz fehl. Erst die europäischen Kriege drängten den Osmanen mit zwingender Notwendigkeit die Einführung der neuen Waffe auf; doch verließen sich die Ssipâhis noch zu Ende des 16. Jahrhunderts hauptsächlich auf Bogen und Pfeil.

Die schon von Urchân gestifteten vier Schwadronen waren namentlich in den großen Feldzügen Sselims und Ssulaimâns erheblich vermehrt worden; im Jahre 1534 war ihre Zahl auf 11 500 gestiegen. Die drei ersten Abteilungen wurden aus den Itsch-Oghlân, den im Kriege gefangenen und im Sserâi erzogenen Christenknaben rekrutiert, während die vierte Abteilung, die weniger angesehene Fremdenlegion, aus Renegaten bestand. In den Perserkriegen geriet

Digitized by Google

diese Truppe stark in Verfall. Der Schâch pflegte beim Anrücken der Feinde seine Grenzprovinzen zu verheeren und die Bewohner ins Innere zurückzuziehen, so daß die Verpflegung für Menschen und Pferde äußerst schwierig wurde. Daher kam es schon 1586 zu einer Revolte der Ssipâhis, die nur durch Erfüllung ihres Verlangens, der Sultan selbst solle sie nach Persien führen, beschwichtigt werden konnte. Als dann um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts die Finanznot der Pforte die Soldzahlungen ins Stocken brachte, kam es dahin, daß die Ssipâhis in wiederholten Revolten erklärten, mit ihrer Löhnung die Kosten eines Feldzuges nicht mehr bestreiten zu können. So ward im Laufe der Jahre das Mißverhältnis zwischen dem buchmäßigen und dem wirklichen Bestande dieser Truppe immer größer.

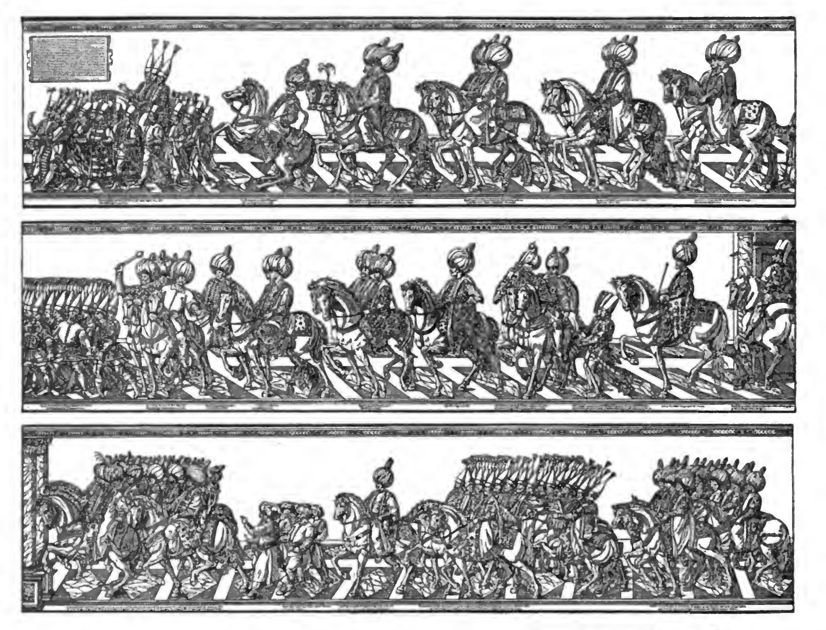
Der Geist des altasiatischen Nomadentums, der in den Lehnstruppen und in den Ssipâhis durch Kultur und Disziplin erheblich gemildert war, lebte noch in ungebrochener Kraft in den Akindschi, dem unbesoldeten, lediglich durch Steuerfreiheit entschädigten und auf Plünderung angewiesenen, berittenen Vortrab der Armee. Er bestand vornehmlich aus den Zinsbauern der Lehnsgüter, die als Freibeuter Ersatz für die durch den Druck ihrer Herren verschuldete Not suchten. Ihre Scharen trugen in den Jahren 1477—1478 alle Schrecken der Verheerung in die blühenden Ebenen der venezianischen Terra ferma und in die Hochtäler der steierischen Alpen, sie brandschatzten ein Jahrhundert lang Ungarn und schleppten Hunderttausende in die Sklaverei.

Eine ähnliche Rolle spielten auch die Hilfstruppen der tributpflichtigen Länder der Moldau und Walachei, der Krimtataren, Georgier und Kurden. Der Chân der Krim hielt stets gegen 50000 Mann bereit, um den Polen bei Gelegenheit in die Flanke zu fallen. Denselben Dienst gegen die Perser leisteten die Georgier und die Kurden.

Den Kern des Heeres aber bildeten noch immer die Janitscharen; die für ihren Nachwuchs abzuliefernden Christenknaben wurden in den vier Pagenkammern zu Adrianopel, im alten und im neuen Sserâi zu Stambul und zu Pera erzogen. Ihre Insassen zerfielen in fünf Klassen, ihre Erziehung war allerdings streng, aber durchaus human, denn sie sollten nicht zu Krüppeln und Memmen, sondern zu Männern heranwachsen. In der höchsten Klasse, der der Leibpagen des Sultans, waren nie mehr als 25 bis 30 junge Männer; sie war die Vorschule für die höchsten Staats- und Hofämter, und die meisten Großwesire waren aus ihr hervorgegangen. Die Rekrutierung dieser Pagenkammern wurde erst seit der Regierung Sselims I. fest geregelt. Alle fünf Jahre, später auch öfter und endlich jedes Jahr, wurden in Europa, namentlich Albanien und Griechenland, später auch in Ungarn Christenknaben ausgehoben; von dieser Steuer waren nur einige durch Vertrag privilegierte Orte, wie Stambul, Galata und Rhodos, befreit. Anfangs ward immer nur der fünfte Knabe ausgehoben, später nahm man alle tauglichen. An Mißbräuchen fehlte es dabei natürlich nicht. Reichen Eltern gestatteten die Beamten den Loskauf ihrer Söhne; andrerseits aber lieferten sie nicht alle Ausgehobenen an die Pagenkammern ab, sondern verkauften viele auf eigene Rechnung an Sklavenhändler. Das glänzende Los, das der Janitscharen wartete, milderte aber die Härte der Aushebung ganz erheblich, ja es erregte sogar den Neid der Türken, die sich nicht selten bemühten, ihre eigenen Söhne unter die Christenknaben einzuschmuggeln. Erst Murâd IV. hob im Jahre 1638 den Knabenzins wieder auf.

Als Altersgrenze für den Eintritt der Adschem-Oghlân in das Janitscharenkorps galt anfangs das 25. Jahr, erst als die Perserkriege die Heeresorganisation zerrüttet hatten, ging man unter diese herunter. Ihr Charakter als Elitetruppe brachte es mit sich, daß ihre Zahl kaum je 15000 überstieg. Gegen ihre weitere Vermehrung sprach auch die schon früh unter ihnen auftretende Zügellosigkeit; sie ertrotzten nicht nur immer höhere Thronbesteigungsgeschenke, sondern zwangen z. B. Sselim I. im Jahre 1515 auf dem persischen Feldzuge, ihnen die Köpfe des Großwesirs, des Heeresrichters und ihres eigenen Führers zu opfern. Man mußte sie sogar durch Teilung unschädlich zu machen suchen, indem man sie in Grenzgarnisonen unterbrachte. Im Jahre 1581 z. B. standen nur 4000 Mann von ihnen in Stambul selbst. Einen weiteren Schritt auf der Bahn des Verfalls bedeutete die den Janitscharen gegen Ende des 16. Jahrhunderts zugestandene Erlaubnis, sich zu verheiraten. Die Folge war, daß die Zugehörigkeit zum Janitscharenkorps sich bald ohne Rücksicht auf körperliche Tauglichkeit einfach

Digitized by Google



Triumphzug des Sultans Ssulaimān I.
Holzschnitte von Domenico de' Franceschi (Venedig 1565)

Digitized by Google

Digitized by Google

vererbte. Die unglücklichen Perserkriege Murāds III. führten dann zu wahlloser Verstärkung der Truppe, die im Jahre 1660 gar bis auf 54 222 Mann angewachsen war. Ungefähr ebensoviel Mann wurden außerdem noch in den Musterrollen geführt, die auf Sold keinen Anspruch machten, sondern sich mit der Steuerfreiheit begnügten; dafür leisteten sie auch keine Kriegsdienste, waren aber jederzeit bereit, bei Revolten das Stammkorps zu unterstützen. Da die Besoldung im Laufe der Zeit immer schlechter ward, so waren die Janitscharen mehr und mehr genötigt, ihren Lebensunterhalt durch ein Handwerk zu erwerben, während die Offiziere durch Dienstleistung bei den fremden Gesandtschaften ihre Lage zu bessern suchten.

Während bei der Infanterie die Feuerwaffen nur allmählich Eingang fanden, hatten die Osmanen dem Artilleriewesen von Anfang an große Aufmerksamkeit zugewandt; schon Muhammed II. hatte für diesen Zweig des Heerwesens Stückgießer und Instrukteure aus Deutschland und Ungarn herangezogen. Schon unter Bājesīd II. bestand das Korps der Topdschis oder Artilleristen, deren Zahl unter Sselīm I. bis auf 1000 Mann stieg. Ssulaimān wandte dann seine Sorgfalt hauptsächlich der Ausbildung einer leichten Feldartillerie und des für sie erforderlichen Fuhrwesens zu.

Eine große Last für die osmanischen Heere bildete von jeher der ungeheure Troß, den sie mit sich führen mußten, da ihre Märsche in Ungarn und in Persien sie meist durch schon vorher ausgesogene Gegenden führten. Bei dem Heere, das Wien im Jahre 1529 belagerte, waren z. B. nicht weniger als 22 000 Kamele nur zum Transport des Brotmehles. Dazu kamen meist noch ebensoviele Maultiere. Deren Pflege lag dem Korps der Woinak ob, meist bulgarische Bauern, die ohne Sold, nur gegen Steuerfreiheit und gewisse andere Privilegien dienten.

Auf dem Marsche bildete die leichte Artillerie mit dem Korps der Waffenschmiede, Dschebdschis, den Vortrab; an sie schlossen sich die Janitscharen, gefolgt von ihrem Agha mit den beiden Heeresrichtern und den Rechnungsbeamten. Dann kam der Sultan selbst, in der Mitte seiner Haustruppen und Leibpagen. Hinter ihm hatten die Feldzeichen ihren Platz, die Reichsfahne, seit Sselīm I. die Fahne des Propheten, und die sechs Standarten der verschiedenen Heeresabteilungen, sowie die sechs Fähnlein der besoldeten Ssipāhis. Das Zentrum schlossen der Großwesir und die übrigen Wesire mit ihrem zahlreichen Gefolge. Dann erst kamen die beiden Beglerbegs von Rumelien und Anatolien mit der Masse der Lehnsreiterei; auf einem Feldzug in Europa hatte ersterer, in Asien letzterer den Vortritt. Den Nachtrab bildeten die Gepäck- und Proviantkolonnen.

Beim Beginn einer Schlacht rückten die beiden Beglerbegs ins Vordertreffen; der linke Flügel galt dabei als Ehrenplatz. Die beiden Flügel wurden durch je eine Abteilung Feldartillerie und Akindschis verstärkt. An sie schlossen sich die Ssipāhis, während die Janitscharen etwas zurück im Zentrum standen. Hinter ihnen hatte der Sultan mit den Feldzeichen und den Würdenträgern der Pforte seinen Platz.

Alle europäischen Berichterstatter sind voll des Lobes für die Disziplin des osmanischen Heeres. Da gab es weder Wein, noch Spiel, noch Dirnen, die in europäischen Heeren niemals fehlten. Der Krieg gegen die Ungläubigen ward als religiöse Pflicht wirklich empfunden; das trug in der Blütezeit des osmanischen Heeres viel dazu bei, ihm den Sieg über die Christen zu sichern.

Ihre ganze Geschichte wies die Osmanen auf den Landkrieg, und nur der Zwang der Verhältnisse, nicht eigene Neigung führte sie aufs Meer hinaus. Der Sieg der Venezianer bei Kallipolis am 29. Mai 1416 prägte ihnen die Notwendigkeit, sich eine Marine zu schaffen, gründlich ein. Aber erst Muhammed II. verschaffte dem osmanischen Namen auch zur See das ihm gebührende Ansehen. Im Frühjahr 1456 liefen 180 Segel von Kallipolis aus, um die Küsten des Ägäischen Meeres heimzusuchen. Sselīm I. setzte die Rüstungen energisch fort, und Ssulaimān brachte die Zahl der Schiffe auf 300. Unter ihm trug, wie schon erwähnt, der Korsar Chairaddin Barbarossa als Beglerbeg des Meeres den Schrecken des osmanischen Namens bis an die spanischen Küsten. Der osmanischen Flotte fehlte aber eigentlich das Rückgrat, das ihre romanischen Gegner zur See stark machte, eine kräftige Handelsmarine. Dafür waren sie ihnen freilich an Materialreichtum sehr überlegen, da die Waldungen an den

Digitized by Google

Ufern des Schwarzen Meeres trotz des Raubbaus eine unerschöpfliche Holzkammer darstellten. Die erforderlichen Metalle lieferten die Bergwerke der Moldau und Walachei; Segeltuch mußte man allerdings zum Teil aus Frankreich beziehen.

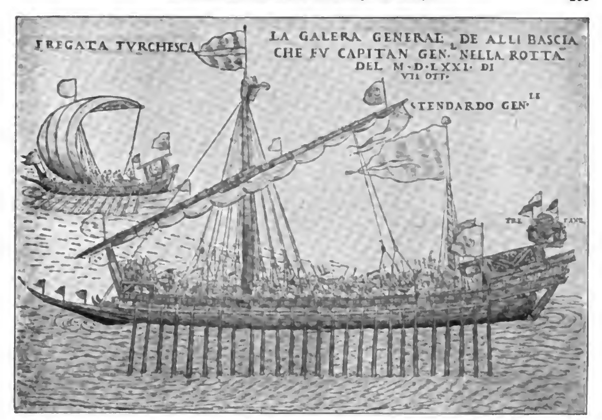
Die Leitung des Schiffbaus lag meist in den Händen von Venezianern, die Arbeiter waren durchweg Griechen, die aber sehr zum Nachteil des Betriebes nicht ständig auf den Arsenalen beschäftigt waren, sondern nach Bedürfnis zusammengetrommelt wurden. Gleichwohl setzte die Schnelligkeit, mit der die osmanischen Werften arbeiteten, Europa nicht selten in Erstaunen; aber die Sorgfalt in der Auswahl des Materials und in der Ausführung ließ viel zu wünschen übrig. Der eigentliche Krebsschaden der osmanischen Marine war aber von Anfang an die Unredlichkeit der Verwaltung, die sich in ununterbrochener Tradition bis auf die jüngste Zeit vererbte. Schon zur Zeit Sselims I. ward der Bau und die Ausrüstung der einzelnen Schiffe den Kapitänen überlassen, von denen z. B. im Jahre 1592 460 den Sold für sich und ihre Galeeren bezogen, während kaum 150 wirklich Dienst taten. Die Bemannung der Schiffe bestand durchweg aus Christen, Italienern und Griechen, meist landflüchtigen Leuten, die das ansehnliche Handgeld bei jeder osmanischen Flottenrüstung in hellen Scharen nach Pera lockte. Ein noch unzuverlässigeres Element der Bemannung waren die an den Schiffsbänken festgeschmiedeten christlichen Galeerensklaven, mit denen unter Sselim II. noch 40 Schiffe versorgt werden konnten, deren Zahl aber seit Beginn des 17. Jahrhunderts reißend abnahm. Die so entstehenden Lücken suchte man dann durch eine geregelte Aushebung unter den eigenen Untertanen auszufüllen. Das ganze Reich ward in Distrikte geteilt, die eine je nach Bedarf festgesetzte Anzahl von Leuten zum Dienst auf der Flotte zu stellen hatten. Die Ausgehobenen konnten sich freikaufen und wurden dann vom Kapitän durch einen weit billigeren Sklaven ersetzt. Da Europa bereits durch die Aushebungen zum Landheer allzu sehr in Anspruch genommen war, so kamen auf die Flotte meist Asiaten, die durchweg schon verweichlicht und dem schweren Dienst nicht gewachsen waren. Man baute daher das System der Stellvertretung immer weiter aus, bis es schließlich zu einer sehr einträglichen Flottensteuer sich entwickelte. Zum Dienst mit der Waffe auf der Flotte wurden nach und nach fast alle Teile des Landheeres herangezogen, am meisten bewährten sich die Janitscharen, deren Kühnheit namentlich im Entergefecht bei den christlichen Gegnern sehr gefürchtet war.

Die osmanische Flotte bestand aus schweren Schlachtschiffen, Maonen, von denen das größte, im Jahre 1575 erbaute, 576 Ruderknechte faßte, und leichten Kreuzern, Tschekdiris und Kadrigas, mit durchschnittlich 150 Ruderern. Die Schiffsartillerie war anfangs so schwach, daß zu ihrer Bedienung auf jeder Galeere nur 20 Bombardiere gebraucht wurden. Nach den unglücklichen Erfahrungen aber, die man in der Schlacht von Lepanto machte, verstärkte man auch in dieser Hinsicht die Gefechtskraft der Schiffe so, daß sie wenigstens an Zahl der Geschütze denen der Venezianer gewachsen waren.

Einen sehr wesentlichen Bestandteil der osmanischen Flotte bildeten seit Barbarossas Zeiten die Korsarenschiffe der afrikanischen Barbaresken. So oft der Sultan zum Seekrieg rüstete, schlossen sich diese Freibeuter in Scharen seiner Flotte an, um unter ihrer Deckung den Handel der Christen zu schädigen. Da ihre Schnellsegler vorzüglich bemannt waren, sah man ihre Hilfe anfangs nicht ungern. Ihre Unbotmäßigkeit aber brachte sie bald bei der Pforte in Mißkredit, zumal sie ihr auch in Friedenszeiten fast unausgesetzt diplomatische Schwierigkeiten bereiteten.

Mit der Entwicklung der Flotte selbst war auch die Machtbefugnis ihrers Führers gestiegen. Anfangs stand das Seewesen unter der Leitung des Ssandschakbeis von Gallipoli. Barbarossa aber als Beglerbeg des Meeres erhielt sogleich die Jurisdiktion über die Inseln Metelin, Rhodos und Negroponte, und schließlich umfaßte sein Bereich 14 Ssandschakate. Da er bei der Ausrüstung der Flotte selbst bei einer gewissen Ehrlichkeit erhebliche Ersparnisse machen konnte, so war dies Amt eins der einträglichsten und begehrtesten der gesamten Beamtenhierarchie. Nach der Katastrophe von Lepanto ward zwar die Flotte mit bewundernswerter Energie in kurzer Zeit neugeschaffen, aber sie kam nicht dazu, ihr Ansehen durch einen großen Schlag wiederherzustellen. Sie beschränkte ihre Tätigkeit immer mehr auf den Küstenwachtdienst,

Digitized by Google



Türkisches Kriegsschiff im 16. Jahrhundert. Kupferstich von Melchior Lorichs.

im Jahre 1576 waren von den 300 vorhandenen Galeren nur noch 40 in voller Ausrüstung, die übrigen verfaulten, entwaffnet, in den Docks und auf den Werften.

An der Spitze des aus dem Lehnsverbande hervorgegangenen Heer- und Staatswesens stand der Sultan. Anfangs waren die osmanischen Emire selbst Lehnsträger der sseldschükischen Sultane von Ikonium gewesen, aber schon Urchân hatte mit dem Münzrecht und der Nennung seines Namens in der Chutba, in der Predigt des öffentlichen Freitagsgottesdienstes, die Prärogative souveräner Gewalt für sich beansprucht. Muhammed II. hatte dann im Jahre 1473 nach dem Siege über die Turkmenen den Sultanstitel angenommen, und Sselim krönte im Jahre 1507 die Macht seiner Dynastie durch den Erwerb der Chalifenwürde. Die im türkischen Nationalcharakter begründete Treue gegen den Herrscher ward durch diese religiöse Sanktion seiner Macht noch bestärkt, so daß ihm seine Untertanen unbedingt zur Verfügung standen wie keinem gleichzeitigen Fürsten des Abendlandes. Er gebot auch unbeschränkt über alle Hilfsmittel des Staates, und nur die faktischen Mächte, namentlich die Janitscharen, haben ihn zeitweilig daran hindern können. Ja er galt sogar theoretisch als der privatwirtschaftliche Eigentümer des Staates, und der Reinertrag der Steuereinnahmen nach Deckung der laufenden Ausgaben floß in seine Schatzkammer, die Chasna der sieben Türme. Über die Höhe des osmanischen Steuerbudgets sind wir natürlich nur durch ungenaue Schätzungen unterrichtet. Für die letzten Regierungsjahre Muhammeds II. berechnet der Byzantiner Chalkondylas die gesamten Einkünfte des Staates auf 4 Millionen Dukaten; nach venezianischen Berichten aber war die Summe um die Mitte des 16. Jahrhunderts schon auf 10 bis 15 Millionen gestiegen, von denen jährlich 2 Millionen in den Schatz des Sultans flossen. Einzelne Sultane, namentlich Murâd III. haben ganz ungeheure Summen dort aufgespeichert und dem Verkehr entzogen. Bei öffentlichen Kalamitäten aber ward der Schatz stark in Anspruch genommen und bei Regierungswechseln durch die Forderungen der Janitscharen oft erschöpft. Als eine selbstverständliche Pflicht erwartete die öffentliche Meinung vom Sultan eine großartige Bautätigkeit, und dieser haben sich auch nur wenige entzogen.

Digitized by Google

Alle politische Macht ruhte aber theoretisch und lange auch faktisch allein in der Hand des Sultans. Bei dem schnellen Wachsen des Reiches aber mußte das Amt des Wesirs, der anfangs in der Tat nur die Rolle eines ersten Beraters und Handlangers gespielt hatte, stetig an Bedeutung gewinnen. Muhammed II. erhob schon in dem Staatsgrundgesetz seines Kānūnnāme den Großwesir zum eigentlichen Regenten des Reiches; als Bevollmächtigter des Pādischāh sollte er alle Fäden der Verwaltung in seiner Hand vereinigen und in allen Staatsgeschäften mit selbständiger Machtvollkommenheit, bis zu dem Rechte über Leben und Tod, entscheiden. Als Symbol seiner Macht führte der Großwesir das Reichssiegel mit der Tughra, dem Namenszuge des regierenden Sultans. Auch das Hofzeremoniell sicherte ihm seine Stellung als Vertreter des Sultans. Gleich diesem empfing er an festgesetzten Tagen der Woche die Huldigungen der Hof- und Staatsbeamten, in der Öffentlichkeit erschien er nur inmitten eines glänzenden Gefolges. Sein Palast, in dem er die Spitzen des Staates zur Beratung um sich sammelte, ward dadurch zum eigentlichen Sitze der Regierung, zur hohen Pforte. Sulaimān I. übertrug dann in dem Diplom, mit dem er im Jahre 1529 Ibrāhīm Pascha, den Sohn eines Griechen aus Parga, zum Großwesir erhob, diesem auch einen ansehnlichen Teil der eigenen Herrschergewalt. Lange Jahre führte er sein Amt von dem vollen Vertrauen des ihm befreundeten Sultans getragen. Aber der Familienzwist, der dessen letzte Jahre verdüsterte, erschütterte auch seine Stellung. Er geriet in den wohl schwerlich begründeten Verdacht, erst nach der ungarischen Krone und endlich gar nach Osmāns Thron selbst gestrebt zu haben. Am 15. März 1536 fand man ihn ermordet auf seinem Lager, das er im Serāi selbst in der nächsten Nähe des Sultans innehatte. Erst sein zweiter Nachfolger Muhammed Sokolli, ein Slawe aus der Umgegend von Ragusa, erreichte wieder eine ähnliche Machtstellung, war aber klug genug, die Gefahren zu vermeiden, denen jener erlegen war. Er strebte nicht so sehr danach, seine Macht als seinen Reichtum zu vermehren. Die an sich schon bedeutenden Einkünfte seiner Stellung wußte er durch Bestechlichkeit zu fabelhafter Höhe emporzuschrauben. Die Paschas in den Provinzen mußten sich ihre Posten alljährlich durch Geschenke neu erkaufen, der von Kairo soll mehr als 100000 Zechinen jährlich an Muhammed gezahlt haben. Durch den Tod erledigte Ämter wurden an den Meistbietenden vergeben. Dazu kamen die Geschenke der auswärtigen Mächte. Der deutsche Kaiser mußte das im letzten Friedensschluß ausdrücklich festgesetzte jährliche Geschenk von 3000 Talern insgeheim verdreifachen. Venedig erkaufte im Jahre 1573 einen schimpflichen Frieden für 15000 Dukaten. Das von dem höchsten Reichsbeamten gegebene Beispiel wirkte natürlich korrumpierend auf alle Zweige der Verwaltung. Als Muhammed am 11. Oktober 1579 gleichfalls durch Mörderhand, vielleicht allerdings nur durch einen persönlichen Racheakt, gefallen war, sank auch die Bedeutung des Amtes jäh von der bisherigen Höhe herab. Schuld daran waren die verderblichen Einflüsse der Haremswirtschaft, von denen erst Muhammed Köprili ein Jahrhundert später den Staat befreite.

Als Muhammed II. dem Großwesir seine fast unbegrenzte Machtfülle übertrug, stellte er ihm alsbald die Wesire der Kuppel zur Seite, in der Absicht, sie gebührend zu beschränken. Diese Absicht aber ward nicht erreicht. Das äußere Zeichen ihrer Würde, die drei Roßschweife, stellten sie zwar dem Großwesir gleich, ihr Einfluß ist aber nie erheblich gewesen. Ihre Zahl, anfangs auf vier beschränkt, stieg später auf sechs. Was ihre staatsrechtliche Stellung diesen Wesiren versagte, das suchten sie oft auf anderem Wege zu erreichen, und so spielten sie in den Intrigen, die die Macht des Großwesirs ständig bedrohten und erschütterten, meist eine bedeutende Rolle.

Gewissermaßen ein Überlebsel aus der alten Nomadenzeit war der Diwān, der denn in wichtigen Fällen, namentlich bei der Entscheidung über Krieg und Frieden auch noch zu Pferde gehalten wurde. Aus einer Volksversammlung entwickelte sich aber der Diwān mehr und mehr zu einem Ministerrat, dessen Vorsitz schon Muhammed II. gegen Ende seiner Regierung meist dem Großwesir überließ. An ihm nahmen nur noch die sog. „Säulen des Reichs" (Erkāni Dewlet) teil, d. h. 1. die beiden Heeresrichter, Kadiasker, der von Anatoli und der von Rūmili, denen seit Selims großen Eroberungen noch ein dritter für Afrika an die Seite trat; 2. die beiden Beglerbegs für Asien und Europa; 3. die beiden Defterdāre für die beiden Reichshälften, gleichfalls später durch einen dritten für Afrika vermehrt; 4. der Janitscharenagha

Digitized by Google

Ansicht von Konstantinopel im Jahre 1559. Nach einer Handzeichnung von Melchior Lorichs. Original in der Universitätsbibliothek in Leyden.

Digitized by Google

als Vertreter der Armee; 5. der Kapudânpascha oder Beglerbeg des Meeres, ein Amt, das zuerst für Chairaddîn Barbarossa geschaffen wurde, als Vertreter der Flotte; 6. der Nischândschi für den Namenszug des Sultans. Der Diwân tagte regelmäßig an vier Tagen der Woche von Sonnabend bis Dienstag in einem Saal im zweiten Hofe des Sserâi. Die Verhandlungen dauerten, zweimal von einem gemeinschaftlichen Mahle unterbrochen, vom Morgen bis zum Spätnachmittag. Jeder Untertan hatte zu den Sitzungen Zutritt und konnte Bitten und Beschwerden vortragen, die dann zur Erledigung meist wieder den einzelnen Ressorts überwiesen wurden. Seit der Sultan den Vorsitz nicht mehr selbst führte, empfing er den Diwân nach Schluß seiner wöchentlichen Beratungen in feierlicher Audienz, um einen Bericht über seine Beschlüsse entgegenzunehmen.

Dadurch, daß die beiden Generalstatthalter von Asien und Europa im Diwân Sitz und Stimme hatten, stand diesem immerhin auch ein gewisser Einfluß auf die Provinzialverwaltung zu. Aber war schon in der Zentralregierung die Käuflichkeit der Beamten sehr groß, so wuchs sie in den Provinzen oft ins Maßlose. Mußte der Pascha sein Amt alljährlich vom Großwesir neu erkaufen, so wälzte er den Preis natürlich auf seine Untergebenen ab, die ihn ihrerseits aus den Untertanen wieder erpreßten. Jeder der 20 Beglerbegs, ja jeder der 290 Ssandschâkbegs wollte sich mit einem Hofstaat umgeben, dessen Kosten sein Verwaltungsbezirk aufbringen mußte. Ihre Untergebenen, die Ssubâschis, nutzten die ihnen zustehende Polizeigewalt stets zu schamlosen Erpressungen aus. Noch schlimmer ging es den Orten, deren Erträge die Ssandschâkbegs auf bestimmte Zeit an Privatleute verpachtet hatten. Nur selten aber schwang sich das gedrückte Volk einmal zu gewaltsamer Selbsthilfe auf, wie z. B. 1578 auf Cypern, wo Griechen und Türken vereint den wegen seiner Habsucht und Grausamkeit verhaßten Beglerbeg geradezu in Stücke rissen.

Wie die gesamte Staatsverwaltung, so ruhte auch die Rechtspflege ursprünglich auf militärischer Grundlage. An der Spitze der richterlichen Hierarchie stand daher auch in später Zeit noch der Heeresrichter, dessen Amt schon Murâd I. geschaffen hatte. Muhammed II. und Sselim I. stellten ihm dann je einen Kollegen für Europa und Afrika an die Seite. Die Kompetenz dieser Heeresrichter war nun aber nicht auf militärische Angelegenheiten beschränkt, sondern erstreckte sich auch auf die gesamte bürgerliche Rechtspflege. Sie ernannten alle richterlichen Beamten, die Kâdîs und ihre Stellvertreter, Nâibs, sie bildeten auch die höchste Appellationsinstanz, die nur durch die richterliche Gewalt des Großwesirs und des Sultans selbst beschränkt war. Im hierarchischen Range folgten ihnen zunächst die großen Mollas, die Richter der Residenz und der Provinzialhauptstädte, und die kleinen Mollas, die Richter in zehn Provinzialstädten zweiten Ranges wie Bagdad und Sofia. Der niedere Richterstand zerfiel in die drei Klassen der Mufattisch oder Untersuchungsbeamten, der eigentlichen Kâdîs und ihre Vertreter, der Nâibs.

Der Kâdî besaß in seinem Sprengel die höchste richterliche Gewalt. Er entschied allein und ohne Beisitzer nach den Satzungen des auf Korân und Ssunna aufgebauten geistlichen Rechts Scheri Scherif in Zivil- und Kriminalsachen und besorgte auch alle notariellen Geschäfte, die Ausfertigung von Testamenten und anderen Urkunden. Die Vorteile des der osmanischen Justiz eigenen schnellen Verfahrens wurden durch die Bestechlichkeit der Richter wieder aufgewogen; vergebens hatte schon Bâjesîd I. im Jahre 1394 durch Einführung fester Gerichtstaxen diesem alten Grundübel der islâmischen Rechtsprechung zu steuern gesucht.

Über der gesamten juristischen und theologischen Hierarchie der Ulemâ stand noch der Mufti oder Schaich ul-islâm, aber seine Autorität war eine durchaus theoretische. Er hatte auf Ersuchen über streitige Rechtsfragen sein Gutachten, Fetwa, abzugeben, besaß aber nicht die Macht, die Exekution seines Urteils selbst durchzusetzen. Freilich wird kaum je ein Richter gewagt haben, sie der von ihm gefällten Entscheidung zu versagen. Muhammed II. und Ssulaimân I. bestätigten dem Mufti ausdrücklich seine Ausnahmestellung an der Spitze der gesamten Beamtenschaft. In der Tat hatten die Vertreter der souveränen Gewalt alles Interesse daran, seine Autorität zu stützen, da sie selbst in schwierigen politischen Lagen auf sie zurückgreifen mußten. So ließ Sselim II. den völlig unberechtigten Friedensbruch bei Beginn des Cyprischen Krieges gegen Venedig durch den Mufti Abû Ssuûd gutheißen.

Digitized by Google

Dem Mufti stand auch die Bestätigung der geistlichen Beamten in der Hauptstadt zu, während in den Provinzen dies Sache der Heeresrichter war. Die eigentliche Ernennung war dagegen den Stiftern der Moscheen überlassen. Die Zahl der Kultusbeamten hing lediglich ab von der Größe der Moschee. In kleinen Gemeinden, namentlich auf dem Lande, versah ein Imâm allein alle religiösen Funktionen; in größeren Gotteshäusern dagegen trat eine Arbeitsteilung ein. Der Imâm beschränkte sich jetzt auf die Leitung der fünf täglichen Gebete. Im Range über ihm stand der Freitagsprediger Chatib, dem es auch oblag, in außergewöhnlichen Andachtsübungen den religiösen Geist der Gemeinde zu fördern. Die niederen Dienste dagegen verrichteten die Küster, Kaijims, neben denen die Gebetsrufer, Muessins, einen besonderen Stand bildeten.

Die Vorbereitungen zu den geistlichen Ämtern war schon durch eine altehrwürdige Tradition geregelt und von Muhammed II. noch einmal durch eine spezielle Verordnung festgelegt. Die Vorbildung erfolgte in den von den Sultanen und ihren Wesiren in edlem Wetteifer zahlreich in der Hauptstadt und den Provinzen, meist im Anschluß an die Moscheengestifteten Medreßen. Deren Insassen zerfielen in drei Klassen. Die eigentlichen Studenten heißen Ssoftas, mit einer nicht nur bei europäischen Schriftstellern vorkommenden Kontamination von Ssûfi „Mystiker" und persischem ssuchta „verbrannt". Bei einer unter Murâd II. vorgenommenen Zählung gab es deren im ganzen Reiche 90000. Über ihnen stehen die Muids, Repetitoren. Nach Abschluß seiner Studien führte der junge Mann den Titel Dânischmend, „Wissender", und es stand ihm nun die Wahl zwischen den drei Laufbahnen als Lehrer, als Geistlicher oder Jurist offen. Wer aber in eine der höheren Klassen der kleinen oder der großen Mollas eintreten wollte, mußte sich noch als Dânischmend sieben weitere Jahre dem Studium an einer Medreße widmen. Daran schloß sich eine Prüfung vor dem Mufti; wer diese bestand, erwarb damit die Anwartschaft auf eine Stelle als Mudarris, Professor oder Lehrer an einer Medreße. Diese zerfielen wieder in zehn, nach der Bedeutung der Städte abgestufte Rangklassen, aus deren höchster erst die kleinen Mollas hervorgingen. Auf das religiöse Leben des Volkes übten die in Kleinasien seit alters und nun auch in Rumelien sehr verbreiteten Derwischorden, wie die Nakschbandis, die Maulawis und die Bektâschis größeren Einfluß als die offizielle Geistlichkeit. Das System gemessener Abstufung der Geheimlehren war in den islâmischen Orden stets mit großem Erfolge gepflegt worden. Während man im Kreise der Eingeweihten sich nicht scheute, die letzten Konsequenzen pantheistischer Mystik zu ziehen, die nicht nur die Dogmatik des Islâms auflösten, sondern ihre Bekenner auch von seinen Moralgeboten entbanden, nährte man im Volke durch ekstatische Übungen den religiösen Sinn. Mag dabei auch die Spekulation auf den Aberglauben zuweilen eine nicht geringe Rolle gespielt und mag von gewissenlosen Ordensoberen dieser selbst zu rein materiellen Zwecken ausgebeutet sein, so wird sich doch nicht leugnen lassen, daß die Orden vielfach unter barbarischen Verhältnissen einen sittigenden Einfluß ausgeübt haben.



Porträt des Großwesirs Muhammed Sokolli.
Gemälde in der Samml. des Erzherzogs Ferdinand, Wien.

Digitized by Google

Das wissenschaftliche Leben der Osmanen entbehrte fast ganz der Originalität und bewegte sich in den festen Geleisen der Tradition. Wissenschaft bedeutet für den Muslim nicht die Gewinnung neuer Erkenntnis, sondern möglichst umfassende Beherrschung eines überlieferten Stoffes. Der höchsten Schätzung erfreut sich das Wissen um die Religion und das von ihr nicht zu trennende religiöse Gesetz, das auch das bürgerliche Gesetz beherrscht. Da die gesamte kanonische Literatur in arabischer Sprache abgefaßt war, so bedienten sich auch osmanische Gelehrte als theologische Schriftsteller durchweg des Arabischen; nur für die Laienwelt bestimmte erbauliche Bücher wurden in der nationalen Sprache abgefaßt. Nicht Kühnheit oder Tiefe der Gedanken, sondern beharrlicher Fleiß sind die Tugenden osmanischer Gelehrten.

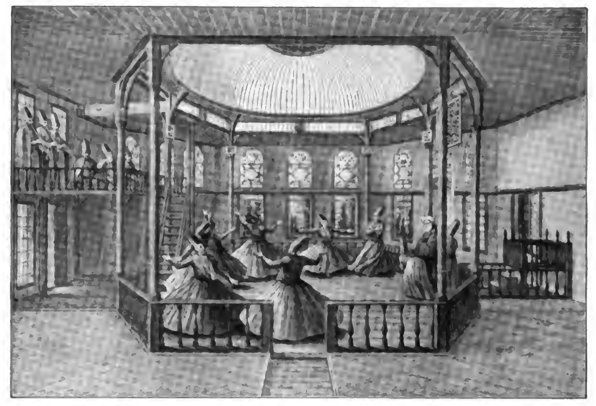
Während die Osmanen in der strengen Wissenschaft die Araber als ihre Lehrmeister anerkannten, suchten sie in der Geschichtschreibung persische Muster nachzuahmen. Die ältesten Historiker schrieben noch geradezu Persisch, später ging man freilich zum Gebrauche der Muttersprache über, aber deren Wortschatz war in solchen Werken ganz von arabischen und persischen Entlehnungen durchsetzt und der Stil ahmte den Schwulst iranischer Rhetorik nach. In sachlicher Hinsicht aber haben die Osmanen für die Geschichtschreibung ganz Hervorragendes geleistet. Fast über alle wichtigeren Ereignisse ihrer Geschichte besitzen wir eingehende und durchweg sehr wertvolle Monographien von Augenzeugen und zwar meist hohen Beamten, die an der Entwicklung der Begebenheiten selbst Anteil genommen hatten. Schon früh begann man aber auch mit systematischen Darstellungen der gesamten Reichsgeschichte; das erste Werk derart schrieb der Derwisch Achmad Aschikpaschasāde unter Bājesīd I. Seit dem 16. Jahrhundert sorgte die Pforte selbst durch Ernennung von Reichshistoriographen für die Geschichtschreibung, deren erster der im Jahre 1599 verstorbene Prinzenerzieher, Heeresrichter und Mufti Ssaadaddin war. Im 17. Jahrhundert ward dann die profane Wissenschaft bei den Osmanen in freilich noch sehr bescheidenem Maße auch von abendländischen Quellen neu gespeist. Der größte Gelehrte dieses Zeitalters Hāddschi Chalifa, der als Beamter der Heeresverwaltung die Feldzüge in Asien mitgemacht und so einen großen Teil des Reiches aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, ließ sich für seine allgemeine Geographie, die er im Jahre 1655 verfaßte, von einem französischen Renegaten auch okzidentalische Erdbeschreibungen übersetzen.



Türkischer Schreiber (Page). Miniatur von Gentile Bellini. Original in Konstantinopel.

Noch geringer als auf dem wissenschaftlichen Gebiete war die Originalität der Osmanen auf dem der schönen Literatur. Zwar wird es, wie heute, so auch schon in früheren Jahrhunderten im türkischen Sprachgebiet einen reichen Schatz von Volksliedern und Erzählungen gegeben haben. Aber die „Gebildeten" sahen mit Verachtung auf diese Produkte herab. Nur von volkstümlichen Geschichten, in denen die Taten von Sultanen und Feldherren, Helden der Vorzeit und Heiligen meist ohne viel Rücksicht auf historische Genauigkeit und mit grotesken Übertreibungen geschildert werden, sind uns mehrere Proben erhalten. Wie in der Wissenschaft die Araber, so galten in der Poesie die Perser als die Vorbilder, die nachzuahmen als die einzige eines Schöngeistes würdige Aufgabe galt. Mit der ihnen eigenen Gründlichkeit haben sich die Osmanen in das Studium der persischen Dichtung vertieft. In der philologischen Erklärung persischer Klassiker, um die sich namentlich der unter Ssulaimān I. blühende Ssurūri und der Bosnier Ssūdi verdient machten, haben sie Hervorragendes geleistet. Aber auch alle einzelnen Gattungen der persischen Poesie haben sie nachzubilden sich bemüht; selbst

Digitized by Google



Tanzende Derwische. Nach d'Ohsson, Tableau Général de l'Empire Ottoman Paris 1790.

der parodistische Lobsänger der Gourmandise, Abū Iẞḥāk, hat einen osmanischen Nachahmer gefunden. Lange hielt man mit der persischen Form auch die persische Sprache fest, und Sselīm I., der Sieger von Tschaldarān, hat einen großen Dīwān in persischer Sprache hinterlassen. Die als Krone allen poetischen Schaffens geltende Ghaselendichtung, an der sich auch mehrere Sultane beteiligten, und als deren hervorragendster Vertreter der im Jahre 1600 gestorbene Bākī gefeiert wird, sucht ihren Ruhm nur in stets neuer Prägung einer engbegrenzten Gefühls- und Gedankenwelt.

Die Osmanen haben es, obwohl sie niemals sehr volkreich waren, doch verstanden, weite Gebiete zu beherrschen, weil das System der Militärlehen sie überall hin als die wohlhabenden Landherren verteilte. Die christlichen Untertanen, die Rājā, waren auf dem Lande, namentlich in den entfernteren Provinzen, abgesehen von der politischen Rechtlosigkeit, auch noch durch schwere Frohnden gedrückt. Den Schutz des Staates mußten sie durch Zahlung der Kopfsteuer erwerben, die im Jahre 1590 je eine Zechine betrug. Dafür genossen sie als Gegenleistung den militärischen Schutz der Osmanen, denn der Kriegsdienst galt als eine nur diesen zustehende Ehre. Allerdings waren ja die Kreise des Herrenvolkes nicht festgeschlossen, und seine Stellung war nicht an ein Vorrecht der Geburt gebunden, sondern an das Bekenntnis zum Islām. Wer dieses leistete, trat ohne weiteres in seine Reihen ein, und der Sultan nahm durch den Knabenzins für das Janitscharenkorps alljährlich sogar mit Gewalt den besten Teil der Rājā unter die Herren auf. In der Hauptstadt selbst und in deren Umgegend, wo gegen die Willkür der niederen Verwaltungsorgane leicht die Hilfe der Zentralgewalt angerufen werden konnte, erfreuten sich die Christen, namentlich die Griechen voller bürgerlicher und religiöser Freiheit. Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse und Wallfahrten wurden ganz offen und meist sogar mit auffallender Pracht abgehalten. An den hohen Festtagen sorgten die türkischen Behörden selbst durch eine an den Kirchentüren aufgestellte Janitscharenwache dafür, daß der Gottesdienst ohne Störung abgehalten werden konnte.

Durch Handel und Wandel gelangten die Griechen in der Hauptstadt zum Teil wieder

Digitized by Google

zu großen Reichtümern; namentlich der Weinhandel und die sehr einträgliche Pachtung bestimmter Einkünfte des großherrlichen Schatzes waren fast ausschließlich in ihren Händen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte der Zollpächter Michael Kantakuzenos, ein Günstling des Großwesirs Muhammed Ssokolli, sich eine geradezu fürstliche Stellung geschaffen. Er verfügte über zahllose Ämter und Stellen, setzte Patriarchen, Metropoliten und Bischöfe ein und ab und schaltete als unumschränkter Herr über ganze Provinzen wie die Moldau und Walachei; sein Palast in Anchioli wetteiferte an Glanz mit dem großherrlichen Sserâi selbst. Freilich stürzte er später, nicht ohne eigene Schuld, von dieser Höhe herab. Schon im Jahre 1576 war er wegen rückständiger Pachtgelder einmal gefangen gesetzt, aber durch die Fürsprache des Großwesirs wieder freigekommen. Zwei Jahre später aber ward er vom Tatarenchân wegen politischer Intrigen in der Moldau und Walachei angeklagt und auf Befehl des Sultans an der Pforte seines Palastes gehenkt.

Da der osmanische Staat sich grundsätzlich um Bekenntnisfragen nicht kümmerte, so ward er für die zu Anfang des 16. Jahrhunderts aus Spanien und Portugal vertriebenen Juden geradezu ein Zuflucht der Gewissensfreiheit. Um das Jahr 1590 zählte das Ghetto zu Stambul schon gegen 20000 Bewohner. In den Palast des Sultans fanden die Juden zunächst als Gaukler und Possenreißer, namentlich unter Sselim II., der solche Vergnügungen sehr liebte, Zutritt. Aber auch als Ärzte wußten sie sich unentbehrlich zu machen, und der aus Deutschland stammende Arzt Nathan Salomo Askenasi gewann bei Muhammed Ssokolli großen politischen Einfluß. Unter Sselim II. spielte ein Jude, Joseph Naßi, eine ähnliche Rolle wie Michael Kantakuzenos. Er hieß eigentlich Juan Miguez und war um das Jahr 1550 schon mit einem sehr beträchtlichen Vermögen aus Portugal in Konstantinopel eingewandert. Unter Sselim, dessen Vergnügungssucht er geschickt zu benutzen verstanden hatte, als dieser noch Thronfolger und Statthalter in Kutâhia war, ward ihm die Pacht des Weinzehnten nebst den Einkünften von zehn Inseln des Archipels übertragen. Er durfte sich den Europäern gegenüber als Herzog von Naxos bezeichnen und ließ sich dort durch einen Spanier als seinen Statthalter vertreten. Auch nach Sselims Tode blieb er noch im Genusse seiner Einkünfte, da bei seiner Kinderlosigkeit sein Vermögen bei seinem Tode ohnehin dem Schatze des Sultans zufiel. Die Armenier, die heute die gefährlichsten Konkurrenten der Griechen und der Juden im Geschäftsleben sind, spielten um diese Zeit noch eine sehr bescheidene Rolle in Stambul. Sie hatten einen eigenen Patriarchen, der jährlich eine Abgabe von 1000 Dukaten zu leisten hatte; ihren Unterhalt erwarben sie, wie übrigens auch heute noch viele von ihnen, als Hausdiener und Kleingewerbetreibende. Während es die Râjâ in der Hauptstadt meist recht gut verstanden, sich mit den bestehenden Verhältnissen abzufinden, so lebte in den Provinzen unter ihnen noch immer die Hoffnung auf Befreiung von der Fremdherrschaft. So oft die europäischen Mächte im Kampfe mit der Pforte einen Erfolg errangen, waren die Griechen auf der Balkanhalbinsel bereit, sich ihnen anzuschließen. Die eigentlichen Träger der Freiheitsideen waren aber, wie wir sahen, die Albanesen, bei denen sie auch nach ihrer Unterwerfung unter dem schwersten Drucke nicht erstarben. Bei den Slaven, namentlich bei den Serben, wurden die Freiheitsgedanken durch ihre nationale Poesie, die in glühenden Farben die Kämpfe gegen die Türken, insbesondere die Taten eines legendären Helden Marko, verherrlichte, lebendig erhalten.



Sultan Sselim II. Stich von Antonio Lafreri. Nach dem Original in der Nationalbibliothek, Paris.

Digitized by Google



Vornehmer Perser mit Gefolge auf der Jagd.

Miniatur aus dem 16. Jahrhundert in der Nationalbibliothek, Paris.

14. Der Niedergang der osmanischen Macht bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Sselim II. hatte den Thron auf dem Feldzuge in Ungarn bestiegen, diesen zu beenden, war seine erste Sorge, da die Stimmung des Heeres nicht verläßlich war; im Februar 1568 schloß er mit Österreich Frieden unter Anerkennung des beiderseitigen Besitzstandes. Trotz seiner geringen kriegerischen Neigungen begann Sselim bald darauf einen Krieg gegen Venedig. Sein Günstling, Joseph Naßi, hatte seine Aufmerksamkeit auf die im Besitz der Republik befindliche Insel Cypern gelenkt, und als ihm die Signoria im Jahre 1570 deren Abtretung verweigerte, erklärte er ihr den Krieg. Ohne erheblichen Widerstand zu finden, konnten seine Truppen sich der Insel bemächtigen. Die venezianische Flotte lag unterdessen, auf Hilfe aus dem Westen wartend, bei Kreta. Erst im Mai 1571 kam es zu einem Bunde der Republik mit Philipp II. von Spanien und dem Papste Paul V., und im September sammelte sich die Bundesflotte im Hafen von Messina. Unter Führung Don Juan d'Austrias beschloß man, die osmanische Flotte, die im Meerbusen von Lepanto lag, aufzusuchen. Am 7. Oktober kam es dort zur Schlacht, die mit einem glänzenden Siege der Verbündeten endete. Aber der Sieg ward nicht ausgenützt. Nicht einmal Lepanto selbst griff man an, obwohl die christliche Bevölkerung des Peloponnes nur darauf wartete, sich gegen die Osmanen zu erheben. Die Verbündeten zogen ruhig ab, und schon im nächsten Jahre konnte der Sultan eine fast ebenso starke Flotte in den Kampf schicken. So verloren die Venezianer, die auch in Dalmatien im Nachteil geblieben waren, den Mut zu weiterem Widerstande und schlossen im März 1573 einen Frieden, in dem sie Cypern abtraten. Schon ein Jahr darauf, am 12. Dezember 1574, versagte die durch Ausschweifungen geschwächte Lebenskraft des Sultans.

Digitized by Google

Sein ältester Sohn, Murâd III., bestieg ungehindert den Thron. Da er als Kronprinz für eine ernste Natur gegolten hatte, so erwartete man von ihm, daß er in die Fußstapfen seines Großvaters treten würde, er versank aber bald noch tiefer als sein Vater in die Lüste des Haremslebens und überließ seiner Mutter den entscheidenden Einfluß auf den Gang der Geschäfte.

Seit die Venezianer von den Westmächten im Stich gelassen waren, bemühten sie sich den alten Schâch Tahmâsp von Persien zum Kampfe gegen den Sultan aufzustacheln. Im Mai 1576 ward dieser in einer Palastrevolution ermordet, und erst nach anderthalbjährigen Kämpfen mit seinen zehn Brüdern konnte sein Sohn Muhammed Chodâbende den Thron besteigen. Diese günstige Gelegenheit, den so geschwächten Gegner zu überfallen, ließ sich die osmanische Kriegspartei nicht entgehen. Der Kampf begann im Jahre 1578 im Kaukasus, wo die Osmanen Tiflis eroberten und die für die Behauptung ihrer Herrschaft wertvolle Festung Kârs ausbauten. Erst 1585 gelang es ihnen, den Kriegsschauplatz nach Persien zu verlegen und die Hauptstadt des Schâch, Tebris, zu nehmen. Dessen Macht war durch innere Wirren geschwächt und im Juni 1587 mußte er zugunsten seines Sohnes Abbâß auf den Thron verzichten. Da dieser im Osten seines Reiches durch die Kämpfe mit dem türkischen Stamme der Üsbegen festgehalten war, mußte er mit den Osmanen im Jahre 1590 Frieden schließen und auf die von ihnen eroberten Gebiete im Kaukasus und im Norden von Âsarbaidschân verzichten. War nun aber dieser Friedensschluß dem Schâch zunächst wohl von der Not diktiert, so war er doch kein Ausfluß seiner Schwäche. Mit Recht vielmehr führt Abbâß in der Geschichte seines Volkes den Beinamen des Großen, da er in seiner langen Regierung (1586—1628) wie kaum ein anderer Schâch um die Hebung des Landes sich verdient machte. Die Türken und Üsbegen, die seit Jahrhunderten den persischen Bauern um die Früchte seiner Arbeit betrogen, wies er mit eiserner Hand, ja mit abschreckender Grausamkeit in ihre Schranken. Die Macht dazu bot ihm eine neue Truppe, die er unabhängig von den alten Stammverbänden, allein an seine Person fesselte. Diesem Heere verdankte er dann auch die noch zu erwähnenden Erfolge gegen die Osmanen, die er 1623 mit der Eroberung von Bagdad und dem schiitischen Heiligtum Kerbelâ krönte. Dem Wohlstande seines Volkes suchte er durch den Ausbau des Hafens von Gamrûn, dem er den Namen Bender Abbâß verlieh, aufzuhelfen, nachdem er durch die indische Compagnie der Engländer den Stützpunkt der Portugiesen in seinem Reiche, in Hormus, hatte vernichten lassen. In seiner Residenz Ißpahân verewigte er seinen Namen durch glänzende Bauten, wie die große Moschee und den Winterpalast der 40 Säulen.

An der österreichischen Grenze des osmanischen Reiches hatte seit dem Waffenstillstande von 1583 der Kriegsbrand in kleinen Fehden fortgeschwält, bis er zehn Jahre später wieder in hellen Flammen aufschlug. Im Juni 1593 hatte der Statthalter von Bosnien bei einem Raubzuge in Ungarn bei Sissek eine furchtbare Niederlage erlitten. Um diese zu rächen, sollte der große Krieg wieder eröffnet werden. Noch ehe es aber dazu kam, starb Murâd III. am 16. Januar 1595.

Ihm folgte sein Sohn Muhammed III., der letzte osmanische Kronprinz, dem es vergönnt gewesen war, sich in einer Statthalterschaft zu Magnesia frei auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten. Im nächsten Jahre rückte er selbst ins Feld und hatte das Glück, die erste glänzende Waffentat seiner Truppen in diesem Kriege, den Sieg über die Kaiserlichen bei Keresztes, mitzumachen. Seitdem aber nahm der Krieg nur einen lahmen Fortgang, an dem auch der im Jahre 1603 erfolgte Tod Muhammeds und die Thronbesteigung seines Bruders Achmed nichts änderte. Erst als sich der zum Fürsten von Siebenbürgen erhobene ungarische Magnat Stephan Bocskai auf die Seite der Osmanen stellte, wandte sich das Blatt zu ihren Gunsten. So kam es im Jahre 1605 zum Frieden von Sitvatorok, in dem aber der Sultan auf den ihm bisher unter der Form eines Ehrengeschenkes geleisteten Tribut verzichtete.

Bereits in der für die Osmanen glücklichen Schlacht bei Keresztes war ein schon lange schleichendes und den Bestand des Reiches ernstlich bedrohendes Übel zutage getreten. Nicht nur die Janitscharen hatten längst alle Achtung vor der Autorität des Sultans verloren, auch das Aufgebot der Tîmârli, namentlich der asiatischen, erwies sich als unzuverlässig. Mehr als

Digitized by Google



Castelfranco, venezianische Burg auf Kreta. Nach „Monumenti Veneti nell'Isola di Creta".

3000 Mann von ihnen sollen damals geflohen und auf Befehl des Großwesirs von den eigenen Landsleuten verfolgt worden sein. Nach ihrer Rückkehr in die Heimat stellte sich im Jahre 1599 der Oberste der Segbänen, Abdulhalim, an die Spitze der Unzufriedenen und bemächtigte sich der Stadt Edessa. Die Pforte glaubte ihn beschwichtigen zu können, indem sie ihn zum Statthalter von Amasia machte, aber sie gab ihm damit nur die Macht zu neuen Ausschreitungen. Im April 1600 konnte er schon die Statthalter von Aleppo und Bagdad in offener Feldschlacht besiegen. Als er selbst in einer Schlacht gefallen war, trat sein Bruder an seine Stelle. Dieser behauptete sich eine Zeitlang glücklich, ließ sich dann aber durch das Versprechen der Statthalterschaft von Bosnien nach Europa locken und fand mit dem größten Teile seiner Truppen bei der Belagerung von Buda im Jahre 1603 sein Ende.

Noch im selben Jahre brach auch eine Empörung in der osmanischen Garnison von Tebris aus, die dem Schäch Abbäß die Gelegenheit bot, sich seiner Hauptstadt wieder zu bemächtigen. So sah sich die Pforte zu einem Kriege nach zwei Fronten genötigt. Der Kampf gegen Persien war um so schwieriger, weil in Kleinasien immer neue Bandenführer und in Syrien der Kurde Dschänbuläd, Erbstatthalter von Kilis, und im Libanon der Drusenfürst Fachraddin sich erhoben. Nach dem Frieden von Sitvatorok gelang es allerdings Dschänbuläd zu schlagen und die gefährlichsten der kleinasiatischen Rebellenführer zu vernichten. Als dann die Osmanen auch Tebris wieder genommen hatten, ließ sich Abbäß zu einem Frieden herbei, der ihn zwar von einer Tributzahlung befreite, die Territorialfragen aber ebenso provisorisch ordnete, wie in Ungarn der Friede von Sitvatorok.

Im Jahre 1617 war Sultan Achmed gestorben, und sein Bruder Mustafa als ältester Prinz des Hauses folgte ihm nach altem Erbrecht, mußte aber schon nach drei Monaten seinem jungen Neffen Osmän II. weichen. In den Grenzfehden mit den Polen kam es im Jahre 1620 zu einer großen Schlacht bei Jassy, die den Sultan veranlaßte, selbst ins Feld zu ziehen. Aber schon an den Mauern der Festung Choczim scheiterten seine hochfliegenden Pläne; ohne etwas erreicht zu haben, mußte er sich im Jahre 1621 zum Frieden verstehen. Da er die

Schuld an diesem Mißerfolge nicht ohne Grund den Janitscharen beimaß, ließ er sich von seinem Großwesir zu dem Versuche bereden, sich ihrer zu entledigen und sich wieder auf die asiatischen Provinzen des Reiches zu stützen. Eine Pilgerfahrt nach Mekka sollte die Ausführung dieses Planes ermöglichen. Die Janitscharen aber, denen seine Absicht verraten war, zwangen ihn seine Reise aufzugeben. Als er sich weigerte, ihnen den Großwesir auszuliefern, ward er ermordet und der halb blödsinnige Mustafa wieder auf den Thron erhoben. Erst nach zwei Jahren gewannen die besonneneren Elemente in Stambul wieder die Oberhand. Am 30. August 1623 ward Mustafa gezwungen, auf die Herrschaft zu verzichten zugunsten Murâds IV., des ältesten Sohnes Achmeds, eines Knaben von vierzehn Jahren.

Unter diesen Wirren in der Hauptstadt erlitt die Herrschaft der Osmanen in Syrien einen schweren Stoß. Schon im Jahre 1603 hatte sich dort der Drusenfürst Fachraddin im Libanon im Bunde mit dem Kurden Dschânbulâd gegen die Pforte empört und war auch nach dessen Niederlage gegen einen jährlichen Tribut im Besitze seines Gebietes geblieben. Mit ihm trat der unternehmungslustige Herzog Ferdinand I. von Toskana in Verbindung, um dem Florentiner Handel neue Wege zu erschließen, während Fachraddin mit seiner, päpstlicher und spanischer Hilfe Palästina zu erobern hoffte. Im Jahre 1610 besetzte er schon Baalbek und bedrohte selbst Damaskus. Im Jahre 1613 ging er sogar nach Europa, um dort weiter für seine Pläne zu wirken. Während seines zweijährigen Aufenthaltes in Florenz behauptete seine kluge Mutter sein Land gegen den Pascha von Damaskus. Nach seiner Rückkehr benutzte er die Wirren des Jahres 1623, um sich in den Besitz dieser Stadt zu setzen. Während des persischen Krieges dehnte er dann seine Herrschaft an der syrischen Küste von Antiochia aus. Im Jahre 1631 geriet er in offenen Konflikt mit der Pforte, indem er einem gegen Persien bestimmten Heere die Winterquartiere in seinem Gebiete verweigerte und es mit bewaffneter Hand vertrieb. Zwei Jahre später erschien dann, um diesen Friedensbruch zu rächen, eine osmanische Flotte an der syrischen Küste und besetzte alle Hafenplätze. Gleichzeitig griffen die osmanischen Statthalter die Drusen zu Lande an. Fachraddins Sohn Ali ließ sich mit seinen besten Truppen am 15. Oktober zu einem Entscheidungskampfe in die Ebene hinablocken, ward kläglich geschlagen und verlor selbst mit seinem Oheim das Leben. Am 12. November mußte Fachraddin in seiner letzten Zuflucht kapitulieren und ward nach Stambul abgeführt. Dort wurde er am 13. April 1635 enthauptet, als sein Neffe Melhem durch eine Schilderhebung die Ehre seines Hauses wieder herzustellen vergeblich versucht hatte.

Schon im Jahre 1623 war der Krieg mit Persien wieder ausgebrochen, da der osmanische Statthalter Bagdad dem Schâch überliefert hatte. Anderthalb Jahrzehnte lang wurde nun um diese Stadt und gleichzeitig im Kaukasus und in Asarbaidschân ein schleppender Kleinkrieg geführt, der erst Ende 1638 mit der Wiedereroberung Bagdads durch die Osmanen endete.

Sultan Murâd überlebte die glückliche Beendigung des persischen Feldzuges nicht lange. Am 19. Februar 1640 starb er an den Wirkungen der Trunksucht. Ihm folgte sein Bruder Ibrâhim, und mit ihm hielten die von Murâd gegen Ende seiner Regierung gebannten Übel der Disziplinlosigkeit und der Weiberherrschaft wieder ihren Einzug in Stambul. Der Großwesir Kara Mustafa hatte in den beiden ersten Jahren diese Einflüsse noch mit einigem Erfolge aufzuhalten verstanden, sich dabei aber zahlreiche Feinde gemacht, indem er durch Einführung von Ersparnissen beim Heere und der Flotte, durch eine Münzreform und durch Reorganisation des Steuerwesens viele privatwirtschaftliche Interessen schädigte. Der Sultanin-Mutter und drei Günstlingen Ibrâhims war es daher ein Leichtes, die Janitscharen gegen ihn aufzuhetzen, und als diese am 22. März 1643 seinen Kopf verlangten, wagte der Sultan nicht, sich dem zu widersetzen.

Trotz der Unbedeutendheit Ibrâhims rafften sich die Osmanen unter seiner Regierung in Europa doch zu einem großen militärischen Unternehmen auf. Noch immer beherrschten die Venezianer von Kreta aus den Eingang zum Ägäischen Meere, aber man hatte sie in Stambul längst verachten gelernt, da sie bei jedem Konflikt an der dalmatischen Grenze oder mit den Barbaresken zurückwichen und den Frieden mit Geld zu erkaufen suchten. So reifte dort der Plan, sie auch ihrer letzten Besitzung in der Levante zu berauben, und schon im Jahre 1644 ward in den Arsenalen eifrig gerüstet. Am 1. Juni des nächsten Jahres ward

Digitized by Google



Die Sudabai in der Nähe von Kandia auf Kreta. Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

der Krieg durch den Befehl, die Venezianer im ganzen Reiche zu verhaften und ihre Güter einzuziehen, eröffnet. Die osmanische Flotte hatte, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, auf Kreta landen können und eroberte bis zum Herbste Kanea. Seitdem machten die Osmanen allerdings nur langsame Fortschritte. Daher kam es in Stambul zu einer Verschwörung, da man die Schuld an der lässigen Kriegführung dem Sultan zuschrieb, der in wahnsinnigem Luxus die Mittel des Staates vergeudete. Am 6. August 1648 ward er abgesetzt und sein unmündiger Sohn Muhammed auf den Thron erhoben.

Drei Jahre später ward durch eine Palastrevolution auch der verderbliche Einfluß der Großmutter des jungen Sultans gebrochen, und dessen Mutter richtete schon ihre Augen auf den Mann, der berufen war, den Staat zu reorganisieren. Das war Muhammed Köprili aus Köpri am Halys in der Nähe von Amasia. Er war, wie es scheint, als Zehntknabe in den Serai gekommen, hatte sich aber aus dem niederen Hofdienst bald in den Staatsdienst emporgeschwungen, war Zahlmeister des Großwesirs, dann Pascha in Damaskus, Tripolis und Jerusalem geworden und war vor kurzem als Wesir der Kuppel in die Hauptstadt zurückgekehrt. Damals gelang es seinen Feinden noch einmal, ihn zu verdrängen, so daß er in die Verbannung gehen mußte, während der schwache Gurdschi Muhammed das Reichssiegel übernahm.

Inzwischen waren die Venezianer vergeblich bemüht gewesen, die Hilfe anderer Mächte für ihren Verzweiflungskampf um ihre Stellung in der Levante zu gewinnen. Sie konnten Kandia nicht entsetzen, aber in Dalmatien machten sie Fortschritte, und im Jahre 1651 gelang es ihnen, die osmanische Flotte bei Paros zu schlagen. Fünf Jahre später fegten sie durch einen glänzenden Sieg vor den Dardanellen die feindlichen Schiffe vom Meere weg.

Als mit dieser Niederlage die Not des osmanischen Reiches aufs höchste gestiegen war, kam Köprilis Stunde. Der damals bereits Achtzigjährige übernahm das Großwesirat nur unter der Bedingung, daß der Sultan ihm unumschränkte Gewalt und freie Verfügung über alle Ämter gewährte. Mit rücksichtsloser Strenge rottete er durch massenhafte Hinrichtungen den Geist des Aufruhrs aus und schonte selbst die Günstlinge des Serai nicht. Durch eine ausgiebige Anleihe beim Privatschatz des Sultans sowie durch Säkularisierung von frommen Stiftungen und Beschränkung des geistlichen Einkommens wußte er die Finanzen zu reformieren. Vor seinem Tode im Jahre 1661 setzte er es noch durch, daß sein Sohn Achmed sein Nachfolger wurde. Dieser baute seine Reformen mit glücklichem Erfolge aus, ohne der blutigen Mittel seines Vaters zu bedürfen.

Die innere Wiedergeburt des osmanischen Staates äußerte sich bald auch in kraftvollem Auftreten gegen seine Nachbarn im Norden. In Siebenbürgen ward der Fürst Georg Rakoczy, der sich seinen Lehnspflichten gegen den Sultan zu entziehen gesucht hatte, durch den gefügigen Apafy ersetzt. Als der Kaiser, von den Magyaren gedrängt, diesem die Anerkennung verweigerte, drohte die Pforte mit dem Kriege. In Europa regte sich noch einmal der Gedanke

Digitized by Google

an die gemeinsame Verpflichtung der Christenheit zur Abwehr der Türkengefahr, auf den die Venezianer so lange vergeblich gehofft hatten. Selbst Ludwig XIV. von Frankreich beantwortete die Aufforderung des Papstes zur Türkenhilfe trotz seiner guten Beziehungen zur Pforte damit, daß er die mit ihm am Rheinbunde beteiligten deutschen Fürsten veranlaßte, dem Kaiser 20 000 Mann zur Verfügung zu stellen. Dies Anerbieten brachte aber den Wiener Hof nur in Verlegenheit, da er den Krieg noch immer durch Verhandlungen zu vermeiden suchte. Im April 1663 aber verlor der Sultan die Geduld und ließ sein Heer in das österreichische Ungarn einfallen. Als die Osmanen sogar Wien bedrohten, rief der Kaiser die Hilfe des Rheinbundes und Schwedens an. Aber schon nach zwei siegreichen Schlachten schloß er im Jahre 1664 Frieden, um wieder gegen die französische Politik freie Hand zu gewinnen.

Nun konnten die Osmanen von neuem ihre ganze Kraft dem Kriege auf Kreta zuwenden, wo die Belagerung von Kandia noch immer keine Fortschritte gemacht hatte. Die Venezianer hofften noch auf die Hilfe wenigstens Frankreichs. Aber Ludwig wollte nicht offen mit der Pforte brechen. Wegen seiner dem Kaiser geleisteten Hilfe hatte er sich förmlich in Stambul entschuldigt. Noch mehr verargte man ihm dort die Zwangsmaßregeln gegen die Barbaresken; um dem Seeraub zu wehren, hatte er 1664 Dschidscheli nehmen und 1665 Algier und Tunis bombardieren lassen. Er gestattete daher selbst nach dem Frieden von Aachen nur einzelnen Offizieren, in venezianische Dienste zu treten. Erst im Sommer 1669 ging eine französische Flotte mit 7000 Mann nach Kreta ab. Aber weder diese Hilfe noch die des Kaisers und des Herzogs von Braunschweig vermochte die bedrängte Feste mehr zu retten. Am 6. September mußte sie kapitulieren, und in dem dann folgenden Friedensschluß verzichteten die Venezianer auf den Besitz von Kreta.

Nachdem die Osmanen ihre Herrschaft über das östliche Mittelmeerbecken hergestellt hatten, strebten sie nach einer Erweiterung ihrer Macht im Nordosten. Im Jahre 1668 hatte sich der Kosakenhetman Doroschenko, der bis dahin der Krone Polen untertan gewesen war, in den Schutz der Pforte begeben. Aber erst im Jahre 1672 wagte diese offen die Abtretung der Ukraine von Polen zu verlangen, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß Ludwig XIV. sich nicht einmischen würde. König Michael von Polen verzichtete bereits im September, nachdem er die Grenzfeste Kameniec nach kurzer Belagerung verloren hatte, in einem schimpflichen Frieden auf Podolien und die Ukraine. Aber schon im nächsten Jahre ward dieser Friede durch den Kronfeldherrn Sobieski gebrochen. Er siegte am 11. November bei Choczim und gewann, da der König bald darauf starb, die Krone. Aber dauernde Erfolge konnte auch er in den folgenden Feldzügen nicht erringen, und als er sich im Jahre 1676, durch einen Sieg bei Lemberg kühn gemacht, über den Dniester wagte, ward er bei Zurawna eingeschlossen und mußte sich im Oktober zu einem Frieden verstehen, in dem er wieder auf den größeren Teil von Podolien und der Ukraine verzichtete.

Diese immerhin glimpflichen Bedingungen verdankte er nur einem der Pforte mit Rußland drohenden Konflikt. Die Osmanen hatten in der Ukraine in die Kämpfe der Kosaken gegen die Russen eingegriffen; nach schweren Verlusten auf beiden Seiten kam es erst 1681 zum Frieden, in dem Kiew mit Gebiet an Rußland fiel.

Sobald die Osmanen im Osten freie Hand hatten, wandten sie ihre ganze Kraft wieder Ungarn zu. Die magyarischen Magnaten, unter der Führung des Grafen Tököly, hatten dem Sultan gegen einen jährlichen Tribut die Unterwerfung des noch österreichischen Ungarlandes angeboten, und im Mai 1683 eröffnete die türkische Armee von Belgrad aus den Feldzug gegen den Kaiser. Dessen Truppen zogen sich in Erwartung weiterer Hilfe langsam auf Wien zurück. Am 17. Juli war die Hauptstadt von den Osmanen eingeschlossen. Nun aber erschien, trotz Ludwigs drohender Stellungnahme, ein stattliches Ersatzheer aus dem Reiche und schlug im Verein mit einem polnischen Korps die Osmanen am 12. September am Kahlenberge und zwang sie, die Belagerung aufzugeben. Obwohl zwischen den Kaiserlichen und König Sobieski von Polen wegen dessen Anmaßung Zwistigkeiten ausbrachen, faßte man jetzt den Plan, ganz Ungarn wiederzugewinnen, energisch ins Auge, und unter Vermittelung des Papstes kam am 31. März 1684 zwischen dem Kaiser und Sobieski eine Allianz, der auch Venedig beitrat, zum Kriege gegen die Türken zustande.

Digitized by Google



Das Lager der Türken vor Wien. Stich von Romeyn de Hooghe.

In Ungarn erlitten die Osmanen nun eine Niederlage nach der anderen. Im Jahre 1686 erschienen die Kaiserlichen vor Buda, und nach zweimonatlicher Belagerung fiel diese Stadt, die 145 Jahre lang der Hort der osmanischen Herrschaft in Ungarn gewesen war, in ihre Hand.

Von den anderen Mitgliedern der Allianz taten nur die Venezianer ihre Pflicht; aber auch ihre Erfolge hatten mit der Besetzung von Athen, im Jahre 1687, das sie schon im nächsten Jahre wieder räumen mußten, ein Ende. Die Polen bemühten sich von 1684 bis 1687 vergebens, Kameniec zu erobern. Im Jahre 1687 trat Rußland dem Bunde bei, aber auch sein Versuch, sich der Krim zu bemächtigen, endete mit einer Niederlage.

Als nun aber das osmanische Heer in Ungarn im Jahre 1687 bei Mohacz eine neue schwere Niederlage davongetragen hatte, brach eine Empörung gegen den Großwesir Ssulaimân aus, die alsbald nach Stambul übergriff. Obwohl der Sultan den Großwesir opferte, erhob man gegen ihn den Vorwurf, daß er das Wohl des Staates über den Freuden der Jagd vernachlässige. Eine Versammlung der Ulemâ in der Aja Sophia erklärte ihn am 8. November 1687 für abgesetzt und erhob seinen Bruder Ssulaimân II. auf den Thron.

Im Sommer darauf rückten die Kaiserlichen vor Belgrad, das am 6. September 1688 im Sturm genommen wurde. In der Wiener Hofburg dachte man schon an die Vertreibung der Osmanen aus Europa. Aber diese rafften sich noch einmal auf, als im November 1689 ein neuer Großwesir, Mustafa, aus der bewährten Familie der Köprilis, an die Spitze des Staates trat. Im September 1690 eroberte er Belgrad wieder. Als er im Jahre darauf in Ungarn einfiel, fand er am 19. August 1691 in der unglücklichen Schlacht bei Szalankemin den Tod.

Im Jahre 1695 hatte wieder ein energischer Sultan, Mustafa II., den Thron bestiegen, der selbst den Oberbefehl übernahm. Aber in dem Prinzen Eugen von Savoyen fand er einen ebenbürtigen Gegner. Dieser vernichtete im September 1697 bei Zenta an der Theiß

Digitized by Google

das Heer des Sultans. Da im Jahre 1695 auch Zar Peter den Krieg wieder aufgenommen und im Jahre 1696 Asow erobert hatte, so nahm der Sultan die ihm von England und den Niederlanden angebotene Vermittelung an. Am 26. Januar 1699 wurde zu Carlowitz der Friede unterzeichnet, in dem die Pforte dem Kaiser Siebenbürgen, fast ganz Ungarn und den größeren Teil von Slawonien und Kroatien, den Polen Kameniec und alle ihre Eroberungen in Podolien und der Ukraine, den Venezianern Morea und einige Plätze in Dalmatien überlassen mußte.

Nach diesem unrühmlichen Friedensschlusse zog sich der Sultan nach Adrianopel zurück und überließ die Regierung ganz dem Mufti Faisullâh, der sich durch Habsucht und Nepotismus gründlich verhaßt machte. Infolgedessen brach im Juli 1703 eine Empörung aus. Man lud den Sultan nach Stambul, um sich vor einem Diwân zu verantworten, und als er nicht erschien, setzte man ihn ab und wählte seinen Bruder Achmed zum Pâdischâch.

Mit der bald nach dem Frieden von Carlowitz erfolgten Abtretung von Asow war dem Zaren das Schwarze Meer, bisher ein osmanisches Binnengewässer, zugänglich geworden. Als ihm nun in dem Schwedenkönig Karl XII. ein gefährlicher Gegner entstand, trat die Pforte bereitwillig mit diesem in Verbindung und gewährte ihm nach seiner Niederlage bei Pultawa ein Zuflucht in ihrer Feste Bender. Aber erst gegen Ende 1710 begann sie gegen den Zaren zu rüsten, da sie sich mit ihm über die Rückführung ihres Schützlings in seine Staaten nicht einigen konnte. Infolgedessen sah sich Peter genötigt, seine Operationen in den Ostseeprovinzen aufzugeben und sich nach Süden zu wenden. Am Pruth geriet er mit seinem ganzen Heere beinahe in osmanische Gefangenschaft, und nur der Bestechlichkeit des Großwesirs hatte er es zu verdanken, daß er unter glimpflichen Bedingungen abziehen konnte (Juli 1711). Er mußte Asow wieder ausliefern und die Befestigungen von Taganrog schleifen.

Wenn die Pforte diesen scheinbar ungünstigen Vertrag billigte, so tat sie es, weil ihr die Wiedergewinnung der durch den Carlowitzer Frieden im Westen verlorenen Gebiete mehr am Herzen lag, als die Ausbreitung ihrer Macht im Nordosten. Im Jahre 1714 gab ein Konflikt in Montenegro den Vorwand zum Kriege gegen Venedig, und in kurzer Zeit verlor die Republik Morea wieder. Nun aber griff der Kaiser in den Krieg ein. Prinz Eugen siegte am 5. August 1716 bei Peterwardein und eroberte im Oktober Temesvar, die letzte osmanische Festung auf ungarischem Boden, und im Jahre darauf sogar Belgrad. Aber sein Siegeslauf ward bald durch die spanische Politik in Italien gehemmt, die den Kaiser nötigte, auf die Friedensvorschläge der Osmanen einzugehen. In dem zu Passarowitz 1718 geschlossenen Vertrage traten diese Belgrad und das ganze Gebiet bis zum Einflusse der Aluta in die Donau dem Kaiser ab, während die Venezianer auf Morea verzichten mußten.

Die Pforte aber sah sich wieder einmal genötigt, ihre Aufmerksamkeit den asiatischen Verhältnissen zuzuwenden, da bei ihren alten Gegnern in Persien Unruhen ausgebrochen waren. Der letzte Nachkomme des Schâch Abbâß, der seit 1694 regierende Hußain, war mit den Afghânen in Konflikt geraten, die sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, um der Unterwerfung durch die Mongolen in Indien zu entgehen, unter persischen Schutz gestellt, aber bisher ihre Freiheit zu bewahren gewußt hatten. Da der Schâch den Versuch machte, die Zügel straffer anzuziehen, empörte sich ihr Führer Mir Wais und behauptete sich bis zu seinem Tode im Jahre 1715 als unabhängiger Fürst. Sein zweiter Nachfolger, Mir Machmûd, ging dann zum Angriff auf Persien über und entthronte im Oktober 1722 den letzten Ssafawiden zu Ispahân. Diese Unruhen benutzte Zar Peter, um sich in den Besitz der kaukasischen Provinz Dâghestân zu setzen. Gegen ihn suchte der Häuptling der Lesghier, die sich in Schamachi, der Hauptstadt von Schirwân, festgesetzt hatten, den Schutz der Pforte nach und ließ sich von ihr mit Derbend belehnen. Da Peter aber schon bis Baku vorgedrungen war, mußte sie zugeben, daß er das Land bis an den Einfluß des Kur in den Araxes annektierte.

Die Perser waren nicht in der Lage, sich dem zu widersetzen. Gegen den Afghânen Machmûd behauptete sich noch Hußains Sohn Tahmâsp, ward aber von dessen Nachfolger Aschraf nach Masanderân zurückgedrängt. Als dieser nun aber bei der Pforte den Anspruch erhob, als zweiter Imâm neben dem Sultan anerkannt zu werden, kam es zum Kriege, der trotz eines Sieges der Afghanen im Jahre 1726 mit einem Verzicht auf ihre Ansprüche endete. Ihre

Digitized by Google



Audienz einer kaiserlichen Gesandtschaft beim Sultan. Nach „Kayserliche Großbotschaft", Nürnberg 1723.

Herrschaft in Persien war aber nicht von Dauer. Gegen sie erhob sich in Chorâßân der tatarische Bandenführer Nâdir Kuli und schlug sie mit Tahmâsp im Oktober 1729 bei Dangûn und im Januar 1730 bei Schirâs. Aschraf ward auf der Flucht in Belûdschistân niedergehauen.

Tahmâsp griff nun alsbald auch die osmanischen Besitzungen auf persischem Boden an, um das Reich seiner Väter im alten Umfang wiederzugewinnen. Als der Sultan mit der Eröffnung des Feldzuges gegen ihn zu zögern schien, brach in Stambul ein Janitscharenaufstand aus, durch den Achmed III. entthront und sein Neffe Machmûd I. zum Sultan erhoben wurde. Aber erst nach zwei Jahren konnte die Ruhe in der Hauptstadt durch eine blutige Verfolgung der Rebellen, der 50000 Mann zum Opfer fielen, wieder hergestellt werden.

Gegen den Schâch aber empörte sich sein Vasall Nâdir, der ihm zu Ehren den Namen Tahmâsp Kulichân angenommen hatte, und ließ dessen noch in der Wiege liegenden Sohn Abbâß krönen. Dann schloß er einen Vertrag mit Rußland und eröffnete energisch den Krieg gegen die Osmanen. Nach drei glücklichen Feldzügen übernahm er im Jahre 1736, da der kleine Abbâß gestorben war, selbst die Regierung, und schloß mit der Pforte einen Frieden, in dem diese alle ihre früheren Eroberungen bis auf Bagdad aufgab.

Schon während dieses Krieges war die Pforte mehrfach mit Rußland wegen der Krimtataren in Konflikt geraten. Aber die polnischen Angelegenheiten banden der Kaiserin Anna die Hände, obwohl sie entschlossen war, den von Peter begonnenen Vormarsch auf das Schwarze und das Kaspische Meer fortzusetzen. Einen Angriff der Pforte verhinderten die Seemächte, die im Interesse ihres Handels ein weiteres Vordringen Rußlands aufzuhalten bemüht waren. Nach Beendigung der polnischen Wirren griff Rußland im Herbst 1735 die Osmanen an, kam aber zunächst nicht über Asow hinaus. Der Kaiser, durch einen Vertrag zur Unterstützung Rußlands verpflichtet, suchte anfangs zu vermitteln und griff erst 1737 in den Krieg ein. Seine Truppen aber erlitten eine Niederlage nach der anderen und lieferten im Jahre 1739

Digitized by Google

das eben erst eingeschlossene Belgrad den Osmanen aus. In dem dann gleich folgenden Frieden verzichtete der Kaiser auf alle Errungenschaften von Passarowitz und nun sah sich auch Rußland zum Frieden genötigt, in dem es nur Asow in geschleiftem Zustande erhielt. Den Dank für die diplomatische Unterstützung, die Frankreich in diesem Kriege geleistet hatte, stattete ihm die Pforte im Jahre 1740 durch erneute Anerkennung seines Protektorats über die Christen im Orient ab.

Inzwischen hatte Nâdir Schâch im Jahre 1739 die Mongolen in Indien angegriffen und Dehli erobert, war dann aber durch eine Empörung seines Sohnes nach Persien zurückgerufen worden. Dann griff er die Osmanen in Bagdad an, mußte aber, durch die an mehreren Stellen seines Reiches ausbrechenden Unruhen behindert, im Jahre 1746 Frieden schließen. Ein Jahr darauf ward er von seinen eigenen Truppen ermordet. Sein Neffe, Âdil Schâch, der ihm zunächst folgte, konnte sich der in allen Provinzen auftauchenden Prätendenten nicht erwehren und Persien sank im Bürgerkriege wieder in die frühere Ohnmacht zurück. Dem osmanischen Reiche gereichte die nun folgende lange Friedenszeit nicht zum Segen; da es durchaus auf der Kriegskultur beruhte, verfielen seine Kräfte, obwohl seit 1756 wieder ein energischer Sultan, Mustafa III., und ein tüchtiger Großwesir, Râghib Muhammed, die Geschäfte leiteten.

Erst die Entwicklung der polnischen Frage rief die Pforte wieder zu aktiver Beteiligung an der europäischen Politik in die Schranken. Der Schwächung Polens durch Rußland hatte sie anfangs ruhig angesehen. Als die Russen aber immer weitere Fortschritte machten, gewann die Kriegspartei im Dîwân die Oberhand, und die Zerstörung der osmanischen Stadt Balta an der bessarabischen Grenze führte im Jahre 1768 zur Kriegserklärung.

Nun rächte sich die lange Vernachlässigung des osmanischen Heerwesens. Die Russen eroberten Choczim und 1770 Bender und nahmen in der Moldau und Walachei die Huldigung für Katharina entgegen. Damals erschien auch zum ersten Male eine russische Flotte im Mittelmeer mit der abenteuerlichen Aufgabe, eine Erhebung der Griechen hervorzurufen und zu unterstützen. Die mainotischen Räuber konnten aber die festen Plätze des Peloponnes nicht nehmen. Dafür gelang es der Flotte im Juli 1770 die osmanische Seemacht in der Bucht von Tschesme an der kleinasiatischen Küste zu vernichten. Schon fürchtete man in Stambul selbst überfallen zu werden, aber die Russen nützten ihren Sieg nicht aus.

Im Jahre 1771 konnten die Russen die Krim unterwerfen, dann stockten ihre Erfolge. Sie erlitten eine Niederlage bei Rustschuk und mußten, nachdem ihnen die Belagerung von Silistria und Varna fehlgeschlagen war, gegen Ende 1773 wieder über die Donau zurückgehen. Im Januar 1774 aber starb Sultan Mustafa, und der unfähige Großwesir seines Nachfolgers Abdulhamid wagte sich im nächsten Feldzuge zu weit vor, ging in eine Falle und mußte am 21. Juli 1774 im Lager von Kütschük Kainardscha einen Frieden unterzeichnen, in dem die Pforte die wichtigsten Festungen am Schwarzen Meere und die beiden Karbardeien an Rußland abtreten, die Unabhängigkeit der Tataren anerkennen und den Bewohnern der Moldau und Walachei Amnestie und Religionsfreiheit gewähren mußte. Ihr Ansehen in Europa war jetzt so gesunken, daß eine Vertreibung der Osmanen aus Europa nur eine Frage der Zeit zu sein schien. Österreich machte sich diese ihre Notlage dadurch zunutze, daß es gleich nach dem Frieden unter nichtigem Vorwande die Bukowina annektierte, ohne daß die Pforte es hindern konnte. Fünf Jahre später mußte sie auch in der Konvention von Ainali Kawak der Kaiserin Katharina das Recht zugestehen, die Krimtataren sich zu unterwerfen, was ihr denn auch im Jahre 1794 gelang.



Sultan Muhammed II. zu Pferde.
Rückseite der Medaille des Constantius.

Digitized by Google



Motiv nach einer Fenstervergitterung in Kairo.

15. Das Osmanische Reich und Ägypten im 19. und 20. Jahrhundert.

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts lag das Osmanische Reich, das noch immer als die Vormacht des Islâms gelten wollte, tief danieder. Seine Nachbarn im Norden, Österreich und Rußland, hatten ihm schon mehrfach wertvolle Besitzungen entrissen, in Asien war das Zarenreich durch die Abdankung des Königs Heraklius von Georgien im Jahre 1784 bis unmittelbar an seine Grenzen vorgedrungen. Syrien und Ägypten waren unter Dschessâr-Pascha und den Mamlûken nahezu unabhängig. Unter den Râjâvölkern in Europa regte sich überall das Streben nach Unabhängigkeit. Das Heerwesen war ganz verfallen, da die Institutionen, auf denen einst seine Größe beruhte, sich längst überlebt hatten.

Die innere Politik des Reiches war daher, von einigen reaktionären Rückschlägen abgesehen, durch das Suchen nach Reformen beherrscht. Man wollte jene Einrichtungen, auf denen die Überlegenheit der europäischen Völker zu beruhen schien, dem Wohle des Reiches dienstbar machen, und glaubte das tun zu können, ohne sein innerstes Wesen anzutasten. Beim Heere, das ja die Grundlage des ganzen Staates bildete, begannen die Reformen. Hier galt es, an die Stelle der Janitscharen, die längst aus einem Schutz zu einem Schrecken der Hauptstadt geworden waren, eine neue, wirklich leistungsfähige Truppe zu setzen. Sultan Sselîm III., der den Thron im Jahre 1789 bestiegen hatte, machte schon den Versuch, sich eine neue Miliz zu schaffen. Da damals die französische Diplomatie an seinem Hofe maßgebenden Einfluß ausübte, nahm er sich französische Einrichtungen zum Vorbild. Aber ehe noch die neue Truppe genügend ausgebildet war, verschworen sich die Janitscharen mit den Garnisonen der Bosporusschlösser und bereiteten dem Sultan im Jahre 1807 das Schicksal seines Vorfahren Osmân II.

Nach einer kaum einjährigen Regierung war sein Vetter Mustafa IV., der sich natürlich ganz auf die reaktionären Elemente des Heeres gestützt hatte, von dem Statthalter von Russchuk Mustafa Bairaktâr gestürzt und durch seinen Bruder Machmûd II. ersetzt. Aber Bairaktâr mußte bald der noch übermächtigen Reaktion weichen, und auch Machmûd wurde durch die Mißerfolge der äußeren Politik genötigt, seine Reformpläne, die ihn zum Begründer der modernen Türkei machten, noch zurückzustellen. In einem Kriege gegen Rußland verlor er Nikopolis, Silistria und Russchuk, und nur durch die von Napoleon drohende Gefahr ließ sich der Zar im Jahre 1812 zum Frieden von Bukarest bewegen, in dem er unter Verzicht

Digitized by Google



Türkische Medaillen der Sultane Sselīm III. und Machmūd II.

1. 2. Medaille Sselīms III. auf den Zug nach Ägypten im Jahre 1801. — 3. 4. Medaille Machmūds II. auf den Krieg gegen Mehemmed Alī im Jahre 1832. Originale im Britischen Museum, London.

auf seine weiteren Eroberungen den Pruth als Grenze festsetzte. Noch gefährlicher für das Reich waren die Aufstände der Rājānationen. Schon im Jahre 1804 hatten die Serben unter Karageorgios sich erhoben. Sie hatten in dem letzten Feldzuge die Russen energisch unterstützt, daher ward ihnen in dem Friedensschluß eine halbe Autonomie mit eigener Gerichtsbarkeit zugesprochen. Da aber ihre Hauptbeschwerde, die Tributpflicht, nicht aufgehoben war, so setzten sie den Kampf fort; als Karageorgios nach Österreich geflohen war, trat Michael Obrenowitsch an seine Stelle. Im Jahre 1821 brach der griechische Aufstand aus, der, durch die hellenophile Schwärmerei in Europa geschürt, der Pforte nicht nur den Verlust einer nicht gerade sehr wertvollen Provinz, sondern namentlich endlose diplomatische Schwierigkeiten zuzog.

In allen diesen Kämpfen hatten die Janitscharen wieder völlig versagt. Machmūd aber hatte die ihm von der Reaktion aufgezwungene Zeit des Zuwartens gut benutzt und nach und nach die wichtigsten Ämter mit ihm persönlich ergebenen Männern besetzt. Im Frühling 1826 konnte er Sselims Pläne endlich wieder aufnehmen. Unter dem Schutz anatolischer Milizen, die der Statthalter von Beykos auf dem östlichen Ufer des Bosporus zusammengezogen hatte, erließ er den Befehl zur Begründung einer neuen regulären Truppe, die den Namen Muallem Ischkandsch (exerzierte Hand) erhielt. Die erforderlichen Instrukteure sandte ihm der ägyptische Statthalter Mehemmed Alī. Die Offiziere der Janitscharen waren schon für seine Pläne gewonnen, um so mehr aber hetzten die Unteroffiziere gegen die Neuerung. Für den 18. Juni war eine Parade der neuen Truppe im Tal der süßen Wasser bei Stambul angesetzt. Um diese unmöglich zu machen, revoltierten die Janitscharen drei Tage vorher. Sie verlangten zunächst nur die Abschaffung des bei der neuen Truppe eingeführten Exerzierreglements. Der Sultan aber ließ alsbald wie zum Kampfe gegen Ungläubige die heilige Fahne des Propheten entfalten und die Janitscharen durch die schnell zusammengezogenen Truppen auf dem Etmaidān, dem Platz vor ihrer Kaserne, einschließen. Der Mufti sprach feierlich den Fluch über sie aus, dann begann ein allgemeines Blutbad, dem keiner entrann. Gegen 1000 Janitscharen wurden in den anderen Stadtteilen umgebracht. Ihre Fahne und ihr Abzeichen, die Janitscharenmütze, wurden in den Kot geschleift, ihre Moscheen und ihre Stammcafés zerstört. Der ihnen verwandte Derwischorden der Bektāschi und die ihnen nahestehenden Korporationen der Feuerwehr und der Lastträger wurden aufgelöst, ja selbst von den diesmal treu gebliebenen Kanonieren und den Bosporuswachen, die sonst mit den Janitscharen gemeinsame Sache zu machen pflegten, wurden alle reaktionärer Gesinnung Verdächtigen beseitigt.

Aber die Früchte dieser blutigen Reform zu pflücken, ließen die Westmächte dem Sultan nicht die Zeit; am 6. Juli 1827 schlossen Frankreich, England und Rußland den Tripelalliancevertrag, um ihn zur Freilassung des griechischen Volkes zu zwingen. Denn inzwischen hatte Ibrāhim, der Sohn Mehemmed Alis, mit den ägyptischen Hilfstruppen in der Morea die Aufständischen hart bedrängt. Zu seiner Unterstützung erschien die großherrliche Flotte an der Küste der Morea, um 4000 Mann Infanterie und 500 Reiter auszuschiffen. Vor dem Hafen von Navarin, wo sie vor Anker lag, traten ihr nun aber die vereinigten Mittelmeergeschwader der verbündeten Mächte entgegen und untersagten Ibrāhīm, der ihre Führung übernommen

Digitized by Google





Janitscharentrachten. Nach Ahmed Djevad.

hatte, jede weitere Operation an der griechischen Küste. Da Ibrâhim sich diesem Eingriff in die Kommandogewalt seines obersten Kriegsherrn nicht fügte, so kam es am 20. Oktober zu der berüchtigten Seeschlacht, in der die gesamte großherrliche Flotte von über 100 Fahrzeugen in sechsstündigem Gefecht vernichtet ward.

Auf diese mitten im Frieden erfolgte ungeheuerliche Vergewaltigung antwortete die Pforte mit Beschlagnahme aller im Goldenen Horn liegenden fremden Schiffe, und nach vergeblichen Verhandlungen verließen die Vertreter der Tripelalliance Mitte Dezember Konstantinopel. Aber erst im Mai des nächsten Jahres eröffnete Rußland nach gründlichen Vorbereitungen den Feldzug. Im ersten Jahre gelang es seinen Heeren weder am Balkan, noch am Kaukasus vorwärts zu kommen. Im Frühling 1829 übernahm Fürst Diebitsch das Kommando der russischen Armee in Europa. Schumla, das bisher ihren Vormarsch aufgehalten hatte, ließ er zernieren und drang bis Adrianopel vor. Dort konnte er dem Sultan am 24. September den Frieden diktieren. Rußland begnügte sich mit der Abtretung der Donauinseln und des im Kaukasus zwischen den Provinzen Imeretien und Georgien gelegenen türkischen Gebiets. Aber der Sultan mußte dem Londoner Vertrage beitreten, d. h. die Unabhängigkeit Griechenlands anerkennen.

Während Machmûd noch vergeblich bemüht war, die Leistungsfähigkeit des Staates durch Reformen zu erhöhen, war ihm sein Vasall in Ägypten Mehemmed Ali auf diesem Wege schon weit vorangeeilt. Dieser bedeutendste Mann der neueren Geschichte des Islâms war im Jahre 1769 in Kavala an der mazedonischen Küste geboren, wo sein Oheim das Amt eines Muteßellim (Unterstatthalters) bekleidete. In dessen Diwan ward er praktisch in die Geschäfte eingeführt, ohne eine eigentliche Schulbildung zu genießen, und schon als zwanzigjähriger spekulierte er mit Glück in Tabak, dem Haupthandelsartikel seiner Heimat. Aber für seinen Ehrgeiz war diese entlegene Provinz zu eng.

In Ägypten hatten die Mamlûken auch nach der Eroberung des Landes durch Selim im Jahre 1517 ihre Macht behalten. Unter dem Vorwande, daß durch ihre Mißwirtschaft das Vermögen französischer Bürger in Gefahr geriet, in Wahrheit natürlich als einen Vorstoß gegen die englische Machtstellung in Indien, unternahm Napoleon im Jahre 1789 die Expedition nach Ägypten, die der Mamlûkenherrschaft vorläufig ein Ende machte. Diesen Eingriff in seine Hoheitsrechte konnte der Sultan, so wenig er sich auch bisher um das Land gekümmert hatte, nicht ruhig mit ansehen. Er schickte deshalb ein Heer nach Ägypten. Zu diesem hatte Mehemmed Alis Oheim ein Kontingent von 300 Mann zu stellen. Seinem jungen Sohne, der es führen sollte, gab er Mehemmed Ali als Mentor mit, und dieser übernahm bald nach der Landung in Ägypten das Kommando auch der Form nach. In den nun folgenden Kämpfen zeichnete er sich so aus, daß er im Jahre 1805 zum Major aufrückte. Nach dem

Digitized by Google

Abzug der Franzosen war Chosrew, ein ehemaliger abchasischer Sklave, zum Pascha ernannt worden. Für diesen aber, der ganz in den Intrigen des großherrlichen Palastes aufging, war Ägypten nur eine untere Staffel auf der Leiter seines Ehrgeizes, und sein ganzes Streben ging dahin, das Land recht bald wieder mit einem recht großen Vermögen zu verlassen. Die von ihm aus Sparsamkeit entlassenen Milizen zog Mehemmed Ali an sich und, indem er die Mamlûken geschickt gegen Chosrew ausspielte, gelang es ihm nach und nach ganz Unterägypten an sich zu bringen. Bald darauf ließ sich Chosrew von seinem nun nicht mehr einträglichen Posten abberufen, und Mehemmed Ali ward sein Nachfolger. Auf Chosrews Denunziation erhielt dann allerdings die großherrliche Flotte den Befehl, ihn zu vertreiben. Der bestochene Großadmiral wirkte ihm aber statt dessen sogar selbst die Belehnung mit ganz Ägypten bei der Pforte aus. In Oberägypten ließ er die Mamlûken gegen einen hohen Tribut einstweilen noch schalten. Als sie aber Verhandlungen mit England anknüpften, lud er im März 1811 ihre Häupter nach Kairo, angeblich, um über einen Feldzug gegen die Wahhâbiten in Arabien zu beraten, und er ließ sie dort, 500 an der Zahl, am 11. desselben Monats niedermetzeln.

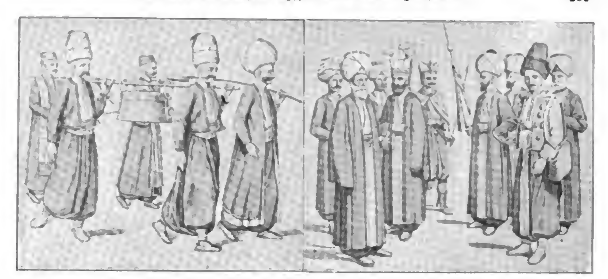
So war Mehemmed Ali unbeschränkter Gebieter in Ägypten, wie es kein Pascha vor ihm gewesen war. Auf den Feldzügen gegen die Wahhâbiten, die ihn bis 1815 in Anspruch nahmen, hatten sich seine türkischen Soldaten als ganz unbrauchbar erwiesen. Auf einen Versuch, sie an straffere Disziplin zu gewöhnen, brach eine Revolte in Kairo aus, der er aber leicht Herr wurde. Nun löste er die Truppe völlig auf und zog dafür die Fellâchen zum Heerdienst heran. Mit dieser neuen, europäisch bewaffneten und nach französischem Muster einexerzierten Armee unterwarf er Nubien, Sennar, Dongola und Dârfûr in einer Reihe von Feldzügen, die allerdings kaum mehr als Sklavenjagden im großen darstellten.

Auch auf die wirtschaftliche Hebung des Landes war Mehemmed Ali bedacht. Kairo und Alexandrien verschönerte er nicht nur durch zahlreiche Bauten, er ließ auch den Hafen dieser Stadt ausbauen und durch einen Kanal mit dem westlichen Nilarm verbinden. Das Land galt ihm aber lediglich als eine Domäne, aus der soviel als möglich herauszuwirtschaften sein einziges Bestreben war. Im Jahre 1815 legte er seine Hand auf die gesamte Produktion an Baumwolle, Hanf und Flachs, zwei Jahre später auch auf Indigo, Sesam und andere Ölpflanzen. Aber diese Einnahmen genügten seiner Habsucht noch nicht. Schon im Jahre 1812 hatte er alle frommen Stiftungen und alle Lehnsgüter eingezogen. Nun setzte er eine Kommission ein, um die Besitztitel aller Grundeigentümer zu prüfen. Wer einen solchen nicht aufzuweisen hatte, und das war natürlich die Mehrzahl der erbangesessenen Bauern, der mußte fortan als Pächter des Paschas sein Gut bewirtschaften. Zum Bau seiner Flotte zog er nach altorientalischem Muster zwangsweise alle Holz- und Bauarbeiter heran, und alles importierte Holz kaufte er zu Zwangspreisen an. Seine rücksichtslose Zollpolitik, die um so drückender empfunden wurde, weil sie die aus anderen muslimischen Ländern stammenden Güter schwerer belastete als europäische Waren, führte eine unerträgliche Verteuerung der Lebensmittel herbei.

Für die Segnungen der europäischen Zivilisation zeigte er hohe Bewunderung, insofern sie ihm die Tragfähigkeit des Landes zu steigern schienen. Die erste nach europäischem Vorbild eingerichtete Lehranstalt war eine mit englischen Lehrmitteln versehene Mathematikschule. Sonst aber hatten die Franzosen an seinem Hofe das Übergewicht. Neben einer Anzahl ehrlich auf die Hebung des Landes bedachter Männer umgab ihn ein Schwarm von Projektmachern. Da es ihm an aller Erfahrung fehlte, mußte er eine Menge Schwindler bezahlen, ehe er einen fähigen Mann fand, seine Fabriken einzurichten. Trotz aller Mißgriffe seiner egoistischen Politik gebührt aber Mehemmed Ali das Verdienst, das Land den Einflüssen europäischer Kultur erschlossen zu haben.

Die von Mehemmed Ali gewonnene Macht rief in Stambul die Besorgnis wach, daß er über kurz oder lang auch dem Ausland gegenüber aus der Stellung eines Provinzialstatthalters heraustreten würde. Zunächst freilich vermied er sorgfältig alles, was nach Verletzung der dem Sultan schuldigen Ehrfurcht aussehen konnte. So hatte er gegen die aufständischen Griechen ohne Widerrede Heeresfolge geleistet. Die Trümmer der bei Navarin vernichteten

Digitized by Google



Janitscharentrachten. Nach Ahmed Djevad.

großherrlichen Flotte führte sein Sohn Ibrâhîm zugleich mit den ägyptischen Schiffen nach Alexandrien, um sie dort instand setzen zu lassen. Der Aufforderung, mit der türkischen zugleich auch seine eigene Flotte zurückzuschicken, begegnete Mehemmed Ali mit einer der Pforte stets willkommenen Geldsendung. Gegen Übernahme eines Teils der russischen Kriegsschuld ward er sogar noch mit Kreta belehnt.

Aber noch jede in Ägypten aufstrebende Großmacht mußte auch ihre Hand nach Syrien ausstrecken. Ein Vorwand, mit dem Pascha von Akko anzubinden, war für Mehemmed Ali leicht gefunden. Die unter seiner Agrarpolitik seufzenden Fellâchen waren in Scharen nach Syrien ausgewandert. Daß den Untertanen des Sultans die Freizügigkeit innerhalb des Reiches zustehe, wie ihm die Pforte auf seine Beschwerde antwortete, konnte er natürlich nicht zugeben.

Im Herbst 1831 schickte er seinen Sohn Ibrâhîm mit einem Heere nach Syrien, und dieser schloß Abdallâh Pascha in Akko ein. Die Belagerung dieser Feste zog sich aber, obwohl die Flotte das Heer unterstützte, bis in den Mai des folgenden Jahres hin. Den gemessenen Befehl der Pforte, seine Truppen zurückzuziehen, beantwortete Mehemmed Ali mit der Bitte, ihn mit den Provinzen Akko und Damaskus zu belehnen. Mit Hilfe des Fürsten vom Libanon, Beschir Schihâb, der sich nach längerem Zögern ihm angeschlossen hatte, unterwarf Ibrâhîm inzwischen ganz Palästina. Nachdem dann am 26. Mai 1832 auch Akko gefallen war, konnte er, ohne Widerstand zu finden, bis nach Adana, der Hauptstadt Kilikiens, vorrücken. Inzwischen hatte der Sultan gegen den unbotmäßigen Vasallen gerüstet, und ein 50000 Mann starkes Heer unter Hußain Pascha, einem ehemaligen Janitscharen, rückte jetzt nach Süden vor. Hußain war mit dem Kriegsminister Chosrew Pascha verfeindet, und dieser wußte es durchzusetzen, daß ihm sein Adoptivsohn Mehemmed Pascha als Generalstabschef beigegeben ward. Dieser rückte, um dem Oberkommandierenden die zu erwartenden Siege vorweg zu nehmen, in Eilmärschen auf Homß vor und nahm, als ihm hier die Ägypter entgegentraten, mit seinen erschöpften und hungrigen Truppen sogleich den Kampf auf. In wenigen Stunden war der Sieg für Ibrâhîm entschieden. Nachdem Mehemmed sich wieder mit dem Hauptheere vereinigt hatte, kam es am Bailânpasse, dem Übergang über den Amanus, zu einer zweiten Schlacht, die durch Ibrâhîms überlegene Taktik abermals mit einem Siege der Ägypter endete. Hußain ging nach Karamân zurück und mußte dort das Kommando an den Tscherkessen Raschid Pascha abtreten. Ibrâhîm hatte sich durch den seinen Truppen ungewohnten strengen Winter der kleinasiatischen Hochebene nicht abhalten lassen, ihm zu folgen. Am 21. Dezember schlug er die Türken zum dritten Male bei Konia. Schon stand ihm der Weg zum Bosporus offen. Rußland aber schickte dem Sultan zwei Flottendivisionen zur Hilfe, und durch

Digitized by Google

Vermittlung der russischen und der französischen Diplomatie kam im April 1832 zu Kutâhia im Hauptquartier Ibrâhîms der Friede zustande, der Mehemmed Ali die Belehnung mit Syrien zusicherte. Auch die von ihm selbst noch verlangte Abtretung von Adana-Kilikien ward ihm nachträglich zugestanden. Ehe aber die russische Flotte den Bosporus verließ, gelang es der kaiserlichen Diplomatie, im Juli 1832 die Pforte zum Vertrage von Hunkiär Iskelesi zu bewegen. Beide Mächte verpflichteten sich für den Fall eines Angriffs zu gegenseitiger Hilfeleistung, da aber ein geheimer Zusatzartikel die Pforte gegen das Versprechen, im Notfalle die Dardanellen zu schließen, weiterer Verpflichtung enthob, so geriet sie dadurch in Wahrheit in eine Art Schutzverhältnis zu Rußland.

In Syrien waren die Truppen Ibrâhîms von der unter der türkischen Mißwirtschaft seufzenden Bevölkerung fast wie Befreier begrüßt worden. Aber diese sah sich bald bitter enttäuscht. Zwar fielen bei der geordneten Verwaltung die vielen Nebenabgaben, mit denen bisher die Beamten ihre Taschen zu füllen pflegten, fort. Dafür aber verloren die Syrer den letzten Rest ihrer persönlichen Freiheit. Das ägyptische Regiment begann mit einer allgemeinen Entwaffnung, die durch den Verrat ihrer eigenen Fürsten auch unter den Drusen des Libanon durchgeführt wurde. Mit rücksichtsloser Härte ward die allgemeine Dienstpflicht durchgesetzt, und die unerschwinglichen Abgaben wurden um so drückender empfunden, weil sie unvermindert nach Ägypten abflossen. In wenigen Monaten schlug die Stimmung im Lande völlig zugunsten der osmanischen Herrschaft um. Freilich dauerte es fast noch zwei Jahre, ehe die geknechtete Bevölkerung sich gegen die geschlossene Militärmacht des neuen Herrn zu empören wagte. Im Mai 1834 brach in den Bergen von Nâblus und Hebron ein Aufstand der Fellâchen aus, der Ibrâhîm bei dem schwierigen Gelände viel zu schaffen machte. Nur durch Verrat ward er schließlich der gefährlichen Bewegung Herr.

Nicht so glücklich wie in Ägypten und Syrien war Mehemmed Ali in Arabien gewesen. Dort war seine Macht auf den Widerstand einer großen nationalen Bewegung gestoßen. Um die Wende des 17./18. Jahrhunderts war im Nedschd, dem innerarabischen Hochlande, Muhammed ibn Abd al-Wahhâb vom Stamme der Tamim geboren. Er hatte sich dem Studium der Theologie und Jurisprudenz gewidmet und nach alter Sitte die Hochschulen in den Hauptstädten des islamischen Ostens besucht. In Bagdad wird er die Lehre des Achmad ibn Hanbal, des Stifters der letzten unter den vier orthodoxen Schulen, der mit starrster Konsequenz das Prinzip von der Alleingültigkeit der Tradition gegenüber den zu Konzessionen an die Vernunft geneigten älteren Rechtslehrern verfochten hatte, und seines Nachfolgers Achmad ibn Taimija kennen gelernt haben. Diese Studien erweckten in ihm die Überzeugung, daß die zu seiner Zeit, namentlich unter den Türken herrschende Form des Islâms von Mißbräuchen durchsetzt sei. In die Heimat zurückgekehrt, suchte er zunächst in deren engen Kreisen die ursprüngliche Reinheit der Lehre und des Lebens wieder herzustellen. Da er aber in Ejâna gegen die Verehrung des Lokalheiligen Ssaad eiferte und durch seine Anhänger an einer Ehebrecherin die kanonische, aber längst außer Übung gekommene Strafe der Steinigung vollziehen ließ, ward er dort ausgewiesen. Er wandte sich an einen Gegner des Schaichs von Ejâna, an Muhammad ibn Ssaûd, der in dem nur sechs Stunden entfernten festen Orte Derija als Führer eines Teilstammes der Anese wohnte. Hier fand er um das Jahr 1745 bereitwillige Aufnahme und bald auch Gehör für seine Lehre. Er verwarf jegliche Verehrung des Propheten und anderer Heiligen und erklärte die Muslime, die sich deren schuldig machten, für Heiden, die nach dem Korân bis zur Bekehrung oder Ausrottung zu bekämpfen seien. Mit unnachsichtlicher Strenge hielt er darauf, daß seine Anhänger den Freitagsgottesdienst nicht versäumten. Alle Kleiderpracht, insbesondere den Gebrauch der Seide, aber auch allen Schmuck der Gotteshäuser und der Gräber verpönte er. In sinngemäßer Erweiterung des vom Propheten erlassenen Verbots aller Betäubungsmittel untersagte er den Genuß des Tabaks, gegen den sich übrigens bei seinem ersten Auftreten fast alle, auch die nichthanbalitischen Rechtsgelehrten erklärt hatten. Durch reiche Fülle oder gar Originalität der Gedanken zeichnete sich dieser Reformator also ebenso wenig aus, wie es einst der Prophet selbst getan hatte. Aber gleich diesem verstand er es, seine Anhänger zu begeistern und ihre stets wache Fehdelust seiner Sache dienstbar zu machen. Im Laufe von 10 Jahren unterwarf Muhammed ibn Ssaûd

Digitized by Google



Araber in der Wüste. Photographische Aufnahme.

ein Gebiet von etwa 30 Quadratmeilen der neuen Lehre und seiner Herrschaft. Erst im Jahre 1757 raffte sich der Nachfolger des Fürsten von Haßa, der einst den Reformator aus Ejäna ausgewiesen hatte, zum Kampfe gegen ihn auf; er ward aber geschlagen und verlor sein Reich an die Wahhäbiten, die sich nun auch nach Westen hin ausbreiteten. Als Muhammed ibn Ssaûd im Jahre 1765 starb, folgte ihm sein Sohn Abd al-Asis, der sich schon bei seinen Lebzeiten als Feldherr ausgezeichnet hatte. Dieser setzte die Eroberungspolitik seines Vaters fort und kam im Jahre 1788 schon bis Kuwait, dem einzigen Hafen an der Nordostküste Arabiens. Schon im Jahre vorher hatte er sich die Erbfolge für sein Haus gesichert, indem er seinen Sohn Ssaûd in einer großen Volksversammlung durch Muhammed ibn Abd al-Wahhäb als seinen Nachfolger bestätigen ließ. Als dieser selbst im Jahre 1791 starb, folgte auch ihm sein Sohn in der geistlichen Würde eines Mufti.

Die Erfolge der Wahhäbiten wurden allmählich ihren Nachbarn unbequem. Der Scherif von Mekka glaubte anfangs noch allein mit ihnen fertig zu werden, aber das Heer, das er im Jahre 1790 nach dem Nedschd sandte, richtete nichts aus und ward auf dem Rückzuge von Ssaûd sogar empfindlich geschlagen. In den nächsten Jahren stießen die Wahhäbiten immer weiter nach Norden vor, so daß endlich der Pascha von Bagdad, Ssulaimân, sich zu Abwehrmaßregeln genötigt sah. Im Jahre 1797 fiel er mit etwa 5000 Türken und doppelt so viel Arabern in Haßa, die reichste und fruchtbarste Provinz der Wahhäbiten, ein, hielt sich aber, statt gleich den Hauptort Derija anzugreifen, einen Monat mit der Belagerung der Zitadelle von Haßa auf. Als dann Ssaûd selbst ihm entgegentrat, wagte er nicht, ihn anzugreifen, sondern schloß auf sechs Jahre mit ihm Frieden. Die Wahhäbiten hatten aber seine Macht verachten gelernt und fielen nun im Jahre 1801 in sein Gebiet ein. Ihr Ziel war Kerbelä mit der von allen Schiiten hochverehrten Grabstätte Hußains, des Enkels des Propheten. Am 28. April, dem Tage des Bairämfestes, fiel die Stadt in ihre Hände. Der prächtige Kuppelbau über dem Grabe Hußains ward zerstört und eine gewaltige Beute fortgeschleppt.



Typus eines Arabers.
Photographische Aufnahme.

Nachdem im Laufe der nächsten Jahre fast alle Beduinenstämme des Nedschd sich ihnen angeschlossen hatten, überfielen die Wahhäbiten im Jahre 1803

Digitized by Google

Mekka zur Wallfahrtszeit im April. Obwohl die Stadt voll fremder Pilger war, ergab sie sich nach kurzem Widerstande. Der Scherif Ghâlib floh nach der Hafenstadt Dschidda, der Führer der syrischen Pilgerkarawane, Abdallâh, Pascha von Damaskus, mußte die Stadt nach drei Tagen verlassen. Noch im selben Jahre aber ereilte den Fürsten Abd al-Asîs die Rache für den Tag von Kerbelâ. Am 14. Oktober ward er in der Moschee von Derija von einem schiitischen Fanatiker ermordet.

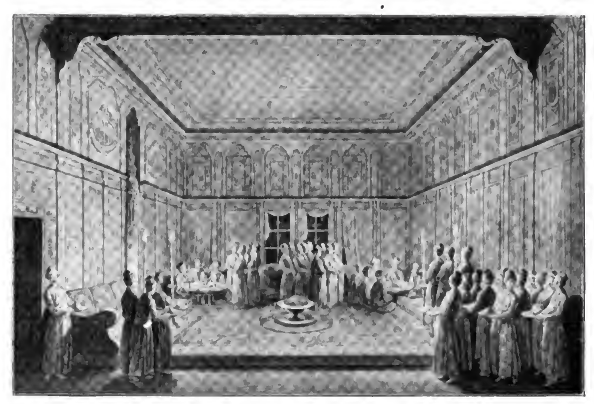
Sein Sohn Saûd, durch seine Mutter ein Enkel des Reformators, hob die Belagerung von Dschidda auf und ließ den Scherifen als seinen Vasallen nach Mekka zurückkehren; als solcher mußte er auf seine ergiebigste Einnahmequelle, die Zollgefälle in Dschidda, verzichten, da solche nach der strengen Theorie des islâmischen Staatsrechtes stets als Mißbrauch gegolten haben. Im Frühling 1804 fiel Medina in die Hände der Wahhâbiten. Diese Stätte der götzendienerischen Wallfahrten zum Grabe des Propheten bekam den Zorn der Eroberer härter zu fühlen als Mekka. Die großartigen Kuppelbauten über dem heiligen Grabe wurden zerstört und alle Kostbarkeiten von ihm entfernt. Die dort in großer Zahl ansässigen Türken wurden des Landes verwiesen. Damit war das ganze Hidschâs in den Händen der Wahhâbiten.

Der Sultan war durch seine Würde als Chalif dazu verpflichtet, die heiligen Städte von der Herrschaft der Ketzer zu befreien und beauftragte damit den Statthalter von Ägypten, Mehemmed Alî. Dieser hatte aber erst im Jahre 1811, nach der Beseitigung der Mamlûken, die Hände frei. Nach sorgfältigen Rüstungen sandte er seinen Sohn Tußun Bey an der Spitze der Reiterei auf dem Landwege nach Arabien, während gleichzeitig seine Flotte die Infanterie nach dem Hafen Jambû schaffte. Nachdem dieser im Oktober 1811 sogleich kapituliert hatte, wandte sich das ägyptische Heer gegen Medina, es ward aber in der Nähe des aus der Geschichte des Propheten berühmten Schlachtortes Bedr überfallen und trotz heldenhafter Gegenwehr fast völlig aufgerieben. Tußun selbst verdankte sein Leben nur der Tapferkeit eines schottischen Renegaten Thomas Keith, alias Ibrâhîm Agha. Während nun aber Saûd mit der Hauptmacht der Wahhâbiten plündernd nach Norden bis in die Nähe von Damaskus vorstieß, hatte Tußun Zeit, sein Heer in Jambû durch Nachschub zu verstärken. Im November 1812 konnte er Medina erobern und im Januar darauf lieferte der Scherif Mekka in die Hände der Ägypter und im Sommer konnten diese auch Tâif besetzen.

Da aber die Macht der Wahhâbiten in ihrem Stammlande noch immer ungebrochen war, entschloß sich Mehemmed Alî, selbst an die Spitze des Heeres zu treten. In Arabien angekommen, bemächtigte er sich zunächst des Scherifen Ghâlib, der allerdings, mit der Bevormundung durch die Ägypter erst recht unzufrieden, die Wahhâbiten heimlich begünstigte; er ward nach Saloniki abgeführt, wo er drei Jahre später an einer Epidemie starb. Da nun aber die Wahhâbiten im November den Tußun bei Tâif abermals gründlich schlugen und ihm seine ganze Artillerie abnahmen, richtete Mehemmed Alî seine Augen statt auf das nur blutige Kämpfe und wenig Ertrag verheißende Nedschd lieber auf das reiche Südarabien.

Im Mai 1814 starb Saûd. Er wird als das Muster eines arabischen Herrschers geschildert. Mit den Beduinenschaichs verkehrte er auf völlig gleichem Fuße, wußte ihnen aber durch seine persönlichen Vorzüge, vor allem durch seine heute noch in Arabien sehr hoch geschätzte Beredsamkeit stets zu imponieren. Er wohnte mit seiner Familie in Derija in einem Hause etwas oberhalb der Stadt. Sein einziger Luxus waren seine Pferde, deren er etwa 2000 besessen haben soll. Die Verwaltung des Staates war sehr einfach, aber sie stellte doch den öffentlichen Frieden, der seit Jahrhunderten in Arabien unbekannt gewesen war, wieder her. Rechtsstreitigkeiten wurden nicht mehr durch Selbsthilfe gelöst, sondern durch Richter entschieden, die von Derija aus besoldet wurden und keine Sporteln nehmen durften. Für jeden Raubanfall ward der Stamm, in dessen Gebiet er vorkam, verantwortlich gemacht. Statt der Blutrache ward die Annahme des Wergeldes, die bisher für schimpflich gegolten hatte, empfohlen und oft mit Gewalt durchgesetzt. Das alte Recht der Stämme, einen Verbrecher durch die Aufnahme in ihren Schutz der Strafe zu entziehen, ward nicht mehr anerkannt. Das Strafrecht ward ganz nach den Bestimmungen des Korâns durchgeführt. Die Erfüllung der religiösen Pflichten ward mit unnachsichtlicher Strenge erzwungen, ein Bruch

Digitized by Google



Ministersouper beim Großwesir um 1800. Nach d'Ohsson, Tableau Général de l'Empire Ottoman.

des Ramadânfastens unter Umständen mit dem Tode bestraft. Willkürliche Auflagen gab es nicht, nur die Armensteuer ward nach den im Korân festgelegten Sätzen erhoben. Eine kostspielige Last für die Gläubigen waren freilich die Kriegszüge, da sich jeder selbst bewaffnen, beritten machen und beköstigen mußte, ohne weitere Entschädigung als die Aussicht auf den Beuteanteil. Das Staatseinkommen bestand aus dem Fünftel der Beute, der Armensteuer und den Pachtgeldern aus den eingezogenen Ländereien der Stämme und Städte, die zum zweitenmal rebelliert hatten. Die Armensteuer, soweit sie von Städtern und Bauern aufgebracht wurde, floß in den öffentlichen Schatz und diente außer zu ihrem namentlichen Zweck zur Besoldung der Richter und Lehrer und zur Errichtung und Erhaltung von Moscheen und öffentlichen Brunnen. Die Steuern der Beduinen flossen in den Privatschatz des Fürsten, aus dem er nicht nur die Kosten seines Haushaltes, sondern auch die Ausgaben für seine Leibwache bestritt. Die Gesamteinnahmen aus beiden Quellen wurden auf anderthalb Millionen Mariatheresientaler geschätzt.

Auf Saûd folgte sein Sohn Abdallâh, der sich zwar schon als tapferer Krieger bewährt hatte, aber sich jetzt doch der von den Ägyptern drohenden Gefahr nicht gewachsen zeigte. Mehemmed Alî rächte im Januar 1815 die Niederlage seines Sohnes durch eine Schlappe, die er einem wahhâbitischen Heere bei Beßel beibrachte. Dann hatte er den Stamm der Aßir in der wilden Gebirgslandschaft im Süden der Tihâma angegriffen. Auf die Nachricht von seinen Erfolgen boten mehrere Beduinenhäuptlinge aus dem nördlichen Nedschd seinem in Medina weilenden Sohne Tußun ihre Hilfe gegen die Wahhâbiten an. Daraufhin brach er in die Provinz Käßim ein, ward hier aber von dem Fürsten Abdallâh zu einem Frieden genötigt, in dem dieser zwar auf die heiligen Städte verzichtete, aber die Auslieferung der von ihm abgefallenen Schaiche verlangte. Diesem Vertrage versagte Mehemmed Alî die Bestätigung. Er selbst hatte inzwischen Arabien verlassen und die Fortführung des Krieges seinem Adoptivsohn Ibrâhim übertragen.

Im August 1816 brach Ibrâhim von Kairo auf, und in Arabien angekommen, griff er

Digitized by Google

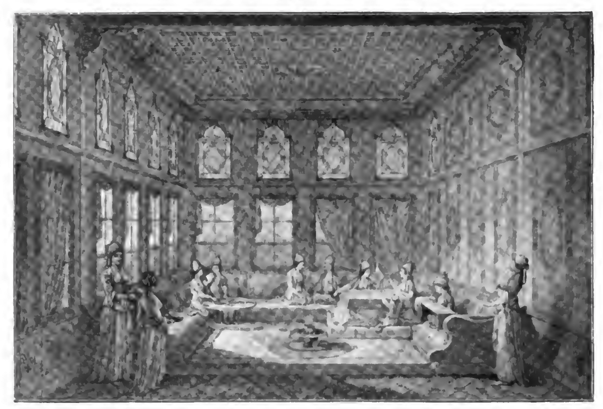
wieder Kaßîm an. Vor seiner zähen Energie wich der Wahhâbitenfürst nach seiner Hauptstadt Derija zurück und ward hier im April 1817 eingeschlossen. Troß der primitiven Befestigungen mußten die Ägypter die Stadt den ganzen Sommer belagern, da bei der großen Entfernung von ihrer Operationsbasis die Proviantierung für sie sehr schwierig war. Bei dem Entscheidungskampf um ihre Existenz leisteten die Belagerten so zähen Widerstand, daß die fünf Quartiere der Stadt einzeln genommen werden mußten. Am 9. Sept. 1817 ergab sich Abdallâh, der nur noch 400 Mann seiner schwarzen Leibwache um sich hatte. Er endete in Stambul durch Henkershand. Die Stadt Derija ward dem Boden gleich gemacht. Ibrâhîm setzte einen türkischen Beamten als Statthalter des Nedschd ein und zog sich selbst nach Medina zurück.

Nicht so glücklich war Mehemmed Alî im südlichen Arabien. Alle seine Bemühungen scheiterten an dem Aßîrgebiete, dessen Bewohner sich 12 Jahre lang der ägyptischen Angriffe mit Erfolg erwehrten (1824—37). Allmählich erlahmte Mehemmed Alîs Interesse an diesen Ländern, da er durch seine Beziehungen zur Pforte vollauf in Anspruch genommen war. Als die Engländer 1840 Aden besetzten, gab er seine arabischen Pläne endgültig auf und überließ nun auch die immerhin kostspielige Besetzung der heiligen Städte wieder der Pforte.

Auch im Nedschd war die ägyptische Herrschaft nicht von langer Dauer gewesen. Die Wahhâbiten sammelten sich wieder um den aus Derija geretteten Repräsentanten ihrer Dynastie, Turki, einen Sohn, nach anderen einen Bruder Abdallâhs. Dieser gründete in Rijâd, unweit von Derija einen neuen Staat, der den Ägyptern bald wieder viel zu schaffen machte. Turki ward zwar 1832 durch einen Usurpator ermordet, aber seinem Bruder Faißal gelang es mit Hilfe seines Offiziers Abdallâh ibn Raschid sich die Nachfolge zu sichern. Zum Lohne erhielt Abdallâh die erbliche Statthalterschaft im Stamme Schammar. Im Jahre 1838 fiel Faißal den Truppen Mehemmeds in die Hände und ward nach Ägypten abgeführt. Dessen Nachfolger Abbâß aber ließ ihn entkommen, er trat wieder an die Spitze der Wahhâbiten und zwang 1849 den letzten ägyptischen Statthalter das Land zu räumen. Nachdem Faißal gegen Ende der sechziger Jahre gestorben war, brachen unter seinen Söhnen Streitigkeiten über die Nachfolge aus. So gelang es ihrem Vasallen, dem Fürsten der Schammar, sie zu überflügeln. Abdallâh ibn Raschid hatte sich die ihm von Faißal übertragene Macht erst selbst erobern müssen. Nachdem er den Schaich des Stammes beseitigt hatte, gelang es ihm durch kluge Mäßigung des wahhâbitischen Fanatismus und durch gute Beziehungen zu dem türkischen Statthalter in Medina seine Stellung zu sichern. Seine Residenz Hâil überflügelte, da er dem Handel die Wege ebnete, bald Rijâd und ist heute der einzige bedeutende Fürstensitz in Arabien. Ihm folgten 1845 Tellâl und 1876 Muhammed ibn Raschid. Als religiöse Lehre fristet der Wahhâbitismus seit langem ein stilles Dasein, obwohl er nicht auf Arabien beschränkt geblieben, sondern auch nach Mesopotamien und Indien verpflanzt worden ist.

Sultan Machmûds wichtigste Sorge war die Wiedergewinnung Syriens. Dazu bedurfte es einer gründlicheren Reorganisation des Heeres, als sie nach der Vernichtung der Janitscharen erfolgt war. Europäische Instrukteure hatte er bisher wegen der Eifersucht der Großmächte nicht gewinnen können. Im Sommer 1836 kamen nun zwei preußische Generalstabsoffiziere, v. Moltke und v. Berg auf einer Reise durch Stambul und wurden dem Sultan vorgestellt. Auf Vorschlag des Seriaskers, der gleich bei der ersten Unterredung viel von ihnen gelernt hatte, ersuchte der Sultan den König von Preußen, Moltke zu einem längeren Aufenthalt in seinem Reiche zu beurlauben, und ließ sich von ihm auf einer Reise durch Rumelien begleiten. Die Ratschläge Moltkes, namentlich für das Befestigungswesen, waren dem Sultan so wichtig, daß er König Friedrich Wilhem III bat, ihm noch vier weitere Offiziere als Instrukteure zu senden. Die von Moltke begonnene, von zahlreichen preußischen Offizieren seitdem fortgesetzte Reorganisation des Heeres hat die Widerstandskraft des osmanischen Reichs erheblich gestärkt. Der Chef der Garden und der Großmeister der Artillerie, die bisher gleichen Rang mit dem Kriegsminister hatten, wurden ihm nun untergeordnet. Hand in Hand mit dieser Neugestaltung des Militärwesens ging eine solche der höchsten Staatsämter. Der Titel eines Großwesirs wurde abgeschafft und seine Befugnisse dem Bâsch Wekil, dem ersten Minister, übertragen, der

Digitized by Google



Wohnzimmer einer türkischen Dame um das Jahr 1800.
Nach d'Ohsson, Tableau Général de l'Empire Ottoman.

zugleich das Portefeuille des Innern führte. Im Mai 1838 folgte eine noch viel einschneidendere Maßregel. Sämtlichen Staatsbeamten, die sich bis dahin in den unteren Graden direkt vom Publikum, in den höheren durch ihre Untergebenen bezahlt gemacht hatten, wurden feste Gehälter bewilligt.

Trotz aller Warnungen der russischen Diplomatie und der preußischen Instrukteure suchte Machmûd unablässig nach einem Vorwand zum Kriege gegen Mehemmed Ali. Im Februar 1837 hatte dieser noch das Anerbieten, ihn gegen Herausgabe des syrischen Binnenlandes mit dem erblichen Besitz von Ägypten und der Statthalterschaft über die syrische Küste auf Lebenszeit zu belehnen, abgewiesen. Seit dem August 1838 war die türkische Armee unter Hâfis Pascha bei Malatia zusammengezogen, wo Fieber und Dysenterie die Mannschaften dezimierten. Ein von den Ägyptern besetzter, von der Pforte aber als ihr unmittelbarer Besitz in Anspruch genommener Distrikt in der Nähe von Marasch gab den Vorwand zum Kriege. Schon im Januar 1839 hatte der Sultan seinen Truppen den Marschbefehl erteilt, ihn aber auf die Vorhaltungen der Diplomatie hin noch einmal zurückgenommen. Er wartete indes nur den Eintritt günstigerer Jahreszeit ab, um den Befehl zum Angriff im April zu erneuern. Unter gewaltigen Strapazen überschritt seine Armee den Taurus und sammelte sich bei Biredschik am linken Ufer des oberen Euphrat. Sobald sie jenseits dieses Flusses stand, erhob sich die mit der ägyptischen Verwaltung längst unzufriedene Bevölkerung für den Sultan. Ibrâhim hatte sich bisher vorsichtig zurückgehalten, da sein Vater jeden Schein der Offensive Europa gegenüber vermeiden wollte. Erst Mitte Juni erhielt er den Befehl vorzurücken, und am 24. dieses Monats stieß er bei Nißibis auf den Feind. Einem kühnen Frontangriff Ibrâhims hielten die Türken wider Erwarten stand. Plötzlich aber stürzte sich die großherrliche Gardekavallerie ohne Befehl auf den Feind, ward durch Artilleriefeuer zur Umkehr genötigt und überritt nun die eigene Infanterie. Alsbald schwand im türkischen Heere jede Manneszucht, die Kurden schossen auf ihre eigenen Offiziere, und der Seriasker konnte sich nur mit Mühe meuterischer Angriffe erwehren. Dabei ereignete sich der in der Kriegsgeschichte unerhörte

Digitized by Google

Fall, daß ganze Bataillone der siegenden Armee zum Feinde übergingen und die ägyptischen Kürassiere sich in wilder Flucht der großherrlichen Reiterei anschlossen. An eine Verfolgung der nach Marasch und Malatia zurückgehenden Türken konnte Ibrâhim unter diesen Umständen natürlich nicht denken.

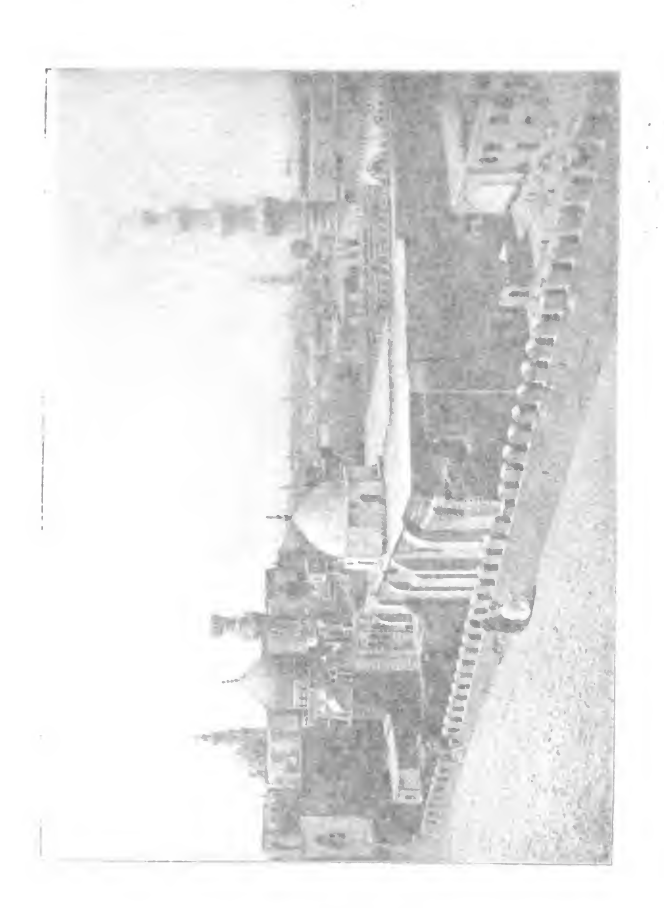
Die Nachricht von dieser Katastrophe erreichte den Sultan Machmûd nicht mehr. Er starb am 30. Juni 1839 nach 31jähriger Regierung, erst 54 Jahre alt, aber durch unmäßigen Alkoholgenuß längst geschwächt. Trotz der Mißerfolge seiner äußeren Politik wird Machmûd stets unter den besten Herrschern aus Osmâns Stamm genannt werden müssen. Wie für Rußland Peter der Große, mit dem er sich selbst zu vergleichen liebte, ist er für die Türken der Begründer einer neuen Zeit geworden.

Auf dem Throne folgte ihm sein erst 16jähriger Sohn Abdul-Madschid. Auf die Nachricht von der Niederlage bei Nißibis führte der Großadmiral Fewsi Pascha aus Feindschaft gegen den Großwesir Chosrew — dies Amt war bei dem Regierungswechsel wieder hergestellt worden — die Flotte unter Beihilfe des französischen Admirals Lalande nach Alexandrien. Mehemmed Ali hatte sich schon lange mit dem Plan getragen, als Majordomus des Sultans die Verwaltung des ganzen Reiches zu übernehmen und nun schien die Lage diesem Plane günstig. Er ließ daher überall in seinen Provinzen Freudenfeste zur Thronbesteigung des jungen Sultans veranstalten und bezeichnete sich stets als dessen treuesten Diener. Die türkischen Generäle forderte er auf, sich mit ihm für den Herrscher gegen den Großwesir und die Russen zu vereinigen. Seine Intriguen aber hatten keinen Erfolg, da die europäischen Mächte außer Frankreich seine Politik bekämpften und da ihm innere Schwierigkeiten die Hände banden. Nach den rücksichtslosen Aushebungen der letzten Jahre fehlte es in Ägypten an Nachwuchs für sein Heer, ganz Syrien wartete nur auf eine Niederlage seiner Truppen, um sich gegen ihn zu erheben. In seinen Kassen herrschte eine bedenkliche Ebbe, ein zu ihrer Füllung unternommener Raubzug nach dem Sudan endete mit einem kläglichen Mißerfolg.

Nach Stambul war inzwischen der Minister des Auswärtigen, Reschid Pascha von einem außerordentlichen Botschafterposten in London zurückgekehrt. Dort hatte er sich für die konstitutionelle und parlamentarische Regierungsform begeistert. Er glaubte nun durch eine Verfassung, die in modernen Phrasen die Grundrechte der Staatsbürger darlegte und die schreiendsten Mißbräuche der Verwaltung für abgeschafft erklärte, die Türkei in die Reihe der liberalen Staaten einführen, ihr dadurch die Sympathien Englands und Frankreichs gewinnen, sie gegen eine Vergewaltigung seitens des absolutistischen Rußlands sichern und namentlich Mehemmed Ali ausstechen zu können. Der junge Sultan, dem es schmeichelte, vor den Augen ganz Europas als Volksbeglücker zu glänzen, ließ sich leicht für den Plan gewinnen und in aller Heimlichkeit ward die Verfassungsurkunde ausgearbeitet. Am 2. November 1839 wurden sämtliche Würdenträger der Pforte, Deputierte der osmanischen Bevölkerung Stambuls und der Rajanationen, sowie das diplomatische Korps nach dem auf der Südseite des Serâi am Marmarameer gelegenen Kiosk von Gülhâné geladen, um das großherrliche Edikt, den Hattischerif von Gülhâné, anzuhören.

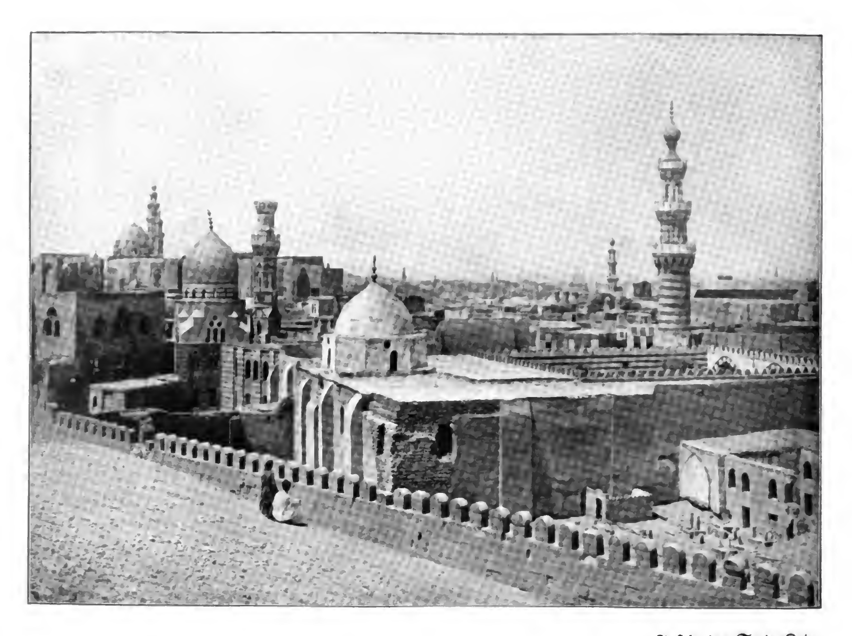
Neue Gedanken, die nicht schon Machmûd in die Praxis umzusetzen bemüht gewesen wäre, enthält dies Schriftstück nicht. Die doppelte Rücksicht auf die zu schonenden Gefühle der islamischen Bevölkerung und die zu gewinnende Sympathie der Christen verleitete den Verfasser zu der Inkonsequenz, die alten Satzungen des Islâms als das wahre Heil des Staates zu preisen und dabei doch zur Hebung der durch ihre Verletzung entstandenen Schäden neue Institutionen zu empfehlen. Der Sultan verspricht allen seinen Untertanen, gleichviel welcher Nation und Konfession, Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Vermögens, eine billige und gleichmäßige Verteilung der Abgaben, den Muhammedanern insbesondere eine Regelung der Aushebung und Beschränkung der Dienstzeit auf 4—5 Jahre. Drei besonders unangenehm empfundene Mißbräuche der früheren Verwaltung, die zwar schon längst für aufgehoben erklärt, aber immer wieder aufgetaucht waren, die Monopole, die Verpachtung der Provinzialsteuern an den Meistbietenden und die Konfiskationen, wurden endgültig abgeschafft und die Todesstrafe von einem nach ordnungsmäßiger Untersuchung ergehenden richterlichen Erkenntnis abhängig gemacht.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Ansicht der Stadt Kairo

Nach: Ebers-Junghaendel „Aegypten“ Cosmos, Verlag für Kunst und Wissenschaft, Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Mit den Lobsprüchen, die Reschid für diesen Theatercoup, wie ihn der russische Botschafter nannte, in der europäischen Presse erntete, war der ehrgeizige Minister nicht zufrieden. Er glaubte der Welt seine liberalen Ideen durch das Schauspiel einer Volksvertretung bekräftigen zu müssen. Dem ganz unvorbereiteten Volke konnte man aber natürlich die Wahl seiner Vertreter nicht überlassen, diese wurden vielmehr von der Regierung ausgesucht. Diese Deputierten beantworteten die nach englischem Muster hergestellte Thronrede des Sultans mit einer Dankesadresse und wurden dann in Gnaden entlassen.

Der bittre Hohn, den die Pforte für diese plumpe Spekulation auf die Leichtgläubigkeit der öffentlichen Meinung Europas bei der Diplomatie erntete, schreckte sie von jeder Wiederholung der Komödie ab.

Die Sorge um den aufsässigen Vasallen in Ägypten hatten dem Sultan inzwischen die europäischen Mächte abgenommen, da England seinen Handel durch Mehemmed Alis Monopole gestört sah, während Frankreich zur Sicherung seiner algerischen Kolonie nach einer Art Protektorat über Ägypten strebte. Auf Österreichs Vorschlag beriet im Februar 1840 in London ein Kongreß über die ägyptische Frage. Dem englischen Antrage, Mehemmed Ali außer dem erblichen Besitz Ägyptens nur Palästina zu belassen, widersprach Frankreich. Als nun das radikale Ministerium Thiers, das am 2. März 1840 die Geschäfte in Paris übernommen hatte, für seinen Schützling so eintrat, wie wenn die Türkei überhaupt nur noch von seiner Gnade lebe, so gelang es der russischen Diplomatie, das bis dahin bestehende englisch-französische Einvernehmen zu sprengen. Am 15. Juli 1840 schloß England mit Rußland und den beiden deutschen Mächten den sog. Quadrupelallianzvertrag mit der Verpflichtung, die Integrität der Türkei zu verteidigen und Mehemmed Ali nötigenfalls mit Gewalt zur Rückgabe Syriens zu zwingen; nur Palästina, aber ohne Akko, sollte ihm verbleiben. Nachdem die noch einmal von der Pforte in Alexandrien versuchten Verhandlungen keinen Erfolg gehabt hatten, erklärte der Sultan Mehemmed Ali als Reichsfeind seiner Ämter und Würden für verlustig. Die Mittelmeergeschwader der Alliierten, 22 größere Kriegsschiffe, zu denen die Pforte zwei Fregatten und einige Transportschiffe mit 6000 Mann Landungstruppen stellte, sammelten sich an der syrischen Küste, um Ibrâhîm anzugreifen. Als die verbündete Flotte vor Bairût erschien, flammte ein schon vorher ausgebrochener, aber von Ibrâhîm noch unterdrückter Aufstand der Maroniten des Libanon neu auf. Sie eilten, als die Verbündeten in Dschûnije, einige Stunden nördlich von Bairût, gelandet waren, in Scharen an die Küste und nahmen die für sie mitgebrachten Gewehre in Empfang. Aber der englische General Smith begnügte sich damit, Bairût zu zernieren; so gelang es dem Kommandanten dieser Stadt, Ssulaimân Pascha, als ihm im Oktober der Proviant ausging, auszubrechen und sich bei Baalbek mit Ibrâhîm zu vereinigen, dessen Armee aber schon völlig demoralisiert war.

Im November begann Sir Ch. Napier die Belagerung von Akko, jener berühmten Feste, die sich 1799 gegen Napoleon nach seinem Abzug aus Ägypten, 1822 unter Abdallâh gegen die Exekutionsarmee der Pforte, 1832 gegen Ibrâhîm heldenhaft verteidigt hatte und auf deren Ausbau Mehemmed Ali gewaltige Summen verwandt hatte. Nach vierstündiger mörderischer Beschießung, bei der durch Explosion eines Pulvermagazins ein Viertel der Besatzung ums Leben kam, suchte der Rest zu entweichen, ward aber nach blutigem Kampfe gefangen und die Festung genommen. Auf diese Nachricht wandte sich Ibrâhîm nach Damaskus, erpreßte hier noch 40 Millionen Piaster und floh dann vor den Aufständischen unter Zurücklassung von Munition und Geschütz nach Ägypten.

In der zweiten Hälfte des Novembers erschien Sir Ch. Napier mit der Flotte vor Alexandrien und zwang Mehemmed Ali zu einer Konvention, in der sich er verpflichtete, die großherrliche Flotte herauszugeben und Syrien zu räumen. Dafür versprach er ihm die Garantie für die erbliche Herrschaft in Ägypten. Nachdem Mehemmed Ali in einem Schreiben an den Großwesir sein Schicksal der Gnade des Sultans anheim gestellt und die Flotte herausgegeben hatte, wurde unter Mitwirkung der Mächte seine staatsrechtliche Stellung in Ägypten neu geregelt. Er sollte jährlich 30 Millionen Piaster Tribut zahlen, sein Heer einschränken, die Ernennung der Offiziere dem Sultan überlassen, dieselben Gesetze und Abgaben wie im übrigen Reiche einführen und die von der Pforte mit dem Ausland geschlossenen Verträge

Digitized by Google

als für Ägypten gültig anerkennen. Das dem Sultan anfangs noch zugestandene Recht, seinen Nachfolger unter seinen hinterbliebenen Söhnen zu wählen, ward auf der Londoner Konferenz durch die Erbfolge des Familienältesten ersetzt.

Der Pforte fiel nun die schwierige Aufgabe zu, die durch den Krieg noch mehr verwirrten Verhältnisse in Syrien zu ordnen. Im Libanon saßen seit Jahrhunderten eingeborene Fürsten aus den Häusern der Tanûch, Maan und Schihâb. Wie Machmûd in Kleinasien die Macht der Derebeis (Talfürsten) schon gebrochen hatte, so mußte die Pforte nun auch den Libanon unter die direkte Botmäßigkeit eines Provinzialstatthalters zu bringen suchen. Der alte Emir Beschir, der das Land einst an Ibrâhim ausgeliefert hatte, war im Oktober 1840 auf einem englischen Kriegsschiff nach Malta geflohen, sein ältester Sohn war schwachsinnig und auch der jüngste zur Nachfolge nicht befähigt. Aber Frankreich, das ja das Protektorat über die Christen im Orient und damit auch über die Maroniten beanspruchte, war nicht geneigt, ein christliches Fürstentum ohne weiteres eingehen zu lassen. Unter dem Druck der Mächte ernannte die Pforte einen Neffen des alten Beschir zum Statthalter, inszenierte aber zugleich einen Drusenaufstand, der die militärische Besetzung des ganzen Libanon notwendig machte. Auf die Beschwerden der Christen ernannte die Pforte eine Kommission, und diese oktroyierte der Bevölkerung eine Bittschrift um Einführung der türkischen Verwaltung. Im August 1842 setzten die Mächte durch, daß der Libanon in zwei Verwaltungsbezirke, unter einem drusischen und einem maronitischen Notabeln geteilt wurde, mit dem Titel Kâimmakâm. In den gemischten Bezirken, wie in der wichtigen Provinz Metn an der Straße nach Damaskus, wo eine vorwiegend maronitische Bevölkerung unter drusischen Schaichs wohnte, sollte jeder der beiden Regenten einen Delegierten ernennen. Da die Mächte nun auch noch darauf bestanden, daß die Drusen für den Aufstand des Jahres 1842 Ersatz leisteten, so brach im Mai 1845 der Bürgerkrieg von neuem aus. Jetzt ließ die Pforte beide Parteien entwaffnen und stellten den beiden Kâimmakâms ein aus Vertretern der verschiedenen Bevölkerungsklassen gemischtes Kollegium mit administrativer und richterlicher Befugnis an die Seite.

Als Mehemmed Ali im Jahre 1848 starb, folgte ihm, da Ibrâhim ihm schon acht Monate vorher im Tode vorausgegangen war, sein Sohn Abbâß Pascha, der als fanatischer Muslim europäische Bildung gründlich verachtete. Bald nach seinem Regierungsantritt tauchte der Plan auf, das Mittelländische mit dem Roten Meer durch einen Kanal zu verbinden. Da das französische Kapital sich dafür interessierte, war England dagegen und begünstigte das Gegenprojekt einer Bahn über den Isthmus von Suez (Ssueß), deren Bau im Jahre 1851 wirklich begonnen ward.

Aber nicht diese für die gesamte Welt später so wichtige Verkehrsfrage bestimmte in den nächsten Jahren das Schicksal der Pforte, sondern eine andere Angelegenheit, die sie selbst immer als Bagatelle behandelt hatte, die jetzt aber für die europäischen Mächte den Vorwand zur Entscheidung über die Vorherrschaft im Orient abgab. Das war die berüchtigte Heilige-Stätten-Frage. Die durch die Erinnerungen an das Leben Jesu und der Apostel geweihten Stätten in und um Jerusalem waren schon seit den Kreuzzügen im gemeinsamen Besitz der sechs christlichen Konfessionen, der römischen Katholiken, hier Lateiner genannt, der Griechen, Armenier, Syrer, Kopten und Abessinier. Die drei letztgenannten Kirchen hatten sich ihrer Schwäche wegen freiwillig unter die Vormundschaft der Armenier begeben, die als die Geldmacht des Orients der Pforte unentbehrlich waren. Die griechische Kirche aber war ihnen als die Vertreterin von 10 Millionen orthodoxer Untertanen und durch den Schutz Rußlands überlegen. Die lateinische Geistlichkeit, meist italienischer und spanischer Herkunft, genoß das Ausländer-Privileg der Exterritorialität und den Schutz der französischen Diplomatie. Die Rechte der einzelnen Konfessionen waren nur mündlich überliefert, keineswegs fest gegeneinander abgegrenzt und führten daher oft zu Prozessen vor der muhammedanischen Landesbehörde. In der im gemeinschaftlichen Besitz stehenden Grabeskirche kam es sogar oft zu handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen den ebenso zahlreichen wie beschäftigungslosen Klerisejen, so daß am Osterfest ein türkischer Wachtposten die Ordnung am heiligen Grabe aufrechterhalten mußte.

Im Sommer 1847 war nun aus der Nativitätskirche zu Bethlehem ein über die Geburtsstätte des Heilands angebrachter Stern mit silberner Inschrift verschwunden. Man beschuldigte

Digitized by Google



Die Nativitätskirche in Bethlehem. Photographie von Bonfils in Beirut.

die Griechen, ihn beseitigt zu haben, die mit der Untersuchung beauftragte Behörde aber kam zu keinem Resultat. Als nun im Jahre 1849 die französische Regierung klerikalen Einflüssen wieder zugänglich war, nahm sie diese Angelegenheit eifrig auf, die ihr zugleich erwünschte Gelegenheit gab, Rußlands Einfluß im Orient zu bekämpfen. Ihr Gesandter mußte daher in Stambul auf Grund einer Kapitulation vom Jahre 1740 für die Lateiner eine erhebliche Erweiterung ihrer bisherigen Rechte verlangen. Rußland aber drohte der Pforte mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen, wenn sie im Besitzstand an den heiligen Stätten irgend etwas ändere. Nach fast zweijährigen Verhandlungen und Kommissionsberatungen entschied der Sultan, daß in Jerusalem alles beim alten bleibe, daß in Bethlehem aber den Lateinern die drei Schlüssel zu den Haupttüren der Marienkirche und zur Nativitätskrypte ausgehändigt werden sollte. Nun fehlte aber den Lateinern nur noch der Schlüssel zum westlichen Haupteingang der Basilika, und mit diesem lächerlichen Zugeständnis erklärte sich der französische Gesandte, der noch vor kurzem drohend auf die Ehre des Kaisers hingewiesen hatte, nunmehr zufrieden. Rußland aber wollte diese Gelegenheit benutzen, seinen Rivalen in der Orientpolitik endgültig aus dem Felde zu schlagen. Es setzte einen Pfortenbefehl an den Statthalter in Jerusalem durch, den Lateinern bei Übergabe besagten Schlüssels zu eröffnen, daß ihnen damit noch nicht das Recht, durch die Türe auch hindurchzugehen, zustehe, alle Rechte der Griechen an den heiligen Stätten in das Stadtgerichtsarchiv eintragen zu lassen und alle etwaigen weiteren Ansprüche der Lateiner für null und nichtig zu erklären. Als Frankreich auch diese Herausforderung noch gelassen hinnahm, verlangte der russische Generalkonsul für Palästina, daß der neue Fermān der Pforte in Jerusalem öffentlich verlesen werde. Dagegen verwehrte sich der französische Botschafter und drohte der Pforte bei weiterer Nachgiebigkeit gegen Rußland mit einer Blockade der Dardanellen. Als die Pforte trotzdem Rußlands Verlangen erfüllte, wagte Frankreich wieder nicht seine Drohung wahr zu machen.

Einen neuen Konflikt brachte die montenegrinische Frage. Die Bewohner der schwarzen Berge galten bei der Pforte, obwohl man sich nie die Mühe genommen hatte, sie förmlich

Digitized by Google

zu unterwerfen, doch als ein Teil des Rûm-milleti. Seit dem 16. Jahrhundert wurden sie von Geistlichen regiert, die den kirchlichen Titel Metropolit führten, beim Volke aber einfach Wladika, d. h. Herrscher hießen. Als nun der Wladika Peter II. im Oktober 1851 starb, verzichtete sein Neffe und Nachfolger Danilo auf das geistliche Primat und trat die Regierung als Begründer einer erblichen und selbständigen Dynastie an. Das galt der Pforte mit Recht als Aufruhr und sie entsandte ihren besten General Omar Pascha ihn zu unterdrücken. Die südslavischen Untertanen Österreichs, denen das Wiener Kabinett für ihre Haltung beim ungarischen Aufstand Dank schuldete, nahmen sich ihrer Stammesverwandten an, und auf ihre Bitte entsandte der Kaiser einen außerordentlichen Gesandten nach Stambul, um die Pforte zur Mäßigung zu mahnen. Rußland fühlte sich verpflichtet, sich dem anzuschließen, und sein außerordentlicher Gesandter Menschikoff, bei dessen Eintreffen die montenegrinische Angelegenheit schon erledigt war, trat trotzdem in Stambul so rücksichtslos auf, daß Fuâd Pascha sein Amt als Minister des Auswärtigen niederlegte. Menschikoff verlangte jetzt, daß die Pforte die Heilige-Stätten-Frage durch einen besonderen Vertrag mit Rußland regele, und daß sie den griechischen Patriarchen als selbständigen Kirchenfürsten anerkenne.

Als die Pforte diese unmöglich zu erfüllende Forderung ablehnte, reiste der Gesandte ab, und nun erließ Kaiser Nikolaus am 26. Juni das berühmte Manifest an sein Volk, in dem er erklärte, der alte Beruf Rußlands, den orthodoxen Glauben zu verteidigen, nötige ihn, da die Pforte in die Rechte der orientalischen Kirchen eingegriffen habe, seine Truppen in die Donaufürstentümer einrücken zu lassen, nicht um Krieg zu beginnen, sondern um sich ein Pfand für die Wiederherstellung der verletzten Rechte zu sichern. Eine Woche darauf überschritten die russischen Truppen den Pruth. In Stambul regte sich sogleich der alte kriegerische Geist. Nachdem ein Vermittelungsversuch der Großmächte fehlgeschlagen war, liefen ein französisches und ein englisches Geschwader in das Marmarameer ein, von der muhammedanischen Bevölkerung begeistert als Bundesgenossen begrüßt. Am 4. Oktober erklärte die Pforte Rußland den Krieg und 14 Tage später gingen ihre Truppen unter Omar Pascha über die Donau, wurden allerdings bald wieder zum Rückzuge genötigt. Auch in Transkaukasien hatten die Türken zwar ein Fort am Schwarzen Meer genommen, sich dann aber nach Kârs der Hauptfeste des türkischen Armenien, zurückziehen müssen. Die Westmächte suchten immer noch zu vermitteln und ließen ihre Flotten erst dann ins Schwarze Meer einlaufen, als die Russen ein türkisches Gaschwader auf der Rhede von Sinope vernichtet hatten. Im Frühling 1854 machten die Russen einen neuen Vorstoß über die Donau, wurden aber durch die Festung Silistria aufgehalten. Als nun aber auch Preußen und Österreich die Räumung der Donauländer verlangten und der Kaiserstaat schon seine Truppen an der galizischen Grenze zusammenzog, fügte sich Rußland. Inzwischen hatten die Westmächte auch Landtruppen in Stambul versammelt und griffen mit diesen im September Rußland in der Krim an (s. B. Neuzeit S. 268ff.). Am 20. desselben Monats erlitten die Russen eine schwere Niederlage an der Alma. Doch hielt sich die Festung Sebastopol bis zum 8. September 1855. In Kaukasien aber waren die Russen im Vorteil, obwohl sie ihre muhammedanischen Untertanen, die Lesgier unter Schamyl, die Abchâsen und Tscherkessen gegen sie erhoben. Am 28. November 1855 fiel Kârs nach langer Belagerung in ihre Hände.

Um den Frieden, über den man schon verhandelte, für die Zukunft zu sichern und Rußland jeden weiteren Vorwand zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten des osmanischen Reiches zu nehmen, drängten die Westmächte in Stambul auf neue Reformen. Unter ihrem Druck ward im Januar 1856 ein zweites Reformedikt, der Hatti Humâjûn, erlassen. Darin bestätigte der Sultan zunächst die seinen Untertanen im Hatti scherif von Gülhânè verliehenen Rechte. Die weltlichen Geschäfte der Râjânationen sollten nicht mehr wie bisher von den Priestern allein, sondern von einem von ihnen selbst gewählten, aus Geistlichen und Laien gemischten Rate geführt werden. Die in der Kanzleisprache bisher gebräuchlichen verächtlichen Bezeichnungen der christlichen Untertanen wurden abgeschafft. Zum Christentum übertretende Muhammedaner sollten nicht mehr gewaltsam zur Bekehrung gezwungen werden. Den Christen wird der Eintritt in die Staatslehranstalten und damit in den Zivildienst des Staates eröffnet. Auch zum Kriegsdienste, der bisher ein Vorrecht der Muslimen war, sollten die

Digitized by Google

Christen herangezogen werden, doch würde ihnen der Stellvertreterkauf freistehen. In den Provinzial- und Gemeinderäten wurde den Christen eine wirksamere Vertretung als bisher versprochen. Fremde Untertanen wurden unter gewissen Bedingungen zum Grunderwerb zugelassen. Endlich wurde eine bessere Steuerveranlagung, die Aufstellung eines Jahresbudgets und die Abschaffung jeder Bestechlichkeit in Aussicht gestellt.

Diesen neuen Hatt nahmen die Untertanen der Pforte nicht mit derselben Begeisterung auf wie einst den von Gülhâné. Die Muslime murrten, daß ihre alten Vorrechte gefallen waren, die Râjâ, durch manche üble Erfahrung argwöhnisch gemacht, erwarteten von den neuen Gesetzen keine praktischen Vorteile, zudem waren sie beiden Parteien verdächtig, weil ihre Herkunft aus europäischen Kabinetten unverkennbar war.

Nachdem die Diplomatie ihre Pflicht in Stambul getan zu haben glaubte, ging man ernstlich an die Friedensverhandlungen, die auf dem Pariser Kongreß im März 1856 beendet wurden. Alle in dem Krimkriege besetzten Gebiete wurden zurückgegeben. Die Mächte garantieren dem osmanischen Reiche seine Unabhängigkeit und lassen es als Mitglied des „europäischen Konzerts“ an allen Vorteilen des öffentlichen Rechts teilnehmen. Die Dardanellen bleiben, wie bisher, gesperrt, das Schwarze Meer wird neutralisiert. Die Donauschiffahrt wird von einer besonderen Kommission freiheitlich geregelt. Die Pforte verpflichtet sich, der Moldau und Wallachei eine unabhängige nationale Verwaltung zu geben und garantiert ihnen die volle Freiheit des Kultus, der Gesetzgebung, des Handels und der Schiffahrt. Dieselben Freiheiten werden Serbien zugestanden, doch bleibt es von der Pforte, die auch ihr Garnisonsrecht behält, abhängig.



Türkische Kopfsteuerquittung für einen christlichen Untertanen.
Nach der Abbildung im „Papyrus Erzherzog Rainer“, Wien.

Vier Jahre nach dem Pariser Frieden erhielten die europäischen Staaten schon wieder Gelegenheit, in die inneren Angelegenheiten des Osmanischen Reiches einzugreifen. Die Doppelregierung der Drusen und der Maroniten im Libanon gab zu steten Konflikten Anlaß, zumal die fanatischen Alttürken hier, wo sie sich nicht beständig von der europäischen Diplomatie kontrolliert fühlten, ihrem Christenhaß durch Aufhetzung der Drusen freien Lauf ließen. Im Mai 1860 brach der Bürgerkrieg wieder aus und bis in den Juli hinein herrschten Mord und Plünderung, da die seit Monaten unbesoldeten Truppen nicht einschritten. Mehr als

Digitized by Google

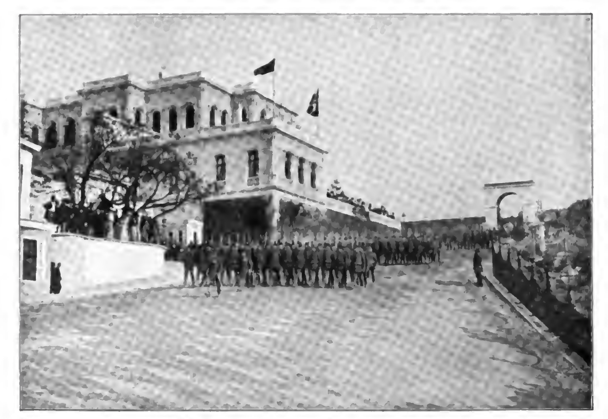
30000 Christen verloren in diesen Greueln ihr Leben und das gefährliche Beispiel im Gebirge reizte auch die Fanatiker in den Ebenen auf. In Damaskus brach eine Verfolgung der Christen aus und diese wären vollständig vernichtet worden, wenn nicht der aus den Freiheitskriegen der algerischen Kabylen gegen die Franzosen berühmte Emir Abd al-Kādir mit seinen Söhnen und einer kleinen Truppe viele gerettet hätte. Darüber war man in Europa so entrüstet, daß die Pforte sich veranlaßt sah, Fuād Pascha mit unbeschränkter Vollmacht zur Bestrafung der Schuldigen zu entsenden. Auch Frankreich schickte 6000 Mann auf den Kriegsschauplatz, während die anderen Mächte sich nur diplomatisch vertreten ließen. Im Libanon und in Damaskus ward blutiges Gericht gehalten. Doch fanden die Drusen Fürsprache bei England, das sie als Gegengewicht gegen Frankreichs Protektorat über die Christen brauchte. Sein Einspruch hielt die bereits begonnene Hinrichtung der Drusenführer auf, 2491 Drusen wurden nach Tripolis deportiert, durften aber schon nach fünf Jahren in ihre Heimat zurückkehren.

Der Sultan Abd ul-Madschīd war am 25. Juni 1861 gestorben. Ihm folgte sein Bruder Abd ul-Asīs, der bisher im Hause seiner Mutter gefangen gehalten war und nur mit Derwischen und Korändeutern verkehrt hatte. Diese hatten ihn mit phantastischen Träumereien von der religiösen Würde und der Weltmachtstellung des Chalifats erfüllt. Er trat seine Regierung mit den besten Vorsätzen an, löste den Harem seines Vorgängers auf, erklärte sich mit einer Gattin begnügen zu wollen und schränkte seine gesamte Hofhaltung ein. An der mit dem Harem verbundenen Geldverschwendung war aber ganz Stambul interessiert, es war ihm daher unmöglich, gegen den Strom zu schwimmen und binnen kurzem entwickelte sich der neue Sultan zum ärgsten Wüstling. Dabei war er gleich bei Antritt seiner Regierung von arger Finanznot bedrängt. Sein Vorgänger hatte 15 Millionen L. Sterling Schulden hinterlassen, und im Jahre 1861 belief sich das Defizit schon auf 450 Millionen Piaster = 103 Millionen Franken. Im folgenden Jahre gelang es in England eine Anleihe von 6 Millionen L. Sterling unterzubringen, dafür mußte man sich aber einen englischen Kommissar gefallen lassen, der die Verwendung dieser Kapitalien überwachte. Ihm folgten bald finanzielle Vertreter der anderen Großmächte. Auf ihren Vorschlag ward ein Rechnungshof und eine Staatsbank eingerichtet, die aber aus Mangel an geeignetem Personal nicht viel zur Sanierung der Finanzen beitrugen.

Unter Abdul-Asīs verlor das Osmanische Reich endgültig eine seiner wertvollsten Provinzen. In Ausführung des Pariser Friedens hatte die Pforte im Juli 1856 die Bojaren Balsch und Ghika zu Käimmakāmen der Moldau und der Walachei ernannt. Ersterer starb schon acht Monate später, und ward durch seinen Finanzminister Vogorides, Sohn des ehemaligen Fürsten von Samos ersetzt. Über die definitive Organisation der Fürstentümer sollte eine dazu einzuberufende Versammlung beraten. Diese wählte Ende Dezember 1858 den Obersten Cuza zum Fürsten der Moldau, und bald darauf ward er auch in der Walachei anerkannt. Er vergeudete aber in einer selbst für orientalische Verhältnisse unerhörten Günstlings- und Maitressenwirtschaft die Hilfsmittel des Landes; sein allmächtiger Ratgeber war ein früherer Ostender Kellner, jetzt Direktor des Post- und Telegraphenwesens, Liebrecht. Im Februar 1866 ward Cuza durch Verschworene zur Abdankung genötigt. Der provisorischen Regierung gelang es, den jungen Fürsten Karl von Hohenzollern für den erledigten Thron zu gewinnen. Am 13. Mai proklamierte die Kammer die Union der beiden Fürstentümer unter der erblichen Souveränität des neuen Herrschers. Unter seiner Regierung hat sich Rumänien aufs glücklichste entwickelt.

In Ägypten war Abbāß Pascha im Juli 1854 ermordet worden, ihm folgte der europäisch erzogene vierte Sohn Mehemmed Alis Ssaid. Dieser erteilte dem Grafen Ferdinand Lesseps, der ihm als französischer Konsul schon lange befreundet gewesen war, im Dezember desselben Jahres das Recht, durch den Isthmus von Suez einen Kanal zu bauen. Die Pforte verweigerte zwar die nachgesuchte Genehmigung, so sehr auch die englische Diplomatie dagegen arbeitete, nicht direkt, erklärte aber erst 1860 endgültig, daß sie der Eröffnung des Kanals nicht widersprechen werde. Lesseps hatte aber den Bau schon vorher in Angriff genommen. Sein Gönner Ssaid starb am 18. Januar 1863. Seinem verschwenderischen Nachfolger

Digitized by Google



Selamlik vor dem Jildis Kiosk, dem Palast des Sultans. Photographische Aufnahme.

Ismaïl stellte man von englischer Seite vor, er könne, da die Baumwollenpreise damals durch den amerikanischen Bürgerkrieg sehr gestiegen waren, große Reichtümer erwerben, wenn er auf den von seinem Vorgänger der Kanalbaugesellschaft überlassenen Ländereien durch die ihr zur Zwangsarbeit am Kanal gestellten 60000 Fellächen Baumwolle pflanzen lasse. Als er nun Land und Leute vom Aufsichtsrat zurückforderte, erklärte dieser zunächst, das bedeute den Ruin des ganzen Unternehmens. Durch Napoleons Vermittelung ward die Sache einem Schiedsgericht unterbreitet, das der Gesellschaft für den Verzicht auf 60000 Hektar Landes und vier Fünftel der Arbeiter Entschädigungen von 30 und 38 Millionen Franken zusprach. Die ihm entzogenen menschlichen Arbeitskräfte ersetzte Lesseps durch Maschinen. Nach zwölfjähriger Arbeit wurde der 150 km lange, 88—100 m breite und 8 m tiefe Kanal im Herbst 1869 vollendet. Bei Port Ssaid am Mittelländischen Meere beginnend, läuft er in gerader Linie durch den Mensaleh- und den Bellâch-See, durchschneidet dann die 16 m hohe Bodenschwelle el-Gißr, den Timßâchsee, das Serapeum und die beiden Bitterseen und mündet bei Suez und Port Ibrâhim ins Rote Meer. Am 17. November 1869 ward der Kanal mit einem glänzenden Feste eingeweiht, bei dem Ismaïl seinen verschwenderischen Neigungen alle Zügel schießen ließ.

Ismaïl konnte sich mit einem gewissen Recht noch als den würdigen Vollstrecker des politischen Testaments seines großen Vorfahren betrachten. Schon im Jahre 1866 war es ihm gelungen, in Stambul für seine Dynastie statt des türkischen Majoratsrechtes die direkte Erbfolge nach europäischem Muster durchzusetzen, indem er der damals durch einen Aufstand der Kreter bedrängten Pforte militärische Hilfe und die Erhöhung seines Tributs von 80000 auf 150000 Börsen anbot. Im Jahre darauf erhielt er das Recht, alle Regierungsmaßregeln mit Ausnahme internationaler Verträge selbständig zu erlassen. Gleichzeitig ward ihm der alte persische Titel Chidîw, Herr, verliehen, der ihn auch äußerlich weit über den bisherigen Rang eines Wâlî oder Generalgouverneurs erhob und ihn fast als Souverän anerkannte. Später

Digitized by Google

verlangte der von England und den älteren ägyptischen Prinzen aufgehetzte Sultan allerdings, daß er seine Panzerflotte herausgebe, das Landheer verkleinere, der Pforte alljährlich den Finanzetat vorlege und ohne Bewilligung des Sultans keine Anleihe aufnehme und keine politischen Verträge abschließe. Da man in Frankreich seit Vollendung des Kanals seine Hilfe nicht mehr so dringend wie bisher brauchte, so fand er bei Napoleons Diplomatie keinen Rückhalt mehr gegen diese Demütigung. Im September 1871 aber starb sein heftigster Gegner bei der Pforte, der Großwesir Aâli Pascha, und dessen Nachfolger Machmûd zeigte sich seinen ehrgeizigen Bestrebungen weit gefügiger. Im Juni 1873 erließ der Sultan einen Fermân, der die staatsrechtliche Stellung des Chidiw neu regelte. Seine Territorialmacht ward durch Verleihung des erblichen Kâimmakâmats von Sſuâkin und Massaua erweitert. Das Recht der Linearsukzession ward ihm bestätigt. In Verwaltung und Rechtspflege erhielt er volle Unabhängigkeit, nachdem der Sultan schon im Jahre vorher die neue Gerichtsverfassung nach den Vorschlägen einer 1869 versammelten, internationalen Kommission genehmigt hatte. Seine Befugnis, das Heer nach eigenem Gutdünken zu vermehren, mit fremden Mächten nichtpolitische Verträge abzuschließen und Anleihen aufzunehmen, ward anerkannt.

Gleich dem Begründer seiner Dynastie suchte Ismâîl seine Macht auch im Süden zu erweitern. Durch die Annexion des Sultanats Dârfûr und des Hinterlandes von Massaua geriet er in die Interessensphäre des christlichen Kaiserreiches Abessinien, das zwar auch heute noch ganz im Banne mittelalterlicher Feudalverfassung liegt, aber stets über eine zwar ungeschulte, doch tapfere Armee verfügte. Als die Ägypter im Jahre 1875 Harar unterworfen hatten, glaubten sie sich auch an das innere Alpenland Abessiniens wagen zu können. Aber die erste Expedition, die ins Innere vordrang, ward von Kaiser Johannes bei Gundet geschlagen und ein zweites Heer, das ein Sohn des Chidiw, Haßan Pascha, befehligte, geriet 1876 sogar in abessinische Gefangenschaft. In einer dritten Schlacht bei Gura verloren die Ägypter ihre gesamte Artillerie. Zum Glück für sie empörten sich einige Vasallen des Kaisers Johannes, so daß dieser sich 1877 zu einem Frieden bereit fand, der den Ägyptern wenigstens das schon vom Feinde bedrohte Massaua ließ.

Diese unglücklichen Feldzüge im Verein mit der an Wahnsinn grenzenden Verschwendungssucht des Chidiw zerrütteten die Finanzen des reichen Landes. Vergebens bemühte sich Ismâîl die Erträge seiner ungeheuren Domänen durch die neuesten Erfindungen europäischer Technik zu heben. Die mit großen Kosten erworbenen Dampfpflüge u. a. Maschinen dienten aber, soweit sie überhaupt in Gang kamen, immer nur kurze Zeit. Schon im November 1875 hatte Ismâîl in augenblicklicher Verlegenheit seine Suezkanalaktien für vier Millionen Pfund Sterling an England verkaufen müssen. Das Beispiel seines Oberherrn, der sich im selben Jahre durch einen Staatsbankerott erleichtert hatte, reizte ihn zur Nachahmung. Im April 1876 stellte er für ein Vierteljahr die Zinszahlungen für die Staats- und seine Privatschulden ein. Seinen Beamten zahlte er keinen Gehalt, erhob aber von den Fellâchen die doppelte Jahressteuer. Aber der europäische Gerichtshof in Alexandrien, der auf Grund der neuen, vom Sultan bestätigten Gerichtsverfassung an die Stelle der Konsulargerichtsbarkeit getreten war, verurteilte den Chidiw zur Bezahlung seiner Schulden und verhängte über seinen Palast zu Ramle die Sequestration. England und Frankreich setzten eine Kommission zur Prüfung der Finanzen ein, und diese zwang den Chidiw und seine Verwandten, den größten Teil ihrer Güter im Jahre 1878 dem Staat abzutreten und keine Steuern mehr ohne Genehmigung eines aus Eingeborenen und Fremden zusammengesetzten Parlaments zu erheben. In das neugebildete Kabinett, an dessen Spitze der Armenier Nûbar Pascha trat, wurden der Engländer Wilson für die Finanzen und der Franzose de Blignières für die öffentlichen Arbeiten berufen. Aber der verblendete Chidiw glaubte eine solche Bevormundung nicht ertragen zu können. Es gelang ihm, gegen die Christen einen Militäraufstand zu erregen, der die Fremden zum Rücktritt nötigen sollte. Aber nur Nûbar Pascha legte sein Amt nieder, während Wilson und de Blignières in das neue Kabinett unter Leitung des Erbprinzen Tewfik eintraten. Nun erklärte der Chidiw angeblich auf Drängen einer eingeborenen Notabelnversammlung die Fremden für entlassen, zugleich suchte er seine Verpflichtungen gegen seine Gläubiger durch ein Dekret von sich aus zu modifizieren. Das zog ihm Mai 1880 eine Protestnote der

Digitized by Google

deutschen Reichsregierung zu, der die anderen Mächte sich anschlossen. Auf ihr Betreiben erklärte der Sultan am 26. Juni Ismâîl für abgesetzt und ernannte seinen ältesten Sohn Tewfik zum Chidiw.

Auch das osmanische Reich war in den siebziger Jahren von chronischen Finanznöten heimgesucht. Diese erreichten im Jahre 1875 ihren Höhepunkt. Der Versuch, in Paris eine neue große Anleihe unterzubringen und die Osmanische Bank zum Generalsteuereinnehmer und Zahlmeister für das ganze Reich zu machen, war mißglückt. Hätte sich Sultan Abdul-Asis entschließen können, sein ungeheures Privatvermögen zu opfern oder wenigstens seinen Haushalt einzuschränken, so hätte sich damals das Schlimmste vielleicht noch vermeiden lassen. Aber solche Opfer waren von seinem Charakter nicht zu erwarten, und so blieb der Pforte nichts übrig, als den Staatsbankerott zu erklären, auch wenn ihr der russische Botschafter nicht noch ausdrücklich dazu geraten hätte. Im Oktober erklärte der Großwesir in einem Erlaß, die Pforte sehe sich durch das Defizit genötigt, für die nächsten fünf Jahre nur die Hälfte ihrer Kupons bar, die andere Hälfte mit 5prozentigen Obligationen zu bezahlen. Ausgenommen wurden nur die beiden ersten im Krimkrieg zustande gekommenen und von England und Frankreich garantierten Anleihen sowie die im Besitze des Sultans befindlichen Staatspapiere im Betrage von etwa 144 Millionen Franken. In den letzten 20 Jahren hatte die Pforte zehn Anleihen aufgenommen, zuletzt zu den ungünstigsten Emissionskursen mit durchschnittlich 9 ½ % Zinsen. Im Augenblick des Bankerotts wurde die fliegende Schuld mit den laufenden Schulden für Panzerschiffe, Kruppkanonen und Martingewehre auf mehr als 6¼ Milliarden Franken geschätzt.



Midhat Pascha. Nach einer Photographie.

In den slawischen Provinzen Rumeliens gärte es überall, und man beschuldigte die russischen Konsulate wohl nicht ganz mit Unrecht, daß sie an der Hetzarbeit gegen die Osmanen beteiligt seien. In der Herzegowina, wo die Christen von ihrem eigenen, nach der Eroberung zum Islâm übergetretenen Adel bis aufs Blut ausgesogen wurden, brachen schon im Juli 1875 Unruhen aus. Die Pforte zog ein Heer zusammen, versuchte es daher zunächst mit Reformen und ernannte einen Verwaltungsrat, dem auch christliche Beamte angehörten. Als aber diese neue Behörde im Aufstandsgebiet ihre Tätigkeit beginnen wollte, ward sie von den Muhammedanern daran gehindert. Im Januar 1876 brach auch in Bulgarien ein Aufstand aus, da die Pforte in ihrer Geldnot den Befehl erteilt hatte, alle rückständigen Steuern binnen vier Wochen beizutreiben. Am 6. Mai kam es wegen eines bulgarischen Mädchens zu Saloniki zu einem Streit zwischen Christen und Muhammedanern, in dem der deutsche und der französische Konsul ermordet wurden. Als infolgedessen ein europäisches Geschwader vor Saloniki erschien, brach in Stambul eine Empörung der Sofftas, der Studierenden der Theologie und des Rechts aus, die den Großwesir und den Schaich ul-Islâm stürzte. Die drei Kaisermächte schlugen der Pforte einen zweimonatigen Waffenstillstand für Christen und Muhammedaner vor; sei in dieser Zeit keine friedliche Einigung zu erreichen, so müsse man wirksamere Maßregeln ergreifen.

Die unsinnige Verschwendungssucht und die absolute Unfähigkeit des Sultans hatten inzwischen eine Verschwörung hervorgerufen, deren Seele Midhat Pascha war. Dieser hatte schon im Frühjahr eine anonyme Denkschrift an die Großmächte außer Rußland gerichtet, in der er die Absetzung des Sultans als durch das islâmische Recht, das vom Staatsoberhaupt

Digitized by Google

den Vollbesitz der geistigen Kräfte verlange, geboten erklärte. Am 30. Mai abends überfielen die Verschworenen, zu denen auch der Kriegsminister Hußain Avni Pascha gehörte, den Sultan in seinem Palast Dolma Bâgtsché am Bosporus und verlasen ihm ein Fetwa des Schaich ul-Islâm, das seine Absetzung aussprach. Noch in derselben Nacht ward Murâd V. auf den Thron erhoben. Abd ul-Asîs ward am 5. Juni im Palast Tschirâghân entseelt aufgefunden, angeblich hatte er sich selbst mit einer Schere die Pulsadern geöffnet. Der neue Sultan war europäisch erzogen und stand in dem Rufe, ein aufgeklärter Mann zu sein. Aber seine Gesundheit war schon lange durch unmäßigen Alkoholgenuß untergraben, und die Schreckensszenen bei seiner Thronbesteigung hatten sein Gemüt vollends umdüstert.

In Bulgarien glaubte die Pforte den Aufstand mit allen Mitteln niederschlagen zu müssen. Sie hatte nach dem Krimkriege die aus dem russischen Kaukasus ausgewanderten muhammedanischen Tscherkessen in Bulgarien angesiedelt und ließ diese nun auf die Christen los. Im Verein mit der halbwilden irregulären Reiterei der Baschi Bosuks rotteten sie ganze Ortschaften aus. Diese bulgarischen Greuel erregten in England einen solchen Sturm der Entrüstung, daß der Führer der Opposition, Gladstone, geradezu die Vertreibung der Osmanen aus Europa forderte.

Auch in Serbien gewann nun die Kriegspartei die Oberhand. Am 27. Juni forderte die Belgrader Regierung in einem Ultimatum die Entfernung des türkischen Heeres und der irregulären Banden von der serbischen Grenze und die Ernennung des Fürsten Milan zum Vizekönig von Bosnien. Am 2. Juli erließ Milan in seinem Hauptquartier zu Deligrad das Kriegsmanifest, auch Montenegro trat offen in den Krieg ein. Während die Serben im Sommer 1876 noch von den Türken ganz in Schach gehalten wurden, erfochten die Montenegriner am 28. Juli einen glänzenden Sieg.

Inzwischen war die Geisteskrankheit Murâds so offenkundig geworden, daß der Schaich ul-Islâm am 31. August auch ihn für abgesetzt erklärte, und am 1. September bestieg sein Bruder Abd ul-Hamid II. den Thron. Bald darauf übernahm Midchat Pascha als Großwesir die Leitung der Geschäfte und suchte die wankenden Grundlagen des Staates abermals durch einen Verfassungsentwurf zu befestigen. Eine aus 16 Zivilbeamten, zehn Ulemâ und zwei Divisionsgeneralen bestehende Kommission ward mit der Ausarbeitung beauftragt und kam nach harten Kämpfen zu folgenden Beschlüssen. Die Privilegien von Stambul, das bisher eine besondere Verwaltung hatte, und dessen Bewohner vom Militärdienst und der Einkommensteuer befreit waren, werden aufgehoben. Alle Untertanen des Reiches heißen Osmanen und sind persönlich frei. Der Islâm ist Staatsreligion, doch beschützt der Staat auch alle anderen von ihm anerkannten Kulte. Die Presse ist in den Grenzen des Gesetzes frei. Alle Osmanen, die der türkischen Sprache mächtig sind, können im Staatsdienst nach ihren Fähigkeiten alle öffentlichen Ämter bekleiden. Es wird eine Volksvertretung in zwei Kammern, der der Abgeordneten und der der Senatoren, geschaffen, die wegen ihrer Meinungen und Abstimmungen nicht verfolgt werden können. Die Kammern versammeln sich am 1. November jedes Jahres und werden durch eine Thronrede eröffnet. Die von den beiden Kammern angeregten Gesetze werden im Auftrage des Sultans vom Staatsrat ausgearbeitet. Sie treten in Kraft, nachdem sie von beiden Kammern angenommen und vom Sultan genehmigt sind. Der Präsident und die Mitglieder des Senats werden vom Sultan auf Lebenszeit ernannt. Je 50000 männliche Untertanen wählen einen Abgeordneten, der kein öffentliches Amt, abgesehen von dem eines Ministers, bekleiden darf. Die Abgeordneten werden auf vier Jahre gewählt, sind aber wieder wählbar und vertreten jeder die Gesamtheit der Osmanen, nicht einen einzelnen Kreis, doch müssen die Wähler ihre Abgeordneten aus den Einwohnern ihrer Provinz wählen. Der Präsident und der Vizepräsident werden vom Sultan in einer von den Kammern vorgeschlagenen Liste gewählt. Das Abgeordnetenhaus hat das Budget festzusetzen; seine Sitzungen sind öffentlich. Die Richter sind unabsetzbar, die Gerichtsverhandlungen sind öffentlich. Es ist ein oberster Gerichtshof zu bilden aus je zehn Senatoren, Staatsräten und Appellationsgerichtsräten; er urteilt über die Minister, die Präsidenten, die Mitglieder des Appellationsgerichtshofes und die des Hoch- oder Landesverrats Angeklagten ab. Die Verwaltung der Provinzen wird dezentralisiert. Der Elementarunterricht ist für alle Osmanen obligatorisch.

Digitized by Google



Volksumzüge in Konstantinopel nach Bekanntgabe der Wiederherstellung der Verfassung 1908.

Photographische Aufnahme der „Berliner Illustrirten Zeitung".

Diese neue Verfassung, mochte sie auch zunächst nur noch auf dem Papiere stehen und für die verschiedenartigen Kulturstufen der Bewohner des Reiches so ungeeignet wie möglich sein, bestärkte Rußland in seinen kriegerischen Absichten, zeigte sie doch den Christen unter den Osmanen ihr Vaterland in besserem Lichte als das reaktionäre Rußland.

Der zweimonatige Waffenstillstand mit Serbien und Montenegro war nach seinem Ablauf verlängert worden. Die zu einer Konferenz in Stambul vereinigten Vertreter der Großmächte verlangten, daß ihnen für die ersten fünf Jahre die Bestätigung des Statthalters von Bulgarien vorbehalten bleibe und daß eine internationale Kontrollkommission eingesetzt werde. Die Pforte berief, wie sie es schon früher in ähnlichen Krisen getan hatte, einen großen Rat von über 200 Mitgliedern, an dem die aktiven und die früheren Würdenträger, sowie Vertreter der christlichen und der jüdischen Gemeinden teilnahmen. Dieser Rat lehnte am 18. Januar 1877 jene Forderungen einstimmig ab. Nun verließen die europäischen Mitglieder der Konferenz Stambul. Der diplomatischen Gewandtheit Midchat Paschas gelang es noch einmal die Gegner zu trennen. Am 28. Februar ward mit Serbien unter Herstellung des status quo ante Friede geschlossen. Eine von Montenegro verlangte Gebietserweiterung lehnte das am 19. März zusammengetretene osmanische Parlament ab, daher ward der Waffenstillstand nicht mehr verlängert.

Am 24. April erklärte Rußland den Großmächten, seine friedliche Entwicklung sei durch die Wirren im Orient gehemmt, es sei daher genötigt, aktiv einzugreifen. Die Mächte, die doch im Pariser Frieden die Unabhängigkeit und den Gebietsstand des Osmanischen Reiches garantiert hatten, erklärten sich neutral. Rumänien hatte den massenhaften Zuzug russischer Offiziere und Freiwilligen nach Serbien nicht hindern können und mußte nun auch den russischen Truppen, die anders nicht an den Feind kommen konnten, den Durchzug gestatten. Da nun auch die Türken die rumänische Grenze nicht mehr respektierten, schloß Rumänien mit Rußland eine Militärkonvention, in der es ihm alle seine Hilfsquellen und Verkehrsmittel

Digitized by Google

zur Verfügung stellte. Am 13. Mai erklärte Rumänien der Pforte den Krieg und am 21. Mai ward die Unabhängigkeit des Landes in beiden Kammern verkündet. Österreich ward in einem geheimen Abkommen von Rußland das Recht, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen, zugestanden.

Der Verlauf dieses Krieges und sein Abschluß auf dem Berliner Kongreß 1878, sowie die weiteren Schicksale des türkischen Reiches und Ägyptens sind schon in Bd. Neuzeit Seite 460—466, 477—483, 559—563 erzählt.

16. Das geistige Leben im Osmanischen Reiche und in Ägypten im 19./20. Jahrhundert.

Wie das politische, so ist auch das geistige Leben der Türken im 19. Jahrhundert sehr stark von der westlichen Zivilisation beeinflußt. Allerdings erwies sich hier anfangs der konservative Geist des türkischen Volkes weit länger widerstandsfähig als auf den Gebieten der materiellen und der politischen Kultur. Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus hielt man in der Literatur an persischen Stoffen und dem persischen Stile fest. Erst im Jahre 1859 trat ein Umschwung ein. Ibrāhim Schināßi, der längere Zeit in Paris gelebt und die französische Literatur gründlich kennen gelernt hatte, ließ in diesem Jahre ein Bändchen ausgewählte Dichtungen erscheinen, indem er den ersten Versuch machte, französische Gedanken, die im Original längst den meisten gebildeten Türken geläufig waren, in türkisches Gewand zu kleiden, sein Stil war dabei zunächst noch ganz den alten Traditionen treu geblieben. In seinem Lustspiel: „Des Dichters Heirat" behandelte er wohl zuerst das Thema, das seither sehr viele Federn in Bewegung gesetzt hat, die islāmische Frauenfrage. Endlich führte er in seiner Zeitschrift „Ideen" auch in die Prosa abendländische Stoffe ein.

Schināßi' Anregungen fielen auf einen fruchtbaren Boden. Daß die alte Literatur sich längst überlebt hatte, ward allgemein empfunden. Alle jüngeren Literaten wandten sich der neuen Richtung zu, ihre Führer Namyk Kemāl, Achmed Midchat, Abd ul-Hakk entwickelten in ihrem Dienst eine äußerst vielseitige Tätigkeit. Zahllose französische Werke wurden ins Türkische übersetzt, nicht nur die Klassiker des 18. Jahrhunderts, sondern namentlich fast alle bedeutenderen Autoren des zweiten Kaiserreichs. Aber man sah doch sehr bald ein, daß es mit der äußerlichen Aneignung französischen Wesens allein nicht getan sei. Mehr und mehr wandte man sich nationalen Stoffen zu. Dabei ging es zunächst natürlich nicht ohne ungeschickte Anpassungsversuche ab. Nach französischem Muster entwarf man historische und soziale Romane, deren Kern fast stets die Frauenfrage bildete, die aber meist künstlerische Form ebenso wie Reife der Ideen vermissen lassen.

Aber bald ward für die neue Richtung auch eine neue Form gefunden. Die einzige volkstümliche Prosadichtung, die die Türken bisher besaßen, die aber in die Literatur noch keinen Eingang gefunden hatte, war die Schilderung des Volkslebens in den Geschichten der öffentlichen Erzähler, der Meddāchs (s. G. Jacob, Türk. Bibliothek I). Ihren Stil führte nun Achmed Midchat in die Literatur ein. In seinen „interessanten Erzählungen" lehnt er sich zwar noch oft an französische Stoffe an, aber seine Darstellung ist reich an wirklichen Beobachtungen und von packender Lebendigkeit. Echt nationale Stoffe führte Mehmed Tewfik in seinem Werk „Ein Jahr in Stambul" (s. Jacob, Türk. Bibl. II ff.) in die Dichtung ein; er will das noch unverfälschte Volksleben, wie es einst in der Hauptstadt sich abspiegelte, die Unterhaltung der Frauen am Winterabend, das lustige Leben in den Kaffeehäusern und bei den Ausflügen nach den süßen Wassern Europas schildern. Hand in Hand mit diesen nationalen Bestrebungen ging der neu erwachte Eifer für die Reinheit der Sprache, um die sich namentlich Esāmi verdient machte. Nachdem man auf den gekünstelten und überladenen Stil der alten Klassiker verzichtet und ihn durch die einfache Ausdrucksweise des Volks ersetzt hatte, suchte man auch im Wortschatze sich mehr und mehr von dem Ballast unnötiger Fremdworte zu befreien. In der alten Literatur war das als grob verachtete Türkisch oft ganz von arabischen und persischen Wörtern überwuchert. Aber auch die Volkssprache war mit diesen Fremdlingen stark durchsetzt. Nun fing man an, sich wieder für die ältere osttürkische Literatur zu interessieren. Achmad Dschewdet, der Herausgeber der angesehenen Zeitung

Digitized by Google



Einzug der Jungtürken in Konstantinopel.

Photographische Aufnahme der „Berliner Illustrirten Zeitung".

Ikdäm, der Fortschritt, (gest. 1880) machte im Urtext und in osmanischer Übersetzung die Schrift des Newäi bekannt, in der dieser einst am Hofe der Timuriden zu Herät das Türkische auf Kosten des Arabischen verherrlicht hatte. Ja, man ging manchmal gar soweit, schon völlig eingebürgerte Fremdworte durch längst verschollene türkische wieder ersetzen zu wollen. Trotz dieser Auswüchse hatte die Tendenz der Sprachreiniger doch einen gesunden Kern und blieb nicht ohne Erfolg. Auch auf lyrischem Gebiet machte man sich von den engen Fesseln des Klassizismus frei. Machmüd Ekrem führte das einheimische Volkslied in die Literatur ein und veredelte es durch die fremden Formen der Ballade und der Romanze. Noch tiefer als seine Vorgänger griff Hußain Rachmi in das Volksleben hinein. Er verdankt seine Bildung, die ihn in seiner Beamtenlaufbahn bis in die Stellung eines Direktors des Archivs der indirekten Steuern geführt hat, nur den modernen Schulen Stambuls und hat nie französisch gelernt. Als Sohn des Volkes liebt er es namentlich, den gesunden anatolischen Bauernstand, die Hoffnung des Reiches, zu verherrlichen. Aber er schildert das Volk, das in intimem Verkehr zu studieren er sich nicht gescheut hat, so wie es wirklich ist. Mit seinen Vorgängern teilt er die Lehrhaftigkeit und die pessimistische Grundstimmung seiner Werke, die aber bei ihm nicht mehr den Abendländern nachempfunden, sondern in den Verhältnissen begründet und durchaus echt ist. Denn die neuere Literatur hatte im Staate Abd ul-Hamids mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Anfangs hatte die Regierung den modernen Geist selbst begünstigt und zahlreiche junge Leute auf ihre Kosten im Auslande, namentlich in Paris studieren lassen. Als nun aber diese Jungtürken darauf drangen, Midchat Paschas Verfassung wieder hergestellt zu sehen, begann der Pädischäch sie als Gegner seines absolutistischen Regiments zu fürchten. Je mehr er selbst sich in seinem Palast Jildis von der Welt abschloß, den er bis zum Jahre 1908 nur noch einmal im Jahre, im Ramadän, verließ, um im alten Seräi zu Stambul den Mantel des Propheten zu verehren, um so leichter ward es seiner Umgebung. ihm auch die gesunden fortschrittlichen Bewegungen seines Volkes zu verdächtigen. So war es denn der Regierung in den letzten Jahren gelungen, auch die neue Literatur fast ganz zu unterdrücken. Soweit ihre Vertreter nicht freiwillig schwiegen, wurde ihre Tätigkeit durch eine über alle Maßen schikanöse Zensur unterbunden, die u. a. eine Übersetzung des Tell

Digitized by Google

unterdrückte und nicht einmal den Gebrauch des Wortes Vaterland duldete. Die jungtürkische Reaktion im Sommer 1908 hob diese Zensur sofort auf, und von der Sonne der Freiheit ist auch für die osmanische Literatur ein neuer Frühling zu erhoffen.

Das geistige Leben Ägyptens ist, obwohl früher und nachhaltiger von Europa beeinflußt, als das Stambuls, doch noch weit hinter diesem zurückgeblieben. Zwar hat man auch hier schon unter Mehemmed Ali angefangen, wissenschaftliche und schöngeistige Werke der europäischen Literaturen, u. a. sogar die Ilias, ins Arabische zu übertragen. Aber die Übersetzungen haben für die Volksbildung fast nichts zu bedeuten, da sie sich ganz in der alten Schriftsprache bewegen, die trotz aller Anpassungen an die Neuzeit dem Volke so fremd ist, wie den Italienern das Latein. Noch ist hier kein Dante erstanden, der dem Volksidom durch eine große literarische Tat den Zugang zur Literatur erschlösse. An Versuchen dazu hat es freilich nicht gefehlt. Der ehemalige Richter Muhammed Othmân Galâl, geb. 1829, versuchte sich, nachdem er die Fabeln Lafontaines und St. Pierres Paul et Virginie ins Schriftarabische übertragen hatte, an einer Übersetzung Molièrescher Stücke in die gegenwärtige Umgangssprache. Obwohl er dabei in sehr geschickter Weise auch den Inhalt ägyptischen Lebensverhältnissen anpaßte, konnten sich seine Stücke doch auf dem überhaupt noch sehr mangelhaften ägyptischen Theater nicht einbürgern. Abgesehen davon, daß es an geeigneten Darstellerinnen für die Frauenrollen fehlte, fand das Publikum auch die Sprache nicht gebildet genug. Die alte Literatur erlebte durch die Einführung der Buchdruckerei im Jahre 1821 eine schöne Renaissance. Fast alle bedeutenderen Werke wurden durch die ägyptischen Pressen verbreitet, deren Besitzer sich selbst durch den gewaltigen Umfang mancher Lexika und Kommentare nicht abschrecken ließen. Auch selbständig, soweit in spätislâmischer Literatur von Selbständigkeit die Rede sein kann, haben die ägyptischen Gelehrten noch manches produziert, doch werden sie neuerdings von den geistig regsameren Syrern überflügelt, die stets in großer Zahl die engen Verhältnisse ihrer Heimat mit den günstigeren Lebensbedingungen des Nillandes vertauschen. Auch im Zeitungswesen, das, seit Mehemmed Ali im Jahre 1832 die noch bestehende ägyptische Staatszeitung ins Leben rief, sich sehr mannigfaltig entwickelt hat, stehen die Syrer an der Spitze.

17. Der Ssûdân.

Mit Ägypten mußte England anfangs sehr gegen seinen Willen auch die Sorge für den Ssûdân übernehmen, der damals von religiösem Fanatismus erfüllt, weit schwerer zu pazifizieren war. In der Provinz Dongola war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Muhammed ibn Abdallâh als der Sohn eines armen Schulmeisters geboren, dessen Familie aber den Anspruch machte, vom Propheten abzustammen. Nach Vollendung seiner theologischen Studien trat Muhammed, der schon als Knabe besonderen Eifer für die Religion bewiesen hatte, in den Derwischorden der Ssamanija ein; im Jahre 1870 ließ er sich auf der Insel Abba im weißen Nil nieder, um sich in einer Höhle am Fluß geistlichen Übungen zu widmen. Als sein Lehrer das Fest der Beschneidung seiner Söhne feierte und dabei das Verbot von Spiel und Tanz für seinen Orden suspendierte, tadelte ihn Muhammed und ward zur Strafe dafür aus dem Orden ausgestoßen. Daß er dann die ihm von seinem Lehrer angebotene Verzeihung ausschlug, erregte im Ssûdân gewaltiges Aufsehen, wobei aber die öffentliche Meinung ganz auf seiten des strengen Jüngers stand. Er fand schon damals großen Zulauf und verfaßte eine Reihe von Schriften, in denen er seine Anhänger aufforderte, selbst dem hereinbrechenden Verfall der Religion entgegenzutreten, da von der Regierung nichts dafür zu erwarten sei. So wird allmählich der Gedanke in ihm entstanden sein, daß er zu höheren Dingen berufen sei. Wie so mancher Reformator aus der älteren Geschichte des Islâms fühlte er sich zu dem Amte des vom Propheten, seinem Vorfahren, verheißenen Machdi berufen, der die Welt mit Gerechtigkeit erfüllen wird. In diesem Glauben bestärkte ihn, vielleicht von Anfang in selbstsüchtiger Absicht, sein Freund Muhammed ibn Abdallâh al-Fakih, der spätere Chalifa, aus dem Araberstamme der Taascha Baggâra im Südwesten des Dârfûr. Dieser veranlaßte ihn zu einer Reise nach Kordofân, da die stärkeren und mutigeren Stämme des Westens leichter

Digitized by Google

für eine etwaige Erhebung zu gewinnen schienen. Auf dieser Reise trat Muhammed mit allen weltlichen und geistlichen Spitzen in Verbindung und konnte sich von der allgemein herrschenden Mißstimmung überzeugen. Man war unzufrieden mit der Käuflichkeit der ägyptischen Beamten, mit der ungerechten Verteilung und gewalttätigen Beitreibung der überdies sehr hohen Steuern. Zudem hatte die ägyptische Regierung unter dem Drucke ihres englischen Vormundes die Sklaverei für abgeschafft erklärt, wodurch das ganze Wirtschaftsleben gestört ward.

Allmählich ward die ägyptische Regierung auf Muhammed aufmerksam, zumal sein erster Lehrer ihn wiederholt denunzierte. Im Juli 1881 sandte Ra'ūf Pascha, Generalgouverneur des Sſūdān, an Muhammed nach Abba die Aufforderung, sich in Chartūm zu stellen und zu rechtfertigen. Dieses Ansinnen wies der Machdī mit Entrüstung von sich, er trat nun offen als Herr des Landes auf und predigte den Glaubenskrieg gegen die Ungläubigen, zu denen er natürlich auch die ihn nicht anerkennenden Muslimen zählte. Ra'ūf unterschätzte noch seine Macht und glaubte ihn durch 200 Mann mit einer Kanone in die Hand bekommen zu können. Am 11. August abends kamen die Truppen in einem Dampfer bei der Insel Abba an. Sie umzingelten und beschossen die Hütten. Der Machdī aber lag mit seinen Leuten, die noch keine Feuerwaffen hatten, im Hinterhalt, und brach nun in der Dunkelheit aus dem hohen Grase hervor. Beide Kompanien wurden fast ganz aufgerieben, nur wenige erreichten schwimmend den Dampfer. Trotz dieses Sieges entschloß sich der Machdī, um der drohenden Nähe von Chartūm zu entgehen, nach Kordofān auszuwandern. Er kam unangefochten bis Dschebel Gedīr, dort vernichtete er eine ihm vom Mudīr von Faschoda entgegengesandte Truppe. Im Mai 1882 schickte ihm nun die Regierung aus Chartūm ein Heer von 6000 Mann nach. Diese sieggewohnten Truppen, die eben erst Dārfūr erobert hatten, dachten so gering von den Derwīschen, daß sie die im Sſūdān übliche Vorsichtsmaßregel, ihr Nachtlager durch einen Dornenverhau zu schützen, außer acht ließen. So wurden sie denn eines Nachts überfallen und versprengt.



Ägyptische Studenten vor einem Bücherladen in Kairo.
Nach einer Photographie der Illustrationsgesellschaft, Berlin.

Dieser Sieg führte dem Machdī ungezählte neue Anhänger zu, deren Herzen er ganz nach dem Vorbilde des Propheten mit der reichen Beute gewinnen konnte. Anfang September erschien er vor Obaid. Die Kaufleute dieser Stadt hatten schon mit ihm verhandelt, aber die türkische Besatzung setzte sich zur Wehr. Nachdem ein erster Sturm abgeschlagen worden war, schloß der Machdi die Stadt ein, und am 18. Januar 1883 mußte sie sich ergeben. Obaid ward nun seine Residenz. Dort strömten die Gläubigen aus dem Sſūdān

Digitized by Google

zusammen, um den Heiligen Gottes zu sehen. Nur mit einer Dschubba und leinenen Hosen bekleidet, mit einem Strick oder einem Baumwollentuch um die Hüften, erschien er demütig in Blick und Haltung vor seinen Anhängern. Im Innern seines Hauses aber hatte er längst begonnen, sich dem Wohlleben zu ergeben. Gleich dem Propheten erfüllte ihn eine starke Leidenschaft für die Weiber, und wie dieser pflegte er aus der Beute die schönsten Mädchen für sich auszusuchen.

Die Regierung ward so einfach wie möglich eingerichtet, der Staatskasse flossen die nach Muhammeds Gesetze zu entrichtenden Zehnten, ein Fünftel der Beute und das Vermögen derer zu, die sich des Hochverrats, des Diebstahls, des Genusses geistiger Getränke, oder des Tabakrauchens schuldig machten. Jeder Zweifel an der Sendung des Machdî ward mit Vermögensentziehung oder mit dem Tode bestraft. Die Beschäftigung mit der bisher gültigen Theologie und Jurisprudenz ward verboten und alle einschlägigen Bücher wurden verbrannt. Dafür empfahl er fleißiges Studium des Korâns und einiger Aussprüche des Propheten, untersagte aber deren öffentliche Auslegung.

In Ägypten war inzwischen das englische Protektorat errichtet, und nun ward Hicks Pascha mit 10000 Mann ägyptischer Truppen nach dem Ssûdân entsandt. Der Vormarsch des von 6000 Kamelen begleiteten und durch die Unzufriedenheit der Muhammedaner mit der englischen Herrschaft demoralisierten Heeres ging so langsam von statten, daß der Machdî in Ruhe sich auf seinen Empfang rüsten konnte. Am 3. November 1883 trat er bei Birket, etwa 60 Kilometer südöstlich von Obaid, den Ägyptern entgegen. Sein erster Angriff auf das Lager ward abgeschlagen, aber am andern Morgen überfiel er das Heer auf dem Marsche und rieb es vollständig auf.

Nach diesem Siege lag der ganze Ssûdân dem Machdî zu Füßen, und die in den größeren Städten ansässigen Europäer und Ägypter retteten sich durch schleunige Flucht. Im Dezember 1883 ergab sich Slatin Pascha, ein ehemaliger österreichischer Offizier, der Kommandant von Dâra, der Hauptstadt von Dârfûr, nachdem er schon ein Jahr vergeblich gegen die Machdisten gekämpft hatte. Die englische Regierung wollte auf den Ssûdân ganz verzichten und entsandte General Gordon, der den Taipingaufstand in China niedergeworfen hatte, nach Chartûm, um die dort wohnenden Europäer nach Ägypten zurückzuführen. Gordon war früher Generalgouverneur des Ssûdân gewesen und glaubte sich dort besonderer Popularität zu erfreuen und so gegen seinen Auftrag die englisch-ägyptische Herrschaft behaupten zu können, doch hatte sein Ansehen durch seinen Kampf gegen den Sklavenhandel stark gelitten. Am 18. Februar 1884 kam er in Chartûm an und richtete alsbald ein Schreiben an den Machdî, in dem er sich erbot, ihn als Sultan von Kordofân anzuerkennen, den Sklavenhandel wieder frei zu geben und Handelsverbindungen mit ihm anzuknüpfen, wenn er seine Gefangenen freilasse. Der Machdî antwortete mit der Aufforderung an Gordon, sich zu ergeben. Am 22. August brach der Machdî nach Chartûm auf und zog, langsam marschierend, von allen Seiten noch Streitkräfte an sich. Im Oktober begann die Belagerung, die anfangs nur wenig Fortschritte machte, da die Machdisten der Artillerie nicht gewachsen waren. Da Gordon versäumt hatte, die Stadt von den Nichtkombattanten zu entlasten, so ward der Proviant bald knapp. Zwar rückte gegen Ende 1884 ein englisches Heer am Nil abwärts und besiegte schon die Vorposten der Machdisten bei Metemme. Aber am 15. Januar 1885 ergab sich das Fort Ummdurmân und in der Nacht vom 25./6. Januar stürmten die Anhänger des Machdî unter seiner Führung die Stadt. Gordon ward in seinem Palast erschlagen. Den Ssûdân mußten die Engländer einstweilen sich selbst überlassen. Der Machdî verlegte nun seine Residenz nach Chartûm und hier stand er auf der Höhe seiner Macht. Um seine Anhänger, die alle gleich ihm die Derwischjoppe tragen mußten, gegen jeden seiner Autorität feindlichen Einfluß zu sichern, zog er einen Kordon um sein ganzes Gebiet und verbot die Pilgerfahrt nach Mekka. Ein glückliches Geschick bewahrte ihn davor, den Niedergang seiner Macht noch selbst zu erleben. Mitte Juni 1885 erkrankte er am Typhus. Eine Woche später starb er (nach anderen Berichten aus Privatrache von einer Frau vergiftet), nachdem er den Chalifen Abdallâh mit dem Beinamen Abû Bekr, der schon bei seinen Lebzeiten seine rechte Hand gewesen war, ausdrücklich noch einmal als seinen Nachfolger designiert hatte. Nach der Bestattung des Machdî huldigten die Gläubigen diesem denn auch ohne

Digitized by Google



Beduinenhäuptlinge in Galatracht. Photographiſche Aufnahme.

Widerſpruch. Den bisherigen Schatzmeiſter des Machdi, der deſſen Verwandte mehr als ratſam unterſtützt hatte, ſetzte der Chalif ab. Der Emir Abd al-Kerim, der die ägyptiſche Garniſon in Kaſſâla belagerte und ſich unvorſichtige Äußerungen über die Machtbefugnis des Chalifen zuſchulden kommen ließ, ward abberufen und mußte die ihm perſönlich ergebenen Negertruppen ausliefern. Die vom Machdi ſelbſt noch ernannten beiden anderen Chalifen wurden ihres Amtes entſetzt. Seine Reſidenz verlegte Abdallâh nach Ummdurmân, jenem Fort von Chartûm auf dem linken Nilufer, das den Machdiſten zuerſt in die Hände gefallen war.

Inzwiſchen hatte Kaſſâla ſich ergeben und die übrigen befeſtigten Plätze an der abeſſiniſchen Grenze wurden von den ägyptiſchen Truppen geräumt. Ein in Gallabat eingeſetzter machdiſtiſcher Emir ward für einen Einfall in die abeſſiniſche Provinz Amhara von deren Statthalter, Râß Adal, energiſch gezüchtigt. Dieſe Schlappe zu rächen, ſandte der Chalif ein großes Heer von etwa 60000 Mann nach Abeſſinien. Râß Adal trat ihm erſt in der Ebene von Debra-Sſin entgegen und ward vernichtend geſchlagen. Die Machdiſten zogen dann gegen die damalige Hauptſtadt Abeſſiniens Gondar, verbrannten ſie, da ſie von den Bewohnern verlaſſen war, und kehrten nach Gallabat zurück.

Dieſe Schmach zu ſühnen, ſammelte nun Anfang 1889 Kaiſer Johannes ſein geſamtes Reichsheer. Er rückte mit zwei Heerhaufen, ſeinem eigenen Stamme, den Leuten aus Tigrê und denen aus Amhara, vor Gallabat. Der letzteren Abteilung gelang es ſchon am erſten Tage der Belagerung, in die nur ſchwach befeſtigte Stadt einzudringen. Eiferſüchtig auf dieſen Erfolg, ließ er ſich auf ſeinem Thronſeſſel unter ſeine eigenen Krieger tragen, um ſie anzuſpornen. Dabei ward er verwundet und ſtarb noch am ſelben Abend, den 9. März 1889. Ihres Oberhauptes beraubt, zogen die Abeſſinier, da ein Thronwechſel bei ihnen nie ohne Unruhen abläuft, ſich noch in derſelben Nacht zurück. Die Machdiſten ſetzten ihnen nach und zwangen ſie fliehend, ihr Lager im Stich zu laſſen.

Nach dieſem Erfolge beſchloß der Chalif, die ſchon vom Machdi geplante Eroberung Ägyptens in Angriff zu nehmen. Im Mai 1889 ſandte er ein Heer unter Abdarrachmân an-Negûmi nach Norden mit dem Befehl, Wâdi Halfa zu umgehen, Aſſuan zu nehmen und dort weitere Befehle zu erwarten. Aber ſchon die Garniſon von Wâdi Halfa brachte ihm auf dem Marſche bedeutende Verluſte bei. Der Oberkommandierende der ägyptiſchen Armee trat ihm dann bei Toski entgegen und rieb ſein Heer vollſtändig auf. Das Jahr 1889 brachte noch ein weiteres Unglück; im Sſûdân brach eine Hungersnot aus, gegen die der Chalif machtlos war, da er, auf allen Seiten von Feinden umgeben, keine Zufuhr beſchaffen konnte.

Einen gewiſſen Erſatz bot im Jahre 1890 die Unterwerfung der Schilluk, eines der tapferſten Negerſtämme des Sſûdâns, ſie wurden in ihrer Hauptſtadt Faſchoda zu Schiff angegriffen und konnten ſich gegen die mit Remingtongewehren bewaffneten Machdiſten nicht lange halten. Die bis dahin von Emin Paſcha (Dr. Schnitzler) für Ägypten gehaltene Äquatorialprovinz war ſchon im Sommer 1888, nachdem dieſer mit Stanley nach der Oſtküſte abgezogen war, von den Machdiſten beſetzt worden.

Digitized by Google

Die willkürliche Regierung des Chalifen erbitterte besonders die Verwandten des Machdi, denen er ihren Anteil an der Herrschaft verkürzt hatte. Auch dessen Witwen, namentlich sein Hauptweib, das er nach dem Vorgang des Propheten Aischa, Mutter der Gläubigen, genannt hatte, hetzte gegen ihn, so wie einst die alte Aischa gegen den Chalifen Ali gehetzt hatte. Durch seine Kundschafter ward der Machdi von einer Verschwörung der Scherifen — so nannte man die Verwandten des Machdi, wie die des Propheten — beizeiten unterrichtet. Als sie eben sich zu einer Aktion gegen ihn gesammelt hatten, gelang es ihm, sie einschließen zu lassen. Mit Rücksicht auf die gläubigen Anhänger des Machdi ließ er sich auf Unterhandlungen mit ihnen ein und machte ihnen eine Reihe wichtiger Zugeständnisse. Als sie im Vertrauen darauf die Waffen niedergelegt hatten, eröffnete er nach einiger Zeit ein förmliches Gerichtsverfahren gegen sie und verbannte sie nach Faschoda.

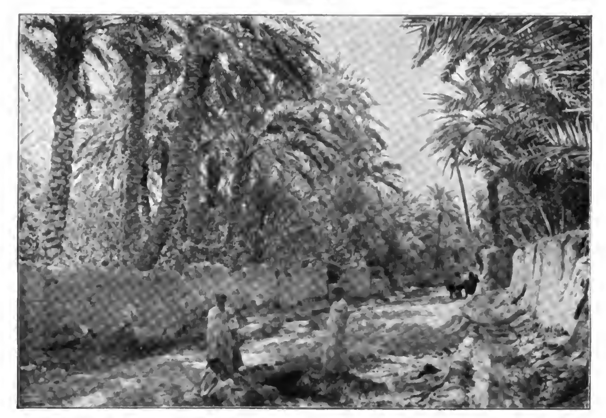
An der abessinischen Grenze entstand den Machdisten ein neuer Feind in den Italienern, die nach dem Abzug der Ägypter Massaua besetzt hatten und nun auch im Hinterlande erobernd vordrangen. Schon im November 1893 stießen sie mit einem etwa 10000 Mann starken Heere des Chalifen, das auf einem Beutezuge gegen die Araber des östlichen Esûdân begriffen war, zusammen und schlugen es. Im Frühling 1894 griffen sie Kassâla an. Die machdistische Besatzung, mit ihrem Führer unzufrieden, weigerte sich, gegen sie zu kämpfen und zog sich nach Gos-Redscheb zurück. Die Italiener aber konnten hier nicht weiter vorgehen, da sie inzwischen mit Kaiser Menilek von Abessinien in Konflikt geraten waren. Die blutige Niederlage, die ihnen dieser am 1. März 1896 bei Adaua beibrachte, beseitigte auch für die Machdisten hier jede weitere Gefahr.

Inzwischen aber zog sich im Norden schon das Gewitter zusammen, das ihrem Glück ein Ende machen sollte. Im Herbst 1896 ward der Esirdâr Kitchener, Oberkommandeur der ägyptischen Armee, mit einem Feldzuge nach dem Esûdân beauftragt. Dieser zertrümmerte in einer blutigen Schlacht bei Ummdurmân, in der der Chalif selbst fiel, das Reich des Machdi.

Während die Derwische im Osten des Esûdâns herrschten, hatte sich im Westen auf den Trümmern der ehemals ägyptischen Besitzungen eine neue Macht erhoben. In Bahar al-Ghasal herrschte in den siebziger Jahren als ziemlich unabhängiger Statthalter des Chidiwen der Araber Subêr Pascha. Als Subêr gegen Ende des Jahres 1874 nach Kairo reisen mußte, um sich gegen seine Neider persönlich zu verantworten, ernannte er seinen Sohn Esulaimân zu seinem Vertreter, und dieser blieb auch im Amt, als man den Vater in Kairo zurückhielt. Als nun Gordon im Jahre 1879 als Generalgouverneur des Esûdân den Sklavenhandel dort abschaffte, empörte sich Esulaimân gegen ihn. Dem Italiener Gessi gelang es, ihn nach langer Hetzjagd zu stellen, und Esulaimân war bereit, sich zu ergeben. Sein Anhänger Râbech aber, ein Araber aus Esennâr, der schon seinem Vater treu gedient und bisher alle Not mit ihm geteilt hatte, riet ihm davon ab, und als Esulaimân auf seinem Entschluß bestand, verließ er mit einigen tausend der besten Krieger Subêrs das Lager. Er setzte sich in der Gebirgslandschaft Dâr Manga fest und unternahm von hier Sklavenjagden nach dem Süden. Nachdem er den Herrscher des Negerstaates Kuti unterworfen und einen Angriff des Sultans von Wadâi, der jenem zu Hilfe eilen wollte, abgeschlagen hatte, erging im Jahre 1884 an ihn die Aufforderung, sich dem Machdi zu unterwerfen. Er lehnte dies ab mit Berufung auf die Autorität des Ordens der Esenûsi, dessen Oberhaupt den Machdi für einen Ketzer erklärt hatte.

Die Esenûsija sind eine religiöse Brüderschaft, deren Gründer Muhammed ibn Ali, geb. 1791/92, nach einem längeren Aufenthalt in Mekka, wo er schon ein angesehenes Derwischkloster gegründet hatte, im Jahre 1843 auf dem Dschebel Lachdar in Tripolitanien sich niedergelassen hatte. In wenigen Jahren hatte er von dort seinen Orden über ganz Nordafrika ausgebreitet. Die Anfeindungen der offiziellen Orthodoxie nötigten ihn im Jahre 1855, seinen Sitz nach Dschegbûb, 2—3 Tagereisen südöstlich von der Oase Esiwa, zu verlegen. Von do t aus entsandte er seine Missionare nach den Negerstaaten, auf die er starken Einfluß gewann. Als er im Jahre 1859 starb, folgte ihm in noch jugendlichem Alter sein Sohn, der Schaich al-Machdi (gest. im September 1902) in der Leitung des Ordens. Dieser verlegte seine Residenz im Jahre 1896 nach der Oase Kufra und 1899 noch weiter nach dem Innern nach

Digitized by Google



Palmenstraße in Nordafrika (Marokko). Photographische Aufnahme.

Borku. In zahlreichen Orten Innerafrikas, an der Karawanenstraße nach Mekka usw. haben die Ssenûßija ihre Klöster, in denen sie die Propaganda für die rein theokratischen Ideale des Islâms unter Verwerfung der Ansprüche des Sultans von Stambul auf das Chalifat eifrig betreiben.

Im Jahre 1887 griff Râbech das Sultanat von Wadâi an. Er hatte mit einigen seiner Vasallen Verbindungen angeknüpft, diese aber kehrten zu ihrer Pflicht zurück, und so erlitt er eine schwere Niederlage. Damit verlor er zugleich die wertvolle Unterstützung des Schaichs der Ssenûßija.

Da ihm somit die Verbindungen nach Norden abgeschnitten waren, wandte sich Râbech nach Westen an den Tschadsee. Im Jahre 1892 griff er den Sultan von Bagirmi an und nahm nach siebenmonatiger Belagerung dessen Stadt Mandschafa ein, nachdem er ein Entsatzheer aus Wadâi abgeschlagen hatte. Dann wandte er sich gegen Bornu, eins der ältesten und größten innerafrikanischen Reiche, dessen Bewohner aber das Kriegshandwerk längst verlernt hatten. Râbech gab sich nun für einen Abgesandten der Machdisten aus, der nach Bornu komme, um die Untertanen vom Joche ihres ungerechten Herrn zu befreien und das Reich Gottes aufzurichten. Daß der Chalif jetzt, wo er so weit von seinem Machtbereich entfernt war, praktische Ansprüche an ihn stellen würde, hatte er ja nicht zu befürchten. Nach einigen Kämpfen gelang es ihm, die Hauptstadt Kuka einzunehmen. Er verlegte seine Residenz nach Dikoa am Südwestufer des Tschadsees, das zu Anfang des 19. Jahrhunderts schon einmal kurze Zeit Hauptstadt von Bornu gewesen war.

Râbechs Reich grenzte im Südwesten an den Staat von Ssokoto, im Süden an das zu diesem gehörige, jetzt deutsche Emirat Adamaua, im Osten an das Machdistenreich, im Norden an Wadâi und seine Tributärstaaten. In den eroberten Ländern hatte er die angestammten Fürsten meist als seine Vasallen gelassen, denen er aber ihm ergebene Leute als Berater und Beobachter beigab; nur an wenigen Stellen setzte er neue Statthalter ein. Die

Digitized by Google

bisherigen Steuern ließ er bestehen, verlangte aber, daß die Hälfte der Erträge nach Dikoa abgeführt ward. Dieser Grundsatz ließ sich aber in den entfernteren Gegenden wohl nicht streng durchführen, sonst hätte er seine Militärherrschaft Bornu selbst wohl nicht so schwer belastet. In der Theorie war er bemüht, das islâmische Staatsrecht in der Verwaltung durchzuführen. Sein oberster Kâdi war der Ssokotoprinz Haiatu, der in seiner Heimat von der Thronfolge ausgeschlossen, sich dem Studium des Korâns gewidmet hatte. Râbechs Hauptbeschäftigung blieb auch in Dikoa die Sklavenjagd, die seinem Heere gleichzeitig Übung und ständigen Ersatz gewährte. Für seine Krieger, seine einzige Stütze, war er väterlich besorgt.

Schwere Sorge machte Râbech die Handelspolitik. Der gesamte Verkehr Innerafrikas war bisher über die von Bornu ausgehenden Karawanenstraßen nach Tripolis gegangen. Die Kontrolle der europäischen Mächte, die dort den Sklavenhandel unmöglich machte, hatte allerdings diesem Verkehr schon sehr geschadet. Seit Timbuktu am 10. Januar 1894 von den Franzosen erobert war, drängten die Tuâreg, die bisher als Nomaden in der westlichen Ssaharâ umhergezogen waren, nach Osten und machten die Straße zwischen Tripolis und Bornu unsicher. Endlich hatte Râbech noch einen persönlichen Grund, diesen Handel zu unterbinden, da die Tripolitaner die von ihm entthronte Dynastie in ihren Kämpfen gegen ihn unterstützt hatten. Er versuchte daher, den Handel seines Reiches nach Westen abzulenken, wozu ihn die englische Royal Niger Company noch besonders aufgefordert haben soll. Er mußte aber erfahren, daß sich eine Jahrhunderte alte Entwicklung nicht willkürlich in neue Bahnen lenken läßt. Da er bald sah, daß er auf der Nigerstraße seine Kriegsbeute nicht genügend gegen Waffen und Munition umsetzen konnte, mußte er den Handel mit Tripolitanien wieder zulassen.

Im Jahre 1896 machte Râbech noch einen Versuch, sein Reich nach Westen auszudehnen, indem er vielleicht auf Haiatus Veranlassung den Fulbestaat in Ssokoto angriff, doch gab er, obwohl er einige Siege erfocht, diesen Plan wieder auf. Bald darauf ließ er Haiatu, dessen Sohn sich gegen ihn empört hatte, ermorden. Den Ausschlag für seinen Rückzug aus Ssokoto gab vielleicht damals schon die Erwägung, daß er seine Kräfte für einen drohenden Zusammenstoß mit Frankreich schonen müsse, das mit zäher Energie schon lange an einer Vereinigung seiner nord- und seiner westafrikanischen Kolonien arbeitete und daher auf den Tschadsee, das natürliche Zentrum Innerafrikas, zustrebte.

Im Jahre 1897 erschien Gentil, ein Zivilbeamter des Französischen Kongogebietes am Tschadsee und knüpfte mit dem Fürsten von Bagirmi Verhandlungen an. Zur Strafe verbrannte Râbech die Hauptstadt seines Lehnsmannes. Im Jahre 1899 aber stieß der französische Administrateur Bretonnet mit 44 Senegalschützen zu ihm. Mit dieser Truppe und den 400 Kriegern des Fürsten von Bagirmi glaubte er Râbech entgegentreten zu können, ward aber am 18. Juli geschlagen und fiel selbst mit allen seinen Leuten. Nun griff Gentil selbst, indem er mit einem Dampfer den Schari abwärts fuhr, Râbech an, der sich in die Feste Kuno zurückgezogen hatte. Ende Oktober kam es zu einem mörderischen Straßenkampf, in dem die Hälfte der Franzosen außer Gefecht gesetzt und Râbech selbst schwer verwundet ward, doch hielt sich das Hauptfort noch immer. Gentil wartete die Ankunft zweier weiterer Expeditionen von Westen und Norden ab. Von Norden war Major Lamy durch die Ssaharâ an den Tschadsee vorgedrungen und setzte in Bornu einen neuen Sultan ein. Nachdem er sich im Scharidelta mit Gentil vereinigt hatte, kam es am 22. April 1900 zum Entscheidungskampf, der mit einem schwer errungenen Siege der Franzosen endete. Râbech selbst fiel. Am 1. Mai ward seine Hauptstadt Dikoa besetzt. Seinem Sohne Fadlallâh, der zunächst auf englisches Gebiet am Benue geflohen war, gelang es zwar noch einmal, Dikoa zu nehmen, doch ward er bald darauf von neuem geschlagen und fiel. Durch die Verträge vom 15. November 1893 und vom 15. März 1894 wurden die Länder am Tschadsee zwischen Frankreich, England und Deutschland aufgeteilt.

Digitized by Google



Ansicht von Tanger. Photographische Aufnahme.

18. Nordafrika.

In Nordafrika, in Tripolis, Tunis und Algier, saßen, seit die Osmanen diese Länder im 16. Jahrhundert erobert hatten, Provinzialstatthalter mit den Titeln Dey und Bey, die von der Zentralregierung in Stambul noch unabhängiger waren als die Paschas von Ägypten und Syrien, da der Sultan seit dem 17. Jahrhundert nie mehr über eine eigene Flotte von Bedeutung verfügte. Im Sommer 1835 nun starb der Bey von Tripolis, und um seine Nachfolge stritten zwei Verwandte, von denen sich der eine auf französischen, der andere auf englischen Einfluß stützte. In diesem Konflikt riefen beide die Entscheidung der Pforte an, die die Gelegenheit, ihre Autorität auf dem verlorenen Posten zur Geltung zu bringen, mit Freuden ergriff. Sie sandte eine Flottendivision nach Tripolis und ernannte den Schützling Frankreichs zum Statthalter. Als dieser nach Stambul ging, um persönlich seine Investitur entgegenzunehmen, ward er als Staatsgefangener zurückgehalten. An seiner Statt kam Mehemmed Ra'üf Pascha als Statthalter nach Tripolis, aber nun brach unter Führung des anderen Prätendenten ein Aufstand aus, gegen den der Pascha nur mit Mühe die Zitadelle von Tripolis behaupten konnte. Erst als im April 1836 der Großadmiral Tähyr ihm mit einem Geschwader zur Hilfe kam, konnten sie auch das Binnenland wieder unterwerfen. Als dann im Jahre darauf der kluge Haßan Pascha die Verwaltung übernahm, ließen sich auch die in den unzugänglichen Gebirgen hausenden Berbern wenigstens zu nomineller Anerkennung der Herrschaft des Sultans herbei.

Die Beys von Tunis und die Deys von Algier hatten bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts gleich den Herrschern von Marokko eifrig Seeraub getrieben, der übrigens den Muslimen, da er gegen Christen sich richtete, als verdienstlicher Glaubenskrieg galt. Die christlichen Staaten hatten sich nie zu einer gemeinsamen Aktion gegen sie vereinen können, sondern zogen es vor, sich einzeln durch Tributzahlungen die Freiheit für ihre Schiffahrt zu erkaufen. Frankreich war gegen Ende des 18. Jahrhunderts sogar in freundschaftliche Beziehungen zu dem Dey in Algier getreten. Als Bonaparte seine Expedition nach Ägypten ausrüstete, wurde er vom Dey durch Kornlieferungen unterstützt. Über deren Bezahlung nun konnte man sich nicht einigen. Zwei Juden, Busnah und Bekri, hatten den Handel vermittelt, und nach langen Prozessen war ihnen am 28. Oktober 1819 eine Summe von 7 Millionen Franken zugesprochen. Ihre Gläubiger in Frankreich belegten nun aber diese Summe mit Arrest, während der Dey für seine Schützlinge direkte Auszahlung verlangte. Er ließ daher französische Schiffe auf dem Meere anhalten und machte französischen

Digitized by Google

Handelshäusern im Lande Schwierigkeiten. Sein besonderer Grimm richtete sich gegen den Konsul Deval, den er für den eigentlichen Urheber der Verzögerungen hielt. Am Morgen des Bairâmfestes, am 30. April 1820, ließ er sich beim Empfang des diplomatischen Korps dazu hinreißen, ihn mit einem Stocke zu schlagen und hinauszuweisen. Da er eine Genugtuung dafür verweigerte, ließ Frankreich zwei Jahre lang die Küsten Algiers blockieren. Es suchte einen Krieg zu vermeiden und die Milde, die es deshalb in den Verhandlungen zeigte, faßte der Dey als Schwäche auf. Im Juli 1829 kam es zu einem neuen Zwischenfall. Der Kommandant des Schiffes la Provence hatte vergeblich in Algier unterhandelt, und als er den Hafen verließ, ward er von einem der Forts aus beschossen. Diese neue Beleidigung konnte Frankreich nicht ungerächt lassen. Am 25. Mai 1830 brach der Kriegsminister de Bourmont selbst mit 600 Seglern und 7 kleinen Dampfern von Marseille auf, um ein Heer von 35000 Mann nach Afrika überzusetzen. Am 14. Juni landete man vor Algier und vier Wochen später mußte der Dey kapitulieren. Bourmont ließ dann noch von der See aus Orân und Bone besetzen und drang zu Lande bis Blida am Fuße des kleinen Atlas vor. Inzwischen war die Julirevolution ausgebrochen und er ward durch General Clauzel ersetzt. Dieser landete am 2. September in Algier und faßte alsbald den Plan, das Land zu kolonisieren. Im Oktober schon richtete er die erste Musterfarm ein. Die Provinz Constantine bot er dem Bey von Tunis an, während er für Frankreich nur die Metidscha, die fruchtbare Ebene um Algier verlangte. Sein eigenmächtiges Vorgehen erregte aber in Paris Anstoß und er ward schon zu Beginn des nächsten Jahres abberufen. Die ihm folgenden Kommandanten rieben ihre Kräfte meist im Kleinkrieg mit Berbern und Arabern auf. Die Regierung war damals in kleinmütiger Furcht vor England nahe daran, die Kolonie wieder aufzugeben.

Inzwischen herrschte in der Provinz Orân volle Anarchie. Das machte sich ein junger Abenteurer zunutze. Abd al-Kâdir war der Sohn eines Marâbut, eines heiligen Asketen, und hatte schon als junger Mann zweimal die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht. Da er aber nicht nur fromm, sondern auch klug und tapfer war, so stellten sich die Stämme Hâschim und Âmir, des steten Unfriedens überdrüssig, trotz seiner Jugend — er zählte erst 22 Jahre — unter seine Leitung. In kurzer Zeit gelang es ihm, die anderen Häuptlinge aus dem Felde zu schlagen, nun nahm er den Titel „Fürst der Gläubigen" an und predigte den Glaubenskrieg gegen die Franzosen. Der General Desmichels, der in Orân kommandierte, ließ sich auf Verhandlungen mit ihm ein. Dessen Nachfolger Trezel aber unterschätzte seine Macht und unternahm mit unzureichenden Streitkräften einen Zug ins Innere, am 26. Juli 1835 ward er bei Macta blutig geschlagen und seitdem galt Abd al-Kâdir in ganz Nordafrika als der Befreier des Islâms.

In dieser Not ernannte die französische Regierung im August 1835 Clauzel wieder zum Generalgouverneur. Er vertrieb Abd al-Kâdir aus seiner Hauptstadt Mascara und entsetzte die von dessen Truppen belagerten Türken in Tlemßên. Da man in Paris die Kosten für größere Expeditionen scheute, sollte er sich mit der Eroberung von Constantine begnügen. Ein junger Prätendent versprach, ihn gegen den dort herrschenden Bey zu unterstützen, und so glaubte er das Land mit 7000 Mann einnehmen zu können, mußte aber im November 1836 nach hartnäckigen Kämpfen unverrichteter Sache abziehen. Infolge dieses Mißerfolges war er im Februar 1837 durch General Damremont ersetzt.

Inzwischen hatte Bugeaud erfolgreich gegen Abd al-Kâdir gekämpft, der immer wieder von neuem die französischen Stellungen im Westen beunruhigte. Da man aber zunächst die Scharte von Constantine auswetzen wollte, mußte Bugeaud mit Abd al-Kâdir am 31. Mai einen sehr ungünstigen Frieden an der Tafna schließen, in dem er ihm Tlemßên und Mascara zurückgab. Gegen Ende September brach Damremont mit 12000 Mann gegen Constantine auf. Am 6. Oktober begann die Beschießung der Stadt, und nach 6 Tagen wollte Damremont den Sturm eröffnen. Unter den Vorbereitungen dazu fiel er, und Valee übernahm das Kommando. Nach blutigen Kämpfen, die sich bis in die Straßen der Stadt fortsetzten, ergab sich am 13. Oktober die Kaßba, die die Stadt beherrschende Feste.

Seit diesem Erfolge machte die Okkupation des Landes schnelle Fortschritte. Als Hafen für die neuerworbene Provinz ward Philippeville gegründet. Von Algier aus ward nun

Digitized by Google

auch Blida erobert, und im Oktober 1839 konnten sich die Truppen von Algier und Constantine über den Atlas bei Bouira vereinigen.

Diese Expedition nahm aber Abd al-Kâdir als Vorwand, um die Franzosen in der Metidscha anzugreifen. Einen Augenblick war das schwach besetzte Algier selbst in Gefahr, dann aber schlug Valee Abd al-Kâdir bei Schiffa und nahm ihm am 18. Mai 1840 das von ihm eroberte Medea wieder ab. Gegen Ende desselben Jahres ward Bugeaud, der beste Stratege Frankreichs, zum Generalgouverneur von Algerien ernannt. Er eröffnete im Frühling 1841 den Feldzug von Medea aus und erfocht am 4. Mai einen glänzenden Sieg über Abd al-Kâdir. Dann kehrte er an die Küste zurück, drang von Mostaghanem aus von neuem ins Innere vor, eroberte am 18. Mai Takdemt, die neue Hauptstadt Abd al-Kâdirs, und zerstörte von Mascara aus das Kloster von Abd al-Kâdirs Vater, wo dieser selbst oft Ruhe gesucht hatte, und das einen gefährlichen Mittelpunkt für den islâmischen Fanatismus bildete.

Im Frühling 1842 besetzte Bugeaud Tlemßên wieder und am 9. Februar eroberte er Ssebdû, die letzte feste Stadt des Emirs. Seitdem zog dieser mit seinem Lager, das ungefähr 50000 Personen umfaßte, im Lande umher, von den Franzosen verfolgt. Am 16. Mai 1843 gelang es dem Duc d'Aumale, ihn nach anstrengenden Gewaltmärschen einzuholen und den völlig überraschten Feind zu überwältigen. 4000 Mann, der Schatz des Emirs und die Familien mehrerer seiner vornehmsten Anhänger fielen den Franzosen in die Hände. Abd al-Kâdir aber, von seiner Leibwache tapfer verteidigt, entkam auch diesmal seinen Verfolgern und trat auf marokkanisches Gebiet über. Nachdem Bugeaud vergeblich mit den Marokkanern über seine Auslieferung verhandelt hatte, überschritt er selbst die Grenze. Gleichzeitig erschien ein französisches Geschwader an der marokkanischen Küste und bedrohte Tanger und Mogador. Am 14. August kam es am Isly, einem Nebenflusse des Tafna, zu einem Kampfe mit dem 65000 Mann starken marokkanischen Heere unter dem Sohne des Sultans. Obwohl Bugeaud nur 6000 Mann zur Verfügung hatte, gelang es ihm, diese freilich nur schlecht bewaffneten und ganz undisziplinierten Truppen zu schlagen. Nun fand sich der Sultan zum Frieden bereit. Abd al-Kâdir aber lieferte er nicht aus. Er wäre auch bei gutem Willen schwerlich dazu imstande gewesen, da seine Macht von den Berberstämmen an der Grenze kaum respektiert ward. Diese setzten den Kleinkrieg gegen die Franzosen fort, da die religiösen Bruderschaften, namentlich die Dergâwa, ihren Fanatismus entflammten. Im Frühling 1845 trat ein neuer Glaubenskämpfer auf den Plan, der Marâbut Bu Ma'sa, der Mann mit der Ziege, der den Berberstamm der Dahra gegen die Franzosen führte.

Als Abd al-Kâdir die Grenze wieder überschritt, bildete Bugeaud 18 fliegende Korps, die ihn den ganzen Herbst und Winter 1845/46 verfolgten, ohne seiner habhaft zu werden. Nachdem er im Frühling ein paarmal geschlagen war, zog er sich wieder nach Marokko zurück. Endlich ließ sich aber der Sultan durch die beständigen Vorstellungen der französischen Regierung bewegen, ein Heer gegen ihn zu schicken und ihn zu vertreiben. Am 21. Dezember überschritt er unter dem Feuer der Marokkaner den Grenzfluß Muluja, wurde aber bald von französischen Truppen eingeschlossen und ergab sich am 23. desselben Monats, nachdem man ihm versprochen hatte, ihn nach Akko oder Alexandrien zu senden, da er noch einmal die Pilgerfahrt zu machen wünschte. Er ward aber nach Toulon abgeführt und in Amboise interniert. Erst Napoleon III. gab ihm am 2. Dezember 1852 die Freiheit wieder. Er ließ sich zunächst in Brussa nieder, zog nach dem Erdbeben des Jahres 1855 nach Stambul und später nach Damaskus und starb zu Anfang der achtziger Jahre.

Die Eroberung von Algerien erhielt ihren Abschluß erst, als die unruhigen Stämme in der Kabylie, östlich von Algier, niedergeworfen waren. Hier stand im Jahre 1857 unter dem Stamme der Jenni eine Prophetin, die Lalla Fatma, auf, der alle umwohnenden Stämme sich anschlossen. Der Generalgouverneur Randon selbst mußte mit 30000 Mann gegen sie ziehen und nahm die Prophetin am 11. Juli nach mehreren blutigen Kämpfen gefangen.

Im Süden der Provinz hatten die Franzosen eine einheimische Familie, die Ulêd Ssidi Scheich als Statthalter mit weitgehenden Befugnissen eingesetzt. Der dritte Vertreter dieser Dynastie Ssi Sslimân fühlte sich im Jahre 1864 durch das Auftreten einiger französischer Offiziere verletzt und ließ sich von seinem Oheim Ssi Lala im Februar zum Aufstand hetzen.

Digitized by Google

Der Oberkommandant Beauprêtre eilte sogleich von Tiaret herbei, ward aber von seiner eingeborenen Kavallerie verraten und mit seiner Kompanie Infanterie niedergemetzelt. Im Sterben liegend, konnte er allerdings noch den vor ihm stehenden Ssi Sslimân erschießen. Aber der Aufstand war damit nicht zu Ende. An seine Spitze traten Ssi Sslimâns Bruder und Nachfolger Muhammmed und ein Marâbut Ssi Lasrag. Da Napoleon im Vertrauen auf die Sicherheit des Landes die bewährten Okkupationstruppen nach Meriko und Cochinchina geschickt hatte, zogen sich die Kämpfe hier im Süden lange hin. Die beiden Führer fielen zwar schon im Winter 1864/65, aber ihre Anhänger ließen sich in den unzugänglichen Bergen nicht bewegen, ihre Waffen niederzulegen, und fanden bei jeder Verfolgung Zuflucht auf marokkanischem Gebiet. Im Jahre 1870 züchtigte zwar General Wimpfen ihre dortigen Bundesgenossen, die Aufständischen gingen aber nun immer tiefer in die Ssaharâ und konnten erst 1884 endgültig unterworfen werden.

Der Übergang Frankreichs zur republikanischen Regierungsform erregte neben seinen militärischen Mißerfolgen in Algerien neue Freiheitshoffnungen. Als ein Zeichen der Schwäche galt den Muslimen namentlich das Dekret vom 24. Oktober 1871, durch das alle Juden naturalisiert wurden. Schon zu Beginn des Jahres war es bei der Aushebung von Spahis namentlich an der tunisischen Grenze zu Unruhen gekommen. Einen energischen Führer erhielt diese Bewegung in dem Bâsch Agha von Medjana, Mokrani. Er gehörte zu einer der reichsten und vornehmsten Familien der Provinz Constantine und war für die bisher der Regierung bewiesene Treue mit Ehren überhäuft worden. Als nun aber die Zivilregierung eingerichtet wurde, stellte er dem Generalgouverneur seinen Posten zur Verfügung, da er niemals einem Juden gehorchen werde. Zur politischen Unzufriedenheit kam für ihn noch ein persönliches Motiv hinzu. Während einer Hungersnot im Jahre 1867 hatte er große Schulden gemacht, um die Eingeborenen seines Bezirks zu unterstützen, wie es seine arabische Adelsehre erforderte, und die Regierung hatte ihr Versprechen, ihn zu entschädigen, nicht gehalten. Mitte März 1871 hielt er einen großen Stammesrat zu Medjana und erklärte dann dem Chef der nächstgelegenen Militärstation den Krieg. Am 8. April verband sich mit ihm das Haupt des Ordens der Rachmânija, Schaich al-Haddâd, den sein ehrgeiziger Sohn Asis aufhetzte. Nun stand in kurzer Zeit die ganze Kabylie vom Meere bis zur Ssaharâ im Felde, und die Aufständischen streiften schon bis in die Umgegend von Algier. Mokrani fiel allerdings schon am 6. Mai in einem Gefecht bei Uêd Ssufflât, aber sein Bruder Bu Mesrag trat an seine Stelle. Erst im Januar 1872 gelang es Delacroix, den Aufstand niederzuwerfen. Die Eingeborenen mußten hohe Kriegskosten zahlen und ein großer Teil ihrer Güter ward konfisziert.

Der Bey von Tunis hatte sich noch immer selbständig gehalten, aber seine Regierungspflichten so sträflich vernachlässigt, daß gegen Ende der siebziger Jahre ein Drittel des fruchtbaren Landes völlig brach lag. In seiner Hauptstadt waren zahlreiche Italiener angesessen, und ihr Vaterland trug sich schon lange mit der Hoffnung, hier einst dem Beispiel Frankreichs folgen zu können. Während man aber in Rom aus Besorgnis vor internationalen Verwicklungen zu keinem Entschluß kommen konnte, griff Frankreich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu, um sich auch dies Land zu sichern. Nach einem Konflikt mit einer französischen Handelsgesellschaft ward der Bey im Jahre 1881 von einem Heere, das unter dem Vorwande, einen Beduinenstamm für eine Grenzverletzung zu züchtigen, in Tunisien eingefallen war, in seiner Hauptstadt entwaffnet. Er ward zwar nominell auf dem Throne belassen, aber aller wirklichen Macht entkleidet.

Trotz der enormen Kosten, die Frankreich an seine nordafrikanischen Besitzungen hat wenden müssen, versprechen sie, abgesehen von ihrer nationalen Bedeutung, obwohl sie nur mit landwirtschaftlichen Betrieben auszunutzen sind, doch im Laufe der Zeit diese Kapitalien noch einmal ausreichend zu verzinsen. Was die Eingeborenen ihrer kolonisatorischen Arbeit zu verdanken haben, braucht nicht erst ausgeführt zu werden.

In Marokko herrschte seit 1544 wieder eine alidische Dynastie, die Scherifen, zunächst eine Linie Haßani, die 1664 von dem noch jetzt regierenden Hause Filâli abgelöst wurde. Ihr jeweiliger Vertreter führt den Titel Chalifa und Fürst der Gläubigen. Insofern sie ihre Macht auf das legitimistische Prinzip der Herkunft vom Propheten zurückführen, müßten sie

Digitized by Google

Digitized by Google

Türkische Schattenspielfiguren.

(Erläuterungsblatt zu nebenstehender Tafel.)

Das türkische Schattenspiel, Hajâl, wird mit bunten, durchscheinenden Figuren gespielt, die aus getrockneter Haut gefertigt und mit kurzen Stäbchen an einen straff gespannten durchscheinenden weißen Stoff angedrückt werden. Von hinten mit ganz nahe angerückten Oellampen grell beleuchtet, erscheinen sie den vorne sitzenden Zusehern in den natürlichen Farben und, weil der finstere Raum eine richtige Schätzung der Entfernung sehr erschwert, meist auch in der Größe wirklicher Menschen.

Die Bezeichnung „Schattenspiel" — sie ist in der Form „ombres chinoises" für dieselbe Sache seit dem 17. Jahrhundert auch in Frankreich bekannt — trifft trotzdem zu. Natürlich ist dann unter dem Worte Schatten nicht im alltäglichen Sinne der dunkle Raum hinter einem beleuchteten undurchsichtigen Körper zu verstehen, sondern das, was man sonst als Schemen oder als Phantom zu bezeichnen pflegt, also eine der Wirklichkeit ähnliche Erscheinung; tatsächlich kann ein geschickter Hajalgy, wenn er gute Figuren hat und es versteht, jede von diesen mit verschiedener Stimme reden zu lassen, einen erstaunlich hohen Grad von Illusion erwecken.

Die Sitte, im Ramadan-Monat Vorstellungen mit solchen Figuren zu veranstalten, ist heute noch über das ganze türkische Reich, ja fast über den ganzen mohammedanischen Orient verbreitet. Vor etwa hundert Jahren ist sie mehrfach auch für das damals noch türkische Griechenland festgestellt, wir kennen sie aus Tunis und Marokko, und ganz ähnliche Figurenserien sind auch aus Süd- und Ostasien bekannt. Man kann sie sogar noch über das asiatische Festland hinaus weiter nach Osten verfolgen und findet in den verschiedenen Wayang-Spielen auf Java ähnliche Figuren in bewundernswerter Vollendung wieder. So hat sich dieses Spiel fast über die Hälfte des Erdumfanges ausgedehnt, ist aber an verschiedenen Orten seines ungeheuren Verbreitungsgebietes so eigenartig entwickelt, daß man ihm da oder dort selbständige Entstehung zuschreibt; so ist es nach den Autoren, die es nur aus der Türkei kennen, in Brussa erfunden, wo nach freilich falscher Ueberlieferung noch das Grab des Erfinders gezeigt werden soll; andere suchen seine Heimat in Aegypten, andere in Indien, und es ist leicht begreiflich, daß die holländischen Ethnographen, die sich vorwiegend mit dem javanischen Wayang beschäftigen, diesen nur in Java heimisch sein lassen wollen. Es ist selbstverständlich, daß unser Schattenspiel nicht an vielen Orten immer wieder von neuem erfunden sein kann; es muß sich von einer Stelle aus sein ganzes heutiges Verbreitungsgebiet erobert haben. Als ich 1889 zum erstenmal auf die große wissenschaftliche Wichtigkeit des Hajâl aufmerksam machte, erklärte ich China für seine ursprüngliche Heimat; das ist nicht ohne mehrfachen Widerspruch geblieben. Seither hat aber Prof. G. Jacob, jetzt sicher der beste Kenner des türkischen Schattenspiels, darauf hingewiesen, daß unter dem Mongolenfürsten Ogotai, der von 1227 bis 1241 n. Chr. regierte, nordchinesische Schauspieler „hinter einem Vorhang wunderbare Figuren" zeigten, und Jacob hat auch sonst aus dem reichen Schatze seiner orientalischen Belesenheit mehrfach Stellen mitgeteilt, die es ganz unzweifelhaft erscheinen lassen, daß unser türkisches Schattenspiel aus China stammt. Das gilt aber im wesentlichen nur von der äußeren Form und von der Technik; der Inhalt der einzelnen Stücke ist überall dem engeren lokalen Kreise entnommen.

Im türkischen Hajâl sind die Hauptfiguren der „Zigeuner" Karagöz (Schwarzauge) und sein Partner Hadschievad, der gebildete und höfliche türkische Effendi, während Karagöz sich in derben Zoten und häufig arg obszönen Wortspielen gefällt. Der eigentliche Wert der Texte liegt in der unvergleichlichen Schärfe, mit der die verschiedenen Dialekte des osmanischen Reichs zur Darstellung gelangen; besonders die Aussprache des Türkischen durch die Griechen, Armener, Juden, Perser, Araber, Arnauten, Lasen, Franken, „Neger" usw. wird immer in den Vordergrund gesetzt und gibt Veranlassung zu Wortspielen und scherzhaften Mißverständnissen, ähnlich wie bei unserem Kasperle-Theater; auch der italienische Scaramuzz muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden; es ist nicht unmöglich, daß er direkt dem türkischen Karagöz entspricht.

Die hier als Probe für den Stil abgebildeten Figuren sind:

1. Seiltänzer mit Balanzierstange.
2. Derwisch mit verzierter Krücke.
3. Neger mit Guitarre.
4. Frau des Hadschievad.
5. Haschischraucher.
6. Kurde.
7. Schiff im Schwarzen Meer.
8. Schiff im Mittelmeer.

Außerdem sind auf Seite 39 des 1. Bandes dieser Weltgeschichte (auf dem Titelblatt zu „Rassen und Völker") drei weitere Hajâl-Figuren gezeichnet, in der Mitte Hadschievad, links eine türkische Frau mit den typischen hohen Sandalen (kab-kab), und rechts der phallische Karagöz.

v. Luschan.

Digitized by Google



Türkische Schattenspiel-Figuren

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

[illegible] ern.

[illegible] Die den [illegible] einen Kauf [illegible] mit ganz [illegible]

[illegible] Gestalt. [illegible] Man kann [illegible] und [illegible] Hälfte des [illegible] Verbreitungs[illegible] [illegible] Gebiete [illegible] den [illegible] mit dem [illegible] lassen wollen. [illegible] der [illegible] ganzen Betrages [illegible] hat aber [illegible] Gattung [illegible] von der [illegible] Metall dem [illegible]

[illegible] Schwere [illegible] gefällt. Der [illegible] der [illegible] aber Gemauten, [illegible] bei unserem [illegible]

[illegible] Sie [illegible] dem [illegible] Platte [illegible]

Digitized by Google



Türkische Schattenspiel-Figuren
Orig. im Bes. des Herrn Prof. v. Luschan, Berlin.
(Erklärung auf nebenstehendem Deckblatt)

Digitized by Google

als Schiiten bezeichnet werden; doch haben die marokkanischen Aliden mit der religiösen Entwicklung, die die Schia im Osten, in Südarabien und namentlich in Persien genommen hat, niemals etwas zu tun gehabt. Wie in ganz Nordafrika herrscht auch in Marokko die streng ssunnitisch orthodore Schule des Mâlik. Niemals haben diese Scherifen das ganze Land beherrscht. Das marokkanische Staatsrecht unterscheidet ausdrücklich zwischen blâd el-machsen, dem unterworfenen Lande, das Abgaben zahlt und Rekruten stellt, und blâd es-ssiba, dem unabhängigen Lande, das etwa vier bis fünfmal so groß ist wie jenes. Im Atlas gehört nur ein verschwindend kleiner Teil zum blâd el-machsen. Nur wenige Stämme im Westen, in dem nahe am Meere gelegenen Gebiete sind wirklich unterworfen, die anderen erkennen die Autorität des Sultans nur dem Namen nach an, bezahlen aber keine Abgaben, denn die Geschenke, die sie von Zeit zu Zeit nach Marokko senden, können als solche nicht in Betracht kommen. Manche Stämme in den unzugänglichen Teilen des Atlas wissen vielleicht überhaupt nichts von der Existenz eines Sultans. Die großen Berberhäuptlinge halten sich für ebenso mächtig wie der Sultan, den sie nur als Führer eines entfernt wohnenden feindlichen Stammes ansehen. Im Jahre 1889 z. B. verweigerte der Stamm Lechmâß der 10000 Mann starken Armee des Sultans in seinem Gebiete sogar die Lieferung von Stroh, und im selben Jahre wehrte derselbe Stamm dem italienischen Gesandten, der dem Sultan sein Beglaubigungsschreiben überbringen wollte, einfach den Durchzug durch sein Gebiet. In solchen Fällen behilft sich der Sultan damit, einen benachbarten Stamm gegen den widersätzlichen aufzubieten, indem er jenem die Erlaubnis erteilt, den Stamm „zu essen", wie der Terminus technicus der marokkanischen Politik offiziell lautet. Aber auch dies Mittel verfängt nicht immer und mancher kleine Stamm, wie z. B. die Mesgelda, hat dem Sultan jahrelang getrotzt. Meist muß er sich begnügen, mit dem Stamme zu verhandeln und seine Hoheitsrechte gehen selten weiter, als daß der vom Stamme erwählte Häuptling die nominelle Bestätigung des Sultans nachsucht. Sein wichtigstes Bestreben ist es stets, sich mit den Marâbuts, den heiligen Männern, die großen Einfluß auf die Berbern haben, gut zu stellen, und bei keinem Besuche darf er versäumen, ihnen reiche Geschenke zu senden.

Auch in blâd el-machsen ist von einer geordneten Verwaltung nicht die Rede. Seine zivile Gewalt läßt der Sultan durch Kâids ausüben, die in den größeren Städten Marokko, Fês, Rabât und Miknês, den Titel Pascha führen. Sie haben vor allem die Steuern einzutreiben, in zweiter Linie den Landfrieden zu erhalten und etwaige Urteile der Gerichte zu vollstrecken. Nach altorientalischem Brauche beziehen sie kein Gehalt, sondern müssen ihr Amt im Gegenteil erkaufen. Sie sind daher genötigt, neben den gesetzmäßigen Steuern und ihrem eigenen Einkommen den keineswegs geringen Kaufpreis noch mit zu erpressen. Manchmal sieht sich der Sultan in derselben Lage, in die die Chalifen von Bagdad so oft gekommen sind, daß er in einem früher seiner Macht unterworfenen Gebiete einen Usurpator, der seine Laufbahn meist als Straßenräuber begonnen hat, als Kâid bestätigen muß, um sein Prestige wenigstens zum Schein zu wahren.

In den blâd el-machsen stehen die Mchasnije, meist berittene Lehnstruppen, teils als Leibwache des Sultans in seiner Residenz konzentriert, teils in kleineren Abteilungen zum Sicherheitsdienst im Lande verteilt. Zur Ergänzung dieser Kerntruppen haben die Sultane in allen größeren Städten Fußtruppen (Askar) ausheben und zum Teil auch nach europäischem Muster militärisch drillen lassen. An ihrer Spitze steht seit vielen Jahren ein Engländer, der Kâid Mc. Lean. Aber Bewaffnung und Ausbildung dieser Truppe läßt alles zu wünschen übrig.

Der Sultan Haßan, der im Jahre 1873 zur Regierung kam, rieb, von glänzenden Träumen von Macht und Reichtum erfüllt, sich im Kampfe gegen die nun einmal bei seinen beschränkten Machtmitteln nicht zu ändernden Verhältnisse seines Reiches auf. Er starb im Jahre 1894 auf einem Kriegszuge gegen einen unbotmäßigen Berberstamm und hinterließ einen unmündigen Sohn, Abd al-Asis, den ihm eine cirkassische Sklavin geboren hatte und den er unter Zurücksetzung eines älteren Bruders zum Thronfolger bestimmte. Seinem einflußreichsten Berater Ssi Achmed ben Mohammed gelang es, den Tod seines Herrn zu verheimlichen, bis er mit der Leiche nach Rabât kam, wo sich der Thronfolger aufhielt. Dort proklamierte er diesen als Chalifen und maßte sich selbst die Vormundschaft an. Der ältere

Digitized by Google

Bruder Muhammed versuchte sich gegen den neuen Herrscher aufzulehnen, ward aber besiegt und lebt seitdem in Miknēs im Gefängnis. Als der Wesir im Jahre 1900 starb, machte sich der junge Sultan unabhängig. Die große Fruchtbarkeit des Landes, das bei geordneter Verwaltung eine bedeutende wirtschaftliche Zukunft haben könnte, hatten die Augen Europas schon lange auf sich gezogen. Die unaufhörlichen Konflikte mit Frankreich an der algerischen Grenze, die Kämpfe gegen den Prätendenten Bū Ḥamāra und die zunehmende Unsicherheit in der Umgegend des wichtigsten Hafens Tanger brachten die marokkanischen Frage in Fluß, deren Lösung noch nicht abzusehen ist. Nachdem im Jahre 1906 auf einer Konferenz der Mächte zu Algeciras, bei der sich namentlich Frankreich und Deutschland, ersteres als begehrlicher Grenznachbar, letzteres als Vertreter der Unabhängigkeit des Landes, gegenüberstanden, eine internationale Kontrolle der Polizei und der Finanzen beschlossen war, geriet Abd al-Asis immer mehr unter Frankreichs Einfluß. Das erregte den allgemeinen Unwillen seiner Untertanen und bahnte seinem Bruder Mulai Ḥāfid die Wege, der jenen nach geistigem Rechte für abgesetzt erklären ließ, als die Franzosen im August 1907 Casablanca besetzten. In kurzer Zeit war Ḥāfid des ganzen Landes Herr und im August 1908 konnten ihm auch die Mächte die Anerkennung als Sultan nicht mehr versagen.

19. Persien.

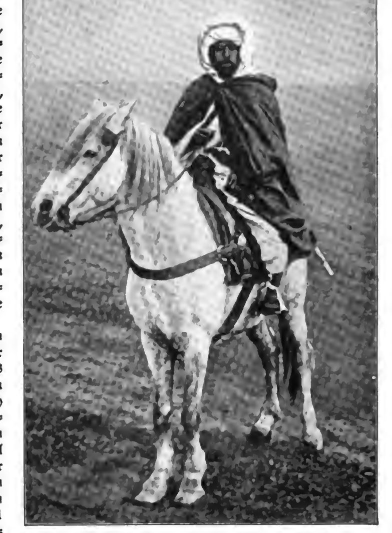
In Persien hatten, nachdem Nādir Schāhs Macht zerfallen war, mehrere Dynastien von verschiedenen Teilen des Landes aus um die Herrschaft gerungen. Einer der erfolgreichsten Mitbewerber in diesem Kampf war der türkische Stamm der Kādschāren, der von Abbāß dem Großen am Südostufer des Kaspischen Meeres angesiedelt worden war. Muhammed Ḥußain hatte sich schon in Astarābād unabhängig gemacht. Sein Sohn Aka Muhammed hatte sich dem Fürsten aus der Senddynastie Kerim Chān ergeben müssen und ward in Schirās gefangen gehalten. Bei dessen Tode im Jahre 1779 entfloh er nach Māsandarān und breitete von dort in zehnjährigem Kampfe seine Herrschaft über ganz Persien aus. Seine Residenz verlegte er nach Teherān, nachdem er im Jahre 1796 den Titel eines Schāh von Persien angenommen hatte. Als er seine Macht auch nach Westen auszubreiten suchte, und schon Georgien fast unterworfen hatte, traten ihm die Russen entgegen, vor denen er bis hinter den Araxes zurückweichen mußte. Als er 1797 auf einem neuen Feldzuge in Schischasch am Ufer dieses Flusses lagerte, ward er von zwei Dienern, die er um nichtiger Ursache willen zum Tode verurteilt hatte, ermordet.

Ihm folgte sein Neffe Fetch Ali, der sich den Thron erst gegen seinen Oheim Ssādik Chān erkämpfen mußte. Seine nächste Sorge war, das von den Afghanen verwüstete Teherān wiederherzustellen. Er brachte dort aber nur die Wintermonate zu. Im Sommer lebte er nach der Sitte seiner nomadisierenden Vorfahren in einem großen Zeltlager auf der Ebene von Ssultānija oder in Udschain. Persien behandelte er durchaus wie ein erobertes Feindesland, das er nicht zu regieren, sondern bis auf die letzte Kraft auszusaugen hatte. Seine zahlreichen Söhne saßen in den einzelnen Provinzen als Statthalter und folgten seinem Beispiel. Bald nach seinem Regierungsantritt knüpften auch die an Persien interessierten europäischen Mächte mit ihm diplomatische Verbindungen an. Napoleon sandte ihm im Jahre 1807 von Warschau aus eine Spezialgesandtschaft unter General Gardanne, der am 7. Mai mit ihm einen Vertrag gegen Rußland abschloß. Der Krieg gegen diese Macht ward mehrere Jahre lässig weiter geführt, da auch die englischen Offiziere, die in die persische Armee eintraten, diese in so kurzer Zeit nicht zu disziplinieren vermochten. Der Krieg endete am 24. Oktober 1813 durch den Friedensvertrag von Gulistān, in dem Persien endgültig auf die Provinzen Georgien, Mingrelien, Immeretien, Gandscha, Karabāgh, Scheki, Schirwān und Talisch am Kaspischen Meere verzichtete, und auch in Zukunft auf diesem Meere keine Kriegsschiffe zu halten versprach.

Da aber die Grenzen in diesem Frieden noch nicht genau genug festgesetzt waren, kam es darüber immer wieder zu Streitigkeiten, die im Sommer 1826 zu einem neuen Kriege führten.

Digitized by Google

England hütete sich, vermittelnd einzugreifen, da es sonst nach einem zu Teherān im Jahre 1814 abgeschlossenen Vertrage den Schāch hätte unterstützen müssen. Der persische Thronfolger Abbāß Mirsā, der Statthalter von Asarbaidschān, ging über den Araxes und besetzte Talisch; im September aber ward er in der Nähe von Elisabetpol geschlagen und über den Fluß zurückgedrängt. Im Frühling 1827 überschritten die Russen ihrerseits die persische Grenze, besetzten Etschmiadzin, die Residenz des armenischen Patriarchen, und die wichtige Festung Abbāßābād. Als Abbāß Mirsā zu deren Entsatz heranzog, ward er am 18. Juli bei Dschewān-Bülāk vernichtend geschlagen. Bei dem Versuch, Etschmiazin wieder zu nehmen, erlitt er eine zweite schwere Niederlage bei Abbarān, am 29. August, und am 13. Oktober nahmen die Russen das feste Eriwān. Nun lag ganz Asarbaidschān den Russen zu Füßen, die im November Ardabil, die ehrwürdige Geburtsstätte der Ssafawiden, ausplünderten. Am 21. Februar 1828 mußte der Schāch sich zum Frieden verstehen, indem er auf die Provinzen Eriwān und Nachtschawān verzichtete. Die finanzielle Not, in die der Schāch durch die Bezahlung der russischen Kriegskosten geriet, benutzte England, um ihm den Verzicht auf die einst im Vertrage von Teherān versprochene Hilfeleistung abzukaufen.



Sultan Mulai Hāfid. Photographische Aufnahme.

Einen Ersatz für die im Westen verlorenen Provinzen suchte der Schāch, indem er Chorāßān, das zwar nominell schon längst zu seinem Reiche gehörte, nun auch in Wirklichkeit auszubeuten unternahm. Hier hatte sich noch ein ziemlich mächtiger persischer Adel unabhängig gehalten, zudem war das Land von fast unausgesetzten Einfällen turkmenischer Nomaden heimgesucht. Im Herbst 1831 ward Abbāß Mirsā dorthin geschickt und unterwarf das Land in zwei Jahren, nachdem er die großen Städte z. T. recht lange hatte belagern müssen. Abbāß Mirsā starb am 21. Oktober 1833 zu Meschhed. Sein ältester Sohn Muhammed Mirsā, der vor kurzem sich schon auf dem Marsche zu einem Feldzuge gegen die Afghanen gemacht hatte, kehrte nun nach Tebris, der Hauptstadt von Asarbaidschān zurück, da der alte Schāch Fetch Ali schon seinem Ende nahe war. Er starb denn auch am 23. Oktober 1834.

Das Leben an Fetch Alis Hofe hat uns einer seiner Söhne, Abud ad-Daula, in seinen Memoiren recht anschaulich geschildert. In seinem recht zahlreichen Harem nahmen die Damen aus dem Kādschārenstamm und den anderen vornehmen Geschlechtern des Landes, etwa 40 an der Zahl, den ersten Rang ein. Die vornehmste unter ihnen war Aßija Chānum, die Mutter

Digitized by Google

des Thronfolgers. Außer ihr aber hatte nur noch eine Frau, die Mutter des Prinzen Kâßim, die Gunst des Schâch genossen. Die anderen mußten sich mit dem Ehrenvorrang begnügen, während die meist aus niederen Ständen entsprossenen Favoriten, unter ihnen die Jüdin Marjam Chânum, das Herz des Schâch beherrschten. Die Finanzen des königlichen Haushaltes besorgte eine ehemalige Sklavin. Neben ihr nahmen die Dienerinnen der Kaffeetafel eine bevorzugte Stellung ein. Eins ihrer Vorrechte war, einen im königlichen Hemde gefangenen Floh einem der Prinzen zu überbringen, der das Recht, ein Tier zu töten, das den geheiligten Leib des Herrschers zu belästigen gewagt, mit einer großen, vom Schâch selbst vorher bestimmten Summe, zu erkaufen hatte.

Die Verschwendung, die am Hofe getrieben ward, ging ins Maßlose. Die Favoritin Tâûß-Chânum soll allein nicht weniger als 12000 Tûmâns (96000 Mk.) alljährlich für die Gewürze ihrer Küche ausgegeben haben. Seine äußerst zahlreiche Familie suchte der Schâch durch reiche Morgengaben bei der Eheschließung auszustatten. Dabei betrug das offizielle Einkommen des Schâch aus dem freilich mäßigen Grundsteuerertrag nur 989000 Tûmâns, die Geschenke am Naurûstage, Geldstrafen und Konfiskationen etwa 1500000 Tûmâns jährlich. Freilich mußten sich die ganze Verwaltung sowie das Heer selbst erhalten.

Muhammed Schâch mußte sich den Thron erst erkämpfen gegen seinen Oheim Alî Mirsâ, den Amîr ad-Daula, der erste Wesir, des verstorbenen Schâch unterstützte. Der englische Gesandte aber gewährte Muhammed einen Vorschuß zur Besoldung seiner Truppen, die dann der Engländer Bethune nach Teherân führte. Der Prätendent leistete keinen ernstlichen Widerstand mehr; sein Ratgeber büßte sein Vergehen mit dem Tode. Bald nach seiner Thronbesteigung nahm Muhammed die von ihm schon als Prinz begonnene Unternehmung gegen die Afghanen wieder auf. Darin bestärkte ihn wahrscheinlich der in russischem Solde stehende Dalmatiner Simonich. Im November 1837 brach er in ihr Gebiet ein; aber Herât wehrte sich tapfer. Die Seele der Verteidigung war der englische Leutnant von der Bombayer Artillerie, Pottinger, ein Neffe des Residenten von Ssind, der sich „zufällig" auf Reisen befand. Die englischen Offiziere hatten vor Beginn des Feldzuges den Dienst des Schâch verlassen müssen. Im Juni 1838 sandte England 387 Ssipâhis nach der Insel Karak im persischen Golf und drohte dem Schâch mit einem Angriff, wenn er die Belagerung von Herât nicht aufhebe. Am 9. September machte der Schâch sich auf den Rückzug. Um einer wiederholten Bedrohung ihrer indischen Grenze durch Persien oder Rußland vorzubeugen, ließ die englische Regierung im Jahre 1839 Kâbul und Kandahâr besetzen und in Schâch Schudschâ als Emir ein gefügiges Werkzeug ihrer Politik bestellen. Aber der rechtmäßige Thronerbe Dôst Muhammed brachte den Engländern im Jahre 1842 eine blutige Niederlage bei. Sie mußten das Land wieder räumen und ihn als Emir anerkennen.

Trotz dieses Mißerfolges seiner Politik gewährte Muhammed auch weiter den Russen den größten Einfluß und duldete, daß sie ihre Herrschaft über das Kaspische Meer durch Besetzung der Insel Aschurada weiter ausdehnten. Die Provinzen verkaufte Muhammed gewöhnlich an den Meistbietenden als Statthalter, der dann natürlich bemüht war, den Kaufpreis sobald wie möglich wieder herauszuwirtschaften, da er nie wissen konnte, ob er nicht selbst bald wieder ausgekauft werden würde. So konfiszierte im Jahre 1846 ein neu ernannter Statthalter in Kirmânschâch sämtliche Herden und ließ sie außer Landes verkaufen, unbekümmert um die in seiner Provinz alsbald ausbrechende Hungersnot.

Als Muhammed am 4. September 1848 starb, folgte ihm sein ältester Sohn Nâßir ad-Dîn. Er erntete, was die sinnlose Tyrannei seines Vaters gesät hatte. Zu den Revolten, die unter der mißhandelten Bevölkerung an verschiedenen Stellen, z. B. 1850 zu Ißfahân, ausbrachen, kam nun noch eine gefährliche religiöse Bewegung.

Ihr Stifter, Mirsâ Alî Muhammed, 1819 oder 1820 geboren, hatte als junger Mann in Bûschir den Handel erlernt, fühlte sich aber durch diesen Beruf nicht befriedigt und schloß sich an den religiösen Lehrer Hâddschi Ssaijid Kâßim aus Rescht an, einen Schüler des Schaich Achmad Achßâi. Dieser hatte einen Mittelweg zwischen der strengen Orthodoxie und zwischen dem, was man damals im Orient Wissenschaft nannte, einem scholastisch erstarrten Ausfluß griechischer Philosophie, gesucht; so war er dazu gekommen, die materielle Auferstehung des

Digitized by Google



Verlesung der Botschaft des Schächs an die Mitglieder des persischen Parlaments. Photogr. Aufnahme.

Leibes zu leugnen. Seine besondere Verehrung galt den Imämen, in denen er die verkörperten Attribute Gottes erblickte und von denen er durch direkten geistigen Verkehr seine Lehre empfangen haben wollte. Nachdem sein Lehrer Ssaijid Käßim gestorben war, fühlte Ali Muhammed, der inzwischen die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht und schon eine neue Auslegung des Kor'än zu verfassen begonnen hatte, in sich den Beruf, an Stelle seines Lehrers die Leitung seiner Anhänger zu übernehmen. Nach seiner eigenen Angabe fühlte er sich am 23. Mai 1844 in Schiräs zum Bäb, zum Tore, durch das die Menschheit mit den Imämen, den Vollstreckern des göttlichen Willens in Verbindung treten könne, berufen. Insbesondere auf den 12., den „verborgenen Imäm", führte er die ihm gewordenen Offenbarungen zurück. Nach dem Namen Bäb, den er später selbst mit den höheren Ehrentiteln Nukta i=alä (der höchste Punkt) und Nukta i Bajän (der Punkt der Offenbarung) vertauschte, wurden seine Anhänger Bäbis genannt. An den Grundlehren des Isläms hielt er zunächst noch fest, doch nahm er es mit manchen Verboten, namentlich dem des Rauchens, strenger als die lässige Orthodoxie. Der weitere Ausbau seiner mystischen Lehre entfernte sich aber immer mehr vom Isläm. In seinem Hauptwerke bezeichnete er sich selbst als die letzte Inkarnation des „ersten Willens", der zuletzt 1270 Jahre vor ihm in Muhammed, als er seine erste Offenbarung erhielt, auf Erden erschienen war. Es ist der Imäm Machdi, dessen Kommen Muhammed vorausgesagt, sowie dieser selbst von Christus als der Paraklet verheißen war. Wie Muhammed durch den Kor'än, so ist er durch sein Offenbarungsbuch, den Bajän, bei seinen Anhängern legitimiert. Zahlenspielereien, die schon in der älteren islamischen Mystik einen sehr breiten Raum eingenommen hatten, dienen auch ihm als bequemes Mittel, seine Aus- und Umdeutungen der herrschenden Lehre mundgerecht zu machen. Wie der Isläm, so beansprucht auch seine Religion die Weltherrschaft, die von den fünf heiligen Provinzen Persiens ausgehen und keine Ungläubigen als Leiter mehr dulden wird. Das Studium der Jurisprudenz und der Philosophie verbot er; den Frauen gestattete er den Eintritt in die Gesellschaft. An die altnationalen Gedanken der zoroastrischen Religion knüpfte er wieder an, indem er das Begraben der Leichen mißbilligte,

Digitized by Google

das allerdings auch unter dem Islâm immer mit großem Pomp gefeierte Neujahrs(Naurûs)fest zum Hauptfesttag erklärte und eine Begrüßung der Sonne am Freitagmorgen einführte. Die sinnlichen Vorstellungen der islâmischen Lehre von den letzten Dingen deutete er allegorisch um.

Im Jahre 1845 sandte der Bâb seine Apostel von Bûschir nach Schirâs. Sie erregten aber sehr bald die Aufmerksamkeit der Regierung. Am 6. August verbot ihnen der Statthalter der Provinz Fârs zu predigen und ließ ihnen, um eine weitere Verbreitung der Lehre unmöglich zu machen, die Fußsehnen durchschneiden. Am 20. August schickte er Reiter nach Bûschir, um den Bâb selbst zu verhaften. In Schirâs angekommen, ward er nach einem Verhör ins Gefängnis geworfen, doch gelang es ihm, nach sechs Monaten zu fliehen, und er fand in Ißfahân bei dem Statthalter Minûtschihr Chân freundliche Aufnahme. Nachdem sein Gönner im Februar oder März 1847 gestorben war, ward er nach Maku geschafft, wo er drei Jahre in Gefangenschaft zubrachte. Unterdessen waren seine Schüler eifrig und mit großem Erfolge bemüht, seine Lehre in ganz Persien zu verbreiten. Besonderes Aufsehen erregte die Bekehrung der schönen und poetisch begabten jungen Kurratu 'l-Ain zu Kaswin, die zuerst seine Lehre über die Stellung der Frauen verwirklichte, indem sie den Schleier ablegte und öffentlich zu predigen begann. Ihr Oheim, der den Bâb deswegen verfluchte, ward bald darauf von einem Bâbi in der Moschee ermordet. Im Sommer des Jahres 1848 erregten seine Anhänger auch schon in Meschhed Unruhen. Aus Bâlfurusch vertrieben, verschanzten sie sich 12 bis 15 Meilen südlich von dieser Stadt beim Grabe des Schaich Tabarßi. Der neue Schâch Nâßir ad-Din sandte bald nach seiner Thronbesteigung Truppen aus, sie zu bekämpfen. Den ersten Angriff schlugen die Bâbis glücklich ab; im Juli-August 1849 ließen sie sich durch das Versprechen einer Amnestie zur Übergabe bewegen, wurden aber dessenungeachtet niedergemetzelt. Auch in Sendschân hielten sich die Bâbis fast das ganze Jahr 1850 gegen weit überlegene Regierungstruppen. Am 8. Juli desselben Jahres ward der Bâb selbst mit einem seiner Schüler zu Tebris hingerichtet.

Aber dieser Märtyrertod ihres Führers reizte die Bâbis erst recht zum Widerstand. Die Revolten nahmen überall im Lande so überhand, daß gegen Ende 1851 der bisherige Premierminister in Ungnade fiel und hingerichtet ward. Am 15. August machten einige Bâbisten den Versuch, den Schâch zu ermorden, als er von seinem Sommerpalast zu Nijarawân aus auf die Jagd ging. Das rief eine neue blutige Verfolgung der Sekte hervor, in der Ende August unter vielen anderen Märtyrern auch Kurratu' l-Ain den Tod fand.

Um diesen Verfolgungen zu entgehen, zogen sich die Häupter der Sekte nach Bagdad zurück. Ihr Leiter war Ssubh-i-Esel, dessen jüngerer Bruder Behâ aber schon damals sehr hervortrat. Er schrieb im Jahre 1861/62 das Werk Ikân, das unter der Sekte fast noch weitere Verbreitung fand als die Schriften des Stifters selbst. Da der Regierung des Schâh der Aufenthalt der Bâbis in Bagdad so nahe ihrer Grenze noch immer bedrohlich erschien, ersuchte sie die Pforte, sie weiter ins Innere ihres Reiches zu verpflanzen. Im Sommer 1864 wurden sie daher nach Stambul und im Dezember nach Adrianopel abgeführt. Dort trat Behâ im Jahre 1866/67 mit dem Anspruch auf, er sei die vom Bâb vorausgesagte nächste Manifestation des göttlichen Willens. So entstand ein Schisma, da die Partei des Hasra i Esel seinen Anspruch nicht anerkannte. Als dieser Streit zu Tätlichkeiten führte, sah die Pforte sich genötigt, sie zu trennen. Behâ mit seinen Anhängern ward nach Akko, Hasra i Esel mit den Seinen nach Cypern verbannt, wo ihm die englische Regierung eine Pension anwies. Jetzt ist in Akko nach dem am 27. Mai 1892 erfolgten Tode Behâs sein Sohn Abd ul-Behâ das früher nicht unbestrittene Haupt der Sekte; diesem ist es sogar schon gelungen, u. a. eine englische Dame, Laura Clifford Barnay, für seine Lehre zu gewinnen, die nun seine Schriften in englischer und französischer Übersetzung verbreitet und für seine Religion Propaganda macht. Schon 1893 traten seine Anhänger in Amerika auf, und jetzt gibt es dort in allen größeren Städten Behâistengemeinden, zu denen nicht nur ehemalige Muslims, sondern auch Zoroastrier, Buddhisten, Heiden, ja sogar Juden und Christen aller Konfessionen zählen.

Auch die äußere Politik war in den ersten Regierungsjahren des Schâch recht unglücklich. Da die Engländer ihn zwangen, seine Ansprüche auf Afghânistân aufzugeben, suchte er Ersatz im Norden. Aber gegen die Turkmenen konnten seine Truppen nur die Stadt Merw

Digitized by Google

behaupten, ihre Einfälle in Chorāßān aber nicht verhindern. Im Jahre 1856 gaben Thronstreitigkeiten in Afghānistān den Persern einen Vorwand zum Einschreiten, am 25. Oktober konnten sie nach längerer Belagerung Herāt besetzen. Das duldete aber England nicht und erklärte schon am 1. November den Krieg. Die indischen Truppen griffen Būschir, den einzigen guten Hafen am persischen Golf, an und brachen am 27. Januar 1857 von dort ins Innere auf. Einen zweiten Angriff unternahmen sie von der Mündung des Kārūn in Chūsistān aus. Die Hauptstadt dieses Landes ward am 1. April genommen. Aber schon kurz vorher war in Paris ein Friedensvertrag zustande gekommen, in dem der Schāch seine Truppen aus Herāt zurückzuziehen sich verpflichtete. Wie dann Afghānistān noch einmal zum Zankapfel zwischen Rußland und England wird, ist Neuzeit S. 466 erzählt.

Nachdem der Schāch auf die alten Ansprüche seines Hauses im Osten verzichtet hatte, suchte er wenigstens innerhalb des Reiches seine Herrschaft zu sichern. Im Jahre 1856 ließ er die Araber von Omān aus dem ihrem Lande gegenüberliegenden Hafen Bender Abbāß, den sie seit 1798 gepachtet hatten, vertreiben. Auch die Provinzen Sīstān und Belūdschistān, die noch ziemlich unabhängig geblieben waren, ließ er unterwerfen. Das Vordringen der Russen in den Chanaten (s. Bd. Neuzeit S. 277 ff.) hat zwar die nominelle Machtsphäre des Schāchs eingeschränkt, bedeutete aber in Wirklichkeit eine Sicherung seiner Grenzen, da die Russen die nomadisierenden Turkmenen, die so lange Chorāßān in Schrecken gehalten hatten, zur Ruhe brachten. Seitdem haben die Russen in heißem Wettbewerb mit England das Reich des Schāch auch wirtschaftlich zu erschließen sich bemüht. Erstere haben durch Wegebauten, letzteres durch den Bau einer Telegraphenlinie sich um den Verkehr verdient gemacht.

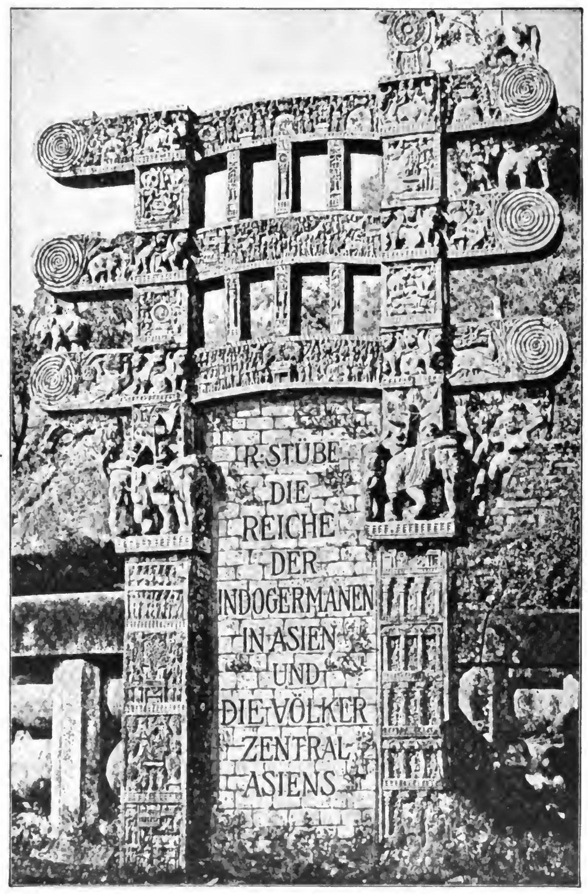
Der Schāh Nāßir ad-Dīn lernte den Wert westlicher Zivilisation selbst schätzen. Auf drei Reisen in Europa 1873, 1887 und 1889 suchte er seinen Gesichtskreis zu erweitern, wenn auch die praktischen Ergebnisse für sein Land in keinem Verhältnis zu den Kosten standen. Was er auf diesen Reisen sowie auf seiner Pilgerfahrt nach Kerbelā im Jahre 1873 gesehen und erfahren, das hat er seinen Untertanen in seinen Reisebeschreibungen selbst mitgeteilt. Diese seine Werke waren auch in anderer Beziehung für Persien literarische Ereignisse ersten Ranges. An Memoiren hat es zwar im Orient nie ganz gefehlt. Der Begründer der Mongolenherrschaft in Indien hat seine Taten selbst in osttürkischer Sprache erzählt, ebenso vielleicht Schāch Tahmāsp selbst die seinen auf persisch. Die Memoiren von Nāßir ad-Dīns Großonkel Abud ad-Daula sind schon erwähnt. Aber die Erinnerungen Tahmāsps waren ganz im gezierten Kunststil verfaßt, Abud ad-Daula bemühte sich freilich schon einfacher zu schreiben, aber erst Nāßir ad-Dīn führte die wirkliche Umgangssprache in die Literatur ein. Sein ungeschminkter und doch graziöser Stil hat seinem Volke gezeigt, daß bombastischer Schwulst kein notwendiges Charakterzeichen der Literatur ist, und dies Verdienst um die Bildung seines Volkes wird alle seine sonstigen Bemühungen, dessen Kultur zu heben, wahrscheinlich überdauern. Im Mai 1896 ward Nāßir ad-Dīn von einem Bābi aus Rache für die Verfolgungen der Sekte erdolcht.

Wie unter seinen beiden Nachfolgern Persien immer mehr unter den Einfluß Englands und Rußlands geriet, und wie das Eindringen europäischer Ideen seinen Sohn Musaffar ad-Dīn sogar zwang, dem Volke eine Verfassung zu geben, die aber sein Nachfolger Muhammed Alī wieder aufzuheben suchte, ist im Band Neuzeit S. 553 ff. erzählt. Seine Treulosigkeit und das von ihm begünstigte Vordringen der Russen führte schließlich zu einer Revolution, in der die Nationalisten im Bunde mit dem kriegerischen Stamme der Bachtjaren sich der Hauptstadt Teherān bemächtigten und den Schāch am 16. Juni 1909 zwangen, zugunsten seines elfjährigen Sohnes Ahmed Mirsā dem Throne zu entsagen und sich nach Rußland ins Exil zu begeben.



Rückseite einer Medaille des Sultans Abd al-Madschid auf die Wiederherstellung der Moschee Hagia Sophia zu Konstantinopel.

Digitized by Google



Titelblatt nach einer Photographie des östlichen Tores von Santschi.

Die Reiche der Indogermanen in Asien und die Völker Zentralasiens

von

Dr. R. Stübe, Leipzig.

Digitized by Google



Elefantengruppe. Malerei an der Decke einer Grotte des Tempels von Adschanta.

1. Vorgeschichte der indogermanischen Völker.

Die älteste Geschichte Asiens zeigt, daß bodenständiges, geschichtliches Leben in zwei Gebieten erwacht ist, die durch ihre Naturbedingungen dem Menschen die Möglichkeit reicheren Lebens und damit höherer Gesittung gewährten. Im Euphrat-Tigris-Land und in der großen Tiefebene, die von den chinesischen Riesenströmen gebildet und belebt wird, sehen wir das älteste, selbständige geschichtliche Leben erstehen. Ein westliches und ein östliches Gebiet vermögen wir schon in der ältesten Zeit zu scheiden. Jenes wird von Völkern verschiedener Rassen besiedelt; vielleicht vom Süden ausgehend treten hier die Semiten auf, im Norden sitzen alte Völker, deren Rassen- und Sprachencharakter noch dunkel ist, wie die Lyder, Hettiter und andere. Den Osten haben Völker inne, deren uralte historische Gemeinschaft mehr durch den Kreis der einsilbigen Sprachen bezeichnet wird, als daß ihre Zusammengehörigkeit scharf durch rassenhafte Merkmale zu umschreiben wäre. Im Chinesentume findet der ostasiatische Kulturkreis seine großartigste Darstellung.

Neben diese in Asien heimischen Kulturvölker traten in verhältnismäßig junger Zeit Völker einer andern Rasse, die von Norden her eindrangen und einen langgestreckten Landgürtel von Kleinasien bis in das Industal besetzten. Es sind Völker jener großen über Europa und Asien verbreiteten Völkerfamilie, die wir Indogermanen nennen. Die in Asien ansässigen Glieder der indogermanischen Völkergruppe — die Inder, Iranier und Armenier —

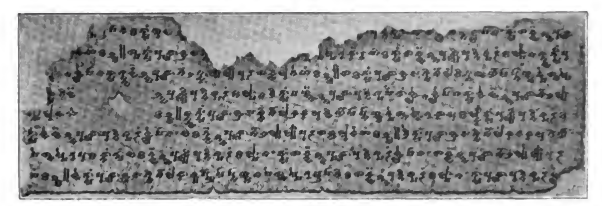
Digitized by Google

sind in ihre historischen Wohnsitze erst durch Wanderung aus der gemeinsamen Heimat der indogermanischen Völker eingedrungen.

Lange bevor die ersten erkennbaren indogermanischen Stämme in die Geschichte eintreten, lebte ein Volk oder eine Gemeinschaft verwandter Stämme in einem nicht sicher bestimmten Gebiete, in dem wir die Anfänge der späteren Kulturvölker sehen, die wir als die Indogermanen bezeichnen. Diese vorgeschichtliche Völkergruppe und Kulturgemeinschaft ist freilich lediglich aus späteren geschichtlichen Verhältnissen und Beziehungen erschlossen. Die Annahme, daß es ein indogermanisches Urvolk gab, und daß diesem Volke ein gewisser Kulturbesitz eigen war, bewährt sich aber an so zahlreichen Tatsachen, daß sie als eines der sichersten Ergebnisse historischer Forschung betrachtet werden kann. Den Ausgangspunkt für diese Annahme bildet zunächst nur die Tatsache, daß sich eine Anzahl von Sprachen als so eng verwandt erweisen, daß sie als Fortbildungen aus einer gemeinsamen Muttersprache erscheinen. Der sprachlichen Urverwandtschaft mußte, wie man annahm, eine Gemeinschaft der Abstammung entsprechen, so daß die Erkenntnis einer indogermanischen Ursprache zur Annahme eines indogermanischen Urvolkes führte. Der indogermanische Sprachenkreis wird gebildet von Indisch, Iranisch, Armenisch, Griechisch, Albanesisch, Italisch, Keltisch, Germanisch, Slawisch und Baltisch, d. h. Litauisch und Lettisch. Dazu kommen noch die wenigen Reste untergegangener indogermanischer Sprachen, deren Stellung zu den bekannten Sprachen schwer zu bestimmen ist. Phrygisch und Thrakisch gehören wahrscheinlich einer besonderen Gruppe an, aus der das Armenische sich allein erhalten hat. Die Sprache der Makedonier ist dem Griechischen nahe zu stellen. Eine illyrische Dialektgruppe ist durch das Altillyrische und Venetische bezeichnet, während das Messapische in Süditalien wohl mit dem Albanesischen zu verbinden ist. Die Sprache der alten Skythen und der heutigen Osseten im Kaukasus, sowie einiger anderer Stämme, wie der „Hebräer" im Kaukasus, gehören dem iranischen Kreise an. Das Sikulische ist wohl dem Italischen anzuschließen. Endlich ist neuerdings in zentralasiatischen Handschriften — Bruchstücken aus einem buddhistischen Werke — mit dem Tocharischen, einer Sprache der Indoskythen, eine neue indogermanische Sprache entdeckt worden, die merkwürdige Übereinstimmung mit der europäischen Gruppe, mit Griechisch, Latein und Germanisch, zeigt. Bei anderen Sprachen ist ihre Zugehörigkeit zum indogermanischen Kreise zweifelhaft, so beim Lydischen, das vielleicht nur einzelne indogermanische Erscheinungen aufnahm, beim Lykischen, dessen Charakter unsicher ist. Als sicher darf man behaupten, daß die Sprache der Etrusker keine indogermanische, sicher auch keine semitische Sprache war. Die Versuche, die Bilderschrift der Chetiter mit Hilfe des Armenischen zu deuten und ihre Sprache, die Arzawiſprache, für indogermanisch zu erklären, scheinen nicht zum Ziel zu führen. Wir stehen hier wohl in dem Kulturbereich einer vorindogermanischen Bevölkerung der Küstenländer und Inseln des Ägäischen Meeres. Wenn es gelingen sollte, die auf Kreta gefundenen Inschriften zu lesen, so werden auch sie gewiß eine vorindogermanische und vorhellenische Kultur aufhellen.

Aus den Tatsachen der Sprachgeschichte ergibt sich die Frage, in welchem Sinne wir von einer indogermanischen Ursprache auf ein indogermanisches Urvolk schließen dürfen. Eine einheitliche Sprache lebt nur auf der Grundlage einer geschichtlichen Lebensgemeinschaft. Da sich in der Sprache ein langdauernder Zusammenhang menschlichen Lebens ausspricht, so führt die Annahme einer indogermanischen Sprache zur Annahme eines vorgeschichtlichen indogermanischen Volkes. Auf seiner jüngsten Stufe — vor der historischen Völkerteilung — mag es bereits in Stämme gegliedert gewesen sein, denen dialektische Differenzen entsprachen. Dagegen ist aus sprachlicher Verwandtschaft nicht auf gemeinsame Abstammung oder Blutsverwandtschaft zu schließen. Wenn wir die Völker, die heute verwandte Sprachen reden, als Indogermanen bezeichnen, so ist damit nur ein sprachgeschichtlicher und historischer Zusammenhang, nicht aber irgendwie eine Rasseneinheit bezeichnet, sofern „Rasse" eine durch körperliche Merkmale bestimmte natürliche Gemeinschaft oder „Verwandtschaft" bezeichnet. Sprachverwandtschaft ist eine historisch bedingte Erscheinung, die nicht an die natürlich bedingte Gemeinschaft der Rasse gebunden ist. Von einer Abstammung der sog. Indogermanen von jenem vorgeschichtlichen Volke, das die indogermanische Ursprache redete, kann jedenfalls keine Rede sein. Es gibt keine „indogermanische" Rasse, sondern nur verschiedene Völker mit verwandten Sprachen,

Digitized by Google



Bruchstück einer tocharischen Handschrift. Aus den Sitzungsberichten der Berliner Akad. der Wissenschaften.

die wir als indogermanisch bezeichnen, weil sie sich von Indien bis Island ausgebreitet haben. Nur eine beherrschende Schicht, der alte Kriegeradel, zeigt Züge rassenhafter Gemeinschaft.

In der uns historisch zugänglichen Zeit sind die geschichtlichen Völker niemals „reine" Rassen. Auch das indogermanische Urvolk kann wohl als Volksgemeinschaft bestanden haben, aber als eine „Rasse" ist es sicher nicht zu bestimmen. Selbst wenn die indogermanische Ursprache von einer ehemals einheitlichen Rasse gesprochen wäre, so wäre es völlig unmöglich, daß die heutigen „Indogermanen" ihre Nachkommen wären.

Gelangen wir zu der Annahme, daß die indogermanischen Sprachen ihren Ursprung in einem vorgeschichtlichen Volke haben, so erhebt sich zunächst die Frage nach dem Wohnsitz dieses Volkes. Schon die Vorstellung, die man sich von jenem Urvolke macht, führt zu verschiedener Bestimmung der Urheimat. Viel umstritten ist die Frage, ob die Heimat der Indogermanen in Asien oder in Europa zu suchen ist. Völlig auszuschließen sind Indien und Iran. Die Einwanderung indogermanischer Stämme in diese Länder fällt erst in eine geschichtlich erkennbare Zeit. Während die Ansicht von der europäischen Heimat der Indogermanen heute in mancherlei Formen die herrschende ist, hielt Joh. Schmidt an der asiatischen Herkunft fest, indem er auf Erscheinungen im Kulturbesitz der indogermanischen Zeit hinwies, die sich aus uraltem Einfluß der babylonischen Kultur auf die Indogermanen erklären sollen. Vor allem wird geltend gemacht, daß das dezimale Zahlensystem der Indogermanen bei Hellenen, Italikern, Germanen und Kelten von einem sexagesimalen durchbrochen wird. Das babylonische Rechensystem hat aber die Grundzahl 60. Selbst wenn diese sprachliche Erscheinung auf babylonischen Einfluß — wie wahrscheinlich — zurückgeht, so ist daraus wenig für die Wohnsitze zu folgern. Die babylonische Zählweise spielte eine wichtige praktische Rolle, sie bestimmte Maße, Gewichte und Münzen, griff damit tief ins Verkehrsleben ein und konnte dadurch in weite Fernen wirken.

Von größter Bedeutung für die geographische Verbreitung der Indogermanen wäre es, wenn sich eine Urverwandtschaft des indogermanischen mit einem anderen Sprachstamme erweisen ließe. Die Versuche, die indogermanischen und semitischen Sprachen auf eine gemeinsame Grundlage zurückzuführen, sind ergebnislos geblieben. Überdies scheinen die Ursprünge der semitischen Völkergruppe in einem Gebiete zu liegen — sei es in Arabien oder in Afrika —, das sicher nicht als Heimat der Indogermanen in Frage kommt. Dagegen bestehen zahlreiche und höchst auffallende Übereinstimmungen zwischen den indogermanischen und den finnisch-ugrischen Sprachen in Wortschatz, Stammbildung und Formbildung der Deklination und Konjugation, so daß man wenigstens eine vorhistorische nahe Berührung beider Sprachfamilien annehmen darf. Diese Beziehung müßte sehr alt sein; sie könnte an der mittleren Wolga, westlich vom Ural, stattgefunden haben, wo die Finno-Ugrier ihre Ursitze zu haben scheinen. Gegen ein Steppengebiet als Ursitz spricht, daß hier gewisse Erscheinungen keinen Raum haben, die dem Urvolk allem Anscheine nach bekannt waren. Schon in indogermanischer Zeit wurde ein berauschendes Getränk aus Honig hergestellt; der Steppe aber fehlen die Bienen. Ebenso ist in ihr der Bär nicht heimisch. Ferner paßt das Landschaftsbild der Steppe nicht

Digitized by Google

zu dem Gemeinbesitz von Worten für Berg, steiles Ufer, Dünen. Endlich kannte schon das Urvolk drei Jahreszeiten, die kaum in der Steppe ausgebildet sein können.

Soweit die natürlichen Lebensbedingungen eines Volkes in seiner Sprache wiederzufinden sind, versuchte man aus der Sprache auf den Wohnsitz zu schließen. Die sprachgeschichtliche Forschung allein erreicht hier wenig. Nur in Verbindung mit geographischer und historischer Untersuchung läßt sich einiges über das Verbreitungsgebiet der vorgeschichtlichen Indogermanen gewinnen. Sie werden als vorgeschichtliches Volk dort gesessen haben, wo ihre Hauptmasse in geschichtlicher Zeit stets gesessen hat: in Europa, vielleicht in einem breiten Gürtel vom Atlantischen Ozean bis an die kaspische Steppe. Sie könnten auch schon den Norden Europas besetzt gehabt haben. Jedenfalls begegnen wir im Beginn der erkennbaren Geschichte indogermanischen Stämmen in den Gebieten, die den Übergang von Asien nach Europa bilden. Hier mag der östliche Flügel der Indogermanen gesessen haben, der uns mit seinem charakteristischen Tiere, dem Pferde, in den Iraniern wieder begegnen wird. Manches spricht dafür, die Sitze der vorhistorischen Indogermanen — ob es ihre Urheimat war, bleibt ungewiß — nördlich und westlich vom Schwarzen Meere zu suchen; hier würden sich die Beziehungen zur altorientalischen Kultur am besten erklären.

Nicht die einheitlichen Indogermanen, sondern Einzelvölker treten uns als geschichtliche Größen entgegen. Die Trennung des Urvolkes und die Ausbreitung seiner Teile bildet den Übergang zur geschichtlichen Zeit. Wo und wann sie erfolgt ist, durch welche Ereignisse sie veranlaßt ist, wissen wir nicht. Gerade im Südosten Europas sind indes die Bedingungen solcher Bewegung leicht gegeben; jeder Vorstoß asiatischer Nomadenvölker traf zunächst dieses Gebiet.

Der Versuch, die Kulturverhältnisse der Indogermanen zu erschließen, erscheint nicht wenig Forschern als aussichtslos, ja unberechtigt. Aus einem gemeinsamen Wortbestande ein Bild der Kultur zu gewinnen, sei ein völlig vergebliches Bemühen. Eine indogermanische Altertumskunde sei nichts anderes als eine wissenschaftliche Mythenbildung. Das noch einheitliche indogermanische Urvolk entschwindet freilich in den Fernen einer dunklen Vergangenheit; es ist nur eine hypothetische Größe. Bei den verschiedenen Zweigen der Indogermanen ist aber seit ihrem geschichtlichen Hervortreten ein gewisser materieller und geistiger Besitz zu erkennen, der schon in vorgeschichtlicher Zeit angelegt sein muß. In diesem Sinne ist der Versuch einer indogermanischen Altertumskunde wohl zulässig; freilich muß man betonen, daß für viele Annahmen eine Gewißheit nur annähernd zu erreichen ist.

Es darf in hohem Grade als wahrscheinlich gelten, daß eine Erscheinung des Kulturlebens der indogermanischen Vorzeit angehört, wenn sie sich bei den weit getrennten Ariern in Asien und Europäern findet. Freilich kann indogermanisches Kulturgut auch nur bei Europäern, namentlich bei den primitiveren Völkern, erhalten sein, dessen Schwinden bei den Ariern durch andersartige Naturverhältnisse, durch eine historische Sonderentwicklung verursacht sein kann.

Für die wirtschaftlichen Verhältnisse ist das Vorherrschen der Viehzucht bestimmend, neben dem Anfänge des Ackerbaues anzunehmen sind. Das Schaf wurde gezüchtet und seine Wolle zu Kleidung verarbeitet. Eine hervorragende Stelle nahm das Rind ein; es war der wertvollste Besitz und galt als solcher noch lange in historischer Zeit als Wertmesser. In Rindern wird der Kaufpreis für die Ehefrau und das Wergeld gezahlt. In Indien und Iran wird es das heilige Tier.

Eine gewisse Seßhaftigkeit hatten schon die Indogermanen erreicht; sie waren nicht mehr eigentliche Nomaden, doch verlegten sie wohl oft ihre Wohnsitze. Der Wagen als Transportmittel ist der kulturgeschichtliche Ausdruck für ein zeitweiliges Wanderleben. Der Streitwagen, den die vedischen Inder ebenso wie die homerischen Griechen im Kampf, im Heroenkult und dem daraus erwachsenen Rennsport anwandten, ist vielleicht babylonischen Ursprunges, er ist weit unter den indogermanischen Völkern verbreitet.

Im Erwerbsleben der indogermanischen Zeit hat auch der Handel bereits eine gewisse Rolle gespielt; wie sprachliche Zeugnisse erweisen, war nur Tauschhandel bekannt. Als Wertmesser diente das Vieh, für wertvolle Dinge vor allem das Rind. Ein gewisses Maßsystem und eine mindestens bis 100 reichende Rechenkunst war ausgebildet. Aus dem Streben, den Handel

Digitized by Google

auch mit Angehörigen fremder Völker zu sichern, haben sich wichtige Kulturfortschritte ergeben. Der Handel hat das große Verdienst, den barbarischen Zustand der Rechtlosigkeit, des Krieges aller gegen alle überwunden zu haben. Auf primitiver Stufe wird der Stammfremde als Feind angesehen; der friedliche Verkehr des Handels gewährt ihm das Gastrecht, das ganz aus praktischen Bedürfnissen erwachsen ist. Damit werden aus den Erfordernissen des praktischen Lebens auch ethische Normen gewonnen.

Ehe und Familie sind eng mit der wirtschaftlichen Arbeit verknüpft, mit der Frau wird durch Kauf vor allem die wirtschaftliche Arbeitskraft erworben. Dem Manne allein steht die vornehme Aufgabe der Viehzucht zu, der geringer geschätzte Ackerbau und alle industrielle Arbeit ist Werk der Frauen. Manche Übereinstimmungen in den Hochzeitsgebräuchen indogermanischer Völker werden ein gemeinsames Besitztum der indogermanischen Gemeinschaft gewesen sein. Falls die primitive Form der Ehe die Raubehe ist, so war sie als rechtliche Form bereits beseitigt, mochte sie auch bisweilen — namentlich vom Kriegerstand oder aus Not — geübt werden. Nur einzelne Spuren in den Hochzeitsbräuchen erinnern an sie, vor allem wohl das übliche Widerstreben und Weinen der Braut. Die Ehe wurde in der indogermanischen Urzeit durch Brautkauf geschlossen. Für Werbung, Verlobung und Heirat waren bestimmte Formen ausgebildet. Die Form des Eheschlusses, der eigentliche Hochzeitsritus, war die Handergreifung, wahrscheinlich ein Symbol für die Besitzergreifung von seiten des Mannes. Nach einem gemeinsamen Festmahle bestieg das neue Paar in Gegenwart von Zeugen das Lager, womit die Ehe als abgeschlossen galt.

Die Form der indogermanischen Familie ist aus sprachlichen Tatsachen zu rekonstruieren. Sie war die „Großfamilie", in der auch verheiratete Söhne mit ihren Kindern eine Hausgenossenschaft bildeten. Die patriarchalische Verfassung, die unbeschränkte Oberhoheit des Familienhaupts entsprach dieser Form der Familie, die im Ahnenkult und in der Pflicht der Blutrache ihren religiösen und rechtlichen Ausdruck fand. Ein Verwandtschaftsverhältnis besteht nur von seiten der Frau zu den Angehörigen des Mannes, dagegen ist der Mann mit den Angehörigen der Frau nicht durch Verwandtschaft verbunden.

Die soziale Stellung der Frau wird weder rechtlich noch tatsächlich sehr hoch gewesen sein, obwohl man das aus dem Frauenkauf an sich nicht schließen kann. Doch war die Frau das Eigentum des Mannes, der mit unbeschränktem Recht über sie wie über die Kinder verfügen konnte. Die Polygamie hat tatsächlich wohl immer nur bei den Mächtigsten und Reichsten, und zwar bis tief in historische Zeiten hinein, bestanden. Die Einehe wird die Regel gewesen sein. Während Ehebruch der Frau mit Todesstrafe geahndet wurde, waren dem geschlechtlichen Verkehr des Mannes nur durch das Besitzrecht eines anderen Mannes Schranken gesetzt; Ehebruch konnte er nicht eigentlich begehen. Der Mann konnte die Frau verstoßen; von seiten der Frau war Ehescheidung unmöglich. Die Frau war im Grunde nichts anderes als die Gebärerin von Kindern. Ansehen genießt sie nur als Mutter von Söhnen, die Geburt einer Tochter gilt noch heute in Indien und bei den Südslawen als Unglück. Die Witwe hatte eine besonders unglückliche Stellung; wohl nur bei Vornehmen folgte sie dem Gatten in den Tod. Am Erbe des Mannes hatte sie keinen Anteil, sie trat unter die Vormundschaft des ältesten Sohnes oder eines Angehörigen des Mannes. Eine wiederholte Ehe war ausgeschlossen. Auch der Ausschluß der Frau von den Mahlzeiten der Männer zeigt den tiefen Abstand. Daneben freilich erscheinen andere Züge, vor allem ist die Teilnahme der Frau am Opfer ein Erfordernis.

Der Vater hatte unbeschränktes Recht über die Kinder, so daß er sie verkaufen, verschenken oder töten konnte; so war es überall noch in historischer Zeit. Die Tötung Neugeborener, namentlich die Aussetzung von Mädchen, ist eine weitverbreitete Erscheinung. Vielfach ist sie durch Mangel an Nahrung bei primitiver Wirtschaft verursacht. Inwieweit man hier aber von Bräuchen der Inder, Römer und Germanen auf die indogermanische Zeit schließen darf, ist zweifelhaft.

Welche rechtlichen Verhältnisse bei den Indogermanen bestanden haben, läßt sich mit Hilfe vergleichender rechtsgeschichtlicher Untersuchungen nur annähernd erschließen. Wir dürfen auch für sie einen Zustand annehmen, in dem rechtliche Beziehungen nur innerhalb der Stammesgemeinschaft bestanden. Ferner hat sich das Recht noch nicht von der Sitte losgelöst, es ist weder ethisch noch religiös begründet, sondern besteht als die überlieferte Ordnung der

Digitized by Google

Gemeinschaft. Erst langsam wird die Selbsthilfe von der das Recht vollziehenden Staatsgewalt aufgenommen, zunächst im Strafrecht, und auch hier nur bei Vergehen gegen die Gesamtheit.

Die festesten rechtlichen Normen sind die Ordnungen, die das Verhältnis einer Familie zu ihrem Oberhaupte bestimmen. Ein Privateigentum kannte man nicht, der Boden ist Eigentum des Stammes und wird an die einzelnen Familien verteilt, alles bewegliche Gut ist Besitz der Familie. Im Strafrecht steht es dem Verletzten zu, Rache zu üben. Die Blutrache ist der herrschende Zustand, doch wird sie schon früh durch Leistung einer Entschädigung — das Wergeld — abgelöst worden sein. Nur im Falle eines Verbrechens gegen die Gemeinschaft, wie Verrat oder Feigheit, trat die Staatsgewalt in Gestalt der Volksgemeinde strafend ein. Es gab als Strafform nur die Todesstrafe, die sofort nach dem ausgesprochenen Urteil, wahrscheinlich meist durch Steinigung, vollzogen wurde, falls der Angeschuldigte nicht aus dem Gebiet seines Stammes floh und damit rechtlos war. Die Verstoßung aus der Gemeinschaft in die Rechtlosigkeit ist der ursprüngliche Sinn der Verbannung. Freiheitsstrafen sind erst bei den einzelnen Völkern nachweisbar; sie haben sich wahrscheinlich aus dem Schuldrecht entwickelt. Gewisse Formen des gerichtlichen Verfahrens müssen in der Urzeit bestanden haben. Sicher kannte man den Eid, ursprünglich eine Verwünschung, ein Fluch des Aussagenden gegen sich selbst. Eine Steigerung des Eides war vielleicht der praktische Erweis der Wahrheit durch Feuer- oder Wasserproben im sog. Gottesurteil. Ob die Aussagen von Zeugen schon in indogermanischer Zeit benutzt wurden, ist nicht bestimmt zu sagen, aber es ist möglich. Einen Privatprozeß gab es nicht, für persönliche Unbill trat Selbsthilfe, im äußersten Falle die Blutrache ein. Die weitere Rechtsentwicklung besteht darin, daß die staatliche Gemeinschaft in immer weiterem Maße die Entscheidung der Streitfälle an sich zieht, daß die staatliche Rechtsprechung alle Selbsthilfe in sich aufnimmt.

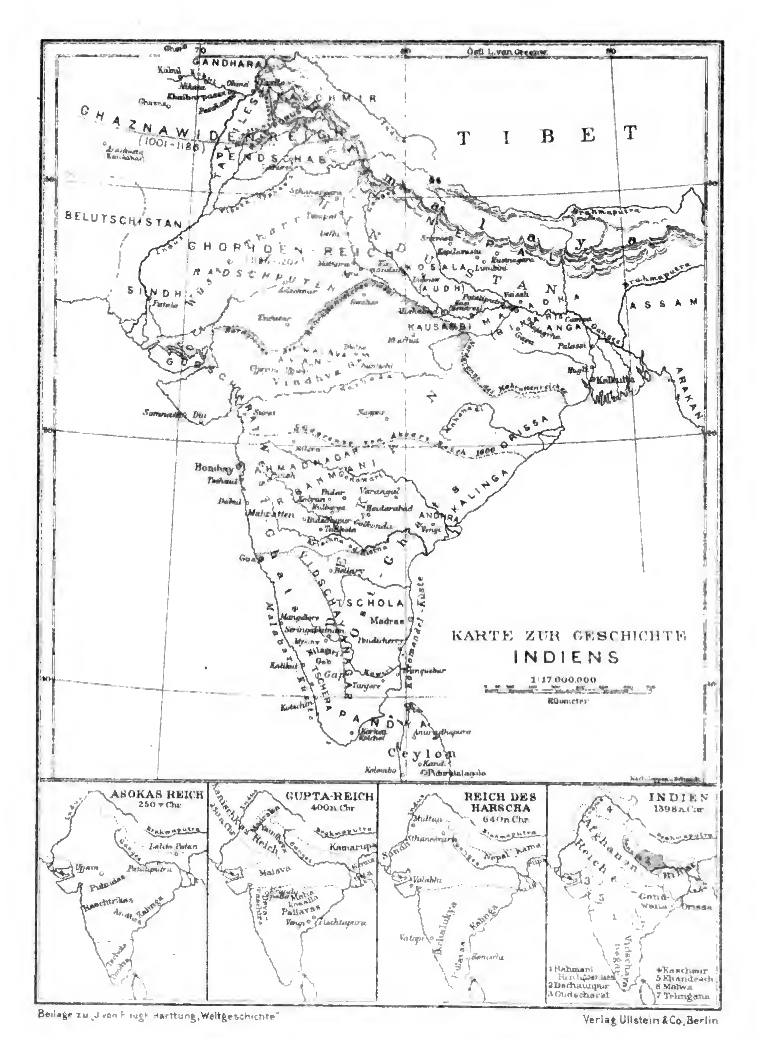
Wir würden vom geistigen und sittlichen Dasein der Indogermanen weit mehr wissen, wenn wir es wagen dürften, umfassendere Aussagen über die Religion der indogermanischen Zeit zu machen. Die religiösen Vorstellungen und der Mythenbestand sind aber schwer erkennbar, weil mit Übereinstimmung der Namen, die überdies selten ist, durchaus keine sachliche Übereinstimmung gesichert ist. Wo aber die gleichen Vorstellungen erhalten sind, da können sie durch analoge Sonderentwicklung geschaffen sein; nur ein Teil übereinstimmender Vorstellungen wird aus gemeinsamem Ursprung erklärt werden müssen. Wesentlich ist, daß die Indogermanen neben den Gottheiten einer primitiven Kulturstufe, den Schutzgöttern der Verbände und Stämme, als Hauptgott eine kosmische Gottheit, den Himmelsgott, verehren (indisch Djâus, Zeus, Jupiter, Ziu). Er ist eine durchaus universelle Größe, der die Welt regiert, Fruchtbarkeit spendet und im Gewitter seine Macht bekundet. Er wird als Schöpfer aller Wesen „Vater" genannt. Der Universalismus des Göttlichen ist für das religiöse Denken des Indogermanen entscheidend. Dieser gemeinsame geistige Besitz der Indogermanen weist darauf hin, daß die indogermanischen Stämme eine nahe verbundene Gemeinschaft, daß sie ein historisches Volk bildeten.

Neben dem Himmelsgott steht bei allen indogermanischen Völkern die Erde, die Gattin des Himmelsgottes, als mütterliche Gottheit. Ein Bestand uralter Religion ist die Verehrung des Feuers, das den Mittelpunkt des Hauswesens bildet. Als Herdgöttin schirmt Vesta das Haus; bei den Indern erscheint das Opferfeuer als die große, selbst die Götter bezwingende Macht. Ein Gewittergott, der litauische Perkūna, kann indogermanischen Ursprungs sein, wahrscheinlich auch das göttliche Brüderpaar, die Dioskuren. Daneben mögen zahlreiche Dämonen gestanden haben, die mit den Wechselfällen des menschlichen Lebens verknüpft waren. Andere Gestalten haben ihren Ursprung in Naturerscheinungen, hierher gehört der Sonnengott (Helios, Sol), der Mondgott und die Göttin der Morgenröte (Uschas, Eos, Aurora).

Vom Kultus der Götter wissen wir nichts; sicher gab es keine Tempel und keine Götterbilder. Der Priester aber wird als Zauberer vorhanden gewesen sein; er versteht die Götter durch Zaubersprüche und magische Wandlungen zu beeinflussen. Aus diesem uralten Zauberer ist zuletzt der indische Brahmane als Opferpriester hervorgegangen.

Wo ein Volk Götter als individuell gestaltete Wesen kennt, da legt sich um sie ein Kranz von Erzählungen, den Mythen. Der Mythus ist eine Schöpfung der Phantasie, in ihm

Digitized by Google



Beilage zu J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte
Verlag Ullstein & Co, Berlin

Digitized by Google

[illegible] das Recht vollziehenden Staatsgewalt [illegible] bei Vergehen gegen die Gesamtheit.

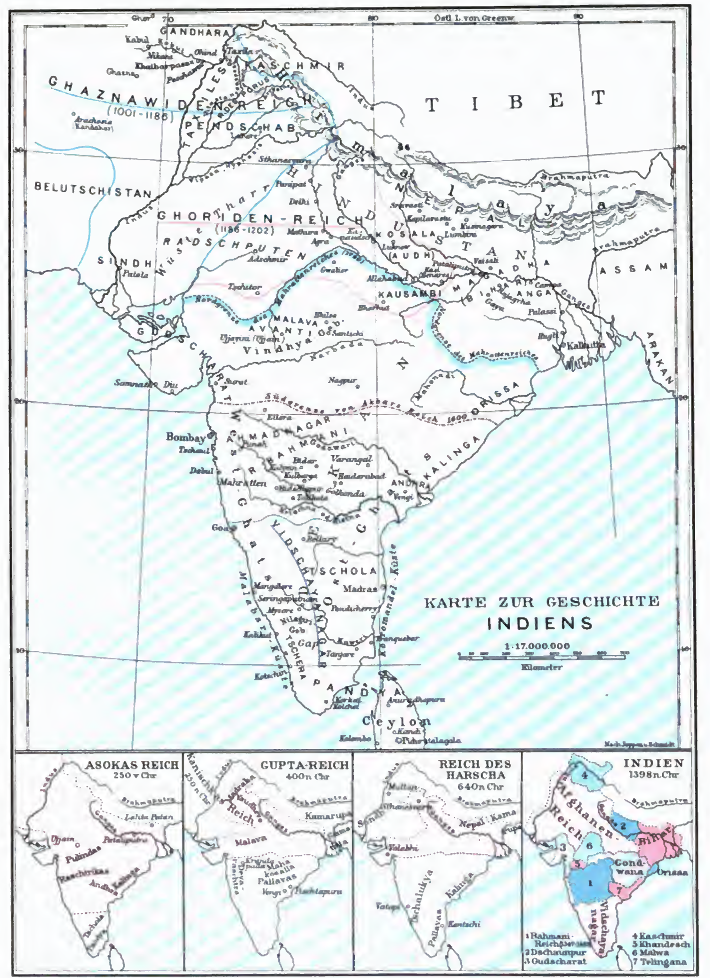
[illegible], die das Verhältnis einer Familie [illegible] kannte man nicht, der Boden ist Eigen[illegible] alles bewegliche Gut ist Besitz [illegible] Rache zu üben. Die Blutrache ist der [illegible] einer Entschädigung — das Wer[illegible] eines Verbrechens gegen die Gemeinschaft, wie [illegible] der Volksgemeinde strafend ein. Es [illegible] nach dem ausgesprochenen Urteil, wahr[illegible] falls der Angeschuldigte nicht aus dem [illegible] war. Die Verstoßung aus der Gemeinschaft [illegible] der Verbannung. Freiheitsstrafen sind erst bei [illegible] sich wahrscheinlich aus dem Schuldrecht ent[illegible] Verfahrens müssen in der Urzeit bestanden haben. [illegible] eine Verwünschung, ein Fluch des Aussagenden gegen [illegible] der praktische Erweis der Wahrheit durch [illegible] Gottesurteil. Ob die Aussagen von Zeugen schon in indo[illegible] bestimmt zu sagen, aber es ist möglich. Einen [illegible] trat Selbsthilfe, im äußersten Falle die Blut[illegible] besteht darin, daß die staatliche Gemeinschaft in [illegible] der Streitfälle an sich zieht, daß die staatliche Recht[illegible]

[illegible] sittlichen Dasein der Indogermanen weit mehr wissen, [illegible] Aussagen über die Religion der indogermanischen [illegible] Vorstellungen und der Mythenbestand sind aber schwer er[illegible] der Namen, die überdies selten ist, durchaus keine sach[illegible] ist. Wo aber die gleichen Vorstellungen erhalten sind, da [illegible] Sonderentwicklung geschaffen sein; nur ein Teil übereinstimmender [illegible] gemeinsamem Ursprung erklärt werden müssen. Wesentlich ist, daß [illegible] Gottheiten einer primitiven Kulturstufe, den Schutzgöttern der [illegible] als Hauptgott eine kosmische Gottheit, den Himmelsgott, verehren [illegible], Ziu. Er ist eine durchaus universelle Größe, der die Welt [illegible] und im Gewitter seine Macht bekundet. Er wird als Schöpfer [illegible]. Der Universalismus des Göttlichen ist für das religiöse Denken [illegible]. Dieser gemeinsame geistige Besitz der Indogermanen weist [illegible] die indogermanischen Stämme eine nahe verbundene Gemeinschaft, daß sie [illegible] bildeten.

[illegible] Himmelsgott steht bei allen indogermanischen Völkern die Erde, die Gattin [illegible], als mütterliche Gottheit. Ein Bestand uralter Religion ist die Verehrung [illegible] den Mittelpunkt des Hauswesens bildet. Als Herdgöttin schirmt Vesta das [illegible] erscheint das Opferfeuer als die große, selbst die Götter bezwingende [illegible] der litauische Perkūna, kann indogermanischen Ursprungs sein, wahr[illegible] das göttliche Brüderpaar, die Dioskuren. Daneben mögen zahlreiche Dämonen [illegible] haben, die mit den Wechselfällen des menschlichen Lebens verknüpft waren. Andere [illegible] haben ihren Ursprung in Naturerscheinungen, hierher gehört der Sonnengott (Helios, [illegible], der Mondgott und die Göttin der Morgenröte (Uschas, Eos, Aurora).

Vom Kultus der Götter wissen wir nichts; sicher gab es keine Tempel und keine Götter[illegible] aber wird der Zauberer vorhanden gewesen sein; er versteht die Götter durch Zauberworte und [illegible] Handlungen zu beeinflussen. Aus diesem uralten Zauberer ist zuletzt der [illegible] Opferpriester hervorgegangen.

Wo ein Volk [illegible] gestaltete Wesen kennt, da legt sich um sie ein Kranz von Erzählungen, [illegible]. Der Mythus ist eine Schöpfung der Phantasie, in ihm



Beilage zu „J. von Pflugk-Harttung, Weltgeschichte" Verlag Ullstein & Co, Berlin

entfaltet sich vor allem die Dichtung. Sicher hatten die Indogermanen Mythen, Sagen und Märchen. Neben den Göttergeschichten bilden sich rein menschlich gedachte Sagenstoffe aus.

Neben dem Zug zum Universalismus, der dem religiösen Denken der Indogermanen eigen ist, tritt eine großartig gestaltende Phantasie und eine tiefe, innerliche Naturauffassung hervor. Am tiefsten aber enthüllt sich indogermanisches Wesen wohl in den großartigen Sagendichtungen, die ein tragisches Motiv behandeln. In ihnen enthüllt sich eine Lebensbewertung, die nur möglich ist, wo die Persönlichkeit als eigener Wert und in ihrer Auseinandersetzung mit der Welt das tragische Geheimnis des Lebens in tiefsinnigem Ahnen erfaßt wird. Hier sind die Grundkräfte sichtbar, die sich im Denken und in der Kunst indogermanischer Völker voll entfaltet haben. Der Zug zum Universellen bestimmt die Kultur der Indogermanen ebenso wie ihre Religion; und die höchsten Individualitäten, die aus indogermanischen Völkern erwachsen sind, verkünden in ihrem Schaffen dieses Streben zum Universellen, zur Erfassung aller Seiten der Welt und des Lebens. Eine Philosophie von dieser Spannweite des Denkens haben nur Denker indogermanischer Völker geschaffen. Ein ganz anderes Verhalten zeigen etwa die großen Geister der semitischen Völker: Sie stellen einen beherrschenden Gedanken hin und machen ihn zur Norm für das Weltganze, für alles Leben. Deshalb sind die großen Religionsstifter aus semitischem Geiste hervorgewachsen. Und wenn es erst gelungen sein wird, das chinesische Denken zu verstehen, so wird sich auch hier eine ganz andere Lebensrichtung und Wesensart enthüllen. Es scheint, daß hier innere Geschlossenheit und eine Begrenzung des Denkens auf die reale Welt im Gegensatz zu der freien und universellen Richtung der Indogermanen überwiegen.

Neben den gemeinsamen Grundkräften des Volkstums kommt freilich die aus den Bedingungen des geschichtlichen Lebens erwachsene Besonderheit der einzelnen Völker zur Geltung, am meisten bei den Indern. Sie haben in ihrer Isolierung mehr als alle andern ein Sonderwesen ausgebildet. Ungleich reiner treten die indogermanischen Charakterzüge bei den Europäern hervor. Vor allem ist hier die Schätzung der Persönlichkeit und das Selbstbewußtsein des Individuums kräftig entfaltet. Wohl haben Inder und Iranier, namentlich in den Verkehrsformen, die orientalische Herabsetzung der Persönlichkeit aufgenommen. Aber doch tritt auch bei ihnen oft genug in Denken und Empfinden der selbstbewußte Individualismus hervor. Mit diesen unmittelbar gegebenen Anlagen treten die Völker als wirkende Mächte in die Geschichte ein; wir sehen als unzweifelhaft bestehend die Tatsache an, daß Völker und Rassen mit eigenartigen geistigen und sittlichen Wesenszügen ausgerüstet sind. Wie sie diese aber gewonnen haben, was die Grundlagen dieser Erscheinung sind und worin ihr Wesen besteht, das werden wir wahrscheinlich niemals zu sagen vermögen. In Völkern bleibt, wie in Einzelnen, ein „Anonymes", das doch den innersten Kern ihres Lebens bildet.

2. Die Arier.

Bevor Inder und Iranier als geschichtliche Völker in ausgebildetem Sonderleben hervortreten, haben sie längere Zeit als Gemeinschaft gelebt, die als Sprach- und Kulturgemeinschaft historisch erkennbar ist. Beide Völker haben ihren Stammesnamen „Arier" bewahrt (altind. arya, altpers. ariya, awest. airyo), und nur Inder und Perser darf man deshalb als „Arier" bezeichnen. Von Norden her wird das arische Urvolk in Iran eingedrungen sein. Während eine östliche Gruppe über den Hindukusch in das Fünfstromland einwanderte und hier seine Sonderbildung — als Inder — erfuhr, blieb der westliche Zweig der Arier in Iran und verbreitete sich weit nach Westen, besetzte Medien und drang weiter westwärts bis nach Syrien vor. Die ältesten Sitze indogermanischer Stämme in Asien mögen im Gebiete des Oxus und in den angrenzenden Gebirgen gesucht werden. Wir werden diese Stämme in West-Turkestan für ein aus der indogermanischen Einheit abgewandertes Volkstum ansehen müssen; wahrscheinlich saßen hier die Vorfahren, die späteren „Arier".

Den Namen Arier finden wir im Veda und Avesta als älteste Selbstbezeichnung der beiden engverwandten Völker, und zwar schließt er einen Gegensatz zu nichtarischen Völkern in sich. Im Rigveda werden besonders häufig Indra und Agni als die Beschützer der Aryas

Digitized by Google

angerufen, während sie deren Feinde, die Dasas oder Dasyus, vernichten sollten. Der Kampf der eindringenden Inder mit der widerstandsfähigen und kaum weniger zivilisierten Urbevölkerung Indiens klingt hier in der ältesten religiösen Dichtung durch; denn unter den Dasas können nur die Urvölker Indiens verstanden werden. Der Name Arya ist in Indien immer Bezeichnung der überlegenen Rasse geblieben. Im Avesta begegnen wir der gleichen Volksbenennung in der Form airya; auch hier werden den „arischen Stämmen" (airyao dainhavo) die nicht-arischen Völker (an-airyao dainhavo) gegenübergestellt. Als Landesname des Gebietes, in dem die Verehrung Ahuramazdas verbreitet war, tritt Airya auf. Mit Hilfe der persischen Inschriften und griechischer Geographen vermögen wir die Ausbreitungen dieses Namens näher zu bestimmen. Darius nennt sich in der großen Inschrift von Behistan einen „Arier von arischer Abstammung". Als mit den Sassaniden wieder ein persischer Nationalstaat entstand, bezeichnete sich die herrschende Dynastie wiederum als die „Könige der arischen und nicht-arischen Völker". Die alte Benennung des herrschenden Volkes ist bis zur Gegenwart in Iran erhalten.

Es würde für die Erkenntnis des arischen Geistes wie für die Art ihres geschichtlichen Auftretens von Wert sein, wenn wir sicher wüßten, wie die Selbstbezeichnung der Arier entstanden ist, was sie ursprünglich bedeutete. Leider versagt die Etymologie, auch wenn sie richtig bestimmt ist, vielfach insoweit, als sie nur zu einem Begriff hinführt, aber den vollen geschichtlichen Gehalt, die lebendige Funktion eines Wortes durchaus nicht immer zu erreichen vermag. Wenn die Erklärung zutrifft, daß „Arier" die Vornehmen, die Herren bedeutet, so mag der Name bekunden, daß diese Völker als Eroberer in ihre geschichtlichen Wohnsitze eindrangen. Nach anderer Erklärung könnte er das Volk als Ackerbautreibende bezeichnen.

Zwei verschiedene Völkerbewegungen, die nach Ausgangsgebiet wie Richtung der Wanderung voneinander völlig zu trennen sind, haben indogermanische Völker nach Asien geführt. Die ältere dieser Bewegungen geht vom Gebiet des Oxus und Jaxartes aus, sie erreicht Baktrien, verbreitet sich von hier über das westliche Iran nach Medien und Persien und weiter in das nördliche Mesopotamien, sie führt endlich einen Strom in das nordwestliche Indien. Es ist die arische Wanderung, aus der die Iranier und Inder hervorgegangen sind.

Die zweite Bewegung führte indogermanische Völker von Westen her nach Kleinasien. Hier lebte bis ins 12. vorchristliche Jahrhundert eine nicht-indogermanische Bevölkerung. Ihre Kultur tritt uns in den Denkmälern Trojas, Phrygiens, Cyperns und Kretas entgegen. Im Hettiterreich sehen wir die Höhe ihrer staatlichen Macht. Durch eine große indogermanische Wanderung ändert sich das Bild im Anfang des 12. Jahrhunderts. Aus ägyptischen Berichten und Bildern unter Ramses III. ersehen wir, daß diese Bewegung auch über See ging. Vor allem aber gingen die den indogermanischen Thrakern nahe verwandten Phryger nach Kleinasien, dessen Mitte sie besetzten. Durch diese indogermanische Invasion ist das Hettiterreich zugrunde gegangen.

Die arische Einwanderung dagegen ist viel früher erfolgt. Ihre Anfänge mögen bis gegen 2000 v. Chr. zurückreichen. Das Erscheinen der Arier wird durch das Auftreten des Pferdes im Bereiche der westasiatischen Kultur bezeichnet; offenbar brachen die Arier als ein im Steppengebiet heimisches Reitervolk zunächst wohl auf Raubzügen in Asien ein, ähnlich wie Hunnen, Ungarn und Mongolen in Europa. Dem Gesetzbuch des Hammurabi (um 1900) ist das Pferd noch unbekannt; wenig später muß es bekannt geworden sein. Die Bezeichnung des Pferdes im Babylonischen als „Esel des östlichen Berglandes" zeigt, daß es aus Iran nach Westasien gekommen ist.

Die Ausbreitung der Arier läßt sich gleichzeitig auch in Tatsachen der westasiatischen Staatengeschichte erkennen. Schon die politische Korrespondenz Amenophis III. (um 1400) und Amenophis IV. (um 1350) mit Königen westasiatischer Staaten und mit ihren Vasallen in Syrien enthält eine Reihe von Namen arischen Gepräges. Boten schon die Tafeln von Tell el-Amarna die rein iranischen Namen Artatama, Artaschuwara, Schutarna und Duschratta, so treten uns in den Urkunden des Cheta-Reiches als Schützer der Verträge die Götter Mithra, Varuna und Indra entgegen, daneben die Zwillingsgötter, die Nasatya, die mit den Asvins der Inder zu identifizieren sind. Damit haben wir den unzweifelhaften Beweis, daß

Digitized by Google



Löwenjagd. Hettitisches Relief aus Saktschegözü. Original im Königlichen Museum zu Berlin.

im Reiche der Mitani eine arische Dynastie die Herrschaft gewonnen hatte. Den Stammbaum ihrer Könige können wir schon jetzt von Duschratta (um 1400) um drei Generationen rückwärts bis auf Sauschschata zurückverfolgen. Um 1500 also, vielleicht aber schon weit früher, haben Arier im nordwestlichen Mesopotamien eine Herrschaft von ansehnlicher Macht begründet. Sie müssen damals schon aus Iran vorgedrungen sein. So werden wir vielleicht zwischen 1800 und 1600 das Vordringen der Arier in Iran ansetzen müssen. Vermutlich schon früher haben sich andere arische Stämme nach dem Industal gewandt, wo wir ihnen als dem Volke des Veda wiederbegegnen werden. Es ist damit für die vedische Zeit ein wichtiger Anhaltspunkt gewonnen: Die Geschichte der arischen Inder kann nicht bis in das fünfte Jahrtausend zurückreichen; erst gegen 2000 mag die Einwanderung der Arier in Indien erfolgt sein.

Daß die arische Gemeinschaft der Iranier und Inder bis in ziemlich junge Zeit herabreicht, zeigt die weitgehende Übereinstimmung in Sprache und Sitte, in Religion und Kultur, sowie in stilistischen und metrischen Formen der Literatur. Ein einheitliches arisches Urvolk ist keine Hypothese, wie das indogermanische Urvolk, sondern eine geschichtlich erkennbare Größe. Daß Inder und Iranier in ihrer Sonderentwicklung sich kulturell und geistig weit voneinander entfernt haben, ist zunächst aus den grundverschiedenen natürlichen Lebensbedingungen zu erklären, die besonders für die indische Kultur zu einer Macht von tief eingreifender Wirkung wurden. Daneben ist die entgegengesetzte Richtung der religiösen Entwicklung entscheidend geworden. Im 17. Jahrhundert bestand noch eine weitgehende sprachliche und religiöse Einheit der Arier; die Götter von Mitani sind dieselben Gestalten wie die Hauptgötter der vedischen Inder. Aus der Volksreligion ist in beiden Gebieten eine spekulative Religion geworden; aber während die indische Entwicklung in der Theorie vom Wesen des Opfers, in der Theologie und Mystik des Brahmanismus ausgeht, führt Zarathustras Reform zu einer ethisch normierten, praktisch und sozial bestimmten Religion.

Die Trennung der Inder und Iranier hat zu dieser gegensätzlichen Entwicklung geführt, die aus gemeinsamer Anlage tiefgreifende Unterschiede der Kultur, des geistigen Daseins, insbesondere der Religion, herausbildete. Aus der gemeinsamen Anlage zu spekulativer Weltbetrachtung und dem Vermögen abstrakter Vorstellungen entwickeln die Inder, indem sie das Ich in den Mittelpunkt rücken, einen Pantheismus, für den die Welt als Erscheinungsform des Bewußtseins völlig aufgehoben wird. Was die tropische Fülle dem Inder gestattete, versagte der härtere Boden Irans seinen Bewohnern. Die Realität der Welt trat dem Iranier in täglicher Arbeit fühlbar nahe, die Hingabe an das praktische Leben und seine Aufgaben gestaltete die Götter zu ethischen Größen und stellte den Menschen unter sittliche Ordnungen.

Digitized by Google

Niemand kann ohne praktische Arbeit an den Segnungen der Götter teilnehmen. Verneinung und absolute Aufhebung der Welt und des Lebens ist dagegen das Ideal der indischen Spekulation, das die indische Askese auch praktisch zu erfüllen gesucht hat. In der persischen Mystik, im Sufismus, herrscht dagegen bei allem Streben nach Weltüberwindung ein höchstes positives Ideal, die mystische Vereinigung mit der Gottheit, deren Hülle die Welt ist. Auch in den staatlichen Schöpfungen der Inder und Iranier bekundet sich dieser Gegensatz. Der indische Individualismus hat es verhindert, daß die Arier in Indien einen nationalen Staat schufen. Die indische Staatenfülle ist eine Schöpfung der Geschlechter des Adels. Die Macht des Geschlechts oder die Kraft einzelner Persönlichkeiten gibt den indischen Staaten Bestand und Eigenart. Der indische Staat ist eine Despotie ohne politisches Leben der Nation.

3. Geographie und Volkstum Indiens.

Der Schauplatz der indischen Geschichte und Kultur ist, wenn wir von den indischen Einflüssen in Hinterindien, im malayischen Archipel und Ostasien absehen, zu allen Zeiten auf die vorderindische Halbinsel und das zugehörige Ceylon beschränkt gewesen. Durch Jahrtausende hat der Zusammenhang der Landesnatur und des Volkes das geschichtliche Leben bis in seine Tiefen bestimmt. Selten mag eine hochentwickelte Kultur und ein ausgeprägter, höchst eigenartiger Volkscharakter so stark durch die natürlichen Lebensbedingungen beherrscht sein.

Indien steht außerhalb des Zusammenhanges, der den Aufbau des asiatischen Kontinents bestimmt. Asiens gesamter Gebirgsbau ist ein gewaltiges System von Faltengebirgen, das mit dem europäischen Alpensystem in Zusammenhang zu stehen scheint. Während die hinterindische Halbinsel und der ihr zugehörige malayische Archipel mit dem asiatischen Gebirgssystem in unmittelbarem Zusammenhang stehen, bildet Vorderindien in seinem Kern ein ungefaltetes Hochland, dessen Ränder die Einbruchsgrenzen des Persischen und Bengalischen Meeres sind.

Das südliche Tafelland trägt durchaus afrikanischen Charakter. Erst durch die Bildung der jungen Alluvialebene der nordindischen Ströme ist dieses alte Hochland mit dem asiatischen Kontinent verbunden worden. Auch in seinen Lebensbedingungen bildet Vorderindien das Übergangsgebiet zwischen dem tropischen Afrika und Arabien und dem asiatischen Tropengebiet des malayischen Archipels.

Aus der erdgeschichtlichen Bildung ergibt sich die natürliche Teilung der vorderindischen Halbinsel in das nördliche Tiefland von Hindustan und Bengalen und das südliche Tafelland des Dekkan. Beide Gebiete sind durch einen beträchtlichen Unterschied der Höhe gekennzeichnet.

In der nordindischen Tiefebene sind das westliche Gebiet des Indus und das östliche des Ganges in ihrer Naturbeschaffenheit wesentlich verschieden. Nachdem der Indus aus dem Gebirge in die Ebene getreten ist, nimmt er von rechts den Kabulfluß auf, der den historischen wichtigen Zugang zu Indien vom Westen her bildet. Von links erhält er die vereinigten fünf Ströme, die das fruchtbare Tiefland des Pendschab bilden. In diesem Gebiete sowie in den Tälern der angrenzenden Gebirge werden wir die Anfänge der arischen Geschichte in Indien suchen dürfen.

Im Gegensatz zum Westen ist die östliche Tiefebene von Hindustan ungemein wasserreich; sie wird nicht nur von den zahlreichen großen Strömen, die vom Himalaya und aus Tibet kommen, durchzogen, sondern empfängt überdies, zumal in Assam, in der Regenzeit die stärksten Niederschläge. Im Verein mit dem Feuchtigkeitsgehalt erzeugt die hohe Temperatur des Landes eine Überfülle des Lebens. In dieses Gebiet sind die Arier früh eingedrungen, hier hat sich die Eigenart des indischen Wesens gestaltet, und in diesen Naturverhältnissen wurzelt die indische Kultur, die in vielem ein Spiegelbild ihrer natürlichen Umgebung ist. Seit alters gibt es hier große und blühende Städte. Hindustan ist stets ein sehr dicht bevölkertes Land gewesen. Der Ganges bildet als gewaltiger Strom die Hauptbahn des Verkehrs; die großen Städte Indiens, denen vielfach eine besondere kulturhistorische oder politische Bedeutung eigen ist, liegen am Ganges, so die alte Residenz des Großmoguls Delhi, Agra, Allahabad, berühmt als Wallfahrtsort, Benares, die heilige Stadt der Inder und die Zentrale brahmanischer Bildung.

Digitized by Google



Himalayalandschaft, Panorama von Sandapphu aus gesehen. Nach Boeck, Himalayaalbum.

Als Südrand des indischen Tieflandes und als Südgrenze der arischen Bevölkerung ist das Vindhya-Gebirge zu betrachten. Das Hochland südlich bis zur Godawari bezeichnen wir als Zentralindien; es ist ein von öden Felsplateaus gebildetes Hochland, das kaum Ackerbau gestattet und nur Weideplätze bietet.

Das eigentliche Dekkan ist ein etwa 800 m hohes Tafelland mit hohen Randgebirgen, im Westen erheben sich Westghats an der Malabarküste bis zu 2700 m im Anamali. Wie sich das Tafelland nach Osten neigt, so sind auch die Ostghats an der Koromandel-Küste erheblich niedriger; sie steigen im Devodi Munda nur bis 1645 m. Den Ostghats ist eine 150 m breite wasserreiche Niederung vorgelagert. Diese Küste ist ein altes Kulturgebiet durch Verkehrsbeziehungen nach Osten. Das innere Hochland erhält wenig Niederschläge, da die Westwinde ihren Wassergehalt zum größten Teil an den Westghats niederschlagen lassen. Daraus ergibt sich der Steppencharakter des innersten Hochlandes. Den Abschluß nach Süden bildet das Nilagiri-Gebirge; südlich von ihm zieht eine tiefe Senkung, das Gap. Der größte Strom des Dekkan ist die Godawari, die eine breite Ebene in der Steppe des Hochlandes bildet. Durch das Felsplateau bricht die Krischna oder Kistna ihren Lauf, erst im Delta ist sie schiffbar. Der Süden entsendet als Hauptstrom die Kaweri. Der landschaftliche Charakter des Dekkan ist im Innern gleichförmig; vorherrschend ist die Form der Savanne mit vereinzelten Bäumen und zahllosen Wassertümpeln, an den Flüssen bilden sich Dschungeln aus Rohr. Der Boden ist gewellt oder hügelig, überall gedeihen hier Palmen.

Mit Süd-Indien steht Ceylon in engem Zusammenhang, es ist ein losgelöstes Stück des Hochlandes; die Adamsbrücke, eine klippenreiche Sandbank, deutet die alte Verbindung an. Den Kern der Insel bildet ein terrassenförmig aufsteigendes Gebirge, das im Pidurutagalla (2536 m) gipfelt. Ceylon ist in Klima und Vegetation ein rein tropisches Gebiet.

Die Völkerwelt Indiens bietet ein mannigfaltiges Bild; ganz verschiedene Rassen stehen hier nebeneinander. Reste der Urbevölkerung bilden den ältesten Bestandteil, eingewanderte Völker verschiedenen Ursprungs haben sich in mehrfachen Schichtungen über sie gelagert. Die Bevölkerung Vorderindiens — abgesehen von Ceylon — kann zunächst in vier große Gruppen geordnet werden. Im Norden sitzen in den Abhängen des Himalaya Völker tibetanischen Ursprungs, die aus Hochasien eingedrungen sein werden. Sie reden einsilbige, dem Tibetischen verwandte Sprachen. Aus der indischen Überlieferung wissen wir, daß die einwandernden Arier in langen Kämpfen mit einer dunkelfarbigen älteren Bevölkerung das Land erobert

Digitized by Google

haben. Die Reste dieser Urbevölkerung sind die im Vindhya-Gebirge sitzenden Munda oder Kolarier. Es sind kleine und kulturarme Stämme; andere ihnen verwandte Stämme sind die Kolh im Berglande südwestlich von Kalkutta. Fast das ganze Dekkan bewohnen die zahlreichen Dravidavölker, etwa 56 Millionen, von denen mehrere eine von indischen Einflüssen abhängige Kultur gewonnen haben. Die Dravidas stehen in ihrer körperlichen Erscheinung den Mundas vielfach nahe, beide haben dunkle, bisweilen schwarze Hautfarbe und schwarzes Haar. Bei den Mundas herrscht indes ein Typus mit breiter Nase, während die Dravidas oft einen feineren Typus mit schmaler Nase aufweisen. Auch sprachlich sind Mundas und Dravidas völlig geschieden. Wahrscheinlich sind die Dravidas eine aus mannigfachen Mischungen hervorgegangene Rasse. Auch sie haben ehemals ein weites Verbreitungsgebiet in Nordindien bis nach Iran innegehabt. Von den Ariern sind sie in den Süden und in den Norden Ceylons zurückgedrängt worden. Eine Verwandtschaft der dravidischen Sprachen mit einem anderen Sprachstamm ist bisher nicht erwiesen.

Eine Gruppe der Dravidasprachen hat sich zu Kultursprachen ausgebildet und ist zu literarischem Besitz gelangt. Die Hauptsprache ist die der Tamilen (17 Mill.), die auch nach Ceylon hinübergreift, im Westen davon schließt sich das Malayalam (6 Mill.), im Norden das Telugu (20 Mill.) und westlich von diesen das Kanaresische (10 Mill.) an. Tamil und Malayalam sind eng verwandt; in der Literatur wird eine altertümliche Sprachform benutzt. Die Literatur des Telugu reicht ins 11. Jahrhundert zurück, die ältesten kanaresischen Denkmäler gehören mindestens dem 10. Jahrhundert an. Neben den dravidischen Kulturvölkern stehen zahlreiche barbarische Stämme, wie die Todas. Als sicher erscheint, daß die Dravidas in Indien eingewandert und, von den Ariern südwärts gedrängt, mit der schwarzen Urbevölkerung verschmolzen sind.

Die jüngste Schicht der indischen Bevölkerung sind die Arier, die sich vom Nordwesten her als Eroberer ausgebreitet haben. Die Zeit ihrer Einwanderung ist schwer zu bestimmen; als die Lieder des Rigveda entstanden, haben sie zwar noch gegen die Ureinwohner gekämpft, hatten aber bereits die Herrschaft gewonnen. Die indischen Arier waren kein einheitliches Volk; sie waren vielmehr in zahlreiche Stämme unter Königen gegliedert. Schon die arischen Einwanderer werden deshalb eine in Dialekte gegliederte Sprache geredet haben, aus der nicht nur die verschiedenen Stufen der geschichtlichen Sprachbildung hervorgegangen sind, in der auch die große Mannigfaltigkeit der arischen Dialekte wurzelt, die sich in ihrer Eigenart immer stärker entfaltet haben.

Die älteste Gestalt des Indischen liegt in den Liedern des Rigveda vor; schon hier ist eine sehr altertümliche Züge bewahrende, in priesterlichen Kreisen gepflegte Literatursprache geschaffen. Der Volksdialekt, der ihr zugrunde liegt, wurde im nordwestlichen Indien gesprochen; er stand der Sprache der Iranier noch sehr nahe. In dem Reichtum der Formen bekundet sich die Altertümlichkeit der Sprache der Veden.

Der Übergang zu der klassischen Literatursprache, dem Sanskrit, bildet bereits die Sprache in den jüngsten Hymnen des Rigveda und im Atharvaveda. Die Prosawerke der nachvedischen Zeit, die Brahmanas und Upanischaden, zeigen die ältere Gestalt des Sanskrit. Von dem Grammatiker Panini (ca. 350 v. Chr.) ist es in feste Regeln gefaßt worden. Schon die indische Bezeichnung dieser Sprache als Sanskrit deutet ihren Charakter an; das Partizip samskrta bedeutet „zurechtgemacht, geregelt, vollkommen, heilig“. Es bezeichnet die vornehme Hoch- oder Literatursprache im Gegensatz zum Prakrit, von prakrta „ursprünglich, natürlich, gewöhnlich“, womit die Volksdialekte bezeichnet werden. Keineswegs war das Sanskrit, wenn es auch als literarische Sprache grammatisch fest geregelt war, eine tote Sprache. Der Grammatiker Patandschali (2. Jahrhundert v. Chr.) bezeugt, daß es nicht nur von gelehrten Brahmanen, sondern von allen Gebildeten gesprochen wurde. Im indischen Drama, das hierin ein Spiegelbild des wirklichen Lebens ist, sprechen der König, Vornehme und Brahmanen Sanskrit, während Personen aus dem Volk und Frauen Volksdialekte reden. Nur Hetären und Nonnen sprechen auch Sanskrit, da ihnen allein eine höhere Bildung eigen ist. Eine Volkssprache war das Sanskrit so wenig wie das homerische Griechisch; es war und ist noch heute die Hochsprache der Gebildeten aller Kreise.

Das natürliche Leben der Sprache entwickelte sich aber in den arischen Volksdialekten. Als „Mittelindisch“ werden die zahlreichen Volkssprachen bezeichnet, die in Inschriften wie in dialektischer Literatur auftreten. Sie stammen nicht etwa vom Sanskrit ab, sondern sind

Digitized by Google



Der Tadsch-i-Mahal bei Agra. Photographische Aufnahme.

Fortbildungen alter Volkssprachen, die neben der Hochsprache bestanden. Zu bedeutenden Literatursprachen sind einige dieser Dialekte dadurch geworden, daß in ihnen die heiligen Schriften religiöser Sekten abgefaßt sind. An erster Stelle steht das Pali, die Sprache des buddhistischen Kanons und die Kirchensprache der Buddhisten. Der Name „Pali" bedeutet „Ordnung, Regel", danach auch „heiliger Text".

Auch die religiöse Sekte der Dschainas hat ihr heiliges Schrifttum in mittelindischen Volksdialekten niedergelegt. Die älteren Teile des Kanons sind in dem sogenannten Dschaina-Prakrit geschrieben, die jungen Kommentare und die Dichtung der Dschainas in Maharaschtri. Dieser Dialekt, die Sprache des Landes der Marathen, ist das literarisch mustergültige Prakrit geworden. Namentlich in der Lyrik wie für lyrische Stellen im Drama wurde es verwendet.

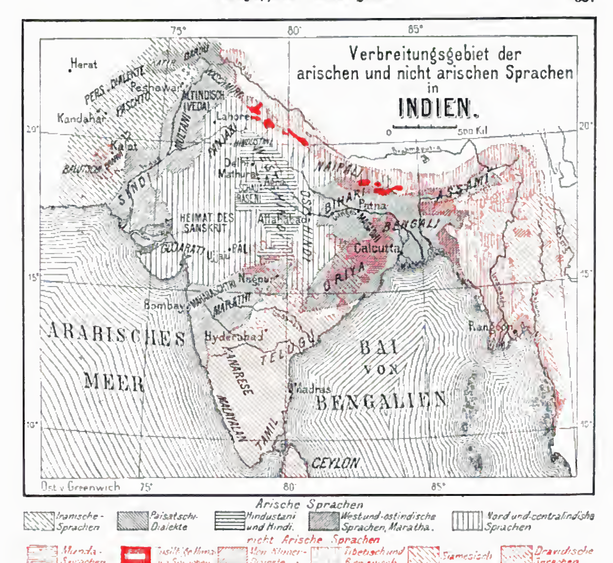
Die neueste Entwicklung der indischen Sprachen beginnt mit dem 10. Jahrhundert n. Chr. Eine eigene Literatur haben die neuindischen Dialekte seit dem 12. Jahrhundert geschaffen. Die Fülle der Dialekte ist sehr groß; nur die wichtigeren Volkssprachen können hier erwähnt werden. Im Westen werden gesprochen Sindhi, Gudscharati, Pandschabi und West-Hindi, im Norden die Sprachen von Kaschmir und Nepal. Im Osten Indiens sind Bihari, Bengali, Uriya und Asami die Hauptsprachen, im Süden herrscht die Marathi. Die allgemeine Verkehrssprache des modernen Indien ist das Hindustani, das unter der islamischen Herrschaft im 12. Jahrhundert im Gebiet von Delhi, dem Mittelpunkt der Mongolenherrschaft, entstand. Es ist ein mit arabischen und persischen Bestandteilen durchsetztes Hindi. Diese Sprache wird auch Urdu, d. h. „Lagersprache", genannt, weil sie in den Lagern (türk. urda) der Truppen ihren Ursprung hat. Eine Abzweigung aus einem mittelindischen Dialekt, der eine isolierte Entwicklung erfahren hat, ist das Singhalesische, das seit dem Eindringen des Buddhismus auf Ceylon entstanden ist. Es hat eine eigene Literatur, teils buddhistisch-theologischen, teils poetischen Charakters, die aber von der Sanskrit-Literatur abhängt.

Digitized by Google

Wenn sich schon das geistige Bild der einzelnen Persönlichkeit, zumal der bedeutenden, aus sehr verschiedenartigen Zügen zusammenfügt, so wird es ungleich schwieriger sein, ganze Völker oder gar Rassen in ihren bestimmenden Wesenszügen darzustellen. Die Gefahr, einzelne Züge allzu stark hervortreten zu lassen, liegt namentlich dort nahe, wo wir an eine Überlieferung gebunden sind, die nur bestimmte Seiten des gesamten Volkslebens hervortreten läßt. Die Einseitigkeit des indischen Wesens, die oft hervorgehoben worden ist, erscheint uns vielleicht dadurch noch gesteigert, daß in der Literatur das Leben bestimmter Kreise vorwiegend zur Geltung kommt, der brahmanischen und der adligen Gesellschaft, und daß in ihr philosophische und religiöse Interessen im Vordergrunde stehen. Die klassische Sanskrit-Literatur aber ist in ihrer Blütezeit überwiegend eine hochstilisierte Kunstpoesie im Dienste des höfischen Lebens. Ihre Gestalten sind nach bestimmten Normen gestaltet, wie etwa die Helden unseres ritterlichen Epos. Das Bild der indischen Kultur, wie es in der Literatur erscheint, ist nicht die ganze Wirklichkeit des indischen Lebens, sondern in vielem die Darstellung seiner Ideale.

Unfraglich hat die Natur Indiens den Charakter der Arier prägen helfen und ihre Kultur in wesentlichen Zügen gestaltet. Die unermeßliche Fülle der tropischen Natur findet in ihren fördernden wie hemmenden Wirkungen im Leben und Schaffen der Inder ein Gegenbild. Vor den Gebilden einer übermächtigen Phantasie, die alle Wirklichkeit prunkvoll umhüllt, vor der Neigung zum Versinken in die Abgründe der Spekulation, tritt der Sinn für die Grenzen des Wirklichen, vor allem die Hingabe an das tätige Leben zurück. Dazu kommt, daß Indien trotz mancher Beziehungen nach außen doch lange Zeiträume hindurch ein isoliertes geschichtliches Leben führte, es war durch die gewaltigsten Gebirgswälle der Erde von jedem engen Zusammenhange mit der asiatischen Völkerwelt abgeschlossen. Von den gewaltigen Bewegungen, in denen die Völker der Mittelmeerwelt ihre Kräfte entfalteten und zu höherem geschichtlichen Dasein erzogen wurden, hat Indien kaum je etwas verspürt. Es fehlte ihm die Stärkung und Förderung des großen, historisch bildenden Kampfes um Heimat, Staat und Recht, wie die befruchtende Anregung steten Verkehrs. Indien stand in seinem Reichtume doch vereinsamt da. Sein Bereich wurde die unausmeßliche Welt innermenschlichen Seins, das in diesem geistreichsten Volk sich ins Schrankenlose erweitert und auch vertieft hat. Den engen Raum eines bedingten Daseins, in dem sich die Sachen stoßen, fühlt das indische Denken nicht, es steigert sich leicht ins Unbegrenzte. Nichts ist für die gesamte indische Kultur in allen ihren Äußerungen vielleicht so bezeichnend, wie der Mangel an Sinn für Maß und Harmonie und ein Streben ins Grenzenlose. Das indische Denken hat in Forschern wie Kapila und Kanada wahrhaft Großes geleistet; aber es begnügt sich nicht mit einer Deutung der Welt, die der Erfahrung zugänglich ist, sondern erbaut zur Erklärung unserer Welt in unermeßlichen Perioden des Weltlaufes immer neue Welten. In seinem sittlichen Sein bewegt sich der Inder leichter als andere Menschen zwischen den Extremen einer ungehemmten Sinnlichkeit und härtester Askese. Mitten in einer Natur, die dem Menschen leicht die Fülle ihrer Gaben spendet — und der Inder ist in hohem Grade Genußmensch —, entsteht die Verneinung des Lebens als letzte Konsequenz der Abkehr von tatenfrohem Wirken. Aus einem von inneren Gegensätzen erfüllten Leben erwachsen auch die Gestalten des religiösen Glaubens. Sie verlieren den elementaren Charakter alter Naturmächte, sie sind nicht Symbole eines erhöhten Menschentums, auch sie sind ganz in die indische Atmosphäre voll Phantasie und Sinnlichkeit eingetaucht. Neben alledem herrscht ein Streben nach Individualisierung im Verein mit einer uns oft pedantisch anmutenden Sucht, alles zu systematisieren. Die geringfügigsten Unterschiede führen hier zur Bildung von philosophischen Schulen und religiösen Sekten. Das ganze wissenschaftliche Leben Indiens ist von feinster, oft höchst scharfsinniger Kleinarbeit erfüllt, die immer wieder zu geschlossenen Systemen hinstrebt. Nicht minder charakteristisch ist die indische Kunst, in ihrer Phantastik und Überfülle recht eigentlich die Tropenkunst der Erde, bei allem Maßlosen aber reich an Versenkung in die Einzelheiten. Die Poesie ist reich an feiner Beobachtung des seelischen Lebens, an prachtvollen Schilderungen; aber es fehlt ihr die Begrenzung durch Maße und klare Formen. In Riesenepen, die keinen Überblick mehr zulassen, ergießt sich der Strom der Phantasie. Neben dieser Formlosigkeit steht in der späteren Kunstpoesie oft eine unerhörte Kunst der metrischen und rhetorischen Technik, die Sprachkunstwerke

Digitized by Google



ohnegleichen erzeugt hat. Das Streben ins Unausmeßliche und ins Unbekannte, eine Triebfeder alles menschlichen Denkens, hat sich in Indien zum Übermaß entfaltet und sich den Menschen unterworfen, den hier nicht eine härtere und ärmere Natur durch Arbeit zügelte und in der Welt des uns umfassenden Wirklichen festhielt.

Dieses ganze Bild gilt aber nur für gewisse Kreise des Volkes, deren Leben in der Literatur einen Ausdruck findet. Auf die vedische Zeit trifft es durchaus noch nicht zu; in der ältesten Zeit erscheinen die Inder vielmehr als ein kriegerisches Erobervolk, das in Kampf und tatkräftiger Arbeit wie in lebensfrohem Genuß sein Dasein führte. Auch in den älteren Teilen des Mahabharata erscheinen die Inder als kriegstüchtiges Volk; erst jüngere Bearbeiter haben altes Heldenleben unter einer Schicht spekulativer Gedanken verhüllt. Auch von der lebensverneinenden Stimmung, die in den philosophischen Religionen ihren Ausdruck findet und die im Leben der oberen Stände wurzelt, ist das Volk als Ganzes wenig berührt worden. Die höfischen Kreise und der Kriegeradel haben niemals aufgehört, ein genußerfülltes, glänzendes Leben zu führen. Und mit werktätiger Arbeit haben die bürgerlichen Kreise zu allen Zeiten ihr Leben ausgefüllt. Die indische Industrie und Kunst haben Großes geleistet, und zumal als Kaufmann hat sich der Inder ausgezeichnet.

Bei alledem überwiegt freilich im indischen Geiste das religiöse Interesse. Der alte Volksglaube war völlig auf die natürliche Welt und das reale Leben begrenzt. Die Spekulation, die in

Digitized by Google

alle Fernen der Transzendenten strebt, ist das Eigentümliche der religiösen Entwicklung in Indien. Die Erfassung des Unendlichen als einer geistigen Einheit, die Identität der Erscheinungswelt, deren einzelne Dinge ein Schein sind, mit dem denkenden Geiste, sind die leitenden Gedanken. Das Denken sucht zum Wesen der Dinge vorzudringen. Die Weltanschauung führt durch die Annahme eines immanenten Weltgeistes zum Pantheismus. Diese ganze Richtung des Denkens mußte von der wirklichen Welt ablenken, ja — in der Askese — aus ihr herausführen. Darauf mag zum Teil die mangelhafte Entwicklung des politischen und geschichtlichen Sinnes begründet sein, obwohl die Inder eine stark bewegte Geschichte erlebt haben. Die Inder haben im eigenen Lande niemals einen nationalen Staat geschaffen. Ihre Kultur und ihre Religionen haben weite Gebiete Asiens erfüllt, nirgends aber haben Inder Kolonien und Staaten gegründet. Trotz heldenhaften Widerstandes haben sie sich auswärtiger Feinde niemals dauernd zu erwehren vermocht. Die politische Zersplitterung und der Individualismus des Inders, der zwischen der Persönlichkeit und dem Staate keine lebendige Verbindung zuließ, sind die Schwäche Indiens gewesen. In allen seinen Zügen aber ist dieser ungemein bewegliche indische Geist zugleich von unendlicher Kraft des Beharrens. Züge, die wir im altindischen Leben kennen lernen, haben genaue Kenner im Lande noch heute bis ins kleinste erhalten gefunden. Trotz aller Bewegungen, die vernichtend und umwälzend über das Land gegangen sind, ist der Inder sich selbst seit ältester Zeit gleich geblieben. In seinem inneren Leben hat sich kaum ein Volkstum so unwandelbar wie das indische erwiesen.

Nicht selten und nicht ohne Grund ist die Frage gestellt worden, ob Indien überhaupt eine Geschichte im Sinne unseres historischen Daseins habe. In der Tat gewinnt man bei der Betrachtung zumal des älteren Indiens den Eindruck, daß man hier in den „geschichtslosen Weltteil der Brahmanen" eintritt. Indes kann ein großes, über einen weiten Raum herrschendes Kulturvolk nicht geschichtslos sein; nur aus dem Mangel an geschichtlichem Sinn, der für die Inder charakteristisch ist, läßt sich jener Eindruck erklären. Als Kulturvolk haben die Inder eine große Geschichte. Sie haben nicht nur eine reiche Kultur aufgebaut, sie müssen auch in ihrem politischen Leben große Bewegungen erlebt haben. In den Gestaltungen der indischen Welt sehen wir noch die Wirkungen solcher Hergänge. Aber dem historischen Bewußtsein der Inder sind sie meist entschwunden. Für die großen Erfahrungen des historischen und politischen Lebens hat der indische Geist wenig Empfänglichkeit. Wir hören nur im Veda bisweilen von Kriegen der Arier gegen nichtarische, dunkelfarbige Völker. Und im großen Epos der Inder klingt es wie ein ferner Nachhall aus einer Zeit gewaltiger Kämpfe, in denen der indische Kriegeradel die vielgestaltige Fülle kleiner und größerer Staaten gründete. Wir sehen hier den Kampf arischer Geschlechter untereinander. Aber alle räumliche und zeitliche Bestimmtheit ist aus diesen Erinnerungen geschwunden, die historischen Hergänge selbst sind völlig aufgelöst und ins Sagenhafte erhöht.

Die Inder haben eine Geschichte; aber sie haben keine wirkliche Geschichtschreibung, wenn ihre Literatur auch Schriften besitzt, in denen ein geschichtlicher Inhalt vorliegt. Für historisches Forschen und Erkennen hat der indische Geist wenig Neigung. Der arabische Geograph Al-Biruni (um 1030) hat diesen indischen Wesenszug feinsinnig beobachtet: „Die Inder beachten die geschichtliche Folge der Ereignisse leider wenig, sie sind sehr nachlässig in der Aufzählung der chronologischen Reihenfolge ihrer Könige. Wenn man sie zu einer Aufklärung drängt und sie nicht wissen, was sie sagen sollen, so sind sie sogleich bereit, Märchen zu erzählen." Die Lust zu fabulieren hat in Indien alle geschichtliche Überlieferung überwuchert. Die Vorzeit wird in die Perioden des Weltverlaufs gegliedert und mit der Geschichte der Götter und sagenhaften Königsreihen erfüllt; nirgends knüpfen die Erinnerungen an die lebendige Wirklichkeit der Gegenwart, an eine erreichbare Vergangenheit an.

Eine ungleich bessere Tradition ist in den religiösen Sekten gepflegt worden. Zumal die Buddhisten und die Sekte der Dschainas besitzen in ihren Literaturen einen nicht unbeträchtlichen Bestand an guten geschichtlichen Angaben. Aber nicht die großen Zusammenhänge des Volkslebens werden hier erfaßt, sondern das Bild der großen Persönlichkeiten ist es, das die Erinnerung festhält. Auch hier aber wird nicht der Zusammenhang der äußeren Lebensgeschichte, noch weniger die innere Entwicklung der Helden erfaßt; nur in zahlreichen einzelnen Zügen

Digitized by Google



Buddhistischer Tempel von Isurumuniya auf Ceylon. Nach H.W. Cave: „The Ruined Cities of Ceylon".

stellt Verehrung und Liebe das Bild des Meisters dar. Und doch ist durch eine so überragende Größe wie Buddha dem schwachen historischen Gefühl der Inder ein fester Punkt gegeben worden.

Dagegen ist von seiten der politischen Geschichte das historische Bewußtsein der Inder kaum gefördert worden. Lediglich die höfische Kunstdichtung zum Preise der Könige vertritt die profane Geschichtschreibung. Auch ihr fehlt es an Sinn für die geschichtliche Wirklichkeit und für die Zusammenhänge des Werdens. Die ältesten Denkmäler dieser Produktion sind poetische Inschriften seit dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert.

Ansätze und Versuche einer wirklichen Geschichtsdarstellung fehlen indes nicht gänzlich. Sie knüpfen an die beiden vorhandenen Strömungen, die mönchische Tradition und die höfische Kunst, an. Im Buddhismus Ceylons wurzeln die ältesten uns bekannten indischen Geschichtswerke. Von einem buddhistischen Mönch mag um 30 n. Chr. der Dipavansa („Chronik der Insel") verfaßt sein, ein noch ganz unbeholfener Versuch geschichtlicher Darstellung. Um 500 n. Chr. hat dann der Mönch Mahanama in Pali eine Verschronik — den Mahavansa — geschrieben. Sie soll die Mängel seines Vorläufers vermeiden; in der Tat enthält sie wertvolles historisches Gut. Von dem historischen Werte seiner Angaben hat Mahanama indes keine Ahnung; aus ihm spricht ganz der in überschwenglichen Wundergeschichten befangene buddhistische Mönchsgeist.

Auch die weltliche Geschichtschreibung ist fast ganz an die Denkweise des Epos gefesselt. Wir lernen sie in der Chronik von Kaschmir, der Radschatarangini des Kalhana, kennen. Der Verfasser, Sohn eines brahmanischen Staatsmannes, nahm im Dienste des Königs Harscha am Staatsleben teil. In der Tat will Kalhana epischer Dichter sein, der seinen Stoff aus der Geschichte nimmt. Für chronologische Ordnung und zeitliche Abstände fehlt auch ihm jedes Gefühl.

Immerhin ist das Werk des Kalhana die bedeutendste historische Darstellung Indiens. Sie zeigt, daß die Inder wohl die Überlieferung einzelner Ereignisse, aber nicht die Erfassung geschichtlicher Zusammenhänge erreicht haben. Lückenhaft und verworren ist alle indische Überlieferung. Vor allem aber ist sie von der Phantasie überwuchert; und niemals konnte ein Volk wirkliche Geschichte erreichen, dessen schrankenloser Wunderglaube alles Geschehen dem unverständlichen Walten religiöser, dämonischer oder metaphysischer Gewalten unterordnete. Die Geschichte ist für die Inder nie Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung geworden.

Die Zeiträume, für die sich die Geschichte Indiens nur auf einheitliche literarische Quellen stützen muß, sind bei dem nahezu völligen Mangel an festen chronologischen Punkten weder sicher abzugrenzen, noch ist es möglich, die alte Geschichte Indiens im Zusammenhang der

Digitized by Google

Ereignisse, sei dieser auch lückenhaft, darzustellen. Vor allem fehlt noch jede Sicherheit über die Zeit der alten Literaturwerke, was sich aus den eigentümlichen Geschicken ergibt, die die einzelnen Werke in oft langem Werden gestaltet haben. Jahrhunderte mögen an den Liedersammlungen, den Epen, Erzählungswerken, Rechtsbüchern und religiösen Sammlungen überarbeitend und umgestaltend gewirkt haben. Für die meisten Werke läßt sich nur annähernd ein Zeitraum bestimmen. Der Sprachcharakter allein gestattet eine relative Ordnung älterer und jüngerer Werke. Vollends entziehen sich uns die Persönlichkeiten der Verfasser. Sagenhafte Gestalten der ältesten Zeit oder Gruppen gelten als die Schöpfer der Werke.

Erst seit ca. 500 v. Chr. wird die historische Ordnung der indischen Entwicklung klarer; es ist die Zeit der Wirksamkeit Buddhas (gest. ca. 480) und seines Rivalen Vardhamana, des Gründers der Dschainasekte. Diese Bewegung setzt den Abschluß der gesamten vedischen Literatur sowie die volle Entwicklung des philosophischen Denkens, wie es in den Upanischaden vorliegt, voraus. Ferner müssen vorher große Massen der epischen Dichtung und der volkstümlichen Erzählungsliteratur entstanden sein. Auch die indischen Wissenschaften, nicht nur die der Vedaexegese und dem Opferritual dienenden Disziplinen, wie Grammatik, Mathematik und Astronomie, auch Medizin, Logik und Psychologie waren ausgebildet. Vor allem hatte die wissenschaftliche Philosophie der Inder im Samkhya-System bereits eine bedeutende Leistung geschaffen. Am Anfang dieser ganzen altindischen Literatur aber stehen die Zauberformeln, Gebete, Lieder und Opfersprüche, die in den Veden gesammelt sind. Auch ihre Entstehung dehnt sich unfraglich über einen längeren Zeitraum aus, dessen Bestimmung großen Schwankungen unterliegt.

Der erste sicher überlieferte Zeitpunkt der indischen Geschichte ist erst das Jahr 326 v. Chr., der Einfall Alexanders des Großen in Indien. Durch Beziehungen der indischen Geschichte zur hellenischen, namentlich zum Seleukidenreich, ergeben sich weitere feste Punkte. Durch den Buddhismus war seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. eine enge Verbindung Indiens mit China hergestellt. Die erste bestimmte Nachricht setzt eine chinesische Gesandtschaft des Kaisers Ming-ti in das Jahr 67 n. Chr. Sie brachte buddhistische Bücher und Bilder aus Indien zurück. Seitdem sind häufig chinesische Pilger nach Indien gegangen, um die heiligen Stätten des Buddhismus zu besuchen und in Indien Studien zu machen.

Die chinesischen Berichte führen nahe an die Zeit heran, wo die wichtigen arabischen und später die europäischen Berichte über Indien einsetzten. Eines der bedeutendsten Werke der arabischen geographischen Literatur ist die auf eindringender Kenntnis beruhende Beschreibung Indiens von Al-Biruni, dem ausgezeichneten Astronomen, Mathematiker und Chronologen. Als gereifter Mann lebte er um 1030 mehrere Jahre in Indien.

Die ältesten europäischen Berichte über asiatische Länder sind eine Wirkung der Mongolenherrschaft. Auf der Rückreise aus China zur See hatte Marco Polo 1293 Ceylon und Indien wenigstens berührt. Im gleichen Jahre weilte der Franziskaner Johannes von Montecorvino auf einer Mission nach China in Indien, dem 1316—1318 Odorich von Pordenone folgte, der Kalikut, Ceylon und Madras besuchte. Der erste Europäer, der das Innere Indiens durchquerte und den Ganges befuhr, war der Venetianer Nicolo de Conti (um 1430). Am längsten, nämlich vier Jahre, weilte der russische Kaufmann Athanasius Nikitin aus Twer im südlichen Indien (1467—1472). Dreißig Jahre später erreichte Vasco da Gama die Küste Indiens. Damit beginnt die Zeit der indisch-europäischen Beziehungen, die in der Schöpfung des englischen Kolonialreiches gipfelte.

Versuchen wir im Anschluß an die feststehenden Wendepunkte der indischen Geschichte sie in Perioden zu gliedern, so bezeichnen wir die Zeit vor dem Auftreten Buddhas als das indische Altertum. Es mag annähernd den Zeitraum von 2000 bis 600 v. Chr. umfassen. Das indische Mittelalter rechnen wir seit der Wirksamkeit Buddhas bis zum Beginn der europäischen Kolonisation um 1500. Dieser Zeitraum ist wiederum in eine Zeit wesentlich indischen Charakters, das Zeitalter des Buddhismus und des erneuten Brahmanismus (500 vor bis 1000 n. Chr.) und in eine islamische Zeit (seit ca. 1000 n. Chr.) zu gliedern. Die indische Neuzeit beginnt mit dem Zeitalter der Entdeckungen. Ihr Inhalt ist die Zurückdrängung der islamischen Herrschaft des Großmoguls und das Eindringen materieller wie geistiger Einwirkungen Europas.

Digitized by Google



Rameswara, Höhlentempel zu Ellora. Photographische Aufnahme.

4. Das indische Altertum.

Das indische Altertum oder das vedische Zeitalter, die Zeit bis gegen 600 v. Chr., ist für uns „geschichtslos“, sofern bestimmte Ereignisse in ihrem Zusammenhang und in ihrer zeitlichen Ordnung nicht überliefert sind. Die Einwanderung der Arier in das Industal ist uns bereits bekannt. Von dort sind sie unter langen Kämpfen mit den Urbewohnern Indiens ins Gangesland gedrungen. Alles einzelne ist uns verhüllt; nur die allgemeinen Kulturverhältnisse sind erkennbar. Die schriftlichen Quellen des indischen Altertums müssen für eine historische Darstellung den Ausgangspunkt bilden.

Bereits an den Anfängen der indischen Geschichte steht ein großes literarisches Denkmal, der Veda, das älteste Literaturwerk eines indogermanischen Volkes, das aber völlig der indischen Kulturwelt angehört und indischen Geist bekundet. Das Wort „Veda“ bedeutet Wissen. Als Wissen aber erscheint dem primitiven Denken vor allem das Wissen von den Göttern und dem Verhalten, das der Mensch ihnen gegenüber zu beachten hat. Der „Veda“ umfaßt also das religiöse Wissen. Der Begriff ist aber nicht auf ein einzelnes heiliges Buch begrenzt, sondern umfaßt den ganzen Kreis der altindischen religiösen Literatur, sakrale Werke sehr verschiedenen Charakters, deren Entstehung viele Jahrhunderte erfüllt. In mündlicher Tradition ist diese Literatur überliefert worden, mit ihr ist sie stetig angeschwollen. Der Veda steht schon bei seinem ersten Hervortreten in dem Ansehen eines heiligen, auf göttlicher Offenbarung beruhenden Buches.

Die Gesamtmasse der vedischen Literatur läßt sich in drei Gruppen ordnen, deren jede wiederum aus zahlreichen, oft sehr umfangreichen Werken besteht. Die Samhitas sind Sammlungen religiöser Lieder, Gebete, Zauberformeln, Opfersprüche und Liturgien. Sie bilden die vier Veden. An die Veden schließt sich eine große Literatur von Erläuterungsschriften an, deren erste Gruppe die Brahmanas bilden, in ihrem Kerne in Prosa geschriebene Erörterungen über das Opferwesen, wobei die Bedeutung der einzelnen Riten in theologischen Reflexionen

Digitized by Google

dargelegt wird. Zum Teil in die Brahmanas eingelegt oder ihnen angefügt, zum Teil selbständig überliefert sind die Aranyakas und die ihnen verwandten Upanischaden. Die ersteren enthalten die Reflexionen der Waldeinsiedler über das Wesen der Welt, des Menschen und Gottes. In ihnen liegt also die brahmanische Spekulation vor. Die Upanischaden bezeichnen die Anfänge des philosophischen Denkens in Laienkreisen. Diese Literaturwerke werden mit den vier Veden verbunden; sie alle gelten als Offenbarung, als vom Gotte Brahman verkündet. Aus der vedischen Zeit und Kultur sind noch zahlreiche Werke erwachsen, die als Erläuterungsschriften und Hilfswissenschaften zum Veda erschienen. Hierher gehören vor allem die Lehrbücher des Opferrituals, die Kalpasutras und die ältesten Rechtsbücher, die Dharmasutras. Mit anderen Werken über Metrik, Grammatik, Etymologie, Mathematik und Astronomie bilden sie die „Glieder" des Veda, die Vedânga. Die uns erhaltenen Werke sind literarisch meist jung, bieten aber vielfach alten Inhalt.

Die ältesten Liedersammlungen sind ursprünglich in Priester- und Dichterschulen ausgestaltet und überliefert worden. Aus der Masse älterer Formen sind vier verschiedene Sammlungen hervorgewachsen: der Rigveda, eine Sammlung von Hymnen und Gedichten; der Atharvaveda, eine Sammlung sehr alter Zaubersprüche; der Samaveda, das Liederbuch für den priesterlichen Sänger beim Somaopfer. Die Texte sind meist mit den Liedern im 8. und 9. Buche des Rigveda identisch. Der Yadschurveda endlich, der in zwei Gestalten überliefert ist, umfaßt Opfersprüche, die mit einem bestimmten Priesteramt verknüpft sind.

Aus der ganzen vedischen Literatur haben nach Inhalt, Alter und geschichtlicher Bedeutung Rigveda und Atharvaveda bei weitem die größte Bedeutung. Der Atharvaveda oder der „Veda der Zaubersprüche" ist ein Denkmal von höchster Altertümlichkeit, er reicht in seinen ältesten Teilen bis in die primitive Religion des Zauberwesens zurück, das als abergläubischer Brauch stets neben höheren Glaubensformen weitergelebt hat. Kulturgeschichtlich ist der Atharvaveda in vielem älter als der Rigveda. Der Priester erscheint hier als der heilkundige Medizinmann, der Zauberer, der dem Feinde Schaden zufügt. Dieser Inhalt schloß den Atharvaveda vom Opferkultus aus. Um so größer war seine Bedeutung im Volksleben und seine Verbreitung. Aus seiner Heimat im äußersten Nordwesten, vielleicht aus Kaschmir, hat er sich auch über den Süden Indiens verbreitet und ist in mehreren Gestalten überliefert. Einzelne Teile weisen auf Ursprung in der Volkssprache und Volksdichtung hin. Kein anderes Buch der indischen religiösen Literatur führt so unmittelbar in das wirkliche Glaubensleben des indischen Volkes und seine Praxis ein.

Der Rigveda ist in der weitaus überwiegenden Masse seiner Lieder aus dem Opferkultus erwachsen. Er ist priesterliche Dichtung, an der vielleicht Jahrhunderte gearbeitet haben. Neben sehr alten Texten stehen junge Nachdichtungen, die mit dem überlieferten Formenschatz der Dichtersprache handwerksmäßig schalten. Weitaus die meisten Lieder sind Kunstgebilde theologischer Reflexion; sehr wenige Hymnen sind Schöpfungen unmittelbaren Empfindens und echter dichterischer Gestaltungskraft. Mit den Psalmen läßt sich der Rigveda gar nicht vergleichen, da in ihm der religiöse und sittliche Gehalt des Glaubenslebens einer Gemeinde und die individuelle Frömmigkeit keinen Ausdruck finden. Selten sind Lieder rein weltlichen Gehaltes, unter ihnen wichtige historische Lieder über eine große Schlacht. Eine Probe der Poesie, die den ritterlichen Sport verherrlichte, ist ein Preislied auf ein Rennpferd. Besonders merkwürdig ist ein Gedicht, in dem ein Würfelspieler seine Leidenschaft und sein Unglück beklagt. In das Treiben der Brahmanenschulen führt ein Gedicht, das die eifrig rezitierenden Schüler mit einem Froschchor vergleicht. Andere Gedichte gehören ganz zu den Zauber- und Beschwörungsdichtungen des Atharvaveda. Die Hauptmasse der 1028 Lieder aber sind Preislieder auf die Götter, zumal auf Indra und Agni. Die Verknüpfung mit dem Opfer veranlaßt die Einförmigkeit des Inhalts; die Götter sollen vor allem die Wünsche der Opfernden erfüllen. Bisweilen blicken in den Liedern alte Sagen durch, zumal in Liedern auf die göttlichen Zwillinge, die Asvins.

Schwierig sind die Fragen nach der historischen Stellung des Rigveda im Zusammenhange der indischen Kultur. Irgend eine Überlieferung über die Zeit der vedischen Lieder gibt es nicht. Die weit verbreitete Annahme, daß der Rigveda zwischen 1200—1000

Digitized by Google



Trimurti und Ardhanari (Darstellungen Siwas). Skulpturen in einem Grottentempel zu Elephanta.

entstanden sei, beruht auf teilweise haltlosen Voraussetzungen. Nur die untere Zeitgrenze der vedischen Literatur ist erkennbar. Im Auftreten Buddhas um 500 v. Chr. findet eine gegen Veda und brahmanischen Opferkult gerichtete Strömung ihren Höhepunkt. Der Buddhismus setzt die ganze vedisch-brahmanische Literatur voraus, nicht nur die Veden selbst, sondern auch das Opferritual und die Philosophie der Upanischaden. Der Buddhismus ist aber nicht die älteste Sekte, die den Veda verwarf. Seine Autorität wurde auch von den Dschainas bestritten. Diese Sekte nennt als ihren ersten Gründer einen Parsva, dessen Tod nach den zuverlässigen Angaben der Dschainas in das Jahr 776 v. Chr. fällt. Auch andere Sekten, die den Brahmanismus ablehnten, wie die der Bhagavatas, gehen in ihren Anfängen wahrscheinlich weit in die vorbuddhistische Zeit zurück. Schon um 800 v. Chr. dürfen wir mit Sicherheit religiöse Bewegungen annehmen, die als Reaktionen gegen den Brahmanismus erscheinen und seinen Abschluß voraussetzen. Das bestätigen vielfach auch die Upanischaden, die als eine geistige Neuschöpfung vielfach im Gegensatz zum Priestertum stehen. Wenn also die jüngsten Glieder der vedischen Literatur ihrem Inhalt nach in die Zeit zwischen 1000 und 800 fallen würden, so müßten die Hymnen des Rigveda, die am Anfang stehen, sehr viel älter sein.

Die Entstehung des Veda und seine Überlieferung ist priesterlichen Geschlechtern zuzuschreiben. Unter ihnen werden mehrere Sängerfamilien genannt, so die Vischvamitra, die Vasischtha und Vamadeva, denen größere Sammlungen zugeschrieben werden. Offenbar gab es Dichterschulen. Neben den Schöpfungen hoher Kunst in einfach-klaren und wahr empfundenen Liedern stehen solche, die nur mit überlieferten Formeln arbeiten, die eine schwülstige Sprache reden. Die Dichter standen oft als Opferpriester im Dienste von Fürsten und Reichen, wie die Preislieder für empfangenen reichen Lohn bekunden. Eine höfische Kunst aber ist ihre Dichtung nicht; sie schöpft aus dem Gemeinbesitz der Sage und des Volksglaubens, sie verherrlicht die großen Götter, die allen Indern wohl vertraut waren.

Digitized by Google

Der Veda hat dadurch eine führende Stellung im indischen Leben gewonnen. Er ist die höchste Autorität geworden und als solche von Brahmanen selbst geschaffen; er ist nicht gedichtet, sondern unmittelbar vernommen als Offenbarung des höchsten Gottes. Dieses Ansehen hat er in der ganzen indischen Kultur behauptet, obwohl es nicht an Angriffen auf seine Autorität fehlte. Nicht nur religiöse Bewegungen haben ihn angefochten, auch die philosophische Skepsis des Tscharvaka hat ihn nur als ein Mittel zum Lebensunterhalt bezeichnet, als zusammenhangslos, unklar und widerspruchsvoll. Diese Angriffe haben aber den Veda nicht aus seiner alles indische Leben beherrschenden Stellung zu verdrängen vermocht.

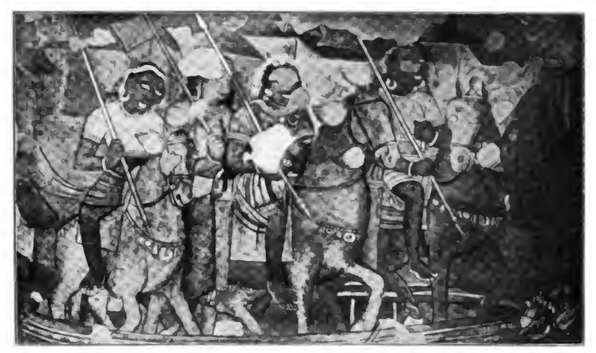
Die Kulturverhältnisse der vedischen Zeit bilden keine Einheit. Einmal mochten schon in älterer Zeit nach Wohnsitz und Lebensbedingungen die Zustände mannigfach abgestuft sein; sodann haben die Inder der vedischen Zeit eine hohe Steigerung ihrer Kultur erlebt; neben Resten primitiver Gesittung sind auch deutliche Spuren einer Zersetzung erkennbar. Im sechsten vorchristlichen Jahrhundert etwa bilden Staat und Gesellschaft, Geistesleben und Religion eine neue Kulturlage, die des indischen Mittelalters.

In der Zeit, der die älteren Lieder des Rigveda angehören, saßen arische Stämme noch im äußersten Nordwesten Indiens, im Gebiet des Indus und seiner Nebenflüsse, deren Namen im Rigveda genannt werden. Sie mögen zur Zeit der ältesten Lieder hier bereits einige Jahrhunderte gewohnt haben; es haben sich bereits in Sprache und Religion Grundzüge des indischen Wesens herausgebildet. Später — gegen Ende der vedischen Zeit — sind die Arier nach Südosten in das obere Gangestal und an die Jamuna vorgedrungen; erst in jüngsten Liedern des Rigveda werden die Namen dieser Flüsse vereinzelt genannt. Wiederum mögen Jahrhunderte von Kämpfen gegen die Eingeborenen erfüllt gewesen sein, in denen die Arier im oberen Gangestal jene Staaten schufen, die später als Sitz der indo-arischen Kultur erschienen.

Zu einer politisch geschlossenen Nation sind die Inder niemals geworden. Die älteste Zeit kennt nur die Stammesgemeinschaft als politische Einheit. Sie zerfällt — wie bei den Germanen — in Gaue und Gemeinden. In der Heeresordnung finden wir diese staatliche Gliederung wieder, weil das Volk in seiner Gesamtheit wehrhaft ist. An der Spitze des Stammes stand der „König", der vor allem Führer im Kriege ist. Die staatliche Gewalt, auch wohl die Rechtsprechung, lag bei der Stammesversammlung. Sie wählte vielleicht auch den König; doch finden wir auch ein im selben Geschlecht erbliches Königtum. Als freiwillige Gaben bringt das Volk dem König einen Tribut an Naturalien. Dagegen wird vom Könige Freigebigkeit als die erste Tugend erwartet. Wie der homerische König unterstützt auch der indische vor allem die Sänger und die Priester, die überall auf die „Milde" der Besitzenden angewiesen sind. Mochten auch schon ein Kriegeradel neben dem Königtum und ein Priesterstand bestehen, so bildeten sie doch keine geschlossenen Kasten. Die ältesten Inder erscheinen noch als ein kraftvolles, tapferes Volk. Sieg über die Feinde und reiche Beute werden oft von den Göttern erbeten. Der Kampf erfüllte ihr Leben. Das Wagenrennen ist der ritterliche Sport des Adels, der später verschwindet. Wie die homerischen Helden kämpfen auch die indischen Adligen auf dem Streitwagen, auf dem neben dem Kämpfer der Wagenlenker steht. Die großen Massen bilden das Fußheer. Panzer und Helm sind bekannt; die Hauptwaffe ist der Bogen; außerdem werden Lanzen, Schwerter und Beile erwähnt.

Die Familie der vedischen Zeit kennt nur die Monogamie. Die Polygamie hat sich vielleicht als Brauch der tonangebenden Kreise entwickelt und ist später allgemein zulässig. Der Rigveda kennt ferner nicht das Gebot der Witwenverbrennung; vielmehr spricht eine Stelle vom Fortleben der Witwe, die vom Bestattungsplatz zu den Lebenden zurückkehren soll. Durch eine geringe Änderung des Wortlautes hat eine brahmanische Fälschung das Gebot der Verbrennung in diesen Text gebracht. Indes wird die indische Witwenverbrennung ein uralter Brauch sein, der bei mehreren indogermanischen Stämmen geübt wurde. Sicher ist die Sitte aus einem primitiven Totenkult erwachsen, der dem Verstorbenen auch Tiere, Sklaven und Frauen ins Grab mitgab. Der Brauch kann im alten Indien schon deshalb nicht herrschend gewesen sein, weil das altindische Recht auch das Erbrecht der Witwe kennt; gefordert hat das indische Recht die Verbrennung niemals.

Digitized by Google



Indische Krieger. Wandgemälde in einem Grottentempel zu Adschunta.

In den Bestattungsgebräuchen finden sich bei den Indern noch Reste der barbarischen Sitten, wie sie bei den ostiranischen Nomaden geübt wurden. Auch in Indien wurden, wie bei den Massageten, alte Leute getötet und verzehrt. Auf arischem Boden bestand die Sitte, die Toten in die Wildnis zu werfen und sie Hunden und Geiern als Beute zu überlassen; auch die Inder haben die Toten weggeworfen. Der Brauch ist in Iran wie Indien religiös sanktioniert. Dort durch Aussetzung der Leichen auf den bekannten Totentürmen, hier durch das Werfen der Leichen in den heiligen Ganges. Schon die Arier kannten die Verbrennung der Toten. Verbrennung auf dem Scheiterhaufen und Begraben bestanden bei den Indern der vedischen Zeit nebeneinander. Erst später gewinnt die Verbrennung die Herrschaft, nur bei Kindern kommt noch das Begraben vor.

Der Verstorbene geht in das Reich des Totengottes Yama ein. Das Dasein nach dem Tode ist ein gesteigertes Diesseits, ein sinnlich glückliches, schmerzloses Leben, nicht ein schattenhaftes Fortleben der Seele. Der Verstorbene lebt dort in einem vollkommenen Leibe, dem Krankheit und Gebrechen fehlen. Die Höllenvorstellung ist noch nicht völlig ausgebildet. Aber es ist nicht zu verkennen, daß hier der Jenseitsglaube mit der ethischen Entwicklung in Verbindung tritt. Nur wer ein gerechtes Leben geführt hat, wer reichliche Opfer gebracht und den Priestern freigebigen Lohn gegeben hat, kommt ins Reich der Seligen. Die Höllenstrafe wird den Schlechten angedroht, vor allem denen, die keine Opfer brachten und sich gegen Brahmanen vergingen. Die Hervorhebung der Opfer und die besondere Stellung, die hier den Brahmanen zugewiesen wird, zeigen, daß sich die Priesterschaft der religiösen Vorstellungen bereits als Mittel der eigenen Macht bemächtigte. Die Ausnahmestellung, die das Brahmanentum im indischen Leben beanspruchte, wird hier bereits fühlbar.

Die materielle Kultur der vedischen Zeit gründet sich auf Ackerbau und Viehzucht. Der für Indien heute so wichtige Reisbau war in vedischer Zeit noch unbekannt. Die Viehzucht überwog noch den Ackerbau; die Schätzung des Rindes als des heiligen Tieres ist aufs höchste gesteigert. Der Besitz zahlreicher Rinder ist der höchste Wunsch, den der vedische Inder kennt. Die höchsten Vergleiche, die der Dichter schaffen kann, knüpfen an Stiere und Kühe. Selbst der Krieg wird als „Begierde nach Kühen", der geschätztesten Beute, bezeichnet. Ein Herauswachsen aus primitiven Zuständen bekundet sich schon in der Ausbildung mancher technischer

Digitized by Google

Gewerbe, die zum Teil, wie das des Töpfers, des Schmiedes, des Zimmermanns, der vor allem Wagen baut, in die indogermanische Zeit zurückreichen. Daneben wird Weben, Nähen und Flechten geübt; der Handel wird nur als Tauschhandel bekannt gewesen sein.

Höheres geistiges Leben bekundet sich in der vedischen Dichtung. Die Fähigkeit, Gedanken anschaulich auszuprägen und in Bildern zu gestalten, wie die Kunst der dichterischen Formen in Versbau und Stil sind voll ausgebildet. Die lyrischen und epischen Elemente sind noch nicht scharf geschieden, wenn auch manche Hymnen als lyrische Poesie gelten müssen. Die Schrift war noch unbekannt; auf die Überlieferung der Lieder in ältester Zeit geht die Forderung der späteren Zeit zurück, daß die heiligen Texte nur durch mündliche Lehre fortgepflanzt werden sollten. Primitive Poesie lebt nur in Zusammenhang mit der Musik. Insbesondere der religiöse Kultus und der Krieg bilden die Instrumente aus. Saiteninstrumente, Flöten, Cymbaln und Klappern begleiten Opfer, Totenfeier und kultische Tänze; Hörner und Trommeln gehören dem Kriegsleben an.

Die sittlichen Zustände der vedischen Zeit entsprechen wenig dem Bilde, das man sich gerne von einem friedlichen und harmlosen Hirtenvolk macht. Neben festen sittlichen Ordnungen, die durch Religion und Rechtssatzung gesichert werden, bestehen nicht wenig Reste primitiver Barbarei, neben ihnen aber erscheinen auch die Laster der Kultur. Der Gegensatz zwischen den theoretischen Normen, den sittlichen Idealen und der Wirklichkeit ist in Indien vielleicht ungewöhnlich tief, wenn man etwa den sittlichen Durchschnitt der brahmanischen Kreise betrachtet. Entscheidend für die Gesittung ist die das tägliche Leben durchdringende Macht der Religion und des in ihr wurzelnden Rechts. Die Lehrbücher des häuslichen Rechts zeigen ein bis ins Kleinste durchgebildetes System von Zeremonien zu allen Anlässen des Lebens.

Neben der zeremoniellen und rechtlichen Normierung des Lebens bestehen aber in vedischer Zeit noch Reste der Barbarei, wie Menschenopfer, Aussetzung oder Tötung alter Leute und schwächlicher Kinder. Ungebrochen sind alle Leidenschaften der barbarischen Menschen. Als Räuber und Mörder trieben Wegelagerer ihr Unwesen. Trunksucht und Würfelspiel sind die wahren Nationallaster Indiens. Namentlich das Würfelspiel, das mit 53 Beeren eines Baumes gespielt wurde, konnte den Inder ebenso wie den Germanen zur Preisgabe von Haus und Familie veranlassen. Betrug, Verleumdung, Lügen und Diebstahl werden öfter erwähnt. Daneben hören wir von Gewalttätigkeiten, Untreue in der Ehe von beiden Seiten; sogar die Hetäre ist schon dem Veda bekannt. Daneben fehlen nicht die guten Züge: das Verhältnis der Ehegatten wird hoch gepriesen, die Stellung der Frau kann keine völlig untergeordnete sein, sie bringt gemeinsam mit dem Manne das Opfer dar.

Der Gesittung der vedischen Inder wird weder die idealisierende Verherrlichung einer unschuldigen Urzeit noch die allzu schwarz malende Skepsis gerecht werden. Eine unbefangene Betrachtung zeigt, daß wir eine höhere Kultur mit ihren Licht- und Schattenseiten haben, die von Menschen getragen ist, wie sie zu allen Zeiten gelebt haben, von Guten und Schlechten.

Das gesamte Kulturleben eines Volkes, seine Weltanschauung und Weltauffassung, sein geistiges Dasein und sein sittlicher Lebensinhalt, finden in der Religion ihren sichtbaren Ausdruck. Es ist freilich unmöglich, an dieser Stelle den Bestand an sehr verschiedenartigen religiösen Anschauungen und die gestaltenreiche Mythologie der vedischen Zeit darzustellen; nur die Hauptzüge ihres geschichtlichen Charakters können hervorgehoben werden. Vor allem ist zu betonen, daß die vedische Religion keine innere Einheit ist, Vorstellungen und Gedanken sehr verschiedener Kulturstufen lagern hier über und neben einander.

Ein primitiver Seelen- und Geisterglaube ist der älteste religiöse Besitz, den wir im indischen Volksglauben noch in Resten wahrnehmen. Die Wirkungen aus der umgebenden Welt, denen sich der Mensch stetig unterworfen fühlt, gehen auf geheime, meist gefährliche Mächte zurück, von deren Treiben die Welt erfüllt ist. Es gibt magische Mittel, durch die man die Geister beeinflussen kann; das Zauberwesen ist die dem Fetischismus eigene Kultform, in der der Mensch mit den Geistern verkehrt und sie zu beherrschen sucht. In der Ekstase gewinnt der Zauberer, der primitive Priester, geheimnisvolle Kräfte, die Macht der Geister, von denen er besessen ist.

Digitized by Google

Schon die älteste indische Zeit ist weit über diesen bedrückenden Geisterglauben hinausgewachsen. Aus indogermanischer Zeit stammt das indische Wort devas „Gott", dem lateinischen deus entsprechend; es bezeichnet die Götter als die „Himmlischen". Über die dunklen Gewalten erheben sich die Lichtgestalten der neuen Götter, in denen eine Steigerung des Menschendaseins, seines Denkens und seiner Gesittung, ihren Ausdruck findet. Wie die Welt von den verschiedensten Erscheinungen und Kräften erfüllt ist, so ist auch die vedische Götterwelt sehr vielgestaltig; den großen Zahlen, die gelegentlich genannt werden, entsprechen freilich keine individuell greifbaren Gestalten. Vielmehr ist die Zahl der Götter, die dem religiösen Glauben wirklich gegenwärtig waren, die im Kultus gefeiert wurden, weit geringer als die phantastischen Zahlen der indischen Theologie. Merkwürdig ist die Erscheinung, daß in den Liedern des Rigveda der gerade gepriesene Gott, zumal Indra, nicht nur als der Höchste und Mächtigste, sondern sogar als der einzige Gott gefeiert wird. Diese Erscheinung, die als „Henotheismus" bezeichnet worden ist, darf jedenfalls nicht aus einem Hinstreben zum Monotheismus erklärt werden. Von dem spekulativen Monotheismus, den die indische Philosophie erreicht hat, ist hier nichts zu finden.



Siwadarstellung mit reicher Ornamentik von einem Schrein im Kailasatempel zu Ellora.

Das Wesen der vedischen Götter scharf zu bestimmen, ist nicht immer möglich. In derselben Gottheit werden oft Charakter und Funktionen anderer Götter vereinigt, so daß die einzelnen Gestalten schwer in klaren Wesenszügen greifbar sind. Die vedische Religion ist niemals durch eine beherrschende Idee zu einer inneren Einheitlichkeit gelangt; in ihr stellt sich das Ergebnis Jahrhunderte umfassender Wandlungen des Glaubens dar, an dem die Sonderentwicklung von verschiedenen Stämmen und Volksschichten mitgewirkt hat.

Ihrer äußeren Erscheinung nach in ihrem ganzen Dasein erscheinen alle höheren Götter wie die Menschen, sie essen und trinken, sind Affekten unterworfen und sind nicht frei von mancherlei Schwächen. Die älteren volkstümlichen Vorstellungen von den Göttern sind immerhin anschaulich, wenn sie auch kaum zu einer individualisierenden Plastik gelangt sind. Je stärker die Spekulation anschwillt, desto mehr verschwimmen die Gestalten ins Unbegrenzte, desto stärker werden sie von der Symbolik einer ungeheuerlichen Phantastik überwuchert.

Auch das seelische Wesen der Vedagötter ist schwankend. Es werden ihnen die höchsten Eigenschaften der Unsterblichkeit, Allmacht und Allwissenheit beigelegt, die zugleich wiederum als begrenzt erscheinen. Gewöhnlich werden die Götter als dem Menschen freundliche Mächte angesehen; bisweilen aber sind sie auch jähzornig und bösartig. Vor allem sind sie den Einwirkungen von seiten des Menschen sehr zugänglich, leicht lassen sie sich durch Gebete und Spenden bestimmen. Neben den mächtigen Zügen steht eine gewisse Schwäche des Charakters.

Digitized by Google

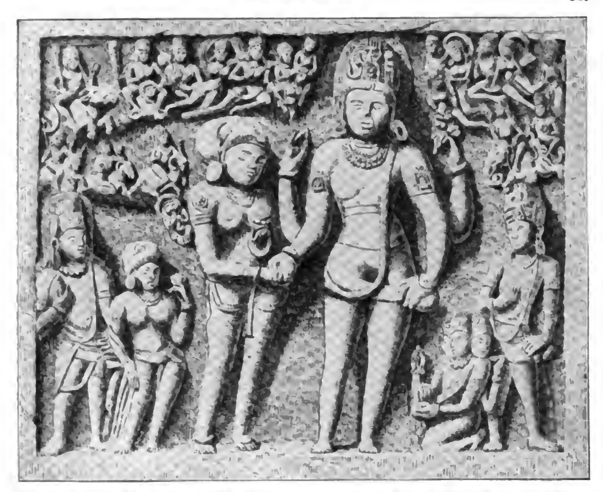
Das weiche und bisweilen indolente Wesen des Inders kehrt in seinen Göttern wieder. Gering ist der ethische Gehalt der vedischen Religion; sie ist durchaus praktischen und ritualen Charakters.

Durch die mancherlei inneren Umwandlungen, die die einzelnen Gestalten erfahren haben, ist die Frage nach dem ursprünglichen Wesen der einzelnen Götter oft sehr schwierig. Bei manchen Göttern wird eine ursprüngliche Naturgrundlage anzunehmen sein, von der im Veda noch Spuren erhalten sind. In diesen Göttern sind für den Menschen wichtige Naturerscheinungen personifiziert, so ist Agni das Feuer, auch der Blitz, in der priesterlichen Religion das Opferfeuer. Ebenso ist Uschas (griech. Eos) die Morgenröte und Sûrya die Sonne. Die Lieder, die diese Götter preisen, sind poetische Ausmalungen der Naturerscheinungen. Indem aber die Dichtung um die Göttergestalten einen Kranz von Mythen legt, werden die Götter selbst durch das Erleben, mit dem sie ausgestattet werden, persönlicher und lösen sich vielfach von ihrem Naturgrunde los. Das gilt vor allem für die lebensvollste Gestalt der indischen Götterwelt, für Indra, den volkstümlichsten Gott Indiens. Er ist ursprünglich wohl der Gewittergott, der in gewaltigem Kampfe den Drachen Vritra mit dem Donnerkeil erlegt und die Wasser befreit hat. Damit wird Indra zum Spender der Fruchtbarkeit. Auf dem Gegensatz der Dürre und der Regenzeit, der im nordwestlichen Indien am schärfsten ausgeprägt ist, beruht der Naturmythus. Aus dem Gewittergott ist dann der gewaltige Held und Krieger geworden, der im Kampfe seine Freunde schützt. Er wird der Typus des indischen Kriegeradels, dessen Vorzüge und Schwächen er teilt. Von irgendwelcher Blässe des Gedankens ist Indra kaum berührt: in ihm lebt noch die alte, derbe Lebenslust. Ein gewaltiger Zecher ist er und nicht minder maßlos im Essen; er erscheint als gewaltsam und jähzornig, aber auch als gutmütig und leicht besänftigt, und seine Sinnlichkeit ist wenig durch moralische Wesenszüge beschränkt. Freilich tritt er auch als Rächer von Freveltaten auf. Nichts aber ist so bezeichnend, wie der Humor, mit dem in den Preisliedern der Gott gern gezeichnet wird; mit ihm stand der Inder auf vertrautem Fuß.

Neben Indra erscheint eine durchaus ethische Gottheit, die erhabene Gestalt des Varuna. Ihm gelten die gedankentiefsten Lieder des Rigveda, deren Dichter Vasischtha in der Schilderung des Gottes ein hohes sittlich-religiöses Ideal darstellt. Vielleicht war Varuna seinem Naturcharakter nach ein alter Mondgott; als solcher schaute er auch durch die Finsternis und sah alle bösen Taten. Selbst die Gedanken des menschlichen Herzens weiß er, und niemand kann dem „König" Varuna entfliehen. Varuna, die erhabenste, reinste Gestalt der indischen Götterwelt, ganz ihrem sinnlichen Wesen entrückt, erhebt sich in geistiger und sittlicher Überlegenheit hoch über die andern Götter. Er ist wahrhaft allwissend. Die Ordnung des Weltalls ist sein Werk und er schützt die sittliche Ordnung des Menschenlebens. In seine Stricke fängt er die Frevler. Daneben aber erscheint er als der gnadenreiche Gott, der die Menschen zum Guten anleitet und Sünde verzeiht. In Varuna findet das religiöse Bewußtsein des alten Indien seinen selbständigsten und reinsten Ausdruck, das aus dem priesterlichen Kultus immer mehr schwand und im indischen Mittelalter in der Laienfrömmigkeit wieder hervorbrach.

Alle Religion besteht in der Beziehung des Menschen zu Mächten und Wesen, die die Welt erfüllen, durch ihr Wirken dem Menschen nützen oder schaden können. Erst das Vermögen abstrakten Denkens vergeistigt die göttlichen Wesen, hebt sie über den Bereich des natürlich-menschlichen Daseins hinaus und gestaltet die Welt des Transzendenten. Immer aber sucht der Mensch auf diese Mächte einzuwirken, ihre Hilfe zu gewinnen, ihre etwa verderbliche Macht abzulenken oder ihre Gnade zu gewinnen. Zunächst dienen alle solche Maßnahmen ganz materiellen Interessen des realen Lebens: Abwehr von Krankheit, Schutz gegen feindliche Gewalten, Gedeihen der Früchte und des Viehs, Erfolg auf der Jagd und reiche Beute im Kriege, langes Leben und Nachkommenschaft sind Inhalt und Ziel primitiven religiösen Bewußtseins. Wichtig ist vor allem, die Maßnahmen zu finden, um die Götter zu nötigen, die Wünsche der Menschen zu erfüllen. Alle primitive Religion hat im Zauberwesen ihren Mittelpunkt, das bei höherer Entwicklung zum Opfer führt, soweit dieses als Mittel angewandt wird, um die göttlichen Mächte zu beeinflussen. Daß bei höherer Gesittung, zumal bei seßhaftem, politisch geordnetem und ethisch vertieftem Leben, das Opfer aus ganz anderen

Digitized by Google



Die Hochzeit des Siwa und der Parvati. Relief vom Dumar-Lenatempel zu Ellora.

Motiven erwachsen kann, zeigt z. B. der Opferkult der Semiten. Für die Inder dagegen ist bezeichnend, daß das Opfer vorwiegend ein von seiten der Menschen geübtes Machtmittel über die Götter ist und darin seinen Zusammenhang mit dem Zauber noch deutlich erkennen läßt, so sehr auch priesterliche Spekulation das Opfer umhüllt hat.

Wo die Religion als praktisches Verhältnis der Menschen zu den Göttern besteht, da findet sie ihren Ausdruck zunächst nicht in Mythen oder Lehren, die eine Weltanschauung aussprechen, auch nicht in Geboten, die das sittliche Verhalten des Menschen bestimmen, sondern im Kultus. Die Ausübung des Kultus aber beruht auf einem Wissen von den richtigen, den wirksamen Maßnahmen. Der Zauberer kann nur vermöge seines überlegenen Wissens seine Macht üben; und ebenso erfordert das Opfer seinen technischen Kenner, den Priester.

Schon die arische Vorzeit kennt einen Priesterstand als Beruf, der im Besitz der Zaubersprüche und durch die Kenntnis der Beschwörungsbräuche seine Macht übt und eine einflußreiche Stellung gewinnt. Kein Opfer kann wirksam sein, das nicht unter Leitung des Priesters in technisch korrekter Weise vollzogen wird. Vor allem bedarf das Stammeshaupt eines kultischen Vertreters. Im indischen Purohita, dem Opferpriester und Hauskaplan, hat die Institution eines Staatskultes Gestalt gewonnen. Je komplizierter das Ritual wird, je umfangreicher die liturgischen Texte werden, desto weiter schreitet die Gliederung des Priesterstandes in einzelne Kasten. Zunächst bilden sich zwei wichtige Gruppen; der einen fällt die wichtige Aufgabe zu, in ritualer Weise das Opferfeuer anzuzünden. Diese Priester heißen „Feueranzünder" — atharvan — und werden in Indien auch mit dem alten Namen der Zauberer — Brahman — bezeichnet. In Iran wurden sie mit dem Stammesnamen „Magier" benannt. Neben ihren

Digitized by Google

steht der „Rufer" oder „Sänger" (hotar, pers. zaotar), der beim Vollzug der Opferspende mit feststehenden Gebetsformeln oder in Hymnen die Götter anruft. Hier ist der Ursprung der religiösen Dichtung. Der „Sänger" ist gewiß oft auch der Dichter der Opferhymnen gewesen.

Der Rigveda setzt schon das Bestehen eines erblichen Priesterstandes voraus, der dadurch zusammengehalten wird, daß zum Vollzug religiöser Handlungen, zumal des Opfers, nur die Herkunft aus bestimmten Familien befähigt und berechtigt. Damit hat sich das Priestertum als geschlossener Stand, als Kaste der Brahmanen, organisiert.

Die brahmanische Lebensordnung verwirklicht das Ideal eines geistlichen Standes, der ohne Übung eines praktischen Berufes sich seiner Bildung und dem Kultus widmet. Auf dem Vollzuge des Opfers beruht das Ansehen des Standes; seine schärfere Abgrenzung, seine Normen hat er durch die dafür erforderliche wissenschaftliche Bildung gewonnen. Die schwierigen Aufgaben des Vedastudiums haben vor allem das abgeschlossene Leben hervorgerufen. Mit dem siebenten Jahre begann der Brahmanenschüler, lediglich auf mündlicher Überlieferung den Veda auswendig zu lernen. Der Text wird durch eine eigentümliche Technik des Memorierens Wort für Wort dem Gedächtnis eingeprägt. Noch bis zur Gegenwart gibt es in Indien Brahmanen, welche die etwa 100000 Verse der vier Veden völlig genau rezitieren. Zwölf Jahre und oft viel länger weilte der Lernende in der Schule; dabei mußte er seinem Lehrer alle häuslichen Dienste leisten. Nach Beendigung der Lehrzeit trat der Brahmane in die zweite Lebensstufe, die des Hausherrn. Als solcher hat er die Pflicht gegen die Väter zu erfüllen, indem er den Fortbestand des Manenopfers durch Erzeugung eines Sohnes sichert. In dieser Zeit wirkt er zugleich als Opferpriester. Ist mit Gründung der Familie und Erziehung der Kinder die weltliche Aufgabe erfüllt, so zieht sich der Brahmane aus dem Weltleben in die Einsamkeit des Waldes zurück. Als „Waldbewohner", d. h. als Einsiedler, widmet er sich der philosophischen Reflexion, die als ein Opfer höherer Gattung gilt. Hier kann er auch Schüler um sich versammeln. Das Waldleben ist endlich die Vorstufe der vierten und höchsten Lebensstufe, des Asketentums, der vollen Loslösung von allem sinnlichen Dasein, die durch eine eigenartige Technik der Askese erstrebt wird.

Nach der brahmanischen Theorie gliedert sich die indische Gesellschaft in vier „Kasten"; einer jeden werden bestimmte Berufe zugewiesen. Die erste Kaste, die Brahmanen, sind Priester, sie sollen den Veda studieren und lehren. Die Kschatriya, die Krieger, sind der Adel; sie sollen das Volk beschützen und mildtätig sein. Die Vaisya treiben Viehzucht und Ackerbau, Handel und Gewerbe aller Art. Diesen drei ersten Klassen, den „zweimal Geborenen", ist das Erlernen des Veda zur Pflicht gemacht; sie können Opfer darbringen und sollen Almosen spenden. Ihnen stehen die Sudras gegenüber, denen alle untergeordneten Dienste zufallen. Endlich gibt es die ganz verachteten, außerhalb aller Kasten stehenden Päryas, die als Nachkommen von Mischehen erklärt werden.

Diese Theorie hat niemals in allem den Tatsachen des Lebens entsprochen. Das Kastenwesen in seiner strengen Absonderung und vielfachen Differenzierung ist ein Gebilde der brahmanischen Theorie, die aber mit dem Durchdringen der brahmanischen Kultur die Verhältnisse gestaltet hat. Andererseits ist die Theorie nicht denkbar ohne das Bestehen einer ständischen und beruflichen Gliederung des Volkes. Die Kastentheorie fand ihre reale Grundlage in wirklich bestehenden Klassen der Bevölkerung, die sich bei Indern wie Iraniern gebildet haben. Daß die Grenzen verschärft, die Abstände erweitert wurden, beruht vor allem auf dem Anspruch des Priestertums, der erste Stand zu sein. Je mehr sich die Sonderstellung des Brahmanen festigte und in einer Fülle von Bestimmungen ihm eine Ausnahmestellung geschaffen wurde, desto stärker wurde die Macht der Theorie über den gesamten Bereich des Volkslebens. Die Kastentheorie war ursprünglich eine Formulierung der Standesansprüche des Brahmanentums und hat ihm seine Organisation gegeben. Tatsächlich hat sich der Vorrang der Kaste erst allmählich durchgesetzt. Im alten Indien war in Wirklichkeit der Adel, das ritterliche, gebildete Laientum, der herrschende Stand. Er legte Wert auf Reinheit des Blutes und war von ausgeprägtem Standesbewußtsein auch den Brahmanen gegenüber erfüllt.

So mag die soziale Theorie des Brahmanentums, die an eine gegebene Gliederung des Volkes in Stände und Berufsklassen, also an die Arbeitsteilung, anknüpfte und sie steigerte,

Digitized by Google



Alte brahmanische Holzschnitzerei aus einem Höhlentempel in Yusufzai. Original im Brit. Museum, London.

die Kasten theoretisch vorbereitet und durchgesetzt haben. Indes können für die Kastenbildung noch andere Wurzeln vermutet werden. Sie wird teilweise auch an den Gegensatz der erobernden Arier und der unterworfenen Eingeborenen anknüpfen. Das indische Wort für Kaste — varna — bedeutet „Farbe". Es bezeichnet ursprünglich den Gegensatz der schwarzen Urbevölkerung und der hellfarbigen Arier. Die Kaste der Sudras ist vielleicht gebildet in dem Bestreben, auch den Unterdrückten einen Platz im sozialen System anzuweisen. Diese Gliederung in vier beruflich gesonderte Kasten entsprach den wirklichen Verhältnissen durchaus nicht. Aber die Theorie der vier Kasten war so erstarrt, daß man keine fünfte Kaste bilden durfte. Statt dessen erfand die Theorie eine unübersehbare Fülle der Mischkasten. Die sozialen Zwischenglieder und Übergänge und Störungen der theoretischen Ordnung werden hier als Ergebnisse von Mischehen konstruiert. In höchst bedeutender Weise ist der Versuch gemacht worden, die indische Kastenbildung als eine Weiterbildung der alten arischen Familienverfassung zu erklären. Indes ist wohl der Anteil des Brahmanismus an der Kastenbildung das Entscheidende. Wir finden sie zunächst auch auf ein Gebiet im Westen beschränkt, das als das Land der Brahmanen gilt. Der Osten Indiens, die Gebiete von Magadha und Videha, kennen sie im sechsten vorchristlichen Jahrhundert noch nicht. Erst mit der Ausbreitung der brahmanischen Kultur und Religion über Indien hat auch die Kastentheorie Einfluß auf die Gestaltung des wirklichen Lebens gewonnen, im indischen Mittelalter erst ist sie durchgedrungen.

Auf der zweiten Lebensstufe ist der Brahmane vor allem Opferpriester. Mit der gesteigerten Technik des Opferkultus entstehen besondere Formen des Priestertums. Der Priester wird von dem, der ein Opfer darbringt, mit seinem Vollzuge beauftragt. Danach leitet er entweder als „Hauspriester" eines Vornehmen oder Königs eine kultische Veranstaltung oder er dient als „Opferpriester" in einer bestimmten Stellung. Der königliche Hofpriester, der Purohita, ist aus einem bereits erblichen Priesterstande erwachsen.

Die Opferpriester — die Ritvidschas — sind zu jedem Opfer für bestimmte rituelle Hand-

Digitized by Google

lungen heranzuziehen. Es sind sieben technisch bestimmte Ämter, deren Zahl später noch erweitert ist. Andere Ämter ergaben sich aus speziellen Opfern, namentlich aus dem Somaopfer. In der indischen, wie schon in der iranischen Religion spielt der Kult des Soma, eines berauschenden Getränkes, eine große Rolle. Der Somatrank wurde aus den Stengeln einer Pflanze gepreßt, die auf den Gebirgen Baktriens und im westlichen Himalaya wuchs. Die Pflanze ist bisher nicht bestimmt. Im Somakult können wir ein Stück primitiver Religion erkennen, wie sie die Arier in ihren ältesten Sitzen übten. Neben dem Feuer, in dem Agni erscheint, ist der Soma selbst eine Gottheit, obwohl der Mensch den Trank bereitet. Damit beginnt eine Entwicklung in der Religion, die in der indischen Opfertheorie gipfelt. Der Mensch kann im Kultus mit den Göttern nicht nur in Verbindung treten, sie können sogar vom menschlichen Handeln abhängig werden. Hier liegt vor allem der Ausgangspunkt für die indische Opferspekulation; in dem Verhältnis zwischen Menschen und Göttern wird das Problem vom Wesen der Welt erfaßt, das in den Relgionen Indiens mit größter Kraft des Denkens, aber auch mit schrankenloser Phantasie gestaltet wird. Das älteste Ritual wird nur die beiden Priester gekannt haben, denen Rezitation und Darbringung des Opfers zufielen. Erst die jüngere vedische Zeit kennt das Amt des Brahman, der schweigend die kultischen Handlungen überwacht und alle Verstöße gegen die Ordnung des Rituals aufheben kann. Die indische Anschauung von der Macht des Gedankens ist mit ihm in das Ritual eingedrungen.

Das Priestertum steht ursprünglich im Dienst volkstümlicher Religion. Je mehr aber die Religion Angelegenheit eines Priesterstandes wird, desto tiefer wirkt priesterliches Denken auf die Religion. Es gestaltet nicht nur die im Volksglauben lebenden Götter um, sondern schafft neue Gestalten. Gottheiten, die aus dem brahmanischen Denken erwachsen sind, kennt schon der Veda. Die Macht des Opfers und Gebetes, und damit die Macht der Brahmanen, spiegelt sich in Brhaspati; ihm als dem himmlischen Priester verdanken auch die Götter ihren Opferanteil. Wenn in ihm sich das Bewußtsein der Kaste ausspricht, so bekunden andere Gestalten das philosophische Denken der brahmanischen Kreise. Im Anfang der indischen Spekulation stehen kosmologische Probleme. Die Idee einer weltschaffenden Kraft wird in Pradschapati und Visvakarman personifiziert. Die Schilderung dieser höchsten Macht kann sich noch nicht völlig von den mythologischen Formen befreien. Aber doch schafft das Denken hier Mächte, die weit über die Götter hinausragen. Dieser Baumeister des Himmels und der Erde, dem alle Wesen Leben und Kraft verdanken, ist der alleinige Gott. Erst durch sein Wirken sind auch die Götter entstanden. Sein Wesen aber ist unergründlich. Eine andere Schöpfung der Spekulation ist Brahma. Das Brahma ist ursprünglich die Zauberformel, durch die der primitive Zauberpriester seine Macht übt. Die in ihr liegende, geheimnisvolle Macht wird verselbständigt und vergottet. Die gleiche Auffassung bestimmt das Gebet, das nicht nur in Worten besteht, sondern seine Macht vor allem in der Form der Meditation, des Sichversenkens in das Göttliche, übt. Das Erfassen des Unendlichen im Denken ist die höchste Macht, das Brahma. Hier hat die brahmanische Philosophie ihren Ausgangspunkt.

Zu allen Zeiten hat der Mensch sich als denkendes Wesen verhalten, indem er die Erscheinungen der Welt, die Tatsachen der Erfahrung zu sich selbst und untereinander in Beziehung bringt. Im naiven Denken aber fehlt jede Einsicht, daß diese Beziehung lediglich durch die Bedingungen des geistigen Lebens hergestellt ist. Die Inder sind zu wissenschaftlichem Denken gelangt, sofern sie in dem Verhältnis der Welt außer uns zu der Welt, die unser Vorstellungsinhalt ist, ein Problem fanden. Den Erkenntnishergang selbst zu prüfen, ist die Voraussetzung wissenschaftlicher Weltanschauung. Im Denken der Inder vollzog sich der Übergang vom naiven, in mythologische Formen gekleideten Denken zu wissenschaftlicher Weltbetrachtung. Ihre Philosophie aber geht von der Religion aus und hat sich in Indien niemals ganz von ihr losgelöst. Deshalb bleibt auch in den höchsten Leistungen indischen Denkens ein mythologischer Einschlag wirksam.

Die Geschichte des selbständigen indischen Denkens läßt sich in drei Abschnitte gliedern. Die vedische Zeit zeigt in jüngeren Gedichten des Rigveda die ersten Ansätze zur Psychologie. Sie zeigt sogar schon die erste Skepsis gegenüber jeder Erkenntnis. Sodann hat sich in

Digitized by Google

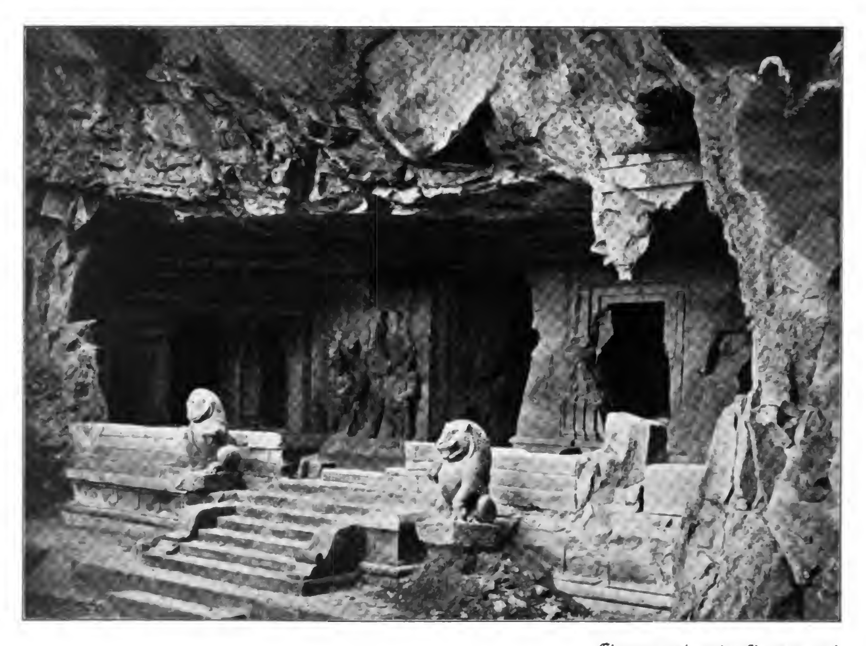
Eingang zu einem der Gr[illegible]
auf der Insel Elephanta [illegible]

Digitized by Google

[illegible] bestimmte [illegible], deren [illegible] später noch [illegible] [illegible] speziellen [illegible], namentlich aus den [illegible] [illegible] spielt der Kult des Soma, [illegible]. Der [illegible] wurde aus den Sten[illegible] [illegible] und am [illegible] Himalaya [illegible]. Im Somakult können wir ein Stück primitiver [illegible]. Neben dem Feuer, in [illegible] Gottheit, obwohl der Mensch den Trank bereitet. [illegible], die in der [illegible] gipfelt. [illegible] Göttern nicht nur in [illegible] treten, sie können [illegible] werden. [illegible] liegt vor allem der Ausgangspunkt [illegible] Verhältnis zwischen Menschen und Göttern wird [illegible], das in den [illegible] mit größter Kraft des [illegible] Phantasie gestaltet wird. Das [illegible] Ritual wird nur [illegible] Rezitation und [illegible] des Opfers [illegible]. [illegible] das Amt des Brahman, der [illegible] die [illegible] [illegible] die Ordnung des Rituals aufheben kann. Die [illegible] des Opferdienstes ist mit ihm in das [illegible] eingedrungen. [illegible] im Dienst [illegible]. Je mehr aber die [illegible] war, desto tiefer [illegible] Denken auf [illegible] nur die im [illegible] Götter [illegible], sondern [illegible], die aus dem brahmanischen Denken [illegible], kennt [illegible] und [illegible] die Macht der Brahmanen, [illegible] Priester [illegible] auch die Götter ihren [illegible], so [illegible] andere [illegible] der Brahmanen [illegible]. Am Anfang der indischen [illegible] weltschaffenden [illegible] wird in [illegible] dieser [illegible] Macht kann sich [illegible]. Aber doch schafft das Denken [illegible] Dieser Baumeister des [illegible] und der [illegible], ist der [illegible] Gott. Erst durch sein [illegible] aber ist [illegible]. Eine andere [illegible] Brahman ist ursprünglich die Zauberformel, [illegible]. [illegible] zeugende, geheimnisvolle [illegible] Bedeutung [illegible] das Gebet, das [illegible] vor allem in der Form der Meditation, des [illegible] des [illegible] Denken ist die höchste [illegible] Philosophie ihren Ausgangspunkt.

[illegible] verhält, indem er die [illegible] zu sich selbst und untereinander in Be[illegible] [illegible], [illegible] Beziehung lediglich [illegible]. Die [illegible] wissenschaftlichen [illegible] der Welt [illegible] der Welt, die [illegible] zu prüfen, ist [illegible]. [illegible] vollzog sich der [illegible] wissenschaftlicher Welt[illegible] [illegible] niemals [illegible] Denkens ein [illegible].

[illegible] die Psychologie gliedern. [illegible] zur Psychologie. [illegible] jeder [illegible]. [illegible] sich in



Eingang zu einem der Grottentempel
auf der Insel Elephanta bei Bombay

Digitized by Google

brahmanischen Kreisen eine Wandlung vollzogen, indem der primitive Glaube an die Seelenwanderung in spekulativem Tiefsinn ausgebaut wurde. In den Upanischaden tritt das gebildete Laientum als die stärkste schöpferische Macht in die philosophische Bewegung ein. Endlich schafft — etwa seit dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert — die wissenschaftliche Philosophie sechs Systeme, die für „orthodox" gelten, sofern sie auch den Veda als offenbarte Erkenntnisquelle gelten lassen. Daneben stehen ketzerische Richtungen in höchst bedeutenden Skeptikern und Materialisten. Die ganze indische Gedankenwelt aber ruht auf dem uralten Volksglauben an die Seelenwanderung und führt den einen Gedanken durch, daß die philosophische Erkenntnis vom Wesen der Welt und die Seele die Erklärung aus dem ewigen Kreislauf von Geburt und Tod erwirke.

Die großen philosophischen Schöpfungen Indiens werden gewöhnlich als eine Leistung des Brahmanismus betrachtet. Der Anteil der Brahmanen am geistigen Leben aber bildet ein schwieriges Problem. Auch hier müssen wir auf die Vorstufen zurückgehen, um die großen Gegensätze zu verstehen, die den Brahmanismus erfüllen. Der Priesterstand übt seinen Beruf im Vollzug der Opfer aus; darauf gründet sich seine materielle Lebensstellung wie sein Ansehen und sein Einfluß. Es liegt menschlich nahe, daß sich die Ansprüche steigern. Die Habgier vedischer Opferer stellt oft wahrhaft erschreckende Anforderungen, und die Stellung, die priesterliche Herrschsucht für den Stand fordert, geht über alles menschliche Maß hinaus. In der indischen Ritualliteratur wie im Recht kommen beide Bestrebungen unverhüllt zum Ausdruck. Daß diese Richtung im Priestertum nicht die Kraft besaß, aus sich geistige Schöpfungen von höchster Kraft des Denkens wie der Phantasie zu schaffen, das zeigt die Erstarrung der Religion in den festen Formeln der kultischen Liturgie des Avesta nicht minder wie in dem gedankenleeren Opferritual der Brahmanen. Aber das ist nur die eine, die technisch bestimmte Richtung, die die Entwicklung des Priestertums eingeschlagen hat. Schon in der arischen Vorzeit hat das Priestertum auch im geistigen Leben die Führung gewonnen. Aus dem Bereich rein materieller Interessen wandte sich das Denken doch den Wesen und Gestalten selber zu, denen man diente. Die Aufgabe, sie innerlich zu erfassen, war ein Mittel, um die geistigen Kräfte zu steigern. Das Denken stand vor der Aufgabe, die Welt zu begreifen, den Zusammenhang menschlichen Erlebens im Zusammenhang mit dem Empfinden zu erfassen. Die Götter werden in diesen Zusammenhang hineingerückt, sie werden den sich vertiefenden Ideen, die die Religion von innen aus weiterbilden, untergeordnet. Der Götterkreis selbst wird von ethischen Gestalten erfüllt, die in nur wenigen Zügen noch den Zusammenhang mit elementaren Naturgottheiten durchscheinen lassen, bisweilen von vornherein wohl als ethische Mächte entstanden. Der Abschluß wird erreicht in einem rein geistigen Gottesbegriff, in Gestalten, die nur Symbole der Abstraktion sind. Diesen Schritt hat Zarathustra getan. Aber auch vedische Hymnen zeigen bereits die Vergeistigung und Vertiefung der Religion.

Die ersten erkennbaren Leistungen des indischen Denkens liegen bereits in einzelnen Liedern des Rigveda und Atharvaveda vor. Neben den religiösen Anschauungen finden wir hier philosophische Spekulationen. Den ersten Ansätzen zu einer Psychologie begegnen wir in einem Gedichte über das „Denkorgan" (manas), das geschildert wird als „Erkenntnis, Bewußtsein und Wille, das das unsterbliche Licht in den Geschöpfen ist, ohne das kein Werk getan wird, ... welches alles Unsterbliche, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, umspannt ... Das, wie ein guter Wagenlenker die Rosse, so die Menschen hin und her lenkt, das im Herzen festsitzt, und doch beweglich, das schnellste Ding". Das schwierige psychologische Problem des Denkens ist von den Indern früh bemerkt worden. Sie suchen es durch die Annahme eines aus feinster Materie gebildeten, im Menschen wirkenden Organs zu lösen, dessen Funktionen in den Denkhergängen bestehen. Dieses innere Organ (manas) nimmt in der späteren indischen Philosophie eine wichtige Stelle ein.

Schon für das mythologische Denken ist die Welt ein Gegenstand der Reflexion. In Indien hat sich bereits in vedischer Zeit aus der mythologischen Kosmologie eine Kosmogonie entwickelt, die das Werden und Bestehen der Welt spekulativ zu erfassen sucht, die vor allem in kühnen Zweifeln zu fragen beginnt. In dem tiefsinnigen Lied von der Weltschöpfung (Rigveda X, 129) findet diese Bewegung ihren großartigsten Ausdruck:

Digitized by Google

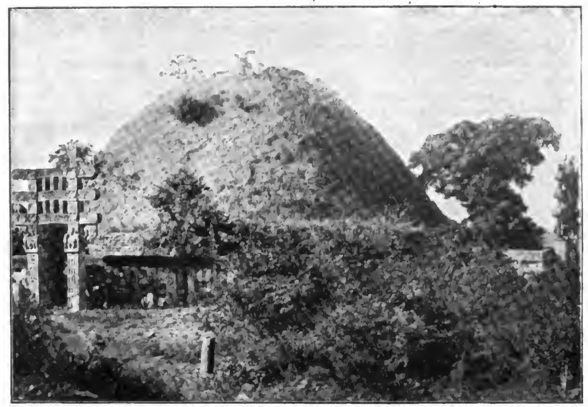
„Damals (im Urbeginn) war es (das Weltall) weder nichtseiend noch seiend, nicht war der Luftraum noch der Himmel darüber. Was schloß es ein? In welcher Hülle? Unter wessen Obhut stand es? Was war das unergründliche tiefe Meer? Nicht war damals Tod noch Unsterblichkeit, nicht das Erkennungszeichen von Tag und Nacht (Sonne und Mond). Es hauchte (d. h. es lebte) ohne Wind zu machen das eine Ding (das Urwesen) vermöge seiner Urkraft. Außer diesem gab es weiter nichts anderes." An diese Schilderung des Urzustandes knüpft der Dichter eine Schilderung der Weltentstehung. In der undurchdringlichen chaotischen Flut, die in Finsternis ruht, gestaltet sich das Eine als Lebenskeim zur Welt. Es „kommt zur Geburt" durch die Macht des „Tapas", durch „Erhitzung", d. h. durch den inneren, heißen Drang, der zur Weltbildung treibt. Dieses „Eine" nun, bereits als geistiges Wesen gedacht, wird von der Macht der „Liebe" ergriffen, die die erste Äußerung seines Denkens war. Diese „Liebe" (kama) ist nichts anderes als der Trieb, sich fortzupflanzen, der Schöpfungsdrang des Urwesens. „Also fanden die Weisen mit Nachdenken in ihrem Innern forschend das Band von Seiendem zum Nichtseienden." Der Ursprung alles Seins liegt also in der Begierde. Daraus wird die indische Asketik verständlich, die den Ursprung des Leidens aufheben will durch Unterdrückung aller Begierden, die der Urquell dieses leiderfüllten Daseins sind. Aber schon hier tritt neben die philosophische Spekulation die Frage, ob diesen Erkenntnissen irgendwelche Gewißheit eigen sei. In den letzten Versen des Gedichtes enthüllt sich die Kritik an den Ergebnissen des Sinnens: „Wer weiß gewiß, wer kann es hier erklären, von wannen sie entstanden ist, von wannen diese Einzelschöpfung? Die Götter sind später als die Einzelschöpfung dieser Welt. Wer weiß es also, von wann sie gekommen ist? Von wannen diese Einzelschöpfung gekommen ist, ob der Gott sie gemacht hat oder nicht? — Ihr Aufseher im höchsten Himmel, der weiß es gewiß, es sei denn, daß er es auch nicht weiß."

Dieser Hymnus zeigt zugleich einen philosophischen Gottesbegriff, der die Götter des Volksglaubens hinter dem höchsten persönlichen Gott zurücktreten läßt. Schon in der vedischen Zeit beginnen die Zweifel am Dasein der Götter des Volksglaubens. Schon in einem alten Preisliede auf Indra (II, 12) hören wir von Leuten, die fragten: „Wo ist er?" und die sprachen: „Er ist ja gar nicht!" Kein Gott nahm im indischen Volksempfinden eine so mächtige Stelle ein wie Indra. Und doch spricht ein anderer Hymnus (VIII, 10) es aus, daß manche sagten: „Es gibt keinen Indra! Wer hat ihn je gesehen? An wen sollen wir das Loblied richten?" Der Dichter des Liedes greift hier zu demselben Mittel wie der Verfasser des Hiobbuches: er läßt Indra persönlich in seiner Macht und Größe erscheinen mit dem stolzen „Da bin ich! Schaue mich an, alle Wesen überrage ich!"

Vor allem hielt vor dem tieferen Denken die Vielheit der Götter nicht stand. In dem Hymnus Rigveda X, 121 wird der Gedanke offen ausgesprochen, daß es diese Vielheit göttlicher Wesen nicht gibt. Nur einer kann Schöpfer und Erhalter der Welt sein. Aus der kosmologischen Spekulation ist der Gedanke an diesen einen persönlichen Schöpfergott erwachsen. Seine Namen Pradschapati, Brahmanaspati oder Visvakarman zeigen, daß er keine Größe der Volksreligion ist, sondern daß ein philosophisch gewonnener Gottesbegriff vorliegt. Endlich wird der Weltenschöpfer zu einem rein geistigen, schöpferischen Prinzip, das mit keinem Namen zu bezeichnen ist. In dem kosmologischen Hymnus heißt es nur „das Eine".

Hier sind die Anfänge der größten Gedankenleistung Indiens erreicht, der tiefsinnigen Lehre vom All-Einen. Sie besagt, daß die Vielheit der Erscheinungen, die sich dem Volksglauben in zahlreichen Göttern darstellt, in Wahrheit nur die Entfaltung des Einen, des Ewigseienden, des Weltprinzips ist. Dieser Gedanke gestaltet sich in den Upanischaden zur Lehre von der Weltseele. In dem Verse Rigveda I, 165, 46 ist diese Einheitslehre klar ausgesprochen: „Man nennt es Indra, Varuna und Mitra, Agni, den schönbeschwingten Himmelsvogel; Vielfach benennen, was nur Eines, die Dichter." Damit ist die große Gedankenentfaltung, die in den Upanischaden vorliegt, vorbereitet.

Digitized by Google



Ostansicht des Stupa von Santschi. Photogr. Aufnahme.

5. Das indische Mittelalter bis zum Auftreten Buddhas.

Keine scharfe Grenze trennt das indische Mittelalter von der alten Zeit. Die politischen und sozialen Verhältnisse werden zwar deutlicher erkennbar; nirgends aber ist eine tiefgreifende Neugestaltung des politischen Lebens sichtbar. Vielfach wird das Mittelalter Indiens als das buddhistische Zeitalter betrachtet. Buddhas Person und sein Wirken sind für uns nur die höchste, weithin sichtbare Erhebung des indischen Lebens. Seine Gedanken aber wurzeln in älteren Anschauungen, und in seinem Wirken steht er neben anderen Sektenstiftern. Auch hat es niemals eine Zeit gegeben, in der der Buddhismus Indien ausschließlich beherrschte. Der Brahmanismus und zahlreiche Sekten haben stets neben ihm bestanden.

Für das indische Geistesleben liegen die Keime einer neuen Zeit in der Verselbständigung und Vertiefung des Denkens, das in den Upanischaden hervortritt. Das Laientum, vor allem der Adel, gewinnt hier auch geistig die Führung. Aus diesen Kreisen sind die großen religiösen Reformbewegungen ebenso wie die wissenschaftliche Philosophie hervorgewachsen.

Die literarische Überlieferung hat die ältesten philosophischen Werke Indiens, die Upanischaden, mit der vedischen Masse verbunden. Kulturgeschichtlich aber bezeichnen sie den Übergang zu einer neuen Periode, die größte geistige Wandlung, die Indien erlebt hat. Die Lehre der Upanischaden bildet freilich kaum ein geschlossenes System; sie wird nur durch eine innere Einheitlichkeit der Gedankenbewegung verknüpft. In einem kühnen Idealismus sucht hier das indische Denken das Wirkliche hinter den Erscheinungen zu erreichen und zugleich den Menschen über die Schranken seines irdischen Daseins zum wahren Sein zu erheben. Nichts aber ist für das indische Geistesleben so bezeichnend, wie die Verknüpfung der philosophischen Spekulation mit der Religion. Auch die indischen Erlösungsreligionen haben alle einen philosophischen, oft stark intellektualistischen Charakter. In der Literatur der Upanischaden findet diese Bewegung ihren klassischen Ausdruck, sie bezeichnen die höchste Erhebung der

Digitized by Google

indischen Weltanschauung. Das achte bis sechste vorchristliche Jahrhundert wird als die Zeit der Upanischaden gelten dürfen.

Die ersten Ansätze zu philosophischem Denken traten uns bereits im Veda entgegen. Aus der Spekulation über die Weltschöpfung und das Weltganze scheint der Einheitsgedanke erwachsen zu sein, der sich in der Annahme einer Weltseele pantheistisch gestaltet. Wohl haben sich auch brahmanische Kreise an diesen Fragen beteiligt, wie der große Yâdschnavalkya; im ganzen aber war das Priestertum auf die Opferspekulation beschränkt. Es war das Laientum, das die Gedankenbewegung selbständig weiterführte. Es werden hier Fragen erörtert, die ganz außerhalb des priesterlichen Lebenskreises liegen. Man fragt nach dem Wesen der Welt, nach dem eignen Sein im Verhältnis zum Weltganzen, um in der großartigen Idee des All-Einen die Lösung zu finden.

Das Ziel, das das Erkennen hier erstrebt, ist die Einsicht in das Wesen der Welt, den Ursprung der Dinge und die Stellung des Menschen im Weltganzen. Wer begreift, daß alles Dasein eine Einheit bildet, der ist von Leid und Täuschung befreit; in Gott allein bestehen alle Wesen. Das Wesen der Welt aber ist durch sein geistiges Lebensprinzip, das Atman, das Selbst, bestimmt. Es ist qualitätslos, unendlich, unvergänglich, unveränderlich. Die Weltschöpfung ist eine Emanation aus diesem Selbst, alles besteht im Selbst. So bildet denn auch der Mensch eine Einheit mit dem Prinzip alles Daseins; Weltseele und Menschenseele sind im Grunde identisch. Die Erkenntnis dieser Identität, die in dem Worte „Das bist du" (**tat tvam asi**) ausgedrückt wird, ist die Erlösung und die Überwindung des Todes. Wer diese wahre Erkenntnis hat, der ist zugleich zu sittlicher Vollendung gelangt; sie verbrennt im Menschen das Böse, sie überwindet die Sünde und bringt die wahre Glückseligkeit. Die Kontemplation, die Versenkung in den Gedanken ist das Mittel, diese Vollendung zu gewinnen; im Erlöschen des Bewußtseins, in absoluter Versenkung kommt der Mensch dem absoluten Sein am nächsten.

Im indischen Denken vollzieht sich der Übergang von der mythologischen zur wissenschaftlichen Welterklärung. Stets aber bleibt das indische Denken, auch in seinen höchsten Leistungen, mit religiösen Vorstellungen verknüpft. Nicht wissenschaftliche Welterklärung ist ihr höchstes und letztes Ziel, immer steht das philosophische Denken im Dienste der Erlösungsidee. Allen philosophischen Systemen ist gemeinsam, daß sie durch Erkenntnis des Weltzusammenhangs von dem Kreislauf ewiger Wiedergeburt befreien wollen. Es haben sich mehrere Systeme der wissenschaftlichen Philosophie gebildet, von denen sechs als orthodox gelten, weil sie die Offenbarungsautorität des Veda anerkennen. Diese ältesten Systeme der wissenschaftlichen Philosophie Indiens gehen bis in das sechste vorchristliche Jahrhundert zurück. Alle diese Systeme setzen die ältere Spekulation der Brâhmanas und Upanischaden voraus. Sie knüpfen vielfach an die philosophischen Grundgedanken der Upanischaden an, auch wenn sie diese bestreiten, wie Kapila, der Begründer der Sâmkhya-Lehre.

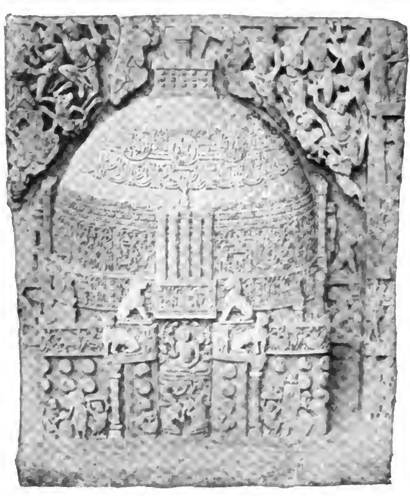
Diese sechs Systeme sind, wenn wir sie nach ihrem wahrscheinlichen Alter ordnen, folgende:

Das Sâmkhya des Kapila. Die Weltanschauung dieses Systems ist ein Dualismus, der eine Urmaterie und die individuellen Seelen als ewig nebeneinander existierend denkt. Es gibt keinen Gott. Trotz des Atheismus hat diese Lehre den religiösen Grundgedanken der Erlösung ausgebildet. Sie erfolgt durch die Erkenntnis, daß die Seele in ihrem Wesen von der Materie verschieden ist. Dann wird sie für immer von der Verbindung mit einem Körper befreit. Der Yoga des Patandschali hat dem Samkhya eine theistische Auffassung äußerlich hinzugefügt. Vor allem aber bildet es die Theorie und Praxis der Kontemplation, der zur Erlösung führenden „Versenkung" (Yoga) aus. Die Mimâmsâ des Dschaimini ist eine an das vedische Opfer anknüpfende Theorie des Werkdienstes. Nur durch seine Logik kann es als philosophisches System gelten. Die Vedânta des Bâdarâyana nimmt die Spekulation der Upanischaden auf, indem sie die Identität des Brahman, des ewigen Weltprinzips, mit dem Atman, der Seele, lehrt. Auf diese Lehre begründet das System die Erlösung von der Seelenwanderung: Wer das Selbst (Atman) als identisch mit dem Brahman erkennt, der

Digitized by Google

kehrt in den ewigen Urgrund alles Seins zurück und wird nicht wiedergeboren. Die Vaiseschika des Kanāda ist ein atomistisch begründeter, naiver Materialismus. Besondere Bedeutung hat die Lehre von der Weltentstehung. Die Nyāya des Gautama, früh mit der Vaiseschika verbunden, ist ein bedeutendes System der Logik. Jedes dieser philosophischen Systeme liegt uns in den sogenannten Sūtras, den Schullehrbüchern, vor, die das System in ganz knappen Formeln darstellen. Sie dienten als Grundlage für den mündlichen, erläuternden Lehrvortrag und waren zum Auswendiglernen bestimmt. Ohne Erklärung des Lehrers sind sie unverständlich. Daraus sind die zahlreichen Kommentare entstanden, mit deren Hilfe erst die Grundwerke verständlich sind.

Neben den „orthodoxen" Systemen stehen Skeptiker und Materialisten. Schon in den Upanischaden und bei Manu wird auf solche Denker hingedeutet, die ein Jenseits und eine Fortdauer der Seele bestritten. In bewußter Ablehnung des Brahmanismus stand der Materialismus eines bedeutenden Philosophen, des Tschārvāka. Für Tschārvāka ist die Seele ein körperliches Wesen mit dem Vermögen des Erkennens. Nur sinnliche Wahrnehmung kann Quelle der Erkenntnis sein. Das Ziel des Lebens ist auf die Sinnenwelt beschränkt; ein Genuß, der alle Unannehmlichkeit meidet, der reines Lustgefühl ist, ist Glück. Torheit ist der Glaube an den Veda und an die Wirksamkeit der Opfer. Der Veda selbst leidet an Unwahrheiten und Widersprüchen. Ein Unglück ist nur der körperliche Schmerz. Von Erlösungsgedanken aber kommt selbst ein Denker wie Tschārvāka nicht los. Unser sinnliches Dasein ist schmerzerfüllt. Wie kann man den Schmerz überwinden? Einmal durch Genuß, sodann aber bringt der Tod die Erlösung vom Schmerze des physischen Daseins.



Thronender Buddha mit religiösen Symbolen.
Reliefdarstellung eines Reliquienbehälters (Dagaba) vom Stupa zu Amaravati. Original London, India-Museum.

Das indische Altertum ist für uns eine Zeit ohne fest bestimmbare Geschichte; wir sehen hier nur die Wirkungen der Hergänge in den Kulturzuständen. Erst die Zeit Buddhas dürfen wir als Anfang der eigentlichen Geschichte Indiens ansehen. Alte geschichtliche Beziehungen weisen nach Babylonien, sie waren durch Entwicklung des Seeverkehrs zwischen der Westküste Indiens und dem Zweistromlande vermittelt. In einem buddhistischen Text wird Baveru, d. h. Babel, genannt. Zwischen Indien und Westasien sind Kulturbeziehungen freilich nur in Lehnworten zu erkennen. Für die indische Kultur ist der Zusammenhang mit Westasien durch die Einführung der Schrift in Indien bezeichnet. Die indische Schrift ist von einer Form der

Digitized by Google



Mythologische und wirkliche Tiere in Prozession vor dem Feigenbaum von Buddha-Gaya.
Relief vom östlichen Tore des Stupa von Santschi.

aramäischen abhängig; sie mag durch Kaufleute nach dem Südwesten gebracht sein und scheint sich im siebenten Jahrhundert nach Nordindien verbreitet zu haben.

Zahlreiche Staatsbildungen der arischen Inder hatten inzwischen den Norden der Halbinsel erfüllt. In dem Gebiet zwischen dem Himalaya und dem Narbada hatten sich teils Monarchien, teils aristokratisch regierte Republiken gebildet. Neben zahlreichen kleineren Fürstentümern und einigen Republiken bestanden hier vier größere Königreiche. Unter ihnen ist das wichtigste das Reich Magadha (h. Bihar) mit der Hauptstadt Rajagrha (h. Rajgir). Nach Nordwesten grenzte an Magadha das Königreich der Kosala (h. Audh) mit der Hauptstadt Sravasti (Savatthi), das bereits in den Vorhöhen von Nepal lag. Daran grenzte südlich das Königreich der Vatsa mit der Hauptstadt Kausambi (Kosambi); südwestlich davon lag das Reich der Avanti mit Ujjayini (h. Ujjain). Zu Magadha gehörte das östlich gelegene Anga mit der Stadt Tschampa. Daneben bestanden kleine republikanische Adelsherrschaften, so die acht Bundesstaaten der Vrjji (Vajji), deren Hauptstadt Vaisali (Vesali) war.

Die politische Geschichte der Zeit zwischen 600 und 326 ist nur in einzelnen Punkten erkennbar. Es scheint, daß im sechsten Jahrhundert die Kosala die Vormacht im nördlichen Indien gewannen, die bisher Magadha inne hatte. Von den Kosala war das kleine Fürstentum Kasi, das Gebiet um Benares, erobert, wo Buddha mit der berühmten Predigt von Benares seine Lehrtätigkeit begonnen hat. Der Umstand, daß die nördlichen Staaten (Magadha, Anga, Kosala, Vaisali, Kasi) für Buddhisten wie Dschainas der Schauplatz ihrer heiligen Geschichte waren, ermöglicht es, einige Tatsachen ihrer Geschichte aus der Literatur der Sekten zu erkennen, die im Zusammenhange mit ihrer Geschichte erwähnt werden. In einer brahmanischen Quelle finden wir die älteste historisch greifbare Dynastie in Magadha, die Saisunaga; deren Hauptstadt Rajagrha war. Mit dem fünften Herrscher dieses Geschlechtes, Bimbisara, tritt die erste greifbare Gestalt der indischen Geschichte hervor. Er kann als Begründer der Macht Magadhas gelten, indem er den Staat Anga unterwarf und sich mit mächtigen Nachbargeschlechtern durch Ehen verbündete. Bimbisara wurde ein treuer Anhänger und Beschützer Buddhas. Er soll 28 Jahre regiert haben; sein Tod fällt in eine Zeit, als Buddha schon sehr alt war. Dadurch läßt sich seine Regierungszeit auf etwa 513—485 ansetzen. Er wurde von seinem Sohne Adschatasatru ermordet. Die buddhistische Tradition sagt, daß er dazu von Devadatta, dem Vetter und Gegner Buddhas, angestiftet worden sei.

Wir erfahren von einem Kriege, den Adschatasatru gegen die Kosala führte; wie es scheint, wurde dadurch die zeitweilige Vormacht Magadhas entschieden. Das Gebiet der Kosala erscheint im 4. Jahrhundert als ein Teil des Reiches Magadha. Ebenso erfolgreich war das Unternehmen gegen die Licchavi; ihre Stadt Vaisali wurde genommen. Seitdem scheint das ganze Gebiet zwischen Ganges und Himalaya von Magadha abhängig zu sein. Zur Sicherung seiner Herrschaft legte der König am Ganges eine Festung an, unter deren Schutze sich eine der größten Städte Indiens entwickelte. Udaya, der Enkel des Adschatasatru, gründete hier um 430 Pataliputra. Durch den Begründer der Maurya-Dynastie, Tschandragupta, wurde sie die Hauptstadt seines großen Reiches.

Digitized by Google



Elefanten in Prozession vor dem heiligen Tempel Buddhas zu Gaya.
Relief vom östlichen Tore des Stupa von Santschi.

Bimbisara und Adschatasatru waren Zeitgenossen des großen Dareios (521—485). Durch ihn wurde eine wichtige Verbindung zwischen Persien und dem westlichen Indien angebahnt. Er suchte die vielfach gefährdeten Grenzen Irans zu sichern. Dabei ist er mit indischen Völkern in Berührung gekommen; die Gandhara und Assakener — indisch Asvaka — werden genannt. Zugleich ließ Dareios die Grenzgebiete des Reiches durch Expeditionen erforschen. Zu ihnen gehört die Fahrt des Skylax von Karyanda, der den Lauf des Indus bis zur Mündung erforschte. Die Völker des Indusgebietes von Gandhara bis Sindh wurden unterworfen; sie werden in den Inschriften des Königs als tributpflichtig aufgeführt. Die indische Satrapie des persischen Reiches war die reichste Provinz, die einen sehr hohen Tribut lieferte. Unter Xerxes stellten die Inder ein Kontingent des Heeres; bei Platää (479) haben indische Truppen mitgekämpft. Unter dem letzten Perserkönig Dareios Kodomannos scheint sich das Verhältnis gelockert zu haben; bei Alexanders Ankunft wurden das Pendschab und Sindh von zahlreichen einheimischen Fürsten beherrscht.

Unter Adschatasatru scheint das Reich von Magadha den Höhepunkt seiner Macht erreicht zu haben. Seine nächsten Nachfolger sind für uns nur Namen. Adschatasatru mag um 459 gestorben sein. Die beiden letzten Herrscher der Dynastie, Nandivardhana und Mahanandin, haben bis gegen 350 geherrscht. Ihnen folgte eine neue Dynastie, die der Nanda. Die Geschichte der Nanda liegt schon im Dunkeln. Sie scheinen Emporkömmlinge gewesen zu sein, die einen schwachen Herrscher stürzten und seine Dynastie vernichteten. Sie behaupteten die Regierung, indem sie sich auf ein großes und geschultes Heer stützten, wie es Adschatasatru in seinen zahlreichen Kriegen herangebildet hatte. Von der Macht einer Militärdynastie in Magadha erfuhr Alexander, als er 326 am Hyphasis stand. Die Nanda sind wiederum, wie es scheint, durch einen tatkräftigen Emporkömmling beseitigt worden, durch Tschandragupta, den Begründer der Maurya-Dynastie. Sein Auftreten aber steht im Zusammenhang mit der durch Alexander begründeten griechischen Herrschaft in Indien.

6. Buddhas Leben und Lehre.

Die Bildung religiöser Sekten, die sich vom Brahmanismus loslösen, ist auf zwei Wurzeln zurückzuführen. Einerseits hat es stets im Volksleben eine religiöse Gesinnung gegeben, die sich nicht in das brahmanische Ritual kleidete, sondern in gläubiger Verehrung des Herzens der Gottheit nahte. Aus solcher innerlichen Frömmigkeit ist die volkstümliche Sekte entstanden, die in dem berühmten theologischen Gedicht, der Bhagavadgita, dem Liede von der Gottheit, ihren Ausdruck fand. Eine andere Quelle der religiösen Neubildung liegt in den philosophischen Lehren, die in Erkenntnis die Erlösung suchen. Hier ist der Ursprung der philosophischen Erlösungsreligionen, von denen der Buddhismus die bedeutendste geworden ist. Die religiöse Sektenbildung ist in Indien sehr alt; sie ist bis nahe an die Grenze der vedischen Zeit zu verfolgen Aus Inschriften ist die Sekte der Adschivakas bekannt, die schon vor 800

Digitized by Google

bestanden haben müssen. In Schriften der Dschainas und Buddhisten werden sie erwähnt. Den Dschainas standen sie darin nahe, daß sie eine das ganze Leben beherrschende Askese forderten. Das asketische Ideal an sich ist schon brahmanisch, hier aber auf das Ende des Lebens begrenzt. Die Adschiwakas bildeten einen Mönchsorden. Andererseits hingen sie enger mit der Volksreligion zusammen, indem sie Wischnu verehren, wie überhaupt diese Sekte eine theistische Richtung vertrat. Die Energie des religiösen Denkens und der Trieb zu religiöser Sektenbildung ist in Indien stets lebendig geblieben. Von den zahlreichen Sekten, die aus der großen Geisterbewegung des Mittelalters erwachsen sind, ist der Buddhismus zu einer Weltreligion geworden, während die gleichzeitig entstandene Dschainareligion bis heute in Indien blüht.

Für die geschichtliche Auffassung des Buddhismus sind zwei Gesichtspunkte besonders hervorzuheben: einmal sein Abhängigkeitsverhältnis von der voraufgehenden Entwickelung des philosophischen Denkens, sodann sein Charakter als Religion. Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der indischen Geistesgeschichte, wie Philosophie und Religion, Erkenntnisstreben und Erlösungssuchen hier zusammengehen. Die Welt und ihr Wesen, ihre Entstehung, sowie die Stellung des Menschen und der Seele im Weltzusammenhange bilden den Inhalt des philosophischen Denkens. Die Erhebung über dieses Dasein, die Loslösung aus seinen Bedingungen, die Entrückung aus dem ewigen Kreislauf von Geburt und Tod ist das Ziel der indischen Erlösungsreligionen. Das Eigenartige aber ist die Verknüpfung beider Bewegungen. Der Weg der Erlösung ist durch Kosmologie und Psychologie vorgeschrieben; und der Weg der Weltüberwindung geht durch die philosophische Erkenntnis. Wenn sich ihr der Zusammenhang alles Geschehens enthüllt, beginnt die Befreiung von den Banden des Daseins. Das Mittel dazu ist die Askese als Hilfsmittel der philosophischen Versenkung, die den Heilsweg aus den Wirrnissen des Daseins findet.


Alte Buddhastatue. Relief aus Amaravati.

Damit verknüpft sich ein Glaube, der für das indische Geistesleben eine beherrschende Macht geworden ist, die Annahme einer Seelenwanderung. Sie mag an den primitiven Glauben anknüpfen, daß die Seele nach dem Tode in andere Wesen — Menschen, Tiere, Pflanzen — übergehe. Diese Vorstellung scheint von der indischen Spekulation seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. aufgenommen und weiter entwickelt zu sein durch die Annahme, daß jede neue Existenz durch das Verhalten in der voraufgehenden bestimmt werde. Das sittliche Verhalten, Verdienst oder Verschuldung, bestimmen die neue Daseinsform; Glück oder Unglück sind nur die Folgen des Handelns in einem früheren Dasein. Damit ist das Individuum mit all seinem Erleben in die unentrinnbare Notwendigkeit einer ewigen Kausalitätsreihe gestellt. Dieser Gedanke ist dem Inder immer furchtbarer geworden; wie eine schwere Last bedrückt er die Seelen. Denn die Seelenwanderung bedeutet mit der Wiederkehr in neue Daseinsformen zugleich die ewige Wiederkehr des Todes. Einen letzten Tod zu finden, das Haus des Daseins für ewig abzubrechen, das war die Erlösung, die Buddha verkündete, als ihm die vollendete Erkenntnis zuteil geworden war.

Über Buddhas Lebensgeschichte haben wir nur wenige historische Nachrichten; aber sie genügen, um seine Persönlichkeit in allen wesentlichen Zügen zu erfassen und ihn in die geschichtlichen Verhältnisse seiner Zeit einzuordnen. Buddha gehörte durch seine Herkunft der Kriegerkaste, d. h. dem ritterlichen Adel an, er stammt aus dem Adelsgeschlechte der Sakya. Sein Vater Suddhodana war zwar kein „großer König“ aber ein Adliger von bedeutendem Grundbesitz. Die Heimat Buddhas, die Stadt Kapilavastu, deren Ruinen neuerdings wiedergefunden sind, lag im südlichen Nepal in den Vorhöhen des Himalaya Die Mutter Buddhas, Maya, wollte kurz vor der Geburt des Kindes ihre Eltern besuchen. Während ihrer Reise ist Buddha in einem Haine bei dem Dorfe Lumbini geboren. Die Geburtsstätte des Kindes ist

Digitized by Google

seit 1896 genau bekannt; der große buddhistische König Asoka ließ hier eine Säule errichten mit der Aufschrift: „Hier ist der Erhabene geboren". Der Knabe erhielt den Namen Siddhartha (oder Siddhatta); seine Familie führte den Beinamen Gautama. Bei Lebzeiten wurde Buddha gewöhnlich als „der Asket Gautama" bezeichnet.

Wie Buddhas Geburt, so ist auch seine Jugendgeschichte mit Wundern ausgestattet worden. In Wahrheit verlief sein Leben wie das eines jungen indischen Adligen. In Führung der Waffen und in der Jagd bildete er sich aus; das war die Vorbereitung des künftigen Kriegers. Daneben aber pflegte der Adel auch geistige Interessen. Grammatik und Philosophie waren die Grundlagen der höheren Bildung, dazu kam die Beschäftigung mit Schriften über Recht, Sitte und Lebenskunst. Schon durch seinen Bildungsgang mögen dem jungen Adligen die Gedanken nahegetreten sein, die seine Zeit bewegten. Wie die Zeitstimmungen in ihm sich gestalteten, was sie durch ihn wurden — das ist nur aus der gewaltigen geistigen Kraft, aus der Leidenschaft des Denkens zu erschließen, die Buddhas persönliches Wesen ausmachen. Von seiner persönlichen Entwicklung aber wissen wir nichts.

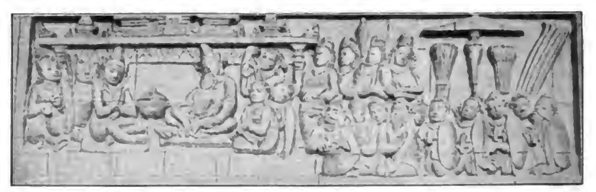


Anbetung Buddhas. Gemälde von der Säule eines Grottentempels zu Adschunta.

Buddha hatte sich in jungen Jahren verheiratet. Als sich in ihm die innere Wandlung vollzog, wurde ihm ein Sohn geboren, den er „Rahula" nannte. „Eine Fessel ist mir geboren", soll er damals gesagt haben. Damals war Buddha 29 Jahre alt, als er mit einem plötzlichen Entschlusse aus einem glücklichen Dasein in die „Heimatlosigkeit" ging und seine Familie verließ. Wir lernen die Beweggründe durch Buddhas eigne Erklärung kennen. Alter, Krankheit und Tod hatten in seiner unfraglich feinfühlenden, leicht erregbaren Seele starke Eindrücke erweckt, sie hatten in ihm das Problem vom Sinn und Wert des Lebens wachgerufen. Tatsachen, in denen das Leben dem Verfall geweiht erscheint, hatten ihn mit „Unbehagen, Scham und Ekel" erfüllt. „Mir, der ich solches sah, schwand alle Freude an der Jugend, an der Gesundheit und am Leben".

Daß die alltäglichen Erfahrungen des Lebens in Buddhas Denken zu tiefen, in ihrer Schwere bedrückenden Problemen wurden, ist im letzten Grunde nur aus der Eigenart seiner Persönlichkeit zu erklären, die auf eine letzte Erkenntnis der Welt angelegt war, und darin nur ihr innerstes Wesen darstellte. Aber kein individueller Mensch steht außerhalb aller geschichtlichen Beziehungen. Auch Buddha knüpfte an Gedanken und Stimmungen seiner Zeit an. Schon die ältere Philosophie hatte die Erkenntnis gewonnen, daß alles Leben ein Leiden ist. Den prinzipiellen Pessimismus nahm Buddha auf; aber diese theoretische Anschauung gestaltete er zu einer das Leben umgestaltenden Macht. Mit der Loslösung von seinem bisherigen Dasein hatte er die große Entscheidung seines Lebens getroffen; seine Entwicklung war abgeschlossen. Es konnte sich für ihn nur noch um Befreiung und Erlösung aus dem ewigen und unermeßlichen Leid alles Daseins handeln. Dazu tat Buddha den Schritt, der in Indien zu allen Zeiten nichts Ungewöhnliches war: er ging in die Einsamkeit eines Waldes, um durch strenge Askese und anhaltendes Nachdenken die befreiende Erkenntnis und mit der Einsicht in die wahren Ursachen des Leidens die Erlösung zu gewinnen. In zwei Vertretern der Yoga-Lehre fand Buddha seine ersten Lehrer. Diese Schule

Digitized by Google



Buddha auf dem Schoße seines Vaters. Relief vom Tempel zu Boro Budur.

Nach einem Gipsabguß des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin.

versuchte durch asketische Mittel, durch bestimmte Körperhaltung, Verzicht auf Nahrung und Anhalten des Atems eine volle Konzentration des Denkens und dadurch die höchste Erkenntnis zu gewinnen. Als Buddha eines Tages vor Entkräftung die Besinnung verloren hatte, erkannte er, daß die Askese nicht der Weg der Erlösung sei. Er nahm wieder Nahrung zu sich, blieb aber noch 7 Jahre in der Einsamkeit. Da kam ihm, während er unter einem Feigenbaum saß, die abschließende Erkenntnis, die Erlösung, die er gesucht hatte.

Was war der Inhalt seiner Erkenntnis? Für das religiöse Denken der Inder bedeutet „Erlösung" immer die Befreiung von der Notwendigkeit der Wiedergeburt. Die Gewißheit, durch Erkenntnis des Kausalzusammenhanges dem Kreislauf von Geburt und Tod für immer entrückt zu sein, muß in Buddha eine mächtige Erregung hervorgerufen haben. Sie spricht aus den berühmten Versen, die mit stolzen Worten seinen Sieg über die Ursache der Wiedergeburt verkünden: „Den Kreislauf vieler Geburten habe ich ruhelos durchlaufen, den Bildner des Hauses suchend. Schlimm ist die ewige Wiedergeburt. Bildner des Hauses, du bist erschaut; du wirst kein Haus mehr bauen. Deine Balken sind gebrochen, und des Hauses Dach vernichtet. Das Herz, frei geworden, hat alle Begierden getilgt." (Übers. v. R. Pischel).

Von vornherein erkennt es Buddha als seine Aufgabe, den Menschen seine Erkenntnis mitzuteilen. Damit beginnt die etwa 45 Jahre umfassende Lehrtätigkeit, die der Asket Gautama als wandernder Lehrer im Gangeslande übte. Die erste Verkündigung seiner Lehre ist die berühmte Predigt von Benares, die er vor den 5 Asketen hält, mit denen er ehemals zusammengelebt hatte. So fremdartig uns der Schematismus der Rede ist, so sicher ist es die wirkliche Redeweise Buddhas, wie er sie vor philosophisch geschulten Hörern anwandte. Zu diesen 5 Mönchen kommt bald eine größere Anzahl von Laien. Aus seinem ersten Jüngerkreise entsendet Buddha die Boten seiner Lehre „zum Heile für viele Menschen, aus Erbarmen für die Welt, zum Segen, zum Heile, zur Freude für Götter und Menschen."



Überreichung des Mönchsgewandes an Buddha. Relief vom Tempel zu Boro Budur.

Nach einem Gipsabguß des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin.

Digitized by Google



Begegnung Buddhas mit einem Bettelmönch. Relief vom Tempel zu Boro Budur.

Nach einem Gipsabguß des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin.

Aus Buddhas weiterem Leben erfahren wir nur Einzelheiten. Es wird sehr gleichförmig verlaufen sein, wie es die indische Natur mit sich bringt. Vom Juni bis Oktober währt die Regenzeit; Buddha verbrachte sie in Hainen, die ihm von reichen Gönnern geschenkt waren. Sein mächtigster Beschützer, der König Bimbisara von Magadha, schenkte der Mönchsgenossenschaft den Hain Veluvana bei Rajagrha, wo Buddha oft geweilt hat.

Im ersten Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit besuchte er seine Heimat: Kapilavastu. Sein reiches, adelsstolzes Geschlecht wollte nichts von dem Bettler im gelben Mönchsgewande wissen. Vor allem machte ihm sein Vater Vorwürfe, daß er seiner Familie Schande bereite. Buddha aber muß eine Persönlichkeit von hinreißender innerer Größe gewesen sein. Es gelang ihm bald, seinen Vater und seine Gattin für seine Lehre zu gewinnen. Wohl um seinen Sohn, der damals 7 Jahre alt war, bei sich zu haben, nahm er ihn in die Mönchsgemeinde auf.

Die Überlieferung über Buddhas Leben nach der Erleuchtung meldet noch mancherlei, über Persönlichkeiten und Ereignisse im Kreise der Mönchsgemeinde; besonders tritt sein treuer Lieblingsjünger Ananda hervor. Auch von Streitigkeiten in der Gemeinde erfahren wir; ein Vetter Buddhas, Devadatta, stellte viel strengere asketische Forderungen als der Meister. Das führte vielleicht im 26. Jahre zu einer Spaltung der Mönchsgemeinde. Noch im 7. Jahrhundert n. Chr. gab es in Indien diese von Devadatta begründete religiöse Sekte. Es ist indes wohl eine Legende, daß Devadatta einen Mordanschlag auf Buddha unternommen habe, den die Wunderkraft des Meisters vereitelt haben soll.



Angriff des Mara und seiner Dämonen. Relief vom Tempel zu Boro Budur.

Nach einem Gipsabguß des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin.

Digitized by Google

Die letzten drei Monate von Buddhas Leben sind uns durch ausführlichere und offenbar recht gute Überlieferung wieder bekannt. Buddha war 80 Jahre alt geworden. In dem Dorfe Beluva, wo er die Regenzeit verbrachte, erkrankte er. Doch erholte er sich nochmals und wanderte nach der Stadt Kusinagara. In dem Dorfe Pava nahm er die Einladung eines Schmiedes an; es heißt, er sei durch den Genuß von Schweinefleisch erkrankt. Mühsam schleppte er sich in ein kleines Gehölz, wo er sich unter Bäumen ein Lager bereiten ließ, um hier zu sterben. Er tröstet seine klagenden Jünger: „Es könnte sein, o Ananda, daß euch der Gedanke käme, die Lehre hat ihren Meister verloren. Das Gesetz und die Disziplin, die ich euch verkündet habe, ist nach meinem Tode euer Meister." — Seine letzten Worte, die in der Tat sein Bekenntnis sind, lauteten: „Vergänglich ist alles, was geworden ist. Sorgt eifrig für euer Heil." Die Sage hat den Tod Buddhas mit feierlicher Größe umgeben. Auf den Sterbenden regnen die Blüten der Bäume herab, obwohl es nicht die Zeit der Baumblüte war. In Erdbeben und Donner bekundete die Natur ihre Erschütterung beim Scheiden des Herrn.

Der Tod Buddhas fällt etwa in das Jahr 477. Die Todesnachricht wurde zu den Mallas, dem Königsgeschlecht von Kusinagara, geschickt. Sie veranstalteten eine siebentägige Trauerfeier für den toten Meister. Unter königlichen Ehren wurde die Leiche verbrannt. Die Reliquien wurden an acht adlige und fürstliche Geschlechter verteilt, die ihm nahe gestanden hatten. Seine eigene Familie erhielt die Gebeine. Die Sakyas setzten sie in einem großen Steinsarg bei, über dessen Gruft sie einen Stupa errichteten. Dieses Grab Buddhas ist 1898 wiedergefunden und geöffnet worden. Man fand in ihm mehrere Urnen, von denen eine in der Sprache des Landes Magadha, wo Buddha gewirkt hatte, die Inschrift trägt: „Dieser Behälter der Reliquien des erhabenen Buddha aus dem Geschlechte der Sakyas ist die fromme Stiftung der Brüder samt den Schwestern, mit Kindern und Frauen." Die Echtheit der Reliquien ist ganz unanfechtbar; sie befinden sich heute im Besitz des Königs von Siam.



Buddhistisches Relief aus Amaravati
mit Darstellung von Musik- und Tanzszenen.

Die Lehre Buddhas in ihren einzelnen Zügen kann nur in einer Biographie Buddhas dargestellt werden. Für eine Geschichte Indiens kommt vor allem ihr Verhältnis zur indischen Geistesgeschichte zur Geltung. Buddha war unfraglich ein scharfsinniger Denker, aber nicht ein schöpferischer Geist. Sein Denken ist völlig um das Kausalitätsproblem konzentriert, wie er es im Sāmkhyasystem ausgebildet fand. Der theoretische Teil in Buddhas Lehre ist Sāmkhya-Philosophie. Die buddhistische Tradition hat das richtige Verhältnis festgehalten, wenn sie meldet, daß Buddhas erster Lehrer, Arāda Kālāma, ein Vertreter des Sāmkhya war. Mit voller Wahrscheinlichkeit darf man nicht nur die Vorzeitigkeit der Sāmkhya-Lehre behaupten, sondern wird sagen dürfen, daß eine bestimmte praktische Form des Yoga die Grundlage der buddhistischen Lehre bildet. Ebenso ist die Forderung, kein lebendes Wesen zu töten, somit die Verwerfung des Tieropfers, eine asketische Forderung, die Brahmanen, Buddhisten oder Dschainas gemein ist. In seinem endgültigen Ziel, im Nirvāna, entfernt sich die buddhistische Lehre nicht weit von den Bestimmungen des Zieles menschlichen Strebens, wie sie den philosophischen Lehren eigen sind. Endlich ist die Hauptlehre des Buddhismus von der vierfachen edlen Wahrheit über das Wesen des Leidens und seine Überwindung scheinbar ein Schema indischer Wissenschaft; sie liegt nicht nur im Yoga vor, sondern ist auch der indischen Medizin eigen.

Digitized by Google

Buddha ist unfraglich von einem praktischen Bedürfnis des Lebens, das er als Leiden erkannt hatte, ausgegangen. Er konnte sich als ein Erlösung Suchender nur an das Asketentum wenden. So ist er in die „Heimatlosigkeit“ gegangen. Im Yoga ist die Versenkung der Meditation zu einer Kunst ausgebildet worden. Wenn Buddha später die Askese verwarf, so geschah es, weil sie ihm nicht gewährte, was sie versprach, die innere Anschauung vom Wesen des ātman, des Selbst, der Seele. Obwohl er durch „Versenkung“ nicht die innere Gewißheit über das Wesen des ātman gewann, behielt er doch die philosophischen Grundbegriffe des Sāmkhya bei. Es trat für sein Denken das Problem des unendlichen Zusammenhangs von Ursache und Wirkung in den Vordergrund. In zwölf Gliedern stellt die buddhistische Philosophie diesen Zusammenhang dar. Die Begriffe, in denen der Kausalzusammenhang bei den Buddhisten erscheint, werden auch im Sāmkhya-Yoga in derselben Reihenfolge als Ursache und Wirkung verknüpft. Die Art, wie im Buddhismus die Kausalitätsreihe verwertet wird, zeigt, daß sie als bekannt vorausgesetzt wird. Im Sāmkhya-Yoga ist sie das Endergebnis, dem der philosophische Aufbau zustrebt; sie wird deshalb hier nicht formelhaft ausgeprägt. Dagegen ist sie im Buddhismus eine dogmatische Formel, deren Begründung zurücktritt. Ihre Bedeutung wurde also vorausgesetzt.



Buddhistisches Relief aus Amaravati
Verehrung von Reliquien durch einen Fürsten.

Das „Gesetz“ und die „Disziplin“, die Buddha verkündet hatte, sollten nach den Worten des Sterbenden die Meister seiner Jünger sein. Einen persönlichen Nachfolger hat Buddha nicht gefunden, und damit fehlt der buddhistischen Gemeinde und Kirche der Mittelpunkt und das Oberhaupt. Nur in seiner Lehre, nicht in einer Institution, lebte Buddha fort. Seine Gemeinde ist zunächst der Orden der Mönche, die sich zwar zu Genossenschaften zusammenschließen, aber nicht durch eine oberste Leitung organisiert sind. Zweimal im Monat versammelt sich die Mönchsgemeinde, nur durch eine Art Beichte, durch das Rezitieren der alten Pratimokschaformel, die Mönchsgelübde zu festigen und den Bestand der Mönchsgemeinde durch Selbstprüfung zu sichern.

Eine „Kirchengeschichte“ hat der Buddhismus in Indien nur als Geschichte der Mönchsgemeinde erlebt einerseits durch die Festlegung der Lehre und des Kanons auf den Konzilien, sodann durch die Mission. Das erste Konzil zu Rajagrha, das gleich nach Buddhas Tod zusammentrat, sicherte die Vorschriften des Gesetzes (dharma) und der Disziplin (vinaya). Die Feststellung der Tradition ist der Ausgangspunkt für die Bildung des Kanons. Das zweite Konzil von Vaisali, das 100 Jahre später stattfand, sollte Mißstände abändern, die sich im Mönchtum von Magadha eingestellt hatten, es hat nur lokale Bedeutung. Das dritte Konzil von Pataliputra, das 241 unter dem König Asoka gehalten wurde, war wiederum durch den Verfall der Mönchsdisziplin verursacht, den der Abt Tischya Maudgaliputra vergeblich zu beseitigen suchte. Asoka griff selbst ein und reinigte die Kirche von den unwürdigen Elementen. Der Kanon wurde ergänzt durch ein Werk des Maudgaliputra, mit dem er seine Richtung zum Siege brachte. Vor allem bezeichnet das dritte Kapitel den Anfang der großen buddhistischen Mission über Indiens Grenzen hinaus. Nach Kaschmir, Kabul, in die Himalaya-Länder und in das Dekkan, nach Baktrien und Hinterindien wurden Glaubensboten entsandt. Asokas Bruder Mahendra ging nach Ceylon, das dem Buddhismus gewonnen wurde. Hier hat er

Digitized by Google

sich bis heute erhalten. Ein viertes Konzil, das unter dem Indoskythen-König Kanischka im 1. Jahrhundert v. Chr. in Kaschmir abgehalten wurde, war wiederum ein Reformkonzil. Die heiligen Schriften wurden revidiert, und die Lehre wurde festgestellt. Tatsächlich bezeichnet das Konzil die immer tiefere Scheidung des Buddhismus in verschiedenen Richtungen. Im nördlichen Buddhismus erfolgte der Zerfall, als sich hier seit etwa 194 v. Chr. die beiden Richtungen des Mahayana und Hinayana schieden. Der Stifter der ersten war Nagardschuna; der Name der Sekte „das große Fahrzeug" besagt, daß seine Anhänger als künftige Buddhas, als Bodhisatvas, wiedergeboren zu werden strebten, während die Anhänger des „kleinen Fahrzeugs" nur ihre eigne Erlösung suchten. In dieser Richtung ist der ursprüngliche Buddhismus reiner erhalten, während das Mahayana den vollen Verfall bezeichnet. In ihm wurzelt die phantastische Götterwelt und die wilde Spekulation, die metaphysische Größen wie die Dhyanibuddhas, die Dhyanibodhisatvas, den Avalokitesvara, und den Maitreya, den Messias des Buddhismus, geschaffen hat. Die Theologie des Lamaismus, der tibetische und mongolische Buddhismus haben hier ihren Ursprung.



Buddhistisches Relief aus Amaravati einen Radscha mit seinen Schätzen darstellend.

Eine eigentliche Laiengemeinde kennt der Buddhismus nicht, da das höchste Ziel nur im Mönchtum erreicht werden kann. Aber das Mönchtum ist stets von dem Wohlwollen der Laien abhängig gewesen, da es auf milde Gaben und Stiftungen angewiesen war. Wer den Mönch mit Nahrung versieht oder ihn einladet, gilt als Laiengenosse oder „Verehrer". Ihren losen Anschluß an die Mönchsgemeinde können die Laien dadurch bekunden, daß sie vor einem Mönch das Bekenntnis der Zuflucht zu Buddha, zur Lehre und zur Gemeinde aussprechen. Für die Laien gelten nur die fünf Gebote: Du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht unkeusch leben, du sollst nicht lügen, du sollst nicht berauschende Getränke trinken. Irgendeine Macht aber, die über die Laien gebietet, besteht nicht. Einen religiösen Kultus kennt der Buddhismus ursprünglich nicht. Er hat aber dem Bedürfnis nach Festfeier und kultischer Verehrung doch Raum gegeben, indem er aus anderen Sekten Festtage übernahm, an denen Mönche auch den Laien die Lehre verkünden und die heiligen Texte erklären. Einen Kultus aber gewann der Buddhismus durch die Verehrung der Reliquien des Buddha. Überall sind in buddhistischem Gebiete die sogenannten Stupas errichtet, Heiligtümer, die Reliquien bergen. An ihnen werden Blumenspenden und Weihrauch dargebracht. Bekannt sind die Reliquien Buddhas auf Ceylon, seine Fußspur und sein Zahn. Letzterem wurde noch 1858 ein großes Fest gefeiert.

Buddha selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen. Dennoch geht die buddhistische Literatur von ihm aus, indem sie seine Reden und Gespräche mit großer Treue bewahrte. In seinen Predigten von den Mönchen wandte er sich an eine Gemeinschaft, die mit den Begriffen der Philosophie vertraut war. Hier sprach Buddha ganz in den durchgebildeten scholastischen Formen. Die berühmte Predigt von Benares macht durchaus nicht den Eindruck des unmittelbar wirksamen, lebendigen Wortes, sondern erscheint wie ein systematisch geordneter und in knapper Formelhaftigkeit ausgeprägter Abriß einer Dogmatik. Aber so konnte Buddha vor Hörern sprechen, die philosophisch geschult waren. Daneben stand ihm der reiche Schatz an Gleichnissen, Erzählungen, Fabeln und Märchen zu Gebote, die unmittelbar anschaulich

Digitized by Google

und wirksam waren. Vor einem Volke, das am Anhören von Erzählungen einen höchsten Genuß findet, hat Buddha dieses Mittel mit voller Kunst angewandt.

Aus der buddhistischen Tradition ist die kirchliche Literatur des Buddhismus erwachsen. Auf dem ersten Konzil wurde bereits festgelegt, was als Gesetz der Mönchsgemeinde und Lehre Buddhas gelten sollte. Später sind Schriften spekulativen, metaphysischen Inhalts hinzugetreten. Erhalten ist das kanonische Schrifttum des Buddhismus nicht in Buddhas Lehrsprache, sondern in der literarischen Gemeinsprache des Buddhismus, dem Pali. In dieser Form liegt der Kanon der südlichen Kirche vor; eine Sanskritgestalt ist in Bruchstücken aus Turkestan erkennbar geworden. Von besonderem Wert ist die Märchensammlung der Dschâkatas, die Legenden von Buddhas früheren Geburten, der alte und volkstümliche Erzählungsstoffe zugrunde liegen. Mit seiner Ausbreitung in Ost- und Zentralasien hat der Buddhismus auch eine große Literatur in China und Japan, Tibet und der Mongolei geschaffen. Meist sind es Übersetzungen oder Umgestaltungen indischer Werke; aber auch in Neuschöpfungen erhielt sich der indische Geist als eine führende Macht in der Kultur Zentralasiens.

Als Religion kann der Buddhismus nur aus der indischen Lebensanschauung heraus beurteilt werden. Hier hat das Denken die tiefste Wurzel des religiösen Glaubens aufgedeckt in der Erkenntnis, daß alles Leben ein Leiden ist. Mit übermächtiger Gewalt hat dieser allgemein indische Gedanke Buddhas persönliche Entwicklung und sein Wirken bestimmt. Aus ihm erwuchs das Erlösungsbedürfnis. Auch als Erlösungsreligion wurzelt der Buddhismus in der indischen Philosophie. Buddha hat die Erörterung metaphysischer Fragen abgelehnt, weil sie nichts für das Heil des Menschen bedeuteten. Aber seine Lehre ist überall mit metaphysischen Voraussetzungen erfüllt, die keinen rechten Halt haben. Es war ein Rückschritt, wenn Buddha den Gedanken einer letzten Ursache alles Seins oder Geschehens, wie sie im All-Einen bereits erreicht war, fallen ließ. In seiner Lehre ist das Mystische ausgeschaltet, ohne das keine Religion leben kann. Die begriffliche Kausalitätsreihe des Samkhya ist von Buddha aber mit starkem, religiösem Gefühl erfaßt und hat damit einen menschlichen Gehalt und eine geschichtliche Bedeutung gewonnen, die weit über ihren philosophischen Wert hinausragt. Vollends hat die buddhistische Sittlichkeit eine Höhe und innere Einheitlichkeit, die nicht wieder übertroffen und nur in der christlichen Ethik wieder erreicht worden ist. In der Liebe, die keine Schranken und Grenzen kennt, die als Nächstenliebe dienende Hingabe an alle Menschen, auch die geringsten, ist, hat die buddhistische Ethik ihren Mittelpunkt und ihre innere Einheit. Sie hat damit dem menschlichen Verhalten ein höchstes Ziel gewiesen. Und dadurch ist Buddhas Lehre eine bis zur Gegenwart wirksame Macht, weil sie ein Ideal hinstellt, das alles menschliche Streben hoch überragt. An dem Werte dieses Zieles und einer solchen Religion kann es nicht irremachen, wenn das geschichtliche Leben weit hinter ihm zurückbleibt. Als eine sittliche, erziehende Kraft hat sich das buddhistische Ideal für ungezählte Menschen, als eine Kulturmacht für ganze Völker erwiesen. Der Buddhismus hat im Osten Asiens die gleiche Bedeutung wie das Christentum in Europa.


Buddha. Wandgemälde aus einem Grottentempel zu Adschunta.

Die Geschichte des Buddhismus in Indien, seine Herrschaft und sein Untergang, liegt zum großen Teil im Dunkel. Mit Gewalt ist der Buddhismus nicht bekämpft worden; nicht der Verfolgung ist er erlegen, sondern durch innern Zerfall ist er geschwunden. Die Gründe dafür sind verschieden. Eine Selbstaufgabe war es schon, wenn der Buddhismus im Norden die

Digitized by Google

volkstümlichen Vorstellungen der Mythologie und das Zauberwesen in sich aufnahm. Sodann fehlte dem Buddhismus, weil er im Laientum keinen fest organisierten Rückhalt hatte, der sichere Boden im Volkstum. Er hat von der Gunst der Fürsten gelebt, aber keine tiefen Wurzeln im Volke gefaßt. Vollends stand er den Fragen des indischen Kulturlebens und der Nation ohne fördernde Teilnahme gegenüber. Hier war es der Brahmanismus, der indische Tradition vertrat. In der Zeit der äußersten Not, bei den islamischen Eroberungen, hat der Buddhismus für Indien nichts geleistet. Es hat ihm an geistigen Kräften gefehlt, die es mit den Führern des neu belebten Brahmanismus aufnehmen konnten, und es fehlte ihm die sittliche Energie, um in den Fragen des nationalen Daseins irgendwie mitwirken zu können.

7. Die Religion der Dschainas.

Die religiöse Sekte der Dschainas besteht noch heute neben dem Brahmanismus in Indien. Ihr Ursprung reicht in dieselbe Zeit zurück wie der des Buddhismus, mit dem sie in allen wesentlichen Gedanken nahe verwandt ist. Die Dschaina-Lehre ist aber als eine neben dem Buddhismus stehende, selbständige religiöse Bewegung entstanden. Die historische Tradition der Dschainas verlegt ihren Ursprung in den Anfang des 5. Jahrhunderts, und eine vielfach parallele buddhistische Tradition und Inschriften bestätigen die Zuverlässigkeit dieser Angaben. Die Dschaina-Sekte blühte bereits in den ersten fünf Jahrhunderten nach Buddhas Tod.

Der historische Begründer der Dschainasekte ist Vardhamana, genannt der „Dschina", d. h. „Sieger". Wie Buddha war auch Vardhamana der Sohn eines Adligen. Mit 30 Jahren tat er denselben Schritt wie Buddha: er entsagte dem weltlichen Leben, verteilte sein Besitztum und ging als Asket in die Heimatlosigkeit. Als solcher zog er 12 Jahre in verschiedenen Gebieten des heutigen Bengalen umher. Nach dem ersten Jahre seines Asketentums legte er die Kleider ab. Durch anhaltende Meditation erlangte er im dreizehnten Jahre die höchste Erkenntnis. Seitdem trat er unter dem Namen Mahavira (der große Held) als Lehrer auf und gründete den Asketenorden der Nirgrantha, d. h. „die von allen Banden Befreiten". Als Lehrer hat er noch 30 Jahre gewirkt, indem er ebenso wie Buddha im westlichen Bengalen umherzog, wo auch Buddha lehrte. Das Auftreten des Dschina muß aber sehr erfolgreich gewesen sein. Obwohl seine Lehre nur im Asketentum voll erfüllt werden konnte, schloß sich ihr auch eine Laiengemeinde der „Verehrer" oder „Hörer" an. Sein eigner Schwiegersohn Dschamali veranlaßte ein Schisma. Im Alter von 72 Jahren starb der Dschina in der Stadt Papa (heute Padraona), wo er sich während der Regenzeit unter dem Schutz des Königs Astipala aufhielt.

In mehreren Punkten wird die Tradition der Dschainas über die Geschichte der Sekte durch buddhistische Nachrichten bestätigt. Aus ihnen ergibt sich vor allem, daß Vardhamana selbst ein einflußreicher Gegner Buddhas war, und daß seine Anhänger schon zu Buddhas Zeit in verschiedenen Gebieten Indiens verbreitet waren. Das älteste urkundliche Zeugnis über die Dschainas ist das siebente Säulenedikt des Asoka, in dem er die Fürsorge seiner Beamten, die das Leben der religiösen Gemeinschaften zu überwachen hatten, auf die buddhistischen Mönche und auf die Nigantha ausdehnte. Die letzteren sind die Dschainas, die neben zahlreichen namenlosen Sekten nur dann ausdrücklich erwähnt werden konnten, wenn sie durch die Zahl ihrer Anhänger wie durch ihren sozialen Einfluß von Bedeutung waren.

Wie der Buddhismus bestimmt auch die Dschaina-Religion das höchste Ziel als die Erlösung aus dem Kreislauf von Geburt und Tod. Von diesem Heil soll niemand durch Geburt oder soziale Stellung ausgeschlossen sein; es ist den Vornehmen wie dem verachteten Sudra, den „Ariern wie den Nichtariern" zugänglich. Noch heute werden auch Muhammedaner in Dschaina-Gemeinden aufgenommen. Als Religion will die Dschaina-Lehre den Weg zum Heile, zur Erlösung vom Dasein weisen, indem sie die Mittel zur Erreichung dieses Zieles angibt. Es sind — wie im Buddhismus — rechter Glaube, rechte Erkenntnis und rechter Wandel. Der rechte Glaube besteht in der Überzeugung, daß der Begründer der Religion durch eigne Kraft zur Befreiung gelangt ist, daß in seiner Lehre, die er der leidenden Menschheit verkündet hat, das Heil der Welt offenbart ist, und daß bei ihm alle aus der Not des Lebens Zuflucht finden.

Digitized by Google



Die Versuchung Buddhas durch Marâ und seine Töchter

Wandgemälde in der ersten Grotte des Felsentempels zu Ajantâ. Nach J. Griffith, The paintings in the buddhist cave temples of Ajantâ. London 1896

… und das Zauberwesen in sich aufnahm. Sodann
… [illegible] keinen fest organisierten Rückhalt hatte, der
… der Fürsten gelebt, aber keine tiefen
… den Fragen des indischen Kulturlebens und der
… war es der Brahmanismus, der indische
… bei den islamischen Eroberungen, hat der
… an … Kräften gefehlt, die es mit
… konnten, und es fehlte ihm die
… irgendwie mitwirken zu können.

… Dschainas.

… neben dem Brahmanismus in Indien.
… des Buddhismus, mit dem sie in allen
… Dschaina-Lehre ist aber als eine neben dem
… entstanden. Die historische Tradition
… des 5. Jahrhunderts, und eine vielfach
… bestätigen die Zuverlässigkeit dieser Angaben.
… fünf Jahrhunderten nach Buddhas Tod.
… ist Vardhamana, genannt der „Dschina".
… Vardhamana der Sohn eines Adligen. Mit 30 Jahren
… entsagte dem weltlichen Leben, verteilte sein Besitztum
… Als solcher zog er 12 Jahre in verschiedenen Ge…
… Nach dem ersten Jahre seines Asketentums legte er
… erlangte er im dreizehnten Jahre die höchste
… Namen Mahavira (der große Held) als Lehrer auf
… Nirgrantha, d. h. „die von allen Banden Befreiten".
…, indem er ebenso wie Buddha im westlichen Ben…
… Das Auftreten des Dschina muß aber sehr erfolg…
… nur im Asketentum voll erfüllt werden konnte, schloß
… „…" an. Sein eigner Schwieger…
… 72 Jahren starb der Dschina in der
… der Regenzeit unter dem Schutz des

… der Dschainas über die Geschichte der Sekte
… ergibt sich vor allem, daß Vardhamana
… und daß seine Anhänger schon zu Buddhas
… waren. Das älteste urkundliche Zeugnis
… des Asoka, in dem er die Fürsorge seiner
… zu übertragen hatten, auf die buddhi…
… Die letzteren sind die Dschainas, die neben
… erwähnt werden konnten, wenn sie durch
… Einfluß von Bedeutung waren.
… die Dschaina-Religion das höchste Ziel als die Er…
… Tod. Von diesem Heil soll niemand durch Geburt
… Vornehmen wie dem verachteten Sudra,
… heute werden auch Mohammedaner in
… will die Dschaina-Lehre den Weg zum Heile,
… zur Erreichung dieses Zieles angibt. Es
… Erkenntnis und rechter Wandel. Der
… der Religion durch eigne Kraft
… der leidenden Menschheit verkündet hat,
… aus der Not des Lebens Zuflucht finden.

Digitized by Google





Die rechte Erkenntnis besteht in dem richtigen Verständnis des philosophischen Systems, wie es der Dschina gelehrt hat, der „Neun Wahrheiten". Die Dschaina-Philosophie ist eine metaphysisch begründete Lehre vom Wesen und Geschick der Seele, die mit der Seelenlehre Platos und der orphischen Religion auffallend übereinstimmt. Die brahmanische Kosmologie ist die Voraussetzung der Dschaina-Lehre von der Welt. Sie ist unerschaffen und ewig, aufgebaut ist sie aus sechs Substanzen: den Atomen der Materie, der Zeit, dem Raum, den Seelen, dem sittlichen Guten und dem Bösen oder der Sünde. Aus Verbindungen der Substanzen entstehen alle Erscheinungen der sinnlichen und geistigen Welt, unter ihnen die Körper. Die Seelen sind als Einzelwesen reale, für sich bestehende Dinge, ihr Wesen besteht — wie bei Plato — darin, daß sie das Vermögen der reinen, intellektuellen Erkenntnis sind. Aber die Seelen erscheinen in der Welt stets in Verbindung mit einem Körper, in dem sie gefesselt sind. Das ist die Folge einer Schuld, die als eine Trübung der reinen Erkenntnis durch den Trieb zur Tätigkeit, durch Hingabe an Leidenschaften und Einflüsse der sinnlichen Eindrücke erscheint. Je nach ihrem Handeln im Körper — dem Karman — erwirbt sich die Seele Verdienst oder Sünde. Da sie selbst ewig ist, so erscheint sie in immer neuen Körpern, in Menschen, Tieren, Pflanzen und leblosen Gegenständen, je nach ihrem Tun. An diese Lehre knüpft nun die Dschaina-Lehre an, sofern sie Religion ist. Die Befreiung der Seele aus der Verbindung mit dem Körper durch Aufhebung des Karman ist die Erlösung. Der Tätigkeitstrieb und die Leidenschaften müssen überwunden werden durch Meditation und Askese. Dann geht die Seele ein in ein außerweltliches Dasein, wo sie ewig in ihrer rein intellektuellen Natur und in vollkommener Ruhe existiert.

Der rechte Wandel, die Ethik des Dschainismus, wird durch die fünf Gelübde bestimmt, die in ihrer strengsten Form nur für das Asketentum berechnet sind, während sie in einer gemilderten Form den Laien auferlegt sind. Der Asket gelobt, wie auch der brahmanische Büßer, nichts zu verletzen, keine Unwahrheit zu sagen, nichts ohne Erlaubnis zu nehmen, Keuschheit zu bewahren und Entsagung zu üben. Das wichtigste Gebot, nichts zu verletzen, untersagt vor allem die Tötung aller Tiere. Das Gebot der Entsagung schließt nicht nur eigenen Besitz aus, sondern fordert auch volle Gleichgültigkeit gegen alle sinnlichen Eindrücke und den Verzicht auf jedes Gefühl der Anhänglichkeit an Dinge der Welt. Für den Laienstand sind diese Forderungen gemildert. In der Schätzung des Asketentums, besonders in der Empfehlung des freiwilligen Hungertodes als verdienstlich, unterscheidet sich die Dschaina-Lehre vom Buddhismus; hierin stimmt sie allein mit dem Brahmanismus überein.

So weitgehend die Übereinstimmung in den Grundgedanken zwischen der Lehre des Buddha und des Dschina ist, so wesentlich verschieden ist die Stellung der Buddhisten und Dschainas im Leben und in der Kultur Indiens. Dem Dschainismus hat stets ein in der Welt lebender Laienstand angehört, der die ermäßigten ethischen Forderungen befolgte. Und dieses Laienelement ist bis heute durch seine ernsthafte Gesinnung und praktische Tüchtigkeit, durch Opferfreudigkeit wie durch seine Teilnahme an den höheren Leistungen der Kultur der kräftige Träger des Dschainismus. Auch auf das politische Leben hat der Dschainismus bisweilen Einfluß geübt. Der große Dschaina-Gelehrte, der Mönch Hematschandra (1088—1172), hat durch seinen Einfluß auf den König Kumarapala in Gudscharat den Staat nach den sittlichen Idealen des Dschainismus umgestaltet.

Die Kunst ist von den Dschainas in großartiger Weise bereichert worden. Einige der gewaltigsten Tempelbauten Indiens, so die im 11. und 12. Jahrhundert aufgeführten Marmortempel des Berges Abu mit ihren lichtvollen Hallen und inneren Säulengalerien, gehören zu den Schöpfungen der Dschainas. In der Kunst der Dschainas fanden auch die zahlreichen Gestalten des Hinduismus Aufnahme. In allen wesentlichen Zügen ist die Architektur der Dschainas mit der des mittelalterlichen Brahmanismus identisch. Im Gegensatz zum Buddhismus nahmen die Dschainas auch lebhaften Anteil an der Pflege der Sanskrit-Literatur.

Digitized by Google

8. Politische Geschichte Indiens von Alexander dem Großen bis zur islamischen Zeit.

Die indische Geistesgeschichte, vor allem die Entstehung der großen religiösen Sekten, hatte ihren Schauplatz im Gangeslande. Im Westen standen Sindh und Pendschab unter zahlreichen indischen Fürsten, die hier ihre Herrschaften nach Vertreibung der Perser begründet hatten. Sie leisteten auch Alexander tapferen Widerstand.

Alexanders Zug nach Indien ist keineswegs ein Unternehmen phantasievoller Eroberungslüste. Überall erschien er als der rechtmäßige Nachfolger der alten nationalen Dynastien. Durch weite Vorstöße in die östlichen und nördlichen Grenzgebiete Irans zeigte er den barbarischen Nachbarn die neue Macht. Alexander betrat nur das nordwestliche Indien. Durch das Kabultal rückte das Hauptheer unter Hephästion 327 von Nikäa aus vor, während Alexander selbst nördlich davon zog, um die Flanke des Heeres zu decken. Die vereinigten Heere überschritten 326 bei Ohind den Indus. Der König von Taxiles unterwarf sich. Am Ostufer des Hydaspes aber fand Alexander tapferen Widerstand, der Herrscher des Gebietes zwischen Hydaspes und Arcesines aus dem Geschlecht der Puru wurde besiegt und gefangen. Er gewann aber Alexanders Achtung und durfte als Vasall sein von Alexander erweitertes Reich behalten. Auch die Malavas (Malioi) und Kschandrakas (Oxydrakai) leisteten Widerstand; im Kampfe um eine Festung der Malavas kam Alexander persönlich in Lebensgefahr. Hier erfuhr er auch von dem Reiche der Prasioi, der Herrschaft der Nanda in Magadha. Am Hyphasis aber nötigte der Widerstand des eignen Heeres Alexander zur Umkehr. Am Hydaspes ließ er eine Flotte bauen, auf der er bis Patala den Indus abwärts fuhr. Von der Mündung des Indus fuhr die Flotte unter Nearchus durch den Persischen Meerbusen, während Alexander durch Gedrosien marschierte und im Mai 324 in Susa eintraf.

So starken Eindruck der Zug Alexanders nach Indien in der Phantasie der Griechen und des ganzen Abendlandes hinterlassen hat, so wirkungslos ist seine Persönlichkeit an den Indern vorübergezogen. Soweit bisher ermittelt ist, wird Alexander niemals in der indischen Literatur erwähnt. Er scheint von dem indischen Volksbewußtsein, seiner Sage und Dichtung niemals erfaßt zu sein und ist ihm jedenfalls spurlos entschwunden, während andere orientalische Völker eine reiche Alexander-Sage geschaffen haben. Alexanders Erscheinung war für Indien ein schnell vorübergehendes und wenig wirksames Ereignis, so daß die Inder die Bedeutung seiner Person schwerlich empfinden konnten.

Alexander hatte nur das Pendschab gewonnen; die dauernde Verbindung des Industales mit seinem Reiche lag wahrscheinlich in seinem Plane. Zurückgelassene griechische Besatzungen sollten das Land sichern. Als nach Alexanders Tod (329) sein Reich in den Kämpfen der Diadochen zerfiel, regte sich das Streben nach nationaler Selbständigkeit. Der Führer der Erhebung Indiens wurde Tschandragupta (griech. Sandrakottos), ein Mann niederen Standes, der aus Magadha ins Pendschab — als Verbannter — geflüchtet war und hier die griechische Kriegskunst kennen gelernt hatte. Nach Alexanders Rückzug ging er nach Pataliputra, wo er mit Hilfe des brahmanischen Staatsmannes Tschanakya, seines späteren Ministers, die Nandas stürzte. Tschandragupta gewann in kurzer Zeit (ca. 318) die Herrschaft über das ganze nördliche Indien bis zum Narbada. Mit ihm beginnt die Maurya-Dynastie, die nach der Mutter des Begründers, Murā, benannt ist.

Seit 312 hatte Seleukos seine Herrschaft in Persien und Syrien begründet; er suchte auch die indische Provinz wiederzugewinnen. Hier stieß er mit Tschandragupta zusammen, der ihn 305 nicht nur zur Aufgabe aller indischen Besitzungen zwang, sondern auch die Abtretung der Provinzen Aria und Arachosia erreichte, so daß der Hindukusch die Grenze zwischen dem großen indischen Reiche und dem Staate der Seleukiden wurde. Als Gesandter des Seleukos ging der Grieche Megasthenes an den Hof zu Pataliputra, wo er fünf Jahre lebte und seine wertvollen Beobachtungen über die politischen und kulturellen Verhältnisse Indiens niederschrieb.

Auf Tschandragupta (gest. 297) folgte sein Sohn Bindusara (bis 272). Von seinen drei Söhnen hatte Asoka bereits in Taxilas Beziehungen zu den Griechen gewonnen, deren Freund er stets blieb. Asoka (etwa 272—232) ist die erste als Persönlichkeit erkennbare große Gestalt

Digitized by Google



Ruinen des Dschainatempels von Mandhatta. Photographische Aufnahme.

der politischen Geschichte Indiens. Die Grundgedanken seiner Staatsverwaltung, die ethischen und religiösen Vorschriften für das soziale Leben hat der König in zahlreichen Edikten dargelegt, die in Inschriften auf Säulen oder Felsblöcken über ganz Indien verbreitet sind. Vor allem ist Asoka der Schutzherr des Buddhismus geworden; er gab selbst den Anstoß zur Reform der Mönchsgemeinde durch das Konzil von Pataliputra wie zu der großen buddhistischen Mission, deren Boten bis Syrien, Ägypten und Makedonien gelangten. Über ganz Indien und Ceylon, nach Tibet und Binua verbreiteten unter Asoka buddhistische Mönche die milde Lehre ihres Meisters.

Bei seinem Regierungsantritt war Asoka noch nicht vom Buddhismus beeinflußt; zunächst trat er als Eroberer auf, indem er in dreijährigem Kriege das Reich der Kalingas (261) unterwarf. Sie waren bereits ein zivilisiertes Volk, dessen Könige den Buddhismus begünstigten. Das Reich Asokas reichte im Westen bis an den Hindukusch, umfaßte also das heutige Belutschistan und Teile Afghanistans. Im Norden erstreckte es sich bis an den Himalaya und umfaßte noch die Gebiete von Srinagar in Kaschmir und Lalita Patan in Nepal. Das Dekkan war bereits von Tschandragupta oder Bindusara unterworfen, jedenfalls herrschte Asoka über den größten Teil desselben schon in den ersten Jahren. Das Reich der Andhra, eines dravidischen Volkes, das zu Tschandraguptas Zeit das Gebiet zwischen Godavari und Krischna besetzt hatte, stand unter eignen Königen, scheint aber von Asoka abhängig gewesen zu sein. Nur im äußersten Süden bestanden die unabhängigen Dravidenstaaten der Tschola, Pandya und Tschera. Eine gewisse Unabhängigkeit behielten die unzivilisierten Stämme im Vindhya-Gebirge und an anderen Stellen.

Die Größe Asokas bekundet sich in seiner Staatsverwaltung. Tschandragupta hatte bereits seinen Staat durch ein ausgebildetes Beamtentum verwaltet. Asoka hat diese Organisation

Digitized by Google

beibehalten und fortgebildet. Die Bewachung der Grenzländer, die Verwaltung der Finanzen und des Hofhaltes, die Unterstützung des Königs in rechtlichen und politischen Fragen lag besonderen Beamten ob. Die großen Provinzen des Reiches wurden von Angehörigen des Königshauses verwaltet. Wie Asoka selbst als Prinz Ujjain und Taxila verwaltet hatte, so beauftragte er seine Söhne mit solchen Aufgaben. Besonders bemerkenswert ist die Fürsorge Asokas für das Gedeihen der religiösen Gemeinschaften und die Hebung der sittlichen Zustände des Volkes. Eine oberste Behörde hatte die zahlreichen religiösen Sekten zu überwachen, die Asoka auch als Buddhist alle mit gleicher Güte behandelte. Ferner wurde eine Behörde gebildet, die schriftliche Berichte über die religiösen und sozialen Verhältnisse auszuarbeiten hatte. Große Versammlungen wurden zu Pataliputra alle fünf Jahre gehalten, auf denen gesetzliche Verfügungen erlassen und Auszeichnungen für wissenschaftliche, künstlerische und wirtschaftliche Leistungen verteilt wurden.

Unter Asoka treten uns auch lebhaftere Beziehungen zum Griechentum entgegen; in seinem 13. Felsenedikt nennt Asoka die Könige der Yavana, d. h. Griechen, Antiyoka, Tulamaya, Amtekina, Maka und Alikasadala oder Alikasandara. Diese Namen sind zu identifizieren mit Antiochos II., Theos von Syrien (260—247), Ptolemäos Philadelphos (285—247), Antigonos Gonatas von Makedonien (278—242), Makas von Kyrene (gest. 258), Alexander von Epirus (gest. ca. 258). Das Andenken dieses Herrschers hat auch die buddhistische Tradition bewahrt. In der ceylonesischen Chronik Dipavamsa („Geschichte der Insel“ scil. Ceylons), die ein „primitiver Versuch epischer Dichtung“ ist, wird ein König bald Piyadassi oder Piyadassana, bald Asoka genannt. In der größeren buddhistischen Chronik von Ceylon, im Mahävamsa, wird derselbe Asoka als Enkel des Maurya-Fürsten Tschandragupta erwähnt. Der Inhalt der Inschriften Asokas läßt sein Fortleben in der buddhistischen Tradition begreiflich erscheinen; denn Asokas Regierung bezeichnet die Blütezeit des Buddhismus in Indien, und seine Regierungserlasse atmen den milden, menschenfreundlichen Geist der Lehre des „Erhabenen“.

Asokas Reich zerfiel bald nach seinem Tode; seine Nachkommen behaupteten sich nur in Magadha; die Macht fiel den regierenden Ministern zu. Einer von ihnen, Puschpamitra, ermordete den letzten Maurya-König Brhadratha und begründete die Sunga-Dynastie (182—66 v. Chr.). Er selbst blieb nur der Befehlshaber des Heeres, seinen Sohn Agnimitra setzte er auf den Thron. Puschpamitra dehnte sein Reich bis an das Gebiet der Malavas aus. Der letzte Herrscher dieser Dynastie, der sich völlig einem luxuriösen Leben ergeben hatte, wurde durch den Minister Vasudeva ermordet, der seine Abkunft auf den alten Sänger Kanva zurückführte; die von ihm begründete Dynastie heißt daher die Kanvas. Sie haben nur eine kurze Herrschaft gehabt und sind den Skythen erlegen.

Nach Asokas Tod gewannen auch die Kalinga und Andhra ihre Selbständigkeit wieder. Die Andhra schufen um 70 v. Chr. ein größeres Reich, nachdem sie das nördliche Reich der Sungas zerstört hatten. Bis 218 n. Chr. hat das Andhra-Reich mit der Hauptstadt Paithan am Godavari bestanden, es umfaßte zeitweilig fast das ganze nördliche Indien. Der Buddhismus fand hier die Gunst der Könige; die buddhistischen Bauten im Dekkan sind zum großen Teil Werke aus der Zeit des Andhra-Reiches.

Inzwischen waren im nordwestlichen Indien fremde Mächte aufgetreten. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts war von Diodotus das griechisch-baktrische Reich begründet worden. Es war durch Eroberungen des Euthydemus in Indien vorgedrungen, da es hier, nachdem Asokas Reich zerfallen war, keinen Widerstand fand. Um 175 wurde Demetrius, der Sohn des Euthydemus, durch den Einfall zentralasiatischer Barbaren, der türkischen Yue-tschi, aus Baktrien verdrängt und suchte im Pendschab Zuflucht. Er verlegte seine Residenz nach Sakala (griech. Sangala). Die Geschichte des griechisch-indischen Reiches muß sehr verworren gewesen sein. In einem Zeitraum von kaum 100 Jahren bezeugen die Münzen nach der Ermordung des Euthydemus 23 griechische Herrscher in Baktrien und Indien. Nach indischen Berichten bestand das griechische Reich in Indien 82 Jahre, acht Könige haben über das ganze Reich geherrscht. Unter ihnen ist Menander, den die Inder Milinda nennen, von Interesse. Er hat etwa 30 Jahre (140—110?) geherrscht. Noch im 2. Jahrhundert n. Chr.

Digitized by Google

lebte in Indien der Name dieses Königs; er ist der Held eines berühmten didaktischen Romans buddhistischer Herkunft, des Milindapanha, der in Pali erhalten ist. Den Kern des Werkes bilden die „Fragen des Milinda" an den buddhistischen Weisen Nagasena über philosophische, ethische und religiöse Probleme. Der König soll sich nach dieser Unterhaltung zum Buddhismus bekannt haben. Gegen 93 v. Chr. ist das griechisch-indische Reich durch innere Kämpfe untergegangen. Trotz seines schnellen Verfalls hat es eine große Kulturbedeutung. In ihm berührten sich griechisches und indisches Wesen. Vor allem in die indische Kunst dringen griechische Einflüsse ein. Es entsteht die gräko-buddhistische Kunst in Gandhara, eine hellenistische Provinzialkunst, die von indischen Motiven erfüllt ist. Das indische Drama, sicher in seinem Ursprung ein echt indisches Gebilde, übernimmt Züge des griechischen Schauspieles, und griechische Bühnentechnik scheint in Indien Eingang gefunden zu haben.

Durch das griechisch-baktrische Reich haben sich im Nordwesten Indiens unfraglich starke hellenische Einflüsse geltend gemacht, schwerlich aber ist der Osten von ihnen berührt. Der hellenischen Kultur gegenüber blieb das indische Wesen unberührt; es war in seiner ganzen Lebensart zu tief in sich gefestigt, zu abgeschlossen, um tiefgreifende Wirkungen zu erfahren. Dem zerfallenden griechisch-baktrischen Reiche machte das Vordringen der Yue-tschi ein Ende, die als „Indoskythen" ein mächtiges Reich gründeten. Sie hatten vielleicht schon in Zentralasien den Buddhismus angenommen, in Indien übernahmen sie die griechisch-iranische Mischkultur. Der mächtigste ihrer Könige, Kanischka (seit 78 n. Chr.), beherrschte ein großes Reich, das das Pendschab, Kaschmir, Gandhara und Kabul sowie Teile der Nordwestprovinzen mit Kaschgar und Chotan vereinte. Sein Hof in Peschawar wurde eine wichtige Kulturstätte; hier lebte der Arzt Tscharaka, der Vermittler der antiken Medizin und Asvaghoscha, der Verfasser des Buddhatscharita. Auch in die Organisation der buddhistischen Kirche griff Kanischka durch das Konzil zu Dschalandhra ein, das die Bildung des nördlichen Kanons der Buddhisten in Sanskrit herbeiführte.



Statue eines indoskythischen Königs.
Gandharaskulptur im Museum zu Lahore.

Das übrige Indien war in kleine indische Fürstentümer aufgelöst. In den Kämpfen des dritten und vierten Jahrhunderts gegen die Yue-tschi gewann wiederum eine indische Dynastie, die Guptas, die Führung des nationalen Lebens. Ihre Herrschaft seit ca. 350 n. Chr. bezeichnet eine große indische Renaissance. Der Buddhismus, aufgelöst in Sekten, die sich in dialektischen Kämpfen befehdeten, verlor für das zu kräftigem Nationalgefühl erwachende Volksleben jede Bedeutung. Der Brahmanismus wurde die führende Macht. Die Guptas sind im Kampfe gegen die Indoskythen emporgestiegen; einer ihrer ersten Herrscher, Tschandragupta, begründete eine neue, mit dem Jahre 319 beginnende Ära. Ihre Höhe erreichte die Macht der Guptas durch Samudragupta. Sein Reich umfaßte den ganzen Norden Indiens bis

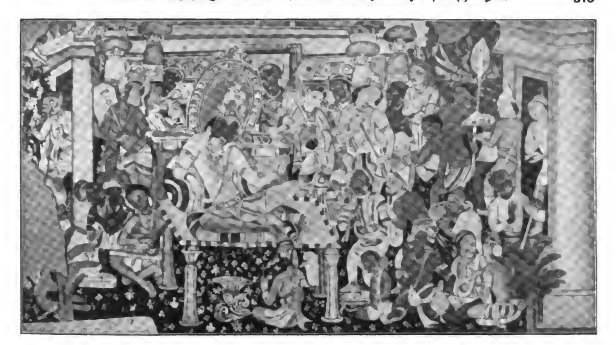
Digitized by Google

zum Narbada. Im Gangesdelta war Samatata, im Osten noch Kamarupa (Assam) von ihm abhängig. Außerdem griff Samudragupta die Staaten des Dekkan an, wo er Orissa, die südlichen Kosalla, die Pallavas und Vengi besiegte. Im westlichen Dekkan nahm er Devaraschtra und Erandapalla. Samudragupta schuf mit diesen und anderen Eroberungen ein Reich, das wieder die Macht Asokas erreichte. In der allgemeinen Erhebung des nationalen Lebens in der Erstarkung seiner Volksreligion wie in der Blüte der Sanskritliteratur bekundet sich die Kulturbedeutung des Gupta-Reiches. Die Guptas selbst schlossen sich einem volkstümlichen Kultus, der Verehrung des Vischnu, an; das Bild seiner Gattin Lakschmi erscheint auf ihren Münzen. Es erhebt sich mit der nationalen Restauration der volkstümliche Hinduismus. Das Gupta-Reich führte eine längere Friedenszeit herbei, in der Künste und Wissenschaft, Gewerbe und Handel glänzend aufblühten. So erfahren wir inschriftlich, daß eine Handwerkszunft, die Seidenweber von Dasapur (in Malava), auf eigene Kosten einen großen Tempel baute und unterhielt. Unter Samudraguptas Sohn Tschandragupta II. blieben die gleichen Zustände. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts erweiterte sich das Gupta-Reich durch die Einverleibung des Reiches der Sakas im Westen, so daß es sich von der Gangesmündung bis an das Arabische Meer ausdehnte. Indes erfolgte unter seinem Enkel Skandagupta wiederum ein Barbareneinfall in Indien. Die Hunnen waren im 4. Jahrhundert aus den mongolischen Steppen nach Westen vorgedrungen. Der eine Zweig brach über die Wolga verheerend in Europa ein und rief hier die „Völkerwanderung" hervor. Diese Bewegung gipfelt in Attilas Reich. Ein anderer Zweig, die „weißen Hunnen" oder Ephthaliten, zog längs des Oxus, bedrohte hier das Reich der Sassaniden in Iran, vernichtete das Reich der Kuschan bei Kabul und fiel in Indien ein. Um das Jahr 500 eroberten sie Gandhara; auch das Gupta-Reich löste sich in dem furchtbaren Ansturm der Barbaren auf. Im Pendschab ließen sich die Hunnen nieder, von wo aus sie ganz Zentralindien eroberten. Im Beginn des 6. Jahrhunderts herrschte über Indien der Hunnenkönig Mihiragula, dessen Residenz Sakala im Pendschab war. Malava wurde von einem Hunnenfürsten regiert, Valabhi war tributpflichtig. Indien bildete nur einen Teil des großen asiatischen Hunnenreiches; es umfaßte ein weites Gebiet zwischen Persien und China. Herat und Balch waren die Hauptpunkte der Hunnenmacht. Die Gupta-Dynastie war auf Magadha beschränkt; als Buddhagupta sich gegen die Hunnen zu erheben versuchte, wurde er von dem hunnischen Führer Toraman geschlagen, und das westliche Malava wurde erobert. Der letzte Gupta, Bhanugupta, starb 510.

Von Magadha ging die Befreiung Indiens aus durch den tatkräftigen König Yasodharma, unter dessen Führung sich mehrere indische Fürsten zum Kampfe verbanden. In einem wilden Kriege verteidigten die Hunnen ihren indischen Besitz, wurden aber 533 bei Kohrur in Multan vernichtend geschlagen. Wenig später, um 560, zertrümmerten die mit den andringenden Türken verbündeten Perser die Macht der Hunnen in Innerasien. Um 570 war das Reich der weißen Hunnen vernichtet; ihre Gebiete besetzten türkische Stämme. Das Reich des Yasodharma umfaßte wieder den größten Teil Indiens. Er war nicht nur der Befreier Indiens, sondern überhaupt einer seiner größten Fürsten. Persönlich ein Anhänger des Siwakultus war er tolerant gegen alle Sekten. Die Gestalt des Königs steht isoliert; wir kennen weder seine Vorgänger noch Nachfolger. Nach seinem Tode breitet sich wieder Dunkel über die Geschichte Malavas; das Reich löste sich offenbar in die kleineren Staaten auf, die es in der Not des Kampfes in sich vereint hatte. Erst mit dem beginnenden 7. Jahrhundert treten wieder zwei große Staaten hervor: im Norden bildet sich das Reich des Harscha (606—648), im Süden gewinnt die Tschalukya-Dynastie unter Pulikesin II. die Vormacht über das Dekkan. Der Kampf zwischen beiden Staaten (um 620) hatte nur den Erfolg, daß der Narbada als Grenze anerkannt wurde. Harschas Reich umfaßte somit das ganze Gangesland; Nepal, Kamarupa und Valabhi waren ihm tributpflichtig. Im Westen herrschte ein Sudrakönig in Sindh, kleine Staaten bestanden unter Königen in Multan und Pendschab.

Aus dem ehemaligen Guptareich lösten sich kleinere Dynastien. Um 495 gründete Bhatarka in Gudscharat die Valabhi-Dynastie, die bis 744 bestand. Auch sie hatte eine gewisse Kulturbedeutung durch Förderung der brahmanischen Bildung und der Dschaina-Sekte. Im westlichen Magadha entstand das Königtum der Maukhari.

Digitized by Google



König Pulikesin II. empfängt eine persische Gesandtschaft. Wandgemälde aus einem Grottentempel zu Adschunta.

Inzwischen entwickelte sich im Süden die Macht der Tschalukya seit dem 6. Jahrhundert. Wahrscheinlich ist das Reich der Tschalukya von indischen Adligen unter den Draviden errichtet, nachdem die Pallavas zurückgedrängt waren. Um 730 zerfiel das Tschalukya-Reich. Der östliche Teil, das Reich der Vengi, erlag nach langen Kämpfen um 1060 den Tschola. Das westliche Reich wurde in langen Kämpfen gegen die Raschtrakutas in Gudscharat stark geschwächt. Um 970 schlug der König Tailapa die Malavas und Tscholas. Erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts erlosch dieser Zweig der Tschalukya-Dynastie. Seitdem haben sich keine großen Hindu-Reiche in Indien gebildet; die islamische Eroberung griff in die Entwicklung Indiens ein, führte neue Völker und neue politische Kräfte in die Geschichte ein.

Mit dem Ausgange des Buddhismus in Indien und dem Aufkommen des Hinduismus wird auch die politische Geschichte Indiens, die bis dahin trotz vereinzelter babylonischer, persischer und griechischer Einwirkungen niemals von volksfremden Gewalten beherrscht war, durch fremde Eroberer völlig umgestaltet. Der große Sultan Mahmud von Ghazna hatte schon 1001 einen Eroberungszug nach Indien unternommen, womit die Herrschaft türkischer Dynastien in Indien beginnt (1001—1526). Ihnen wurde ein Ende bereitet durch das von Baber, dem Enkel Timurs, errichtete Reich der mongolischen Großmoguls, das nominell bis 1857 bestand. Die türkische Eroberung führte im 11. Jahrhundert den Islam nach Indien. Als eine religiös-fanatische, auf die kriegerische Kraft der türkischen Heere gestützte Macht hat der Islam in Indien wie in allen Gebieten höherer Bildung zerstörend gewirkt. Er vernichtete im nördlichen Indien sämtliche Staaten. Er brach auch die indische Kulturentwicklung. Für die Behauptung der indischen Art mochte das Schwinden des Buddhismus ein Glück sein; an seine Stelle war aus einer Verbindung der brahmanischen Lehre mit dem religiösen Volksglauben der ungleich widerstandsfähigere Hinduismus (etwa vom 9. Jahrhundert) getreten. Er hat als letzter originaler Ausdruck der indischen Kultur den Kampf gegen den Islam mit höchster Energie geführt. Wohl ist der Islam durch die Fremdherrschaft der türkisch-mongolischen Zeit in Indien eingedrungen, die indische Kultur aber hat er nicht zu vernichten vermocht. Sie war — ebenso wie die persische — die geistig überlegene Macht. Die religiöse Entwicklung Indiens aber hat das historische Verdienst, die Kultur und die geistige Sonderart dieses reich begabten und geistvollen Volkes gerettet zu haben.

Digitized by Google

9. Die Erneuerung des Brahmanismus und der Hinduismus.

In der Blütezeit des Buddhismus, im 3. und 4. Jahrhundert v. Chr., tritt für uns zwar der Brahmanismus zurück; niemals aber war er völlig geschwunden. Die rechtlichen und sozialen Verhältnisse, wie sie im Brahmanismus wurzelten, vor allem die Kasten hatten für den Mönchsstand keine Bedeutung; sie hat Buddha auch niemals umzugestalten gesucht.

Brahmanismus und Buddhismus bilden in ihrem Nebeneinander das indische Kulturleben dieser Zeit. In der Literatur freilich tritt der Brahmanismus und seine Sprache, das Sanskrit, zurück, so daß der Schein entsteht, als sei es fast erloschen. Im 4. nachchristlichen Jahrhundert erst tritt das Sanskrit mit der nationalen Restauration durch die Guptas wieder in den Inschriften und in der aufblühenden klassischen Literatur hervor. Trotzdem war die brahmanische Bildung keineswegs aus dem buddhistischen Indien geschwunden. Buddhistische Werke, wie das Lalitavistara, sind in Sanskrit geschrieben. Schon ums Jahr 70 n. Chr. wurde ein ähnliches Werk aus dem Sanskrit ins Chinesische übersetzt. Eine berühmte Inschrift von Dschuganadh in Gudscharat zeigt, daß hier um 150 n. Chr. das Sanskrit lebte. Aus der Zeit des Königs Kanischka (2. Jahrhundert n. Chr.) stammt das Buddhatscharita des Asvaghoscha, der selbst ein gelehrter Brahmane aus Benares war. Der Kommentator des Pali-Kanons endlich, der im Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr. lebende Buddhaghoscha, war vor seinem Übertritt zum Buddhismus ebenfalls ein gelehrter Brahmane und Vedakenner. Die von der vedischen Zeit herabreichende Tradition ist auch im buddhistischen Indien nicht abgerissen. Auch das vedische Opferritual, zumal das Roßopfer, war in buddhistischer Zeit bekannt, und vor allem bestand das brahmanische Recht zu allen Zeiten; denn die Buddhisten haben niemals das weltliche Recht angetastet. Vor allem ist bedeutsam, daß um 500 n. Chr. eine starke Reaktion des Brahmanismus gegen den Buddhismus in der philosophischen Literatur wirksam wird.



Ganesa, der Gott der Wissenschaft.
Skulptur vom Tempel zu Tjandi Singasari.
Original im ethnograph. Museum zu Leyden.

In gewissem Grade können die in der Literatur hervortretenden Sprachen zur Bestimmung der vorherrschenden Mächte dienen. Und da ist doch entscheidend, daß es aus älterer Zeit nur wenige Werke gibt, die nicht in Sanskrit geschrieben sind. Es gibt keine, ganz Indien beherrschende und der Nation gemeinsame Stoffe behandelnde Werke in einer Prakrit-Sprache. Indiens nationale Kultur ist stets die der brahmanischen Bildung, und ihre Sprache ist das Sanskrit gewesen. Die Überlegenheit des brahmanischen Geistes bekundet sich gerade darin,

Digitized by Google

daß das literarische Sanskrit weder eine allgemeine indische Landessprache war, noch überhaupt mehr im Volksmund lebte. Unfraglich gewann das Sanskrit diese Überlegenheit, weil es die Sprache der führenden Kulturmacht Indiens, des Brahmanismus, war. Das Eindringen von Sanskritismen ins Pali und sein schließlicher Sieg über das Pali ist der sprachgeschichtliche Reflex für die fortbestehende oder sich erneuernde Macht des Brahmanismus. Der Buddhismus ist sich dessen selbst bewußt geworden, indem er — vielleicht seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. — das Sanskrit benutzte. Vor allem standen auch die geistig überlegenen Persönlichkeiten in den Reihen des Brahmanismus; der große Gelehrte Samkara (788—820) wurde mit seinem Kommentare zur Vedantalehre der Erneuerer des orthodoxen Brahmanismus. Der neubelebte Brahmanismus aber bildet die Grundlage für das indische Geistesleben, für seine Gesellschaft und Gesittung wie für seine Wissenschaft, Literatur und Kunst. Neue Kräfte treten aber gerade in der Religion aus den Tiefen des Volkslebens hervor.



Die Göttin Kali oder Durga.
Skulptur vom Tempel zu Tjandi Singasari.
Original im ethnograph. Museum zu Leyden.

So weite Ausbreitung der Buddhismus fand, dem Volksleben Indiens hat er nicht genügt. Den Bedürfnissen des Volks entsprachen Glaubensformen, die persönliche, mächtige Götter kannten. Aus den Tiefen des Volkslebens erwuchsen zahlreiche Sekten und Kulte, die wir zusammenfassend als Hinduismus bezeichnen. Es ist nicht mehr die Religion der vedischen Inder; der Hinduismus hat seine Wurzeln in uraltem Volksglauben, dessen dämonische Gestalten als große Götter emporstiegen. Eine wilde Phantastik hat die Hindugötter gestaltet, primitives Empfinden aus uraltem Kultus umgaben sie. Wahrscheinlich sind Züge aus dem Glauben der Ureinwohner noch wirksam; aber daneben bringen indische Gedanken in diese Religion ein. Hier stehen göttliche Wesen in der ganzen Lebensfülle volkstümlicher Gestaltung vor uns. Aus ihrem wilden, orgiastischen und oft grausamen Kultus heraus werden die Götter selbst in eine von Grausamkeit und Sinnlichkeit erfüllte Atmosphäre gerückt. Zahlreiche Sekten, die als Volkskulte gewiß oft in die brahmanische Zeit zurückgehen, haben sich gebildet; sie alle erwachsen aus wilden Naturreligionen zu Lehren und Kulten, die auch dem niederen Volke das Heil vermitteln wollen. Die beiden Hauptgestalten des Hinduismus sind die großen Götter Vischnu und Siwa. Vischnu erscheint in zahlreichen Verkörperungen, von denen Krischna die bedeutendste ist. Seine Verehrung bezeichnet den geistigen Höhepunkt des Hinduismus. Eine schreckliche Gestalt ist Siwa, der zerstörende Dämon, der im Gebirge thront. Schlangen umwinden ihn, und eine Kette von Schädeln trägt er um den Hals. Neben ihm steht seine Gemahlin Kali „die Schwarze“ oder Durga „die Unzugängliche“. Siwa ist der vernichtende Dämon,

Digitized by Google

Züge des vedischen Rudra verschmelzen mit ihm. Der Kultus des Lingam, des Phallus, der wohl in einer primitiven nichtarischen Volksreligon heimisch ist, wurde mit Siwa verbunden. Als der Asket, der die schrecklichste Buße übt, wird Siwa gedacht, um ihn durch die Macht der Askese als den gewaltigen Gott darzustellen. Neben Vischnu und Siwa wird Brahma als dritte Gottheit genannt; er gehört indes nicht dem Volksglauben an, sondern ist aus der brahmanischen Spekulation hervorgegangen. Das brahman bedeutet ursprünglich „Zauberformel" oder „Gebet" und gewinnt in der Philosophie die Bedeutung der Weltseele, des Absoluten. Dieser höchste Begriff wurde zu einem Gotte Brahma verkörperlicht.

Unübersehbar ist die Fülle der Göttergestalten des Hinduismus, der Mythen und der Kulte, die in zahllosen Sekten geübt werden. Allgemein bekannt sind im indischen Volksglauben Gestalten wie der Todesgott Yama, der Wassergott Varuna, der Gott des Reichtums Kubera, der Hüter der Wissenschaft Ganesa mit dem Elefantenkopf. Dazu kommen die zahlosen Genien, Dämonen und bösen Geister wie die Gandharen und Apsaras.

Der Hinduismus umfaßt alle Stufen des religiösen Bewußtseins; der düsterste Aberglauben und Fetischismus, grausame Kulte und wilde Ausschweifungen haben hier Raum neben den philosophischen Gedanken der Krischnareligion über das Geheimnis der Gottmenschen und der Gott-Natur. Der Mystizismus der Gottesliebe findet hier Raum neben den sinnlichen, lärmenden Volksfesten an den großen Heiligtümern, zu denen gewaltige Pilgermassen herbeiströmen. In Benares, der heiligen Stadt Siwas, sucht man Hilfe in den Nöten des Lebens und ein Grab im heiligen Ganges. Alle Gegensätze und Widersprüche, die menschliches Leben erfüllen können, die erhabensten Gefühle und Gedanken einer pantheistischen Mystik wie die rohesten, sinnlichen Begierden wilder Orgien vereinen sich im Hinduismus, der heute das indische Volksleben beherrscht. Eine echt indische Erscheinung aber ist der Hinduismus in der wilden Phantastik seiner Gestalten, in der erschütternden Gewalt der seelischen Erregung seiner Kulte, vor allem aber in der Idee, daß die Götter Enthüllungen der einen großen Weltkraft sind, und daß ihre Verehrung zum Ziel hat die Befreiung vom Leiden des Daseins.

10. Die Kultur des indischen Mittelalters.

Das Kulturleben der mittelalterlichen Gesellschaft Indiens beruht auf der Verbindung zwischen dem Brahmanismus und den mannigfachen Formen der volkstümlichen Religion. Innere Förderung gewinnt das Volksleben nicht aus dem Brahmanentum. Immer mehr werden die Brahmanen die herrschsüchtige und habgierige Kaste, die in unfruchtbaren Spekulationen für sich lebt. Daneben bestand im Volke das primitive Zauberwesen und ein Götterkult oft rohester Art. Nur durch den Besitz der Vedakenntnis und den genau bewahrten Opferdienst hatte das Brahmanentum stets ein gewisses Ansehen. In der moralischen Minderwertigkeit der Mehrzahl ist es auch von den Indern oft erkannt worden. Daneben freilich sind zu allen Zeiten geistig führende Persönlichkeiten aus dem Brahmanentum erwachsen. Die mittelalterliche indische Gesellschaft und Gesittung, die uns in der Sanskritliteratur, zumal im Drama, wohl in starker Stilisierung, aber oft doch recht lebendig entgegentritt, zeigt ein vielgestaltiges, farbenreiches Bild, in dem die Gegensätze des indischen Wesens hervortreten. Wohl gelangt das Denken zu einer pessimistischen Weltanschauung; gewiß erfaßten die Inder auch in feinem Empfinden die Leiden des Lebens und hatten ein Gefühl für die Schwäche der menschlichen Natur. Abkehr vom Leben im Verzicht auf alle seine Güter, Hingabe an die Askese sind häufige Erscheinungen. Daneben aber steht eine oft schrankenlose Lust am Genuß der Freuden dieser Welt. Zumal die Fürstenhöfe und die Adelssitze sind Stätten eines glänzenden, rauschenden Lebens. Eine leidenschaftliche Prunkliebe umgab sich mit Edelsteinen, Gold und kostbaren Stoffen. Musik, Schauspiele, Pantomimen und Tänze wurden bei allen Festen geboten und mit großer Begeisterung aufgenommen. Zumal für das Schauspiel hatten die Inder eine besondere Leidenschaft, wenn ihre Darstellungskunst auch wohl auf niederer Stufe stehen blieb. Die sinnliche Genußfreudigkeit der indischen Gesellschaft bekundet sich in merkwürdiger Weise in der Stellung der Hetären in der bürgerlichen Gesellschaft. Es waren Zustände, wie sie etwa im alten Rom bestanden. Wohl verurteilte das offizielle Recht die Prostitution; aber im Leben nahmen sein

Digitized by Google



Indische Prinzessin mit einer Dieuerin.

Wandgemälde von einem Höhlentempel zu Sigiriya. Original im Colombomuseum.

gebildete Hetären oft eine sehr angesehene Stellung ein. Die „Stadtschöne" war der Stolz ihres Wohnortes, und ihre sehr kostspielige Gunst galt als Auszeichnung. Oft erscheint die Hetäre als fein gebildete und vornehm gesinnte Dame. Die Sittlichkeit der Inder ist billigerweise nur an den Maßstäben zu messen, die dieses Volk sich in Religion und Recht selbst gab. Aber auch dann läßt sich ein Mangel an sittlicher Selbstzucht in dem weichen und schwankenden indischen Volkscharakter nicht verkennen. Der Ehebruch war sehr gewöhnlich und wurde milde beurteilt. Der Leidenschaft für das Würfelspiel, in dem er oft seine Existenz preisgab, verfiel der Inder allzu leicht. Es spricht nur für den Erwerbssinn, nicht aber für das soziale Gewissen, wenn die Könige von den zahllosen öffentlichen Spielhäusern Gewinnanteil bezogen. Der gewerbsmäßige Spieler freilich stand in üblem Ruf. Ein bedeutender Handel führte namentlich Edelsteine, Parfüms, Geschmeide, kostbare Gewebe und die Erzeugnisse des Kunstgewerbes ins Ausland. Der Reichtum, der in den Städten entstand, hatte einen großen Luxus zur Folge.

Eine besondere kulturhistorische Würdigung verdient die Familie und das mit ihr verbundene Recht. Die Ehe ist ein notwendiges Glied der brahmanischen Lebensordnung; ihr Zweck ist männliche Nachkommenschaft, um die Totenopfer zu vollziehen. Darin wirkt noch der Ahnenkultus nach, der einer sehr alten Stufe der religiösen Entwicklung angehört und mit der brahmanischen Lehre von der Seelenwanderung nicht vereinbar ist. Nachkommenschaft aber war aus kultischen Gründen so unentbehrlich, daß sie durch Adoption oder durch Leviratsehe ersetzt wurde. Durch Frauenraub geschlossene Ehen werden noch im Epos erwähnt, sie gehören aber der sagenhaften Heldenzeit an. Eine merkwürdige Form ist die Wahl des Mannes aus einer Schar von Bewerbern, die Selbstwahl. Die rechtliche Systematik kennt vier gute und vier schlechte Formen des Eheschlusses, immer aber ist er ein reiner Privatvertrag. In alter Zeit war die

Digitized by Google

Monogamie die Regel, im Mittelalter tritt die vom Recht gestattete Polygamie stark hervor. Polyandrie wird mehrfach erwähnt; sie scheint auf das Einwirken barbarischer Völker zurückzugehen; bei tibetischen und dravidischen Stämmen kommt sie noch heute vor. Die rechtliche Stellung der Frau war in Indien sehr tief; sie stand immer unter einer Vormundschaft. Vor allem die Ehefrau war dem Ehegatten völlig untergeordnet. Nur durfte der Mann seine Frau nicht töten; auch einen eignen Besitz konnte die Frau haben. Die volle Hingabe der Frau an den Gatten ist in Gestalten wie Damayanti und Savitri von der Poesie verherrlicht. Ihren gesteigertsten Ausdruck findet sie in der Witwenverbrennung, die vom indischen Recht niemals gefordert wird. Man fordert nur, daß die Witwe nicht wieder heirate und in Entsagung sich frommen Werken widme. Eine starke Sinnlichkeit ist dem indischen Kulturleben eigen. Aber es geht auch leicht ins Extrem über. Die große Wandlung der sittlichen Anschauungen griff tief in das Volksleben ein. Nicht Besitz und Genuß sollen dem Leben Wert verleihen; die Entsagung erst befreit den Menschen von dem Scheinwert der irdischen Dinge und aller vergänglichen Lust. An ihnen haftet das Leiden, das Gebundensein der Seele an die äußeren Erscheinungsformen. Die Bewegung, die in den Upanischaden und im Buddhismus gipfelt, hat in der Tat dem indischen Leben die tiefsten sittlichen Gedanken und Ideale gegeben. Das Mitleid als Wurzel des Sittlichen betont zu haben, bleibt ein Verdienst der Inder; freilich sind die sittlichen Forderungen, so hoch sie liegen, vorherrschend negativ. Die Welt als Tat zu erfassen und sie mit sittlichen Kräften zu erfüllen, ist den Indern nicht eigen.

In sehr alte Zeit reichen die Anfänge der indischen Wissenschaft; sie hat in fast allen Disziplinen ihren Ursprung teils in der Erklärung des Veda, teils im Opferritual. Zwei Literaturgattungen, die Sutras und die Vedangas, bilden die Erläuterungsschriften und wissenschaftlichen Hilfsbücher zur vedischen Literatur. Die Literatur der Sutras schließt sich entweder an die vedische Offenbarung oder an das praktische Leben an; jene Gruppe sind die Srautasutras, diese die Smartasutras. Die auf das Opferritual bezüglichen Lehrbücher sind besonders wichtig. Sie enthalten die Anfänge der indischen Geometrie. Seine größten Leistungen aber erreicht das mathematische Vermögen der Inder in der Algebra. Die Erfindung der Null, die erst den Stellungswert der Ziffern schuf und damit das moderne Rechensystem begründete, ist wahrscheinlich indischen Ursprungs. Die Methode zur Auflösung unbestimmter Gleichungen zweiten Grades, die erst 1769 von Lagrange wieder gefunden ist, wird als der Höhepunkt der indischen Mathematik bezeichnet. Die Bestimmung der Zeiten, das Kalenderwesen, ist für eine im Opfer gipfelnde Religion stets von höchster Bedeutung. Sie führt zu den ersten Anfängen der Astronomie.

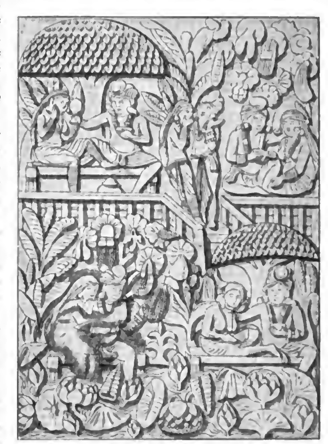
Die zweite Gruppe der Sutras umfaßt einerseits in den Grhyasutras die Vorschriften über das private Leben in seinen täglichen Ordnungen von der Geburt bis zur Bestattung, andererseits in den Dharmasutras Rechtsordnungen des bürgerlichen Lebens. Hierin liegen die Anfänge der umfangreichen Rechtsliteratur, der Darmasastra, vor. Die Entwicklung des Rechts ist wesentlich eine Leistung des Brahmanismus. Es lassen sich eine westliche und eine östliche Schule der indischen Rechtsbildung unterscheiden. Jene ist in dem großen Rechtswerke zusammengefaßt, das den mythischen Namen des Manu trägt. Es hat im ganzen Bereich der indischen Kultur die beherrschende Stellung gewonnen; seine Theorie hat das ganze Leben der Inder durchdrungen und vielfach gestaltet. Das zweite, jüngere Werk stammt aus dem Osten und trägt den Namen des berühmten Brahmanen Yadschnavalkya.

Aus dem Vedastudium sind früh schon die Disziplinen der Grammatik, Rhetorik, Metrik und Etymologie erwachsen. Die mündliche Überlieferung des Veda schuf eine eigenartige Technik des Lernens. Der Text wurde in zwei Gestalten überliefert, die der grammatischen Form, die jedes Wort als alleinstehendes hat, und in den lautlichen Veränderungen, die sich aus dem Zusammenschlusse der Worte im Satze ergeben. An diese Erscheinung schlossen sich Beobachtungen über die Aussprache der Laute, Betonung und Metrik. Die sprachliche Beobachtungsgabe der Inder erweist sich hier als ebenso glänzend wie ihr eindringendes Verständnis für den grammatischen Bau und das Wesen der Sprache. Auch die grammatischen Lehrbücher sind im Stil der Sutra geschrieben. Er findet für die Grammatik seinen klassischen

Digitized by Google

Ausdruck in dem Werke des Panini (4. oder 3. Jahrhundert v. Chr.), das sich auf eine reiche grammatische Arbeit zahlreicher älterer Schulen und Forscher stützt. Das Ideal des indischen Grammatikers ist in Paninis Werk erfüllt; es ist eine Sammlung von Formeln, in denen oft nur Silben und Buchstaben kombiniert werden, die ohne Hilfe eines Lehrers oder Kommentars nicht verständlich sind. Dabei knüpft Panini an die ältere Sprache der Brahmanas an. An Panini schließen sich mehrere bedeutende Grammatiker an, die sein System klarer gestalteten und ergänzten. Sein Zeitgenosse soll Vararutschi gewesen sein, dessen Werk nur durch den großen Kommentar dazu erhalten ist, dessen Verfasser Patandschali (2. Jahrh. v. Chr.) war.

Zu den Anhängen der vedischen Literatur, den sechs Vedanga, gehören außer der Grammatik die Disziplinen der Metrik, der Vortragskunst und der Etymologie. Aus der Vedaerklärung hat sich ferner die Lexikographie entwickelt. Von größter Bedeutung für die gesamte indische Bildung ist die Rhetorik geworden. Die Darstellungsmittel der Poesie, ihre stilistischen Formen und ihre Technik sind hier bis in die feinsten Züge ausgearbeitet. Diese poetische Technik ist in der späteren Kunstpoesie, sogar in offiziellen Königsinschriften, maßgebend geworden. Aus dem Leben der höheren Gesellschaft Indiens sind als ein Produkt der ritterlichen Erziehung auch die höchst merkwürdigen Lehrbücher der Erotik hervorgegangen. Sie sind durchaus philosophisch begründet in der Lehre von den Motiven menschlichen Handelns, das vom Nutzen, von der Moral und der Liebe bestimmt wird. Das älteste dieser Werke, das Kamasutra des Vatsyayana (1. bis 2. Jahrhundert n. Chr.), ist für die indische Kultur- und Sittengeschichte von höchstem Interesse. Hinter dem ernsthaften Leitfaden der Erotik erhebt sich das Bild einer eleganten Gesellschaft, die in vielen Zügen an das hellenistische Alexandria oder an die italienische Renaissance erinnert.



Gartenszene. Relief vom westlichen Tore zu Santschi.

Die Bräuche primitiver Medizin, Beschwörungs- und Besprechungsformeln, liegen in zahlreichen Sprüchen des Atharvaveda vor, sie gehören zum ältesten Bestande der indischen Kultur. Dem Atharvaveda wurde deshalb auch ein ältestes Lehrbuch der Medizin angeschlossen, der Ayurveda. Eine acht Bücher umfassende Sammlung gehört dem 1. Jahrh. n. Chr. an und ist zum größeren Teile von Tscharaka, dem Leibarzte des Königs Kanischka, veranstaltet. Als größte medizinische Autorität gilt das Werk des Suschruta aus dem fünften nachchristlichen Jahrhundert. Der stoffliche Gehalt der medizinischen Literatur ist sehr umfangreich; eine elementare Anatomie und Physiologie ist ausgebildet, vor allem aber sind die auf praktische Erfahrung gegründeten Kenntnisse in Pathologie, Therapie und Chirurgie, die Heilmittelkunde und die Diätetik entwickelt. Die indische Philosophie ist aber durch das Problem des Bewußtseins und des Erkennens zu höchst scharfsinnigen Hypothesen gelangt. Die Inder kannten das Nervensystem nicht und hatten von den physisch-psychischen Funktionen des Gehirns keine Vorstellung. Mit der Lehre vom „innern Organ" hat Kapila, der Schöpfer der Samkhya-Philosophie, rein theoretisch die Hergänge konstruiert, die sich im peripheren und zentralen Nervensystem abspielen.

Digitized by Google

Eine historische Betrachtung der poetischen Literatur Indiens, soweit sie in Sanskrit geschrieben ist, muß davon ausgehen, daß sie nicht volkstümlichen Ursprungs ist, sondern die künstlerische Schöpfung eines berufsmäßigen Dichterstandes. Der Dichter aber gehört dem Kreise der höfischen Gesellschaft an; an den Fürstenhöfen ist wahrscheinlich die gesamte Sanskritliteratur entstanden. Im Volke konnten weder ihre Sprache noch ihre kunstvolle Form, ihre stilistischen und rhetorischen Mittel Verständnis finden. Überdies konnte auch im indischen Mittelalter ein Dichterstand nur durch die Gunst der Fürsten sein Leben behaupten.

Die hohe Schätzung des Sanskrit bekundet sich in zahlreichen Anekdoten; ohne seine Kenntnis konnte man nicht an dem feinsten Bildungsbesitz teilhaben. Als Megasthenes um 300 in Pataliputra lebte, wurde am Hofe sicher Sanskrit gesprochen, wie die Wiedergabe indischer Namen durch den Griechen zeigt. Eine politisch so bedeutende Persönlichkeit, wie der Brahmane und Minister Tschanakya, hat ein umfangreiches politisches Lehrbuch, das Kantilyaschastra, in Sanskrit geschrieben, das noch im 6. Jahrhundert n. Chr. berühmt war. Das Werk war für den König Tschandraguptra geschrieben, der als ein Mann aus der untersten Volksklasse sicher nicht Sanskrit als Muttersprache redete. Unfraglich wollte ihm Tschanakya die nötige höhere Bildung vermitteln, wozu auch die Kenntnis des Sanskrit gehörte. Seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. ist das Sanskrit als Sprache der höfischen Gesellschaft nachweisbar.

Als Dichter und Pfleger der Poesie erscheinen zwei für den indischen Königshof charakteristische Gestalten: der Wagenlenker und der Sänger. Der Wagenlenker erscheint öfter als Kenner der Grammatik, er weiß über Fragen der Etymologie zu disputieren und ist oft selbst Dichter. Die Dichtung dieses Sängerstandes ist im Mahabharata zusammengeflossen, das in der uns überlieferten Gestalt freilich aus sehr verschiedenartigen Bestandteilen besteht, da große Einlagen namentlich didaktischen und spekulativen Inhaltes in das Werk eingefügt sind. Das Epos will ein Buch für Könige sein; daraus erklärt sich vor allem die Einfügung ganzer Bücher über Recht, Staatskunde und Erotik, die Gegenstand der Jugendbildung des Fürsten sind; in ihnen sehen wir die Beteiligung der brahmanischen Hofgelehrten am Aufbau des Epos. Gewiß bilden den Kern des Epos Stoffe der alten Sage; aber ob die Inder in ihrer Sage ein volkstümliches, der Nation gemeinsames Gut besaßen, ob nicht schon die Sage wesentlich dem Kriegeradel eigen war, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist das Mahabharata kein Volksepos, sondern schon in seiner vorauszusetzenden Urgestalt eine höfische Dichtung. Eine weit größere Geschlossenheit der epischen Komposition und eine vollendetere Ausbildung zeigt das zweite indische Epos, das Ramayana des Valmiki. Es ist durchaus schon ein Werk der höfischen Kunstpoesie, die Vorbereitung zu den späteren Kunstepen höfischer Dichter.

Vollends ist die Lyrik in keinem Zuge volkstümlich, sondern wurzelt im Leben der höfischen Gesellschaft. Schon die berufsmäßigen Dichter waren Hofbeamte. Sie führen oft ein Wanderleben, ziehen von einem Königssitze zum anderen, um in den Hofversammlungen ihre Dichtungen vorzutragen und Lohn für sie zu ernten. Der höfische Charakter der indischen Lyrik zeigt sich schon im Inhalt der Lieder; sie beziehen sich oft auf das Leben am Hofe und auf die Person des Königs. Wie der nordische Barde begleitet auch der indische den König auf Kriegszügen, um seine Taten im Liede sofort verherrlichen zu können. Vor allem aber zeigen die ungemein kunstvollen Formen der Lyrik, die Feinheit der Sprache, die geistvolle elegante Ausdrucksweise, die raffinierte Kunst der Gedanken- und Stimmungsschilderung, daß diese Poesie nur für den Genuß der höchsten Kreise berechnet ist.

Ebenso sind das Drama und der Roman durchaus höfischen Charakters; Schauspielertruppen suchten die Höfe auf. Szenen aus dem Mythus oder aus dem Ramayana wurden dramatisiert. Das indische Kunstdrama führt uns stets in die Hofgesellschaft; der König ist in der Regel die Hauptgestalt des Dramas, einen breiten Raum nehmen oft Haremsintrigen ein. Ein Drama — das Mudrarakschasa — hat sogar rein politischen Inhalt. Endlich werden öfter Könige selbst als Verfasser von Dramen genannt. Ebenso bewegen sich die romanhaften Erzählungen ganz im höfischen Kreise, das berühmte Dasakumaratscharita, die Erzählung von den Abenteuern der 10 Prinzen, will zeigen, wie ein König zugrunde geht, weil er vom Studium der politischen Wissenschaften abläßt.

Digitized by Google



Darstellungen aus dem höfischen Leben. Wandgemälde aus einem Grottentempel zu Adschunta.

Die moralphilosophische, didaktische Literatur, der besonders die Fabelsammlungen angehören, wie das berühmte Pantschatantra, hat die Aufgabe, die Erfüllung der drei Lebensziele zu lehren, in denen der Inder den Zweck des Menschenlebens sieht. Vielleicht ist für die tiefen inneren Gegensätze des indischen Charakters nichts so bezeichnend, wie diese drei Hauptziele des Lebens, nämlich die Erfüllung der religiösen Vorschriften, der Moral und des Rechts (dharma), Erwerb und Gewinn (artha) und sinnliche Liebe (kama). In Lehrsystemen hat die indische Spekulation diese Gebiete dargestellt. Für die Könige kommt noch als besonderes Gebiet die Staatskunst hinzu, die als richtiges Verhalten im privaten und öffentlichen Leben, als „Klugheit" (niti) dargestellt wird.

Die allgemeinen Kulturbedingungen der indischen Literatur treten in ihren Werken selbst deutlich hervor; dagegen ist eine Geschichte der Literatur nur in sehr beschränktem Maße erreichbar. Literarhistorische Arbeiten haben die Inder nicht geschaffen.

So fehlen uns für eine Geschichte der indischen Literatur oft die wichtigsten Grundlagen; nur der Zufall bietet bisweilen feste chronologische Punkte. Fast ganz fehlt eine nähere Kenntnis der literarischen Persönlichkeiten; bei vielen Werken sind die als literarische Verfasser genannten Persönlichkeiten rein legendarisch oder pseudonym. Auch die kunstvoll geregelte Sprache der Literatur kann nicht als Mittel der Zeitbestimmung dienen, sie ist den geschichtlichen Bildungsbedingungen, den umgestaltenden Kräften der lebenden Sprache entrückt. Fast ganz ist die Erkenntnis der literarischen Entwicklung ausgeschlossen; die Vorstufen der einzelnen literarischen Bildungen sind untergegangen, sobald sie in einem mustergültigen Werk ihren Abschluß fanden. Überdies sind die Inder weit davon entfernt, literarische Werke in der Gestalt fest zu erhalten, in der sie der Dichter schuf. Mit größter Freiheit wurden alle

Digitized by Google

nichtvedischen Texte umgestaltet. Drei Gebiete sind deutlich erkennbar, in denen ein besonderes literarisches Empfinden herrschte, nach dem die Texte gestaltet wurden: Kaschmir, Bengalen und das Dekkan. Besonders tief eingreifend aber ist der Einfluß religiöser Sekten, die manche Werke der Literatur völlig umgestaltet haben. So hat die bekannte Fabelsammlung, das Pantschatantra, nicht nur in Kaschmir und in Südindien eine besondere Gestalt erhalten; auch die Sekte der Dschainas hat es aufgenommen und bearbeitet.

Die Blüte der klassischen Sanskrit-Literatur beginnt erst im 4. Jahrhundert n. Chr., als durch die Gupta-Dynastie das nationale Leben eine Neubelebung erfuhr. Zu dem ältesten Bestande der Überlieferung gehören Erzählungsstoffe, für die die Inder stets ein besonderes Interesse hatten. Die Götter- und Heldensage tritt in einzelnen Spuren schon in der vedischen Zeit hervor. Sehr alt sind auch Märchen und Fabeln. Buddha und Mahavira liebten es, ihre Lehrreden mit Erzählungen, namentlich auch mit Märchen und Fabeln auszustatten, in denen ein erbaulicher oder moralischer Gedanke dargestellt wird.

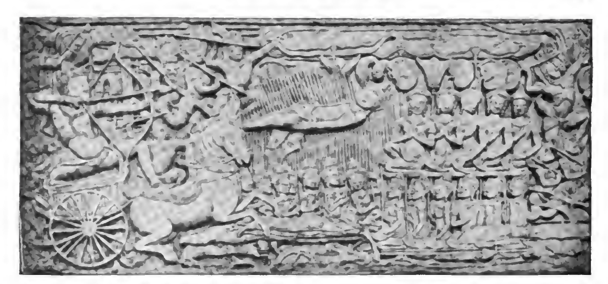
Die Märchendichtung wurde als ein echt volkstümlicher Besitz schon früh in einem Werke der Profanliteratur, der Brhatkatha, zusammengefaßt, das sogar in einem Volksdialekt, in Paisatschi, geschrieben war. Sein Verfasser Gunadhya lebte vielleicht im 2. nachchristlichen Jahrhundert. Erhalten ist dieses Werk nicht, doch bildet es die Grundlage für zwei Sanskritbearbeitungen, die im 11. Jahrhundert in Kaschmir entstanden; von diesen ist die Umdichtung durch Somadeva, der Kathasaritsagara, die literarisch bedeutendste und historisch wirksamste. Wir finden hier den großen Schatz an Märchenstoffen und Motiven, die von Indien aus über die ganze Kulturwelt verbreitet sind. Auch in ihrer literarischen Form ist die Anlage des Werkes für Sammlungen von Erzählungen vorbildlich geworden. Die einzelnen Erzählungen, die ursprünglich selbständig bestanden, sind durch eine Rahmenerzählung verbunden.

Historisch ebenso wirksam wie die indische Märchendichtung sind die Fabeln geworden, in denen die Neigung der Inder zum Moralisierenden und Lehrhaften, nicht minder aber ihr lebenskluges Urteil und bisweilen ein geistvoller Sarkasmus hervortreten. Das grundlegende indische Fabelwerk ist das Pantschatantra, das schon durch die verschiedenen stark abweichenden Bearbeitungen zeigt, wie tief es mit dem geistigen Leben und Denken Indiens verwachsen war. Dieses Werk spielt in der Geschichte der Weltliteratur eine höchst bedeutende Rolle. Das indische Werk in seiner Urgestalt ist durch die verschiedenen Umarbeitungen völlig verdrängt worden. Ihm stand indes eine mittelpersische Übersetzung nahe, die der Sassanidenkönig Chosru Anuschirwan um 540 n. Chr. herstellen ließ. Auch sie ist verloren, ihrem Inhalt nach aber wird sie völlig treu wiedergegeben in einer um 570 entstandenen syrischen Übersetzung, die „Kalilag und Damnag" betitelt ist. Dieser Text ist dann durch persische, griechische, hebräische, altspanische, lateinische und deutsche Übersetzungen die Quelle für die europäische Fabeldichtung geworden. Aus ihr stammen die exotischen Tiere und ihre Charakteristik in unsern Kinderbüchern.

Ein Auszug aus dem Pantschatantra und einer zweiten älteren Fabelsammlung ist der Hitopadesa des Narayana. Dieses Werk, in Indien eines der beliebtesten Fabelbücher, war zur Unterweisung für Kinder bestimmt, wofür sein Inhalt freilich oft wenig geeignet erscheint. Unbekannt ist bei diesem wie bei anderen Werken die Zeit der Abfassung. Von späteren Märchenwerken haben manche große Verbreitung gefunden, so vor allem die „70 Erzählungen des Papageis", die, ins Persische und Türkische übersetzt, eines der verbreitetsten Volksbücher des Orients geworden sind. Bis heute spielt die Märchenliteratur im indischen Volksleben eine große Rolle; die älteren Werke sind in die meisten Volkssprachen übersetzt.

Die Anfänge des Epos liegen für uns zwar ganz im Dunkeln; es ist nicht möglich, eine bestimmte Zeit für die Entstehung der ältesten Gestalt des Epos anzugeben. Doch kann man für die Sagen des Mahabharata und ihre älteste Bearbeitung vorbuddhistischen Ursprung annehmen. Die Gestalt, in der das Epos uns vorliegt und die es im 6. nachchristlichen Jahrhundert nachweisbar hatte, ist das Ergebnis einer langen Geschichte. Jahrhunderte haben am Aufbau des Riesenwerkes gearbeitet; die Wandlungen der indischen Kulturgeschichte haben im Mahabharata ihre Spuren hinterlassen, teils in den Erweiterungen des Gedichtes durch die verschiedenartigsten Stoffe, die mit dem Epos nichts zu tun haben, teils in der inneren

Digitized by Google



Kampf der Pandavas und Kauravas.
Darstellung aus dem Mahabharata.
Relief vom Tempel zu Angar-Wat, Kambodscha.

Umgestaltung der alten, im Kriegerstande wurzelnden Sage in eine durch das Priestertum bestimmte Form. Vor allem ist das Mahabharata in der klassischen Literatur zu größter Wirkung gekommen; es hat für das Kunstepos und das Drama die Stoffe geliefert.

Stärker tritt der Charakter des Kunstepos im Ramayana hervor, das als erstes Kunstepos gilt und von einem Dichter, von Valmiki, verfaßt ist. Auch bei diesem Epos ist die Zeit der Entstehung unbekannt. Das Ramayana ist für die spätere Kunstdichtung ebenfalls eine wichtige Stoffquelle geworden; es ist sogar das eigentlich volkstümliche Gedicht Indiens durch zahlreiche Übersetzungen in die arischen und dravidischen Volkssprachen geworden, obwohl es ursprünglich ein Kunstepos ist. Besonders die Übersetzung in das Hindi durch Tulsi. Das († 1624 n. Chr.) hat das Werk allen Volkskreisen in Hindustan nahegebracht, es ist ein das Leben regelndes, heiliges Buch geworden, dessen Besitz und Schätzung ein geistiges Band zwischen den höchsten und niedersten Ständen bildet.

Das Ramayana gehört nach seinem Stoff und Ursprung sicher einer älteren Zeit an; aber es führt nach Stil und Anlage zur Kunstdichtung herüber. Das Wesen der indischen Kunstdichtung, der Kavya, liegt darin, daß die künstlerische Form in den Vordergrund tritt, daß sie von Grammatik und Rhetorik beherrscht ist. Die Dichter wollen an den Stoffen vor allem eine gelehrte, raffinierte Kunst zeigen, der in der Tat ganz Erstaunliches gelingt. Die Metrik wird ungemein verfeinert und in höchst kunstvollen, wechselnden Formen ausgebildet. Daß man durch die Größe der Zeilen mancherlei Gegenstände nachbildete, ist eine Spielerei, die auch hellenistischen Dichtern und den Vertretern der schlesischen Schulen gelang. Aber die Inder haben sprachliche Kunstwerke geschaffen, die nirgends erreichbar sind. Die Eigentümlichkeit der Wortverschmelzung ermöglicht im Sanskrit oft verschiedene Auflösungen, wodurch dasselbe Gedicht verschiedenen Sinn gewinnt oder in mehreren Sprachen lesbar ist.

Der älteste Vertreter der indischen Kunstdichtung ist schon Valmiki in gewissen Abschnitten des Ramayana. Als ein Kunstwerk, das ganz in dem neuen Stil geschaffen ist, haben wir das Buddhatscharita, die Darstellung des Lebens Buddhas, von Asvaghoscha, der am Hofe des Kanischka (1. Jahrhundert v. Chr.) lebte. Schon hier sind ein fester poetischer Stil und bestimmte rhetorische Mittel ausgebildet.

Mit der Guptadynastie (319/20 n. Chr.), die ein nationales Reich schuf, beginnt die Blüte der klassischen Literatur, die von 320 bis an das Ende des 8. Jahrhunderts reicht. Durch die Inschriften der Guptas, die etwa von 320—550 reichen, sind hier feste Punkte gegeben. Die indische Kunstpoesie hat für uns ihren greifbarsten Vertreter in Kalidasa, der am Hofe eines Königs Tschandragupta II. von Malava lebte. Dieser Herrscher ist durch

Digitized by Google

seine Inschriften aus den Jahren 401 und 412 n. Chr. chronologisch bestimmt. Über Kalidasas Persönlichkeit wissen wir nichts weiter, als daß dieser hochbegabte Dichter sehr ausschweifend gelebt haben und von einer Hetäre getötet sein soll. Kalidasa ist vielleicht weniger ein dichterisch schöpferischer Geist als ein Meister der Form, die er mit vollendeter Kunst handhabt. Und diese Kunst ist nicht nur dem Talent gegeben, sondern setzt eindringendes grammatisches, rhetorisches und metrisches Studium voraus. Das früheste Werk des Kalidasa, der Raghuvamsa, ist ein reines Kunstepos, in dem die sagenhafte Geschichte der alten Herrscher von Ayodya behandelt wird. Von der raffinierten poetischen Technik hat sich Kalidasa immer mehr befreit, so schon in dem mythologischen Epos Kumarasambhava. Seinen Ruhm aber verdankt Kalidasa seinen Dramen. Sein erstes Drama, Malavika und Agnimitra, bearbeitet ein schon vor Kalidasa mehrfach behandeltes Motiv, die Liebesgeschichte eines Königs und einer Dienerin der Königin, die schließlich als Prinzessin erkannt wird. Eine alte Sage liegt dem Schauspiel Urvasi zugrunde; die dramatische Bearbeitung durch Kalidasa bekundet in der lebensvollen Ausgestaltung der Persönlichkeiten und in der strafferen Führung der Handlung einen großen Fortschritt gegenüber der meist mit groben äußerlichen Mitteln arbeitenden indischen Dramatik. Eine innerlich notwendige Entwicklung und Lösung der dramatischen Handlung ist vom indischen Drama nicht erreicht worden; vor allem ist das Tragische in der indischen Weltanschauung und Dichtung überhaupt nicht gewonnen. Schon die ästhetische Regel, daß kein Schauspiel mit einem Todesfall enden dürfe, hat die Tragödie unmöglich gemacht. Das Drama ist in Indien nicht, wie das griechische, aus der Sage und der Auffassung des Lebens erwachsen, sondern dient, wie das englische, der Unterhaltung des Volkes oder der höfischen Gesellschaft. Die Größe Kalidasas als Dramatiker wird erst in der Sakuntala deutlich erkennbar durch die kunstvolle und feinsinnige Art, wie er den im Mahabharata gegebenen alten Stoff umgestaltet und aus der derb-rohen Liebesgeschichte des Königs Duschyanta und der Sakuntala ein Spiel der duftigsten, zartesten Poesie bildet. Nicht das Menschenleben in dem Reichtum seines Strebens und Leidens, in seinen Höhen und Tiefen stellt sich im indischen Drama dar; es ist eine etwas blutleere, aber ungemein verfeinerte Kunst, und auch echte Poesie lebt in diesen märchenhaften und romantischen Dichtungen. Kalidasas Stärke liegt in den lyrischen Partien der Dramen; sein Meisterwerk ist der hochpoetische Meghaduta, der „Wolkenbote", ein rein lyrisches Werk. Vor allem zeigt sich Kalidasa hier als großer Künstler der landschaftlichen Schilderung. Die Fülle abwechslungsreicher Bilder wie die feine Kunst der Stimmungsschilderung verleihen dem Werke einen hohen Rang. In Kalidasa vereinigen sich die vollendete poetische Technik, die den Indern oft Selbstzweck wird, mit lebendiger Anschauung, echtem Gefühl und feiner Stimmungsschilderung. Die Personen seiner Dichtung hat er mit echtem menschlichem Lebensgehalt erfüllt; unter den indischen Kunstdichtern gebührt ihm anscheinend der erste Platz, wenn er auch nicht der größte indische Dichter gewesen ist.

In der klassischen Zeit hat eine dichterische Form bereits ihre volle Höhe erreicht, die für das Denken und die Gesittung Indiens bezeichnend ist und eine literarische Kunstleistung von hohem Werte bildet. Zu Reflexionen über das Leben haben die Inder stets geneigt; sie finden ihren Ausdruck in der Spruchdichtung, die jeden Gedanken kunstvoll und geistreich in einer kurzen Strophe zusammenfaßt. Ihren ersten klassischen Vertreter findet diese didaktische und reflektierende Lyrik in Amaru, der in seinen Sprüchen psychologischen Scharfblick und unerschöpfliche Erfindergabe zeigt. Diese Spruchpoesie zeigt mehr als anderes den indischen Volksgeist in seiner feinsten Ausprägung.

Ein Dichter, der als erster Vertreter des Prosaromans seinen Stoff im wirklichen Volksleben findet und ihn mit großer Meisterschaft als Realist gestaltet, ist der Südinder Dandin (6. Jahrh. n. Chr.). Sein Roman Dasakumaratscharitam, „Erlebnisse der zehn jungen Leute", ist ein bedeutendes Kulturbild, das freilich einen argen sittlichen Verfall der indischen Gesellschaft bezeugt.

Im Dekkan hat auch das berühmte Drama, die Mritschhakatika, der „kleine Tonwagen", seine Heimat. Es gehört auch in die Zeit Dandins, und vielleicht ist er der Verfasser. Der als Dichter genannte König Sudraka war wohl der Schutzpatron des Dichters. In keinem Werke der indischen Dichtung ist das bunte, gestaltenreiche Volksleben Indiens so lebendig

Digitized by Google



Der Tod des Affengotts Hanuman.
Darstellung aus dem Ramayana.

Relief vom Tempel zu
Angar-Wat, Kambodscha.

erfaßt und so treu dargestellt, wie hier. Dem Wirklichkeitssinn des Dichters entspricht seine Kunst, ungemein plastisch und lebensvoll zu gestalten. Alle Schichten und Stände des Volkes ziehen in typischen Gestalten vorüber, und bewundernswert ist die Kunst, jeden Stand auch in Dialekt und Sprechweise zu charakterisieren. Den höfisch-politischen Kern, den die Kunstregel des indischen Dramas fordert, gibt auch der Dichter der Mritschhakatika nicht auf. Aber er wird völlig überwuchert von den bunten Szenen des Volkslebens. Es sind typische Gestalten, die uns hier begegnen: der buddhistische Mönch und die schöngeistige Hetäre, der Kaufmann als Repräsentant des vornehmen Bürgertums, neben ihnen die Tagediebe, Kuppler, Spieler, Diebe und Parasiten jeder Art, die seit vedischer Zeit im indischen Volksleben eine große Rolle spielen, die Regierung ist durch ihre niedersten Organe, durch Polizisten und Henker, vertreten, neben denen der liederliche Schwager des Königs das sittliche Niveau der Hofgesellschaft darstellt.

Im 7. Jahrhundert finden wir einen neuen Mittelpunkt für die Pflege der Dichtung am Hofe des Königs Siladitya von Sthanesvara (606—648). Hier kam eine mit allen Kunstmitteln arbeitende Rhetorik in der Literatur zur Herrschaft die durch den Dichter Bana vertreten ist. Aus der Umgebung dieses Königs stammen drei Dramen, von denen die Nagananda kulturgeschichtlich wichtig ist. Das Drama zeigt, daß Brahmanismus und Buddhismus noch in gleichem Ansehen standen, wie es auch Hiuen-Thsang ausdrücklich berichtet. Weit bedeutender ist das Drama „Mudrarakschasa“ von Visakhadatta, das dadurch eine einzigartige Stellung einnimmt, daß es historische Personen und Ereignisse in den Mittelpunkt stellt. Es behandelt die Thronbesteigung des Tschandragupta (315 v. Chr.) und die führende Rolle, die dabei der berühmte brahmanische Staatsmann Tschanakya spielte.

Digitized by Google

Die Entwicklung der indischen Kunst schließt sich eng an die Geschichte der Religion an, die hier eine starke, kunstgeschichtlich schöpferische Macht ist. Die vedisch-brahmanische Zeit hat eine bedeutende, farbenreiche Kunst besessen, von der wir nur durch literarische Nachrichten wissen. Denkmäler der alten Kunst sind nicht erhalten, da ihre Werke aus Holz und leichtem, mit farbigem Stuck bekleidetem Ziegelwerk bestanden. Sie haben dem feuchten Klima Indiens keinen Widerstand leisten können. Diese alte Kunst muß eine beträchtliche Höhe erreicht haben; sie wirkt sicher in den späteren Schöpfungen nach. Seit der buddhistischen Zeit tritt uns eine in sich geschlossene Kunst entgegen, die kaum noch eine innere geschichtliche Entwicklung erkennen läßt, obwohl mancherlei landschaftliche Unterschiede und Einflüsse von außen bestehen. Seit etwa 250 v. Chr. beginnt mit den Steinbauten der Asoka, die sich an vorderasiatische Formen anlehnen, die erkennbare indische Kunstgeschichte, die bis um 750 n. Chr. vom Buddhismus angeregt ist. An sie schließt sich mit der Erstarkung des Brahmanismus eine neubrahmanische Kunst, die sich vielfach an die buddhistischen Werke anlehnt, in der nach allen Seiten die indische Weise zur völligen Entfaltung gelangt. Eine Geschichte künstlerischer Gedanken freilich läßt sich nicht recht erkennen; vielleicht ist trotz aller Fülle der Schöpfungen ein gewisser Rückgang zu erkennen. Die mongolische Eroberung Indiens führte in die indische Kunst die neuen Formen der islamischen und persischen Kunst ein, die hier eine hohe Blüte erlebte.



Gandharastatue der Athena.
Original im Museum zu Lahore.

Die erhaltenen Werke der indischen Kunst gehören einer jüngeren Epoche an, keines ist älter als die Zeit Asokas. Die Bauten des Königs zeigen eine starke Abhängigkeit von der Kunst des Achämenidenreiches, wie auch der Stil in den Inschriften Asokas sich eng an die persischen Inschriften anschließt. Wahrscheinlich ist erst mit Asoka der große Steinbau erreicht worden. Der nationale Stil Indiens geht auf die Arbeit in Holz zurück. Die reichen Reliefs an den Toren von Santschi und ebenso Werke in Amaravati sind in Stein übertragene Holzschnitzerei. Besonders in den Tiergestalten erkennen wir die uralten, durch Persien vermittelten Formen der westasiatischen Kunst.

Eine eigenartige Kunstentwicklung ging vom griechisch-baktrischen Reich aus, die noch unter den Indoskythen fortwirkte. Durch griechische Einwirkungen entstand die Gandharakunst, die in das 4. Jahrhundert n. Chr. herabreicht. Sie drang auch ins Gangesland ein, Mathura und Buddha Gaya sind neben den Klosterruinen im Pendschab wichtige Stätten dieser Kunst. Besonders die Darstellung Buddhas bekundet in den stehenden, mit griechischem Gewande bekleideten Gestalten einen Hauch griechischen Geistes. Eine Athenastatue in Lahore zeigt umgekehrt in der Weichheit der Formen indische Wesenszüge. Ein „Silen“ aus Mathura, jetzt in Kalkutta, trägt griechische Züge, die auch in dem reichen Skulpturenschmuck des Stupa von Amaravati zur Geltung kommen. Namentlich die Gestalten des dionysischen Kreises scheinen sich mit indischen Formen verbunden zu haben. Selbst der fremden Einwirkungen gegenüber widerstandskräftige Brahmanismus hat griechischen Einwirkungen in seiner Kunst Raum gegeben. So wird der Sonnengott Surya als Helios mit dem Zweigespann dargestellt; auch in den Gestalten der Siwa-Mythologie im Felsentempel zu Ellora mag die Körperbildung auf griechische Vorbilder zurückgehen, während in der phantastischen, vielgliedrigen Bildung solcher Wesen der indische Geist durchbricht, der niemals die natürliche Schönheit und Harmonie

Digitized by Google

erreichte. Dieser Geist ist es gewesen, der schließlich die griechischen Einflüsse wieder völlig ausgeschaltet hat.

Wir stellen für die Betrachtung der nationalen indischen Kunst die Malerei an die Spitze, obgleich sie uns nur wenig bekannt ist. Von Porträts wird oft in der Literatur geredet. Einen gewissen Eindruck geben uns die Wandmalereien in mehreren Felsentempeln bei Adschunta, Darstellungen aus der Buddhasage und Bilder aus dem Leben der Inder. Sie gehören dem 2. bis 7. Jahrhundert an. Künstlerisch repräsentieren sie den gleichen Stil wie die Reliefs. Es herrscht hier dieselbe wirre, ungegliederte Fülle der Gestalten. Perspektive kennt man noch nicht, in typischen Formen wird das Landschaftliche angedeutet. Die Darstellung des menschlichen Körpers zeigt eine größere Fähigkeit in der malerischen Darstellung der typisch indischen Züge. Wahrscheinlich stehen diese Malereien unter dem Einfluß der ausgehenden hellenistisch-römischen Kunst, die in Gandhara der indischen Kunst Formen und Motive geliefert haben mag.

In einer reichen Fülle tritt uns die indische Plastik entgegen. Sie zeigt bei großem technischem Können nicht selten vortreffliche Darstellungen. Die religiöse Skulptur gibt in den vielköpfigen und vielgliedrigen Gestalten, die uns freilich künstlerisch als eine arge Verzerrung der Natur erscheinen, die phantastische Spekulation der Hindus wieder. Häufig werden auch menschlich-tierische Gestalten gebildet, wie der mit dem Elefantenkopf dargestellte Ganesa. Aus dem Zusammenhang mit der Architektur hat sich die Skulptur kaum völlig losgelöst. Die meisten Werke der Skulptur sind mit den Bauten als Reliefs und Pfeiler verwachsen. Auch das Kultusbild ist wesentlich durch den Raum bestimmt. Eine Geschichte der Plastik ist kaum zu geben. Kein Werk verkündet die Darstellungsart des vorbuddhistischen Indiens; eine plastische Produktion muß aber geübt worden sein. Im 3. Jahrhundert v. Chr. tritt in den Reliefs von Buddha Gaya und Santschi schon ein großes Können entgegen. Am glücklichsten hat sich die indische Kunst im Ornament entfaltet, in dem der feine Natursinn des Inders den Reichtum der natürlichen Formen erfaßt und darstellt. Neben Pflanzen werden auch Tiere wie Elefanten, Tiger, Pfauen, Papageien u. a. im Ornament verarbeitet. Diese Erzeugnisse sind ganz von indischem Eigenleben erfüllt.



Gandharastatue des Boddhisatva.
Orig. im Museum des Louvre zu Paris.

Ihre großartigste Entfaltung hat die indische Kunst in der Architektur gefunden, einer selbständigen und eigenartigen Schöpfung, in der sich indisches Wesen machtvoll und überzeugend darstellt. Sehr starke Anregungen hat der Buddhismus der Baukunst gegeben. Ihm gehören die älteren Bauten Indiens an, zu denen die Reliquienbehälter, die Stupas, gehören. Die halbkugelförmige Krönung des Baus stellt die Wasserblase dar, das Symbol der Vergänglichkeit. Das auf Abbildungen häufig erkennbare Schutzdach ist dem Sonnenschirm, dem Symbol der Herrschaft, nachgebildet. Umzäunungen, die später in Stein ausgeführt wurden, umschließen das Heiligtum. Diese Stupas finden sich in großer Zahl in ganz Indien und auf Ceylon; besonders großartig ist der Stupa von Santschi, der die Reliquien zweier Jünger Buddhas birgt. Charakteristisch für Indien sind die in natürlichem Fels ausgeführten Felsgrotten, die den buddhistischen Mönchen als Wohnungen und Klöster oder auch als Tempel dienten. Die ältesten Anlagen dieser Art finden sich bei Rajagrha; nach diesen Klöstern (vihāra) trägt das Land noch heute den Namen Bihar. Der großartigste buddhistische Felsen-

Digitized by Google

tempel ist eine Grotte zwischen Bombay und Puna, der Tempel von Karli aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., der durch Größe und Kühnheit der Ausführung gewaltig wirkt. Mit Recht berühmt sind die Felsbauten bei Adschunta etwa aus dem 2. bis 8. nachchristlichen Jahrhundert. In einigen von ihnen sind Werke der indischen Malerei erhalten. Keiner dieser Felsbauten ist aber berühmter als die Felsentempel von Ellora aus dem 4. bis 12. Jahrhundert. Sie sind zum Teil brahmanischen Ursprungs; der Brahmanismus hat die Grotte zum Tempel gestaltet. In Stockwerken liegen zahlreiche Tempel, Hallen, Gänge und Wohnsitze nebeneinander, die durch Treppen und Brücken verbunden sind. Der großartigste dieser Bauten ist der Kailasa (Götterburg), ein brahmanisches Werk. Auch die Außenseite des Granitfelsens ist hier in zahllosen figürlichen Darstellungen und Ornamenten ausgearbeitet. Brahmanisch ist auch der berühmte Tempel auf der Insel Elephanta aus dem 12. Jahrhundert, ebenfalls ein monolithischer Bau von gewaltigen Dimensionen mit reichem Skulpturenschmuck.

Dem Brahmanismus und zum Teil dem Dschinismus gehören die eigentlichen Tempelbauten an, die alle im späteren Mittelalter oder der neuen Zeit entstanden sind. Im Norden herrschen die einfacheren Bauten vor, die sog. Pagoden, pyramidenartig ansteigende, schwere, düstere Tempel mit einer Vorhalle. Im Süden wird der eigentliche Tempel, oft ein kleines Gebäude, von großen Höfen und Hallen umgeben, die durch große Mauern abgeschlossen sind, durch die große Portalbauten führen. In diesen Bauten, zumal in den Hindutempeln des Nordens, tritt die Eigenart der indischen Architektur am klarsten hervor. Die Überfülle der indischen Natur und die Maßlosigkeit der Phantasie löst hier die konstruktiven Formen völlig in ein chaotisches Gewirr zahlloser Gestalten und Ornamente auf, die alle Grundlinien umhüllen und nirgends den Eindruck harmonischer Klarheit und Ruhe gewähren. Trotzdem bleibt in aller Überladung ein mächtiger Eindruck, die Größe des Gesamtwerkes kommt über allem Einzelnen in fremdartiger Schönheit zur Geltung. Im 11. bis 15. Jahrhundert haben auch die Dschainas große Tempelbauten geschaffen; zumal in Gudscharat sind sie zahlreich erhalten. Ein klassisches Werk der Dschainakunst ist der aus weißem Marmor erbaute Tempel auf dem Berge Abu, den ein reicher Kaufmann, Vimala Sah, im 11. Jahrhundert errichten ließ. Eine in die Technik und Ästhetik der indischen Baukunst tiefer eindringende Analyse, eine Würdigung der hervorragenden einzelnen Werke verbietet hier der Raum. Gewiß fehlt der indischen Kunst die Fähigkeit, Stoff und Form in gesetzmäßiger Weise zu vereinen, den Ausdruck des Geistigen, des vollen Lebens, hat die Skulptur nie erreicht, sie spricht in typischen Gestalten. Aber ein starkes Naturgefühl fehlt der Kunst so wenig wie der Poesie. Man darf nicht vergessen, daß in der indischen Kunst die phantastische Traumwelt ersteht, in der sich der indische Geist gern verliert. Gewiß ist die Kunst Indiens die charakteristische Tropenkunst der Erde, die höchste Darstellung dessen, was der Mensch der Tropen an geistiger Durchdringung des Stoffes geleistet hat.

11. Kulturbeziehungen des alten Indiens.

Solange man die Geschichte Indiens nur im Lichte indischer Quellen und Denkmäler sah, mußte die indische Welt nahezu als völlig von allen Beziehungen zur Außenwelt geschieden erscheinen. In der Tat hat die indische Kultur bis zur islamischen Eroberung eine von außen ungestörte, kaum beeinflußte und jedenfalls in sich zusammenhängende Entwicklung erlebt. Aber wirkungslos steht Indien im Zusammenhang der Völker doch nicht. Vielmehr sind weitreichende und tiefgehende Wirkungen der indischen Kultur in allen Ländern Ostasiens, im südlichen Archipel wie in Zentralasien in letzter Zeit erschlossen, auch weisen vereinzelte Spuren in die westasiatische Welt, und selbst im Griechentum, zumal im Hellenismus, können einzelne indische Einflüsse erkannt werden.

Indien und China sind die beiden großen Provinzen des östlichen Kulturkreises, unter sich vielfach verbunden. Die anregenden Wirkungen gehen von Indien aus; indische Religion — vor allem der Buddhismus — und indisches Denken, Rechtssatzungen und Kunst Indiens, stellen eine engere Beziehung zwischen beiden Gebieten her. Für Hinterindien, die malayischen Inseln und Tibet hat Indien die gleiche Bedeutung wie Rom für die europäische Entwicklung.

Digitized by Google



Die Sriringam-Pagoden bei Trichinopoly. Photographische Aufnahme.

Digitized by Google

Das erste Fremdland, in dem die indische Kultur durchdrang, ohne doch die Urbevölkerung aufzulösen oder zu verdrängen, ist das südliche Hochland, das Dekkan. Hier trafen die Inder auf mehrere dravidische Reiche, die an Kultur und politischer Kraft den Indern wohl nicht nachstanden. Im äußersten Süden lag das Reich der Pandya, das wohl auch nach Ceylon hinübergriff. Die buddhistischen Chroniken Ceylons und der Grieche Megasthenes (3. Jahrhundert v. Chr.) kennen es, ebenso wie es in den Inschriften Asokas genannt ist. Das Pandyareich hatte sogar Handelsbeziehungen mit Rom, eine Gesandtschaft suchte Augustus auf. Nach Norden schlossen sich zwei andere dravidische Staaten an dieses Reich an, auf der Ostküste das Reich der Tschola, die der „Koromandelküste“ ihren Namen gegeben haben, auf der Westküste das Reich der Tschera, die als ein friedliches Handelsvolk erscheinen. Der Wohlstand des Südens beruht sogar auf den reichen Bodenerzeugnissen der Küsten, vor allem auf den Perlen des Meeres und dem Besitz an Edelsteinen.

In diese südindischen Reiche war die brahmanische Kultur schon lange vor Alexander dem Großen eingedrungen. Das Mahabharata kennt brahmanische Einsiedeleien bis zur Südspitze Indiens. Mit dem südindischen Volkstum blieben aber zahlreiche Elemente seiner Kultur bestehen, wie die Sprache und eine alte indische Schrift. Von der Malabarküste aus drang indischer Einfluß allmählich ins Innere, erst in späterer Zeit ist auch das Reich der Tschera an der Westküste von indischer Kultur erreicht worden. Neben dem Brahmanismus fanden auch in Südindien die Buddhisten und Dschainas zeitweise starken Anhang. Die zahlreichen und glänzenden Tempelbauten im Süden verkünden noch heute, daß der indische Geist das Land völlig beherrscht. Auch in der indischen Literatur tritt der Süden mit sehr bedeutenden Leistungen hervor. Unter ihnen stehen zwei wissenschaftliche Größen, der Philosoph Schankara, der in seinen Kommentaren zu den Upanischaden die Vedantalehre vertrat, und der berühmte Vedaerklärer Sayana im 14. nachchristlichen Jahrhundert. Endlich hat sich ein von indischem Geist und indischer Technik geleitetes Schrifttum in den dravidischen Volkssprachen, dem Tamil, Malayalam, Telugu und Kannada, ausgebildet. Seit dem 8. nachchristlichen Jahrhundert ist die tamulische Literatur erblüht, ihr gehören eine Reihe von ethischen und mystisch-religiösen Dichtungen an, die zu den schönsten Perlen der indischen Dichtung gehören, an unmittelbarem warmem Lebensgefühl aber manches Kunstwerk der Sanskritdichtung überragen. Vor allem verdient das Gedicht „Kural“ von dem Tamulen Tiruvalluver, eine Verherrlichung der Ehe und des häuslichen Lebens, die ganz aus persönlichem Erleben erwachsen ist und in zartesten Tönen die Sprache eigensten Gefühls redet, erwähnt zu werden. In seiner echten, natürlichen Menschlichkeit ragt die Dichtung weit über alle hochstilistische Kunst empor.

Schon in sehr alter Zeit war der indische Süden, stets ein Gebiet lebhaften Handels, mit Ceylon verknüpft, wo früh eine starke arische Einwanderung erfolgt ist. Die erkennbare Geschichte beginnt erst mit der Einführung des Buddhismus seit 245 durch Asokas Sohn Mahendra. An der Spitze der Geschichte Ceylons steht der Herrscher, der die buddhistische Mission wohlwollend aufnahm, Devanampiya Tissa, ein Zeitgenosse Asokas. Wahrscheinlich stand auch Ceylon zum Reiche Asokas in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis, woraus sich die Entsendung eines Sohnes Asokas und seine glänzende Aufnahme erklärt. Das ganze Volksleben und die geistige Bildung Ceylons ist vom Buddhismus beherrscht. Es entstanden große Klöster, denen ausgedehnte Ländereien, Dörfer und Äcker, Seen und Kanäle von den Königen zugewiesen wurden. Darunter aber litt das selbständige Bauerntum, es versank in die Hörigkeit der Klöster. Der Landbau wurde eifrig gefördert, und in der Residenz sammelte sich ein großer Reichtum, von denen die Ruinen von Palästen und Klöstern ebenso reden wie die großen Wasserbauten. Auch sorgten die Könige für Anpflanzung von Fruchtbäumen, Errichtung von Krankenhäusern und förderten Kunst und Wissenschaft. Die Herrschaft einer buddhistischen Kultur aber setzt den gesicherten Bestand staatlichen Daseins voraus; sie hat zu deren Behauptung in gefährlichen Zeiten niemals die nötige Kraft bewiesen. Auf Ceylon wurde die Mönchsgemeinde obendrein reich, was ihr inneres Leben verdorben hat. Die den Buddhismus stets erfüllende Neigung zur Sektenbildung, die sich oft zu Unduldsamkeit und leidenschaftlichem Haß steigerte, hat auch den Buddhismus Ceylons zeitweise völlig aufgelöst. Gelegentlich haben Herrscher die Einheit der Mönchsgemeinde herzustellen gesucht. Reichtum

Digitized by Google



Monolithtempel von Mahavellipore bei Madras. Photographische Aufnahme.

und der Müßiggang eines beschaulichen Lebens lösten indes jede sittliche Disziplin auf. Durch die Tamuleneinfälle in Ceylon, die die Freiheit der Insel aufs höchste gefährdeten, verfiel hier der Buddhismus wie in Nordindien.

Indischer Herkunft ist der Besitz an höherer Kultur in Hinterindien und im malayischen Archipel. Die Beziehungen Indiens zu diesen Gebieten gehören in den Zusammenhang einer indischen Kulturbewegung, die von der Ostküste Indiens, besonders von dem Lande Kalinga an der Godavari ausging, wo sich schon Arier und Dravidas vielfach berührten. Indische Namen treten in Hinterindien aber schon im 2. nachchristlichen Jahrhundert bei Ptolemäus auf.

Die älteste Geschichte der hinterindischen Gebiete ist durch merkwürdige sprachliche Tatsachen aufgeklärt. Die jetzige Bevölkerung Hinterindiens, deren Hauptmasse die Birmanen, Siamesen und Annamiten bilden, ist erst in junger Zeit vom Norden her erobernd in die Halbinsel eingedrungen und hat seine ältere Bevölkerung nahezu völlig verdrängt, aufgesogen oder vernichtet. Vor ihrem Erscheinen bildeten ältere Völker größere Reiche, am Unterlauf des Irawadi in Pegu saßen die Mon oder Talaing, am unteren Mekhong bildeten die Khmêr den Staat Kambodscha, den südlichen Teil von Annam, Tjampa, besiedelten die Tjam. Die alte Kultur dieser Völker ist erst in letzter Zeit durch archäologische Funde erkennbarer geworden. Die Sprachen der Mon-Khmêr-Völker sind durch W. Schmidt als verwandt mit den malayisch-polynesischen Sprachen erwiesen. Zugleich stehen sie den Sprachen der indischen Urbevölkerung, der Munda oder Kolarier, nahe. Die in Hinterindien als Eroberer eindringenden Birmanen und Siamesen gehören mit Tibetanern und Chinesen zu einer großen Völkergruppe. Die Birmanen sind in Pegu eingedrungen. Im 18. Jahrhundert hat der Führer der birmanischen Eroberung, Alampra, das Volk der Mon fast völlig verdrängt. Nur ein kleiner Teil hat sich bis heute im Innern Siams gehalten. Die Mon waren bereits tief von indischer Kultur berührt und haben einen kulturellen und literarischen Einfluß auf die Birmanen geübt, die erst im 15. Jahrhundert ihre Sprache in Übersetzungen aus dem Talaing schriftlich zu brauchen begannen.

Digitized by Google



Übertragung eines Ablegers vom heiligen Bodhibaum nach Ceylon. Relief aus Santschi.

Den indischen Einfluß in Birma können wir bis ins 5. Jahrhundert zurückverfolgen, als der Buddhismus hier Eingang fand. Zahlreiche indische Ansiedelungen und Faktoreien, die durch den lebhaften Handelsverkehr mit der Ostküste des Dekkan entstanden, lagen an der Küste Birmas und hatten Verbindungen bis tief in das Innere. Neben dem Buddhismus fand der Hinduismus Eingang. Vor allem gewinnt das indische Recht in Birma seit dem 11. Jahrhundert Einfluß; das große Gesetzbuch des Königs Wagaru aus dem 13. Jahrhundert beruht auf dem brahmanischen Recht. Einwirkungen Indiens lassen sich noch heute bis in das Volksleben, in Sitte und Glaube und in das Kunstgewerbe Birmas verfolgen.

Am stärksten tritt uns der indische Einfluß in den zahlreichen Bauten und Ruinen Kambodschas entgegen. Die Inschriften, zuerst in Sanskrit, später in der Khmêrsprache geschrieben, gehören dem 6. bis 13. Jahrhundert an, die Schrift weist auf südindische Alphabete zurück; im 9. Jahrhundert tritt eine nordindische Form daneben. Die Inschriften gewähren ein reiches Bild des nach Kambodscha verpflanzten indischen Lebens. Als Eroberer hat hier der indische Kriegsadel Fuß gefaßt; die Fürsten pflegten an den Höfen Poesie und Wissenschaft. Königliche Stiftungen dienten der Pflege der Sanskritliteratur, der Musik und Rezitation. Das brahmanische Opferwesen wird durch fürstliche Freigebigkeit gepflegt. Ebenso ist die Grundlage des Rechts auch hier das brahmanische Werk des Manu, dessen Einfluß auch der später eindringende Buddhismus nicht hat verdrängen können. Ihren glänzendsten Ausdruck findet die indische Kultur in großartigen Bauten. In einem Werke jüngerer Zeit, dem Tempel von Angar Vat, findet die Baukunst Kambodschas ihre höchste Vollendung. Die Wände sind mit Reliefs geschmückt, die in Gestalten reicher Darstellung die Götterwelt, die



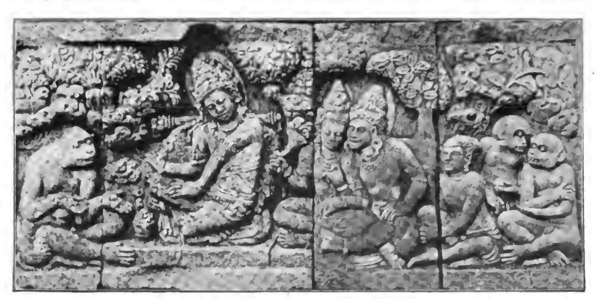
Darstellungen aus der Legende von Rama und Hanuman. Relief vom Siwatempel zu Tjandi Singasari auf Java.

Digitized by Google



Übertragung eines Ablegers vom heiligen Bodhibaum nach Ceylon. Relief aus Santschi.

kultischen Feste und historischen Ereignisse schildern, vor allem auch Szenen aus dem Mahabharata und Ramayana bringen. Seit dem 9. Jahrhundert ist im Reich von Kambodscha auch der Buddhismus nachgewiesen, doch tritt er hier bereits in der mannigfach umgebildeten Form des sog. nördlichen Buddhismus auf, der vor allem einen gestaltenreichen Götterhimmel und phantastische Mythologie aus verschiedenen Volksreligion mit sich verbunden hat. Seit dem 10. Jahrhundert hat sich Siam von Kambodscha losgelöst und in längeren Kämpfen seine Unabhängigkeit gesichert. Die Kultur Siams zeigt in vereinzelten Spuren brahmanischen Einfluß. Auch das Gesetz der Manu ist hier bekannt geworden. Indes sind die brahmanischen Einflüsse vor dem Buddhismus zurückgewichen, der im Jahre 638 Eingang fand und die herrschende Religion Siams geblieben ist. Im südlichen Annam, dem Staate Tjampa, bekunden Inschriften im Sanskrit und Tjam aus dem 3. bis 15. Jahrhundert, den Einfluß des Hinduismus. Kämpfe mit Siamesen und Annamiten haben dem Reiche ein Ende gemacht und in Annam die chinesische Kultur an Stelle der indischen gesetzt. Die Baukunst Birmas, wie sie in den Tempeln der Hauptstadt Pegu (11. bis 12. Jahrhundert) vertreten ist, scheint von der Kunst des nordwestlichen Indiens abzuhängen. Doch hat der Tempelbau hier eine eigenartige Form angenommen. Der Backsteinbau kennt hier das wirkliche Keilgewölbe. Auffallend ist das vollständige Fehlen plastischen Schmuckes. Die Baukunst Siams, die in den Ruinen der alten Hauptstadt Ayunthia (14. bis 15. Jahrhundert) und den Tempeln in Bangkok (17. Jahrhundert) am glänzendsten hervortritt, hat zwar unfraglich indische Grundlagen, gestaltet aber den Aufbau ganz eigenartig und übernimmt in den Einzelheiten des Schmucks zahlreiche chinesische



Darstellungen aus der Legende von Rama und Hanuman. Relief vom Siwatempel zu Tjandi Singasari auf Java.

Digitized by Google

Motive. Es ist so eine mächtige, aber auch überladene, die Massen nicht zu einheitlicher Wirkung zusammenfassende Baukunst entstanden, für welche die große Pagode Wat-Tsching in Bangkok ein Muster ist.

Völlig von indischem Kultureinfluß beherrscht ist die malaiische Inselwelt. Wahrscheinlich bestand ein alter Handelsverkehr mit der Ostküste Indiens. Der chinesische Reisende Fa-hien fand 413 hier eine brahmanische Kultur, aber keine Buddhisten. Sanskritinschriften des 5. Jahrhunderts bezeugen die Verehrung Vischnus auf Java. Mit den indischen Eroberern kamen außer ihren Göttern auch die Werke ihrer Literatur, die großen Epen zumal wurden ins Javanische übertragen und zu Dramen verarbeitet; das javanische volkstümliche Puppenspiel wurzelt im indischen Epos. Die Blüte der javanischen Literatur ist durchaus eine Wirkung Indiens. Die eigentümliche Literatursprache Javas, die Kavisprache ist Altjavanisch, das in weitestem Umfang mit Sanskritworten angefüllt wird. Die Einigung Javas unter König Er-Langa (11. Jahrhundert) scheint das Erwachen der vorwiegend poetischen Literatur begünstigt zu haben. Auch auf das Staatsleben hat indisches Wesen eingewirkt; ein chinesischer Bericht vom Jahre 435 nennt einen König Javas mit indischem Titel. Auch ein Gesetzbuch, das auf der Insel Bali noch gilt, geht auf Manu zurück, weil sich nur dort der Hinduismus seit der islamischen Eroberung gehalten hat (1468).

Die Religion Javas ist vom Hinduismus wie vom nördlichen Buddhismus bestimmt, der hier neben dem Siwakult stark gewirkt hat. Beide haben sich sogar vielfach verbunden. Aus diesen religiösen Zuständen ist die große buddhistische Baukunst auf Java erwachsen, als deren hervorragendstes Denkmal der ganz gewaltige Tempelbau von Boro Budur gelten muß. Das Werk, wahrscheinlich um 900 erbaut, ist die machtvollste künstlerische Tat der buddhistischen Architektur. Es ist kein Tempel, sondern ein Stupa, die architektonische Umkleidung des Grab- oder Reliquienhügels, die in einem Kuppelbau abschließt. In den zahlreichen Reliefs ist die ganze Buddhamythologie und seine irdische Wirksamkeit in lebendiger Darstellung erzählt. Das ganze Werk ist eine wundervolle buddhistische, im letzten Grunde indische Weltbetrachtung, eine in Stein umgesetzte Meditation. Zu den edelsten Werken indischer Skulptur gehören die Buddhastatuen von Boro Budur. Die archaischen Züge der altindischen Plastik sind gemildert und menschlich geadelt, so daß hier das Bild der Beschauung, der Abkehr von der Sinnenwelt und der Einkehr in das innere Dasein einen in seiner Weise klassischen Ausdruck gefunden hat.

Für den Verkehr von China und den malayischen Inseln mit Indien und Persien war Sumatra das Bindeglied; es ist auch zu einem östlichen Zentrum der indischen Kultur geworden. Hier konnte man Sanskrit studieren, wie es der Chinese Fa-hien tat. Inschriften aus dem 14. Jahrhundert erweisen das Eindringen des Hinduismus, und dem entspricht, daß das malayische Volksleben trotz des Islam in Bräuchen, Sitten und Glauben zahlreiche indische Einwirkungen erfahren hat. Von Sumatra aus läßt sich die Fortführung der indischen Kultur nach Osten mit Hilfe der Schriftgeschichte verfolgen. Die Makassar und Bugi auf Celebes wie die Tagalen auf den Philippinen schließen sich an die Schrift Sumatras an. Daß auch Malakka von indischen Einflüssen berührt war, wird durch eine Inschrift bestätigt. Ebenso ist an der Ostküste Borneos eine indische Inschrift gefunden worden.

Noch zwei andere große Gebiete sind von indischen Kultureinflüssen berührt oder völlig von ihnen erfüllt. Die wichtigen Einwirkungen Indiens auf die Kultur Chinas sind in diesem Bande an anderer Stelle dargestellt. Eine Provinz der indischen Kultur ist auch Zentralasien. Alte Handelsstraßen gehen von Kaschmir aus und führen über verschiedene Pässe nach Persien, Chorasan und Chotan. Kaschmir aber ist stets ein Gebiet brahmanischer Kultur gewesen. Die Sanskritliteratur ist hier gepflegt worden. Tempel und Skulpturen, Inschriften und Münzen bezeugen die Kulturbewegung Kaschmirs. Ein anderes Gebiet ist das Hochalpenland Nepal, dessen Herrscher eine große Bibliothek zumal buddistischer Werke schufen. Von Nepal aus ist die indische Bildung nach Tibet gelangt. Unter diesem barbarischen, ärmlichen Nomadenvolk hat der Buddhismus das Mönchtum und die hierarchisch organisierte Kirche des Lamaismus geschaffen, die aus Tibet einen Priesterstaat gemacht hat. Damit sind auch geistige Einflüsse Indiens nach Tibet gelangt.

Digitized by Google



Löwenfries vom Palast zu Susa. Original im Louvre zu Paris.

12. Zarathustra und sein Volk.

Eine völlig neue historische Macht, die zu größter Wirkung berufen war, tritt in die Geschichte Asiens mit den arischen Stämmen ein, die das Hochland von Iran besetzen. In ihnen ist der Indogermanen staatsbildende Kraft zuerst geschichtlich aufs bedeutendste zur Geltung gekommen. Das Hochland von Iran stößt im Westen an das Gebiet der semitischen Völker. Der Gebirgsbau des östlichen Iran hängt unmittelbar mit Hochasien zusammen; im Süden führt das Tal des Kabul nach Indien. Im geologischen Charakter ist Iran von dem arabisch-syrischen Tafellande völlig geschieden, das in seinem Bau die Formen afrikanischer Landschaft zeigt. In Iran wiederholt sich der Typus der zentralasiatischen Landschaften. Der Aufbau ist durch mächtige Faltengebirge bedingt; abflußlose und wasserarme Steppen und Wüsten erfüllen das Innere, während die Randlandschaften in reich bewässerten, fruchtbaren Tälern für Ackerbau und höhere Kultur Raum bieten. Der Westrand des Hochlandes wird von Gebirgsketten des Zagros gebildet, die meist aus Kalk bestehen, kahl und wild zerklüftet sind und sich bis 4000 m erheben. Sie trennen das iranische Hochland von der Tigrisebene. Im Nordwesten geht Iran über in das armenische Gebirgsland, von dem aus sich nach Osten das Alburgsgebirge erstreckt, das durch das Kopet Dagh und das Gulistangebirge mit dem Hindukusch, dem schwer zugänglichen Grenzwall gegen Indien, verknüpft ist. Dem Nordrande Irans ist die große Tiefebene vorgelagert, die hier als Steppe, teilweise als Wüste erscheint.

Das iranische Hochland hat überall seine Bewohner zu körperlicher und geistiger Kraft erzogen, wo es überhaupt der Kultur zugänglich ist. Als ein kraftvolles Volk, das in selbständiger Arbeit seine Kultur errungen, eine der hervorragendsten Staatsbildungen geschaffen und in höchsten Leistungen des religiösen und philosophischen Denkens wie der Poesie den Reichtum seines Geistes glänzend entfaltet hat, erscheinen die Iranier in ihrer Geschichte. Am frühesten unter allen indogermanischen Stämmen sind die Arier zu einem selbständigen Volke geworden und haben eine bodenständige Kultur geschaffen. Das iranische Hochland war vor der arischen Einwanderung von nichtindogermanischen Völkern besiedelt. Noch in späterer Zeit kannten Iranier und Griechen die Anariakai im nördlichen Medien als nichtarische Stämme. Heute sitzen noch in Beludschistan die Brahui als Nachkommen ganz kulturarmer Stämme in der gedrosischen Wüste. Unter dem Namen Anariaken fassen die Iranier selbst zahlreiche barbarische Stämme zusammen, die im nördlichen Medien bis an das Kaspische Meer saßen. Im armenischen

Digitized by Google

Berglande nennen die Assyrer die Nairi, im Westen saßen an der Grenze des semitisch-babylonischen Kulturbereiches die Elamiter (Hallatamtu), deren Hauptort Susa war, und die Kossäer.

Die Heimat der Iranier läßt sich vielleicht durch die Richtung der Wanderungen bestimmen, auf denen Iranier und ihnen verwandte Stämme sich bewegt haben. Die eine dieser Bewegungen geht durch das südliche Rußland bis an die Donau. Völker von zweifellos iranischem Charakter dringen von Osten vor, zunächst die Skythen, die im 8. Jahrhundert über den Don gehen, die Sarmaten, die bis Ungarn vordringen. Am Kaspischen Meer wie etwa in Böhmen saßen die Sigynnen, die sich als Meder bezeichneten und medische Tracht trugen. Nördlich vom Kaukasus treten im 1. vorchristlichen Jahrhundert die Alanen, die heutigen Osseten, auf.

Die zweite Bewegung, die arische Stämme in das Hochland von Iran führte, geht von Westen nach Osten. Eine Einwanderung von Europa her durch die Pässe des Kaukasus ist wohl anzunehmen; noch in später historischer Zeit sitzen in Armenien und im nördlichen Medien nichtarische Stämme. In geschichtlicher Zeit läßt sich in Iran ein Vordringen der Meder und Perser von der Hochebene aus nach Westen erweisen. Die Heimat der noch nomadischen Iranier wird demnach im gebirgigen Nordosten Irans und den Steppen des Tieflandes zu suchen sein. Die ältesten Kulturverhältnisse Irans sind durch den in der Landesnatur begründeten Gegensatz zwischen der ansässigen Bauernbevölkerung und den nomadischen Räuberstämmen des Nordens beherrscht. Die „Feinde" des Avesta, die den friedlichen Bauern ausplünderten, sind räuberische Stämme des Gebirges und der Steppe, die indes gleichfalls zum iranischen Volke gehörten. Diesen Stämmen war durch ihre Wohnsitze Seßhaftigkeit und höhere Gesittung versagt, zu denen ihre Stammesgenossen in Tälern und Oasen gelangt waren. Für die Steppe, die Heimat der Räuberstämme, kennt das Avesta die Benennung Turan, dem als Stammesname Tura entspricht. Die Turanier sind kein volksfremder Stamm, sondern die im räuberischen Nomadentum beharrenden Feinde der seßhaften Iranier.

Der Gegensatz der kultivierten und der barbarisch gebliebenen Iranier bildet das geschichtliche Vorbild für die iranische Religion, indem er dem alten Mythos von dem Kampfe der Lichtgötter mit Dämonen der Finsternis die besondere iranische Gestalt verleiht. Der kulturelle Gegensatz ist, da die Landesnatur ihn für alle Zeit schuf, niemals ausgeglichen. Der Gedanke eines ewigen, die Welt bis an ihren Ausgang erfüllenden Kampfes guter und böser Mächte ist sein religiöser Reflex. Der Kampf der göttlichen Mächte und der Gegensatz der friedlichen Iranier zu den räuberischen Turaniern verbindet sich vielfach in der Sage. In den Flußtälern Irans wie in den Oasen des Hochlandes saß eine bäuerliche Bevölkerung, die neben der Viehzucht einen primitiven Ackerbau trieb. In der Schätzung des Rindes als eines heiligen Tieres spricht sich das Überwiegen der Viehzucht aus. Das Pferd war wohl nur Besitz des Kriegeradels; es nimmt im Opferkultus die höchste Stelle ein. Das Rind dagegen, als der nahrungspendende, von den Göttern geschützte Gefährte des Menschen und sein Gehilfe bei der Arbeit, nimmt in der Kultur des Volkes und in seiner Religion die beherrschende Stellung ein. In der Reform des Zarathustra haben die praktischen und ethischen Ideale des arischen Bauerntums ihren höchsten Ausdruck gefunden.

Die Reform Zarathustras setzt bereits eine höhere Kultur und Gesittung voraus, die vor allem in den religiösen Anschauungen der Iranier ihren Ausdruck fand. Das gesamte geistige Leben, sein Gehalt an Anschauungen und Gefühlen, gibt der Religion Richtung und Inhalt. Nomadisch gebliebene iranische Stämme üben nur den Kultus weniger Götter, die den Interessen primitiven Lebens entsprechen. Die Seßhaftigkeit bereichert die Beziehungen des Menschen zur Welt, die er unter den Schutz göttlicher Mächte stellt. Mit den Aufgaben des Lebens erweitert sich der Kreis der Götter, deren Schutz und Beistand man durch den Kultus zu gewinnen sucht. Für ein ackerbautreibendes Volk liegt es nahe, die Götter in den Gestalten der dem Menschen vertrauten Tiere vorzustellen. Die „Heiligkeit" mancher Tiere, wie des Rindes, hat hierin ihren Ursprung. Wesentlich für die Arier aber ist eine bereits aus indogermanischer Zeit stammende Anschauung vom Göttlichen: die Götter sind keine lokal begrenzten Mächte, sondern gebieten überall. Die Vorstellung eines Himmelsgottes, der in seiner Wirkung nicht örtlich beschränkt sein konnte, hat diesen Zug zum Universalismus vorbereitet.

In der Religion der Iranier finden wir zunächst eines der Elemente aller primitiven

Digitized by Google

Religionen, den Glauben an das Weiterleben und Wirken der Seelen. Er führt zur Ausgestaltung fester Begräbnisbräuche, zum Totenkult und zur Vorstellung von einem Totenreich, dessen Herrscher Yima ist. Die Götter der arischen Volksreligion sind uns nur nach den Mythen erkennbar, die von ihnen erzählt wurden. Der alte Himmelsgott der Indogermanen ist verschwunden; ein Sonnengott Surja hatte wohl bei allen arischen Stämmen einen Kultus. Ganz andersartige Gestalten sind aus der Kultur des Ackerbaues erwachsen; sie verkörpern die sittlichen Ideale des Bauerntums, Ordnung und Recht, Treue und Wahrheit. Voran stehen Mithra und Varuna; beide sind Mächte, die das Weltall durchdringen, die Ordnungen in der Natur und das Recht im Menschenleben ist von ihnen geschaffen. Beide sind mit Mythen ausgestattet, die an verschiedene Naturerscheinungen anknüpfen, so daß der Ursprung dieser Götter schwer zu erkennen ist. Jedenfalls sind ihre wesentlichen Züge ethischer Art, sie verkörpern die Natur und Leben beherrschende Ordnung. Damit tritt ein neuer Gedanke in die Religion ein, die Idee einer göttlichen Weltordnung. Sie mußte das Wesen der Götter selbst umgestalten und zu Gebilden abstrakter Spekulation führen. Beides ist in Zarathustras Reform geschehen.

Die einzige Quelle für die Geschichte Zarathustras ist das heilige Buch seiner Religion, das Avesta. Das Werk als Ganzes gehört erst einer viel späteren Zeit an, es ist eine Schöpfung der Reichskirche unter den Sassaniden. In ihm aber sind ältere Stücke erhalten, vor allem eine Anzahl von Gedichten, den sog. Gathas, d. h. „Lieder", die Lehrreden oder Predigten Zarathustras sind. Sie sind höchst eigenartige Bekundungen des religiösen Denkens. Ein selbständiger ursprünglicher Geist redet hier. Es ist ein erster Versuch, aus dem geistigen Besitz einfacher Kultur neue größere Gedanken zu formen. Mühsam und etwas schwerfällig gestaltet sich der Ausdruck; den dichterischen Schwung und die Kunst einer vollentwickelten religiösen Lyrik finden wir hier nicht. Die gleichen Grundgedanken der Lehre kehren oft wieder, überall aber fühlt man ursprüngliches Leben, das kräftig emporstrebt. Es ist ein anderer Geist, der hier spricht, als wie in den priesterlichen Formeln des Avesta. Die noch wenig entwickelte Sprache einer einfachen Kultur, eines Bauernvolkes, soll hier tiefere Gedanken tragen. Ein Dichter, der in so harten, wenig fügsamen Worten, so schmucklos und doch unmittelbar wirksam, machtvoll und eindringlich zu reden vermag, das ist ein aus eigenem Leben schaffender Geist. So spricht nur der Schöpfer und Führer eines neuen Glaubens. Und daß dies Zarathustra selbst war, bezeugen die Gathas durch die Art, wie seine Persönlichkeit hier erscheint. Hier steht ein wirklicher Mensch, kein legendarischer Heiliger oder mythischer Heros, in realen menschlichen Lebensbeziehungen vor uns. Von Zarathustras Persönlichkeit wissen wir sehr wenig. Eine wirklich geschichtliche Überlieferung über sein Leben und Wirken gibt es nicht; die Geschichtlichkeit seiner Person aber ist nicht zu bezweifeln. Der Name Zarathustra ist nicht sicher erklärt; vielleicht lautete er Zohravastra oder Zortavastra. Ganz unbrauchbar sind alle Angaben über seine Lebenszeit. Nur scheinbare Überlieferung ist die Angabe mittelpersischer Quellen, wonach er 272 Jahre vor Alexanders Tod, also um 600 v. Chr. aufgetreten wäre. Schon die Kulturverhältnisse, die für Zarathustras Reden den Hintergrund bilden, liegen wohl weit vor der Achämenidenzeit. Vor allem aber zeigen die Inschriften Sargons II. von 725, daß der Glaube an Mazda bereits weit in Medien verbreitet war, und Darius I. bekennt sich in seiner großen Inschrift als Verehrer des Ahura-Mazda. Wir können die Wirksamkeit des Zarathustra deshalb annähernd um 800 ansetzen; doch sei hervorgehoben, daß hervorragende Forscher die Jahre 600—520 für Zarathustras Zeitalter halten.

Zarathustra ist nicht in seiner Heimat aufgetreten, sondern im Osten Irans. Nach der Überlieferung stammt er aus West-Iran, aus dem Gebiete von Atropatene. Das westliche Iran, das an den Bereich der babylonischen Kultur grenzte, stand auf einer höheren Kulturstufe als der Osten. Zarathustra wollte die Verhältnisse einer auf Seßhaftigkeit und Ackerbau ruhenden höheren Gesittung, wie sie im Westen bestanden, in den Osten verpflanzen.

Über den Schauplatz seiner Wirksamkeit sind wir auf Vermutungen beschränkt. Sicher war Zarathustra kein Perser und hat nicht im eigentlichen Persien gelehrt. Wahrscheinlich hat Zarathustra auch nicht im Dialekt seiner Heimat gepredigt, sondern in der Sprache der Landschaft,

Digitized by Google

wo er als Prophet auftrat. Dieser Dialekt liegt in den Gathas vor. Wo dieser Dialekt aber gesprochen wurde, wissen wir nicht. Einige Züge der Überlieferung deuten indes auf das Gebiet am Kavasee, den heutigen Hamunsee, hin.

Zarathustras geschichtliches Leben können wir nur in ganz vereinzelten, aber durchaus konkreten Zügen erfassen. Er selbst nennt als sein Geschlecht das der Spitama. Es war ein altes Priestergeschlecht, und Zarathustra selbst wird als Priester geschildert, der „das heilige Feuer behütet und Hymnen singt". In den Gathas spricht er selbst einmal die Erwartung aus, daß er für den Vollzug des Opfers auch angemessenen Lohn erhalte. Zarathustras Gedichte lassen ein langes, vergebliches Ringen um den Erfolg durchblicken. Die Verkündung seines Glaubens fand Widerstand bei der Priesterschaft, und auch im Volke gewann seine Lehre keinen Boden. Die Erfolglosigkeit machte ihn mutlos. Endlich gewann er im 12. Jahre an dem Könige Vischtaspa und seiner Gemahlin Hutaosa Anhänger und Förderer seiner Sache. Dieser Vischtaspa ist eine geschichtliche Person; freilich hat er schwerlich etwas mit dem Achämeniden Vischtaspa, dem Vater des Darius, zu tun.

In den Gathas erscheint Zarathustra weder als systematisch denkender Theologe noch als eine über alle menschlichen Maße hinausgehobene Gestalt. Sie zeigen ein durchaus menschlich verständliches Bild des Propheten in seinen Kämpfen und Mühen. Wir sehen ihn in einer menschlichen Umgebung. Ein Stammesfürst ist sein Beschützer; aber auch an Feinden fehlt es nicht. Anspielungen auf einen seiner Lehre feindlichen Fürsten und auf einen gegnerischen Priester spielen in den Gathas eine große Rolle. Auch manche Ereignisse werden angedeutet, die man überhaupt nicht kannte. Gerade diese später unverständlichen, darum aber unerfindlichen Andeutungen zeigen eine im Leben stehende Persönlichkeit. Dem entspricht der kulturgeschichtliche Hintergrund, den die Gathas durchblicken lassen. Zarathustra redet zu in ziemlich primitiven Verhältnissen lebenden, noch nomadisierenden, viehzuchttreibenden Stämmen in Ost-Iran. Dieser kulturelle Hintergrund findet nun in der Lehre Zarathustras seine Ausgestaltung. Der Gegensatz zwischen dem höherer Gesittung und sittlicher Belehrung zugänglichen Bauern, dem Pfleger der Haustiere, vor allem des Rindes, und dem räuberischen Nomaden, dem Sohn der wilden Gebirge, ist gewissermaßen das Vorbild für den großen, die Welt erfüllenden Gegensatz von Gut und Böse. Dieser ethische Gegensatz bildet den Grundzug der persischen Religion. Man hat sie daher als „Dualismus" bezeichnet.

Indes erhebt sich aus dem Gegensatz der guten und bösen Mächte der wahre Gott Ahura-Mazda (Ormuzd) so völlig als die beherrschende göttliche Macht, daß die Religion einen wesentlich monotheistischen Charakter aufweist. Auch die alten selbständigen Göttergestalten sind zurückgetreten. Neben Ahura-Mazda stehen die sechs guten Geister, die Ameschaspentas, die Personifikationen der Tugenden und Güter sind, die Ahura-Mazdas Reich ausmachen.

Dem Ahura-Mazda steht ein böser Geist gegenüber, Angra-Mainyu (Ahriman). Er ist der Herr aller dem Guten feindlichen Mächte. Der Mensch ist in den Gegensatz der guten und bösen Mächte gestellt. Seine Aufgabe ist, die Herrschaft Ahura-Mazdas in der Welt verwirklichen zu helfen und die bösen Mächte zu bekämpfen. Diese Aufgabe aber löst er in aller kulturschaffenden Arbeit, in Ackerbau und Viehzucht, denn Sümpfe und Wüsten sind überall der Wohnsitz der bösen Geister. Wer die Erde bebaut, vertreibt die bösen Mächte. Es ist der Gegensatz zwischen Bauerntum und Nomadentum, der hier als Religion gestaltet zum Vorschein kommt. Dem entspricht auch die Sittlichkeit, die Zarathustra fordert. Es sind die Tugenden eines friedlichen, arbeitsamen Lebens, die er fordert: Wahrheit, Gerechtigkeit, Friedfertigkeit, Treue, Fleiß, Barmherzigkeit, Gehorsam und Demut. Es fehlt in der Reihe der zarathustrischen Tugenden die Tapferkeit; sie ist Merkmal des nomadischen Räubers. Mit seiner religiösen Lehre verband sich eine Reform wirtschaftlicher Natur, indem er die nomadischen Stämme zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau zu bestimmen suchte. In den Gathas ist der eifrige Ackerbauer der wahrhaft Fromme. Niemand kann an der guten Lehre Zarathustras teilhaben ohne sorgsame Bestellung des Ackers.

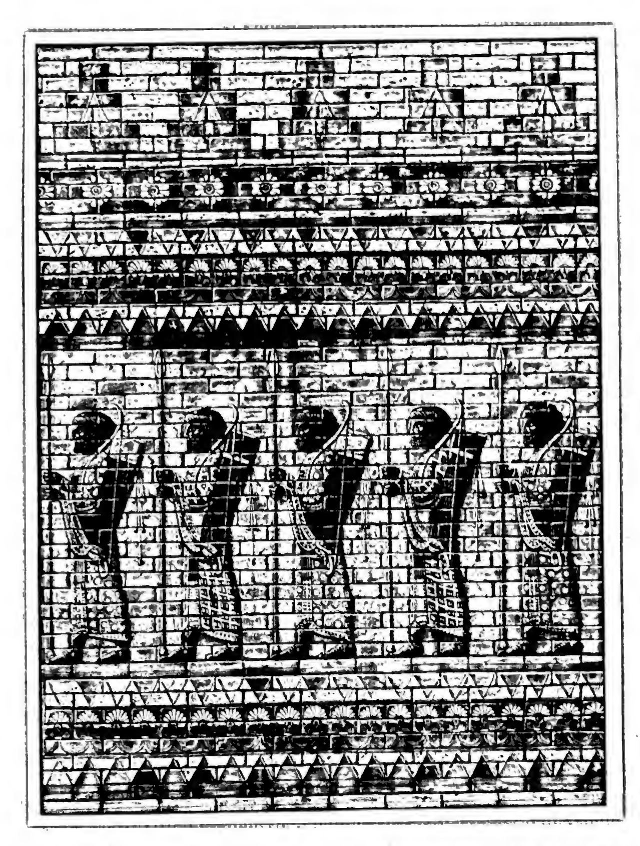
Zarathustras Lehre muß nach ihrem inneren Charakter in einer höheren Gesittung wurzeln. Sein religiöses Denken hat sich von einer primitiven Religion, die in den Naturmächten die göttlichen Wesen sieht, bereits weit entfernt. Sein Glaube ist durchaus ethisch bestimmt, nur

Digitized by Google



Die Leibwache der persischen Könige (Die Unsterblichen)
Reliefsfries aus farbig glasierten Ziegeln von der Audienzhalle des Palastes in Susa. Nach dem im Museum des Louvre zu Paris befindlichen Originale

[illegible] gewalt, [illegible]
[illegible] mutet [illegible]
[illegible]
[illegible] Persönlichkeiten [illegible]
[illegible] lassen. [illegible]
[illegible] auch in der Lehre [illegible]
[illegible] Bezeichnung und [illegible]
[illegible] vor allem des Rindes, [illegible]
[illegible] gewissermaßen das [illegible]
[illegible] Dieser ethische Gegensatz [illegible]
[illegible] bezeichnet.
[illegible] und deren Mächte [illegible]
[illegible] göttliche Macht. [illegible]
[illegible] die alten [illegible]
[illegible] die sechs guten [illegible]
[illegible], die [illegible]
[illegible] in den [illegible]
[illegible] Ahura Mazda [illegible]
[illegible] Diese Aufgabe [illegible]
[illegible] Sumpfe und [illegible]
[illegible] vertreibt die bösen [illegible]
[illegible] als Religion [illegible]
[illegible] fordert. [illegible]
[illegible] Wahrheit, Gerechtigkeit [illegible]
[illegible] Es fehlt in der Reihe [illegible]
[illegible] nomadischen Räuber. [illegible]
[illegible] Natur, indem er die [illegible]
[illegible] suchte. In den [illegible]
[illegible] an der [illegible]
[illegible]
[illegible] Namen. [illegible]



Die Leibwache der persischen Könige (Die Unsterblichen)

Reliefdfries aus farbig glasierten Ziegeln von der Audienzhalle des Palastes in Susa. Nach dem im Museum des Louvre zu Paris befindlichen Originale

Digitized by Google



ist diese Ethik noch wirtschaftlich und sozial gebunden. Wir können in der Religion des Avesta noch ältere Vorstellungen durchscheinen sehen; die alten Wesenszüge der Götter als Personifizierungen von Naturgewalten sind nicht völlig verwischt. Auch Elemente älterer, primitiver Anschauungen haben in Geisterglauben, Zauberwesen und abergläubischen Bräuchen Spuren hinterlassen. Zarathustras Lehre ist keine Neuschöpfung, sondern eine Reform der iranischen Volksreligion. Die Götter des Avesta sind Gestalten des Volksglaubens; aber sie gewinnen eine neue Bedeutung, indem sie zu den kulturellen und sittlichen Bestrebungen der Reform in Beziehung gesetzt werden.

Im Oxusgebiet haben indogermanische Stämme in vorhistorischer Zeit gesessen, die als Arier in die Geschichte eintreten. Das alte Huvarazmi, die Oase von Chiwa, wird eine der ältesten arischen Siedelungen sein. In den Flußtälern sind die Arier aufwärts in das Hochland gelangt, etwa in das Gebiet des Badachschan. Von hier aus konnte sich die iranische Bevölkerung leicht nach Westen verschieben, eine Bewegung, die bereits historisch erkennbar ist. Iranische Stämme gewannen etwa um 1000 im Osten, vor allem in den fruchtbaren Tälern des Zarafschan, feste Wohnsitze und bildeten staatliche Gemeinschaften.

Das älteste iranische Volk, das geschichtlich hervortritt, sind die Meder. Im Jahre 836 werden sie zuerst von Salmanassar II. erwähnt, der sie auf einem Heereszuge im Zagros traf. Iranische Häuptlinge hatten damals unter nichtarischen Völkern kleine Herrschaften errichtet. Mehrere Namen tributzahlender Häuptlinge in den Inschriften Tiglatpilesers II. (745—727) tragen sicher iranisches Gepräge. Das Vordringen nach dem Westen ist im 8. Jahrhundert zum Abschluß gekommen, wie die große Liste Sargons II. vom Jahre 713 in einer Fülle iranischer Personennamen zeigt. Auch im äußersten Norden Syriens bekundet sich in den Namen Kundaspi (854) und Kustaspi (740), den Fürsten von Kommagene tragen, das Vordringen der Iranier. Bis gegen 640 haben die Assyrer eine mehr oder minder feste Oberhoheit über die Meder durch häufige Feldzüge behauptet. Sargon erwähnt neben den Medern das Land der Manda. In ihnen haben wir sicher einen der medischen Stämme zu erkennen. Von den Nomadenstämmen der iranischen Wüste, die der assyrischen Herrschaft stets widerstanden, wird um 640 die Bildung des Mederreiches ausgegangen sein.

Unfraglich war Medien auf kurze Zeit der mächtigste Staat Vorderasiens. Kyaxares (Chwachschahra) hatte vor allem die militärische Macht organisiert; schon bei den Medern müssen die Waffengattungen der Lanzenträger, Bogenschützen und Reiter ausgebildet worden sein, die später im persischen Heere erscheinen. Die Hauptstadt Hagmatana (Egbatana, heute Hamadan) am Nordabhange des Elwendgebirges galt für uneinnehmbar. Die Kultur der Meder beruht auf Annahme und Umgestaltung der babylonischen. Diese Form haben die Perser wiederum von den Medern nur übernommen. Um 600 hatten die Lyder nach Vertreibung der Kimmerier (Gimirai) ihr Reich über Kleinasien ausgedehnt und waren dadurch Nachbarn der Meder geworden. Infolge des Vordringens des Kyaxares nach Westen stießen beide Staaten (590) zusammen. Während einer Schlacht am 28. Mai 585 trat eine totale Sonnenfinsternis ein, die dem Kampf ein Ende machte. Durch Vermittelung Nebukadnezars und des Königs von Kilikien kam ein Friede zustande, in dem der Halys als Grenze beider Reiche festgesetzt wurde. Kyaxares, der Schöpfer der medischen Großmacht, ist etwa 584 gestorben; ihm folgte sein Sohn Astyages (Aschtuvega). Solange Nebukadnezar herrschte († 561), bestand zwischen Medien und Babylonien ein freundschaftliches Verhältnis. Er fand keinen ebenbürtigen Nachfolger; als Naboned zur Regierung kam (555), fielen die Meder unter Astyages in Mesopotamien ein. Indes trat eine völlig neue Wendung für Babylonien und Medien ein, als ein Vasallenfürst der Meder sich erhob und seinem Stamme die Herrschaft über Westasien gab. Überall waren die alten, auf nationaler Grundlage ruhenden Staaten zertrümmert, durch Eroberung geschaffene Staaten waren an ihre Stelle getreten. Bei ihnen spielt der Zufall der Kräfteverteilung, die Gestaltung der allgemeinen politischen Beziehungen eine ebenso große Rolle wie der Zufall, daß Persönlichkeiten von ungewöhnlicher Begabung und Tatkraft hervortreten, die die Lage überschauen und beherrschen und der Geschichte eine neue Richtung geben.

Digitized by Google

13. Kleinasien.

Neben dem Hochlande von Iran und dem von Semiten besiedelten arabisch-syrischen Tafellande bildet Kleinasien das dritte geographisch-historische Sondergebiet des westlichen Asiens.

Die geschichtliche Bedeutung Kleinasiens ist erst in den letzten Jahrzehnten hervorgetreten. Die Bevölkerung hat durch mehrfache Einwanderungen große Umgestaltungen erfahren. Als älteste Schicht saß hier um 2000 ein Volk, das weder den semitischen noch den indogermanischen Stämmen angehörte. Sein geschichtlich am meisten hervortretender Stamm sind die Hettiter, zu ihm gehört auch die Bevölkerung des Reiches Mitani am Euphrat. In den Westen der Halbinsel ist aus Thrakien in früher Zeit eine indogermanische Bevölkerung eingedrungen. Im Anfang des 12. Jahrhunderts hat diese Bewegung als eine starke Völkerwanderung das Hettiterreich zerstört. Die Geschichte der Hettiter ist noch wenig bekannt. Im 18. Jahrhundert drangen sie bereits aus dem östlichen Kleinasien nach Süden vor und zerstörten um 1760 das Amoriterreich von Babel. Im 17. und 16. Jahrhundert hat sich das Mitanivolk im nördlichen Mesopotamien festgesetzt. Ein großes Reich der Hettiter entstand im 15. Jahrhundert am Halys in Kappadokien, seine Hauptstadt ist in den Ruinen von Boghazkioi östlich vom Halys durch H. Winckler aufgefunden worden. Die Hettiter haben im 14. und 13. Jahrhundert ihr Reich über Kleinasien und Nordsyrien bis zum Hermon ausgedehnt. Als Ramses II. Syrien wiederzuerobern trachtete, stießen sie mit den Ägyptern zusammen. Der Friedensvertrag ist in zwei ägyptischen Übersetzungen erhalten und läßt die Gegner als durchaus ebenbürtige Mächte erscheinen. Das Hettiterreich erlag der großen Völkerbewegung des 12. Jahrhunderts, die von Westen her die Phryger nach Kleinasien führte. Die Hettiter zogen südwärts in das nördliche Syrien, ihre Reste haben sich in Kleinstaaten, so in Karkemisch am Euphrat, erhalten, wo sie allmählich mit der aramäischen Bevölkerung verschmolzen. Die Hettiter sind ein bedeutendes und eigenartiges Kulturvolk gewesen, sie besaßen eine eigenartige Hieroglyphenschrift, in der zahlreiche Denkmäler erhalten sind. Lange hat die hettitische Kultur in Kleinasien die herrschende Stellung innegehabt.

Neben den schriftlichen Urkunden sind Bauten und Skulpturen die wichtigsten Denkmäler der Hettiterkultur; am zahlreichsten finden sie sich in Kappadokien, Kilikien und Nordsyrien. Die Skulpturen der Hettiter sind zum großen Teil religiösen Inhalts; neben ihnen gibt es Grabsteine, Steinplatten mit figürlichen Darstellungen. Häufig wird der Tote beim Mahle sitzend dargestellt. Eine Schöpfung der hettitischen Kunst ist der Doppeladler, den die Seldschukensultane (seit 1217) übernommen haben. Vom Orient kam er 1345 in das Wappen des deutschen Kaisers. Häufig ist der Löwe besonders in Halbrelief als Torschmuck verwendet. Die Ausführung der Arbeiten ist oft roh und steif. Die Skulpturen — meist Flachreliefs — geben die Umrisse in harten Linien und versuchen, Muskeln und Gewandfalten notdürftig anzudeuten. Man sucht eine möglichst vollständige Ansicht der Figuren zu erzielen. Den Gruppendarstellungen mangelt jedes Vermögen, Beziehungen unter den Gestalten herzustellen. Die Kunst der Hettiter zeigt die Härte und Einförmigkeit primitiver Kunst bei großem Geschick, technische Schwierigkeiten zu überwinden. Eine Entwicklung der Kunst kennen wir noch nicht, obwohl es nicht an besseren Schöpfungen fehlt, wie die Darstellung einer Löwenjagd. Assyrische Einflüsse sind nicht zu verkennen.

Das erhellt am meisten aus den Darstellungen religiösen Inhalts. In der Überlieferung tritt besonders der Kult einer Göttin, der „Großen Mutter" hervor, die in Kappadokien Ma hieß. Dieselbe Göttin erscheint als Kybele in Phrygien, als Semiramis oder Atargatis im syrischen Bambyke. Sie haust in Bergen, thront auf Löwen und trägt die Mauerkrone. Ihr Fest wurde mit wilder Musik und Tänzen gefeiert, eine zahlreiche männliche und weibliche Priesterschaft diente ihr. Neben der Göttin steht ihr Geliebter, der neben Kybele als Attis erscheint. Bekannt sind ein Mondgott Men und der Wettergott Teschup oder Tarku. Er wird als Krieger dargestellt, mit dem Schwert umgürtet und die Doppelaxt schwingend, in der anderen Hand hält er ein Bündel mit Blitzstrahlen. Einen Einblick in den Zusammenhang der Religion bieten die Skulpturen in einer Felsnische Jazylykaja bei Boghaz-Köi, die eine Götterprozession darstellen. Den Mittelpunkt der kleinasiatischen Religion bildet aber die Feier des im Frühling

Digitized by Google

erwachenden Lebens in orgiastischen Kulten, die ein Symbol des jährlich neu erstehenden Lebens sind.

An die Stelle des Hettiterreiches am Halys ist eine indogermanische Herrschaft getreten. Die den Thrakern nahe verwandten Phryger, ein indogermanisches Volk, sind über das Schwarze Meer in Kleinasien eingedrungen und haben im 8. Jahrhundert eine bedeutende Macht geschaffen, die sich auf dem Boden der Hettiterkultur erhob. Wir wissen von der Geschichte der Phryger fast nichts. Der phrygische Staat hat nicht lange bestanden, kann aber keine unbeträchtliche Macht gewesen sein. Er nahm die Politik des Hettiterreiches auf, indem er gegen Assyrien erobernd in Syrien eindrang. König Sargon II. von Assyrien hatte zwischen 720 und 700 mit dem Phrygerkönig Mita zu kämpfen, der in Armenien und Kilikien die Assyrer angriff. Es ist das derselbe König, den die griechische Überlieferung Midas nennt. Die Kultur der Phryger beruht darauf, daß die alte hettitische Kultur neben Einflüssen aus Babylonien von einem Volke von starker Eigenart übernommen wurde. Die altphrygische Kunst, deren Werke bis gegen 1000 v. Chr. zurückgehen, ist durch eine Anzahl von Skulpturen und Reliefs, vor allem aber durch die Felsfassaden charakterisiert. Midas, der letzte König des Phrygerreiches, fiel im Kampfe gegen ein neu eindringendes Indogermanenvolk, gegen die Kimmerier, die von den Assyrern nach Kleinasien abgelenkt wurden.

Im 8. Jahrhundert drängten die Massageten die skolotischen Skythen über Wolga und Don. Hier stießen sie auf die Kimmerier; an der Krim haftet noch der Name des Volkes. Sie gingen über die Donau nach Thrakien, wo sich ihnen Treren und Edonen anschlossen. Von dort brachen sie um 700 verwüstend in Kleinasien ein. Sie scheinen mehrere Städte wie Antandros am Ida, Abydos und Sinope besetzt zu haben. Ihnen erlag auch das Reich der Phryger. In Kappadokien stießen sie im Jahre 675 mit den Assyrern zusammen.

Teschup, der Wettergott der Hettiter.
Ausgrabung d. Dtsch. Orient-Ges. in Babylon.

Dagegen ist im Kampfe gegen die Kimmerier das Reich der Lyder entstanden. Als Opfer einer Verschwörung war der letzte Heraklide Kandaules beseitigt worden. Mit seinem Mörder Gyges gewann die Dynastie der Mermnaden die Herrschaft. Er erweiterte das lydische Reich durch den Besitz von Troas und Karien und eroberte Kolophon. Über die Kimmerier gewann er ca. 660 einen großen Sieg, zwei gefangene Häuptlinge schickte er nach Ninive. Bald fielen indes die wilden Horden der Kimmerier wieder in Lydien ein und verwüsteten das Land. Gyges fiel im Kampfe, und Sardes wurde erobert. Auch die griechischen Städte griffen sie an, zerstörten Magnesia am Mäander; Ephesos schlug den Angriff des Lygdamis zurück, nur der Artemistempel vor der Stadt ging in Flammen auf. Der Sohn des Gyges, Ardys, hat offenbar die Kimmerier wieder zurückgeworfen.

Die Lyder sind keine Indogermanen gewesen; vielleicht sind sie mit den Hettitern zu verbinden. Sicher aber übernahmen Phryger wie Lyder das Erbe der hettitischen Kultur. Auch die Politik dieser Staaten blieb in den Bahnen der Hettiter, indem sie ihre Macht über Syrien auszudehnen strebten. Sie waren stark genug, um mit Assyrern und Babyloniern den Kampf zu wagen. Alyattes (617—560) soll die Kimmerier aus Kleinasien vertrieben haben. In diesen Kämpfen ist Lydien zu einem mächtigen Staate erwachsen, der Kleinasien bis zum Halys vereinte. Alyattes war ein bedeutender Herrscher, er hat die Macht Lydiens geschaffen.

Digitized by Google

Nicht nur Phrygien, Bithynien und Karien hat er unterworfen, vor allem suchte er die griechischen Städte an der Küste zu gewinnen. Nach langen vergeblichen Kämpfen wurde mit Milet ein Bündnis geschlossen, Smyrna und später Ephesus wurden erobert, die kleineren Städte der Westküste waren ebenfalls den Lydern untertan. Die Hauptstadt des Reiches war Sardes, das sich zu einem bedeutenden Handelsplatz entwickelte. Die Kultur des lydischen Staates war durch griechische Einflüsse bestimmt. Der lydische Staat gewann namentlich durch die Beziehung zu den Griechen die Bedeutung einer großen Handelsmacht. Damit hängt die Schöpfung der Münzprägung zusammen, die an Stelle der nach Gewicht bestimmten metallischen Wertmesser trat. Von den Schöpfungen der lydischen Kultur sind nur die Gräber der Könige bei Sardes erhalten, unter ihnen das des Alyattes, eine Anlage von großem Umfange. Ein langer Gang mit Tonnengewölbe führt in die rechteckige Grabkammer, die mit Marmorplatten gedeckt war, darüber wölbte sich ein mächtiger Erdhügel, den Herodot mit den Pyramiden vergleichen konnte. Ähnliche Anlagen finden sich in Karien und Mysien. Auf Alyattes folgte sein Sohn Krösos (560—546), der als Kronprinz in dem neugegründeten Adramytion als Statthalter über Mysien residiert hatte. Er trieb die gleiche Politik wie seine Vorfahren, indem er das lydische Reich nach Osten zu erweitern suchte. Dadurch wurde der Zusammenstoß mit der jungen aufstrebenden Macht der Perser herbeigeführt, die dem medischen wie dem lydischen Reiche ein Ende machte.

Auch Armenien hat eine vorindogermanische Geschichte. In den Keilschriften heißt das Land Urartu, im Alten Testament Ararat. Das Volk selbst nannte sich Chalder. Seine Sprache liegt in Keilinschriften vor, die am Van-See gefunden sind. Sie ist weder ein indogermanisches noch ein semitisches Idiom. Das Reich der Chalder breitete sich vom Gebiet des Van-Sees nach Süden und Westen aus. Seine Hauptstadt war Tuspa, deren Zitadelle uneinnehmbar war. Hier lag auch der Tempel des Nationalgottes Chaldis. Das Reich selbst, ein theokratisch regierter Staat, entwickelte sich zu einer Großmacht, die den Kampf mit Assyrien aufnehmen konnte.

Im 11. Jahrhundert begannen die Assyrer in Armenien erobernd vorzudringen; damals saß hier eine den Hettitern Kleinasiens nahestehende Bevölkerung. Im 9. Jahrhundert hatte sich diese Masse bis östlich an den Urmia-See vorgeschoben. Vom 9. bis 7. Jahrhundert bestand um den Urmia-See ein Reich mit der Hauptstadt Thuruspa, das Reich von Biaina nach den einheimischen Inschriften, bei den Assyrern das Reich von Urartu genannt. Im 8. Jahrhundert hatte sich dieses Reich erobernd nach Nordsyrien ausgedehnt, von wo Tiglat Pileser III. sie zurückdrängte. Sargon hat erst ihre Macht gebrochen. Sogar die Hauptstadt wurde erobert. Trotzdem bestand der Chalderstaat, stets ein Feind Assyriens, immer weiter. Bis 640 bestand ein Verkehr zwischen Urartu und Assyrien. Bei Jeremia wird das Reich zuletzt erwähnt.

Im 6. Jahrhundert erhielt Armenien infolge der Völkerverschiebung, die der Kimmeriereinfall in Kleinasien hervorrief, eine indogermanische Bevölkerung. Sie besetzte den Westen, das Quellgebiet des Euphrat und Tigris, während die Alarodier östlich im Araxestal saßen. Die Armenier nennen sich Haykh; ihre Sprache gehört mit dem Phrygisch-Thrakischen der europäischen Gruppe an. Seit der Niederlassung in ihren historischen Sitzen standen die Armenier unter medischer, später unter persischer Oberhoheit. Seitdem sind die Geschicke Armeniens mit der Geschichte Persiens eng verknüpft. Etwa gleichzeitig erscheinen am Halys die Kappadoker.

Hatte der Kimmeriereinfall die Verhältnisse nur vorübergehend erschüttert, so wurde durch einen großen Einfall skythischer Völker der Sturz des assyrischen Reiches mit herbeigeführt. Die Namen der Führer, die Herodot angibt, beweisen, daß sie Iranier waren. Sie sollen 28 Jahre lang Vorderasien beherrscht haben. Diese „Skythen" sind vom Osten her eingedrungene Saken. Als wilde Horden haben sie Kleinasien und Syrien überflutet. Das lydische Reich leistete kräftigen Widerstand; in Kilikien wurde ein Sakenhäuptling Lygdamos vernichtet. Im Osten setzten sich große Massen fest. Es muß ein äußerst stürmisches Ereignis gewesen sein; mehrere Prophetenschriften der hebräischen Literatur, Sephanja, Jeremia und sogar noch Hesekiel, entnahmen die Farben für die Schilderung eines göttlichen Strafgerichts dem Skytheneinfall.

Digitized by Google

14. Das altpersische Reich.

Die Kraft der semitischen Welt war durch die Jahrhunderte erfüllenden Feldzüge der Assyrer aufs äußerste erschöpft. Die jungen emporstrebenden Kräfte sehen wir bei den vordringenden Iraniern, und einem ihrer Stämme, den Persern, fiel das große Erbe der Vergangenheit zu. Sie haben die vielgestaltige Welt Westasiens zu einem wahrhaft politischen Gebilde zusammengeschlossen. Ihre hohe politische Begabung haben sie in einer Verwaltung und Regierung des Staates bekundet, wie sie vorher niemals erreicht waren. Das Perserreich bezeichnet den Abschluß der alten Geschichte des Orients.

Um 558 folgte der Begründer der persischen Weltmacht, Kurusch oder Kyros, seinem Vater Kambyses I. (Kambudschija), der über Persien und Susiana herrschte. Damals muß das persische Königtum bereits eine beträchtliche Macht gewesen sein. Kyros begann seine Regierung mit dem Angriff auf Medien, dessen König Astyages er 550 nach der Eroberung Egbatanas gefangen nahm. Er behandelte den gefangenen Gegner mit aller Milde. Die Hergänge im einzelnen sind nicht bekannt; sicher ist, daß Kyros 547 sein Reich bis an den Halys ausgedehnt hatte. Hier stieß er mit dem lydischen Reiche des Krösus zusammen. Krösus war der Schwager des Astyages von Medien. Jetzt schien ihm die Möglichkeit geboten, sein Reich nach Osten zu erweitern, wenn er den Kampf mit Kyros aufnahm.



Krösus auf dem Scheiterhaufen.
Malerei auf einer griechischen Tonvase.
Original im Museum des Louvre zu Paris.

Die zweite Macht, die sich durch das Entstehen eines neuen, den Medern weit überlegenen Reiches bedroht sah, war Babylonien. Es hatte das Auftreten des Kyros anfangs nicht ungern gesehen. Bald aber wurde klar, daß ein tatkräftiger Mann wie Kyros sich nicht an dem ersten Erfolge genügen lassen würde. So kam 547 ein Bündnis zwischen Lydien und Babylonien zustande, für das als dritte Macht Ägypten gewonnen wurde. Amasis muß erwartet haben, daß in der asiatischen Erbschaft etwas für Ägypten abfallen könnte. Jedenfalls konnte eine Schwächung der asiatischen Staaten für Ägypten nur vorteilhaft sein. Dieser orientalische Dreibund hätte die aufstrebende Macht des Kyros erdrücken können, wenn er seine Machtmittel zu raschem gemeinsamen Handeln hätte vereinen können. Kyros kam seinen Gegnern zuvor und warf sie einzeln nieder. Krösus, dem sogar Sparta Hilfstruppen gesandt hatte, drang 546 über den Halys in Kappadokien ein und eroberte die Hauptfeste Pteria. Gegen ihn wandte sich Kyros zunächst und schlug sein Heer bei Pteria. Krösus ging nach Sardes zurück; wider Erwarten folgte ihm Kyros. Im Herbst 546 wurde Sardes erstürmt; Krösus scheint in den Flammen den Tod gesucht zu haben, fiel aber lebend in die Gewalt des Siegers, der ihn mit Milde behandelte und ihm einen Sitz bei Egbatana anwies. Ganz Kleinasien wurde nach der Eroberung von Sardes schnell unterworfen. Das ehemalige Lydien wurde in zwei Satrapien, Sardes und Daskylion, geteilt.

Nicht lange nach der Eroberung Kleinasiens muß der Feldzug gegen Babylonien begonnen haben; bereits 538 wurde Sippar genommen. Der persische Feldherr Gobryas (Gaubaruva) nahm Babylon ohne Kampf. Naboned, der nach Borsippa geflüchtet war, ergab sich ohne weiteren Widerstand. Kyros wies ihm in Karmanien einen Sitz an, wo er noch unter Darius lebte. Im Herbst 538 betrat Kyros selbst Babylon als rechtsgültiger Nachfolger der alten Dynastie. Ohne Kampf fielen der persischen Herrschaft die Provinzen des babylonischen Reiches

Digitized by Google

bis zur Grenze Ägyptens anheim. Wie Kyros in Babylonien die alten kultischen Verhältnisse wieder herstellte, indem er die nach Babel geschleppten Götterbilder in ihre ursprünglichen Sitze zurückschickte, so gewährte er auch der nach Babylon exilierten jüdischen Gemeinde die Rückkehr nach Palästina.

Das persische Reich umfaßte damit das ganze Westasien. Es war jetzt die Aufgabe, seinen Bestand zu schützen gegen die wilden Grenznachbarn im Osten und Norden. Kyros hat zunächst die Ostgrenze gesichert, wahrscheinlich auch die wilden Gebirgsstämme in den Grenzgebirgen Indiens bekämpft. Im Norden, nahe dem Jaxartes, hat er zuletzt gegen die „Daher", d. h. gegen iranische Räuberstämme, Krieg geführt. Die Festung Kyreschata ist wahrscheinlich von ihm angelegt worden. In diesen Kämpfen hat er den Tod gefunden (529). In Pasargadae (alt Parsagatu, d. h. Perserstadt), wo er sein Grab hatte bauen lassen, ist er bestattet.

Die Persönlichkeit des großen Eroberers von Asien ist eine der größten und anziehendsten Gestalten in der Geschichte des Orients. Wenige nur erreichen ihn an politischer und menschlicher Größe. Auch bei den unterworfenen Völkern hat sein Name in hohen Ehren gestanden. Den überwundenen Gegner hat er mit einer Güte behandelt, die den Adel seines Wesens zeigt. Als Krieger und Staatsmann ist er die verkörperte Tatkraft, sein zielbewußtes Wollen kennt kein Schwanken.

Im Verhältnis zu den Persern, die er in die Kultur einführte und denen er geschichtliches Dasein schuf, blieb Kyros der Volkskönig, der in den Großen seine Gehilfen hatte. Gewiß ist Kyros ein treuer Verehrer des Ahuramazda gewesen; aber die Religionen der unterworfenen Völker hat er mit kluger Schonung behandelt. In Babylon erwies er Marduk seine Huldigung, und der alttestamentliche Prophet des Exils konnte in ihm den Gesandten Jahwes sehen. Das Leben des Kyros ist wesentlich im Kampfe aufgegangen. Die innere Organisation des Reiches ist von ihm wohl nur in ihren Grundlagen geschaffen worden; ihre Vollendung hat sie durch Darius gefunden.

Kyros starb, ohne die dritte Macht der gegen ihn gerichteten Koalition, Ägypten, getroffen zu haben. Die Aufgabe der Unterwerfung Ägyptens übernahm sein Sohn und Nachfolger Kambyses. Nach umsichtiger Vorbereitung des Zuges, den die phönikische Flotte zur See unterstützte, brach Kambyses 525 gegen Ägypten auf. Bei Pelusium wurden die Ägypter geschlagen, Memphis wurde im Sommer 525 nach längerer Belagerung genommen. Psammetich III. wurde gefangen und soll nach Susa gebracht worden sein. Ägypten war damit persische Provinz, freiwillig unterwarfen sich die Libyer und die Griechen in Kyrenaika.

Kambyses setzte durchaus die Politik des Kyros fort, indem er als Nachfolger der Pharaonen auftrat, deren Titel er annahm. Ebenso wie jene huldigte er der Göttin Neit von Sais. Ob Kambyses, der als Anhänger des Ahuramazda die anderen Religionen verachtete, sich in einer Laune dazu hinreißen ließ, die stets sehr empfindlichen Ägypter, ein altes, nervöses Kulturvolk, durch Verhöhnung ihrer Religion, vielleicht gar durch Tötung eines heiligen Stieres, zu reizen, ist bei der widerspruchsvollen Tradition kaum sicher zu sagen. Von Ägypten aus plante Kambyses die Unterwerfung Karthagos, wozu die Phöniker indes ihre Unterstützung versagten. Vergeblich scheint ein Zug in die Oase des Ammon in Libyen gewesen zu sein. Dagegen hat er die Äthiopier besiegt; Darius nennt die Kuschiten als seine Untertanen, sie zahlten Tribut und leisteten Heeresfolge. Vor seinem Zuge nach Ägypten hatte Kambyses seinen jüngeren Bruder Bardija heimlich ermorden lassen. Ein Magier Gaumata trat als Prätendent unter dem Namen des Ermordeten auf und fand Glauben, so daß ihm das Volk zufiel. Diese Ereignisse erfuhr Kambyses in Ägypten; eilig verließ er das Land, um die bereits verlorene Herrschaft wiederzugewinnen. Auf dem Rückwege ist er an einer Wunde gestorben (Sommer 522), die er sich selbst beigebracht hatte.

Kambyses war kinderlos gestorben; der nächstberechtigte Erbe des Thrones war Hystaspes (Wischtaspa). Er wagte indes ebensowenig wie ein anderer Perser oder Meder, gegen den Magier aufzutreten, dessen Macht fest begründet erschien. Sein Sohn Darius (Darajavausch)

Digitized by Google

verbündete sich mit sechs adligen Persern, drang in die Burg Sikajavati in Medien, den Sitz des Magiers, und erschlug ihn nebst seinen Anhängern. Die lange Abwesenheit des Kambyses, die Herrschaft des Usurpators und sein Sturz führten indes eine Erschütterung des Reiches herbei. Namentlich die iranischen


Siegel des Königs Darius des Großen.
Chalzedon im Britischen Museum zu London.

Stämme und Armenier erhoben sich unter Führung einheimischer Fürsten, um ihre alte Selbständigkeit wiederzugewinnen. Nur Baktrien und Arachosien blieben den Achämeniden treu. In Kleinasien blieben die unterworfenen Völker ruhig. Darius selbst hatte nur ein kleines Heer von Persern und Medern. Die Energie seines Handelns und die umsichtige Verteilung und Leitung seiner Streitkräfte retteten den Staat. Babel leistete keinen Widerstand, so daß im Februar 520 der Aufstand hier niedergeschlagen war. Drei Heere waren gegen Medien und Armenien entsandt, die 520 die Meder und Armenier mehrmals besiegten. Das Jahr 520 brachte die Entscheidung. Nach der Unterwerfung Babylons wandte sich Darius selbst zum Entscheidungskampf nach Medien und Persien. Er selbst ging mit verstärkten Truppen nach Medien, schlug im Sommer 520 den Phraortas (Fravartisch), der in Egbatana hingerichtet wurde. Nach Persien war Artavardija entsandt, der den zweiten falschen Bardija zweimal schlug und gefangennahm (Sommer 520).

Auf einer künstlich geglätteten Felswand des Berges Bagistan (Behistun, Bisutun) an dem Übergang der Straße von Babylon nach Egbatana über die Zagrosketten hat Darius die große dreisprachige Inschrift anbringen lassen, die den Neubau des Reiches im Kampfe berichtet. In ihr tritt uns auch die Persönlichkeit des Darius nahe. Er fühlt sich alsden von Ahuramazda berufenen und geschützten Herrn. Aber er stellt nicht seine Person allein in den Vordergrund; neben sich nennt er die treuen Genossen, die sein Werk unterstützt haben, und vor seinem klaren, durchaus sachlich denkenden Geiste erhebt sich die Idee des Staates als der höchsten menschlichen Ordnung, in deren Dienst der König auch seine Person stellt. Vor allem aber bezeichnet seine Regierung einen welthistorischen Wendepunkt. Die im Perserreich vollendete Entwicklung der altorientalischen Staatswelt greift mit Darius über ihren Bereich hinaus in die Geschicke der Mittelmeerwelt.

Die Bewegung, die das Perserreich geschaffen hat, ist zwar von der abseits gelegenen Landschaft Persis ausgegangen, sie aber hat nur die persönlichen Kräfte


König Darius der Große.
Felsrelief von Behistun.

gebildet, Mittelpunkt des Reiches ist es niemals geworden. Als Ganzes ist der Achämenidenstaat eine große Kulturmacht gewesen. Seine Politik ist durch einen im Orient neuen, großen und menschlichen Geist ausgezeichnet. Nach seiner Begründung ist es im ganzen ein Friedensreich gewesen; unter seinem mächtigen Schutz und unter einer gerechten Regierung hob sich überall der Wohlstand. Und dieser Staat ist von dem Bewußtsein getragen, eine universale Macht zu sein unter dem einen Herrn, dem „König der Könige“. In der Tat waren in ihm die Kulturvölker des Orients

Digitized by Google

verbunden. Der Aufbau des persischen Staates stellte mit dem Abschluß der Eroberungen vor allem die Aufgabe, eine feste Ordnung der Reichseinkünfte und der Ausgaben, ein geordnetes Rechnungswesen zu schaffen. Dies im Zusammenhang mit seiner politischen Reichsorganisation geschaffen zu haben, ist eines der großen Verdienste des Darius. Noch unter Kyros hatte der Staat in primitiver Weise seine wirtschaftlichen Anforderungen erledigt. Die Untertanen brachten dem König freiwillige „Geschenke", daneben lieferten die Eroberungen ungeheure Schätze, die Kyros mit königlicher Freigebigkeit seinem Volke zuwandte. Außerdem haben die unterworfenen Völker auch regelmäßige Tribute entrichtet. Darius hat dem ganzen Reiche eine Münz- und Steuerreform geschaffen, indem er, an das in Lydien entwickelte Münzwesen anknüpfend, eine Reichswährung schuf und das Prägerecht dem Staate allein zuerteilte. Die Münz- und Gewichtssysteme einzelner Gebiete blieben im engeren Verkehr naturgemäß noch lange bestehen. Im Finanzwesen des Reiches aber galt die Goldwährung nach der Münzreform des Darius.

Da die verschiedenen Gebiete des persischen Reiches wirtschaftlich sehr verschieden entwickelt waren, so bestand neben der Geldwirtschaft die alte Naturalwirtschaft vielfach weiter, zumal im Osten. Auch ein großer Teil der Abgaben bestand in Naturalien. Vor allem mußten die Kontingente des Heeres von den Landschaften erhalten werden. Die Naturallieferungen für den königlichen Hof, die Beamtenschaft und die Leibgarde waren auf Provinzen und Ortschaften verteilt, je nach ihren Produkten oder den Erzeugnissen ihrer gewerblichen Tätigkeit. Die Staatseinkünfte bestanden in den Erträgen königlichen Grundbesitzes, der Bergwerke, die neben Gold und Silber auch Kupfer, Arsenik und Salz lieferten. In den großen Schatzämtern von Susa und Persepolis wurden die Einkünfte konzentriert und verwaltet, soweit sie nicht für die Bedürfnisse der Provinzialverwaltung beansprucht wurden.

Auch unter dem neuen Herrn blieb Medien ein bevorzugtes Glied des Reiches, seine Kultur wurde die persische, so daß die Griechen den Namen der Meder auf die Perser übertrugen. Schon Kyros übernahm die Tracht des medischen Königs und das Hofwesen, die alte medische Residenz Egbatana wurde eine der persischen Königsstädte. An Stelle des medischen Reiches bestand nur ein iranischer Staat, dessen Hauptkräfte die Meder und Perser waren. Auch die anderen iranischen Stämme wurden dem Reiche eingefügt, unter schonender Behandlung ihres Stammeslebens. Überwiegend aber war das Bewußtsein der arischen Gemeinschaft, die in dem Glauben an Ahuramazda ihren religiösen Ausdruck fand. Die eigentliche Hauptstadt des Achämenidenreiches war Susa, die alte Kulturzentrale in Elam. Im Sommer wurde der Hof nach Egbatana verlegt, im Winter ging der König oft nach Babylonien. Auch in den Königsinschriften treten diese drei Punkte hervor, sofern neben dem Text in altpersischer Sprache Übersetzungen in den Sprachen von Babylon und Susa stehen. Ein Vorrang blieb den Persern in vielem gewahrt, sie standen in einem besonders nahen Verhältnis zum Könige. In ihrer Heimat nahmen die Herrscher die Königsweihe an, hier ließen sie ihre Grabstätten errichten. Eine neue Residenz in Persien hat erst Darius zu bauen begonnen, die Xerxes durch große Bauten erweitert hat, ohne daß sie je vollendet wurde. Ihr griechischer Name Persepolis ist vielleicht aus dem Namen der alten elamischen Kultstätte Partipora „der Göttin Parti gehörig" umgeformt.

Für alle wichtigen Entschlüsse ist der König an das Einvernehmen mit den Großen seines Volkes gebunden. So hat sich ein engster Kreis königlicher Ratgeber gebildet. Ihm gehören vor allem die Häupter der sechs altadligen Familien an, die für Darius eintraten, als er die Herrschaft der Achämeniden durch den Sturz des Magiers wiederherstellte. Eine eigentliche Behörde sind die „Rechtsträger", die das altererbte Volksrecht kennen und die Rechtsprechung üben, auch den König bei Rechtsstreitigkeiten, die ihm vorgetragen werden, belehren dürfen. Das persische Volk war in seiner großen Masse ein Bauernvolk; im Kriege aber gilt jeder Mann als wehrhaft. Wird die Streitmacht aufgeboten, so dient der Bauer im Fußheere, die großen Grundbesitzer zu Pferde. Im Frieden sicherte ein stehendes Heer, aus Persern und Medern gebildet, die Ordnung in den Provinzen und Hauptstädten. Der Kern des Heeres, die sog. „10000 Unsterblichen" bildeten die königliche Garde.

Wie der König als oberster Richter die Rechtsentscheidungen trifft, so gehen von ihm auch die Bestimmungen der Verwaltung aus. Die Provinzialstatthalter berichten schriftlich

Digitized by Google



Persischer König mit Schirmträger. Relief am Eingangstor des Darius-Palastes zu Persepolis.

über alle wichtigen Fälle an den König, der unter seinem Siegel die Verfügung erläßt, die als Reichsgesetz gilt. Die ganze Verwaltung wurde schriftlich geführt; jedem Statthalter war ein Sekretär beigegeben. Die Akten der Regierung wurden in „Tagebüchern" zusammengefaßt, die in den Archiven des Reiches lagen. Ein völlig ausgebildetes Kanzleiwesen bestand am Hofe wie in den Provinzen. Die offizielle Sprache der politischen Urkunden war für den Westen des Reiches das Aramäische, das längst die Sprache des Verkehrs war. Zum Zweck

Digitized by Google

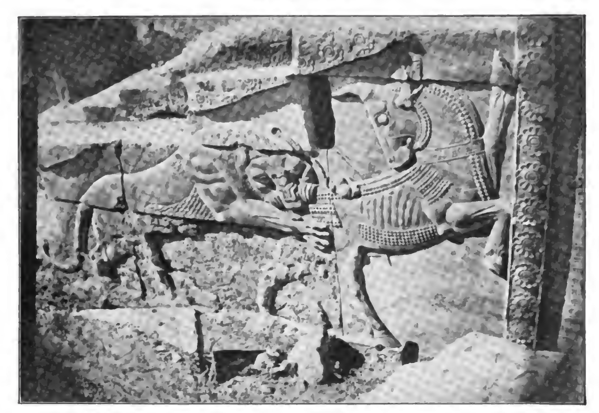
der Verwaltung war das Reich in große Provinzen geteilt, an deren Spitze ein Satrap — pers. Kschatrapavan, „Beschützer des Reiches" — stand. Diese Statthalterschaften — seit Darius waren es 20 — umfaßten oft mehrere Völker, während ältere, dem Reich einverleibte Staaten, wie Medien, Lydien und Babylonien, in je zwei Satrapien geteilt waren. Die Satrapien selbst zerfielen wiederum in Bezirke unter besonderen Vorstehern. Die Aufgabe der Satrapen umfaßte die gesamte Verwaltung der Provinz und die Rechtsprechung, zugleich hat er auch den Oberbefehl über die Truppen der Provinz. Auch politisch kann er selbständig mit fremden Mächten verkehren. Im Zusammenhang des Reiches bestanden unter persischer Oberhoheit vielfach noch alte Stammesfürstentümer und städtische Gemeinwesen, denen ihre innere Verwaltung und Verfassung im ganzen belassen wurde. Nur waren sie abgabepflichtig und leisteten Heeresfolge. Den Kern des Heeres bildeten Perser und Meder; iranische Truppen bildeten in den Hauptstädten der Provinzen die stehende Besatzung. Neben ihnen wurden Truppenverbände aus den unterworfenen Völkern gebildet; das Reich war in große militärische Bezirke geteilt, für deren Truppen Sammelplätze bestimmt waren. Die älteste nationale Waffe war der Bogen, der neben dem Dolche getragen wurde. Erst bei den Medern tritt die Lanze auf, die wahrscheinlich den Assyrern entlehnt war, und von den Medern haben sie die Perser übernommen. Unfraglich war der Perser — wie alle Iranier — ein ausgezeichneter Soldat; das Heerwesen als Ganzes aber litt an strategischen Mängeln. Niemals ist die alte medische Gliederung in die Gruppen der Reiter, Lanzenträger und Bogenschützen, wozu später die Sichelwagen traten, zu einem zusammenwirkenden Verbande organisiert worden. Auch die Aufstellung des Heeres nach Völkern in großen Vierecken hatte eine geringe Beweglichkeit der Massen zur Folge, wobei die Masse der Truppen nicht in den Kampf eingreifen konnte. Aus dem alten Seewesen der Küstenvölker, der Phönikier zumal, ist die Kriegsflotte des Reiches gebildet worden.

Erst seitdem die Perser die Weltherrschaft gewonnen hatten und das Königtum seine Macht darstellen mußte, haben sie eine Kunst geschaffen. Die Kunst des jungen Weltreiches konnte sich nur an die Vorbilder der westasiatischen Kunst, zumal Babyloniens, anschließen. Die großen Paläste in Pasargadai, Susa und Persepolis zeigen in ihrer Dekoration die Formen der babylonischen Kunst, so die Stierkolosse mit Menschenköpfen, die Reliefs, in denen tributbringende Gesandtschaften vorgeführt werden, die Darstellung des auf dem Throne unter einem Schirme sitzenden Königs. Die Jagdszenen und die Fabelwesen der babylonischen Kunst, wie Greif und Einhorn, kehren hier wieder. So sehr aber die altpersische Kunst inhaltlich von der babylonischen abhängt, so ist sie doch zu einem eignen Stil gelangt, den schon das Material, der zu großen Quadern verarbeitete harte Kalkstein, bedingte. In Susa, wo mit Ziegeln gebaut wurde, tritt naturgemäß die Nachbildung der babylonischen Bauweise stark hervor, so in den farbigen Friesen in Emailarbeit. Völlig von babylonischer Art weicht die persische Palastanlage ab. Der Palast ist nichts anderes, als eine gewaltige Empfangshalle, wo der König die Seinen auch bewirtet. Der Palast des Darius in Persepolis besteht aus einer einzigen Halle, die von Säulen getragen war. Der Bau des Xerxes hatte nicht einmal abschließende Außenwände, sondern war eine nur durch Vorhänge verschlossene Halle. Der persische Königspalast dient dem unmittelbaren Zusammenhang von König und Volk, während der ägyptische und babylonische Palast den König in einem weiten Abstand von der Masse entrückt. Es ist ein grundverschiedener Geist, der aus diesen Anlagen spricht.

Wie das persische Reich die Kräfte der westasiatischen Welt vereinte und zu einem politischen Organismus verband, so hat auch die persische Reichskunst — eine Kunst des Volkes war sie nicht — in Technik und Form alles aufgenommen, was die älteren Kulturen geschaffen hatten, die gegebenen Elemente aber werden hier nicht äußerlich verbunden, sondern in einem neuen, einheitlich wirkenden Stil verschmolzen. Unter Darius hat sie ihre Höhe zugleich mit der Vollendung des Staates erreicht. Die Kunst dient der Idee des Staates, der königlichen Macht. Mit dem Untergang des Reiches ist auch seine Kunst völlig und ohne Wirkung aufs spätere Schaffen erloschen.

Die Religion der Perser knüpfte an die Reform des Zarathustra an, indem die Gestalt des Ahuramazda in den Mittelpunkt gerückt wurde und die ethischen Forderungen als Gebote des

Digitized by Google



Löwe einen Stier würgend. Relief an der Treppe des Xerxes zu Persepolis.

Gottes dargestellt wurden. Daneben aber treten in der Volksreligion Gestalten aus dem älteren Glauben, wie Mithra und Anahita, diese vielleicht elamischen Ursprungs, und aus der babylonischen Mythologie sind Einflüsse auf die Ausbildung der Götterwelt wie der Jenseitsvorstellung nachweislich. Die geistige Auffassung der Götter bekundet sich darin, daß ihnen niemals Tempel erbaut sind und daß es keine Götterbilder gab. Nur Altäre errichtete man auf Bergen, dort brachte man den himmlischen Mächten Opfer dar, bei denen der Opferpriester die Formeln der Liturgie rezitierte. In der Achämenidenzeit ist die Religion durch den Einfluß des Volksglaubens sowie der babylonischen Theologie gewiß mannigfach umgebildet worden. Es macht sich ein Streben zur Systematisierung geltend, das keiner Volksreligion eigen ist, sondern die Wirksamkeit eines Priestertums bekundet, das von der praktischen Übung der Religion im Kultus zu ihrer spekulativ-theologischen Gestaltung gelangt ist. Vor allem ist der persische Dualismus, der den Gegensatz des guten und bösen Gottes zum Prinzip des Weltverlaufes macht, durchaus eine spekulative Schöpfung. Dem Werke des Ahuramazda stellt der böse Gott Angra-mainyu das Reich der Finsternis und des Bösen gegenüber. Mit Zarathustras Auftreten beginnt der neue Zeitraum, der von dem Kampf beider Gewalten erfüllt ist. Endlich nach 3000 Jahren wird ein Messias aus Zarathustras Samen die Macht des bösen Geistes besiegen und ein Reich der Seligen auf Erden gründen. Die Einordnung der historischen Person des Zarathustra in diesem Verlauf des Weltseins zeigt, daß wir in diesem Dualismus nicht die Lehre des Propheten von Iran haben, sondern eine viel spätere theologische Spekulation, die den Stifter der Religion über das Menschliche hinaus zur entscheidenden Macht im Kampf der göttlichen Gewalten um die Welt erhebt. Mit diesem Ausgang des Kampfes läßt sich eine andere Anschauung vom Abschluß des Weltlaufs kaum vereinen, die Vorstellung von einer Auferstehung der Toten und einem letzten Gericht. Hierin mag babylonischer Einfluß hervortreten, wie denn diese Lehre auch mit Zarathustras eigener Anschauung vom Schicksal der Seele nach dem Tode nicht vereinbar ist.

Auch im Kultus ist eine sehr detaillierte Fortbildung des Opferrituals und mancher zeremoniellen Bestimmungen, wie der Reinheitsgesetze, zu beobachten. Dies alles war die Auf-

Digitized by Google

gabe der Magier. Daß sie irgendwelche Künste der Zauberei oder Beschwörung geübt hätten, davon wissen die persischen Quellen nichts, und ausgezeichnete griechische Zeugnisse verneinen es ausdrücklich. Ihre Aufgabe bestand vielmehr im Vollzug der Opfer und im Singen der Opferliturgie. In der Volksreligion traten neben Ahumarazda vor allem die alten Götter des Volksglaubens hervor, die Zarathustra durch die abstrakten Idealgestalten ersetzt hatte. Vor allem ist Mithra als Sonnengott verehrt worden, sein Fest ist das eigentliche Nationalfest, das mit Gelagen und Tänzen gefeiert wurde. Neben ihm erscheint die alte, den voriranischen Völkern Kleinasiens und Irans angehörige Vegetationsgöttin Anahita, die der babylonischen Ischtar gleichgesetzt wurde und zur Göttin der Fruchtbarkeit und Zeugung wurde.

Seit der Festigung der persischen Macht durch Darius reichte ihr politischer Einfluß weit über die Grenzen des Reiches hinaus bis in die Griechenstädte Italiens und nach Karthago. In zahlreichen Fällen suchten auch griechische Gemeinden Hilfe am Hofe von Susa. Persien war die einzige Macht, die innerhalb der griechischen Verhältnisse ein entscheidendes Gewicht hatte. Die kleinasiatischen Griechen waren Untertanen des Reiches. Auf Samos herrschte der Bruder des Polykrates als persischer Vasall, Histiäus von Milet war einer der bedeutendsten Regenten unter persischer Oberhoheit. Neue Verhältnisse bahnten sich durch den Skythenzug des Darius an. Ihre Folge war die Besetzung der Südküste Thrakiens. Die fruchtbare Ebene des Strymon, die reichen Gold- und Silberbergwerke, wurden nach längeren Kämpfen gewonnen. Auch der König Amyntas von Mazedonien erkannte die persische Oberhoheit an. Die griechischen Städte am Schwarzen Meer unterwarfen sich gleichfalls.

Es war die Frage der Zukunft, ob diese Ausdehnung der persischen Macht vermöge des in ihr liegenden Schwergewichts auch die Griechen des Festlandes dem Reiche einverleiben würde. Die Entstehung des großen Kampfes ist aus der persischen Reichsgeschichte zu verstehen. Das Reich selbst freilich war keineswegs eroberungssüchtig. Aber die äußerste Zone war stets ein Gebiet, wo die Gegensätze zum Ausbruch kommen konnten. Der sogenannte „ionische Aufstand" brachte die Verwicklung, die in den Kämpfen von Marathon und Salamis eine der größten weltgeschichtlichen Entscheidungen herbeiführte. Die Darstellung dieser Hergänge, die sich auf griechischem Boden abspielen, ist im „Altertumsbande dieses Werkes" gegeben.

Seit dem Tode Artaxerxes I. traten in der königlichen Familie persönliche und politische Intrigen hervor, die das Verderben des Reiches werden sollten. Im persischen Volke fehlte es keineswegs an tüchtigen Kräften; aber die Zersetzung der Monarchie hatte völlige Schwäche der Regierung zur Folge; die führenden Kräfte versagten.

Der einzige Sohn des Artaxerxes aus legitimer Ehe, Xerxes II., wurde nach 45 Tagen von seinem Halbbruder Sogdianos ermordet. Er machte sich durch seine Grausamkeit so verhaßt, daß ein anderer Halbbruder Ochos (persisch Vahuka), der Satrap von Hyrkanien, ihn stürzte und hinrichten ließ. Dieser Ochos nannte sich Darius II. (424—404). Die Griechen gaben ihm den Beinamen Nothos, der „Bastard". Seine Gemahlin Parysatis (Paruschjatisch) war die eigentliche treibende Kraft in allen Ränken und Verbrechen. Inzwischen hatte der Peloponnesische Krieg in Griechenland eine arge sittliche Verwilderung erzeugt; die griechischen Söldnerführer, die in den Dienst persischer Satrapen und Großen traten, waren ebenso wie ihre Truppen zum Teil sehr bedenkliche Gestalten. Das Geld wurde auf diesem Boden eine politische Hauptmacht. Als sich der Satrap Pissuthnes von Lydien, ein Vetter des Königs, erhob, bestach Tissaphernes den Führer seiner Truppen, den Athener Lykon; Pissuthnes ergab sich und wurde (414) getötet. Tissaphernes, dessen Ehrgeiz durch keinerlei Bedenken eingeschränkt wurde, trat in Sardes an seine Stelle. Gegenüber Griechenland waren Tissaphernes und Pharnabazos, der Satrap von Phrygien, die leitenden Männer der persischen Politik. Wie schwach dabei das persische Reich im Innern war, das enthüllte sich durch den berühmten Aufstand des jüngeren Kyros. Seine Mutter Parysatis unterstützte ihn in seinen Plänen. Sie rettete ihn auch vor dem sicheren Tode, als sein älterer Bruder, der wenig befähigte Arsakes, unter dem Namen Artaxerxes II. (404—358) den Thron bestieg, nach dem er selbst damals schon im geheimen strebte. Verhältnismäßig schnell zog Kyros ein griechisches Heer

Digitized by Google



Der Gott Ahuramazda. Relief vom Felsen zu Behistun.

zusammen, das er nach Babylonien führen konnte, ehe der Großkönig sich zum Widerstande rüstete. Bekanntlich schlugen die griechischen Söldner in leichtem Siege zweimal die weit überlegenen Massen der Gegner bei Kunaxa (3. September 404). Kyros selbst schlug mit seinen Reitern die Reiterei des Königs und verwundete ihn. Mitten im Siege traf ihn der Speer eines der Panzerreiter, die Tissaphernes führte. Wichtig war diese erfolglose Rebellion, sofern sie die innere Schwäche Persiens enthüllte.

Das königliche Haus wurde durch politische Morde völlig erschüttert. Parysatis beseitigte die Gemahlin des Königs Stateira durch Gift und wurde verbannt. Von den vier Söhnen des Königs wurde der älteste, Darius, getötet als er den Vater zu ermorden gedachte. Der Zweite, Ariaspes, nahm sich das Leben, weil ihm der dritte Bruder, Ochos, eingeredet hatte, der König wolle ihn töten lassen. Auch der jüngste Sohn, Arsames, wurde ermordet. Aus Gram darüber starb Artaxerxes im Alter von 86 Jahren.

Sein Nachfolger Ochos — als König Artaxerxes III. (358—337) — begann seine Regierung, wie er sie vorbereitet hatte, indem er alle Prinzen des königlichen Hauses ermorden ließ. Seiner rücksichtslosen Härte gelang es nochmals, das sich überall regende Streben nach Unabhängigkeit der Völker und Satrapen niederzuschlagen, vor allem gewann er mit griechischer Hilfe Ägypten wieder (345) und schlug die Erhebung Phöniziens durch die Eroberung Sidons nieder, wo Eschmunazar als persischer Vasall eingesetzt wurde (348). Ein Aufstand in Judäa wurde schnell von Bagoas unterdrückt. Besonders unruhig war es in Kleinasien; auch hier erhielt der Besieger Ägyptens, der rhodische Söldnerführer Mentor, den Auftrag, die Bewegung der Vasallen zu unterdrücken. Durch die Flotte der Karier wurde endlich das 351 abgefallene Kypros wieder unterworfen. Die Unruhen in Kleinasien lenkten die Aufmerksamkeit des bedeutendsten Staatsmannes der Zeit, des Königs Philipp von Mazedonien auf dieses Gebiet. Die Vereinigung aller Hellenen unter seiner Militärmonarchie stellte ihm die Aufgabe der alten nationalen Politik Griechenlands, die Befreiung der kleinasiatischen Griechen. Er hat in die Wirren Kleinasiens eingegriffen und Truppen unter Parmenion auf persischen Boden geführt, freilich nur in geringer Zahl. Der Kampf, der dem Perserreich ein Ende machte,

Digitized by Google

ist schon von Philipp begonnen. Alexander hat zunächst nur mit verstärkten Kräften das Werk Philipps fortgeführt. Mit den ungeheuren Erfolgen wuchsen erst seine Pläne und Aufgaben.

Die Belagerung Perinths durch Philipp war der erste Vorstoß auf Asien, damit setzte er sich in den Besitz der Meerengen, die Asien und Europa trennen, an denen aber kein großer Staat hat stehen bleiben können. Eine gewisse Festigkeit hatte trotz aller Unruhen das persische Reich durch Artaxerxes III. wiedergewonnen. Er war ein grausamer Mensch, aber eine starke Herrschernatur und ein scharfblickender Staatsmann, der dem klugen Mazedonier Philipp wohl gewachsen war. Die Politik des Reiches leitete der Eunuch Bagoas; als dieser sich von einer mächtigen Hofpartei bedroht sah, vergiftete er den König (337). Nur wenige Monate herrschte ein König Arses, der 336 ermordet wurde. Unter seiner Regierung ging Parmenion nach Asien; die Eroberungen, die er hier machte, wurden indes durch Memnon, den Bruder des Rhodiers Mentor, zurückgewonnen; Arses versuchte sich von dem Einfluß des Bagoas zu befreien, wurde aber von diesem nebst seinen Kindern ermordet. Der Mörder setzte als Nachfolger einen Großneffen Artaxerxes II. auf den Thron, den letzten Achämeniden Darius III., Kodomannos (335—330). Aber ihm gelang es zunächst, sich des Bagoas zu entledigen, indem er ihn zwang, das Gift zu trinken, mit dem er den König wieder beseitigen wollte.

Darius III. war keine schwache und auch keine niedrige Natur. Mit persönlichem Mut hat er bei Issos und Gaugamela im Kampfe gestanden. Aber er stand in Alexander einem Gegner gegenüber, dessen kühne Genialität eine neue Art des Kampfes schuf. Die Perser haben sich in ihrer Weise tapfer geschlagen, und ihr letzter König ist ehrenvoll zugrunde gegangen. Die Geschichte des großen Kampfes, in dem das Achämenidenreich unterging, in dem die gewaltige Persönlichkeit Alexanders die entscheidende Kraft war, gehört in den Zusammenhang der griechischen Geschichte.

Von den alten Persern gewinnen wir ein durchaus sympathisches Bild. Es ist ein kraftvolles, tapferes Volk von durchaus männlichem, stolzem Wesen, durch Treue, Ehrgefühl und Wahrhaftigkeit ausgezeichnet. Es ist das erste Volk der Geschichte, dem man den Ruhm echter Humanität zugestehen muß. Niemals haben sie in Kriegen unnötige Grausamkeit geübt, die Blutgier der Assyrer lag ihnen fern, und den besiegten Feind haben sie stets mit Edelmut behandelt. Solange sie im Kern ein Bauernvolk blieben, haben sie auch ihre tüchtige Art gewahrt. Arbeitsamkeit daheim auf dem Felde, Tapferkeit im Kampfe, Wahrhaftigkeit der Rede, maßvoll im Genuß zu sein, galten als Volkstugenden; Kinderreichtum war ein hoher Ruhm, den sogar der König durch Auszeichnung lohnte. Freilich im Bereich einer Kultur, die alle Mittel des Luxus und raffinierten Genusses bot und in der die intellektuellen Kräfte eine Macht bildeten, blieb auch dieses Volk nicht auf dem geraden Wege der Lehre des Ahuramazda. Der große Darius hat die Gefahr der Kultur erkannt, indem er in seiner Grabinschrift sein Volk vor den Sünden der Kultur, Ungerechtigkeit und Lüge, warnte. Ein Staat ist freilich nicht die Darstellung eines ethischen Ideals, sondern in seinem Wesen „Macht". Auch die innere Tüchtigkeit des persischen Charakters hat von den Wirkungen des Kulturstaates nicht unberührt bleiben können. Nicht das Volk ist zugrunde gegangen, sondern der Staat.



Relief vom Throne des Xerxes. Orig. im Louvre zu Paris.

Digitized by Google

15. Die Arsakiden.

Die geistige Überlegenheit Alexanders wie sein gewaltiger Wille hatten es vermocht, ein Reich zusammenzuhalten, das ganz verschiedene, auseinander strebende Bestandteile in sich vereinigte. Ihre Annäherung, Verständigung und Verschmelzung durch den Staatsgedanken war Alexanders Ziel. Ein früher Tod hinderte den großen König an der Durchführung seiner Pläne. Er wollte Babylon zum Mittelpunkt eines griechisch-orientalischen Weltreiches erheben und plante eine Herstellung des Seeverkehrs mit Indien und Arabien. Damit übernahm Alexander die orientalische Idee der Weltherrschaft und ihre Kulturaufgaben. Aus dem Zerfall des Reiches in den Diadochenkämpfen erheben sich wieder die alten orientalischen Staaten, vor allem Ägypten unter den Ptolemäern und Babylonien unter den Seleukiden, die Hauptmächte und die großen Kulturzentren des alten Orients. Überall aber tritt als führende Kulturmacht das Griechentum hinzu; der Hellenismus beherrscht die großen Städte. Syrien, Kleinasien, Ägypten und Baktrien werden hellenistische Kulturprovinzen. Aber auch in Indien und China begegnen uns Spuren hellenistischen Einflusses, zumal die Kunst bezeugt hier die einzigartige Lebenskraft griechischen Wesens.



Darstellung von Skythen.
Silber-Vase in der Eremitage zu St. Petersburg.

Seleukos I. von Babylon war 280 ermordet worden. Sein Sohn Antiochos I. Soter erlitt in Kleinasien bedeutende Landverluste und wurde dadurch vom Osten völlig abgelenkt. Unter seinem Sohn Antiochos II. Theos (261—246) begann die nationale Erhebung Irans; die Provinzen Baktrien und Parthien machten sich selbständig. Gerade im äußersten Osten bildete Baktrien eine hellenistische Kulturprovinz. Auch hier wurden aus den griechischen Statthaltern selbständige Fürsten; um 250 hat Diodotos I. als erster König von Baktrien Münzen mit seinem Bilde geprägt. Im Arsakidenreich erhebt sich das iranische Volkstum wieder zu nationaler Selbständigkeit. In langen Kämpfen mit dem Reiche der Seleukiden haben die Parther ihre Herrschaft begründet und sie im Kampfe gegen die Skythen und die Yuetschi behauptet. Vor allem aber ist der Kampf mit Rom der Hauptinhalt der Arsakidengeschichte. Eine völlige Einheit bildete das Partherreich nicht; vielmehr bestanden unter der Oberhoheit der „Großkönige" stets kleinere Staaten unter heimischen Fürsten, die vielfach eine ziemlich selbständige Macht bildeten. Um 250 begann die Macht der Parther zu erwachsen. Die Parther saßen an dem nördlichen Bergrande, der Iran von der Steppe trennt; daß sie ein Volk nichtiranischen Stammes gewesen wären, ist schwerlich anzunehmen; wohl aber waren sie zum Teil noch Nomaden, wie auch andere iranische Stämme. Eine Provinz Parthava bestand bereits unter Darius I. Die Religion des Zarathustra hatte hier schon Boden gefunden. Die Partherherrschaft ist eine Schöpfung des Nomadentums. Die Schwäche der Seleukidenregierung lockte die Grenzvölker an. Aus dem iranischen Nomadenstamm der Aparner, die am Ochus weideten, zogen die Brüder Arsakes und Tiridates nach Parthien. Hier saß Pherekles als Satrap der Seleukiden. Er scheint die Eindringenden gereizt zu haben und wurde erschlagen. Arsakes soll um 250 den Titel eines Königs angenommen haben; er hat indes kaum schon Parthien beherrscht. Der wirkliche Begründer der Parthermacht ist sein Bruder und Nachfolger Tiridates. Mit seinem Regierungsantritt (248) begann die parthische Ära. Mit Diodotos II. von Baktrien,

Digitized by Google

der sich ebenfalls von der Oberherrschaft der Seleukiden befreite, verband sich Tiridates gegen den gemeinsamen Feind. Seleukos II. versuchte die östlichen Provinzen zurückzugewinnen. Tiridates, der zunächst zu den Nomaden ausgewichen war, errang einen Sieg, mit dem die Selbständigkeit des Partherreiches entschieden war. Auch Baktrien gewann dadurch seine staatliche Selbständigkeit. Nach dem Siege nahm Tiridates den Titel Großer König an. In einer siebenunddreißigjährigen Regierung vollendete er den inneren Ausbau des Staates und organisierte das Heerwesen. Die Hauptstadt des neuen Reiches war Hekatompylos; daneben erbaute Tiridates in den nordöstlichen Gebirgen eine neue Residenz Dara oder Dareum. Sein Nachfolger Artabanus (214—196) erweiterte das Reich wiederum durch die Eroberung Egbatanas. An das Partherreich schloß sich wohl der Priesterstaat von Atropatene an, der stets eine selbständige Macht bildete. Antiochos III. von Syrien griff mit Erfolg im Osten ein, indem er 209 die Parther und Bakter besiegte; Artabanus mußte die Oberherrschaft der Seleukiden anerkennen. Das Auftreten der Römer im Osten, vor allem ihr Sieg über Antiochos III. bei Magnesia (190), steigerte die Macht der Parther. Phraates I. (181—174) dehnte sein Reich nach Westen aus. Zum Nachfolger bestimmte er seinen Bruder Mithradates I. (174—136), der die Großmachtstellung der Parther schuf. Er verband Medien, Persien und Elymais mit seinem Reich. Parthische Reiterscharen erschienen unter ihm zuerst in Mesopotamien. Dauernd vermochten die Seleukiden das Vordringen der Parther nicht zu hemmen. Demetrios II. Nikator geriet 139 in parthische Gefangenschaft und 129 wurde das Heer Antiochus VII. in Mesopotamien völlig vernichtet. Nachdem Syrien zur römischen Provinz geworden war, stieß das Partherreich mit der Macht Roms zusammen, womit der große weltgeschichtliche Gegensatz zwischen Orient und Okzident aufs neue zum Ausbruch kam.

Inzwischen hatten die Parther in schweren Kämpfen ihre Macht gegen die türkischen Völker verteidigen müssen, die aus Zentralasien eingedrungen waren. Das türkische Nomadenvolk der Yue-tschi war durch die Hiung-nu aus seinen Sitzen an der Nordgrenze Chinas vertrieben worden und drang um 130 v. Chr. durch Turkestan in das östliche Iran ein, wo sie um 126 dem griechisch-baktrischen Reiche ein Ende machten. In Segestan, im nördlichen Industal und Turkestan gründeten sie eine bedeutende Macht. Mithradates II. der Große (bis 76) hat in langen Kämpfen den Westen Iran vor der Eroberung durch die Yue-tschi gerettet. Indes hinderten die Hergänge im Osten die Parther daran, ihre Macht im Westen zu zeigen. Armenien stieg neben dem pontischen Reiche empor; der König Tigranes von Armenien erstrebte sogar die Vormacht über Iran und nahm deshalb den alten Titel „König der Könige" an, den die Arsakiden führten. Mit dem Siege der Römer über Mithradates von Pontus erlag auch das armenische Reich dem römischen Angriff. Zugleich aber stießen auch Rom und die Parther zusammen, indem Phraates III. die Euphratgrenze beanspruchte. Die inneren Wirren im Partherreich nach der Ermordung des Phraates (60 v. Chr.), die erst 54 mit der Herrschaft des Orodes I. endeten, verschoben nur den Ausbruch des großen Kampfes. Er hat in allen Wechselfällen zu keiner anderen Entscheidung geführt, als daß der Euphrat die Grenze zwischen der römischen und iranischen Macht blieb. Damit wurde in Iran eine starke Schranke zwischen dem Osten und Westen errichtet, die den wirtschaftlichen und geistigen Kulturaustausch dauernd hinderte.

Der Angriff auf das Partherreich durch Crassus war politisch ganz unbegründet. Lediglich persönlicher Ehrgeiz und Habgier trieben den eitlen Mann, der mit den Verhältnissen des Landes gar nicht vertraut war und im Felde die verhängnisvollsten Maßnahmen traf, zum Angriff auf die Residenz Seleukia, wo er reiche Beute zu finden hoffte. Die vernichtende Niederlage bei Carrhae (53 v. Chr.) lieferte Mesopotamien in die Gewalt der Parther, und ganz Westasien lag wehrlos vor dem Ansturm der parthischen Reiterheere. Nur das Zögern des Orodes, der seinen Sieg nicht ausnutzte, verhinderte neue parthische Erfolge. Der Angriff auf Antiochia, den der Thronfolger Pakoros 51 unternahm, war erfolglos. Cäsars Plan gegen die Parther kam durch seine Ermordung nicht zur Ausführung; dagegen griffen die Parther in die römischen Bürgerkriege ein. Gegen Antonius riefen syrische Fürsten die Parther herbei. Die Heere des Pakoros, die Syrien und Kleinasien überfluteten, mußten 38 v. Chr. vor Ventidius Bassus über den Euphrat zurückgehen. In demselben Jahre fiel

Digitized by Google

Triumph des Perserkönigs Schapur I.
über den römischen Kaiser Valerian. Felsrelief von
Nakschi-Rustam. (Nach L'Art antique de la Perse.)

Digitized by Google

[illegible] verband sich Tiridates gegen
[illegible] Provinzen [illegible]
[illegible] war, errang einen Sieg, mit dem die
[illegible] Auch Baktrien gewann dadurch seine
[illegible] Tiridates den Titel Großer König an. In
[illegible] er den inneren Ausbau des Staates und
[illegible] des neuen Reiches war Hekatompylos, daneben
[illegible] eine neue Residenz [illegible] oder Dareum. Dem
[illegible] das Reich wiederum durch die Eroberung [illegible]
[illegible] wohl der [illegible] von Atropatene an, der [illegible]
[illegible] III. von Syrien griff mit Erfolg im Osten ein,
[illegible] Arsakes mußte die Oberherrschaft der [illegible]
[illegible] der Römer im Osten, vor allem der Sieg über Antiochos III.
[illegible] Macht der Parther. [illegible] I. [illegible] 174) dehnte sein Reich
[illegible] Nachfolger [illegible] er seinen Bruder Mithradates I. (174—136),
[illegible] Parther [illegible] Er [illegible] Medien, Persien und Elymais mit
[illegible] erschienen unter ihm zuerst in Mesopotamien. [illegible]
[illegible] das Vordringen der Parther nicht zu hemmen. Demetrios II.
[illegible] Gefangenschaft und 129 wurde das Heer Antiochos VII. in
[illegible] Nachdem Syrien zur römischen Provinz geworden war, stieß
[illegible] Macht Roms zusammen, [illegible] der große weltgeschichtliche Gegensatz
[illegible] neue zum Ausbruch kam.

[illegible] die Parther im [illegible] Kämpfen ihre Macht gegen die türkischen
[illegible] eingedrungen war [illegible] Das [illegible] Nomadenvolk
[illegible] Osten an die [illegible]grenze [illegible] vertrieben
[illegible] Turkestan in [illegible] ein, wo sie um 126 dem
[illegible] Indien und Turkestan
[illegible] Mithradates I. [illegible] hat in langen Kämpfen
[illegible] Indes hinderten die Her-
[illegible] zu [illegible] Armenien stieg neben
[illegible] Armenien [illegible] sogar [illegible]
[illegible] der Könige" an, den die [illegible]
[illegible] von Pontus [illegible] auch das armenische
[illegible] Rom und die Parther zusammen,
[illegible] Die inneren [illegible] im Partherreich
[illegible] die erst [illegible] mit der Herrschaft des Orodes I.
[illegible] Kampfes. Er hat in allen Wechselfällen
[illegible] daß der Euphrat die Grenze zwischen der römischen
[illegible] im Iran eine starke [illegible] zwischen dem
[illegible] und geistigen Kulturgebiete [illegible] dauernd
[illegible]

[illegible] Crassus war persönlich [illegible] Lediglich
[illegible] den eitlen Mann, der mit den Verhältnissen des
[illegible] im Felde die [illegible] Maßnahmen traf, zum
[illegible] wo er reiche Beute zu finden hoffte. Die vernichtende
[illegible] v. Chr.) lieferte [illegible] in die Gewalt der Parther, und
[illegible] vor dem [illegible] Nur [illegible] Zögern
[illegible] Sieg [illegible] Der [illegible]
[illegible] den [illegible] war [illegible] Cäsars
[illegible] nicht zur [illegible]
[illegible] die [illegible]
[illegible] mußten
[illegible] den Euphrat [illegible] In demselben Jahre fiel

Digitized by Google



Triumph des Perserkönigs Schapur I.
über den römischen Kaiser Valerian. Felsrelief von Nakisch-i-Rustam. Nach L'Art ant.que de la Perse.

Digitized by Google

der ausgezeichnete parthische Heerführer beim Angriff auf ein römisches Lager, und Orodes I. wurde im Jahre 37 von seinem Sohne Phraates IV. ermordet.

Seit Phraates IV. werden die Beziehungen zu Rom ruhiger. Er sandte im Jahre 20 v. Chr. die bei Carrhae erbeuteten Feldzeichen des römischen Heeres und die im Osten Irans angesiedelten Gefangenen an Augustus zurück. Parthische Prinzen lebten häufig in Rom und gewannen hier Interesse für römische Bildung. Gerade dadurch aber machte sich einer von ihnen, Vonones I., als Herrscher unmöglich. Sein Nachfolger Artabanus III. wurde sogar von einer starken Partei seines Volkes, die mit den Römern verbündet war, vertrieben, als er Armenien zu erobern suchte. Die armenische Frage blieb immer noch ein Streitpunkt zwischen Rom und den Parthern; sie wurde nach einem Kampfe (58—60) durch die Belehnung des Tiridates mit Armenien von Nero 62 beigelegt. Ein politisch wenig begründetes Unternehmen war Trajans Zug gegen die Parther im Jahre 114; er nahm nur die alten Tendenzen der römischen Eroberungspolitik wieder auf. Das Partherreich selbst war schon in innerer Auflösung begriffen, so daß die Römer nur geringen Widerstand durch Chosrau I. fanden. Hadrian zog die römischen Truppen zurück und stellte wieder die Euphratgrenze her. Unter Marc Aurel erfolgte noch einmal ein Angriff der Parther von seiten Vologases III. (148—191), der mit einer schweren Niederlage der Parther und der Eroberung Ktesiphons (198) endete. Auf das zerfallende Partherreich unter Artabanus V. unternahm Caracalla 216 einen Angriff. Im Jahre 217 sind die Römer unter Kaiser Macrinus mit den Parthern zum letztenmal zusammengestoßen; auch jetzt behauptete Rom nur Mesopotamien.

Die Arsakiden haben sich nicht als Fremdherrscher im Iran betrachtet; sie hatten schon persische Sprache, Religion und Sitte angenommen. Die Iranier selbst haben sie freilich als fremde und unrechtmäßige Herrscher angesehen.

Die Kulturstellung Persiens unter den Arsakiden beruht zunächst auf dem Fortwirken des Hellenismus. Griechische Bildung hat am Hofe der Arsakiden eine Stätte gefunden: griechische Ärzte, Künstler und Techniker haben in ihrem Dienste gewirkt, Dramen des Euripides wurden am Hofe aufgeführt. Indes mag mehr der bewegliche Geist und geschäftige Sinn der Griechen auf diesem Boden eine Wirkung gesucht haben, als daß die Bevölkerung Irans bis in ihre Tiefen vom hellenischen Wesen beeinflußt wäre. Auch in Baktrien war der hellenischen Kultur nur vorübergehend eine tiefer eindringende und breitere Wirkung beschieden. Im ganzen darf man sagen, daß sich im Reiche der Arsakiden eine schärfere Trennung zwischen dem Osten und dem Westen vorbereitet als sie bisher bestanden hatte. Die Arsakiden haben die Wirkung Alexanders, die engere Kulturgemeinschaft zwischen dem Orient und Europa, im Bereiche ihrer Macht aufgehoben. Die neue politische Verselbständigung Persiens führte zu einer geistigen Isolierung, in der Persien die geistigen Bewegungen des Westens, die seine innere Selbständigkeit hätten bedrohen können, abwies. Die nationale Religion erstarkte in dieser Zeit und wurde die Hauptstütze des inneren Widerstandes. Das Arsakidenreich ist die erste starke Reaktion des Orients gegen Europa.

Aber es stieß nicht nur aus seinem eigenen Dasein immer mehr die westlichen Einflüsse ab, es sperrte auch die alten Verbindungen des Westens mit Indien und China. Die Geschichte des Handels ist hierfür bezeichnend. Weit eher sind Inder und Chinesen ins römische Reich gelangt als Parther. Freilich hat die politische und kulturelle Absperrung Irans nicht in allem günstig gewirkt. Sie war unfraglich eine der Ursachen der Erstarrung des geistigen Lebens in Iran, das in seiner Produktion auffallend dürftig erscheint. Iran war in seinem Volksleben und seiner Kultur eine zu voller Eigenart durchgebildete Macht; seine selbständige Kraft widerstand dauernd dem die Völker sich assimilierenden Hellenismus. Aber auch iranisches Wesen ist trotz des tiefen Gegensatzes in der Gesamtkultur nicht wirkungslos geblieben; gerade im religiösen Denken der Völker hat sich die innere Lebensenergie Irans geltend gemacht: Der Mazdaismus und der Mithraskult vollenden in der hellenistischen und römischen Zeit ihren Siegeszug durch Asien und Europa.

Digitized by Google

16. Die Sassaniden.

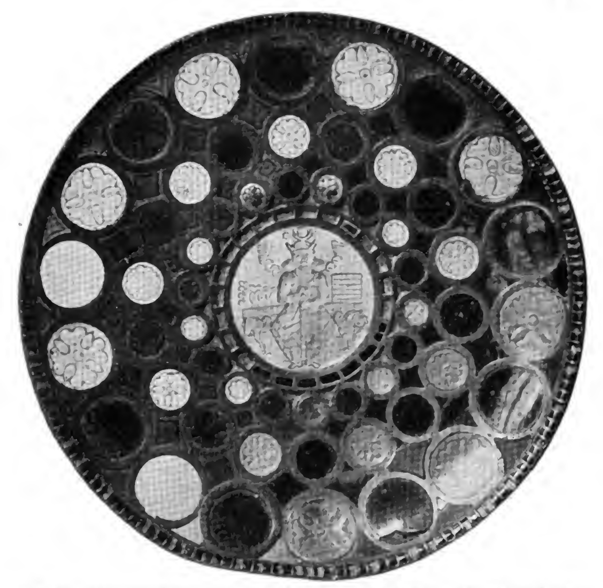
Mit dem dritten Jahrhundert trat an die Stelle der Arsakiden die persische Dynastie der Sassaniden (228 n. Chr.), die den iranischen Einheitsstaat zu neuer Macht erhob, seine nationale Überlieferung pflegte und die Religion künstlich organisierte. Sie knüpft an die alten Ansprüche an und übernimmt das Erbe des Kampfes gegen das römische Weltreich, das seinen Schwerpunkt nach Konstantinopel verlegt hat. Als die „beiden Augen des Menschengeschlechts" erschienen den Zeitgenossen die beiden miteinander ringenden Mächte, die in Siegen und Niederlagen sich nebeneinander behaupteten.

Die Dynastie der Sassaniden ist durch eine nationale Erhebung der Perser, bei denen Volkstum, Staat und Religion in einem starken Nationalgefühl geeint war, zur Herrschaft gelangt. Ihr iranisches Volksbewußtsein bekundet sich besonders in der engen Verbindung der Religion mit dem Staat; die Sassaniden trieben oft mit gewaltsamen Mitteln eine fanatische Religionspolitik. Mit der einheitlichen, hierarchisch straff organisierten iranischen Staatskirche wahrten die Sassaniden nicht nur die festgeschlossene Staatsgewalt, auch die innere Unabhängigkeit des iranischen Wesens hing am Bestande der Religion Zarathustras, die vom Westen her durch das Christentum, im Osten durch den Buddhismus bedroht war.

Der Begründer der Sassanidenmacht war ein Perser Ardaschir, dessen Vater Papak wohl schon eine kleinere Herrschaft begründet hatte, wie solche unter den Arsakiden in größerer Zahl bestanden. Als Ardaschir zu bedrohlicher Macht gelangt war, suchte ihn der letzte Arsakide Vologases V. zurückzudrängen, verlor aber in der Schlacht 227 das Leben. Die arsakidischen Fürsten flohen zum Teil nach Indien, andere erkannten den neuen Herrscher an. Bald war Ardaschir der allgemein anerkannte „König der Könige". Die Neubelebung des persischen Nationalgefühls lenkte die Blicke des Herrschers sofort gegen Rom. Der Zusammenstoß führte 231 zu keiner Entscheidung. Als ein gewaltiger Krieger trat aber Schapur I. (Sapor) (241 bis 272) auf; mit ihm beginnen die persisch-römischen Kämpfe, die das byzantinische Reich erbte. Im Jahre 242 fiel Schapur in Syrien ein und wurde erst nach langen Kämpfen zurückgedrängt. Bei einem zweiten Einfall 260 nahm Schapur den Kaiser Valerian mit seinem ganzen Heere gefangen. Unter Schapur trat etwa 238 der Religionsstifter Mani auf, dessen Erfolge für Iran die Gefahr einer Religionsspaltung bedeuteten.

Rom hatte in der Sassanidenmacht mit Recht den gefährlichen Gegner erkannt und ging zum Angriff über. Thronwirren in Persien boten eine günstige Gelegenheit. Der Feldzug des Kaisers Carus (283), der bis Ktesiphon vordrang, war erfolglos; Carus wurde im Lager von meuternden Truppen ermordet. Doch gewann Galerius nach einem Siege über den König Narses 298 Armenien und Gebiete östlich vom Tigris. Dagegen bezeichnet die 72 Jahre lange Regierung des gewaltigen Schapur II. (309—380) eine Steigerung der persischen Macht. Ihm trat Julianus 363 entgegen, nachdem Schapur Nisibis vergeblich belagert und Amida 359 genommen hatte. Als Julian aus Mangel an Proviant vor Ktesiphon den Rückzug antreten mußte, traf ihn in einem Gefecht gegen die verfolgenden persischen Reiter ein Pfeil tödlich. Das Heer erwählte Jovian als Kaiser. Er schloß einen schmählichen Frieden, in dem er alles Land nördlich vom Tigris und fast ganz Mesopotamien preisgab. Schapur wandte sich nach dem Siege gegen Armenien, wo er in langen Kämpfen die persische Oberherrschaft sicherte, aber die armenische Kirche nicht zu überwinden vermochte. Schwere Kämpfe hatte Schapur auch im Osten gegen von Hochasien heranflutende Nomadenvölker zu bestehen. Ihre Abwehr ist die eigentliche Kulturaufgabe des Sassanidenreiches gewesen; es hat Westasien vor einem Hunneneinfall geschützt. Später hat Iran seinen Kultureinfluß in Transoranien verbreitet; in Buchara herrschte Zarathustras Religion, als die Araber das Gebiet eroberten. Hier hatte die iranische Kultur eine bedeutende Stellung gewonnen. Jezdegerd II. (442—459) wandte sich dann gegen Kaukasusvölker, die häufig in Iran einfielen. Gleichzeitig führte er einen fanatischen, vergeblichen Verfolgungskampf gegen das Christentum der Armenier. Peroz (459—484), der mit Umsicht die Nöte einer Dürre und Hungersnot in Iran zu lindern suchte, kämpfte unglücklich gegen die Hephthaliten oder weißen Hunnen, die zwei Jahre über die Perser herrschten. Peroz selbst fand auf einem Zuge gegen sie den Tod. Nach schweren inneren Wirren bestieg sein Sohn Kavadh

Digitized by Google



König Chosrau II. von Persien auf einer Bergkristall-Schale. Original in der Nationalbibliothek, Paris.

(488—531) den Thron, unter dem der religiöse Sozialismus Mazdaks zu einer schweren inneren Zerrüttung führte, mit der sich auch die persönlichen Geschicke des Königs verflochten. Nach der Vernichtung der Mazdakiten durch Kavadhs Sohn Chusrau geriet auch Kavadh mit den Byzantinern um den Besitz kaukasischer Provinzen in immer neue Streitigkeiten. Wohl gewann Belisar unter wechselnden Erfolgen 530 einen Sieg; aber Persien behauptete seine beherrschende Stellung in Lasistan, Georgien und Armenien, wo das Christentum durch die Sassaniden anerkannt wurde.

Mit Chosrau Anuschirwan (531—579) bestieg der größte aller Sassaniden den Thron. Als „den Gerechten", den Herrscher „mit unsterblicher Seele" priesen ihn die Perser. Unfraglich stand unter ihm Persien auf der Höhe seiner Macht, und die meisten Unternehmungen des Königs waren erfolgreich. Zunächst schloß er mit den Byzantinern Frieden; die kaukasischen Pässe sicherte er mit Hilfe byzantinischer Geldbeiträge durch große Befestigungen; selbst im nördlichen Indien machte er die alten Ansprüche Persiens geltend. Als aber Justinian die römische Weltmacht durch Vernichtung der Ostgoten und Vandalen erneute, fiel Chosrau plötzlich in Syrien ein, plünderte zahlreiche Städte und eroberte Antiochia. Byzanz entledigte sich des

Digitized by Google

Gegners zunächst durch eine große Tributzahlung. Erfolglos kämpfte Chosrau mit Byzanz um Lasistan. Für beide Mächte war der Besitz des Küstenlandes von großer Bedeutung: Chosrau hoffte hier die Basis für die Entwicklung einer Seemacht zu finden, für die Byzantiner war der christliche Staat ein Bollwerk gegen die Alanen und Hunnen des Kaukasus, deren Raubzüge stets drohten. Gefährlicher wurden wiederum die Hergänge in Zentralasien. Um 550 zerstörten türkische Stämme, die aus Ostturkestan vordrangen, das Reich der Hephthaliten. Das damit entstehende große Türkenreich bedeutete eine schwere Gefahr für Persien; Chosraus kluge Politik wußte den Angriff der Türken abzulenken, er gewann sogar einen Teil des Hephthalitenreiches. Endlich griff Chosrau in Südarabien ein, wo ein christlicher Staat entstanden war, der sich mit Hilfe der Abessinier behauptete. Die Abessinier traten hier offenbar im Interesse ihres Handels auf und machten Eroberungen. Durch persische Truppen wurden die Abessinier vertrieben, Südarabien bildete eine persische Statthalterschaft. Erst der Sieg des Islam hat auch hier die persische Herrschaft vernichtet. Unter Chosraus Nachfolger Hormizd IV. (578—590) stand Persien in beständigem Kampf mit Byzanz, der schon in den letzten Jahren Chosraus begonnen hatte. Sein Sohn Chosrau II. konnte den Thron erst mit byzantinischer Unterstützung einem aufständischen Feldherrn Bahram entreißen. Trotzdem fiel Chosrau 604 verwüstend in Syrien ein. Der Kampf zwischen Byzanz und Persien hatte seit Chosrau I. immer mehr den Charakter wilder Raubzüge angenommen, die politisch nichts entschieden, die aber den Persern schwere Verluste an Menschen zufügten. So wurde dem anstürmenden Arabertum der Weg gebahnt; der Islam traf hier auf eine in ihren Tiefen erschütterte Welt.

Noch einmal gelang ein erfolgreicher Vorstoß nach Westen in den Jahren 614—622; gerade diese Zeit sollte aber für Persien verhängnisvoll werden. Während das byzantinische Reich in Europa von Slawen und Alanen bedroht war, überfluteten die Perser Syrien und Kleinasien; Chosrau plante eine völlige Überwältigung Ostroms. Nach der Eroberung von Antiochia, Apamea, Emesa und Kaisarea in Kappadokien (611) wies er alle Friedensangebote zurück. Damaskus wurde 613 von Chosraus Feldherrn Schahrbaraz genommen, der auch Jerusalem 614 völlig zerstörte, die Einwohner wurden getötet oder nach Persien verschleppt, wobei auch das „heilige Kreuz" nach Ktesiphon entführt wurde. Zugleich wurde mit der Einnahme Alexandrias auch Ägypten den Byzantinern entrissen und damit die Verproviantierung von Byzanz sehr beschränkt. In der äußersten Not ermutigte der Patriarch Sergius den Kaiser Heraklius zum Widerstand. Nach einer Neubildung des byzantinischen Heeres zog er 622 gegen die Perser. Die Kriege des Heraklius hatten zugleich einen religiösen Charakter; sie sollten die Zerstörung Jerusalems und die Entführung des heiligen Kreuzes rächen. Als Heraklius bereits die persische Grenze erreicht hatte, zwang ihn ein neuer Avareneinfall zur Umkehr. Größeren Erfolg hatte der Zug von 624, auf dem Heraklius in Aserbeidschan, wo er den berühmten Feuertempel zerstörte, den Chosrau selbst schlug. Einen glänzenden Sieg gewannen die Byzantiner in Armenien 625 über Schahrbaraz; doch mußte er sein erschöpftes Heer nach Kleinasien zurückziehen. Endlich brachte Heraklius auf dem dritten Zuge den Persern bei Ninive 627 eine vernichtende Niederlage bei. Auch die Residenz Chosraus, Dastagerd, wurde zerstört. Mit der völligen Erschöpfung der persischen Kraft endete Chosraus Regierung. Sein Sohn Kavadh II. Scheroe erhob sich im Bunde mit dem Adel und warf Chosrau ins Gefängnis, wo er ihn durch einen vornehmen Perser ermorden ließ. Scheroe bat um Frieden, der 630 abgeschlossen wurde. Zu allem Unglück kam noch eine Überschwemmung des Euphrat und Tigris, die das ganze Irak in einen Sumpf verwandelte, und eine furchtbare Pest, der auch Scheroe (628) erlag, wirkte furchtbar.

Auf Scheroes Tod folgten unablässige Rebellionen und Thronwirren; in vier Jahren hatten zwölf Personen, darunter zwei Töchter Chosraus I., den Thron inne. Die meisten von ihnen kamen durch Mord zur Herrschaft. Unter dem letzten Sassaniden, Jezdegerd III. (632—651), brachen die durch den Islam geeinten Araber in die Kulturländer Westasiens ein. In schnellen Schlägen haben sie auch das Sassanidenreich zertrümmert und Iran dem Islam unterworfen. Trotz der völligen Erschöpfung und inneren Zerrüttung haben die Perser den Arabern tapfersten Widerstand geleistet, bis tatsächlich ihre letzten Kräfte vernichtet waren. In der dreitägigen Schlacht bei Kadisijat (637) verteidigte Rustam gegen Sa'd ibn Abi Wakkas

Digitized by Google

den Zugang nach Iran. Der Kampf wendete sich zugunsten der Perser, als den Arabern ein Heer aus Syrien zu Hilfe kam. Bei Nihavend (642) sammelten die Perser ihre letzten Kräfte unter Perozan, um die Zugänge nach dem Osten zu decken. Auch hier war die Schlacht fast für die Perser entschieden, als die Araber mit einem letzten Angriff ihnen den Sieg entrissen. In einzelnen Provinzen und Städten fanden die Araber noch Widerstand, zumal Persis wurde erst nach der großen Schlacht bei Reschahr (644) unterworfen. Armenien, das durch innere Adelsfehden zerrissen war, wurde 640 unterworfen, ebenso gewannen die Araber schnell Georgien und Albanien. Jezdegerd war inzwischen durch Medien nach Merw geflüchtet. Durch Verrat fand der König hier den Tod. Am längsten leisteten die Stämme in den Gebirgen südlich vom Kaspischen Meer den Arabern Widerstand; aber solche Kämpfe hatten nur noch lokale Bedeutung. Iran war eine Beute des Islam geworden. Zunächst bedeutete die arabische Eroberung das Hereinbrechen des Barbarentums. Das Land wurde an die arabischen Heerführer verteilt, die es verheerten und ausplünderten. Die Einführung des Islam in Persien bedeutet nur die äußerliche Übernahme dieser dem iranischen Geiste stets fremd gebliebenen Religion. Der leichte Sieg des Islam aber weist auf die Erstarrung des iranischen Glaubenslebens in der orthodoxen Staatskirche zurück. Auch das politische Leben Irans hat sich nicht in das arabische Staatswesen eingefügt. Die Bildung zahlreicher Dynastien, die den Chalifen als Herrn nur formell anerkannten, tatsächlich aber die wirkliche Gewalt hatten, erwuchs auf dem Boden Irans aus den geographischen Lebensbedingungen und seinen geschichtlichen Voraussetzungen. Das Persertum ist hier bald wieder zu einer Macht gelangt, die das Arabertum aus seiner beherrschenden Stellung in Iran zurückdrängte. Die Geschichte Persiens unter dem Islam ist der Gegenstand einer besonderen Darstellung in diesem Bande.



Persischer König der Sassanidenzeit mit seinen Frauen (Chosrau II. und Schirin).
Wandmalerei in einem Grottentempel zu Adschunta.

Die politische Geschichte der Sassanidenzeit erscheint als eine unabhängige Reihe von Kämpfen, in denen sich der iranische Staat nach allen Seiten hin seiner Gegner zu erwehren hatte, um in diesen Kriegen seine Kraft zu erschöpfen und endlich zu erliegen. Aber schon in diesen Ereignissen vollendete sich eine kulturgeschichtlich wichtige Tatsache: die Selbstbehauptung des Iraniertums als einer Macht, die in sich von eigenartigem Leben erfüllt war und die wirksame Kräfte in der Weltkultur zur Geltung brachte. Die Grundlage des mittelpersischen Staatslebens bildete der Landbau, den Zarathustra zu einer religiösen Pflicht gemacht hatte. Er stand in hohem Ansehen und trug die materiellen Lasten der Staatsverwaltung; eine nach den Erträgen des Bodens an Getreide, Datteln und Öl bemessene Grundsteuer und eine Kopfsteuer lieferten die Staatseinkünfte. Bedeutend war auch der Handel, der durch sehr strenge Grenzsperren den Austausch zwischen China und dem römischen Westen ganz an sich brachte.

Aus dem grundbesitzenden Lehnsadel entwickelte sich das persische Rittertum, der Stand der Dihkane. Sie stellten für das Heer die schwere, gepanzerte Reiterei. Unter ihnen lebte die Landbevölkerung, aus der im Kriege das Fußvolk gebildet war. Über den Landadel erhoben sich die alten, großen Adelshäuser, in denen die Staatsämter erblich waren; dieser Hochadel bildete ein mächtiges Fürstentum. Neben ihm stand der Priesterstand der Magier. Zu großer politischer Macht sind sie erst mit der Organisation der sassanidischen Reichskirche gelangt. Als hierarchisch geordnete kirchliche Macht, zusammengefaßt in der Person des Obermagiers, übten

Digitized by Google

sie einen großen politischen Einfluß, wie im Kampfe gegen die Manichäer und Mazdakiten. Ihre Aufgabe war die Pflege des Opferwesens und die Ausübung des liturgisch ungemein komplizierten Kultus. Durch das Institut der Beichte und Sündenvergebung gewannen sie tiefen Einfluß auf das gesamte Volksleben, der im Priestertum selbst die Herrschsucht steigerte.

Losgelöst von allen Mächten erhob sich in absoluter Machtvollkommenheit das Königtum in seiner übermenschlichen Hoheit. Gewaltige, prunkvolle Paläste und die ungeheure Pracht der Hofhaltung verkündeten die Herrlichkeit des Herrschers. Riesige Schätze lagerten in den Residenzen; noch die Plünderung des „schätzereichen" Ktesiphon durch die Araber gewann eine Beute von unermeßlichem Wert. Jagd und Krieg erfüllten das Leben der Großkönige. Tatsächlich freilich waren dem Könige Adel und Priestertum nicht selten überlegen. Kräftige Herrscher, wie Chosrau, wußten sich auf Adel und Geistlichkeit zu stützen, ohne von ihnen abhängig zu sein und ohne sich persönlich um die Lehren der Kirche viel zu bekümmern.

Die kriegerische Tüchtigkeit der Perser und ihre technisch hervorragende Kriegskunst machte sie zu ebenbürtigen Gegnern der Römer. Die Hauptmacht des Heeres war die Reiterei, die den Gegner durch einen Pfeilhagel erschütterte und in ihrer Beweglichkeit schwer angreifbar war. Hinter den berittenen Bogenschützen standen die gepanzerten Lanzenreiter. Ihre Aufgabe war, den letzten vernichtenden Stoß auf den Feind zu üben. Die nationale Waffe war seit altpersischer Zeit der Bogen; der große Bogenschütze ist eine Gestalt der iranischen Sage. Aus dem indischen Heerwesen waren die Elefanten entlehnt. Besonders die Technik der Belagerung und der Verteidigung war von den Persern zu hoher Vollkommenheit gebracht.

Für das innere Leben Irans wurde entscheidend, daß die Religion Zarathustras in einer priesterlich-kultischen Umbildung die Alleinherrschaft gewann. Königtum und Priestertum standen als die nationalen Mächte im Bunde. In der Sammlung der heiligen Schriften und in der Organisation der sassanidischen Reichskirche stellt sich diese Bewegung dar.

Das religiöse Buch der persischen Religion, das Avesta, ist, obwohl einzelne seiner Bestandteile sehr viel älter sind, erst von der Reichskirche der Sassaniden geschaffen, deren starres Wesen und deren Fanatismus in ihm vielfach hervortreten. Der Name Avesta bedeutet wohl „Grundtext" im Gegensatz zum „Zend", dem in Pehlewi, d. h. in mittelpersischer Sprache, geschriebenen Kommentar. Die wechselvollen Geschicke Irans und seiner Religion haben an Zusammenfügung und Zerstörung der Literatur mitgewirkt, als deren einziger Rest unser Avesta vorliegt. Die Anfänge dieses Schrifttums gehen bis auf die Reform Zarathustras zurück; aus ältester Überlieferung sind die Gathas, die in Versen abgefaßten Lehrreden Zarathustras, erhalten. Auch die Yaschts, die religiösen Hymnen des Avesta, sind älteren Ursprungs. Der Ton des priesterlichen Lehrgedichtes verrät freilich, daß hier schon mit den Mitteln einer literarischen Überlieferung gearbeitet wird. Der Inhalt aber ist vielfach alt; die iranische Mythologie und Königssage blicken noch aus den Hüllen dieser Poesie hervor. Einzelne Nachrichten griechischer Schriftsteller ermöglichen, das Dasein priesterlicher und kultischer Texte in älterer Zeit zu verfolgen. Strabo und Pausanias geben die auf Anschauung beruhende Nachricht, daß die Magier in den Feuertempeln stundenlang Liturgien rezitierten. Das liturgische Element, das im Avesta einen breiten Raum einnimmt, ist also aus dem alten Opferritual hervorgegangen. Ob eine Sammlung als Kanon der Religion bestand, ist sehr zweifelhaft.

Greifbar wird das Avesta erst mit dem Aufkommen der Sassaniden. Aus mündlicher und schriftlicher Überlieferung ließ Artaschir I. (226—241) durch den Oberpriester Tansar die heiligen Texte sammeln und ordnen. Dem ließ Schapur I. (241—272) zahlreiche Werke der profanen Literatur über Medizin, Astronomie u. a. beifügen. Der Abschluß der Sammlung und die Einteilung in 21 „Nask" soll unter Schapur II. (309—379) fallen. Wieviel im einzelnen an diesen Nachrichten zutreffend ist, läßt sich nicht sagen; jedenfalls haben sie eine geschichtliche Grundlage, sofern in der Sassanidenzeit das zerstreute religiöse wie profane Schrifttum Irans alten und jungen Ursprunges gesammelt und zu einem Werke von kanonischem Ansehen zusammengefügt wurde. Mit dem Untergange der Sassaniden durch die arabische Eroberung (643) zerfiel die zarathustrische Kirche in Iran, und mit ihr gingen auch große Teile dieser Sammlung zugrunde. Der Islam ist auch hier der Zerstörer gewesen.

Digitized by Google



Ahuramazda überreicht Ardeschir den Ring der Herrschaft. Relief von Naksch-i-Rustam.

Erhalten hat sich nur, was als liturgischer Bestandteil im Kultus der Zarathustrier gerettet wurde. Das große Avesta der Sassanidenzeit aber ist eine historisch noch erkennbare Größe.

Außer dem Avesta hat die Sassanidenzeit eine sehr beträchtliche Literatur geschaffen, von der freilich fast nur theologische Schriften erhalten sind. Aber in ihren Nachwirkungen sind andere Zweige erkennbar, so vor allem die Geschichtschreibung. Ein „Königsbuch" war noch lange nach dem Ende der Sassaniden bekannt. Wissenschaftliche Einflüsse gingen von Indien und Griechenland aus; philosophische und naturwissenschaftliche Werke der Griechen sind übersetzt worden. Die medizinische Bildung war von Indien aus beeinflußt.

Die Sprache dieser Zeit, das Mittelpersische, wird als Pehlewi, d. h. parthisch, bezeichnet. Merkwürdig ist das Schriftsystem, das die Erkenntnis der Sprache vielfach verhüllt hat. Die Iranier übernahmen die Schrift von den Aramäern und schrieben nicht nur mit den einzelnen aramäischen Zeichen, sondern schrieben zahlreiche Worte auch in aramäischer Sprachform, wofür aber das entsprechende persische Wort gesprochen wurde. Die Pehlewiliteratur besitzt nur Prosawerke, deren Inhalt sich vielfach mit verloren gegangenen Teilen des Avesta berührt, sie vielfach auch in theologischen Reflexionen weiter ausführt. Sehr verbreitet und beliebt war bei den Persern zu allen Zeiten eine didaktische, moralisierende Literaturgattung, die sittliches Verhalten und praktische Lebensklugheit, aber auch feines Betragen und gute Sitte lehrte. Solche Schriften, die später in Sadis Dichtung ihren beliebtesten und berühmtesten Vertreter gefunden hatten, wurzeln im persischen Volksgeist, dem ein feiner Sinn für die Kultur des äußeren Daseins, für gesellschaftliche Bildung und anmutige Formen des Lebens eigen ist. In der Sassanidenzeit ist diese Literatur mit religiösen und rituellen Motiven verflochten. Hierhin gehört der Minochired, der „Geist des Verstandes". Wie bei der didaktischen Literatur, so liegen auch die Anfänge der epischen Kunst in mittelpersischen Prosawerken, so im Ardeschir-Roman. Erst mit der neupersischen Dichtung tritt das Epos in metrischer und mit dem Reim ausgestatteter Form auf. Es werden hier öfter Vorlagen in Pehlewi benutzt, aber zugleich wird gelegentlich bezeugt, daß diese nicht in metrischer Form abgefaßt waren. Trotzdem hat wohl auch Poesie in gebundener Form bestanden. Ohne die Grundlage volkstümlicher Dichtung sind die metrischen Teile des Avesta nicht zu begreifen. Und noch das heutige persische Volkslied kennt nur — wie das Avesta — einen lediglich auf Silbenzahl beruhenden Versbau.

Digitized by Google

Am wichtigsten ist die Tatsache, daß die Geschichte Irans sogar in offizieller Darstellung aufgezeichnet wurde. Ein solches Werk war das Chodhainamak, das Herrscherbuch, von dem Ibn Mukaffa im 8. Jahrhundert eine arabische Übersetzung anfertigte. Auch diese ist bis auf Bruchstücke verloren. Zufällig ist auch bekannt, daß es „königliche Schriften" unter Chosrau I. gab, in denen in zeitlicher Folge die Taten der einzelnen Könige verzeichnet waren.

Das Avesta wie die Pehlewiliteratur würden ein ziemlich dürftiges Bild von der iranischen Geisteskultur geben, wenn diese in ihnen erschöpfend dargestellt wäre. Das ist indes sicher nicht der Fall. Die Partherzeit schon war von hellenistischen Einflüssen erfüllt. Nach der arabischen Eroberung hat der persische Geist sehr bald seine überlegene Kraft erwiesen, er hat die arabischen Eroberer früh zurückgedrängt und den Islam durch die individuelle Frömmigkeit des Pantheismus, des Sufismus, innerlich zersetzt. Nicht minder zeigen die Anfänge der neupersischen Literatur, daß ein vielseitiges geistiges Leben voraufging. Vor allem aber zeigt sich die geistige Energie, Tiefe und Selbständigkeit des iranischen Denkens, von denen das nüchterne priesterliche Ritual nichts ahnen läßt, in religiösen Bewegungen von großer und wirksamer Stärke, in dem Denken von Persönlichkeiten wie Mani und Mazdak.

Von Syrien aus war schon zur Partherzeit das Christentum nach Persien gelangt; bei Ktesiphon gab es starke Gemeinden. Bis Konstantins Zeit hatte es hier sogar eine günstigere Stellung gehabt als im römischen Reiche. Erst als durch Konstantin das Christentum im römischen Reiche „erlaubte" und tatsächlich die begünstigte Religion wurde, gestaltete sich der politische Gegensatz auch zum religiösen; seit 345 begann unter Schapur II. im Sassanidenreich die blutige Verfolgung der Christen, die als Freunde der Römer erschienen. Seit dem Friedensschluß Jovians (363) traf die Verfolgung auch die Christen der abgetretenen Gebiete. Erst 380 kam der Kampf der Sassaniden gegen die Kirche zum Stillstand. Jezdegerd I. organisierte die persische Kirche, an deren Spitze der Bischof von Seleukia stand. Mit dem Erfolge der Sassaniden von 363 erhielt der Hellenismus im Osten den Todesstoß; er schwand auch aus dem Leben der Kirche. Ganz freilich schwanden auch in der ostsyrisch-persischen Kirche nicht die Nachwirkungen des Hellenismus. Sie bekunden sich in den zahlreichen Übersetzungen griechischer Werke ins Syrische, sowie in dem Zusammenhang mit der führenden theologischen Schule von Antiochia. Die Verfolgung der Nestorianer durch Byzanz führte eine Wendung herbei; sie fanden im persischen Reiche Duldung und haben von hier aus in Zentralasien und China eine sehr erfolgreiche Mission getrieben.

Daß es dem iranischen Geistesleben nicht an selbständiger Kraft fehlte, zeigt sich im Manichäismus. Mani, um 216 in Mardinu bei Ktesiphon geboren, ist 242 in Babylon als der letzte und größte Gesandte Gottes aufgetreten. Seine Religion erhob den Anspruch allgemeiner Geltung. Dem entsprach sein Streben nach einer synkretischen Weltreligion, die auf persischer Grundlage die verschiedenen Gedanken zu verschmelzen suchte. Mit einem solchen Versuch ist Mani unter Schapur I. hervorgetreten. An sein erstes Auftreten schlossen sich lange Reisen, die ihn nach Indien und China führten. Erst in den letzten Jahren der Regierung Schapurs kehrte er nach Persien zurück. Hier gewann er einen starken Anhang und fand selbst am Hofe günstige Aufnahme. Seine Gegner, die Priester, veranlaßten seine Gefangennahme, aus der er durch die Flucht entkam. Nach Schapurs Tode kehrte er zurück und erlangte die Gunst Hormuz I. Unter seinem Nachfolger Bahram I. wurde er gekreuzigt (276/77) und sein Leichnam geschunden. Über seine Anhänger brach eine grausame Verfolgung herein, die durch die Flucht der Manichäer ins römische Reich nach Innerasien und Indien die Verbreitung der Lehre Manis außerordentlich gefördert hat.

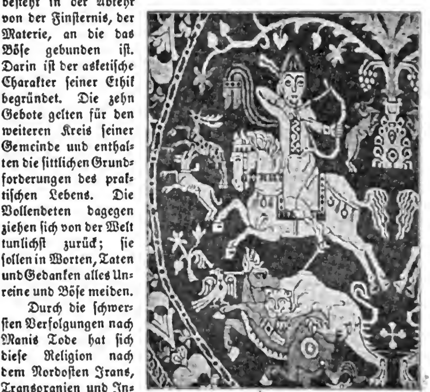
Mani ist erlegen, weil seine universale Religion mit der nationalen Erstarkung Persiens und der sie tragenden nationalen Priesterschaft der Magier zusammenstieß. Die politische und religiöse Entwicklung des Sassanidenreiches aber lehnte jeden Synkretismus ab, den kulturellen wie den religiösen. Mani ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller gewesen, der zahlreiche Werke hinterließ. Nur weniges war, zumal aus arabischen und kirchlichen Quellen, über diese Schriften bekannt. Bruchstücke aus ihnen sind erst in letzter Zeit in Ost-Turkestan gefunden worden, die Manis Gedanken und Sprache, das Mittelpersische, unmittelbar zeigen.

Die Grundlage der Religion Manis ist der Dualismus von Licht und Finsternis, der ihm entsprechende ethische Dualismus des Guten und Bösen und die Lehre vom Kampf der guten

Digitized by Google

und bösen Geister der beiden Reiche. Damit bekundet sich seine Lehre als ein in der altpersischen Religion wurzelndes Gebilde. Daneben wirken babylonische Vorstellungen, die wohl schon vor Mani in die Gnosis eingedrungen waren. Ihre Wirkung ist eine Materialisierung des ethischen Dualismus; Sittliches und Natürliches fällt zusammen. Licht und Finsternis sind materielle Elemente. Das Wesen des Guten und die Gottheit ist, daß sie Lichtmaterie sind. Daneben sind christliche Bestandteile, vielleicht in Verknüpfung mit Vorstellungen der orientalischen Gnosis, übernommen, vor allem die Erlösungsidee. Die Erlösungslehre Manis verbindet sich aufs engste mit dem materiellen Dualismus, der sein Weltbild bestimmt. Die Erlösung wird als physischer Prozeß gedacht, als eine Lostrennung des Lichts von der Finsternis. Durch Mani, den Parakleten, der als Gesandter des Lichts der höchste Prophet ist, wird die volle Erkenntnis gebracht, mit ihm vollendet sich die Befreiung des Lichts von der Finsternis.

Diese Erlösungslehre findet ihren Ausdruck in der Ethik Manis. Der Weg der Erlösung besteht in der Abkehr von der Finsternis, der Materie, an die das Böse gebunden ist. Darin ist der asketische Charakter seiner Ethik begründet. Die zehn Gebote gelten für den weiteren Kreis seiner Gemeinde und enthalten die sittlichen Grundforderungen des praktischen Lebens. Die Vollendeten dagegen ziehen sich von der Welt tunlichst zurück; sie sollen in Worten, Taten und Gedanken alles Unreine und Böse meiden.



Prinz Bahram V. Gor auf der Löwenjagd.
Seidengewebe aus der St. Clemenskirche zu Köln.

Durch die schwersten Verfolgungen nach Manis Tode hat sich diese Religion nach dem Nordosten Irans, Transoxanien und Indien verbreitet. Seit etwa 280 dringt sie in Mesopotamien, Syrien, Ägypten und Afrika ein. Seit 330 verbreitete sich der Manichäismus rasch im Reich, nachdem er äußerlich christliche Formen angenommen hatte. Seine Wirkung beruhte auf der Erlösungslehre im Verein mit dem naturalistischen Dualismus, wie er der alten Welt vertraut war. Die mit dem römischen Staat verbündete Kirche hat den Manichäismus überwunden. Auch die Unterdrückung der Manichäer hat die Opposition gegen die Staatskirche nicht völlig beseitigt. In der Lehre Mazdaks tritt eine politische und soziale Bewegung hervor, die, wie bei den Orientalen gewöhnlich, von religiösen Gedanken erfüllt und getragen ist. Auch der Kommunismus, den Mazdak lehrte, war religiös begründet. Er lehrte die Gleichheit aller Menschen auf Grund der göttlichen Schöpfung, alle hätten damit ein Recht auf gleichen Besitz. Um aber jede Neubildung des privaten Besitzes zu hindern, mußte das an die Familie gebundene Erbrecht und die Familie selbst, der wichtigste Antrieb zum Erwerb, aufgelöst werden. So kommt Mazdak zur Forderung der Weibergemeinschaft. Diese soziale Reform hat für Mazdak einen religiösen Charakter: sie ist die Erfüllung der wahren Bruderliebe, die über aller positiven Religion steht.

Mazdak hatte großen Erfolg, das geringe, arme Volk fiel ihm zu, als er verkündete, daß alle mit dem reichen Adel und der mächtigen Priesterschaft gleichstehen sollten. Die politische Not des Reiches um 490 gab der Bewegung besondere Kraft. Der König Peroz war 484 im Kampfe gegen die „weißen Hunnen" am Oxus gefallen. Sein Nachfolger Kavadh (488/89), ein bedeutender Staatsmann, ein ausgezeichneter Kriegsführer, frei von jeder Phantastik und Humanität, sah in Mazdak für seine Politik die geeignete Kraft. Ohne selbst im geringsten

Digitized by Google

die Forderungen Mazdaks auf seine Person anzuwenden, benutzte er die Stoßkraft der sozial-religiösen Bewegung, um durch sie Adel und Priesterherrschaft niederzuhalten. Zunächst erfolgte eine Gegenrevolution, indem der Oberpriester den König für abgesetzt erklärte. Er wurde in einem kleinen Orte gefangen genommen; an seiner Stelle wurde sein Bruder Dschamasp auf den Thron gesetzt. Kavadh aber floh zu den weißen Hunnen, mit deren Hilfe er bald zurückkehrte, so daß er 500 den Thron wiedergewann. Der große Krieg mit Byzanz (502—506) festigte durch seine Erfolge die Stellung des Königs, der fortan die Mazdakiten begünstigte.

Als Nachfolger hatte Kavadh seinen tüchtigsten Sohn Chosrau bestimmt, er bewog den alternden Herrscher zum Einschreiten gegen die Mazdakiten, zumal diese einen seiner Brüder auf den Thron setzen wollte. Chosrau ging schon als Thronfolger in raschem Handeln gegen die Mazdakiten vor. Wahrscheinlich waren sie nach Ktesiphon zusammengerufen. Hier wurden sie (528 oder 29) überfallen und zu Tausenden niedergemacht; Mazdak selbst kam dabei wohl auch um. Als König (seit 531) hat Chosrau die letzten Reste der Mazdakiten beseitigt.

Die politische und nationale Selbständigkeit Irans findet in der Kunst ihr Spiegelbild. Wohl wirken auch in ihr gewisse Anregungen der hellenischen Skulptur und Architektur; im wesentlichen aber ist die Sassanidenkunst eine eigenartige, von orientalischen Formen erfüllte Kunst, die in einer reichen Dekoration ihre Eigenart entfaltet. Die in Persien selbst erhaltenen Reste zeigen die Palastarchitektur, deren Werke geschichtlich nur annähernd in drei Gruppen zu ordnen sind. Die Bauten der Arsakidenzeit zeigen ein Nachwirken hellenisch-römischer Kunst, deren Elemente oft äußerlich zusammengefügt werden. Die Sassanidenzeit ist durch große Gewölbebauten ausgezeichnet; eine ältere und eine jüngere Form lassen sich unterscheiden. Ebenso gehören die Skulpturen der Felsenreliefs der Blütezeit der Sassaniden an. Die Verkleidung der Wände wurde wohl durch Teppiche hergestellt. Nur aus literarischen Angaben wissen wir von Wandgemälden. Sie haben die Darstellungen auf Teppichen und Seidengeweben beeinflußt. Nur wenige, kostbare Reste der ältesten Teppichweberei sind erhalten. So stellt ein Gewebe in Köln eine Jagdszene dar, die als Wandgemälde im Palast eines Prinzen um 430 erwähnt wird. Die Ornamentik der Sassanidenbauten zeigt neben altorientalischen Elementen hellenische Formen. Hier haben wir die Vorbereitung zur arabisch-persischen Kunst, während der Sassanidenkunst die stilisierten Formen der Byzantiner parallel gehen. Die Kunst des Sassanidenreiches hat starke Wirkungen nach außen geübt, wie sie in Syrien hervortreten, vielleicht in Meschatta; sie hat auch auf die Entwicklung in Byzanz und China nachhaltig gewirkt.



Gefangennahme Valerians durch Schapur I.
Sardonyxkameo in der Nationalbibliothek zu Paris.

Digitized by Google



Motiv von einem Wandfries des Chini ka Rauza zu Agra.

17. Landschaften und Völker Zentralasiens.

Bestimmen wir Zentralasien rein geographisch, so muß diese Bezeichnung auf das Gebiet beschränkt werden, das in keinerlei Zusammenhang mit dem Weltmeer steht, von dessen Wasserläufen kein einziger den Ozean erreicht, das auch in seinem Klima keine Einwirkungen des Meeres erfährt. Das gilt für die Länder zwischen dem Himalaya und dem Thien-schan, dem eigentlichen Hochasien. Es wird gebildet durch das Hochgebirgsland von Tibet zwischen Himalaya und Kuen-lün, und dem Wüsten- und Steppengebiet, das vom Norden begrenzt wird vom Thien-schan, dem Altai, dem Sajanischan und Jablonoi-Gebirge. Nach Westen ist dieses Gebiet durch das Pamirplateau angeschlossen, an das Plateau schließen sich die schwer passierbaren Ketten des Hindukusch und Karakorum. Im Osten hat Zentralasien keine festzulegenden Grenzen. Nur die Mongolei fällt im Chingan-Gebirge steil zur Ebene ab, dagegen geht Turkestan in wesentlich gleichbleibender Bodengestalt allmählich in das nördliche China über.

Die große Völkermasse, die Zentralasien erfüllt, pflegen wir nach dem Namen eines einzelnen Stammes, der weltgeschichtliche Bedeutung gewann, als mongolische Rasse zusammenzufassen. Manche rechnen zu ihr auch noch die Chinesen. Ob Chinesen und Mongolen je eine rassenhafte Gemeinschaft gebildet haben, wissen wir nicht. Ein starker Einfluß der chinesischen Kultur hat auf sie gewirkt, Chinesen haben unter den Barbaren mehrfach Fürstengeschlechter gegründet, wie das Fürstenhaus der Hiung-nu (Hunnen) durch seinen Ahnherrn Schun-wei, von dem das chinesische Kaisergeschlecht der Hia abstammte.

Die Sprachen aber trennen die Chinesen und die mongolisch-türkischen Völker. Das Chinesische bildet mit anderen einsilbigen Sprachen, dem Tibetischen, Siamesischen, Birmanischen, eine besondere Sprachfamilie. Die Sprachen der nord- und zentralasiatischen Völker, die wir als die ural-altaische Gruppe zusammenfassen, haben mehrsilbige Wortstämme und sind durch die Bildungsprinzipien der Vokalharmonie und die Agglutination verbunden. Dieser

Digitized by Google

Sprachenstamm hat im Westen im Ungarischen und Finnischen seine Vertreter, im Osten gehört ihm wahrscheinlich das Koreanische und Japanische an. Die nord- und zentralasiatischen Völker sind in die Türkvölker, Tungusen und eigentlichen Mongolen zu scheiden.

Auf die Türken folgten tungusische Stämme in der Herrschaft über Nordasien, der Sien-pi, Toba und Jutschen. Auch sie haben gelegentlich ihre Macht auf chinesisches Gebiet ausgedehnt. Um 1200 wurden dann die mongolischen Stämme durch Tschinghiz-chan geeint und in schnellem Siegeslauf auf kurze Zeit zu weltbeherrschender Stellung erhoben. Zuletzt zweigte sich von den Tungusen das Volk der Mandschu ab.

Der Versuch, ein geistiges Bild der mongolischen Völker zu gewinnen, stößt auf große Schwierigkeiten. Bestimmende Charakterzüge gewinnen die Völker erst durch eine lange Geschichte, in der Disziplin ihrer Kulturarbeit. Als geistige Individualität erscheinen deshalb nur die Kulturvölker. Indes lassen sich auch bei Völkern primitiver Kultur besondere geistige Wesenszüge nicht verkennen. Vor allem ist für den primitiven Menschen bezeichnend, daß große Gegensätze unausgeglichen nebeneinander bestehen. Das gilt auch für die gesamte mongolische Rasse. Dieselben Völker, die als Eroberer die Welt mit Schrecken erfüllt haben, konnten wieder als harmlose Hirten, als die gutmütigsten, gastfreundlichsten Menschen erscheinen. Auch in einzelnen Persönlichkeiten vereinen sich die äußersten Gegensätze. Besonders scharf fühlbar ist der Gegensatz zwischen dem Wesen indogermanischer und mongolischer Völker. Man wird ihn darauf zurückführen müssen, daß die Mongolen auch auf den höchsten Kulturstufen, die sie erreicht haben, vom primitiven Wesen sehr vieles bewahrt haben, daß aber die geistige Beweglichkeit der Indogermanen überall der Schöpfung individueller, nationaler Kulturen zustrebte. So treten gewisse gegensätzliche Züge scharf hervor. Die Indogermanen sind zum Individualismus, zu einer aus den Kräften der Persönlichkeit aufgebauten, selbständigen Gestaltung des Lebens gelangt, während die Mongolen an den Zusammenhang mit der Masse, mit Familie und Staat innerlich gebunden sind, die Autorität der Gemeinschaft ist für ihr Dasein die bestimmende Macht. Aus der verschiedenen inneren Beweglichkeit ergibt sich ein verschiedenes Anpassungsvermögen. Die Indogermanen sind die wandlungsfähigsten aller Völker, überall haben sie fremden Einwirkungen auch in ihrem inneren Leben Raum geboten, oft haben indogermanische Völker ihre Eigenart völlig mit einer fremden vertauscht. Den Mongolen ist ein großes, äußeres Anpassungsvermögen eigen; sie haben in Persien und Indien in einzelnen Fällen sich der Kultur dieser Länder angenähert.



Darstellung des Bodhisattva in persischer Tracht. Wandgemälde aus den Ruinen von Dandan-Uiliq, nach Stein: Ancient Khotan.

Erst in der jüngsten Zeit tritt die geschichtliche Stellung Zentralasiens deutlicher hervor. Durch Sven Hedins Entdeckungen ist hier in den Ruinenstädten der Wüste Takla-Makan eine alte Kultur aufgedeckt, die sich als eine Mischkultur erweist, in der indisch-buddhistische und chinesische Bestandteile die Hauptmasse bilden, daneben tritt das nestorianische Christentum der syrischen Kirche und der Manichäismus. Griechische, byzantinische und islamitische Einflüsse sind in einzelnen Spuren zu erkennen. Das deutet auf den historischen Charakter der zentralasiatischen Landschaft. Das heutige Ostturkestan ist stets durch seine geographische Lage das Bindeglied zwischen den großen Reichen im Osten, Westen und Süden gewesen. Sie alle haben hier Niederlassungen geschaffen. Auf diesem Boden ist der Türkstamm der Uiguren zu

Digitized by Google

der Kulturstellung eines friedlichen Vermittlers gelangt und hat einen alle Nationen und Religionen friedfertig aufnehmenden Staat geschaffen. Damit haben die Uiguren nur die älteren Verhältnisse, die bereits in griechischen Berichten erkennbar sind, fortgeführt.

Die älteste Geschichte Zentralasiens wird teils von China, teils vom altpersischen Reiche aus erhellt. Seit ältester Zeit besteht im Norden Irans der Gegensatz des Ackerbauers und des räuberischen Nomaden. In den Wüsten und Steppen, die dem Nordrande Irans vorgelagert sind, bilden sich nur an den Flußläufen weit in die Steppe vorgeschobene Kulturoasen, wie Merw, Samarkand, Buchara und Chiwa. Die Bevölkerung dieser Gebiete, die Margier, Sogdier und Chorasmier, ist ebenso wie die räuberischen Stämme in der Wüste, die Saken und die Massageten am Jaxartes, iranischen Stammes. Ein alter Handelsweg verband diese Gebiete mit Indien. Aus der griechischen Welt führte eine andere Handelsstraße im Norden nach Ostasien. Sie ging von Olbia am Schwarzen Meere aus, führte über den Don an die Wolga zu dem finnischen Stamme der Budinen. Dann ging die Straße etwa bei Jekaterinenburg über den Ural durch das Gebiet finnischer Stämme an den Irtysch. Durch die Dsungarei trat sie dann in Hochasien ein, wo sie zu dem Volke der Argippäer führte, die nach der Beschreibung ihrer Erscheinung Mongolen waren. Wie später die Uiguren, waren auch sie ein friedliches Handelsvolk, das zwischen verschiedenen Kulturen den Verkehr vermittelte und dadurch eine gesicherte Stellung hatte. Bei den Argippäern erfuhren griechische Kaufleute sagenhafte Kunde von den hyperboräischen Völkern; wahrscheinlich war es ein tibetischer Stamm, das an der Straße nach China etwa am Lopnor von Aristeas genannte einäugige Volk der Arimaspen. Aber auch in ihm schimmert etwas Historisches durch; denn sein Name ist vielleicht auf das mongolische Wort äram, einäugig, zurückzuführen. Endlich saß hinter hohen Gebirgen ein friedliches Volk; es ist diese Angabe wahrscheinlich die erste Kunde, die über die Chinesen zu den Griechen gelangte.



Pferd- und Kamel-Darstellungen zu einer Legende. Wandgemälde aus den Ruinen von Dandan-Uiliq, nach Stein: Ancient Khotan.

Der überwiegende Steppencharakter bestimmt seit alters das geschichtliche Leben: das Nomadentum ist die vorherrschende Macht in Zentralasien. Ihm ist vor allem die Kraft eigen, auch die größten Hemmnisse zu überwinden. Die ungeheuren Räume Hochasiens haben in seinen Völkern eine Wanderkraft gebildet, die keine Entfernungen und Schwierigkeiten scheut, zumal die Zeit keine Bedeutung für das Leben hat. Mongolen und Türken haben stets ein Wanderleben geführt. Als wandernde Nomaden wechseln sie nach den Jahreszeiten ihren Aufenthaltsort. Bisweilen aber bildeten sich Nomadenreiche, die für kurze Zeit größere Massen und ganze Völker in gemeinsamen Unternehmungen zusammenschlossen. Solche Gebilde gehen stets von dem Auftreten eines erfolgreichen Führers aus, der auf Raubzügen eine Gefolgsmannschaft um sich schart. Sie ist der Kern des Nomadenheeres. Da solche Nomadenstaaten niemals in den natürlichen Bedingungen wurzeln, da sie nicht bleibende Aufgaben menschlicher Arbeit darstellen, sondern stets an das Wollen führender Persönlichkeit gebunden sind, so zerfallen sie bald wieder. Auch die Nationalität spielt in dem Zusammenschluß

Digitized by Google

der Massen um eine Persönlichkeit keine Rolle. Neben dem Nomadentum entstehen feste Siedelungen, Städte und sogar staatliche Bildungen, wo natürliche Bedingungen den Ackerbau gestatten. Im Innern des Landes boten nur weit verstreute Oasen die Möglichkeit der Besiedelung. Wie die Entdeckungen Sven Hedins gezeigt haben, waren einige buddhistische Kulturstätten weit in die Takla-Makan-Wüste vorgeschoben. Die ältesten Ansiedelungen um Kulturstätten in Ostturkestan sind wahrscheinlich nicht von den einheimischen Bevölkerungen, den Türken, geschaffen, vielmehr deuten alle Funde daraufhin, daß sie aus den Handelsbeziehungen zu Indien und China erwachsen sind. Alle größeren Ortschaften liegen an den alten Handelsstraßen. Ein altes Kulturzentrum ist Chotan, wo neben Goldwäscherei schon in alter Zeit Seide und Baumwolle gewonnen und die Teppichweberei betrieben wurde.

Eine rationelle Ausnutzung der natürlichen Kräfte des Landes haben erst die Chinesen geleistet. Unter der Tang-Dynastie (618—907) erlebte das Land seine letzte Blütezeit. Die Türken selbst sind bei ihren nomadischen Gewohnheiten und ihrer Trägheit ganz unfähig gewesen, das Land zu kultivieren, so daß bis heute die Kultur vor einer fortschreitenden Wüstenbildung gewichen ist.

Die Kultur, die in Zentralasien am stärksten wirkte, war die des Türkenvolkes der Uiguren.

Der Staat und die Kultur der Uiguren sind durch glückliche Funde der letzten Jahre besser bekannt geworden. Die politische Geschichte des Uigurenreiches läßt sich bis gegen 850 n. Chr. zurückverfolgen, als sie im chinesischen Turkestan das herrschende Volk wurden. Dieses Reich war die Abzweigung eines älteren Staates, den türkische Völker um die spätere mongolische Hauptstadt Karakorum gebildet hatten. Das kulturgeschichtlich wichtige Uigurenreich ist von einem Abkömmling des Fürstenhauses bei Turfan geschaffen worden. Die Kultur der Uiguren hat ihre Grundlage in dem Charakter des Landes als eines Durchgebietes für den großen asiatischen Landhandel, auf dem Handelsverkehr beruhte die Wohlfahrt des Landes. Die Lebensbedingungen des Gebietes führten dazu, daß der Staat der Uiguren eine volle Religionsfreiheit gewährte. Er war — wie alle Handelsstaaten — auf ein friedliches Verhältnis zu seinen Nachbarn angewiesen. Eine starke politische Macht haben die Uiguren kaum je besessen; das hat es verhindert, daß sich hier eine fest geschlossene nationale Kultur bildete. Aus einem arabischen Historiker erfahren wir, daß die Uiguren ein friedliches Volk waren, dem kriegerische Neigungen fehlten. Dazu paßt gut die Tatsache, daß hier der Buddhismus etwa ebenso stark wie das Christentum vertreten war. Die Repräsentanten der uigurischen Bildung, die später als Beamte in den Dienst des Mongolenreiches gezogen wurden, waren häufig buddhistische Priester. Im 13. Jahrhundert gewann die uigurische Kultur ihre führende Stellung im Mongolenreich. Der große Nomadenstaat bedurfte zum Zweck der Verwaltung eines wichtigen Kulturmittels, das den Mongolen noch unbekannt war, nämlich der Schrift. Unter Tschinghiz-chan war man auf ausländische Hilfe, auf die Uiguren und ihre Schreibkunst, angewiesen.

18. Die Türken und ihre Staatenbildungen.

Die älteste Geschichte der Türken, die freilich sehr dunkel ist, weist in die stetig wiederkehrenden Völkerbewegungen Zentralasiens zurück. Die Heimat der Türken wird in den Ebenen am Oberlauf des Jenissei, Irtysch und Ob zu suchen sein, wo sie als Nomaden hausten. Die Steppennatur des Landes hat durch die großen Gegensätze des Klimas, die Schrecken der Natur und die Dürftigkeit der Lebensbedingungen die Bewohner zu außergewöhnlicher Widerstandskraft, zur Fähigkeit die höchsten Entbehrungen zu tragen und zu erstaunlicher körperlicher Spannkraft und Leistungsfähigkeit erzogen. Als Räuber und Krieger sind die Türken in die westlichen Kulturländer eingedrungen. Um 536 vereinigte ein türkischer Stammesfürst Tumyn, dessen Horde am Altai saß, die türkischen Stämme mit den Uiguren und vernichtete 552 das Reich der Yen-yen. Damit waren die Türken das herrschende Volk Zentralasiens. Alsbald richtete sich die türkische Expansion nach Westen, wohin vor allem die breite dsungarische Pforte südlich vom Altai einen leichten Weg wies. Nach Europa drangen Bulgaren, Avaren, Petschenegen und andere Stämme bis in das byzantinische Reich vor, während andere Stämme sich gegen das Reich der Sassaniden vorschoben. Wir fanden sie als Verbündete Chosraus I. im Kampfe

Digitized by Google



Wandgemälde aus einem buddhistischen Tempel in den Ruinen von Idykutschähri bei Turfan.

Original im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

gegen die weißen Hunnen. Mit der Eroberung Sogdianas gewannen die Türken Beziehungen zum Weltverkehr. Im Interesse des Seidenhandels, den Persien monopolisiert hatte, ging eine türkische Gesandtschaft 568 nach Byzanz an den Hof Justinus II., worauf eine byzantinische Gesandtschaft den Sitz des Chakân am Altai aufsuchte. Um diese Zeit gewannen die Türken auch das Tarymbecken, während die Chazaren 626 in Osteuropa eindrangen.

Nomadenreiche, die sich über ein weites Gebiet ausdehnen, verlieren leicht den inneren Zusammenhalt. Um 600 war das Türkenreich bereits in einen östlichen und westlichen Teil aufgelöst. Die östlichen Türken erlagen um 630 einem Angriff der Chinesen, ihr Reich zerfiel in kleine Teile. Einer dieser Stämme, der an der chinesischen Grenze siedelte, erstarkte wieder zu größerer Macht, warf 681 die chinesische Herrschaft ab und dehnte seine Herrschaft über die Mongolei und wohl auch über Sogdiana aus. Das osttürkische Reich erlag 745 dem Angriff der Chinesen. Im Westen drangen die Araber vor und schlugen 712 die Türken in Sogdiana.

Inzwischen hatten türkische Stämme um 620 eine stärkere Macht zwischen Altai und Aral-See gebildet; von hier aus strömten türkische Söldner schon in das Sassanidenreich ein. In Kämpfen mit den Chinesen und Arabern löste sich auch die Macht der westlichen Türken auf; im Verlauf des 7. Jahrhunderts drangen Tibeter in Turkestan als beherrschende Macht ein. Den Untergang dieser türkischen Staaten führten die Karluk, wohl ein mongolischer Stamm, um 760 herbei. Eine historische Bedeutung aber gewannen die islamischen Türken, die als Seldschuken in der Geschichte des Chalifats eine bedeutende Rolle spielen. Sie traten zunächst als Söldner in den Dienst des arabischen Reiches. Allmählich bestand das Heer zum großen Teil aus Türken, die sich dauernd im Kulturgebiet ansiedelten. Die türkischen Heerführer werden die wirklichen Gewalthaber und gründen oft eigene Herrschaften.

Eine dieser von türkischen Herren geschaffenen Mächte hatte ihren Mittelpunkt in Ghazna

Digitized by Google

in Afghanistan. Ihr Begründer war Nasir ed-din Sabuktegin (976—997). Sein Sohn Mahmud (998—1030) erhob die Dynastie der Ghaznawiden zu einer bedeutenden historischen Macht, indem er Chorasan und den größten Teil des nordwestlichen Indiens eroberte. In Chorasan stieß Mahmuds Reich an Transoxanien, eine alte iranische Kulturprovinz, die bereits von türkischen Scharen überflutet war, zumal seit die Samanidenmacht zerfallen war. Vor allem war Ilek Chan von Kaschgar vorgedrungen und hatte Buchara eingenommen. Aus dem Gebiet des Aralsees drang unter Seldschuk ein Türkenstamm gegen Buchara vor und setzte sich als Verbündeter der Samaniden hier fest. Von hier aus bildeten die Seldschuken eine stete Gefahr für Chorasan, wo sie 1030 vor Merw erschienen. Nachdem sie dem Nachfolger Mahmuds, Masud, 1099 eine schwere Niederlage beigebracht, war ihre Herrschaft in Chorasan gesichert. Die Dynastie der Ghaznawiden verlor hier ihre Stellung. Ebenso aber ging auch der indische Besitz an die Ghoriden verloren, eine in dem wilden Gebirgslande Ghor bis Herat heimische Dynastie. Hussein Ala ed-din nahm 1154 Ghazna und eroberte 1187 Lahore. Die kulturgeschichtliche Bedeutung des großen Sultans Mahmud von Ghazna sowie die Geschichte der Seldschuken und ihrer großen Führer, wie Toghrul-Bek, Alp-Arslan, Melik-schah und sein großer Wesir Nizam al-Mulk, sind in diesem Werke im Zusammenhang der islamischen Geschichte dargestellt.

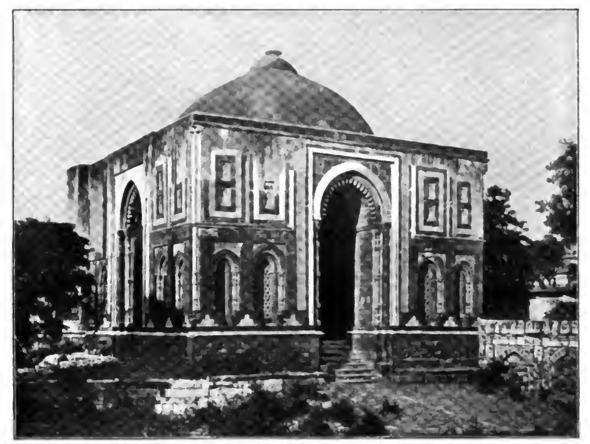
Für Indien wurde der Islam die Macht, die das bisher abgeschiedene Land mit der westlichen Welt verband. Von Iran aus drangen Araber zuerst 705 in Sindh ein; wirksamer wurde das Vordringen des Statthalters von Chorasan, des Muhammad ibn Kasim, der 712 von der See aus Sindh eroberte. Von seinen Nachfolgern wurde Gudscharat besetzt, so daß die islamische Herrschaft 714 in Sindh gesichert war. Von Multan aus verbreitete sich die islamische Propaganda im nördlichen Indien. Um 1200 entstand in Bengalen ein islamischer Staat, in Kaschmir ist ein islamischer Herrscher um 1300 bekannt. Die Ausbreitung des Islam in Tibet und China, die hier nur angedeutet werden kann, gehört in diesen Zusammenhang. Ferner ist die malaiische Inselwelt stark vom Islam durchdrungen und beherrscht worden. Die Handelsverbindungen der Araber mit dem südlichen China führten durch den Archipel, der seit ca. 850 in arabischen Quellen bekannt ist. Der Islam bedeutete durch den Zusammenschluß und die straffe Organisation der Massen wirtschaftspolitisch eine starke Macht. Stets standen die Vertreter des Islam der zersplitterten und individualistischen Staats- und Völkerwelt des indischen Kreises geschlossen gegenüber und gewannen dadurch Boden. Seit 1170 wird der Westen von Sumatra für den Islam erworben, um 1345 bestanden islamische Reiche auch an der Nordküste. Ebenso wurde Java vom Westen aus durch arabische Kolonisten allmählich dem Islam gewonnen, der Hinduismus wich vor ihm, freilich hat er tiefe Spuren in der Kultur hinterlassen.

Neben der Expansion des Islam als Religion und Trägers einer Kultur führt die politische Eroberung Indiens durch islamische, meist türkische Dynastien, die im Bereich der islamischen Welt Teilreiche geschaffen hatten, zu einer folgenschweren Umgestaltung Indiens. Diese Verbindung mit dem Westen nimmt verschiedene Formen an. Zunächst sind es nur Raubzüge, die es auf die Schätze Indiens abgesehen haben, wie es Mahmuds Einfälle waren. Solche Einfälle führten aber bald dazu, daß auswärtige Dynastien Teile Indiens in ihren Machtbereich hineinzogen. Endlich entstanden in Indien Fremdherrschaften, die sich auf Indien beschränkten. Im Mogulreiche schließt diese Entwicklung ab.

Die fünf Jahrhunderte seit Mahmuds Einfall in Indien (1001) sind eine der schreckensvollsten und verheerendsten Zeiten, die je ein Kulturvolk erlebt hat. Nordindiens Boden ist immer wieder buchstäblich mit Blut getränkt worden. Die Dynastien wechselten in rascher Folge, fast jeder Thronwechsel war von Mordtaten begleitet und hatte ärgste Verwüstungen zur Folge. Es ist eine Zeit wilder Kämpfe, deren Leidenschaft und Grausamkeit durch den religiösen Fanatismus des Islam und den Widerstand des Hinduismus gesteigert wurde. Erst unter den Mogulkaisern (seit 1526) trat größere Ruhe und eine Stetigkeit der politischen Verhältnisse ein.

Als sich vor den Toren Indiens in Ghazna eine türkische Macht bildete, suchte der Fürst von Lahore, Dschaipal, die drohende Gefahr im Bunde mit den Fürsten von Delhi, Adschmir

Digitized by Google



Das Tor Ala-ed-Dins von der Moschee Kutubs zu Delhi. Photographische Aufnahme.

und Kanaudsch durch einen Angriff auf Afghanistan abzuwenden, wurde aber 988 geschlagen. — Sofort brachen türkische Scharen ins Pendschab ein; schon Sabuktegin dehnte sein Reich bis an den Indus aus. Sein Sohn Mahmud (998—1030) setzte die Kämpfe fort und eroberte nach einem Siege über Dschaipal II. (1001) Lahore. Im nördlichen Indien bestanden im 10. und 11. Jahrhundert zahlreiche selbständige Fürstentümer. Durch 16 Einfälle vernichtete Mahmud die bedeutendsten von ihnen. In der entscheidenden Schlacht bei Peschawar (1008) schlug er die vereinigten Heere der Fürsten von Gwalior, Malwa, Delhi, Kanaudsch und Adschmir. Weitere Züge erreichten Gudscharat und das Gangesland, wo die Plünderung der Tempel von Nagarkot im Himalaya, Sthanesvara, Somnath in Gutscharat und Mathura reiche Beute brachte. Als der Zerbrecher der Götterbilder blieb Mahmud noch lange in der Erinnerung der Inder. Doch hat er sein Reich nur bis in den Westen des Pendschab ausgedehnt.

Mahmuds Reich verfiel unter seinen Nachfolgern durch innere Thronstreitigkeiten und Angriffe der Seldschuken. Als die Ghoriden, ein in Westafghanistan heimisches Haus, 1150 Ghazna völlig zerstörten, blieb den letzten beiden Ghaznawiden (1152—1186) nur noch der Besitz von Lahore. Hier wurde Chusrau Malik, der letzte Ghaznawide, von dem Ghoriden Muhammad 1186 besiegt; in der Gefangenschaft wurde er 1192 mit seinen Söhnen ermordet. Muhammad von Ghor (1186—1206) ging sofort zum Angriff auf die indischen Staaten über. Durch den König Prithvi von Adschmir wurde der Angriff der Afghanen in der Schlacht bei Sthanesvara (1191) abgewehrt; aber 1193 wurde Prithvi geschlagen und fiel. Adschmir wurde von den Afghanen furchtbar verheert, die Einwohner niedergemetzelt oder als Sklaven verkauft. Den schnellen Schlägen Muhammads erlagen bald die unter sich oft uneinigen indischen Staaten. Der Feldherr Muhammads, Kutb ed-din, eroberte 1193 Delhi. In den Jahren von 1194—1196 wurden Benares, Kanaudsch, Gwalior, Gudscharat und Audh unterworfen. Als Muhammad 1206 ermordet ward, wurde Kutb ed-din der selbständige Herr über Nordindien.

Digitized by Google

Die Herrschaft der Ghoriden wurde durch den Schah von Chwaresm, Takasch, schwer erschüttert. Während Afghanistan 1215 mit Chwaresm verbunden wurde, schuf sich Kutb ed-din in Indien ein selbständiges Reich und gründete damit die Mameluken-Dynastie (1206—1290), die auch als „Sklavenkönige" bezeichnet wird, weil Kutb ed-din ein türkischer Sklave der Ghoridenfürsten gewesen und als Heerführer und Statthalter zur Herrschaft gelangt war. Als Herrscher schuf er, freilich nur mit rücksichtsloser Gewalt, ruhigere und geordnete Zustände. Noch heute erinnert das „Kutub Minar", die große Moschee in Delhi, an ihn. Sein Sohn wurde 1210 durch einen ehemaligen Sklaven, den Kutb ed-din adoptiert hatte, Altamsch oder Altmysch, beseitigt. Als Herrscher (1210—1236) bewies er politische Begabung. Seine Zurückhaltung bewahrte Indien vor größerem Unheil, als die Mongolen unter Tschinghiz-chan über den Indus gingen (1222) und den Westen verheerten. Danach erst gelang es Altamsch, die losgelösten Teile des Reiches zu vereinen und Nordindien in seine Gewalt zu bringen. Die Verwaltung war gut geordnet; Wissenschaft und Baukunst fand an Altamsch einen Gönner. Unter seinen Nachfolgern traten neue Unruhen ein. Die Heerführer trachteten hier wie überall sich selbständig zu machen, die Hindus suchten das fremde Joch in zahlreichen Aufständen abzuwerfen, dazu kamen noch wiederholte Einfälle der Mongolen, die inzwischen Persien erobert hatten. Unter den Nachfolgern von Altamsch war seine Schwester Rezia (Raziyah Begum, 1236—39), eine mit männlicher Kraft und seltener Herrscherfähigkeit ausgestattete Frau, die sogar auf ihrem Kriegselefanten in die Schlacht zog. Sie erlag wiederholten Rebellionen, zu denen ihr Liebesverhältnis mit einem abessinischen Sklaven den Anlaß oder Vorwand gab. Erst unter Mahmud Schah (1246—66), dem sechsten Sohne des Altamsch, kehrte nach Abwehr der Mongolen (1247) größere Ruhe ein; nur die Hindus erhoben sich überall in zahlreichen Aufständen, die mit blutiger Härte unterdrückt wurden. Mahmuds Nachfolger wurde sein Großwesir Balban (1266—87), wiederum ein ehemaliger türkischer Sklave. Hart und grausam, aber auch von strenger Selbstzucht, unterdrückte er Aufstände der Hindus in Bengalen und Behar und vernichtete die Radschputen von Mewar. Sein Sohn Muhammad Chan warf 1285 im Pendschab die Mongolen zurück, fiel aber selbst in der Schlacht. Mit dem unfähigen Enkel Balbans, der 1290 ermordet wurde, endete diese Dynastie.

Bisher war das südliche Indien von der islamischen Eroberung nicht berührt worden. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts war die Tschalukya-Dynastie zerfallen; um 973 erneuerte ein Nachkomme der Tschalukyas die Herrschaft des Geschlechts und gewann das alte Reich wieder, dessen Hauptstadt Kalyani war. Eine bedeutende Macht schufen die Tscholas unter Radscharadscha dem Gr. (985—1011), der die Pallavas, das Reich der Vengi und Kalinga unterwarf und damit Ceylon vereinigte. Sein Sohn Radschendra Tscholadeva (1011—1052) erweiterte das Reich durch Eroberung von Orissa und Bengal. Er schuf sogar eine beträchtliche Seemacht. Das Reich der Pandya scheint den Tscholas tributpflichtig gewesen zu sein.

Im Westen hatte gleichzeitig die Dynastie der Bellalas das Gebiet von Malabar gewonnen und die alte Dynastie der Tochera verdrängt. Sie schufen eine starke Macht, die nach dem Untergang der Tschalukyas um 1190 den südlichen Teil ihres Reiches gewann. Im 13. Jahrhundert begann die Macht der Tscholas zu sinken, die Pandya gewannen ihre volle Unabhängigkeit wieder, in Telinga bildet die Narupati-Dynastie in Varangal eine eigne Herrschaft.

Als das Geschlecht des Altamsch und mit ihm die erste tatarische Dynastie zugrunde ging, folgte ihr (1290) wiederum ein türkisches Geschlecht aus dem Stamme der Khildschi, die im 10. Jahrhundert aus dem Orusgebiet in Afghanistan eingewandert waren und mit dem Islam persische Kultur angenommen hatten. Ihr Oberhaupt Dschelal ed-din Khildschi hatte den letzten Nachkommen des Altamsch und sein Geschlecht beseitigt und bestieg als Firuz Schah den Thron. Als Regent zeigte er sich persönlich milde und liebenswürdig. Sein Neffe Ala ed-din Muhammad unternahm ohne seinen Willen einen kühnen Zug ins Dekkan, auf dem er die Festung Dauladabad eroberte. Nach der Rückkehr ließ er den greisen Firuz Schah töten, um für seinen eigenen Ehrgeiz Raum zu finden. Ala ed-din (1290—1316) war eine tatkräftige und hochbegabte Herrschernatur. Mit wilder Grausamkeit unterdrückte er die unaufhörlichen Aufstände der Hindus; aber auch die Mongolen schlug er dreimal tatkräftig zurück. Seine Freigebigkeit und die sichere Ordnung der Staatsverwaltung milderten den Schrecken wenig, den er

Digitized by Google



Musik- und Tanzunterhaltung am Hofe des Sultans Muhammad Tughlak.

Gemälde des Schapur von Chorasan in der Art Gallery zu Kalkutta.

verbreitete. Außerordentlich erfolgreich waren seine kriegerischen Unternehmungen, die fast ganz Indien in seine Gewalt brachten. Durch seinen General Malik Kafur wurde 1309—1311 das ganze Dekkan erobert. Nur Kaschmir, Orissa und wenige andere Gebiete waren unabhängig.

Nach dem Tode des Muhammad Schah, der vielleicht von Malik Kafur vergiftet war, ging die Dynastie rasch zugrunde. Als Muhammads Sohn, Mubarak Schah, mit der ganzen Familie von seinem Großwesir 1320 ermordet war, erhob sich der Statthalter des Pendschab, Ghyas ed-din Tughlak und stürzte in Delhi den Räuber des Thrones.

Mit ihm kam die dritte tatarische Dynastie zur Herrschaft. Auch Tughlak war aus dem Sklavenstande zum Statthalter emporgestiegen. Als Regent (1220—1225) erwies er sich als tüchtigen Verwalter des Reiches, er schützte die Grenzen gegen die wieder vordringenden Mongolen und gewann verlorene Provinzen zurück. Als er durch einen Unglücksfall den Tod fand, kam mit seinem Sohne Muhammad Tughlak ein Geisteskranker zur Regierung. Er war der Nero Indiens. Von Hause aus ein begabter und hochgebildeter Mann, der sich um die Förderung der Wissenschaft und Volkswohlfahrt große Verdienste erwarb, traf er als Regent die sinnlosesten, verhängnisvollsten Maßnahmen und wütete als Tyrann. Das Reich löste sich in unaufhörlichen Empörungen auf. Überall bildeten sich wieder die kleinen indischen Staaten, unter denen die Reiche Bahmani und Vidschayanagara im Dekkan die mächtigsten waren. Ebenso gewannen Gudscharat, Malwa, Khandesch, Dschaunpur und Bengalen unter afghanischen Fürsten die Selbständigkeit. Die in der inneren Verwaltung ausgezeichnete Regierung des Nachfolgers Firuz Schah III. (1351—88) konnte die Macht der Dynastie nicht wieder herstellen. Unter seinen Nachfolgern löste sich das Reich in Bürgerkriegen vollends auf, so daß die Dynastie Tughlak zuletzt auf das Gebiet am Delhi beschränkt war. Unter dem letzten Herrscher der Dynastie erfolgte 1398 der schreckenvolle Einfall Timurs in Indien. Die politische Zersplitterung Indiens machte jeden ernsten Widerstand unmöglich. Im schnellen Zuge eroberte Timur Nordwestindien und rückte auf Delhi vor. Der Sultan Mahmud Tughlak (1394—1412) floh

Digitized by Google

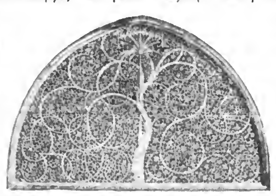
nach Gudscharat. Delhi öffnete Timur, der der Stadt Schonung zusicherte, die Tore; Timur wurde in Delhi zum Kaiser Indiens proklamiert. Nach wenigen Tagen aber gab er die Stadt seinen wilden Horden zur Plünderung preis und ging nach Samarkand zurück.

Tatsächlich war durch Timur das Ende der türkischen Dynastien herbeigeführt. Versuche, neue Herrschaften zu gründen, waren ohne größere Bedeutung. Der Emir von Multan, Chizr Chan, suchte sich 1414 zum Herrn von Hindustan zu machen; er hatte nur drei Nachfolger, die Seyyiden, die bis 1451 nur Delhi und die nächste Umgebung beherrschten. Dann gewann Batlul Lodhi, der Statthalter von Lahore, Delhi. Er dehnte seine Herrschaft (1451 bis 1488) über ein größeres Gebiet vom Pendschab bis östlich von Benares aus, das auch sein Sohn Nizam Iskander (1488—1517) noch beherrschte. Unter dem dritten Herrscher der Lodhi, Ibrahim II. (1517—26), zerfiel das Reich endgültig in zahlreichen Aufständen. Der Statthalter der Pendschab rief gegen seinen Herrn den Timuriden Babar, der sich in Kabul eine Herrschaft gegründet hatte, zur Hilfe. Seine Anfänge weisen uns wieder in die zentralasiatische Geschichte.

Die Afghanenherrschaft war für Indien die schlimmste Leidenszeit, sie bedeutete den Hereinbruch der Barbarei. Zahllose Städte, Tempel und Kunstwerke wurden vernichtet. In unablässigen Kämpfen ging der Wohlstand des Landes und eine große Masse seiner Bevölkerung zugrunde. Der Islam wurde die Religion der regierenden Völker, die Indier hielten am Hinduismus fest; aber er wurde zur Religion der Unterdrückten und entartete auch dadurch vielfach in Aberglauben. Eine geistige Berührung zwischen Islam und Hinduismus kam in Indien niemals zustande. Schon das indische Kastenwesen verhinderte jede wirksame Kulturgemeinschaft, während die islamischen Machthaber für die indische Geisteskultur kein Verständnis hatten. Nur die Baukunst Indiens ist durch die Prachtliebe der islamischen Herrscher gefördert worden.

Während die Macht des Chalifats immer mehr schwand und das Seldschukenreich sich in Teilherrschaften zersplitterte, begann sich eine neue Macht in Chwaresm zu festigen. Der Sohn des großen Malikschah, Sandschar, erhielt die seldschukische Herrschaft in Transoranien, Chorasan, Chwaresm und Seistan, während sich im Westen zahlreiche kleine türkische Staaten in Mosul, Nischapur, Armenien, Luristan, Kirman und Fars loslösten. Aber von Osten her erschienen neue Türkenhorden; die Kara-Khitai hatten ihr Reich vom Altai bis Kaschgar ausgebreitet. Sandschar hatte durch sie 1141 eine schwere Niederlage erlitten. Aus Transoranien brachen nach Sandschars Tod die türkischen Ghuzen alles verwüstend in Chorasan ein. Sandschars Länder gingen meist in den Besitz der mächtig gewordenen Statthalter von Chwaresm über, von denen einer, Tarasch, den letzten Seldschukensultan, Toghrul III., beseitigte, wie er auch die Macht der Ghoriden in Afghanistan brach. Sein Sohn Muhammad (1200—1223) setzte erfolgreich die Machtentfaltung von Chwaresm fort, er schlug die Ghoriden und verheerte auf mehreren Raubzügen fast ganz Nordindien. So entstand in Chwaresm die einzige große islamische Macht. Sie umfaßte ein großes Gebiet von Transoranien bis Indien.

Die Macht des Chwaresmschah war für den Chalifen die stärkste Gefahr, zumal Muhammad selbst nur auf eine Gelegenheit wartete, um auch über das Chalifat die Oberhand zu gewinnen. Ein persönlicher Streit zwischen Muhammad und dem Chalifen Nasir, der jenem den Sultanstitel verweigerte, schien den unvermeidlichen Konflikt zum Ausbruch zu bringen, als wie ein plötzliches Unwetter vom fernen Osten her der furchtbare Mongolensturm unter Tschinghizchan hereinbrach und die westasiatischen Kulturländer zu einer Trümmerstätte machte. Das Auftreten der Mongolen bildet die größte Epoche der asiatischen Geschichte; ein neues Volk tritt mit der elementaren Gewalt barbarischer Kraft hervor.



Steinerne Fensterverzierung von der Sidi Sayyad-Moschee zu Ahmadabad.

Digitized by Google

19. Die Mongolen unter Tschinghiz-chan und seinen Nachfolgern.

Der Begriff der „mongolischen Rasse" ist nach Umfang und Gliederung der mongolischen Völker noch sehr unsicher. Begrenzen wir den Begriff der Mongolen auf eine anthropologisch wie sprachlich enger verwandte Gruppe, so läßt sich diese wiederum in zwei große Gruppen scheiden, in die ugro-finnische und die türkisch-mongolische. Zur ersteren rechnen wir in Europa die Magyaren, Finnen, Lappen, Esthen und Liven, in Asien die Ostjaken und Samojeden. Die zweite Gruppe zerfällt in drei Zweige: Türken, Mongolen und Tungusen.

Trotz der elementaren Gewalt, mit der die Mongolenmacht plötzlich in die Geschichte einbrach, ist ihre Entstehung durch staatliche Bildungen anderer Mongolenvölker vorbereitet. Vor allem hat die Nähe der chinesischen Grenze kulturell und politisch eingewirkt. So haben manche der kleinen Stämme eine staatliche Macht begründet, die bisweilen stark in die Geschichte Chinas eingriff. Als erstes dieser Völker, das eine größere geschichtliche Stellung gewann, erscheinen die Khitan. Sie gehörten vielleicht zu den Tungusen. Als ein kleines barbarisches Volk saßen sie im 5. Jahrhundert in der Mandschurei am Liangfluß. Ihre Kultur erhielten sie von China. Die Zeit zwischen dem Untergang der Tang-Dynastie (907) und der Thronbesteigung der Sung (970) war für China eine Periode politischen Verfalls. Ein Fürst der Khitan, Apaokhi (geb. 871, gest. 926), der 901 zur Regierung gekommen war, wußte diese Lage geschickt zu benutzen, indem er in wenig Jahren (bis 907) das Gebiet von der Ostküste bis an den Lop-nor unterwarf. Offenbar suchte er Einrichtungen des chinesischen Staatslebens nachzubilden, indem er die Schrift einführte und ein Gesetzbuch schuf. Die Khitan waren im Besitz des nördlichen Chinas; betrachteten sich als Kaiser dieses Gebietes und nannten ihre Dynastie nach dem Flusse Liang (907—1125). Das Reich der Khitan, das eine für Zentralasien ungewöhnlich lange Lebenszeit hatte, bildete eine große, die ganze Steppe umfassende Macht. Sie bildeten auch das Bindeglied zwischen China und dem Westen, so daß der Name dieses Volkes als Khitai, Khatay und Cathaya zur Benennung Chinas wurde und im Russischen bis heute geblieben ist.

Das Reich der Khitan wurde 1123 aufgelöst durch die Erhebung des ihm unterworfenen Stammes der Yue-tschi; ein Fürst dieses Volkes stürzte die Dynastie der Liang und gründete an ihrer Stelle das Reich der Kiri. Gerade der Untergang der Khitan führte zu einer großen neuen Staatsgründung, die aus kleinen Anfängen schnell machtvoll erwuchs. Ein Nachkomme der Familie der Liang, Yelüi-Taschi, zog 1124 mit einer kleinen Reiterschar nach Westen in die Steppen; zahlreiche Stämme schlossen sich ihm an. So drang er siegreich längs des Tarim zum Jaxartes. Seine Eroberungen reichten bis nach Chwaresm und an die Grenze Persiens. Das so entstandene Reich der Kara-Khitai umfaßte seit 1125 die Landschaft vom Ostende des Thien-schan bis an den Oxus. Seine Herrscher führten den Titel Gurkhan. In Europa findet die Herrschaft der Kara-Khitai einen merkwürdigen Reflex in der noch nicht sicher erklärten Sage von dem nestorianischen Priesterkönige Johannes, dessen Reich im innersten Asien bestehen sollte. Das Reich der Kara-Khitai bestand bis 1210. Die Herrschaft ging zunächst an die christlichen Naiman über. Im Osten bestand das Reich der Kin, das außer dem ehemaligen Reiche der Khitan auch die nördlichen Provinzen Chinas Schan-si, Tschi-li, Schan-tung und Ho-nan von 1127—1235 umfaßte. Als dritte Macht im Osten neben den Reichen der Naiman und Kin bestand die chinesische Dynastie der Sung, die auf den Süden beschränkt war.

Wie alle Nomadenvölker bildeten die Mongolen damals noch keine Einheit, sondern zerfielen in zahlreiche Stämme. Lediglich nach ihrer Kulturhöhe unterscheiden chinesische Berichte drei Gruppen: weiße, schwarze und wilde „Tataren". Die „weißen Tataren" saßen an der Nordgrenze Chinas und waren daher von chinesischer Kultur berührt. Die „schwarzen Tataren", die den größten Teil der östlichen Mongolei inne hatten, standen unter dem Einfluß des türkischen Kulturvolkes in Zentralasien, der Uiguren. Als geistige Mächte waren damals in Zentralasien das nestorianische Christentum und der Buddhismus weitaus vorherrschend, auch der Islam hatte Verbreitung gefunden. Durch die nestorianische Mission waren bereits im 12. Jahrhundert die mongolischen Stämme der Keraiten und der Naiman für das Christentum gewonnen. Die dritte Gruppe der Mongolen, die „wilden Tataren" oder „Waldvölker" führten

Digitized by Google

in den ungeheuren Wäldern der nordwestlichen Mongolei ein kulturloses Nomadenleben. Unter ihnen bestand der Schamanismus in seiner reinsten Form.

Die volkstümliche Form der Religion aller türkisch-mongolischen Völker, der Schamanismus, ist nur noch auf ein geringes Gebiet begrenzt; nur die türkischen Stämme im Altai und Sajanischen Gebirge hängen noch dem Schamanismus an, der aber durch buddhistische und christliche Einflüsse umgestaltet ist. Schamanisten sind noch die Samojeden und Ostjaken, in Europa die Lappen. Volkstümlicher Glaube und Brauch ist heute noch besonders bei den Jakuten erhalten. Neben ihm sind für das Verständnis der Religion die Funktionen des „Schamanen", des Beschwörers, entscheidend. Die Ansätze zu einer schematisch geordneten Mythologie dagegen stehen scheinbar unter dem Einfluß chinesischer und indischer Anschauungen. Schon das Wort Schaman, das den Zauberpriester bezeichnet, bekundet indischen Einfluß, es ist die Bezeichnung des buddhistischen Mönches in Pali „samana". Seinem Wesen nach ist der Schamane der uralte Zauberpriester; hier hat er insbesondere die Fähigkeit, die Geister der Verstorbenen mit Hilfe der Zaubertrommel zu beschwören. Dadurch setzt er sich in Verbindung mit den Göttern, die er in Zuständen der Ekstase darzustellen weiß. Zugleich übt der Schamane das Amt des Orakelgebers und des Opferers. Neben diesem primitiven Natur- und Geisterkult steht die Verehrung mächtiger Gottheiten. Es scheint, daß zunächst Himmel und Erde als göttliche Mächte verehrt werden, wie sie auch in China die höchsten Gottheiten sind. Die himmlische Welt ist in zahlreiche Stufen geteilt, über die sich der „höchste Himmel", der Sitz des Weltlenkers, Tengry Chan, erhebt. Im dritten Himmel wohnen die Ahnengeister. Die Unterwelt, die in neun Stufen geteilt ist, ist der Bereich böser Mächte, die unter Erlik-Chan, dem Feinde der Menschen, stehen.



Uigurische Stifterdame. Fresko aus dem Kloster Bäzäklik bei Murtuk, Bezirk Turfan. Original im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Der Begründer des großen Mongolenreiches gehört zu den Gestalten, die sich zu einer alle Maße menschlichen Daseins überragenden Größe, zu dämonischer Furchtbarkeit erheben. Die persönliche Geschichte Tschinghiz-chans bis zu dem Augenblicke, da er der Herr der von ihm geeinten mongolischen Stämme war, liegt vielfach im Dunkel. Um das Jahr 1155 ist Temudschin am Ufer des Onon, wo die schwarzen und die wilden Tataren sich berührten, geboren. Wahrscheinlich stammte er aus einem Geschlecht, das zu den „wilden Tataren" gehörte, also aus ganz barbarischen Verhältnissen. Mongolische Stämme waren der chinesischen Regierung durch Einfälle in China vielfach lästig geworden. In solchen chinesisch-mongolischen Wirren ist Temudschin als Führer einer kleinen Kriegerschar zu Ansehen und Macht gelangt. Durch einzelne Kriegserfolge gewann er einige junge Mongolen aus vornehmen Familien. Mit dieser Truppe beteiligte sich Temudschin an einem Kampfe der Keraiten gegen die Buirnor-Tataren und Naiman, die China belästigten.

Digitized by Google

Temudschin muß schon in diesen Anfängen weitausschauende Pläne gehegt haben; denn er behauptete seine Abstammung aus dem alten, im 12. Jahrhundert mächtigen Geschlechte der Mongolen, um seine Herrschaft als legitim erscheinen zu lassen. In Wahrheit wurde Temudschin von seinen aristokratischen Anhängern zum Führer gewählt; das Haupt der Steppen-aristokratie ist er stets geblieben. Die Entwicklung der politischen Machtverhältnisse wurde aber durch den Gegensatz einer aristokratischen und demokratischen Bewegung bestimmt. An die Spitze des Volkes trat seit 1201 als Gegner Temudschins sein ehemaliger Freund Tschamucha. Tschamucha hatte den Chan der Keraiten für sich gewonnen; trotzdem blieb Temudschin in diesem Kampfe Sieger. Er hatte damit die Ostmongolei gewonnen. Tschamucha suchte nunmehr die westlich sitzenden Naiman zum Kampfe gegen Temudschin zu bestimmen. Der lange und hartnäckige Widerstand, den die Mongolen selbst der aufsteigenden Macht Temudschins leisteten, beruhte zum großen Teile auf dem demokratischen Grundzug ihres Stammeslebens. Der Kampf gegen die Naiman endete nach mehreren Jahren mit ihrer Unterwerfung. Mit der Unterdrückung der demokratischen Bewegung und der Vernichtung der Naiman war die Vereinigung der Mongolei erreicht; als Temudschins Führer noch die Waldtataren und kleineren Stämme unterworfen hatten, war die Bildung des Nomadenreiches vollendet. Die Kämpfe, aus denen es erwuchs, spielten sich wahrscheinlich zwischen 1200 und 1206 ab; in das Jahr 1206 fällt wohl die Thronbesteigung Temudschins. Wahrscheinlich nahm Temudschin damals auch den Titel an, unter dem ihn die Weltgeschichte kennt: Tschinghiz-chan. Die Annahme dieses Titels ist auf das Bestreben Temudschins zurückzuführen, sich den Einfluß des schamanistischen Priestertums zu gewinnen. Das Wort Tschinghiz-chan muß nach alledem aus Vorstellungskreisen des volkstümlichen Schamanismus hergeleitet werden; es ist nachweisbar als der Name eines von den Schamanen angerufenen Geistes.



Uigurischer Stifter. Fresko aus dem Kloster Bäzäklik bei Murtuk, Bezirk Turfan. Original im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Die Besiegung der Keraiten (1203) und der Naiman (1206) hatte Temudschin zum Herrn der Mongolei gemacht. Damit sind zwei wichtige Maßnahmen verknüpft: die Organisation des Heeres und die Einrichtung der Zivilverwaltung. Zunächst umgab sich Temudschin mit einer Leibwache von 1000 Mann, die im Frieden die Hofwache, im Kriege die Avantgarde bildete. Seit 1206 wurde diese Truppe auf 10000 Mann verstärkt. Aus der Garde hat Tschinghiz-chan seine Heerführer gewählt, ausnahmslos ihm persönlich genau bekannte und bewährte Männer, die der Chan mit größter Menschenkenntnis zu finden wußte. Die Massen waren nur ein Werkzeug in ihren Händen. Seine Erlasse sprechen nie von Beziehungen zu seinem Volke, sondern wenden sich nur an seine nächste Umgebung, den Kriegsadel und an seine Angehörigen und späteren Nachfolger. Die ganze Kriegeraristokratie genoß mancherlei Vorrechte: sie war von den Steuern befreit und hatte zu jeder Zeit ohne besondere Erlaubnis Zutritt zum Chan. Der Aufbau des Heeres erfolgte nach Gruppen von 10, 100, 1000 und 10000 Mann; drei oberste Führer befehligten das Gesamtheer, in dem eine eiserne Disziplin waltete. Nach der Vereinigung der Mongolen bestand die Aufgabe, eine Zivilverwaltung des Reiches einzurichten. Sie machte bei dem niedrigen

Digitized by Google

Bildungsstande der Mongolen die größten Schwierigkeiten. Schon vor der Eroberung der westlichen Kulturländer war Tschinghiz-chan genötigt, aus Völkern höherer Kultur Hilfskräfte zu gewinnen. Bereits vor 1203 waren muslimische Kaufleute in der Umgebung des Chans, seit 1206 wurde eine schriftliche Geschäftsführung eingeführt; der Uigur Taschatun als „Siegelbewahrer" leitete sie. Auch das mongolische Recht wurde zu einem Gesetzbuch — Yassa — zusammengefaßt. Die Uiguren waren die ersten Lehrer und Beamten der Mongolen.

Tschinghiz-chans Pläne sind mit seinen Erfolgen gewachsen. Seit 1211 griff die Eroberung weit über die Grenzen der Mongolei hinaus. Damals wurde ein Teil von Semirjetschie erobert, vor allem aber begann der Krieg mit China, der 1215 mit der Eroberung Pekings und der Gefangennahme des Kaisers der Sung-Dynastie endete. Tschinghiz-chan kehrte 1216 in die Mongolei zurück, nachdem China unter furchtbaren Greueln verwüstet war. Die Eroberung Chinas gab den Anstoß zu der folgenschweren Beziehung zu dem Schah Muhammad von Chwaresm, der nach Besiegung des Gurkhan selbst an die Eroberung Chinas dachte, dessen Reichtümer die Muslime immer anlockten. Er vernahm, daß ein mongolischer Heerführer ihm zuvorgekommen war. Um Genaueres über die Ereignisse und die Macht des Eroberers zu erfahren, schickte er eine Gesandtschaft an Tschinghiz-chan, die freundlich empfangen wurde. Tschinghiz-chan erklärte, er betrachte den Schah als Herrscher des Westens, sich als Herrn des Ostens. Er wünschte, daß zwischen ihnen Frieden und Freundschaft bestehe; Kaufleute sollten unbehindert aus einem Lande in das andere reisen können. Sicher dachte Tschinghiz-chan damals nicht an eine Eroberung Westasiens, das bis dahin wohl noch außerhalb seines Gesichtskreises lag. Er erwiderte die Gesandtschaft Muhammads, indem er mit einer Handelskarawane eine große Gesandtschaft schickte, die der Schah 1218 empfing. Durch sie ließ er einen Friedens- und Handelsvertrag anbieten. Die Gesandtschaft kehrte mit dem von Muhammad angenommenen Friedensvertrage zurück. Die gleichzeitig aus der Mongolei abgegangene Handelskarawane erreichte Otrar, die Grenzstadt des Reiches von Chwaresm, nachdem die Gesandten bereits zurückgekehrt waren. Auf Anstiften des Statthalters, der die Kaufleute für Spione erklärte, und unter Mitwissen, vielleicht sogar auf Geheiß Muhammads, ist die ganze Karawane von 450 Mann ermordet worden. Tschinghiz-chan schickte einen Gesandten in Begleitung zweier Tataren an den Schah, der die Auslieferung des Statthalters fordern sollte. Muhammad ließ aber den Gesandten ermorden, seine Begleiter wurden durch Abschneiden des Bartes beschimpft und zurückgeschickt. Damit war der Krieg Tschinghiz-chans gegen Chwaresm unvermeidlich, der zu einem der gewaltigsten weltgeschichtlichen Dramen wurde. Andere Gründe sind nicht nachweisbar. Zwar standen die Chalifen mit Chwaresm in Feindschaft. Der Chalif Nasir suchte im Osten bei den Guriden und bei Kutschluk Hilfe; daß er aber die Mongolen zum Angriff auf Chwaresm bestimmt habe, ist nicht erweisbar. Tschinghiz-chan war nicht die Persönlichkeit, sein Handeln durch solche Einflüsse bestimmen zu lassen. Über die Machtverhältnisse und den Besitz der westlichen Kulturländer war Tschinghiz-chan damals noch nicht unterrichtet. Er hatte eine große Meinung von der Macht des Chwaresm-Schah. Die Streitkräfte Muhammads waren weit größer als die der Mongolen. Es fehlte ihnen aber die einheitliche Leitung und die Disziplin. Wahrscheinlich im September 1219 erschienen die Mongolen vor Otrar. Hier teilte Tschinghiz-chan seine Kräfte, ein Teil belagerte Otrar, mit der Hauptmacht ging Tschinghiz-chan selbst gegen Buchara vor. Mit ihm vereinigte sich das Heer von Otrar, nachdem die Stadt (März 1220) genommen war. Der Übergang der Mongolen über den Syr-darja fand keinen Widerstand. Am 10. Februar 1220 nahm Tschinghiz-chan Buchara; bei der Plünderung ging die eng gebaute Stadt zum größten Teil in Flammen auf. Tschinghiz-chan selbst trat maßvoll auf; er forderte die Rückgabe des Geldes, das der Karawane in Otrar geraubt war, und die Auslieferung der Kriegsvorräte Muhammads. In Samarkand lag eine starke Besatzung, wohl um 50000 Mann. Ein Ausfall der Belagerten endete mit ihrer Vernichtung. Am fünften Tage der Belagerung kapitulierte die Bürgerschaft, und die Türken boten den Mongolen ihre Dienste an.

Inzwischen war ein Mongolenheer unter Dschudschi den Syr-darja abwärts gegangen und hatte nach Eroberung mehrerer fester Städte den Nordwesten von Chwaresm erobert. Am Ende des Jahres 1220 stand dieser kleine Teil des mongolischen Heeres am unteren

Digitized by Google

Digitized by Google

Syr-darja. Die Heeresabteilung, die den Syr-darja aufwärts gegangen war, eroberte Benaket und Chodschent. Die Verteidigung von Chodschent durch den genialen Timur-melik bildet eine besonders interessante Episode. Er hatte eine Insel im Syr-darja befestigt. Als die Mongolen Dämme zum Angriff in den Fluß bauten, fuhr er auf Booten stromabwärts, die durch feuchte Filz- und Lehmwände gegen Pfeile und Feuer geschützt waren. Alle Angriffe und Hemmungen seitens der Mongolen wußte er erfinderisch zu durchbrechen. Erst nach seiner Landung konnten mongolische Reiter ihn verfolgen. Timur-melik entkam ihnen allein, nachdem seine ganze Truppe gefallen war. Er ging zu dem heldenhaften Dschelal-ed-din, dem Sohne Muhammads. Dschelal-ed-din und Timur-melik sind die eigentlichen Heldengestalten im Kampfe gegen die Mongolen. In ihnen stellt sich der historische Gegensatz zweier Kulturen dar: in der muslimischen Welt tritt eine Fülle individueller Kräfte und persönliches Heldentum hervor, bei den Mongolen wirkt die Masse, kaum je sehen wir hier Taten überragender Persönlichkeiten. Die strengste Disziplin beherrscht die Massen. Nicht sich auszuzeichnen ist der Einzelne bestrebt, er befolgt nur unbedingt die Befehle der Vorgesetzten; auch die höchsten Führer sind nur folgsame Werkzeuge, die den Willen Tschinghiz-chans ausführen. Dagegen vermochten die Helden der muslimischen Welt keine Massen zu organisieren, und ihr persönliches Heldentum konnte die Lage nicht retten.

Muhammad floh aus Nischapur über Raj und Kaswin nach Irak, von Nischapur aus verfolgten ihn mehrere Aufgebote der Mongolen. Ein mongolisches Heer traf mit Muhammads Begleitung bei Hamadan zusammen. Hier kam es zu der einzigen Schlacht zwischen den beiden Mächten; die Mongolen vernichteten die Truppen Muhammads. Er selbst rettete sich auf eine Insel im Kaspischen Meer, wo er im Dezember 1220 starb. Inzwischen hatte Tschinghiz-chan von Samarkand aus die Verwaltung Mawerannahras geordnet, in Buchara wurde ein mongolischer Statthalter eingesetzt.

Das Schicksal des Reiches von Chwaresm war entschieden, obwohl Muhammads Sohn Dschelal-ed-din auf abenteuerlichen Fahrten noch heldenhaften Widerstand leistete und den Mongolen einzelne Niederlagen beibrachte. Er hatte sich nach Chorasan gewandt, wo nur eine geringe Zahl mongolischer Truppen stand. Bei Herat vereinigte er sich mit den 10000 Mann des Amin al-Mulk und schlug die Kandahar belagernden Mongolen. Dschelal-ed-din vermied es, sich in Festungen einschließen zu lassen, Ghazna wurde der Mittelpunkt seiner Stellung.

Tschinghiz-chan hatte inzwischen Balch genommen, das keinen Widerstand leistete und schonend behandelt wurde. Seine Söhne vollendeten in Chorasan und Chwaresm die Unterwerfung. Inzwischen hatte Dschelal-ed-din ein größeres Heer aus verschiedenen Nationen gebildet, mit dem er den Mongolen entgegentrat. In einer zweitägigen Schlacht bei Parwan — wahrscheinlich zwischen Ghazna und Bamian gelegen — brachte er den Mongolen eine schwere Niederlage bei. Die Muslime wußten den Sieg aber nicht auszunutzen, ihre Führer gerieten in Streit um die Beute; die nationalen Gegensätze brachen leidenschaftlich hervor, das Heer Dschelal-ed-dins löste sich zum großen Teil auf, nur Timurmelik mit den Türken blieb ihm treu. Tschinghiz-chan zog nun mit allen Kräften gegen Dschelal-ed-din, der keinen offenen Kampf mehr wagen konnte. Ohne auch zu versuchen, die Pässe des Hindukusch zu verteidigen, wich er an den Indus zurück. Die Mongolen nahmen Ghazna ein, dessen Einwohner bis auf die Handwerker sämtlich getötet wurden. Inzwischen hatte Dschelal-ed-din den Indus erreicht; während er Schiffe zum Übergang bauen ließ, erreichten die ersten Truppen der Mongolen seine Nachhut. In einem Gefecht wurden die Muslime geschlagen, die Hauptmacht der Mongolen erreichte den Indus, noch bevor der Bau der Schiffe vollendet war. Hier kam es am 24. November 1221 zur Entscheidungsschlacht, die nach längerem Schwanken durch den Angriff der mongolischen Garde entschieden wurde. Dschelal-ed-din entkam mit nur 4000 Mann über den Indus. Tschinghiz-chan verfolgte den geschlagenen Feind nicht weiter. Inzwischen war Tului nach Chorasan entsandt; der Krieg bestand hier lediglich in Belagerung der Festungen. In drei Monaten nahm Tului außer Merw, Nischapur und Herat zahlreiche kleine Städte ein.

Die Eroberungen der Mongolen von 1221—22 sind die Zeit der furchtbarsten Verheerung, die Westasien erlitt, und deren Nachwirkungen niemals völlig überwunden sind. Freilich darf nicht vergessen werden, daß auch die Muslime, wo sich die Gelegenheit bot, die entsetzlichsten

Digitized by Google

Greueltaten verübten; selbst ein Mann wie Dschelal-ed-din hatte daran lebhaftestes Wohlgefallen. Nach der Zerstörung von Balch und Merw war jede Widerstandskraft gebrochen, nur Räuberbanden beunruhigten noch das Land. Tschinghiz-chan war nach dem Sieg über Dschelal-ed-din noch drei Monate am Indus geblieben. Er wollte über Indien, den Himalaya und Tibet zurückkehren und schickte eine Gesandtschaft an den Sultan von Delhi. Indes ging er, vielleicht durch einen Aufstand der Tanguten veranlaßt, auf seinem Wege zurück. Im Mai 1222 stand der Chan am Ufer des Amu-darja; persönlich hat er sich in diesem Jahre an keinem Feldzuge beteiligt. Die Überwältigung von Bergfestungen im nördlichen Afghanistan und die Sicherungen der Verbindungen überließ er seinen Feldherren, die diese Aufgaben in dem sehr schwierigen Gebirgsland ohne Mißerfolg lösten. Das militärische Genie Tschinghiz-chans hatte außerordentlich schnell und sicher die ihm ganz unbekannten geographischen Verhältnisse erfaßt und durch seine Kundschafter eine ganz genaue Landeskunde erworben. Im Herbst 1222 ging Tschinghiz-chan über den Amu nach Samarkand, im Frühling 1223 traf er mit Ugedai und Dschagatai am Syr-darja zusammen, wo ein „Kurultai" veranstaltet wurde. Im Sommer 1223 saßen die Mongolen in der großen Ebene nördlich vom Alexander-Gebirge. Im Jahre 1223 kehrte Tschinghiz-chan in die Mongolei zurück; wahrscheinlich hatten die Mongolen sich im Sommer 1224 am Irtysch niedergelassen, wenn sie im Herbst 1223 die Steppe verlassen haben.

Mit Tschinghiz-chan kehrten auch seine Söhne zurück, Dschudschi blieb zurück. Schon in ihm scheint sich das Streben geregt zu haben, ein unabhängiges Reich zu gründen. Er soll den Plan gehabt haben, den Vater auf der Jagd zu töten und sich mit den Muslimen zu verbinden. Tschinghiz-chan wurde davon unterrichtet und befahl, Dschudschi heimlich zu vergiften. Nach anderer Überlieferung berief Tschinghiz-chan den Dschudschi zu sich, weil er einen Auftrag nicht erfüllt hatte. Der Sohn antwortete, er könne wegen Krankheit nicht kommen. Darauf soll der Chan Dschagatai und Ogotai gegen ihn entsandt haben; doch kam inzwischen die Nachricht vom Tode Dschudschis. Dieser Konflikt aber war das erste Anzeichen der Zersetzung der Mongolenmacht.

Tschinghiz-chan hatte in der Steppe ein „bellum omnium contra omnes" vorgefunden: „Die Jüngeren gehorchten den Älteren nicht, die Untergebenen achteten die Oberen nicht, die Vorgesetzten erfüllten ihre Pflichten gegen die Untertanen nicht." Mit seiner Regierung trat strenge Disziplin und feste Ordnung ein; alles, was fortan geschah, war eine Wirkung seines alles überschauenden Geistes und seines bezwingenden Willens.

Mit der Gründung des Reiches wurden zwar Einflüsse aus den benachbarten Kulturvölkern wirksam, aber auch sie dienten nur den Plänen des Herrschers. Muslimische Kaufleute waren bisher in der Steppe die einzigen Vermittler der Kultur gewesen; sie fanden sich schon früh im Heere Temudschins ein. Bei den Naiman lernte er eine höhere Staatsverwaltung kennen durch einen Schreiber, einen Uiguren, der ihn mit dem Kanzleiwesen und dem Gebrauch des Siegels bekannt machte. Der Einfluß der chinesischen Kultur drang erst später bei den Mongolen in weiterem Umfange durch; seit 1216 benutzten sie im Verkehr mit chinesischen Behörden die chinesische Schrift. Vorher war die aus dem syrischen Alphabet abgeleitete Schrift der Uiguren in Gebrauch. Sie diente lediglich zur Aufzeichnung des mongolischen Rechtes. Daneben sind auf Veranlassung Temudschins — oder seiner nächsten Nachfolger — Reichsannalen geführt worden. Diese Aufzeichnungen aber wurden streng geheim gehalten; nur Mitgliedern des Herrscherhauses und den höchsten Beamten waren sie zugänglich.

Das Reich umfaßte seßhafte Völker von alter Kultur und mannigfacher geistiger Bildung, christlicher, buddhistischer und islamitischer. Die Regierung war deshalb auf die Mithilfe von Vertretern der gebildeten Völker angewiesen; die Mongolen waren das herrschende, aber nicht das regierende Volk. Tschinghiz-chan erkannte die Notwendigkeit, seine Regierung allmählich von den fremden Beamten unabhängig zu machen. Deshalb ließ er seinen Söhnen sowie Mitgliedern des mongolischen Adels eine höhere Bildung zuteil werden. Die Absichten Tschinghiz-chans sind an der Tatsache gescheitert, daß ein kriegerisches Nomadentum und die Aufgaben höherer Zivilisation sich nicht vereinen ließen. Den Nomaden fehlte die Fähigkeit zu andauernder Arbeit, ohne die auch die Durchbildung einer geistigen Kultur nicht möglich ist.

Digitized by Google

Uiguren, Chinesen, Perser und andere Völker waren auch den Nachfolgern Tschinghiz-chans für alle Aufgaben der Regierung und Verwaltung unentbehrlich.

Die Mongolen haben keine ihrem Wesen entsprechende Kultureinheit geschaffen, die das Reich zu festigen vermocht hätte. Es beruhte auf der Einheit des beherrschenden Willens und auf der unbedingten Geschlossenheit des herrschenden Geschlechtes. Indem das ungeheure Reich lediglich als Eigentum des Chan-Geschlechts betrachtet wurde, wurden die privatrechtlichen Verhältnisse des Nomadentums ohne Umgestaltung auf das staatliche Dasein übertragen. Darin liegt der eigentliche Grund des Zerfalls des Herrschergeschlechts und mit ihm des Reiches.

Von der äußeren Erscheinung Tschinghiz-chans gewinnen wir, als er in seinem 65. Jahre stand, eine Vorstellung. Er war durch gewaltige Körpergröße, kräftigen Bau, eine hohe Stirne und starken Bart vor seinem Volke ausgezeichnet. Von seiner überragenden geistigen Größe zeugt, daß er sich selbst völlig in der Gewalt hatte, und daß sein Wille allem überlegen blieb, was an ihn herantrat. Von allen Extremen, von starrer, nur Schrecken erregender Hoheit wie von haltloser Hingabe an den Genuß des Lebens hielt er sich frei. Die ungeheure Kraft seines Wollens unterdrückte jeden anderen Willen in seiner Nähe und hielt in seiner Armee eine eiserne Disziplin aufrecht. Tschinghiz-chan hat seine Macht gefestigt, indem er alles vernichtete, was ihm widerstand. Es wäre jedoch eine einseitige Auffassung, in Tschinghiz-chan nur den Eroberer und Zerstörer zu sehen. Darin war er der Exponent des in die Kulturwelt einbrechenden Nomadentums. Es lassen sich bei ihm Züge von außerordentlicher Größe nicht verkennen. Als Regent hat er bedeutende Gedanken zu gestalten gewußt und auch Aufgaben der Kultur sind von ihm beachtet worden. Alles freilich, was er tat, diente dem einen Ziele, die Macht seines Reiches zu festigen. Aber dabei hat er über einen großen Teil der Erde einen Überblick gehabt, wie er nur genialen Menschen eigen ist. In Tschinghiz-chan erscheint so ein eigenartiges Phänomen der Geschichte. Als einer der gewaltigsten Zerstörer ist er über die größten Landräume dahingeschritten; neue, vielseitige Kulturbeziehungen aber sind die Wirkung seines Auftetens. Die mongolische Eroberung hat den größten Landverkehr hervorgerufen, den die Geschichte je gesehen hat. Über Konstantinopel—Trapezunt bestand eine Verbindung zwischen Venedig und Peking.



Belagerung von Samarkand durch die Mongolen. Miniatur aus einer dschagataischen Handschrift im Britischen Museum zu London.

Digitized by Google

Greueltaten verübten; selbst ein Mann wie Dschelal-ed-din hatte daran lebhaftestes Wohlgefallen. Nach der Zerstörung von Balch und Merw war jede Widerstandskraft gebrochen, nur Räuberbanden beunruhigten noch das Land. Tschinghiz-chan war nach dem Sieg über Dschelal-ed-din noch drei Monate am Indus geblieben. Er wollte über Indien, den Himalaya und Tibet zurückkehren und schickte eine Gesandtschaft an den Sultan von Delhi. Indes ging er, vielleicht durch einen Aufstand der Tanguten veranlaßt, auf seinem Wege zurück. Im Mai 1222 stand der Chan am Ufer des Amu-darja; persönlich hat er sich in diesem Jahre an keinem Feldzuge beteiligt. Die Überwältigung von Bergfestungen im nördlichen Afghanistan und die Sicherungen der Verbindungen überließ er seinen Feldherren, die diese Aufgaben in dem sehr schwierigen Gebirgsland ohne Mißerfolg lösten. Das militärische Genie Tschinghiz-chans hatte außerordentlich schnell und sicher die ihm ganz unbekannten geographischen Verhältnisse erfaßt und durch seine Kundschafter eine ganz genaue Landeskunde erworben. Im Herbst 1222 ging Tschinghiz-chan über den Amu nach Samarkand, im Frühling 1223 traf er mit Ugedai und Dschagatai am Syr-darja zusammen, wo ein „Kurultai" veranstaltet wurde. Im Sommer 1223 saßen die Mongolen in der großen Ebene nördlich vom Alexander-Gebirge. Im Jahre 1223 kehrte Tschinghiz-chan in die Mongolei zurück; wahrscheinlich hatten die Mongolen sich im Sommer 1224 am Irtysch niedergelassen, wenn sie im Herbst 1223 die Steppe verlassen haben.

Mit Tschinghiz-chan kehrten auch seine Söhne zurück, Dschudschi blieb zurück. Schon in ihm scheint sich das Streben geregt zu haben, ein unabhängiges Reich zu gründen. Er soll den Plan gehabt haben, den Vater auf der Jagd zu töten und sich mit den Muslimen zu verbinden. Tschinghiz-chan wurde davon unterrichtet und befahl, Dschudschi heimlich zu vergiften. Nach anderer Überlieferung berief Tschinghiz-chan den Dschudschi zu sich, weil er einen Auftrag nicht erfüllt hatte. Der Sohn antwortete, er könne wegen Krankheit nicht kommen. Darauf soll der Chan Dschagatai und Ogotai gegen ihn entsandt haben; doch kam inzwischen die Nachricht vom Tode Dschudschis. Dieser Konflikt aber war das erste Anzeichen der Zersetzung der Mongolenmacht.

Tschinghiz-chan hatte in der Steppe ein „bellum omnium contra omnes" vorgefunden: „Die Jüngeren gehorchten den Älteren nicht, die Untergebenen achteten die Oberen nicht, die Vorgesetzten erfüllten ihre Pflichten gegen die Untertanen nicht." Mit seiner Regierung trat strenge Disziplin und feste Ordnung ein; alles, was fortan geschah, war eine Wirkung seines alles überschauenden Geistes und seines bezwingenden Willens.

Mit der Gründung des Reiches wurden zwar Einflüsse aus den benachbarten Kulturvölkern wirksam, aber auch sie dienten nur den Plänen des Herrschers. Muslimische Kaufleute waren bisher in der Steppe die einzigen Vermittler der Kultur gewesen; sie fanden sich schon früh im Heere Temudschins ein. Bei den Naiman lernte er eine höhere Staatsverwaltung kennen durch einen Schreiber, einen Uiguren, der ihn mit dem Kanzleiwesen und dem Gebrauch des Siegels bekannt machte. Der Einfluß der chinesischen Kultur drang erst später bei den Mongolen in weiterem Umfange durch; seit 1216 benutzten sie im Verkehr mit chinesischen Behörden die chinesische Schrift. Vorher war die aus dem syrischen Alphabet abgeleitete Schrift der Uiguren in Gebrauch. Sie diente lediglich zur Aufzeichnung des mongolischen Rechtes. Daneben sind auf Veranlassung Temudschins — oder seiner nächsten Nachfolger — Reichsannalen geführt worden. Diese Aufzeichnungen aber wurden streng geheim gehalten; nur Mitgliedern des Herrscherhauses und den höchsten Beamten waren sie zugänglich.

Das Reich umfaßte seßhafte Völker von alter Kultur und mannigfacher geistiger Bildung, christlicher, buddhistischer und islamitischer. Die Regierung war deshalb auf die Mithilfe von Vertretern der gebildeten Völker angewiesen; die Mongolen waren das herrschende, aber nicht das regierende Volk. Tschinghiz-chan erkannte die Notwendigkeit, seine Regierung allmählich von den fremden Beamten unabhängig zu machen. Deshalb ließ er seinen Söhnen sowie Mitgliedern des mongolischen Adels eine höhere Bildung zuteil werden. Die Absichten Tschinghiz-chans sind an der Tatsache gescheitert, daß ein kriegerisches Nomadentum und die Aufgaben höherer Zivilisation sich nicht vereinen ließen. Den Nomaden fehlte die Fähigkeit zu andauernder Arbeit, ohne die auch die Durchbildung einer geistigen Kultur nicht möglich ist.

Digitized by Google

Uiguren, Chinesen, Perser und andere Völker waren auch den Nachfolgern Tschinghiz-chans für alle Aufgaben der Regierung und Verwaltung unentbehrlich.

Die Mongolen haben keine ihrem Wesen entsprechende Kultureinheit geschaffen, die das Reich zu festigen vermocht hätte. Es beruhte auf der Einheit des beherrschenden Willens und auf der unbedingten Geschlossenheit des herrschenden Geschlechtes. Indem das ungeheure Reich lediglich als Eigentum des Chan-Geschlechts betrachtet wurde, wurden die privatrechtlichen Verhältnisse des Nomadentums ohne Umgestaltung auf das staatliche Dasein übertragen. Darin liegt der eigentliche Grund des Zerfalls des Herrschergeschlechts und mit ihm des Reiches.

Von der äußeren Erscheinung Tschinghiz-chans gewinnen wir, als er in seinem 65. Jahre stand, eine Vorstellung. Er war durch gewaltige Körpergröße, kräftigen Bau, eine hohe Stirne und starken Bart vor seinem Volke ausgezeichnet. Von seiner überragenden geistigen Größe zeugt, daß er sich selbst völlig in der Gewalt hatte, und daß sein Wille allem überlegen blieb, was an ihn herantrat. Von allen Extremen, von starrer, nur Schrecken erregender Hoheit wie von haltloser Hingabe an den Genuß des Lebens hielt er sich frei. Die ungeheure Kraft seines Wollens unterdrückte jeden anderen Willen in seiner Nähe und hielt in seiner Armee eine eiserne Disziplin aufrecht. Tschinghiz-chan hat seine Macht gefestigt, indem er alles vernichtete, was ihm widerstand. Es wäre jedoch eine einseitige Auffassung, in Tschinghiz-chan nur den Eroberer und Zerstörer zu sehen. Darin war er der Exponent des in die Kulturwelt einbrechenden Nomadentums. Es lassen sich bei ihm Züge von außerordentlicher Größe nicht verkennen. Als Regent hat er bedeutende Gedanken zu gestalten gewußt und auch Aufgaben der Kultur sind von ihm beachtet worden. Alles freilich, was er tat, diente dem einen Ziele, die Macht seines Reiches zu festigen. Aber dabei hat er über einen großen Teil der Erde einen Überblick gehabt, wie er nur genialen Menschen eigen ist. In Tschinghiz-chan erscheint so ein eigenartiges Phänomen der Geschichte. Als einer der gewaltigsten Zerstörer ist er über die größten Landräume dahingeschritten; neue, vielseitige Kulturbeziehungen aber sind die Wirkung seines Auftetens. Die mongolische Eroberung hat den größten Landverkehr hervorgerufen, den die Geschichte je gesehen hat. Über Konstantinopel—Trapezunt bestand eine Verbindung zwischen Venedig und Peking.



Belagerung von Samarkand durch die Mongolen. Miniatur aus einer dschagataischen Handschrift im Britischen Museum zu London.

Digitized by Google

Dies alles kann als eine Wirkung Tschinghiz-chans gelten, aber es war vielleicht nicht sein Verdienst. Es lag in den Verhältnissen begründet, daß die neu geschaffenen Beziehungen einen lebhaften Austausch hervorriefen. Und doch ist Tschinghiz-chan ein selbständig denkender und schaffender Kulturvermittler gewesen, obwohl er persönlich von allen Einflüssen höherer Kulturen, die in die Mongolei seit dem 12. Jahrhundert einströmten, gänzlich unberührt geblieben war. Er sprach nur mongolisch, konnte weder lesen noch schreiben, er wußte z. B. trotz der Nachbarschaft des bureaukratischen China nicht, was ein Siegel war. Sein organisatorisches Talent, seine Begabung als Regent macht seine Größe aus. An diese Seite seines Wesens knüpfen seine Kulturbestrebungen an. Es ist immerhin eine ganz einzigartige geistige Leistung, daß sein durchdringender Verstand die Bedeutung höherer Kulturen verstand, daß er Wege fand, sie in den Dienst des Nomadenreiches zu stellen. Als selbständigen Wert hat Tschinghiz-chan die höheren Kulturen niemals betrachtet. Er ist von dem Gedanken erfüllt, daß den Nomaden die Herrschaft gehört, daß die gebildeten Völker die Arbeitskräfte ihnen stellen und dem Nomadentum dienen sollten.

In einem einzigen Falle scheint Tschinghiz-chan nur für geistige Güter einer höheren Kultur persönliches Interesse gehabt zu haben. Im Jahre 1219 ließ er einen chinesischen Philosophen, den taoistischen Mönch Tscham-tschean nach Samarkand kommen, mit dem er in den Jahren 1220—1223 mehrere Unterredungen gehabt hat. Tschinghiz-chan hatte von der Lehre einer an den großen Lao-tse anknüpfenden philosophischen Schule gehört. Ihr Bestreben ging dahin, ein geistig geläutertes Wesen in ungestörter Ruhe durch philosophische Betrachtung zu gewinnen. Für diese philosophische Befriedigung des Lebens wird das uralte Bild vom Stein der Weisen gebraucht. Aus den Fragen, die Tschinghiz-chan an den Philosophen richtete, ergibt sich, daß er durch wörtliche Auffassung eines Symbols die Lehre mißverstanden hatte. Er dachte, ein Mittel zu ewigem Leben bekommen zu können.

Tschinghiz-chan ist in seinem politischen Denken der Nomadenfürst geblieben. Das gewaltige Reich, das er geschaffen, war für ihn die Herrschaft der Nomaden über die Kulturvölker, deren Arbeit als Ackerbauer und Handwerker man brauchte. Für sich und sein Geschlecht wirkte er; die staatsrechtlichen Verhältnisse seines Reiches sind nur die ins Ungeheuere erweiterten familienrechtlichen Anschauungen des Nomadentums. Aber die höhere geistige Bildung der besiegten Völker war eine reale Macht, von der Tschinghiz-chan auch die Mongolen nicht ausschließen wollte. Aber die Reichsorganisation, wie sie Tschinghiz-chan geschaffen hatte, war so in sich gefestigt, daß sie noch vierzig Jahre nach seinem Tode die Reichseinheit sicherte.

Im Alter von 72 Jahren starb der gewaltigste Staatsbildner Asiens — im August 1227. Seinen Söhnen hinterließ er mit den eroberten Gebieten zugleich eine großartige politische Organisation.

Das Reich Tschinghiz-chans war ein Nomadenstaat. Darin lag das Problem seines politischen Daseins. Alle geistige Kultur ruht auf der Arbeitsdisziplin, wie sie erst durch Seßhaftigkeit und Arbeit vieler Generationen gewonnen wird. Sollte die Macht des Reiches sich auf das Nomadenwesen der Mongolen gründen — und dies war der Wille des Chans —, so waren die Mongolen dadurch gehindert, sich eine höhere Kultur anzueignen. Stets ist die Zahl der Mongolen, die ein staatliches Amt zu führen vermochten, sehr klein gewesen. Das Reich mußte die Dienste der unterworfenen Kulturvölker in Anspruch nehmen. Tschinghiz-chan erkannte indes richtig, daß das herrschende Volk sich von der Hilfe fremder Völker und Kulturen unabhängig machen mußte. Zwar sollte das Volk als Ganzes im Nomadentum beharren, worin die Wurzeln seiner Kraft lagen. Doch befahl der Chan, daß die Söhne des mongolischen Adels lesen und schreiben lernten. So entstand eine Hofschule, die dem Staate mongolische Beamten liefern sollte. Die militärische Begabung des Herrschers führte ihn zum Verständnis der rechtlichen Ordnung; auch als Regent ist er Krieger. Der nomadischen Disziplinlosigkeit, der Anarchie der Steppe will er ein Ende machen. „Gehorsam" ist das beherrschende Motiv: die eiserne Disziplin seines Heeres wurde auf das Rechtsleben, auf das ganze Volksleben übertragen. Jedem wies er in dem ungeheuren Organismus seinen Platz an. Es gab nur den Willen des Einen, und keine Autorität ließ er neben sich aufkommen. Tatsächlich hat Tschinghiz-chan in einem undisziplinierten Volke straffe, musterhafte Ordnung geschaffen. Auch die Religionen waren ihm Objekt politischer Bewertung. Weil Christentum,

Digitized by Google

Buddhismus und Islam höhere Kulturen repräsentierten, deren Vertreter er nicht entbehren konnte, so übte er gegen alle die gleiche Duldung. Indem die uigurische Kultur der mongolischen Aristokratie aufgepfropft wurde, gewannen wenigstens die regierenden Kreise eine gewisse einheitliche Bildung. Die Nachfolger des großen Herrschers verstanden das Kulturproblem nicht mit so genialer Einsicht und Sicherheit zu behandeln. Die Solidarität der Interessen, die ohnehin in dem weiten Reiche gefährdet war, wurde durch die geistige Differenz vollends aufgelöst. Noch dreißig Jahre nach Tschinghiz-chans Tode (1227) lebten von ihm erzogene Genossen. Solange in ihnen der Geist des Reichsgründers wirkte, bestand auch noch die Einheit. Mit der Auflösung des Geschlechtes in wirtschaftlich, politisch und religiös vervollständigte Zweige zerfiel auch das Reich. Es war durch den Eigentumsbegriff der Nomadenherrschaft zusammengehalten. Als die einzelnen Zweige nicht mehr aufeinander angewiesen waren, bestand kein einigendes Band mehr. Es hatte sich keine Staatsidee, keine wirklich politische Anschauung bei den Mongolen gebildet, die die primitive Eigentumsvorstellung ersetzte, in die sich eben große politische Verhältnisse nicht einfügen ließen.



Tschinghiz-chan auf dem Throne mit seinen Söhnen. Miniatur aus einer dschagataischen Handschrift im Britischen Museum zu London.

Soweit uns Tschinghiz-chans Persönlichkeit in seinem politischen Werk erkennbar ist, muß man ihn zu den Größten zählen, die je das Leben der Menschheit bestimmt haben. Er hat verstanden, allein durch sein Wollen ungeheure Kräfte zu wecken, zu vereinen und zu leiten. Vielleicht ist er unter allen großen Willensmenschen der stärkste gewesen. Er überragte nicht nur seine Umgebung durch seine eminente geistige Begabung, sondern erkannte auch mit dem Blick des großen Staatsmannes den Wert ihm sonst ganz fremder Kulturgüter für den Ausbau seines Reiches. Der prinzipielle Gedankenkreis, in dem sich Tschinghiz-chan bewegte, war gewiß eng begrenzt, er blieb immer der Nomadenfürst, das Haupt einer Stammesaristokratie. Er hat aber die Idee des herrschenden Nomadengeschlechts ins Ungeheure erweitert, er hat sie zum Prinzip eines Weltreiches gemacht. Hierin liegt die Schwäche seines Reiches und der Keim seines Verfalls.

Als Tschinghiz-chan starb, umfaßte sein Reich nahezu ganz Asien, es reichte vom Japanischen bis an das Schwarze Meer, seine Südgrenze bildeten der Hoang-ho und Kuen-lün. Es

Digitized by Google

umfaßte Persien, sowie Teile Sibiriens und Rußlands. Über die Teilung des Reiches hat Tschinghiz-chan eingehende Verfügung getroffen. Dabei ließ er sich lediglich von seinem Urteil über die Befähigung seiner Söhne bestimmen; keiner seiner Verwandten hat ihn jemals bei seiner überragenden Größe zu beeinflussen vermocht. Tschinghiz-chan hielt nur an der mongolischen Volkssitte fest, wenn er noch bei Lebzeiten seinen Söhnen Reichsteile zuwies. Der älteste Sohn Dschudschi erhielt das Gebiet zwischen Selenga und Jenissei. Von den beiden anderen Söhnen saß die Horde Dschagatais südlich vom Ili, die Ogotais saß wahrscheinlich im Altai. Jedenfalls lag seine Jurte bei Lebzeiten des Vaters im Gebiet des oberen Irtysch. Tschinghiz-chan bestimmte, daß seinem jüngsten Sohne Ogotai, der mit Tatkraft und Intelligenz ein persönlich gewinnendes Wesen verband, mit dem östlichen Reichsanteil zugleich die Oberhoheit über das Gesamtreich zufallen sollte. Mit ihm wurde Karakorum, das er glänzend ausgestaltete, zur Residenz des Reiches. Es ist die charakteristische Hauptstadt des Steppenreiches; nur der Wille der Herrscher konnte hier eine Stadt bilden, die mit dem Staat wieder verschwand. Ogotai führte die Eroberung in China fort, wo er die Kin-Dynastie im Norden vernichtete und sein Reich bis an den Yang-tse ausdehnte. Einem Neffen Ugedais, Batu, war der Westen des Reiches mit Sarai an der Wolga als Hauptstadt bestimmt. Mit ihm begannen 1237 die furchtbaren Tatareneinfälle in Europa. Die Geschichte Rußlands tritt für lange Zeit unter die Vorherrschaft der Tataren. Durch Livland und Polen drangen sie in Ungarn und Schlesien ein, wo sie 1241 bei Liegnitz das Heer der deutschen Ritterschaft nach härtestem Kampfe vernichteten. Europa lag vor ihrem Siegeslauf schutzlos. Die Rettung Europas von der Tatarennot brachte der Zufall, daß Ogotai im Dezember 1241 zu Karakorum starb. Seine Gattin Turakina hatte durch eine Reichsversammlung ihren Sohn Kujuk als Nachfolger einsetzen lassen. Wegen dieser Hergänge kehrte Batu in den Osten zurück. Hier setzte er, nachdem 1247 Kujuk gestorben war, mit Gewalt durch, daß Mangu, der Sohn von dem vierten Sohne Tschinghiz-chans, Tuli, zum Großchan erhoben wurde.

Unter Mangu (1251—57) gewann das Mongolenreich seine größte Ausdehnung durch die Eroberungen seiner Brüder Kubilai und Hulagu. Kubilai eroberte Südchina und wurde 1260 Großchan. Er legte den Schwerpunkt des Reiches nach China, indem er Peking unter dem Namen Cambaluk, d. i. Khan-balik (Chans-Stadt), zur Residenz erhob. 1281 unternahmen die Mongolen Vorstöße nach Hinterindien.

Gleichzeitig war im Westen unter Hulagu die Eroberung Persiens und die Vernichtung des Chalifenreiches erfolgt. Die Residenz der Chalifen, Bagdad, wurde 1258 erobert und gänzlich zerstört und ausgeplündert, der größte Teil seiner Bevölkerung wurde ermordet. Von dort überfluteten die Mongolen Syrien, wo sie Damaskus und andere Orte vernichteten. Erst in Ägypten wurde die Flut durch den Widerstand der Mameluken (1260) aufgehalten.

Die Geschichte der Mongolen zerfällt mit der Auflösung in Teilreiche in die Geschichte der einzelnen Gebiete. Es sind so vier, voneinander völlig getrennte Gebiete entstanden, die fortan ihre besondere Geschichte haben. Das Reich des Großchan umfaßt den Osten mit Peking als Hauptstadt; zu ihm gehörte China, Korea, die Mongolei, Mandschurei und Tibet.

Der mittlere Teil, der das Gebiet zwischen Kuen-lün und Altai, das Land bis zum Oxus, Afghanistan und zuletzt das Pendschab umfaßte, bildet das Reich Dschagatai. Sein Hauptort war Almalik am Ili. Aus diesem Gebiete ist das Reich Timurs (1400) erwachsen.

Das Nordreich oder das Reich Kiptschak war durch die Eroberungen Batus gegründet. Es umfaßte die Kirgisensteppe vom Aralsee an, das ganze südliche und mittlere Rußland bis an die Grenzen Litauens, Polens und Ungarns. Die untere Donau bildete die Südgrenze. Nordwärts erstreckte es sich bis an den 60. Breitengrad. Als Reich der „goldenen Horde" wird es bezeichnet nach dem türkischen Wort ordu, das „Kriegslager" bedeutet. Darunter ist die reiche Residenz Sarai an der Wolga zu verstehen. Die Geschichte dieses Teilreiches ist im Zusammenhange der Entwicklung des russischen Staates dargestellt.

Das vierte mongolische Teilreich der Ilchane ersteht auf den Trümmern des Chalifats, es ist aus den Eroberungen Hulagus gebildet. Sein Hauptteil ist Persien nebst Armenien und Teilen von Kleinasien. Hulagus Nachkommen haben hier wenig länger als ein Jahrhundert geherrscht.

Digitized by Google



Unterricht in einem Garten. Farbiges Kästchen der Timuridenzeit. Original in der Sammlung Huart zu Paris.

Endlich ist eine mongolische Macht in Indien entstanden, die Herrschaft der Mogulkaiser aus Timurs Geschlecht. Nachdem von 1001 bis 1526 sechs mohammedanische Dynastien zumeist tatarischen Ursprungs in den blutigsten Kämpfen der schreckenvollsten Zeit Indiens aufeinander gefolgt waren, gründete der Timuride Babar die Herrschaft der Mogul, die nominell bis 1858 bestanden hat.

20. Das Zeitalter Timurs.

Von den mongolischen Teilreichen ging der östliche Staat Kubilais in der chinesischen Kultur auf, die Ilchane in Persien nahmen den Islam an, womit sie in Gegensatz zu den zentralasiatischen Mongolen traten, deren Einfälle in Persien die hier herrschenden Mongolen abwehren mußten. Sowohl aus Kiptschak wie aus Dschagatai brachen Mongolen in das Reich der Ilchane ein. Bei Herat schlug Abaka die letzteren. Mongolischen Charakters blieb das Reich Dschagatai, benannt nach dem hier herrschenden Sohne Tschinghiz-chans. Das Reich Kiptschak hatte seinen Mittelpunkt in Sarai und umfaßte die westsibirische und südrussische Tiefebene. Seine Machtstellung war durch die großen Eroberungen Batus begründet und wurde durch unaufhörliche Kämpfe mit Russen, Polen, Byzantinern und Iraniern gefestigt. Die Auflösung des Reiches wurde auf kurze Zeit durch die Vereinigung der weißen und blauen Horde unter Toktamisch (1378) aufgehalten. Nach seinem Tode (1406) zerfiel das Reich schnell. In der Krim entstand 1420 ein Tatarenstaat; seit 1438 bestand das Chanat Kasan als selbständiger Staat, 1466 bildeten die Nogai-Tataren ein Reich bei Astrachan. Seit 1502 löste sich die Goldene Horde auf, nur noch in der Krim bestand bei 1783 ein kleiner Tatarenstaat. Eine weit über seine Grenzen hinausgreifende Bedeutung gewann Dschagatai, von hier aus erfolgten neue Einbrüche mongolischer Massen in die Kulturländer. Unter ihnen ist das Auftreten Timurs die furchtbarste und folgenreichste Erscheinung.

Die mongolischen Teilstaaten wuchsen in die Kulturverhältnisse ihrer Gebiete hinein, und dadurch wurden die zerstörenden Kräfte des Nomadentums gebunden. Nur in Dschagatai behauptete sich das mongolische Wesen und verband sich hier mit den Kräften der Türken.

Digitized by Google

Aus diesen Verhältnissen ist der zweite mongolische Welteroberer Timur hervorgewachsen. Aus einem mongolischen Geschlecht, das in Kesch seinen Sitz hatte, ist Timur dort 1336 geboren. Das Reich der Dschagataiden war durch innere Fehden in voller Auflösung begriffen. In den Fehden der Kleinstaaten wurde Timur früh unter wechselnden Schicksalen der Krieger und Heerführer, als der er gewirkt hat. Es gelang ihm, das Fürstentum von Kesch zu erhalten. Von hier aus griff er Kabul an und erreichte nach wechselreichen Kämpfen 1369 die Stellung des obersten Chan oder Chakan in Turkestan. Die Nachkommen Dschagatais waren schon lange nur dem Schein nach die Herren und blieben es auch unter Timur. Erst nach mehreren Feldzügen gelang ihm 1379 die Unterwerfung Westturkestans. Damit lag das iranische Kulturland als leichte Beute vor dem Eroberer. Im Jahre 1381 ging Timur über den Oxus, Chorasan und Herat erlagen dem Ansturm der Nomaden, 1388 ging die iranische Dynastie der Muzaffariden in Persien zugrunde und Isfahan wurde völlig zerstört. Eine Erhebung des Chans Toktamisch rief Timur 1388—1391 nach Kiptschak zurück. Doch erfolgte 1392 ein noch schlimmerer neuer Einfall in Persien. Die Muzaffariden waren in ihr Gebiet zurückgekehrt und wurden nun völlig ausgerottet. Die wilde Grausamkeit Timurs führte zu einer beispiellosen Menschenvernichtung. Er ließ große Pyramiden aus Schädeln oder aus Leichen und Gefangenen aufbauen. Aus Persien ging Timur nach Indien. Nachdem er selbst die Grenzvölker in schwierigen Kämpfen besiegt und sein Enkel Pir Muhammad Multan erobert hatte, ging 1398 das Heer auf Delhi vor, das erobert und furchtbar verheert wurde. Mit unermeßlicher Beute kehrte Timur 1399 nach Samarkand zurück; der Zug nach Indien war lediglich ein Raubzug. Seit 1399 richteten sich die Züge nach Westen, wo der Zusammenstoß mit den Osmanen in Kleinasien erfolgte. In der großen Schlacht bei Angora 1402 wurden die Osmanen vernichtend geschlagen; der Sultan Bajezid I. fiel in die Gefangenschaft Timurs. Als Timur 1404 zu Samarkand einen Reichstag abhielt, umfaßte sein Reich Dschagatai, Kiptschak und Persien nebst Kleinasien, Syrien und Ägypten. Timur plante jetzt auch die Unterwerfung Chinas. Mit einem Heer von 200000 Mann stand er bereits am Syr-darja, als ein Fieber den 69jährigen Nomadenkrieger zum Glück für die Welt am 18. Februar 1405 hinwegraffte.

Mit Timurs Auftreten war die Nomadenflut zum zweiten Male verheerend über Asien dahingegangen. Auf 35 Feldzügen hatte Timur von den Grenzen Chinas bis an den Nil, von Moskau und Konstantinopel bis Delhi die Welt erschüttert. Er ließ nur die Trümmer alter Kulturen und die völlige Verwüstung weiter Landräume hinter sich. Freilich hatte sich mit Timur die mongolische Flut erschöpft, die Zeit der Nomadenherrschaften endet mit ihm.

Das Urteil über Timurs Persönlichkeit kann kaum zweifelhaft sein, in ihm fand die ganze Wildheit und Grausamkeit seiner Rasse, die ganze Barbarei des Nomadentums, die nur verwüstend wirkt, ihren Ausdruck. Menschlich mildernde Züge gibt es an ihm kaum. Wohl haben ihn orientalische Gelehrte und Dichter gefeiert und ihm Werke gewidmet; das aber ist jedem Fürsten zuteil geworden. Ein Problem bildet Timurs Beziehung zur Kultur seiner Zeit.

Es scheint, daß er bisweilen für Wissenschaft und Kunst ein Interesse hatte. Die unter seinem Namen erhaltenen „Annalen" und „Verordnungen" sind ein noch ungelöstes Rätsel; falls sie wirklich sein Werk sind, widersprechen ihnen alle Taten Timurs. Gelegentlich erweist er sich einem freimütigen Gelehrten, wie dem großen Historiker Ibn Chaldun gegenüber wohlwollend und gnädig. Ein solcher konnte ihm nicht weiter schaden. Religiös war Timur genau so indifferent wie alle Mongolen; aber aus dem Islam hatte er gelernt, für alle Greueltaten im Willen Gottes eine religiöse Sanktion zu finden. Für Timur gab es Menschen nur als Werkzeuge des Schreckens und seine Opfer. Als er Delhi erobert hatte, ließ er an einem Tage über 100000 Gefangene abschlachten, weil ihre Fortführung ihm zu lästig war. Unverhohlen gibt Timur selbst wohl diesen Grund in den Annalen an. Natürlich war es auch der „Wille Gottes", als er sich entschloß, Delhi einer furchtbaren Plünderung preiszugeben.

Timur fand in seinem Sohne Schah Roch (1404—1447) einen Erben, dessen Tüchtigkeit als Krieger und Regent das ungeheure Reich zu vereinigen vermochte. Zugleich war er eine menschlich sympathische Persönlichkeit, ein eifriger Förderer der Astronomie und der Baukunst.

Digitized by Google



Aufzug des Großmoguls unter Kaiser Akbar dem Großen

Indische Miniatur aus der für Kaiser Akbar gefertigten Prachthandschrift des Mahabharata. Original in der Bibliothek zu Jeypore (Dschaipur)

[illegible] Welteroberer Timur hervorgewachsen.
[illegible] Sitz hatte, ist Timur dort 1336 ge-
[illegible] Fehden in voller Auflösung begriffen.
[illegible] unter wechselnden Schicksalen der Krieger
[illegible] ihm, das Fürstentum von Kesch zu er-
[illegible] nach wechselreichen Kämpfen 1369 die
[illegible] Die Nachkommen Dschagatais waren
[illegible] blieben es auch unter Timur. Erst nach
[illegible] Turkestans. Damit lag das
[illegible] Eroberer. Im Jahre 1381 ging Timur über
[illegible] Nomaden, 1388 ging die iranische
[illegible] wurde völlig zerstört. Eine
[illegible] nach Kiwtschak zurück. Doch erfolgte
[illegible] Die Muzaffariden waren in ihr Gebiet
[illegible] wilde Grausamkeit Timurs führte zu
[illegible] Pyramiden aus Schädeln oder aus
[illegible] ging Timur nach Indien. Nachdem
[illegible] und sein Enkel Pir Muhammad
[illegible] vor, das erobert und furchtbar
[illegible] 1399 nach Samarkand zurück; der
[illegible] sich die Züge nach Westen,
[illegible] In der großen Schlacht
[illegible] der Sultan Bajezid I. fiel in
[illegible] einen Reichstag abhielt, um-
[illegible] Syrien und Ägypten.
[illegible] Heer von 200000 Mann stand
[illegible] Krieger zum Glück für die

[illegible] verheerend über Asien
[illegible] bis an den Nil, von
[illegible] Er [illegible] nur die Trümmer alter
[illegible] Freilich hatte sich mit
[illegible] endet mit ihm.
[illegible] sein, in ihm fand die ganze
[illegible] Barbarei des Nomadentums, die nur ver-
[illegible] Züge gibt es an ihm kaum. Wohl
[illegible] und ihm Werke gewidmet; das aber ist jedem
[illegible] Timurs Beziehung zur Kultur seiner Zeit.
[illegible] und Kunst ein Interesse hatte. Die unter
[illegible] und „Verordnungen“ sind ein noch ungelöstes Rätsel;
[illegible] ihnen alle Taten Timurs. Gelegentlich erweist
[illegible] wie dem großen Historiker Ibn Chaldun gegenüber wohl-
[illegible] konnte ihm nicht weiter schaden. Religiös war Timur
[illegible] Mongolen; aber aus dem Islam hatte er gelernt, für alle
[illegible] eine religiöse [illegible] zu finden. Für Timur gab es Menschen
[illegible] Schreckens und [illegible] Als er Delhi erobert hatte, ließ er
[illegible] Gefangene [illegible] weil ihre Fortführung ihm zu lästig
[illegible] Timur selbst [illegible] Grund in den Annalen an. Natürlich
[illegible] Gottes“, als er [illegible] Delhi einer furchtbaren Plünderung

[illegible] seinem Sohne [illegible] einen Erben, dessen Tüchtigkeit
[illegible] das ungeheure Reich [illegible] vermochte. Zugleich war er eine
[illegible] Persönlichkeit, ein [illegible] der Astronomie und der Baukunst.







Timur auf dem Thron: Indisch-islamische Miniatur im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin.



Timur auf dem Thron: Getonte Federzeichnung von Rembrandt im Museum des Louvre zu Paris.

Das Reich Timurs umfaßt wieder nahezu ganz Zentral- und Nordasien nebst Nordindien. Darin lag schon die Ursache seines baldigen Zerfalls; überall erwuchsen aus Timurs Geschlecht kleinere Dynastien, die sich verselbständigten. Nach Schah Rochs Tode begann schon die Auflösung. Unter Uzun Hassan hatten die Turkmenen vom „weißen Hammel" den größten Teil Persiens und Mesopotamien genommen, während im Osten die türkischen Uzbeken vordrangen und Herat nahmen. Freilich löste sich auch die Dynastie Hassans in Persien nach seinem Tode (1478) in inneren Fehden auf. Durch die Sesseviden gewann Persien seit 1500 wieder eine nationale Einigung.

Aus Timurs Geschlecht behaupteten sich in den wirren Kämpfen der Zeit in Ostpersien und Afghanistan einzelne Herrscher. Von den Uzbeken war einer der Timuriden aus Ferghana vertrieben worden, in dem eine große Persönlichkeit hervortrat. Sahir ed-din Muhammad, genannt Babar, der „Tiger", war nach Kabul gelangt, wo er eine kleine Macht schuf. Von hier aus drang er 1520 in das Pendschab ein, vernichtete 1526 in der Schlacht bei Panipat die Afghanenherrschaft in Indien und zog als Sieger in Delhi ein. Damit wurde er der Begründer der Mongolenherrschaft in Indien.

Die innere Geschichte des Reiches Dschagatai zeigt ein rasches Herabsinken der Nachkommen Tschinghiz-Chans. Die Mongolen haben zwar dem Uigurenreich ein Ende bereitet; aber in dem zentralasiatischen Mongolenstaate blieben die Uiguren die Träger der höheren Bildung. Allmählich aber überflutete der Islam auch hier die ältere Bildung.

Der Verfall der Dschagataiden ermöglichte die Entstehung des islamischen Priesterstaates der Chodschas, der die Dschagataiden als Scheinherrscher bestehen ließ, in der Tat aber eine geistliche Dynastie bildete. Ein angeblicher Nachkomme Muhammads, Machdumi Azem, erklärte sich um 1520 für den Träger der göttlichen Offenbarung. Durch die Gunst des Dschagataiden Abdurraschid Chan gewann er die beherrschende Stellung, die sich bald zu einer tatsächlichen Macht gestalten mußte. Unter seinen beiden Söhnen schon brach der Streit um die Nachfolge aus; Kaschgar und Jarkend werden die Mittelpunkte zweier feindlicher Priesterdynastien. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde einer der Chodschas verdrängt und erwirkte vom Dalai Lama in Lhasa den Befehl, daß die Kalmüken von Kuldscha für ihn eintreten sollten. Damit war tatsächlich die Macht der priesterlichen Herren den Kalmüken ausgeliefert. Sie ließen die Chodschas gewähren, so lange es ihnen gut schien, hatten aber stets einige Prätendenten zur Hand, sobald ihnen einer der Chodscha unbequem wurde. Bis 1758

Digitized by Google

bestand der merkwürdige islamische Priesterstaat. Ihm wurde durch die Chinesen ein Ende gemacht, die von einem aufrührerischen Kalmüken, Amursana, ins Land gerufen waren. Noch einmal aber schien sich ein mächtiges zentralasiatisches Reich zu bilden, als der ausgezeichnete Feldherr und Staatsmann Jakub Bek in Kaschgar eine bedeutende Macht schuf, die in den Jahren 1864—1877 eine für das Land günstige Zeit herbeiführte. Aber es war lediglich die starke Persönlichkeit, die diesem Staat Bestand erhielt. Als nach seinem Tode unter seinen Söhnen die üblichen Streitigkeiten um die Herrschaft begannen, griffen die Chinesen ein und unterwarfen 1878 Turkestan unter entsetzlichem Blutvergießen. Heute bildet Turkestan eine Grenzmark des chinesischen Reiches, der von der Regierung nicht die Sorgfalt zugewandt worden ist, die sonst die chinesische Verwaltung auszeichnet.

21. Die Mogulkaiser in Indien.

Wir sahen, daß unter dem letzten Herrscher der Lodhi-Dynastie, Ibrahim II., ein aufständischer Statthalter von Lahore Babar von Kabul nach Indien herbeirief. In der Schlacht bei Panipat (1526) fand Ibrahim den Tod, und Babar nahm sofort Delhi und Agra ein. Als die Inder Babars Absicht, sich hier ein Reich zu schaffen, erkannten, traten sie ihm unter Führung des Fürsten von Tschitor mit starker Macht entgegen, erlitten aber bei Sikri, westlich von Agra, eine schwere Niederlage. Als auch die aufs äußerste verteidigte Festung der Radschputen, Tschanderi, 1528 genommen war, erlosch der Widerstand. In drei Jahren hatte Babar das ganze nordöstliche Indien unterworfen, als er, noch nicht 50 Jahre alt, am 26. Dezember 1530 starb. Er hatte aber die Macht seines Geschlechts in Indien dauernd gefestigt, indem er schon 1527 eine ausgezeichnete Verwaltung einrichtete.

Babar gehört zu den Großen der Geschichte. In einem an schroffsten Wechseln reichen Leben verlor er nie die gewaltige Spannkraft seiner Natur; aus Verlust und Niederlagen erhebt er sich zu nur immer größerem Wollen und Handeln, er zwingt den Erfolg an seine geniale Kraft. In allen Kämpfen seines Erobererlebens verläßt ihn nie der Adel seiner Seele; er ist eine menschlich anziehende Persönlichkeit. Die Liebe zu seiner Mutter, sein warmes Gefühl, seine Milde gegen besiegte Feinde zeigen, daß er nicht nur der gewaltige Krieger war. Zugleich war er von feiner geistiger Bildung. Seine persischen und türkischen Gedichte und seine türkisch geschriebenen Memoiren geben ein Bild von dem glänzenden Geiste des außerordentlichen Menschen. Babars Sohn und Nachfolger Humayun (1530—1556) hatte weder die Charaktergröße noch die politische Klugheit des Vaters, war aber tapfer und nicht ohne sympathische Eigenschaften, überdies ein wissenschaftlich gebildeter Geist. Gegen ihn erhob sich sofort als Führer aller Gegner der Mongolenherrschaft der Afghane Ferid Chan, genannt Schir Schah. In zwei Schlachten besiegt floh Humayun 1540 zu seinem Bruder nach Afghanistan, während Schir Schah ganz Hindustan und das Pendschab gewann. Als Herrscher bewies Schir Schah ausgezeichnete Fähigkeiten; Landbau und Handel, Finanzen, Verwaltung und Recht wurden durch ihn gefördert. Ein plötzlicher Tod machte seiner Herrschaft 1545 ein Ende. Humayun mußte inzwischen in der westindischen Wüste unter größten Entbehrungen das Leben eines heimatlosen Flüchtlings führen. Damals wurde ihm 1542 ein Sohn, der spätere Kaiser Akbar, geboren. Die von Schir Schah errichtete Herrschaft verfiel unter seinen Nachfolgern schnell. Die Aufstände, die sich überall zeigten, ermöglichten Humayun die Rückkehr nach Delhi, wo er schon ein halbes Jahr später durch einen Unfall starb.

Ihm folgte sein junger Sohn Akbar, die größte Herrschergestalt Indiens, einer der größten und menschlich anziehendsten Regenten aller Zeiten. Ebenso durch verwegensten Mut und riesenhafte Körperkraft wie durch glänzende Geistesgaben und Größe des Charakters ausgezeichnet, eine Persönlichkeit, deren Zauber hinreißend wirkte. Er mußte zunächst die stets aufrührerischen Hindus niederwerfen und eroberte auf zahlreichen Feldzügen wiederum fast ganz Indien. Das Königreich Gudscharat wurde endlich erobert und die Reste der Afghanenmacht im Osten von Delhi vernichtet, Bengalen und Orissa wurden erobert und Kaschmir mit dem Reich vereint. Auch im Dekkan hat Akbar gekämpft und hier Berar und Kandesch gewonnen. Vor allem aber strebte Akbar danach, die Unterworfenen für sein Reich zu

Digitized by Google

gewinnen. Er suchte die Gegensätze der Rassen und Religionen zu überwinden, indem er allen Völkern seines Reiches gleiches Recht gewährte. Die Empfindungen der Hindus und ihre religiösen Anschauungen behandelte er mit aller Schonung, wie er auch die auf das islamische Kriegsrecht begründete Kopfsteuer aufhob.

Akbar ist einer der größten Kriegshelden gewesen; diese Seite seines Wesens tritt aber völlig zurück gegenüber seiner Größe als Regent und als Mensch. Mit erstaunlicher, nie ermüdender Arbeitskraft widmete er sich den Aufgaben der Verwaltung, in der er sich als schöpferisches Genie erwies. Mit der Vorurteilslosigkeit, die ihn in allem auszeichnete, wußte der Kaiser seine Beamten und Vertrauten zu wählen. Der freisinnige Muhammedaner Abul Fazl stand ihm besonders nahe; er hat die Verordnungen Akbars gesammelt und persönlich auf sein Denken großen Einfluß ausgeübt. Als Finanzminister stand dem Kaiser der Hindu Todar Mal, ein Mann von unbestechlicher Gewissenhaftigkeit, treu zur Seite. Die Reichsverwaltung wurde auf vier Ressorts für Krieg, Rechtspflege, Polizei- und Wohlfahrtsangelegenheiten sowie für das Finanzwesen verteilt. Eine völlig neue, gerechte Steuerveranlagung wurde durchgeführt, Härten des islamischen Steuerwesens wurden ganz beseitigt. Das Kassenwesen war vortrefflich eingerichtet und wurde streng kontrolliert. Die Grundsteuer sollte die Staatseinkünfte liefern; sie wurde unter Berücksichtigung der Ertragsfähigkeit des Bodens und der Art seiner Bebauung berechnet. Zahlreich sind Akbars Bestrebungen zur Förderung der Volkswohlfahrt. Energisch suchte er durch Temperenzgesetze das indische und mongolische Laster der Trunksucht zu bekämpfen. Krankenhäuser, Versorgungsstätten aller Art und wissenschaftliche Anstalten dankten dem Kaiser ihre Entstehung. Akbars reiche Tätigkeit als Regent ist eine Segensquelle ohnegleichen für Indien geworden und hat mit vollem Recht durch einen deutschen Fürsten, den Grafen Noer, eine glänzende Würdigung gefunden.



Kaiser Akbar der Große.
Indische Miniatur aus Delhi.

Akbar konnte in seiner Zeit Indien nur als absoluter Herrscher regieren, der über Leben und Eigentum der Untertanen gebietet. Es ist Akbars Größe, daß er in dieser geschichtlich bedingten Regierungsform allen Untertanen die gleiche Güte und Gerechtigkeit zu erweisen bestrebt war. Nur ganz selten trübt eine jähe Tat des Zorns und der Grausamkeit das menschlich große und reine Bild des ausgezeichneten Herrschers.

Akbar war ein begeisterter Freund der Wissenschaft und Dichtung, obwohl er selbst nicht lesen konnte. Er ließ sich in persischer Übersetzung gern Werke der indischen Literatur, die Memoiren Babars oder das Neue Testament vorlesen. Glänzend entfaltete sich die Baukunst; in seinen Werken wie in seinen Gedanken verschmelzen indische und persische Elemente zu einer Kunst, die über den nationalen Gegensätzen steht. Die Ruinen von Fatipur-Sikri reden noch von der Pracht der herrlichen Stadt, die Akbar hier schuf, und seine Grabstätte bei Agra ist eins der schönsten Werke indisch-islamischer Kunst.

Für Akbars Persönlichkeit ist nichts so bezeichnend, wie sein Versuch, aus den historischen Bedingungen, die ihn umgaben, eine neue, allgemein menschliche Vernunftreligion zu schaffen, durch die die religiösen Gegensätze überwunden werden sollten. Die politischen Bestrebungen des Kaisers verbanden sich in ihr mit persönlichen Stimmungen. Vor allem war Akbar,

Digitized by Google

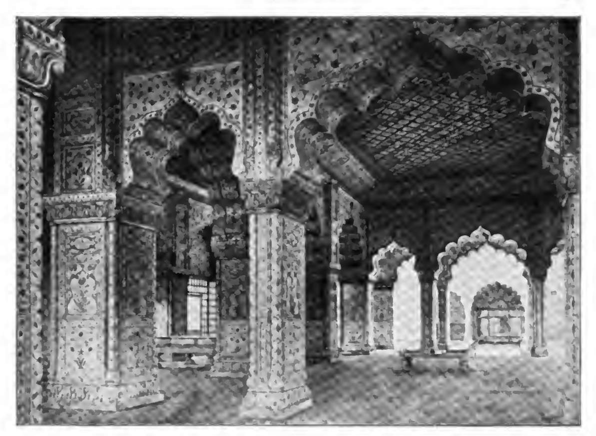
obwohl als Muslim erzogen, dem starren und fanatischen Islam abgeneigt, er übte auch eine scharfe Kritik an seiner Lehre. Zugleich war der herrschsüchtige Islam die Macht, die seinen politischen Absichten widerstrebte. Dagegen zogen indische Gedanken Akbar an, auch die christliche Lehre wurde ihm durch Jesuiten aus Goa in sehr geschickter Weise nahegebracht. In ihrem Kerne war Akbars Religion der Pantheismus der persischen Mystik, wie er im Sufismus ausgebildet war. In der Sonne als lebenspendender Macht sah er das sinnliche Symbol der Gottheit; ihr galt der Kultus der neuen Religion, der Din-i-illahi. Akbar selbst empfand sich als Träger göttlicher Offenbarung; die Hindus sahen nach indischer Denkweise in ihm die Inkarnation eines Gottes. Akbars Religion, für die er niemals gewaltsam warb, war das Bekenntnis eines geistig hochstehenden, dem Islam abgeneigten und mystisch gestimmten Kreises am Hofe Akbars. Allgemeine religiöse Duldung übte der Kaiser auch denen gegenüber, die es ausdrücklich ablehnten, dieser Gemeinschaft anzugehören, wie Todar Mal.


Aurengzeb empfängt das Haupt des Ketzers Dara Schakoh.
Indisch-islamische Miniatur aus Niccolao Manucci: Storia do Mogor.

Akbars ältester Sohn Selim wurde unter dem Namen Dschihangir sein Nachfolger. Jähzornig, grausam und trunksüchtig übte er die Gewaltherrschaft des Türken. Obwohl er sich zum Islam bekannte und bisweilen den Strenggläubigen zu spielen suchte, war er doch gegen Hindus und Christen tolerant. Akbars vortreffliche Staatseinrichtungen blieben unter ihm noch wirksam, noch waren die Finanzen gut. Aber die Gewalttätigkeit und Bestechlichkeit der Beamten wie der Zerfall des Heeres zeigten, daß der leitende Geist fehlte. Durch den Einfluß seiner charakter- und geistvollen Gattin, der Nur Dschehan, wurden seine bösen Eigenschaften gezügelt. Von dem Leben an seinem Hofe gewinnen wir durch den Bericht des Sir Thomas Roe, der als Gesandter Jakobs I. hier 1615—1618 weilte, ein anschauliches Bild. Eine großartige Kunst entfaltet hier ihren Glanz, der Kaiser selbst konnte berückend liebenswürdig sein und gewährte allen Religionen Freiheit. Daneben aber stehen Züge seiner mongolischen Barbarei und Grausamkeit.

Die Macht des Reiches blieb wesentlich unerschüttert. Unter mancherlei Wirren ging die Thronfolge 1627 auf Schah Dschehan über, der ganz im Sinne und in der Weise Akbars die Regierung führte. Unter ihm erlangte das Mogulreich seine größte wirtschaftliche Blüte. Persönlich war er eine milde, wohlwollende Natur; mit großem Scharfblick begabt, schuf er eine vortreffliche Verwaltung. Seine Regierung bezeichnet vor allem die Höhe der muham-

Digitized by Google



Der Audienzsaal im Palast der Mogulkaiser zu Delhi. Photographische Aufnahme.

medanischen Baukunst in Indien. Die Paläste und Moscheen des Kaisers sind die glänzendsten Werke der Architektur. Sie alle überragt aber die herrliche Grabanlage für seine Gemahlin, der Tadsch-i-Mahal, ein „Traum in Marmor". Delhi wurde vom Kaiser zu der glänzendsten Stadt der Welt ausgebaut; eine ungeheure Pracht erfüllte auch die Innenräume.

Im Dekkan wurde das Reich erweitert durch Eroberung der Königreiche von Ahmadnagar und Golkonda (1636—37), dagegen ging Kandahar an die Perser 1648 verloren. In diesen Kämpfen zeichnete sich des Kaisers dritter Sohn Aurengzeb als Feldherr aus. Als 1655 im Dekkan ein Aufstand ausbrach, zerstörte er Golkonda. Die Nachricht von einer plötzlichen Erkrankung seines Vaters rief ihn nach Delhi. Seine drei Brüder beseitigte er, den geistreichen Dara Schakoh, der die Upanischaden ins Persische hatte übersetzen lassen, ließ er als Ketzer hinrichten. Aurengzeb, als Kaiser Alamgir I. (1658—1707), war fanatischer Muhammedaner, heimtückisch und grausam, ohne staatsmännische Gaben. Sein Haß gegen die Inder zerstörte das Werk Akbars, durch Zerstörung zahlreicher Hindutempel, durch die Ermordung indischer Priester und Fürsten erregte er den leidenschaftlichen Widerstand indischer Sekten und die anhaltenden Kämpfe der Radschputen. Aus diesen Kämpfen erwuchs die politisch-religiöse Sekte der Mahratthen, an deren Widerstand Aurengzeb trotz seiner grausamen Härte scheiterte. Die Mahratthen waren ursprünglich ein kleiner arischer Stamm, der im Gebirgslande bei Bombay ein kleines republikanisches Staatswesen gebildet hatte. Von starkem nationalen und religiösen Bewußtsein erfüllt, wurden sie die Führer im Kampfe gegen den Islam. Durch kriegerische Tüchtigkeit hatten sie in den kleinen südindischen Staaten oft eine hervorragende Rolle gespielt. Aus diesem Kriegeradel ging Sivadschi, der Schöpfer der Mahratthenmacht hervor, in dem für Aurengzeb ein äußerst gefährlicher Feind erstand. Mit politischem Blick begabt, tapfer und hinterlistig zugleich, griff er auf Kriegs- und Raubzügen Bidschapur an, fiel 1662 sogar in das Gebiet des Großmoguls ein und schlug seine Heere. Aurengzeb verkannte diesen

Digitized by Google

Gegner, der sich 1664 als Maharadscha für unabhängig erklärte. Als Siwadschi 1680 starb, griff Aurengzeb persönlich im Süden ein (1683), Golkonda und Bidschapur wurden genommen, die letzten selbständigen Staaten im Dekkan waren damit zerstört. Auch Siwadschis Sohn Sambadschi geriet mit seinem Sohne in Gefangenschaft; Aurengzeb ließ ihn zu Tode martern. Die Mahratthen aber wurden dadurch nur zu leidenschaftlicherem Kampfe angetrieben; der Kaiser selbst und sein Heer wurden mehrfach geschlagen. Immer neue Kräfte bot Aurengzeb gegen die Mahratthen auf, schlug auch einzelne Truppen, aber an dem zähen Widerstande, den die Mahratthen im Guerillakriege leisteten, scheiterte er. Als vollends die Mahratthen ihr ganzes Land verwüsteten, verzweifelte der Kaiser, der niemandem mehr vertraute. In dieser Lage starb er 1707.

Er hinterließ ein völlig zerrüttetes Reich. Dem französischen Arzt François Bernier verdanken wir eine sehr lebensvolle Schilderung dieser Zeit. Der Haß gegen die Moguldynastie von Delhi erfüllte ganz Indien. Die Kriege hatten die Finanzen aufs schwerste erschöpft, die unaufhörlichen Aufstände das Land verwüstet und die Bevölkerung ins ärgste Elend gestürzt, die Korruption der Beamtenschaft hatte den Staat um seine Einnahme in geradezu ungeheuerlichem Umfang betrogen. Vor allem war das Geschlecht Babars in sich zersetzt und entartet. Die Kaiser von Delhi sinken rasch zu Schattengestalten herab, die keine historische Bedeutung mehr haben. Palastrevolutionen und persönliche Intrigen füllen den Hof von Delhi; die Kaiser, meist Schwächlinge, gehen im Genußleben auf. Die Großen des Hofes, die Vesire, haben das Heft in den Händen und beseitigen je nach Gefallen den Großmogul, die oft nur willenlose Werkzeuge in der Hand ehrgeiziger Magnaten sind. Von einer wirklichen Regierung kann nur insofern die Rede sein, als die hohen Beamten das Land ausplündern, um für ihre Ausschweifungen Mittel zu schaffen. Die mächtigen Heerführer und andere Große gründeten oft eine eigne Macht und rissen Provinzen los.

Die wirkliche Lebenskraft Indiens lag in der nationalen Bewegung gegen den Islam. Vor allem erweiterten die Mahratthen ihre Macht. Der ausgezeichnete Minister Baladschi Visvanath organisierte den Militärstaat der Mahratthen und erzwang durch einen Angriff auf Delhi die Anerkennung seiner Souveränität. Er war der Begründer einer Dynastie erblicher Minister, der „Peschwas". Er dehnte das Reich bis an den Tschambal, einen rechten Nebenfluß des Ganges, aus und gewann Orissa. Den Anspruch auf ein Viertel der Einkünfte des Dekkan, den die Mahratthen erzwungen hatten, den sog. „Tschaut", oder Mahratthentribut, dehnte Badschi Rao (1720—40) auf das ganze Mogulreich aus. Er eroberte außerdem Gudscharat und Malwa. Vorübergehend wurde die Macht der Mahratthen durch den Einfall Nadir Schahs (1738) erschüttert, der 1736 den persischen Thron bestieg. Sein Unternehmen war indes lediglich ein ungeheurer Raubzug, durch den Delhi von den Persern furchtbar verheert wurde und 30000 Menschen ermordet wurden. Schreckliche Leiden brachten die Einfälle des Schah Durrani von Afghanistan (1747—61) über Hindustan, auf denen Matira (Mathura), die heilige Stadt des Krischna, während eines Festes überfallen und eine ungeheure Menge Menschen niedergemetzelt wurde.

Die Mahratthen erhoben sich seit 1740 wieder und dehnten ihre Macht bis Bengalen und Lahore aus. Hier aber stießen sie mit dem Afghanen Ahmed Schah zusammen, der 1761 in der Schlacht bei Panipat die Mahratthen vernichtend schlug; 200000 ihrer Krieger und ihre Führer lagen tot auf dem Schlachtfelde. Seitdem löste sich das Mahratthenreich in mehrere Landesfürstentümer auf, die einen losen Verband bildeten. Zu ihnen gehören die Staaten Nagpur, Indore, Gwalior und Baroda. Im Dekkan entstand das Reich der Dynastie Nizam von Haidarabad, älter waren das Fürstentum Mysore.

Durch den Fanatismus Aurengzebs wurde auch eine nordindische Sekte zu einer politischen Macht. Im Pendschab war durch Nanak um 1500 die religiöse Sekte der Sikhs, d. h. „Jünger", gegründet. Sie verwarf das Kastenwesen und lehrte einen reinen, vergeistigten Monotheismus. Darin suchte diese Sekte sogar den Gegensatz des Brahmanismus und Islam aufzuheben. Die Sekte bildete eine religiös-soziale Gemeinschaft in Form einer Genossenschaft. Als der Leiter dieser Sekte, Ardschuni, durch Dschihangir 1606 als politisch verdächtig zu Tode gefoltert wurde, gewann die Sekte einen politisch-oppositionellen Zug. Aus der friedlichen

Digitized by Google

Hindusekte wurden durch Ardschunis Sohn Har Govind ein wilder Kriegerstamm. Aurengzeb steigerte den Fanatismus der Sikhs nur, als er 1675 ihren Führer Tegh Bahadur hinrichten ließ. Sein Sohn Govind griff in wildesten Kämpfen Aurengzeb an und brachte ihm schwere Schlappen bei. Als Govind 1708 von einem Muhammedaner ermordet wurde, brachen die Sikhs unter furchtbaren Verheerungen im Gebiet von Delhi ein. Zwar erlitten sie hier eine Niederlage; aber 1716 schlugen sie das Heer des Großmoguls, töteten den Statthalter von Lahore, das 1764 die Hauptstadt eines Sikh-Staates wurde.

Neben dem fast auf das Gebiet von Delhi beschränkten Reiche des Großmoguls und dem Kriegerstaat der Mahratthen bestanden im nördlichen Indien noch mehrere selbständige Staaten, so die Fürstentümer Dschaipur, Audh und Bengalen. Die Auflösung des Großmogulreiches von Delhi in zahlreiche indische Dynastien reicht bis in die Gegenwart in einigen Resten hinein.

Inzwischen hatte sich in Europa eine folgenreiche Entwicklung angebahnt durch die Unternehmungen der seefahrenden Völker. Mit der Fahrt des Vasco das Gama, der 1498 auf der Reede von Kalikut landete, beginnt für Indien der Einfluß der europäischen Mächte wirksam zu werden. Diese Ereignisse aber gehören in die Geschichte der europäischen Kolonisation und überseeischen Eroberungen, die in einem anderen Bande dieses Werkes dargestellt ist. Die Entwicklung der europäischen Mächte in Indien findet ihren Abschluß mit der Gründung des englischen Kolonialreiches, einer der großartigsten Schöpfungen der europäischen Expansion. Nach den wilden Zeiten der Kolonialkriege unter Lord Clive und Warren Hastings ist das „Kaisertum Indien" zugleich eine Kulturgröße von höchster Bedeutung geworden. Seit dem Sepoy-Aufstand (1857—58) wird Indien von der britischen Reichsregierung verwaltet, als deren Vertreter im Lande selbst die Vizekönige residieren. Unter ihnen treten nicht wenige als große Staatsmänner hervor, die das Wohl der Inder in jeder Weise gefördert haben. In neuester Zeit macht sich wieder eine national-indische Bewegung gegen die englische Herrschaft geltend, die leicht revolutionäre Formen annimmt. Sie kann für das Gedeihen des Landes zu einer Gefahr anwachsen; aus eigner Kraft würden die Inder kaum ein staatlich gefestigtes Dasein schaffen. Indes gehören die Hergänge der jüngsten Zeit und zum Teil der letzten Tage noch nicht der Geschichte an, sondern bezeichnen einen Wirkungskreis der Weltpolitik.



Der Großmogul Schah-Dschehan.
Sardonyx der Nationalbibliothek, Paris.

Digitized by Google



Titelumrahmung nach der ersten Seite der Kaiserlichen Ausgabe des Shan-hai-king. Original im Besitz des Verfassers.

Digitized by Google

China

von

Dr. A. Conrady
Univ.-Prof. in Leipzig.

Digitized by Google



Chinesische Landschaft. Gemälde auf Seide von Chou Ch'en (16. Jahrhundert). Original in der Sammlung Kumana Tetsujō zu Kyōto.

1. Die natürlichen Grundlagen.

Der Riese Asien liebt es ins Kolossale zu arbeiten. Riesenhaft sind die Formationen, womit er seinem ungeschlachten Rumpf eine einfache Gliederung gibt: die gewaltigen Wuchten der Berge, die massigen Plateaus, die ungeheuren Steppen, und riesenhaft auch, wie Tierkolosse der Urzeit, die Staatsgebilde, die er von je hervorgebracht hat. So ist dieser Rumpf im ganzen auch heute nur zwischen zwei Monstrestaaten, und annähernd gleich, verteilt: auf die nördliche Hälfte hat der russische Bär seine Pranken gelegt, die südliche ist das heutige China; eine Zickzacklinie von Pamir nordöstlich zum Gelben Meere, eine zweite desgleichen über den Kamm des Himalaja und die Wurzeln Hinterindiens weg an den Golf von Tongking gezogen, das sind seine Grenzen gegen den Kontinent.

Aber diese gigantische Bühne ist nicht der eigentliche Schauplatz der chinesischen Entwicklung, auch wenn man Tibet ausschließt, das nur in lockerem Tributverhältnis steht. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte lehrt, daß der ganze Besitz in Hochasien, öfters erobert und immer wieder verloren, doch nur eine kurzlebige Wucherform des Reiches bildet; es ist Außenland, die Vorburg gleichsam, welche das Haupt- und Kernwerk, das eigentliche oder, wie es mit Fug genannt wird, das historische China decken soll.

„Im Norden bis Yu-ling (etwa Peking), im Süden bis zu den Kiao-chi (Annamiten), im Westen bis zum fließenden Sand und im Osten ans Meer" — so und ähnlich beschreibt der Chinese seit dem 3. Jahrh. v. Chr. etwa die Ausdehnung des ältesten, des Chinas der Mythenzeit. Das ist ein kräftiger Anachronismus, denn diesen Umfang — etwa den des historischen Chinas fast — hat es als Staatswesen gerade erst damals erreicht; aber es scheint immerhin zu zeigen, daß man die Zusammengehörigkeit dieses ganzen Gebietes lebhaft empfunden hat. Und mit Recht; denn es sind doch zum größten Teil natürliche Grenzen, in die das eigentliche China gebettet ist. So vor allem auf der riesigen Strecke von Nordosten zum Süden hinunter, und wohl auch im Westen. Dort, von Korea bis Tongking, brandet der Stille Ozean, der seinen Namen hier mit demselben Rechte des Euphemismus trägt, wie der alte Pontus Euxinus: ein ungastliches, von Wirbelstürmen heimgesuchtes Meer, das eher trennt als verbindet, und er bespült eine Küste, die bei auffallend reicher Gliederung doch nur recht wenige gute Häfen hat, weil Untiefen oder Versandung überall die Einfahrt hemmen. Im Westen aber ragen als mächtige Kulissen, Kette hinter Kette hinaufgestaffelt, mit Gipfeln bis 15000 Fuß, die eisbedeckten Häupter empor, mit denen das Hochland von Tibet umgürtet ist, eine gewaltige Völkerscheide, die bloß an drei Stellen dem Verkehr Durchlaß zu gönnen scheint. Allerdings — nil mortalibus ardui est — die politische Grenze hat sie erstiegen, um den

Digitized by Google

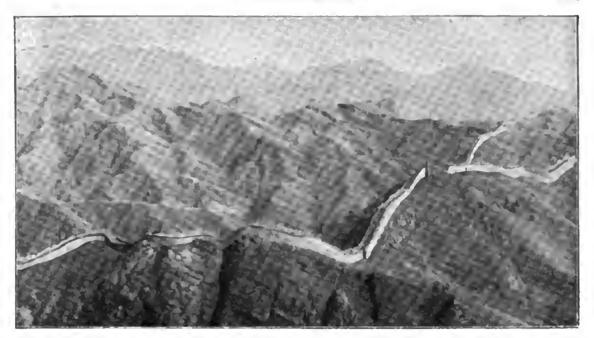
wichtigsten dieser tibetischen Handelswege, über Bat'ang, zu sichern, und läuft nun, die Yün-ling-Kette entlang, um etwa 4 Längengrade westlicher als die natürliche, über die schwachbevölkerten Hochebenen hin, die noch ihren eignen Fürsten neben dem chinesischen Beamten gehorchen. Allein dies ist ein junger Versuch von ungefähr hundert Jahren, der erst noch die Probe zu bestehen hat, ob er einen Abfall Tibets aushält.

Auch dem Südwesten und Süden wird man vielleicht einen natürlichen Abschluß zusprechen dürfen. Hier quillt dieses osttibetische Randgebirge in enggefalteten Ketten fächerförmig nach Hinterindien hinein, das deren Täler wie mit Abzugsrinnen für das nördliche Hinterland durchfurchen, und einer dieser Ketten folgt auch die Grenze, um freilich dann in großem Bogen nach Osten abzuschwenken. Aber auch darin wird sie von natürlichen Hindernissen geleitet sein; denn der bequemen Zugänge hat sie nur wenige, und was wohl das beste Zeugnis für ihren Charakter als Grenzsperre ist, nach den Berichten ihrer Historiker haben die Chinesen im friedlichen wie im kriegerischen Verkehr mit Tongking immer den Seeweg vorgezogen. So erklärt sich wohl auch, warum sie diesen Küstenstrich, der eine so deutliche Fortsetzung Chinas scheint, trotz wiederholter Versuche und trotz energischer Kolonisation nie lange zu halten vermochten.

Anders dagegen stellt sich die Nordgrenze dar. Ein Werk der Menschenhand ist es, das hier seit mehr als zwei Jahrtausenden trotzig auf Posten steht, und das gewaltigste Werk, das sie jemals geschaffen hat: die weltbekannte und vielverkannte Große Mauer. Bei Shan-hai-kuan aus dem Meer aufsteigend, zieht der titanische Bau, der überdies in Chihli und Shansi mehrfach verzweigt und zwingerartig verdoppelt ist und ganz im Nordosten auch noch einen Palisadenzaun bis fast nach Korea hinein entsendet, massig und turmbewehrt, mit brutaler Energie, kein Hindernis achtend, über steiles Joch und jähen Abhang, über Strom und Einöde unbeirrt und unaufhaltsam nach Westen hin, bis es nach einem Laufe von über 3000 km beim „Tor des Jade“ (Yü-men oder Kia-yü-kuan) sein Ziel erreicht — ein Bollwerk der Kultur gegen das Nomadentum, eine Scheidewand zwischen Ackerland und Steppe. Denn unermeßlich lagert sich die, mit Wüsten mehrfach untermischt, dem ganzen Norden vor, meeresähnlich und bis auf ihren östlichsten Zipfel wirklich ein altes Meer, das asiatische Mittelmeer, welches in grauen Tagen von Pamir bis zum Khungan, von K'un-lun bis zum T'ien-shan hin über Hochasien ausgebreitet war. Und nicht ohne guten Grund ist diese künstliche Grenze geschichtet. Zwar scheint das mächtige Bergmassiv, das vom Ts'in-ling gegen Nordosten abbiegend die Provinzen, Shensi, Shansi und das nördliche Chihli erfüllt und schließlich im Khingan ausläuft, Grenzwall genug zu sein und ist das auf einzelnen Strecken auch in der Tat, wie sich die Mauer denn überhaupt der Gunst des Geländes geschickt anzupassen pflegt; aber dafür ist es anderwärts um so einladender von Tälern durchbrochen, die sich mit Zungen und Armen tief hineinverästeln, zumal im Nordosten, der außer dem Küstensaum auch etliche frühere Salzseebecken als Zugang bietet, und namentlich dann die nordwestliche Ecke, wo die bequeme Mulde der Yü-men-Passage frei heran und endlich durch das breite Tal des Wei-ho mitten ins Herz des Landes führt. Der Norden also ist die Achillesferse Chinas; hier ist es offen — offen für Asien und offen schließlich für die ganze westliche Welt. Denn völlig ungleich jener feindlichen See im Osten hat dieses alte Mittelmeer die gastliche Eigenschaft des unsrigen: es verbindet, vermittelt, anstatt zu trennen. Auf sanften Wellen trägt seine Fläche den Fuß dahin, den ein unendlicher Horizont in immer weitere Fernen lockt, und mit dem westöstlichen Strich seiner Höhenzüge und Randgebirge, die hier zu den Eingangspforten Chinas, dort über die Pässe des Pamir und durch das dsungarische Becken hinaus nach Westasien, Indien, Europa weisen, bestimmt es ihm wie mit Richtungspfeilen die Bahn, gibt es den unbegreiflich großen Völkerscharen, die das mongolische Bergland, eine vagina gentium, zu gebären vermag, wie dem wagemutigen Sendling westlicher Kultur und westlicher Interessen ihre weltenverknüpfenden Ziele. Das abflußlose Gebiet hat gerade durch seine Gestaltung für Abfluß gesorgt.

Dies ist der Umriß Chinas, eine Figur von wenigen großen und einfachen Linien. Mag man im Zweifel sein können, ob ihm die Natur damit mehr gewährt habe oder mehr versagt, so hat sie ihm doch in der reichen Gliederung des Aufrisses und allem was damit zusammenhängt, unfraglich ihre Gunst, und nicht mit karger Hand, erwiesen. Es besitzt, um zuvörderst

Digitized by Google



Teil der „Großen Mauer“ bei Nan-k'ou. Nach einer photographischen Aufnahme.

nur das Allgemeine hervorzuheben, den mannigfaltigsten Wechsel von Hügelland, Gebirg und Ebene, wenn auch wieder in den verschwenderischen Dimensionen meistens, die diesem Weltteil eigentümlich sind. Das Bergland sammelt die reichlichen Niederschläge verdichtend an und sendet sie dem Gewimmel der Täler, den räumigen Becken und der weitgedehnten Alluvialebene zu; die nehmen sie begierig auf, und ihr an sich schon verheißungsvoller Boden saugt aus den abgelagerten Zersetzungsprodukten immer neue Empfänglichkeit. Dem gesellt sich dann noch, damit sich alles aufs schönste vollende, ein glückliches Klima bei mit fast auf den Tag eintreffendem Wechsel der Jahreszeiten, und so sprießt denn ein üppig prangender Pflanzenwuchs hervor, der einer zahl- und artenreichen Fauna Unterschlupf und Nahrung bietet, und die dreifach gesegnete Scholle vermag bis drei Ernten im Jahre zu spenden. Dazu strotzt auch der Untergrund von Reichtümern aller Art, die oft fast mühelos zu gewinnen sind; der Schoß der Berge schließt vielleicht die größten Kohlenlager der Erde und noch unbekannt mächtige Schätze von Edelgestein, Metallen und sonstigen Mineralien ein, und manches derart, vor allem ein unerschöpflicher Vorrat von Salz, wird auch von Gewässern heraufgetragen. Endlich ist die Abfuhr der Überschüsse geregelt durch ein Stromsystem, das kaum seines gleichen hat; denn von allen kontinentalen Ländern gemäßigter Zone weist es die riesigsten Adern auf, und diese sind durch ein Netz von schiffbaren Seitenästen bis in die kleinsten Falten der Gebirge verzweigt. So erfreut sich das Land mit einem Worte aller Vorteile eines rein peripherischen Gebietes oder, chinesisch gesprochen, das feng-shui Chinas, sein „Wind und Wasser“ d. h. die geheimnisvolle Tätigkeit der übernatürlichen Kräfte, die in Bodengestalt und Atmosphäre waltend gedacht werden, ist vortrefflich.

Diese Konturen erhalten nun bestimmtere Form und die nötige Abschattierung, wenn man den Aufriß mehr im einzelnen beschaut. Und da tritt alsbald die ausgesprochene Zweiteilung des Landes in einen kleineren nördlichen und einen größeren südlichen Teil hervor. Denn aus Hochasien streckt sich von Nordwesten her, die Ketten des chinesischen Berglandes dort beinahe im rechten Winkel durchbrechend und die „Große Ebene“ des Ostens in zwei ungleiche Stücke zerlegend, die Fortsetzung des K'un-lun wie ein gewaltiger Arm quer über das ganze China bis Nanking hin, das bedeutendste seiner Gebirge zugleich: der östliche oder chinesische K'un-lun. Nur das Yang-tze-Delta und eine Senke bei Nan-yang-fu, die gleichsam als Handwurzel die Faust vom Arme sondert, läßt es als verhältnismäßig schmale

Digitized by Google

Verbindungswege frei; dafür aber türmt sich sein westlicher Trakt, der Ts'in-ling, mit Bastionen und Zinnen von 11000 Fuß und schroffem Absturz gegen Norden als eine schier unersteigliche Mauer auf, die tatsächlich nur an zwei Stellen gut zu passieren ist, und auch der kürzere östliche Flügel, das Huai-Gebirge, obschon wohl sonst — man kennt es noch sehr wenig — in ungleich flacherem Relief modelliert als jener, scheint doch manche Häupter von 4—5000 Fuß und mehr vielleicht emporzurecken. So bildet dieser chinesische K'un-lun im ganzen eine sehr bestimmte Grenzscheide, und nicht bloß zwischen den beiden größten Stromsystemen des Landes, dem des Ho und des Kiang (Huang-ho und Yang-tze-kiang, wie wir sie zu nennen gewöhnt sind), denen es, ein rechter First und Scheitel Chinas, auf seine ganze Länge hin und selbst die erwähnte Einsattelung nicht ausgenommen, hier mitternacht-, dort mittagwärts ihre Trabanten sendet: sondern eine Grenzscheide auch zwischen den Landen selbst, welche der Ho und Kiang oder vielmehr die sämtlichen „ho" und „kiang" bewässern — denn bezeichnenderweise pflegen die Flüsse nördlich von ihr mit jenem und südlich mit diesem Worte für „Fluß" benannt zu werden —, eine Grenzscheide also zwischen Nord- und Südchina und damit, man möchte fast sagen, zwischen zwei verschiedenen Welten. Denn in der Tat sind Nord- und Südchina landschaftlich, klimatisch und wirtschaftlich, in Fauna und Flora, in Anlage, Sitten und Charakter der Bevölkerung ganz erheblich voneinander verschieden.

Nordchina ist das Reich der Lößformation. Seit Jahrmillionen hat hier der Wind, gewissermaßen die Steppe mit der Wüste zudeckend, in jenen mächtigen „Sandstürmen", die dem Besucher des Nordens noch jetzt so wohl bekannt sind, den gelben Staub Zentralasiens über die Grasnarbe des wilden Hochgebirges hingebreitet, das damals Nordchina, der Embryo noch des heutigen, war; der Staub hat sich dann mit Pflanzenmoder und zugespültem Erdreich mählich zu Löß verdichtet und Schichte um Schichte höher und höher wachsend die Landschaft überhüllt; dann hat sich das Wasser in diesen Stucküberzug eingefressen und die gelösten Stoffe fortgeschwemmt, und so ist endlich das Relief geworden wie es heute ist: im Osten, größtenteils aus abgeschwemmtem Löß gebacken und auf weite Strecken hin auch wieder neu von ihm bedeckt, die „Gelbe Ebene", wie Richthofen diesen nordchinesischen Teil der Großen Ebene genannt hat, aus welcher sich der einsame aufragende Bergklotz von Shantung, wenig vom Löß berührt, in das Meer hinausschiebt; im Westen, unvermittelt und mit Trümmern vormaliger Vulkane in sie abfallend, das alte Bergmassiv, aber in neuer Form. Denn das kühn geschnittene Profil von einst mit seiner energischen Gliederung, dem wechselvollen Gegensatz dominierender Gipfel und klippenstarrender tiefer Gesenke ist dahin; wie eine dichte Schneedecke mit weichen Linien alle Konturen verwischt und ausgleicht, so hat der Löß die scharfgemeißelten Täler und Schluchten, sie randhoch füllend, zu sanften Mulden und Wiegen ausgeebnet und so das wildzerklüftete Hochgebirg in ein ruhiges, ebenmäßiges Tafelland verwandelt. Zwar wie zum Ersatz dafür sind neue Gebilde entstanden; denn wo die Lager des Löß am höchsten geschichtet waren, in den wenigen alten Seebecken, die dem Gebirgsland eingelagert sind, da hat sie das Wasser zu eigentümlich blockartigen Formen zersägt und ausgenagt und so ein wahres Labyrinth von Tälern, Tälchen und Schluchten hineinziseliert, deren Wände lotrecht und meist nach oben hin abgetreppt oder in senkrecht abfallenden Terrassen und Stufen zum Horizontalrande des Plateaus emporsteigen. Aber auch wo die Verwitterung Leben und Wechsel in die versteinerte Mathematik dieses Geländes gebracht hat — die verschüttete plastische Schönheit, die großen Züge hat sie ihr mit all den bizarren und grotesken, abenteuerlich seltsamen Gestaltungen ihrer Kleinkunst nicht wiedergeben können; und da dies ganze Geäder (das überdies nur die westliche Hälfte, Shensi und West-Shansi, so ausgeprägt aufweist) im Gesamtbilde doch bloß wie das Craquelé einer Porzellanschale, wie winzige Sprünge in einer ebenen Fläche erscheint, so darf man füglich im allgemeinen sagen, daß die nordchinesische Gebirgslandschaft einen unplastischen, phantasielos nüchternen und einförmigen Charakter hat. Dazu trägt auch noch das monotone Gelb ihrer Färbung, dem nur der verlöschende Sonnenstrahl, vom Staube gebrochen, eine magische Farbenglorie zu leihen vermag, und namentlich der Umstand bei, daß der Löß dem Baumwuchs abgeneigt ist; der Schmuck des Waldes, der so manche Mängel ihres Baues verhüllen könnte, ist reinen Lößgebieten versagt, sie sind oft schauerlich kahl und öde, und diese Holznot hat längst

Digitized by Google

auch den Wäldern der lößfreien Striche das Todesurteil gesprochen: nur lichte Gehölze und Haine da und dort, mehr Baumgruppen eigentlich, sind meist davon übriggeblieben. Solche sind auch über die Gelbe Ebene verstreut, deren Riesenteller im übrigen natürlich jene allgemeinen Eigenschaften besonders augenfällig verkörpert, nur daß ihre großartige Eintönigkeit vielleicht im Norden mehr auf die nahrhafte Prosa der Ackerflur und gelegentlich auch den schwermütigen Reiz der Heide, in den südlichen Teilen mehr auf das friedliche Idyll eines Gartenlandes gestimmt ist.

Denn eben dieser Löß — ein fruchtbarer Staub, eine kulturerschaffende Wüste — ist der niedrigern Vegetation und vorab dem Ackerbau ebenso günstig, wie er der höheren abhold ist; kraft einer Art Selbstdüngung, die nur genügenden Regens bedarf, um schier unerschöpflich zu produzieren, gewährt er fast ohne Zutun des Menschen die reichste Frucht und vermag überdies noch bis 8000 Fuß Meereshöhe gute Felder zu tragen. Und da er zudem selbst für das ursprünglichste Werkzeug sehr leicht zu bearbeiten ist, so spendet er dort, wo er mächtiger ansteht, außer der Nahrung auch noch das Wohngelaß. Zahlreich, oft bienenkorbartig, neben- und übereinander sind diese Troglodytennester mit ihren gewölbten Kammern und rundbogigen Öffnungen — eine Form, die der Stoff erheischt — in seine Terrassen eingeschnitten, so daß eine solche Lößwand oft genug ein ganzes Dorf beherbergt; und das ist um so verständlicher, als die einzelnen Täler dieser Formation oft schwer und nur auf Umwegen miteinander kommunizieren und so den Zusammenschluß in engere Gruppen geradezu herausfordern. Aus demselben Grunde und dank ihrer Enge lassen sie sich auch leicht verteidigen, und manches dieser Höhlendörfer nimmt als natürliche Festung eine Lößschlucht ein, deren zwei Ausgänge durch starke Tore gesichert sind.



Romantische Landschaft. Gemälde auf Seide von Sun Kün-tseh (um 1300)
Original in der Sammlung des Barons Iwasaki Koyata, Tokyo.

Digitized by Google

Die Plateaubildung wie nicht minder die Ebene begünstigen die Wagenstraßen, und sie sind es denn auch, auf denen sich ganz vorzugsweise der Verkehr in Nordchina bewegt. Es ist das Land des Wagens; er gibt dem Straßenbilde die Signatur — und vor allem jenes urtümliche Vehikel des Personenverkehrs, der zweirädrige Karren mit dem gewölbten, blaubezogenen Überbau — ein Backofen auf Rädern, wenn ich so sagen soll —, in dem sein Besitzer oder Mieter jeglichen Weg von einer Viertelstunde bis zu mehreren Monaten zurückzulegen liebt, mit stoischem Gleichmut allem Stoßen und Schwanken trotzend, und das ihm so Beförderungsmittel, Wohn- und Schlafgemach in einem ist. Auch die Waren, Güter, Bodenerzeugnisse werden zumeist per Achse befördert, und zwar je nachdem unter der Planendecke des Lastgeschirrs oder auf dem originellen, aber ausgesucht praktischen Schubkarren, dessen Behältnisse rechts und links des einen hohen (und gewöhnlich kreischenden) Rades angebracht sind, und der im Süden der Ebene sogar Personenfrachten übernimmt. Als Zugtiere werden das Maultier und seltener Pferd und Esel — dieser ein in Südchina unbekanntes Geschöpf — gebraucht; sie sind zugleich auch Reit- und Lasttiere, und dem letztern Zwecke dient außerdem noch das Kamel, das jedoch auf den nördlichsten Teil des Landes, die Nachbarschaft der Steppe, beschränkt ist. Aber obschon sich z. B. Peking ohne Kamelkarawanen kaum denken läßt, so sind es doch nur ganz wenige Dinge (besonders die Kohle), die ihnen anvertraut werden, und das Säumen überhaupt tritt im ganzen sehr gegen die Wagenverfrachtung zurück. Und so auch die Schiffahrt. Zwar herrscht auf einigen Wasserstraßen zumal des Nordostens ein leidlich reger Güter- und wohl auch Personenverkehr, der noch lebhafter war, ehe die Eisenbahn ging, und er stockt sogar im Winter nicht ganz, wo dann die Kähne in Schlittenweise über das Eis gestoßen werden; auch jenes zweite Riesenwerk von China, der Kaiserkanal, einst angelegt, um die Abgaben des Südens nach der Hauptstadt zu führen — auch er wird trotz seiner argen Versandung noch örtlich befahren und selbst der obere Huang-ho, der uns bisher für unschiffbar gegolten hat, muß sich nach den jüngsten Ermittlungen einen sehr lebendigen Warentransport gefallen lassen und hat dies vermutlich schon seit viertausend Jahren getan. Allein dies alles will gegen die Landbeförderung nichts besagen; die Wasserstraße kann nicht aufkommen gegen die Landstraße, und es ist recht bezeichnend, daß der nordchinesische Binnenverkehr trotz der breiten Ströme doch kein wirkliches Schiff, sondern nur Boote kennt.

Die hauptsächlichsten Feldfrüchte des Nordens sind der Weizen, der besonders in Shansi und Shensi in berühmter Güte und Fülle gedeiht, und dann außer Gerste, Hafer und Hülsenfrüchten vornehmlich die eigentliche Volksnahrung Nordchinas: die Hirse; ein anderer Hauptartikel ist als ein rechtes Kind des Lößgebietes die Baumwolle. Dagegen fehlt der Tee ganz und der Reis so gut wie ganz, und auch die Seide wird in größerem Maßstabe nur in Shantung gezüchtet.

Was endlich das Klima betrifft, so ist es kontinental: der sehr heiße Sommer — ich erinnere mich an 42° C im Schatten in Peking — wird von einem rasch einsetzenden, harten Winter abgelöst. Gleichwohl ist beides recht wohl zu ertragen, weil die Luft sehr trocken ist, und wenn man von den häufigen Staub- und Sandstürmen absieht, die ihre dichten gelben Wolken zu jeder Jahreszeit, besonders aber im Frühling über die Lande jagen, so ist die Witterung wundervoll, zumal im Herbst: ein herrlich klarer Himmel, tiefblau und wolkenlos bei Tag, grandios mit Sternen funkelnd in der Nacht, wo der Mondschein buchstäblich wie Schnee auf dem Boden liegt. Unbehaglich mit ihrer feuchten Schwüle ist nur die Regenzeit, die im Juli und August und mit pünktlichster Regelmäßigkeit eintritt; aber sie verläuft in Intervallen von zwei- bis höchstens achttägiger Dauer — wobei allerdings ein Regentag genügt, um das Erdreich an geeigneten Stellen knie- und hüftenhoch unter Wasser zu setzen — und entschädigt durch den freundlichen Anflug von Vegetation, den sie über Nacht auch aus dem ödesten Boden zaubert.

Ganz anders nun der Süden! Freilich auch hier begegnet wieder jene Kontrastierung von Gebirg und Ebene im Aufriß, ja die letztere führt sogar Löß: es hat sich vom Huai-Gebirge her über die Alluvien des Yang-tze bis an den Poh-yang-See hingezogen, indessen nur sporadisch, lappenweise, und in dünneren Schichten, sodaß dieses Stück der großen Ebene zwar ein Übergangs- und Bindeglied zwischen Norden und Süden geworden ist, aber ohne

Digitized by Google

doch die typischen Merkmale des Südens einzubüßen. Und um denn die Analogien ganz zu erschöpfen, so finden wir auch hier weiträumige Becken dem Gebirgsland eingestreut, die oft mit überschwenglicher Fruchtbarkeit ihres Schwemmgrundes — das Herz von Sze-ch'uan, der jetzigen Kornkammer Chinas, die unabsehbare Fläche des „Roten Beckens" von Ch'eng-tu-fu, legt Zeugnis dafür ab —, wie mit ihrer sonstigen Formation dem Menschen fast wie das Lößgebiet entgegenkommen. Denn hier ist öfters roter Sandstein abgelagert, der ähnlich, ob auch nicht ganz so willig wie der Löß zur Bearbeitung einlädt und hierdurch wie mit seiner Verwitterung für Wohnstätten sorgt. Überhaupt neigen die Gebirge Südchinas (wie übrigens auch die Shantungs) zur Höhlenbildung und ersetzen so durch die Natur, was der Löß der Kunst gewähren muß, und endlich haben seine Täler vielfach noch das mit jenen nordischen gemein, daß sie die Absonderung kleinerer Gruppen begünstigen; es ist bezeichnend, daß die einzelnen Stämme hier heute noch wie vor alters in „Täler", ja eigentlich sogar in „Höhlen" (tung) eingeteilt werden.

Aber das ist auch alles. Im übrigen welcher Unterschied! Sind schon seine Alluvialbecken anscheinend viel reichlicher gesät als im Norden und jedenfalls tiefer zwischen die Mauerschroffen der Berge eingesenkt, und ist das beiderseitige Verhältnis zwischen Gebirg und Ebene kaum zu vergleichen — denn während diese dort wohl ein Drittel der ganzen Bodenfläche einnimmt, hat sich Südchina mit einem schmalen Zipfel im Nordosten begnügen müssen, und all der übrige Riesenraum ist mit den schweren Lasten der Berge bedeckt —: wie anders als im Norden ist erst dieses Bergland selbst! Soweit wir es kennen — denn der Südwesten ist noch ziemlich unerforscht — keine Plateaubildung, kein Tafelland. Einzig die Provinz Yünnan ist wesentlich Hochebene; der Rest ist roststörmig übergittert von einem großartigen Wirrsal hoher Ketten und tiefer Furchen und Falten, das sich besonders im Westen bis zu den mächtigsten und wildesten Formen steigert, und so stark eingerissen sind die Täler, daß in dem schroffen Nebeneinander der Gegensätze die Kämme noch steiler, die Gipfel noch höher erscheinen, als sie an sich schon sind — das denkbar größte Widerspiel zu dem einst ebenso gebildeten Bergrost von Chihli im Norden droben, der ihm mit der Kette seines Wu-t'ai-shan und ihren mehr als 10000 Fuß im ganzen weit überlegen und nun in seiner Ausnivellierung doch so viel unbedeutender, verwaschener und ausdrucksloser geworden ist. Aber hier unten war eben auch kein Löß, die Falten und Risse auszukitten, denn der große Windfang Ts'in-ling sperrte ihm die Bahn, und so hat das Gebirgsland seine ursprünglichen Züge bewahren können.

Und damit seine Schönheit. Denn in der Tat, Südchina ist ein malerisch schönes Land. Die kräftige Gliederung in Berg und Tal mit dem reichsten und mannigfaltigsten Wechsel der Gestaltungen von starrer Hochwand und finsterer Schlucht bis zum freundlichen Gipfel über behaglich breiter Mulde verleiht ihm hier alle Schauer erhabenster Wildheit, dort den höchsten Zauber der Romantik — wie man sie namentlich dem Sandsteingeklipp um den Poh-yang-See nachrühmt — oder endlich jenen sanfteren Reiz einer anmutigen Gebirgslandschaft, den etwa die südliche Umrahmung des Yang-tze-Tales atmet. Und zu der unvergleichlichen Plastik der Linienführung, die sich nur selten einmal auch an wunderlichen Gebilden ergötzt, zu dieser Schönheit, die im Wechsel der Formen liegt und wie dazu angetan ist, die schöpferische Phantasie zu wecken und zu befruchten, gesellt dann auch noch der Wechsel der Farbe seinen belebenden Schmuck. Denn nicht im traurigen Einerlei des Nordens, sondern in warmen bunten Tönen prangt und leuchtet das Gestein, das sich gern unverhüllt zeigt, und hebend und einrahmend breitet sich daneben das immergrüne Kleid eines Pflanzenwuchses, gegen den der nördliche fast ein nordischer ist. Mit beinahe tropischer Üppigkeit und in unendlichem Artenreichtum überzieht er die Gefilde und steigt mit blütenschwerem Gesträuch, mit Palme und Ölbaum, Orange und Feige, mit strotzenden Wäldern und Hainen, darin ein zahlreich Geschlecht von Affen klettert und Tapir und Nashorn, wie einst auch der Elefant, ein Obdach finden, weit an den Hängen der Berge hinauf. Dafür bleibt freilich der Feldbau mehr im Tal — nur selten, daß er bis 2000 Fuß emporgeht —, aber auch er gewährt, und in reichem Maß, die Früchte eines südlichen Himmels: Zuckerrohr, Tee und Reis — der Tee aber selbst in diesem seinem Stammlande erst seit früh nachchristlicher Zeit — sind die Hauptprodukte,

Digitized by Google

womit der Süden sich selbst und den Norden, ja teilweise auch die Welt versorgt. Hier ist auch der Hauptsitz der Seidenkultur.

Der Reisbau setzt eine gute Bewässerung voraus, denn diese Pflanze gedeiht nur im Wasser — ein Grund, weshalb ihr der poröse Löß nicht zusagen kann. Und Wasser, dies wichtige Element auch der landschaftlichen Schönheit, ist hier im Überfluß vorhanden. Nicht nur, daß der mächtige Yang-tze mit seiner Vasallenschar dafür sorgt: auch der fernere Süden hat im Netze des „Perlflusses" beträchtliche Ströme aufzuweisen, und endlich ist noch eine Anzahl zum Teil sehr großer Seen da, wie der Tung-t'ing, der Poh-yang u. a., die Mittelpunkte besonders fruchtbarer Bezirke. Der Yang-tze hat freilich die Untugend, mit einer gewissen Regelmäßigkeit über die Ufer zu treten, aber seine Überschwemmungen sind doch nicht so elementar und gefährlich, wie die des untern Huang-ho, der wohl schon seit Jahrtausenden dadurch zum „Kummer Chinas" geworden ist, und er entschädigt reichlich dafür, indem er wie alle Gewässer des Südens viel weiter als die nördlichen schiffbar ist. Daher ist hier denn auch die Schiffahrt in hohem Grade ausgebildet. Was dem Nordländer sein Wagen ist, das und mehr noch ist dem Sohne des Südens sein Schiff, denn es dient ihm nicht bloß zu Gütertransport und Reise, sondern oft genug auch zu dauerndem Aufenthalt; ja diese Wohnschiffe — die bekannten „Hausboote" — sind in unzähligen Fällen die Heimat ganzer Geschlechterfolgen, die entweder als Nomaden des Wassers ihr Leben lang stromauf, stromab ihrem Erwerb darin nachgehen oder sich auch irgendwo stationieren, wie solche Archen denn z. B. vor Kanton bei Tausenden zu einer schwimmenden Stadt, einem andern Venedig fast, verankert liegen. Sie sind schon einem Dominikanermönche des 14. Jahrhunderts aufgefallen, und in der Tat ist die Vorliebe für das Leben auf dem Wasser, die sich gelegentlich auch in der Errichtung von Pfahlbauten äußert, in Südchina und speziell im Yang-tze-Gebiet uralt: erzählt doch eine ehrwürdige Tradition, daß eben dies amphibische Dasein die Menschen hier genötigt habe, sich zum Schutz vor den Drachen (d. h. wohl den Krokodilen, die ja noch jetzt in einigen dieser Flüsse hausen) mit einem Drachenmuster zu tätowieren — eine Art Mimicry also, die aber wohl totemistischen Ursprungs ist. Schon frühzeitig sind aus dieser Gegend auch besondere Namen für die verschiedensten Arten von Schiffen überliefert, und von hier aus hat sich denn auch seit dem 4. Jahrhhundert v. Chr. jenes echte Schifferfest, das berühmte und wirklich schöne „Drachenbootfest", über das ganze Reich verbreitet.

Die Landbeförderung scheint dafür eine viel geringere Rolle zu spielen, und jedenfalls verbietet der Aufbau des Landes einen Transport wie im Norden. Der Wagen ist nahezu unbekannt, nur in der Ebene hat man den nordischen Schubkarren, der indessen, bezeichnend genug, vom Schiffe das Segel zu borgen liebt, und selten ist es, daß Maultier und Pferd gebraucht werden: die steilen Saumpfade des Gebirges zwingen den Menschen selber ins Joch; er schleppt die Ware, und er trägt auch die Sänfte, die der Reisende überall dort in Anspruch nimmt, wo Schiffahrt unmöglich wird. Sie ist das typische Landvehikel des Südens, und wenn sie auch in den Städten des Nordens erscheint, so zeigt doch ihre Kostspieligkeit und ihr vornehmer Rang, daß sie dort noch ein Fremdling ist.

Das Klima des Südens, um auch hier noch die Parallele zu ziehen, ist nicht kontinental, sondern wechselnder und überdies wärmer als im Norden, subtropisch im ganzen, obwohl sogar auf die Südküste mitunter die „fallende Baumwolle" heruntersinkt, wie in Kanton der Schnee genannt wird. Die Niederschläge sind gleichmäßiger verteilt, die Regenzeit, die ebenfalls mit Gewittern, doch ungleich mächtigeren, einsetzt, dauert länger als dort, und es fehlt jene angenehme Trockenheit der Luft, die im Gegenteil von den Südwestmonsunen so mit Feuchtigkeit gesättigt wird, daß der Sommer der Küstenstädte trotz der Nähe des Meeres schwer zu ertragen ist.

Diese Zweiteilung erstreckt sich endlich auch auf die Menschen. Zwar nicht der Rasse nach; denn alles was China seine Heimat nennt, gehört mit Ausnahme weniger und junger Einschüsse arabischen, jüdischen und anderen fremden Blutes der mongolischen oder, wie man sie wohl besser bezeichnet, der gelben Rasse an. Aber was will das auch besagen; diese Menschenspezies ist so riesengroß, daß sie fast ein Genus bildet und mindestens ebenso viele Varianten und Spielarten hat wie etwa die weiße Rasse. Und in der Tat ist deren gleich

Digitized by Google



Ansicht des Kaiserkanals bei Tsinning. Originalaufnahme des Pater-Erlemann.

eine ganze Anzahl neben der Lokalrasse, den Chinesen selber, in China angesiedelt. Indessen schon ihre Verbreitung ist bezeichnenderweise nach Nord und Süd verschieden. Denn während jener nicht unbedeutend mit eigentlich mongolischen, mit türkischen und tungusischen (besonders Mandschu-) Bestandteilen durchsetzt erscheint, die im Süden nur ganz sporadisch angetroffen werden, ist dieser dagegen die alte Hochburg autochthoner Stämme, die wieder im Norden nicht vertreten sind: der Man-tze, wie man sie mit ihrem altchinesischen Sammelnamen bezeichnen kann, der noch in Marco Polos Manzi für Südchina lebendig war. Sie werden freilich jetzt gewöhnlich in Miao-tze und Man-tze, mitunter auch noch in Si-fan zerlegt, und unter dem ersten Namen wird alles begriffen, was von ihren unzähligen und zum Teil noch selbstständigen Stämmen und Stämmchen in den südwestlichen, unter dem zweiten, was davon in den westlichen Provinzen Südchinas haust, das ehedem ganz ihr Eigentum gewesen. Aber obgleich die Miao-tze gewiß insofern eine Sonderstellung einnehmen, als sie zweifellos die bedeutendsten unter ihren Genossen sind, so haben sie sich doch ursprünglich sogar selber zu den Man gerechnet.

Und mit allem Fug. Denn in der Tat gehört dieses ganze Völkergewimmel, auch die Si-fan nicht ausgeschlossen, wenigstens der Sprache nach unbedingt zusammen; sie sind im Gegensatze zu jenen Einsprengseln im Norden, die von Hause aus uralaltaische Zungen reden, insgesamt Glieder der großen indochinesischen Sprachfamilie, die über das ganze China, über Tibet und die Himalajaländer, über Siam und Birma ausgebreitet ist; und zwar stehen ihre Sprachen und Dialekte bei aller sonstigen Eigenart, die ihnen eine Mittel- und Mittlerstellung zwischen deren außerchinesischen Idiomen und dem Chinesischen selber zuweist, offenbar doch den ersteren näher als diesem, ja einige davon, wie die Si-fan-Dialekte oder in Yün-nan das Mang, das Pah-yi müssen direkt als tibetische, birmanische, siamesische Mundarten bezeichnet werden — eine Tatsache, die für die Frage nach der Heimat der Indochinesen von allergrößter Bedeutung ist. Allerdings hat man besonders bei den Miao-tze auch erhebliche Spuren eines anderen, des austroasiatischen Sprachtypus zu finden geglaubt, der

Digitized by Google

die nichtindochinesischen Idiome Hinterindiens (Annamitisch, Kambodschanisch, Peguanisch, die Sprachen der Urbewohner Malakkas: der Orang Utan und Orang Binuë u. a.) samt denen der Nikobaresen und der vorderindischen Munda umfaßt und nach den bahnbrechenden Forschungen P. Schmidts mit der weitverzweigten Sippe der malaio-polynesischen (oder austronesischen) Sprachen die riesenhafte austrische Familie bildet. Die Gründe für jene Ansicht haben sich nicht bewährt, und dennoch scheint sie mir recht zu behalten, aber in einer Weise freilich, die eine ganz andere und ich darf wohl sagen, viel weitere Perspektive auftut. Denn eingehende eigene Untersuchungen zwingen mir die Überzeugung auf, daß diesen beiden Familien, der austrischen und indochinesischen, überhaupt und nicht bloß in einzelnen ihrer Teile zum wenigsten ein mächtiges gemeinsames Substrat zugrunde liegt, wenn sie nicht gar nur Zweige desselben Baumes sind: so überwältigend ist die Fülle fundamentaler und geradezu Leib und Leben durchdringender Übereinstimmungen, die neben ihrem Bau vor allen Dingen ihr Wortschatz aufweist.

Aber freilich, Sprachverwandtschaft bedeutet durchaus nicht notwendig Rassenverwandtschaft. Die Man-tze können also recht wohl mancherlei heterogene Elemente enthalten, und die alten chinesischen Nachrichten machen das sogar recht wahrscheinlich, da sie z. B. ein Zwergvolk und etliche Stämme mit „hoher Nase und tiefen Augen" — die gewöhnliche Bezeichnung des kaukasischen Typus — unter ihnen anführen. Man will denn auch wirklich eine Negritorasse und ein kaukasisches Volk, die Lolo, in Yünnan entdeckt haben, ja die Miao-tze möchte man neuerdings mit den Ainu zusammenbringen. Das zu entscheiden, wird die Sache der Anthropologie sein, wenn sie einmal dies reiche und jungfräuliche Arbeitsfeld in Angriff genommen hat; ich vermute indessen, daß sie die Man-tze im ganzen doch für echte Kinder der gelben Rasse, indochinesischer Spezies, wird erklären müssen. Denn nach allen Berichten und Abbildungen, die mir bekannt sind, tragen sie und insonderheit die Miao-tze durchaus deren typische Merkmale an sich, vornehmlich die charakteristische Lidfalte (die „geschlitzten Augen") und den spärlichen Wuchs des straffen, schwarzen Haares, die sie gerade zu den Ainu, dem „haarigen Volk", wie sie in China schon vor gut 2000 Jahren geheißen haben, so deutlich in Gegensatz stellt; und wenn sie ihr kleiner und gedrungener Bau, das breitere, eckigere, ich möchte fast sagen mongolischere Gesicht und die dunklere Hautfarbe von den Vettern im Norden unterscheidet, so rückt sie das, gleich ihrer Sprache, dafür den Indochinesen außerhalb Chinas um so näher, mit denen sie wohl auch mancher Charakterzug verbindet — zum wenigsten scheint der trotzige Unabhängigkeitssinn, die glühende Freiheitsliebe, die einen Teil der Miao-tze noch jetzt nach viertausendjährigem Kampfe mit China unbesiegt und selbständig in den Bergen des letzten Südens hausen läßt, in der Geschichte der Tai-Völker und ihres Hauptstammes, der T'ai oder „Freien", wie der stolze Name der Siamesen ist, ihr Gegenstück zu finden.

Und diese physischen Merkmale werden denn nun auch von der chinesischen Bevölkerung der südlichen Landeshälfte geteilt, zwar in gemildertem Grade vielleicht, aber doch immer noch so deutlich ausgesprochen, daß auch der flüchtige Beobachter nicht leicht den Südchinesen mit dem helleren, schlankern, feiner modellierten Schlag vom Norden des Yang-tze verwechseln wird, der im allgemeinen die Durchschnittsgröße des Europäers erreicht. Kein Wunder darum, wenn jener hier noch heute mitunter spöttisch als Miao-tze bezeichnet wird. Indessen mag man dabei wohl auch an geistige Eigenschaften und vorab an das Charaktererbteil denken, das insbesondere die Bewohner von Hunan, dem alten Herzland jenes Volkes, in seiner rauhen, rauflustigen und unbotmäßigen Sinnesart von ihm überkommen hat — ein Erbteil, das vielleicht auch noch an der Eigenbrötelei und oppositionellen Haltung des ganzen Südens mitbeteiligt ist. Aber wie dem auch sein mag, jedenfalls ist es durchaus nicht bloß die Statur, die den Unterschied macht, sondern weit mehr und bedeutsamer noch die „Frohnatur und Lust zu fabulieren" — denn so kann man das wirklich ungefähr bezeichnen, womit Natur den Südchinesen bei der Verteilung der Anlagen besser als seinen Zwillingsbruder bedacht hat. Er ist lebhafter, feuriger, rascher begeistert als der ernstere Nordchinese, der gleichmütiger und mit gelassener Ruhe hinnimmt, was ihm das Schicksal bringt; und während bei diesem kühle Berechnung, praktischer Blick und trockene Skepsis — auch auf religiösem Gebiet —, kurz nüchterne Verstandesmäßigkeit überwiegt, begegnet uns dort eine größere Glaubensfreudigkeit,

Digitized by Google

ein ausgeprägter Sinn für die Zauber der Romantik wie der Mystik und vor allem eine regsame, formenbildende Phantasie, die ihren Herrn allerdings auch wohl zu Prahlerei und Aufschneiderei verlockt — sodaß speziell die Mittelprovinzen für eine Art Gascogne und ihre Bewohner für Tartarins gelten — und die auch seine Zuverlässigkeit nicht immer so trefflich Probe halten läßt, wie es die nordchinesische tut. Mit einem Worte also: im Norden dominiert der Verstand, im Süden das Gefühl und die Phantasie.

Freilich will diese Mitgift des letzteren nicht allein graduell, sondern auch bloß relativ verstanden sein. Denn der Südchinese ist und bleibt doch ein echter Sohn seiner Rasse und teilt deren allgemeine Eigenschaften, gute oder schlechte. Und wie er denn ihre Genügsamkeit und heitere Zufriedenheit samt ihrem oft grotesken Humor, ihren zähen, unverdrossenen Fleiß — diese alte Bauerntugend —, ihre Höflichkeit und Pietät und den starken Sinn für bürgerliche Ordnung, wie nicht minder auch ihren krassen Aberglauben, das Hangen am Äußerlichen, am Schein und die hoffnungslose Versunkenheit im Kleinkram neben ihrem wunderlichen Symbolisierungs- und Schematisierungstrieb, dazu die Unsauberkeit wie den Mangel an Mut und, last not least, ihren Utilitarismus und ihren Kulturstolz — wie er alle diese Züge und gleich dem Nordchinesen vielleicht auch ihre Gegensätze zu eigen hat, die dieses kontrasterfüllte Land oft seltsam genug demselben Individuum in die Brust gelegt hat, so ist ihm auch ein wohlgerüttelt Maß von den zwei auffälligsten ihrer Eigenschaften mitgegeben, die überall die große Unterströmung bilden: der prosaischen Nüchternheit ihrer ganzen Weltanschauung und jener bleiernen Gleichgültigkeit, seinem stumpfen Indifferentismus, der wie ein Schleier über allen Regungen liegt. Und wenn darum schon seine Leidenschaft wohl nie die elementare Gewalt erreicht, die wir an unseren Südländern bestaunen, so hat vor allem auch seine Phantasie, so wild und abenteuerlich sie schweifen mag, doch immer etwas eintönig Schematisches und dabei geradezu schamanistisch Verschwommenes und Fratzenhaftes und ist nicht von der plastischen Art, die lebenatmende Gebilde schöpferisch aus dem Nichts gestaltet. Aber immerhin ist gegen den Nordchinesen ein bedeutender Überschuß da, und er genügt vollauf, um dem andern den Lorbeer vorzugsweise künstlerischer Begabung zu sichern.



Romantische Gebirgslandschaft. Gemälde auf Seide von Tai Wen-tsin (Anfang des 15. Jahrhunderts). Original in der Sammlung des Herrn Gustav Jacoby, Berlin.

Zu diesem allem — um von den hunderterlei Varianten in Brauch und Sitte ganz zu schweigen, die sich bis in den Baustil der Häuser und die Form des Grabes erstrecken — gesellt sich endlich auch noch der Unterschied der Sprache. Denn während im ganzen Norden

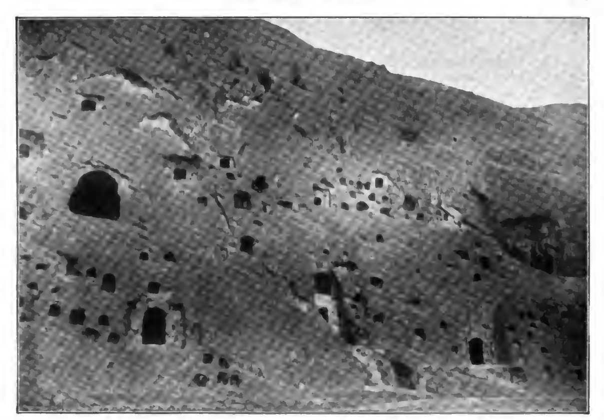
das Hochchinesische oder Kuan-hua heimisch ist und ihn trotz mannigfacher mundartlicher Abschattierungen so gleichförmig und mit so verwaschenen Formen überzieht, wie seine Berge der Löß, ist im Süden das Reich höchst altertümlicher, in fast ursprünglicher Reinheit und Rauheit erhaltener Dialekte, die so erheblich von jenem abweichen, daß unstudierte Leute von hüben und drüben das große Bindemittel Chinas, die gemeinsame Wortschrift, oder, wo deren Kenntnis fehlt, sogar — das Pitschen-Englisch zu Hilfe rufen müssen, um sich miteinander zu verständigen (eine Aufgabe, die dagegen z. B. der Siamese und der Kantonese in ihrer Muttersprache lösen sollen!), und auch die höhere Umgangssprache, ja selbst die Form des Kuan-hua, die von altersher oder seit jüngerer Zeit in einigen Bezirken gesprochen wird, ist teils so stark dialektisch gefärbt, teils von so altertümlicher Lautgestalt und Betonung, daß sie im Norden nur schwer verstanden werden kann. Es ist wie Platt- und Oberdeutsch, wie langue d'oc und langue d'oui. Und in der Tat läßt sich das ganze Verhältnis zwischen Nord- und Südchinesen mit dem zwischen Nord- und Süddeutschen oder Nord- und Südfranzosen, ja überhaupt den entsprechenden Gruppen aller jener Völker vergleichen, die unter ähnlichen Naturbedingungen aufgewachsen sind; gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen.

Das alles sind gewiß entschiedene Gegensätze. Aber dieselbe Natur, die sie geschaffen, hat doch zugleich auch als Gegengewicht dazu — dessen Wirkungen denn ja schon in den oben geschilderten Verhältnissen zu spüren sind — die Möglichkeit zu Vermittlung und Ausgleich dargeboten, auch dort sogar, wo sie die Hindernisse am mächtigsten getürmt, die Extreme zu engst aneinandergerückt hat: im Westen, wo am Südabhange des Ts'in-ling noch die Palme grünt, indes kaum einen Breitegrad nördlicher die Winterstürme über erstarrte Fluren brausen. Denn sie hat das ganze Land mit einem wenn auch weitmaschigen Netz von Wegen und Straßen überspannt, dessen Fäden zudem auf drei Seiten auch außerhalb Chinas angeknüpft sind. Habe ich schon bisher nicht vermeiden können, gelegentlich darauf hinzuweisen, so wollen sie nunmehr im Zusammenhang dargestellt sein; doch kann ich mich dabei um so eher auf die größten und wichtigsten beschränken, als gerade von diesen schon a priori am sichersten angenommen werden darf, daß sie von ältesten Zeiten her auch benutzt worden sind. Denn es zeigt sich ja heutzutage immer mehr und überall, daß der Handelsverkehr schon in vorgeschichtlichen Tagen viel größer und weiter, die Welt viel kleiner gewesen ist, als man früher zu denken wagte, und daß eben diese natürlichen Wege das Bleibende in der Erscheinung Flucht sind: wie mancher Schienenstrang Europas folgt nicht noch den Pfaden, die einst der wandernde Krämer der Steinzeit aufgetan und dann der Kelte, der Römer und Germane zur Straße fortgebildet haben! Eine bedeutende Rolle spielen auch hier naturgemäß die Flußtäler, ja oft genug die Flüsse selbst, und das letztere ist wenigstens insofern vielleicht eine Besonderheit Chinas, als sie und überhaupt die Wasserstraßen schon seit dem ersten Dämmer seiner Geschichte der vorgeschriebene Weg sind, um die Abgaben der Provinzen in die Hauptstadt zu führen. Wenn dagegen sonst sogar im Norden — denn im Süden ist es ja selbstverständlich — mitunter die Wasserstraße vorgezogen wird, so gilt das im wesentlichen doch wohl nur für den Gütertausch und Handel, der ja rasch und billig befördern will, und der übrige Verkehr läuft nebenher auf dem Landweg. Zuweilen und besonders im Süden ist die Route auch aus Land- und Wasserweg zusammengesetzt.

Nehmen wir nun der bequemeren Übersicht halber unsere Stellung ungefähr im Zentrum des Netzes, bei der größten Binnenempore des chinesischen Handels, Han-k'ou, so sehen wir hier, nach Süden gewandt, vor allem die eine und kräftigste der beiden uralten Verkehrsadern münden, die von Kanton nach Norden führen. Sie ist, obwohl jetzt größtenteils von einer großen Heerstraße begleitet, hauptsächlich ein Wasserweg: von Han-k'ou geht sie Yang-tze-aufwärts und über den Tung-t'ing-See in den Siang-kiang, den sie ebenso wie seinen Nebenfluß Lei hinaufsteigt, um zwischen Chen und I-ch'ang auf breiter, gepflasterter Straße den Che-ling-Paß zu überschreiten und endlich auf dem westlichen Arme (Wu-shui) des Peh-kiang und dem Hauptstrom selber die Talfahrt bis Kanton anzutreten.

Ganz denselben amphibischen Charakter besitzt auch die zweite Straße von hier, nur daß sie Kiu-kiang am Poh-yang-See zum Ziel hat und deshalb auf dem östlichen Arme des Peh-kiang und über den bekannten Mei-ling-Paß den Kan-kiang gewinnen muß, der sich in

Digitized by Google



Felsenhöhlen am Lung-men bei Ho-nan-fu. Nach einer photographischen Aufnahme.

jenen ergießt; sie kommuniziert übrigens durch einen Seitenast überland mit der ersten und durch den Yang-tze wieder mit Han-k'ou selber. Durch diese beiden Straßen ist nun zugleich eine Verbindung mit dem Südwesten (speziell mit der Provinz Kuang-si) und weiterhin auch mit dem nordöstlichen Hinterindien hergestellt; denn von Kanton führt den „Westfluß" (Si-kiang) hinauf und dann zu Lande ein Weg nach Yün-nan-fu und Tali-fu, und er nimmt (wahrscheinlich bei Nan-king-fu und P'u-erh) gleich Nebenflüssen mehrere Handelsstraßen auf, die den Austausch mit Tongking und den Shanstaaten vermitteln.

Trägt weiter dann der Yang-tze, der „wie ein Vasallenfürst zu Hofe in die See eilt", um das altchinesische Bild von ihm zu gebrauchen, die Schiffe Han-k'ou's nach Westen dem Meere zu, so duldet er auch, daß sie stromauf gen Westen — an King-chou vorüber, wo eine (wohl neuere) Straße quer durch Hunan und Kuichou nach Yünnan abzweigt — auf ihm und seinem Nebenflusse Min bis nach Ch'eng-tu-fu vordringt. Und von hier gehen dann die Gebirgs- und Saumwege aus, die nach Tibet und den zwei Indien führen: der erste auf schwindelnden Pässen, die gewaltigen Grenzriegel kühn überquerend, zieht über Ta-tsien-lu und Bat'ang auf Lhasa zu, indessen sich der andere, der bei Ya-chou von ihm abschwenkt, hier stracks nach Süden wendet und, meist wohl in den Falten des Gebirges hin, auf doppelter Route (östlich über Yün-nan-fu und geradeaus über Ning-yüan) Ta-li-fu und endlich den großen Knotenpunkt Bhamo erreicht, wo die drei vielbegangenen Straßen des Salwin-, Iravadi- und Brahmaputra-Tales mit ihm zusammentreffen. Wenigstens dieser zweite Weg, den übrigens auch Marco Polo gereist ist, scheint sehr alt zu sein; denn — von anderen Zeugnissen zu geschweigen — erfahren wir schon 124 v. Chr. von einem offenbar ganz organisierten und darum vielleicht althergebrachten Seiden- und Bambusexport aus Shuh in Sze-ch'uan nach Indien, der über Yün-nan-fu gegangen sein muß; für den ersten haben wir in dieser Hinsicht bloß die Vermutung, daß sich die bei Ptolemäus erwähnte Handelsstraße von Palimbothra (jetzt Patna) über den Emodus-Himavant in das Sererland, das am Bautisos, d. h. am oberen Brahmaputra beginne, in ihm und nicht in dem andern werde fortgesetzt

Digitized by Google

haben. Auf einem von beiden müssen übrigens auch die Lolo eingewandert sein, wenn ihre Überlieferung recht hat, die sie von jenseits Tibet herkommen läßt.

Das sind die Hauptwege südlich des Yang-tze; wir kehren nach Han-k'ou zurück, um nun die Verbindung mit dem Norden zu verfolgen. Da fällt ja nun sogleich die große Reichsstraße auf, die, jetzt auch von der Eisenbahn begleitet, über das Huai-Gebirge weg fast geraden Weges nach Peking hinzieht — die Fortsetzung jener ersten Kantonstraße, die also das ganze Land vom Norden nach Süden durchquert. Aber es kann doch zweifelhaft sein, ob ihr erster Abschnitt (vom Yang-tze bis etwa Ju-ning-fu) wirklich zu den großen ursprünglichen Völkerstraßen gehört; jedenfalls wählt der Handel und wohl auch ein guter Prozentsatz des übrigen Verkehrs noch heute wie vor Jahrtausenden einen anderen Weg dafür, der sich schon durch seine Umständlichkeit als uralt zu erkennen gibt. Denn er umgeht jene Landesscheide des Huai-Gebirges: indem er auf dem mächtigsten Nebenfluß des Yang-tze, der Han-k'ou („Han-Gemünd") so gut wie einem ruhmvollen Kaisergeschlechte und damit für lange Zeit auch den Chinesen selber den Namen gegeben hat, dem Han, bis zu dem blühenden Handelsplatze Fan-ch'eng hinaufsteigt, erreicht er die natürliche Verbindung zwischen Nord und Süd, jene früher erwähnte Senke zwischen den zwei Armen des K'un-lun, und läuft nun im Lande der Wagenstraßen — während freilich ein Teil des Frachtverkehrs die billigere Bergfahrt auf dem Peh-ho bis Nan-yang-fu vorzieht — als bequemer und äußerst belebter Weg durch diese Stadt und immer am Ostabfall des nordchinesischen Gebirgslandes hin bis Wei-hui-fu. Hier mündet er in die große Reichsstraße nach Peking oder setzt sich vielmehr (wenn gleiche Richtung und gleicher Lauf am Gebirge her maßgebend sind) in dieser fort und strahlt somit endlich von der Hauptstadt selber fächerförmig in die Mongolei, Mandschurei und nach Korea aus; nämlich durch den Nan-k'ou-Paß das Hun-Tal entlang nach Kalgan, durch das andere Mauertor Ku-peh-k'ou nach Jehol und auf dem Küstenwege über Yung-p'ing-fu nach Mukden — von wo ihm denn überall der ganze Norden offen steht.

Aber damit ist die Bedeutung dieser alten Straße noch nicht erschöpft; sie ist in Wahrheit die große Schlagader, die Aorta des nördlichen Chinas, die gebend und empfangend überallhin und auch in einen Teil des Südens ihre Äste sendet. Denn um noch einmal von Fan-ch'eng auszugehen, so zweigt hier zunächst mit Hilfe des T'ang-ho eine starke nordöstliche Ader ab, die zum Quellgebiete des Huai-ho hinüberleitet, und dazu inseriert von King-chou her auch die vorhin genannte Hunan-Kuichou-Straße, während der Han-kiang selbst, wiewohl zornig schäumend, die Frachten noch weiter hinauf und bis in das breite Becken von Han-chung trägt. Eine zweite Straße bringt sodann von Han-yang-fu aus nach Nordwesten in das Gebirgsland ein und zieht an dem altberühmten Shang vorbei und über den östlichsten und besten der Ts'in-ling-Pässe nach Si-ngan-fu im Wei-Tal; sie nimmt bei King-tze-kuan auch auf, was von Lao-ho-k'ou am Han, wo der „Zinnober"-Fluß (Tan-kiang) mündet, auf diesem vielbefahrenen Wasserwege emporgestiegen ist. Endlich bei Siang-ch'eng verlassen zwei weitere Straßen den Hauptstrang: die eine, um sich in K'ai-feng-fu mit der nordsüdlichen Route zu vereinigen, die andere und bei weitem wichtigste, um über Ju-chou (wo auch ein guter Richtweg von Nan-yang-fu hereinkommt) durch das berühmte „Drachentor" (Lung-men) — den Durchbruch des I-ho — mit seinen Felsenreliefs und -tempeln die alte Königstadt des Chou, Loh-yang (jetzt Ho-nan-fu) und damit den tausendjährigen Mittelpunkt Chinas zu erreichen. Und in der Tat, ein natürlicher Mittelpunkt! Denn wie es durch eben diese Straße und durch den Loh und I, auf deren Alluvialgebiet es steht, durch seine mittel- und unmittelbare Verbindung mit K'ai-feng-fu und schließlich auch durch den Huang-ho die Schlüssel zum Süden und Osten, Bergland wie Ebene hält, so beherrscht es auch, selber durch Strom und Berge geschützt, die uralten Wege nach Norden und Westen, von denen zumal der zweite gerade in jener älteren Zeit so bedeutsam für das Land gewesen ist; die Gunst seiner Lage und die einstige Würde spricht sich am deutlichsten darin aus, daß man nach Richthofen „von allen Punkten nördlich des Yang-tze Wagen nach Ho-nan-fu mieten kann".

Von diesen Nord- und Westwegen nun, die sich auch wieder bloß als Seitenäste der großen Ader darstellen, zieht der erste der beiden nördlichen als direkte Fortsetzung der zuletzt beschriebenen Straße durch die uralte Furt von Meng (Meng-tsin) über den Huang-ho nach

Digitized by Google

Digitized by Google

Huai-k'ing-fu, das seinerseits wieder mit Wei-hui-fu verbunden ist, erklimmt bei Tsing-hua auf schmalem, aber höchst belebtem Saumpfad den mächtigen Bergwall, der Shansi schwer ersteigbar im Süden und Osten umzäunt, und läuft nun als Vermittler des ganzen Verkehrs zwischen Südchina (Kuangtung, Hunan, Szech'uan) und der Mongolei — die Teestraße von Han-k'ou — durch Eisen-, Kohlen- und Töpfereidistrikte nach dem Flecken P'ing-yao, wo er in den zweiten der nördlichen Wege mündet.

Dieser andere Weg, eine große Heer- und Wagenstraße, biegt bei Tung-kuan am Knie des Huang-ho rechtwinklig von der nachher zu beschreibenden westlichen Straße ab, setzt auf der Fähre über den reißenden Strom und tritt nun in die lange Kette von Lößbecken ein, die sich, durch mehr oder minder steile Rücken und Joche wespenartig voneinander abgeschnürt, von P'u-chou-fu bis in die Mongolei hinaufzieht. Nachdem er bei P'ing-yang-fu, der Residenz des sagenhaften Yao, einen Zweig zu dem vorigen Wege hinübergesandt und dann, an dem unschiffbaren Fen-ho hinaufsteigend, die starken Höcker des Han-sin-ling und Si-yao-ling überklettert hat, senkt er sich in die weite Hochebene hinunter, deren nördlichen Zugang das uralte T'ai-yüan-fu bewacht. Dies erreicht er entweder auf einer Abzweigung über Fen-chou-fu, wo ihn ein Weg nach Westen verläßt, oder geradeaus und gabelt sich nun zum andern Male: die eine Route führt quer über das Bergmassiv gen Osten nach Cheng-ting-fu hinab in die große Pekinger Straße, die andere geht in wechselndem Auf- und Niederstieg über Tai-chou nach Ta-t'ung-fu, um sich hier endlich durch verhältnismäßig geradezu einladend bequemes Übergangsland in die Mongolei (Kalgan, Kuku-khoto und Toto) und weiter nach Hochasien hinein zu verzweigen. Ein beträchtliches Stück dieses großen Heerweges (dessen südwestliche Fortsetzung noch zu erwähnen sein wird), nämlich die Strecke von T'ai-yüan bis Cheng-ting und der Übergang über die Pässe nach P'ing-yang-fu, ist ja nun zwar in historischer Zeit entstanden; denn dieser ist von Han Sin (um 200 v. Chr.) und jene gar erst in der Mingperiode angelegt worden. Aber wie man im letztern Falle offenbar doch nur alte natürliche Verbindungen ausgebaut hat — nicht umsonst streckt ja hier die Große Mauer einen langen Arm von Norden herunter —, so wird es wohl auch bei dem andern geschehen sein. Denn gerade hier ist altheiliges Land: hier ragt majestätisch einer der heiligen Berge des alten Reiches, der zauber- und sagenumwobene T'ai-yoh (jetzt Huo-t'ai-shan) empor und überschaut gen Süden bis zum Huang-ho hinunter, wo jenseits der heilige Westberg Hua-shan herübergrüßt, den vom Schauer der Urzeit geweihten Bezirk, der nach der Tradition die Sitze ältester Sagenkaiser und die erste Hauptstadt des Reiches umschlossen hätte; es kann deshalb um so weniger an einer Verbindung gefehlt haben, als auch die Ebene von T'ai-yüan schon der frühesten Überlieferung bekannt war. Aber wenn die Annahme richtig ist, daß die heiligen Berge ursprünglich auch Hüter der Grenzen waren, so mag sie allerdings recht schwierig gewesen sein, und es ist darum fraglich, ob mit der „schönen Straße" vom Liang-Gebirge (nordwestlich von Fen-chou-fu am linken Ho-Ufer) ins Wei-Tal, auf welcher nach dem Shi-king ein Markgraf von Han im 9. Jahrhundert v. Chr. zu Hofe fuhr, eben diese und nicht vielleicht eher ein Weg am rechten Ufer des Stromes gemeint war.

Haben diese zwei Wege eine etwas längere Beschreibung erfordert, so wird sich das auch bei dem westlichen mit seinem Zubehör kaum vermeiden lassen: coupirtes Terrain will langen Atem. Er also geht oder windet sich vielmehr zunächst von Ho-nan-fu, dessen Verbindung mit Huai-k'ing, resp. Wei-hui-fu ihn auch an die Pekinger Route anschließt, am südlichen Ufer des Ho durch tiefe Défilés und über steile Lößrücken mühsam genug dahin bis zu dem berühmten Engpaß von Tung-kuan, der mit seiner Festung diesen einzigen Zugang vom Westen her — denn der Strom ist hier so gut wie unschiffbar — absperrt; unmittelbar dahinter jedoch, wie um den Übergang aus dem älteren, vor- und frühgeschichtlichen in ein jüngeres Zentrum des Reiches auch äußerlich zu markieren, ändert sich mit einem Schlage das Bild: die unendliche Ebene des unteren Wei-Tales tut sich auf, die einstige Kornkammer Chinas und das Herz des Landes „westlich der Pässe" (Shen-si), des Stammgebietes zugleich zweier gewaltiger Königsgeschlechter, der Chou und der Ts'in, die als erste von hier aus über das Reich geboten. Drum ist das Gelände mit alten Hauptstädten wie besät, und sie alle — Si-ngan-fu, Feng und Hien-yang, die Reichsresidenzen, Wu-kung und Feng-siang-fu, die frühen

Digitized by Google

Herrensitze der Chou und ihrer Ahnen — sie säumen diese wichtigste ihrer Straßen, die nun bequem und reichbelebt — „gerade wie ein Pfeil und (glatt) wie ein Wetzstein" nannte sie einst das heilige Liederbuch — gemächlich einherzieht und nur bei Si-ngan-fu jene obenerwähnte Straße von Nan-yang-fu aufnimmt, bei Hien-yang einen (als Ganzes wohl erst aus der Han-Zeit stammenden) Heerweg über Pin, uralten Chou-Andenkens, nach Lan-chou-fu entsendet. Aber bei Feng-siang wechselt die Landschaft aufs neue. Denn hier schiebt sich von Norden her, niedrig zwar, aber allbeherrschend, ein Wächter des Tales und deshalb ein heiliger Berg der Chou, der K'i-shan („Zweispitz") wie ein Sperrfort in die Ebene herein, die er in Verbindung mit den tief eingerissenen Betten des Wei und Hiung von den westlichen Gebieten abschnürt, und wenig weiter, bei Pao-ki, rücken dann die Kulissen der Lößwände zu den Schluchten und Graten eines kompakten Bergmassivs zusammen, worin nur hier und da noch ein kleineres Becken eingesenkt liegt, so daß also der Zugang zur Ebene ähnlich erschwert ist wie drüben im Fen-Tal bei P'ing-yang-fu und sie ein in sich geschlossenes Gebilde darstellt. So muß sich denn die stolze Straße bequemen, als einfacher Saumpfad weiterzugehn, doch gibt sie gerade bei Pao-ki noch einen wichtigen Ausläufer ab: den zweifellos uralten, doch seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. mit unsäglichem Fleiß zur Heerstraße ausgebauten, ja teilweise aus dem Felsen gehauenen Weg über den Ts'in-ling nach Ch'eng-tu-fu, der eine fast geradlinige Verbindung zwischen Peking und Tibet (über P'ing-yang und T'ai-yüan-fu) herstellt; dann zieht sie durch die Mulde von Ts'in, die einst die Wiege der Macht des gleichnamigen Herrscherhauses war, in nordöstlichem Bogen zur Vereinigung mit dem vorhin erwähnten Heerweg in das weite Hochtal von Lan-chou-fu. Und hier nun, wo auch der Huang-ho schiffbar und jetzt noch wie in halbmythischer Zeit mit der Beförderung ansehnlicher Warenfrachten bis in das südliche Shansi hin betraut wird, und wo somit alle westöstlichen Wege zusammenlaufen — hier schließt sich die große Straße zum „Tor des Nephrits" (Yü-men oder Kia-yü-kuan) an, das zugleich für China, wie ich schon eingangs hervorgehoben habe, die Pforte Innerasiens und die Pforte zur ganzen westlichen Kulturwelt ist. Denn wie sich die Steppenwege aus Norden und Nordosten an dieser Stelle wie in einem Brennpunkt sammeln, so gehen von hier seit undenklichen Zeiten vor allem auch die beiden (oder zeitweilig drei) gewaltigen Straßenzüge aus, deren geradezu internationaler, deren Weltstraßencharakter ja nun auch durch die Ausgrabungen Sven Hedins, Steins, Grünwedels, Lecoq's u. a. so greifbar bestätigt worden ist: der Nan-lu und der Peh-lu, „Südweg" und „Nordweg", die bei mancherlei im Lauf der Jahrtausende von Wind und Wetter gebotenen Veränderungen und Gabelungen in einzelnen Teilen ihrer Bahn im ganzen doch, jener am Nordfuß des K'un-lun über Khotan und Jarkand und dieser am Südfuß des Tien-shan über Kutscha und Kaschgar zum Pamir gezogen sind, um auf seinen Pässen, sei es über Osch nach Samarkand, sei es über Taschkurgan und die Tschitral-Gegend (wo ziemlich frühzeitig auch ein direkter Paßweg über die „hängenden Wege" nach Kabul und Indien abging) nach Balkh, in die Kaspische Ebene und damit in das Reich der mittelländischen und indischen Kultur oder, wie eine chinesische Beschreibung des 3. Jahrhunderts n. Chr. sich ausdrückt, nach Parthien und Chaldäa, nach Indien und Syrien (Ta-ts'in) hinabzusteigen.

Gedenke ich nun endlich noch der großen Straße im Osten, die von Peking (resp. Choh-luh an der großen Reichsstraße) nach Shantung und weiter nach Kiu-kiang geht, wo sie sich in jener zweiten Kantonstraße fortsetzt, so ist wohl auch die letzte Masche des alten Wegenetzes aufgezeigt und damit zugleich der Umriß der natürlichen Grundlagen vollendet.

Diese natürlichen Grundlagen oder in letzter Linie vielmehr das geographische Milieu, die simple Bodengestalt und Lage, der man ja doch schon im Hinblick auf den gerade hier so augenfälligen und gewiß nicht von ungefähr bestehenden Parallelismus zwischen Land und Leuten einen großen, vielleicht schöpferischen Anteil auch an der Charakterbildung wird zusprechen dürfen, sie haben nun der innern und äußern Entwicklung Chinas zum wenigsten in der Hauptsache die Richtung gegeben. Denn dreierlei ist es, scheint mir, was darin besonders hervortritt: die zäh bewahrte Selbständigkeit und Sonderart der Kultur — als der Grundton des ganzen Akkords —, dann im Gegensatz dazu ein periodisch wiederkehrendes

Digitized by Google

Hereinwirken fremder Gewalten und endlich der Kampf zwischen Norden und Süden — und eben diese lassen sich (wie so manches andere noch) wohl ungezwungen aus jenen natürlichen Prämissen ableiten.

Weit weg von jeglichem Kulturvolk, in seinen Grenzen wie in einer Festung abgeschlossen und begünstigt nur durch den peripherischen Charakter des Landes, das freilich mit seinen reichen Gebirgen und fetten Tälern und vorab seinem Löß, dem alten Kulturfreund, der ja auch bei uns die ersten Spuren menschlicher Kultur zu bergen pflegt, wirtschaftlich unabhängig und, wenn ich so sagen soll, zur Urzeugung einer Kultur wie geschaffen war: so war das älteste China ganz auf sich selber gestellt (denn die nachher zu beleuchtenden gegenteiligen Theorien dürfen wohl als gescheitert betrachtet werden) und hatte sich in dieser wirklich „splendid isolation" sein Kulturgehäuse allein herauszubilden, wie die Schnecke ihr Haus absondert. Kein Wunder drum, wenn dieses Werk — und wahrlich ein großartiges Werk, das die Chinesen in die Reihe der Genies unter den Völkern hinaufhebt! — so völlig originell, so ganz nur eine Projektion ihrer innersten Eigenart geworden ist: eine Kultur von nüchtern-



Ansicht des heiligen Westberges Hua-shan. Chinesischer Druck aus dem Jahre 1700, publiziert von Eduard Chavannes.

Digitized by Google

praktischem, schwunglos-unplastischem, aber dafür oft bizarrem und durchweg nur auf das Diesseits gerichteten Zuschnitt, dem alle Grazien fern geblieben sind, die Kultur schließlich eines primitiven Bauernvolkes. Und wie man hierin, in diesem Totalcharakter, am Ende doch das heimliche Walten des engeren und speziell des nordchinesischen Milieus — denn wir kennen bis jetzt nur von der nördlichen Kultur die ältesten Stufen genauer —, jene nüchterne, bisweilen groteske, ackerbaufreundliche Lößlandschaft zu spüren meint, so läßt sich dies wohl auch in den einzelnen Hauptzügen und ihrer Ausmodellierung wahrnehmen: die geographische Abgeschlossenheit veranlaßt die Sonderentwicklung — denn zweifellos müssen wir auch für die älteste Zeit schon von einer Entwicklung reden — und der innere Bau des Landes gibt ihr direkt oder indirekt das eigentliche Gepräge, die Signatur. Und so mußte insonderheit das Clan- und Sippenwesen (das ja an sich nichts typisch Chinesisches ist) durch die früher geschilderte Art der Gebirge wenn schon nicht erzeugt, so doch in hohem Grade begünstigt werden und konnte dadurch jene vollkommenste Ausgestaltung gewinnen, die es durch Vermittlung des Ahnenkultus auch auf die Religion übertragen und so auch in dieser Beziehung die Familie zum Staat, den Staat zur Familie gemacht hat, während andererseits das Gegengewicht der großen Ebenen und Talgebiete und zuletzt und zuhöchst die Große Ebene selber die Zentralisation, den Zusammenschluß solcher partikularistischen Einzelverbände zu ebenso gefügten größeren Einheiten und endlich zu einer sie alle umfassenden größten Familie, jener Staatshierarchie, getrieben hat, die mit ihrer Religion und Regierung, Staat und Kultus in Eins verschmelzenden Organisation, wie nicht minder in den natürlichen Folgen daraus für die ganze Weltanschauung wohl ohnegleichen ist. Und die Ebene war es wohl auch, die frühzeitig schon den Bauer zum Städtebauer gemacht und damit eine weitere Stütze der Zentralisation und eine besondere Form der Kultur geschaffen hat, ohne doch deren fest gegründetes bäuerliches Fundament zerstören zu können; und im Verein mit dem Sippentum, das ja, der Emanzipierung abhold, das Individuum fest an das Ganze bindet, hat sie schließlich auch das Ihrige getan, diese Kultur zu jener erstaunlichen Gleichförmigkeit auszuebnen, die wie ein einheitlicher Firnis noch über das letzte Dorf des Riesenreiches gebreitet und übrigens doch wohl vervettert ist mit dem überall und bis in die Sprache hinein zu verfolgenden Mangel an plastischer Kraft.

Allein die natürliche Abgeschlossenheit hat nicht bloß die Keime geweckt, sie hat auch äonenlang ihr Wachstum gehütet und dafür gesorgt, daß die gereifte junge Frucht, die kulturelle Sonderart, lange Perioden hindurch unversehrt erhalten geblieben ist. Und dieser vielhundertjährige Schutz ist ihre bei weitem wichtigste Funktion gewesen. Denn er hat den Chinesen unlöslich verwachsen lassen mit seiner Kultur, auf die er — und besseren Rechtes vielleicht als wir, die wir glauben, ihn darum verdammen zu dürfen — mit dem ganzen Stolze des Mannes aus eigener Kraft hinschaut, ja er hat sie ihm als das fort und fort überlieferte köstlichste Erbe der Väter zum Heiligtum geweiht und seinen konservativen Geist, der (wie anderswo) schon an der Ahnenverehrung genährt war, zur starken, dauernden Flamme angefacht, die es mit frommer Ehrfurcht schirmend umgab. Die Kultur selbst aber, in so ungestörter Entfaltung mächtig erstarkt, hat dadurch nicht allein den aktiven Betätigungsdrang gewonnen, der sie unablässig propagierend über die Grenzen trieb, um an ihrer Fackel die Lämpchen der Nachbarn zu entzünden, sondern vor allem auch jene beispiellose Amalgamierungskraft, die immer selbst Heterogenstes aufzunehmen und zu Eigenstem umzugestalten gewußt hat, und — für den äußersten Notfall — die zähe Kraft des passiven Widerstands. Und so ist denn die kulturelle Sonderart zur eigentlichen staatserhaltenden Macht geworden: sie ist der Kitt, der die Massen von jeher gebunden und immer wieder zusammengezwungen hat, aber freilich auch das ewig retardierende Element; die Isolierung hat das Kulturgehäuse aus dem Schneckenhaus in die Schale jener göttlichen Schildkröte verwandelt, die nach indisch-chinesischem Mythus die Erde trägt: ein undurchdringlicher, klafterdicker Panzer und eine gewaltige Wehr im Kampf ums Dasein, aber doch ein Panzer. Darum, und also dank der langen Abgeschlossenheit, sind die Chinesen schließlich auch heute noch, was sie schon vor Jahrtausenden gewesen sind: ein hochzivilisiertes Naturvolk — denn das ist ja vielleicht das letzte Geheimnis ihrer Kultur und teilweise wohl auch ihrer Sonderart selber, gewiß aber dasjenige, was uns daran

Digitized by Google

am fremdartigsten anmutet und sie wie einen wandelnden Anachronismus, ein lebendes Fossil in unsere Tage hineinragen läßt: ihre primitive Urtümlichkeit.

Aber freilich, der Panzer hat China immer und gerade in den Anfängen bitter notgetan. Denn seine sonst so wirkungsvolle Bergsperre hatte ja Tore, und durch sie flutete vielleicht von Anbeginn und jedenfalls in historischer Zeit fast mit Gezeitenregelmäßigkeit Hochasien herein, wie der „Kummer Chinas", der Huang-ho, seine Wasser von dort herunterwälzt, oder besser noch, wie der Nordweststurm den Wüstenstaub über die Lande schüttet; denn an sich ursprünglich ein Kulturverderb und -feind wie der, sind diese Steppenschwärme doch am Ende auch gleich dem Löß zum Kulturdünger geworden. Hatten sie ja doch dem Drucke der übermächtigen Zivilisation in der Regel nichts andres entgegenzusetzen, als eben diese selbst, von deren Macht berührt sie sich erstmals in festeren Verbänden, zu Staatsanfängen gesammelt, und die sie nun, arme Mücken, unwiderstehlich in ihren Fokus zog, wie das die Kultur von je zu tun pflegt, und auch das eigene oder fremde Gut, das sie gelegentlich eingebracht, vermochte ihnen selbst in den jüngsten ihrer Oasen nicht die Eigenart zu retten. So haben sie vielfach, und wenigstens späterhin öfters gar als bewußte Reaktionäre, zur Verstärkung der kulturellen Sonderart, und immer zur Verjüngung gedient; ihr frisches, stammverwandtes Blut hat sicherlich redlich das Seine getan, die Stagnation zu hindern und dem Riesenleib jene ununterbrochene Dauer und beinahe alterlose Rüstigkeit zu schenken, die ohnegleichen unter den Kulturvölkern ist. Aber kaum weniger folgenschwer ist doch der mechanische Druck gewesen, den das brutale Gewicht ihrer Einfälle immer aufs neue wieder ausüben mußte. Denn er, und in der Hauptsache vielleicht er allein, hat das Nordchinesentum und seine Kultur über den Süden verbreitet und der politischen Entwicklung der historischen Zeit ihre ausgeprägt nordsüdliche Richtung gegeben: China war in der Tat fast wie ein Filter oder Sieb, in welchem der Völkerbrei unter häufigem Zugießen von dort obenher zuletzt durch die Maschen des südlichen Bergrostes bis nach Hinterindien hinein durchgetrieben wurde.

Derselbe Druck hat aber auch die mächtigen Gegenstöße ausgelöst, die es in riesiger Expansion weit in den Nordwesten, über das ganze Tarymbecken fortrissen: und damit ist das Nomaden-, das Barbarentum — und für China so gut wie für das Abendland, dessen Werdegang diese segensreiche Weltgeißel ja auch sonst so manchesmal bestimmt und angetrieben hat — schließlich auch zu einem Werkzeug der Kultur, zum Kulturvermittler geworden. Denn dort und durch die alte nordwestliche Einbruchspforte ging ja auch der Weg für die zweite und nicht minder gewaltige der Mächte, die China beeinflußt haben: die ausländische Kultur, ihr Hauptweg auch lange noch, nachdem sie in vorgerückter, wiewohl noch immer früher Weltenstunde den Eingang vom Meere her gefunden hatte; und wenn sie ihn gleich schon Jahrhunderte wohl vor dem ersten jener Ausbrüche im Gefolge des Handels gebend und empfangend gezogen war: so stolz und frei, so wirkungsvoll hatte sie das doch nicht zu tun vermocht wie jetzt, wo ihr gastlich weit und jedesmal weiter die Tore geöffnet waren, die nun auch die chinesische Kultur zu oft geradezu grundlegender Wirkung auf die abendländische entsandten. Aber freilich, diese Vermittlung des Nomadentums war sehr indirekt, ja gegen seinen Willen; denn immer sobald es sich, wenigstens in nachchristlicher Zeit, zu größerm Verbande zusammengeballt, hatte es nichts Eiligeres zu tun, als die alte Kulturstraße und eben dieses ihres Charakters wegen zu besetzen und wie durch eine Kontinentalsperre für China abzuschließen, so daß seine eigenen Einbruchsperioden mit denen der fremden Kultur oft abwechseln; und auch in späterer Zeit, wo es diese wirklich mitunter direkt hineintrug, geschah das doch fast immer nur unfreiwillig und unbewußt: es war auch dann nur sozusagen der Wirt für die Keime der Infektion.

Und wie eine schwere Infektion hat diese ausländische Kultur in der Tat oft auf China gewirkt. Beunruhigend, aufrüttelnd, umstürzend revolutionär auf ihrem geistigen Felde wie das Nomadentum auf dem seinigen, hat gerade sie die Widerstands- und namentlich die Amalgamierungskraft der chinesischen Sonderart am härtesten auf die Probe gestellt und ihrem (salva venia) Straußenmagen so starke und anhaltende Indigestionen bereitet, daß sie oft wie zu Fieberparoxysmen gesteigert erscheinen. Aber die starke Natur ist doch immer

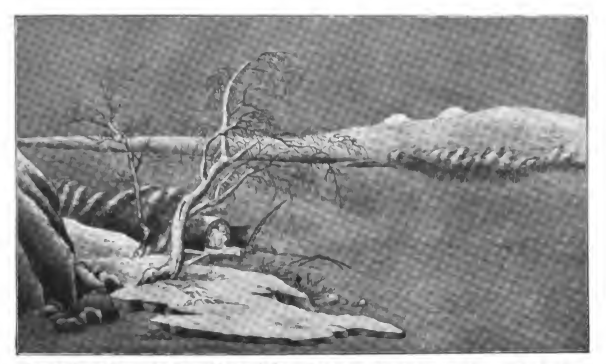
Digitized by Google

zuletzt als Sieger und jedesmal gesünder, kräftiger, unendlich bereichert daraus hervorgegangen; das anfängliche Gift ist ihr ebenfalls wieder zum Verjüngungstrank und Lebenselixier, ja allgemach so zum Bedürfnis geworden, daß dies der eminent weltgeschichtlichen Mission dieser Bewegung endgültigen Erfolg verheißt.

Liegt nun hier überall der Einfluß des Milieus schon deutlich genug zutage, so am greifbarsten beinahe doch bei dem Antagonismus zwischen Norden und Süden. Denn als die vollkommene Parallele zu der natürlichen Zweiteilung, dem nordsüdlichen Gegensatze von Land und Leuten und gleichsam dessen Projektion auf die historische Entwicklung, zieht er sich wie ein roter Faden durch die Geschichte Chinas hin, und wie er auch heute noch nicht ganz erloschen ist, so kommt er wahrscheinlich schon aus vorgeschichtlichen Tagen herauf; wenigstens lassen mich mancherlei Gründe zu der ketzerischen Ansicht neigen, daß schon in grauer Vorzeit zwei größere Kulturzentren, Kinder des Löß sie beide und der großen, wie anderswo so auch hier kulturgebärenden Flußtäler, nämlich im Huang-ho- und im Yang-tze-Tal bestanden haben, die sehr frühzeitig rivalisierten. Und wie sich selbst damals schon zu dem politischen ein kultureller Gegensatz gesellt zu haben scheint, so ist der Kampf auch fernerhin bald ein mehr politischer, bald mehr oder rein kulturell, ja zuweilen ein Kulturkampf ähnlich dem unsrigen gewesen, da gerade auch ein religiöser Unterschied hervortritt — aber immer unendlich fruchtbar, wie aller Kampf: *πόλεμος πατὴρ πάντων*.

Schon dieser dürftige Umriß läßt vielleicht erkennen, wie sich im Spiel dieser Kräfte, einem Uhrwerk ähnlich von „Hemmung“ und „Unruhe“ reguliert, die chinesische Entwicklung vollzogen hat; es wäre darum wohl verlockend, das irgendwie auch zur Grundlage der Einteilung zu machen. Und sicherlich hätte wenigstens jede einzelne der „Unruhen“ — alle andern Versuche dieser Art würden ja bloß ein buntes Gewirr verschlungener Fäden oder ein unbrauchbares System sich mannigfach schneidender Kreise ergeben — ein gewisses Anrecht darauf; denn sie leiten jedesmal einen mehr oder minder scharf begrenzten Abschnitt ein. So erscheint die Geschichte, vom Standpunkte der Barbareneinfälle betrachtet, als ein beständiger Kreislauf gleichartiger Perioden, die immer wieder in je drei Phasen gegliedert sind: zuerst das Heranziehen des Nomadentums durch die Kultur, dann das verzweifelte Ringen gegen seinen Anprall und endlich die Katastrophe; und wenn hier der einzelne Abschnitt völlig dramatisch gegliedert ist, so stellt sich im Licht der beiden anderen Kräfte die gesamte Entwicklung als ein gewaltiges Drama dar, das uns in drei resp. vier großen Akten sei es den Streit und Ausgleich jener nordsüdlichen Gegensätze, sei es den opferreichen Kampf mit dem viermaligen Einbruch des „neuen Wesens“, der Auslandkultur, wirklich wie mit Schürzung des Knotens, Peripetie und Lösung vor Augen führt. Allein so besonders reizvoll gerade dies die Aufgabe machen und so gut eine Ausgestaltung in diesem Sinne zu Charakter und Szenerie auch der Bühne passen würde: es möchte dabei doch nicht ohne mancherlei Zwang, Subjektivität und Schwierigkeit abgehen, und überdies würde doch mit dem im engeren Sinne geschichtlichen Element, das sowieso vielleicht zu kurz dabei käme, schon deshalb ein Kompromiß zu schließen sein, weil sich die Anfänge der Entwicklung nicht unter jenen Gesichtspunkten behandeln lassen. Ich ziehe es daher vor, die objektivere historische Einteilung in Urzeit, Sagenzeit, Altertum, Mittelalter und Neuzeit zugrunde zu legen, die im ganzen unserer eigenen althergebrachten und berechtigten Einteilung entspricht, nur mit dem selbstverständlichen Unterschiede freilich, daß sie bloß relativ zu nehmen ist; denn eigene Entwicklung hat eigene Gesetze, und die chinesische stimmt ja so wenig mit der unsrigen überein, daß sie nach unsern Begriffen noch heute im Mittelalter steckt. Aber mögen damit jene andern treibenden Kräfte immerhin zu Nebenrollen verurteilt scheinen, das Endziel auch des eigentlichen historischen Elements, das ja schließlich bloß eine Erscheinungsform der kulturellen Entwicklung darstellt, ist doch nur dasselbe wie ihres: das weltgeschichtliche Ziel der Zusammenfassung von Orient und Okzident zu einer einzigen Kulturgemeinschaft. Und so möge denn der Vorhang zur Exposition aufgehen!

Digitized by Google



Angler am Fluß im Winter. Gemälde auf Seide von Ma Lin (13. Jahrhundert). Sammlung des Marquis Kuroda Nagashige zu Tôkyô.

2. Die Urzeit.

Schon im vorigen Kapitel habe ich im Vorübergehn auf die Ansicht hingewiesen, daß die chinesische Kultur nicht im Lande selber gewachsen sei. Hier ist nun der Ort, sich wenn auch in aller Kürze damit auseinanderzusetzen, und es kann bei der Wichtigkeit der ganzen Frage um so weniger vermieden werden, als sie leider sehr weit verbreitet ist. Denn man hält in der Tat die Chinesen, oder doch, was schließlich auf dasselbe herauskommt, die Träger ihrer ältesten Kultur wenigstens in nichtfachmännischen Kreisen so ganz allgemein für eingewandert, daß ein geistreicher Engländer (Herbert Giles) — mit leisem Spotte dünkt mich — sagen kann: „Niemand scheint daran zu denken, daß sie möglicherweise auch aus der fruchtbaren Ebene stammen könnten, wo sie jetzt zu finden sind. Es ist wirklich offenbar ein ethnologisches Axiom, daß jede Rasse von irgendwo außerhalb ihres eignen Gebietes hergekommen sein müsse"; und nur darüber scheint noch Zweifel zu bestehen, ob man ihre Ursitze in Baktrien, wie anscheinend die Mehrzahl will, oder an der östlichen Abdachung des Pamir zu suchen habe — denn die Herleitung aus Indien oder gar von den Kindern Israel ist hoffentlich endgültig ad acta gelegt.

Von den zwei herrschenden Theorien geht nun die erste wohl auf den verdienten Sinologen Terrien de Lacouperie zurück, der jedenfalls ihr eifrigster Verfechter, wenn nicht ihr Begründer gewesen ist, die andere auf unseren großen Geographen Ferdinand von Richthofen; ihr Beweismaterial ist es also, das hier geprüft werden muß, so gut es der knappe Raum gestattet.

Am reichlichsten hat das seinige Terrien de Lacouperie gehäuft; mit unendlichem Fleiß und geradezu staunenswerter Belesenheit hat er aus den verborgensten Winkeln der Literatur und aus allen Kulturgebieten: aus Glaube, Sage und Sitte, aus Sprache und Schrift die Steine herbeigetragen und sie mit glänzender Kombinationsgabe zu einem wirklich kühnen und geistvollen Bau zusammengefügt. Aber leider — denn es ist in Wahrheit schmerzlich, über das freudig geschaffene Lebenswerk eines begeisterten Forschers so aburteilen zu müssen — leider sind die Steine brüchig von der Zinne zum Fundament, es schwankt der ganze Bau und muß vor der Berührung der Kritik in Trümmer sinken. Oder ohne Bild gesprochen: was er an Parallelen zwischen baktrischer (babylonischer) und altchinesischer Kultur gefunden zu haben

Digitized by Google

glaubt, das ist, wenn nicht überhaupt aus apokryphen und um Jahrtausende späteren Quellen geschöpft, entweder direkt unzutreffend, oder aller Beweiskraft bar, weil es zum Gemeinbesitz der ganzen Menschheit gehört, oder endlich — und das ist wohl das allermeiste — es hat erst in dem Prokrustesbett seiner Methode zurechtgemacht werden müssen, ist also gezwungene Konstruktion: denn diese Methode ist so wenig exakt und einwandfrei, daß sie mitunter der Willkür nahe verwandt erscheint, und sie arbeitet vor allem mit Etymologien, die jeder Wahrscheinlichkeit spotten und recht eigentlich nur eine babylonische Sprachverwirrung erzeugen — wie denn im ganzen seine Phantasie zu wenig durch das köstliche Gut der nüchternen Skepsis eingedämmt erscheint. Es ist natürlich unmöglich, dies Urteil hier auch nur annähernd ausführlich zu begründen, aber es möge mir gestattet sein, ein charakteristisches Beispiel für seine Beweisführung herauszugreifen, das überdies einer der Grundlagen seiner Theorie angehört; denn er meint mit ihm und seinesgleichen darzutun, daß das Urchinesische eine der vielsilbigen, agglutinierenden Sprachen der kaspischen Ebene, ein tungusisches Idiom gewesen sei. So nimmt er denn also an, die älteste Form der Hieroglyphe für sze „Seide" sei zusammengesetzt aus dem Zeichen für siao („klein") als unterem und dem für lü („Rückgrat") als oberem Bestandteil, wovon jenes den Anlaut s und dieses den Auslaut l wiedergeben solle; das ganze sei demnach „s(e)l" zu lesen, und das stelle den Rest eines vormals zweisilbigen Wortes dar. In der Tat muß sze einst ser oder sir gelautet haben, wie die alten Lehnwörter daraus: griechisch σήρ und Σῆρες, mongolisch sir-ge, koreanisch sil und vielleicht auch lateinisch seta mit ihren neueren Ableitungen wie silk usw. beweisen; das Resultat ist also ungefähr richtig. Aber leider ist die Ausrechnung falsch, und zwar paläographisch wie etymologisch, denn sie wird weder durch die alte Schriftform wenigstens von siao, noch durch die alte Lautform von lü bestätigt, welch letzteres vielmehr ursprünglich *klu oder *kru gesprochen worden ist; man erhielte also etwa sekl oder allenfalls sek, aber nimmermehr sel — wenn nämlich nicht überhaupt die Paläographie im Wege stände. Und daß dieses Wort nun eine Kontraktion, eine Vereinsilbigung wäre, dafür spricht nur das hoc volo des Urhebers dieser Akrostichontheorie, die die chinesische Wortschrift in eine Art Silbenschrift verwandeln möchte; denn wenn auch das Urchinesische freilich eine mehrsilbige Sprache gewesen sein wird, so hat sie doch einen völlig anderen Charakter gehabt als das Tungusische — nämlich nicht suffigierend, sondern wesentlich präfigierend —, und gerade das Wort für „Seide" ist, soviel die Indosinistik weiß, immer einsilbig gewesen. So wird man denn vorläufig doch wohl bei der alten Auffassung bleiben müssen, wonach jenes Schriftzeichen, der Repräsentant eines monosyllabischen Wortes, einfach das Bild zweier durch Schnüre verbundenen Seidenballen ist, zumal sie durch dessen alte Nebenformen mehr als hinreichend unterstützt wird.

Obschon sich nun Richthofens Theorie, wie ja nicht anders zu erwarten ist, so unsicherer Konstruktionen enthält und weniger durch die Masse als durch das Gewicht ihrer Gründe zu wirken sucht, so hat doch auch sie jetzt das Schicksal der anderen getroffen; denn gerade ihre beiden Grundpfeiler, schon lange erschüttert, sind in neuester Zeit vollends zu Fall gebracht worden: die Mondhäuserhypothese und der Einwanderungsbeweis nach einer altchinesischen Reichsgeographie. Wenn sie nämlich annimmt, daß die Urahnen der Chinesen, Babylonier und Indogermanen die Anfänge ihrer Kultur in benachbarten Stammsitzen — rechts und links vom Pamir — herausgebildet und in befruchtendem Austausch weiter entwickelt hätten, so stützt sie sich dabei hauptsächlich auf die Tatsache, daß die chinesische Astronomie von alters her mit der indischen und (als der angeblichen Erbin Babylons) der arabischen neben allerlei anderm auch die Kenntnis von 27 oder 28 sogenannten „Mondhäusern", d. h. Sternbilderstationen der Mondbahn, teilt, die ziemlich genau übereinstimmen; denn diese Übereinstimmung könne wegen der kleinen, aber sich bis zu völliger Verschiebung der Stationen summierenden Unregelmäßigkeiten dieser Bahn nur auf Beobachtungen an demselben oder an benachbarten Orten beruhen. Und gewissermaßen eine Bestätigung der so erschlossenen Urheimat, jedenfalls aber ein sehr bedeutsames Zeugnis für den Einzug des chinesischen Kulturvolkes aus dem Tarymbecken soll es alsdann sein, wenn das Yü-kung, eine Beschreibung Chinas vielleicht noch vom ausgehenden 3. Jahrtausend v. Chr. her, unter den neun wichtigsten Strömen des damaligen Reiches zwei unbedeutende Flüsse, „Schwarzwasser" und „Weichwasser" (Heh-shui und Joh-shui) nenne,

Digitized by Google



Der Pilger Hüan Tsang auf der Heimkehr aus Indien (645)

Gemälde des 13. Jahrhunderts. Original im Besitze des Herrn T. Hara zu Yokohama

[illegible] …ehen und um Jahrtausende späteren Quellen
[illegible] …Beweiskraft dar, weil es zum Gemeinbesitz
[illegible] …das ist wohl das allermeiste — es hat erst
[illegible] …macht werden müssen, ist also gezwungene
[illegible] …kraft und einwandfrei, daß sie mitunter der
[illegible] …vor allem mit Etymologien, die jeder Wahr-
[illegible] …ne babylonische Sprachverwirrung erzeugen —
[illegible] …ch das köstliche Gut der nüchternen Skepsis ein-
[illegible] …ses Urteil hier auch nur annähernd ausführlich
[illegible] …ein charakteristisches Beispiel für seine Beweis-
[illegible] …der Grundlagen seiner Theorie angehört; denn er
[illegible] …das Urchinesische eine der vielsilbigen, aggluti-
[illegible] …turanisches Idiom gewesen sei. So nimmt er
[illegible] …für sze „Seide" sei zusammengesetzt aus dem
[illegible] …dem [illegible] („Viereck") als oberem Bestandteil,
[illegible] …den Radikal i wiedergegeben solle; das ganze sei demnach
[illegible] …Rest eines vormals zweisilbigen Wortes dar. In der
[illegible] …haben wie die alten Lehnwörter daraus griechisch
[illegible] …vielleicht auch lateinisch seta mit ihren
[illegible] …Resultat ist also ungefähr richtig. Aber
[illegible] …wie etymologisch, denn sie wird
[illegible] …noch durch die alte Lautform von lü
[illegible] …gesprochen worden ist: man erhielte
[illegible] …sei — wenn nämlich nicht überhaupt die
[illegible] …nun eine Kontraktion, eine Vereinsilbigung
[illegible] …dieser Akrostichontheorie, die die chinesische
[illegible] …möchte; denn wenn auch das Urchinesische
[illegible] …wird, so hat sie doch einen völlig anderen
[illegible] …nicht suffigierend, sondern wesentlich präfi-
[illegible] …ist, soviel die Indochinistik weiß, immer ein-
[illegible] …doch wohl bei der alten Auffassung bleiben müssen,
[illegible] …eines monosyllabischen Wortes, einfach das Bild
[illegible] …ist, zumal sie durch dessen alte Nebenformen

[illegible] …Theorie, wie ja nicht anders zu erwarten ist, so unsicherer
[illegible] …durch die Masse als durch das Gewicht ihrer Gründe zu
[illegible] …das Schicksal der anderen getroffen; denn gerade ihre
[illegible] …erschüttert, sind in neuester Zeit vollends zu Fall gebracht
[illegible] …und der Sinnverwandtschaftsbeweis nach einer altchinesischen
[illegible] …nämlich annimmt, daß die Urahnen der Chinesen, Babylonier und
[illegible] …ihrer Kultur in [illegible] Stammsitzen — rechts und links vom
[illegible] …und in beständigem Austausch weiter entwickelt hätten, so stützt sie
[illegible] …auf die [illegible] chinesische Astronomie von alters her mit der
[illegible] …der arabischen neben allerlei anderm auch
[illegible] …„Mondhäusern", d. h. Sternbildstationen der
[illegible] …übereinstimmen; denn diese Übereinstimmung könne wegen
[illegible] …der Stationen summierenden Unregelmäßig-
[illegible] …an demselben oder an benachbarten Orten beruhen.
[illegible] …jenen Urheimat, jedenfalls aber ein sehr
[illegible] …des chinesischen Kulturkreises aus dem Tarymbecken soll
[illegible] …eine Reminiszenz an Chinas vielleicht noch vom ausgehenden
[illegible] …den [illegible] Strömen des damaligen Reiches
[illegible] …„Weißwasser" (Hei-shui und Pai-shui) nenne,

Der Pilger Hsüan Tsang auf der Heimkehr aus Indien (645)
Gemälde des 13. Jahrhunderts. Original im Besitze des Herrn T. Hara zu Yokohama

Digitized by Google



Der Pilger Hüan Tsang auf der Heimkehr aus Indien (645)
(Gemälde des 13. Jahrhunderts. Original im Besitze des Herrn T. Hara zu Yokohama)

Digitized by Google

[illegible] ... chen und um Jahrtausende späteren Quellen
[illegible] ... Beweiskraft dar, weil es zum Gemeinbesitz
[illegible] ... das ist wohl das allermeiste — es hat erst
[illegible] ... [illegible] werden müssen, ist also gezwungene
[illegible] ... [illegible] und einwandfrei, daß sie mitunter der
[illegible] ... vor allem mit Etymologien, die jeder Wahr-
[illegible] ... [illegible] Sprachvergleichung erzeugen —
[illegible] ... das köstliche Gut der nüchternen Skepsis ein-
[illegible] ... Urteil hier auch nur annähernd [illegible]
[illegible] ... [illegible] Beispiel für seine Beweis-
[illegible] ... [illegible] seiner Theorie an [illegible]; denn er
[illegible] ... das Urchinesische eine der [illegible],
[illegible] ... [illegible] gewesen sei. So nimmt er
[illegible] ... [illegible] „[illegible]" [illegible] zusammengesetzt aus dem
[illegible] ... („[illegible]") als oberem Bestandteil,
[illegible] ... [illegible]; das ganze sei demnach
[illegible] ... eines damals zweisilbigen Wortes [illegible]. In der
[illegible] ... wie die alten [illegible] [illegible]
[illegible] ... und vielleicht auch [illegible] mit ihren
[illegible] ... [illegible] richtig. Aber
[illegible] ... [illegible] etymologisch, denn sie wird
[illegible] ... noch durch die alte [illegible] von [illegible]
[illegible] ... [illegible] werden ist; man erhielte
[illegible] ... sei — wenn nämlich nicht überhaupt die
[illegible] ... Wort nur eine [illegible], eine Vereinfachung
[illegible] ... dieser [illegible] Theorie, die die chinesische
[illegible] ... denn wenn auch das Urchinesische
[illegible] ... so hat sie dem einen völlig anderen
[illegible] ... [illegible], sondern wesentlich präzis
[illegible] ... [illegible] weiß, immer ein-
[illegible] ... bei der alten Auffassung bleiben müssen,
[illegible] ... [illegible] Wortes, einfach das Bild
[illegible] ... zumal sie durch dessen alte Nebenformen

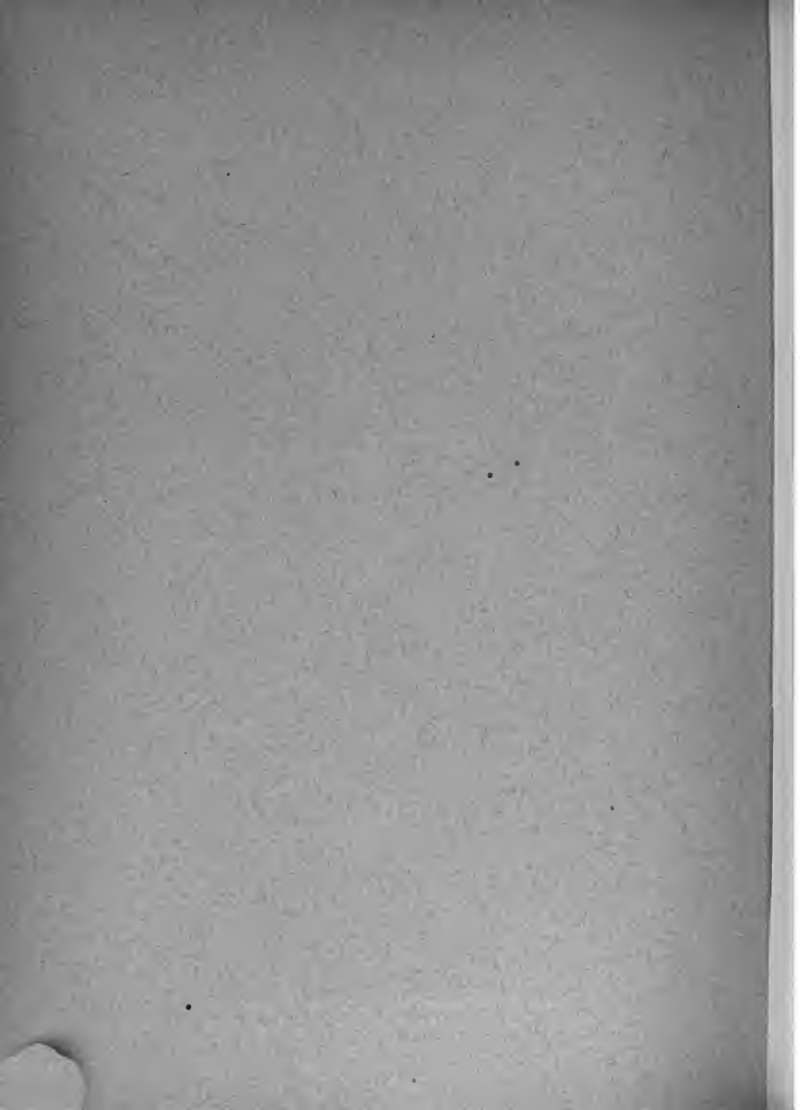
[illegible] ... nicht anders zu erwarten ist, so unsicherer
[illegible] ... [illegible] als durch das Gewicht ihrer Gründe zu
[illegible] ... der [illegible] getroffen; denn gerade ihre
[illegible] ... sind in neuester Zeit vollends zu Fall gebracht
[illegible] ... der [illegible] nach einer altchinesischen
[illegible] ... [illegible], daß die Urahnen der Chinesen, Babylonier und
[illegible] ... in [illegible] — rechts und links vom
[illegible] ... [illegible] entwickelt hatten, so stützt sie
[illegible] ... [illegible], daß die chinesische Astronomie von alters her mit der
[illegible] ... der [illegible] neben allerlei anderm auch
[illegible] ... [illegible] „[illegible]", d. h. Sternwartenstationen der
[illegible] ... genau übereinstimmen, denn diese Übereinstimmung könne wegen
[illegible] ... der Stationen summierenden Unregelmäßig-
[illegible] ... auf [illegible] an denselben oder an benachbarten Orten beruhen.
[illegible] ... der [illegible] Urheimat, jedenfalls aber ein sehr
[illegible] ... des chinesischen Kulturvolkes aus dem [illegible] soll
[illegible] ... [illegible] Chinas vielleicht noch vom ausgehenden
[illegible] ... den neun [illegible] Strömen des damaligen Reiches
[illegible] ... „[illegible]" und „[illegible]" ([illegible] und [illegible]) nenne,



Der Pilger Hüan Tsang auf der Heimkehr aus Indien (645)

Gemälde des 13. Jahrhunderts. Original im Besitze des Herrn T. Hara zu Yokohama

Digitized by Google



die weit außerhalb der spätern Landesgrenzen in der Gegend der Yü-men-Passage zu suchen sind, weil diese vornehme Stellung ihr Gebiet offenbar doch als den ersten Ruhepunkt auf der Wanderung, als das älteste eigentliche China erkennen lasse; und wie ihm dies Buch besonders mit seinen statistischen Angaben über Feldqualität und Steuerertrag der neun Provinzen überhaupt die langsam westöstlich vordringende Kolonisation jener Eindringlinge zu erweisen scheint, so hat es auch ausschlaggebend zu dem weiteren Schlusse beigetragen, daß das heutige Shensi die Wiege der Autochthonen Chinas und einer gewissen primitiven Kultur wie vor allem — als die zweite und Hauptstation der Zivilisatoren — der eigentliche Entwicklungsboden, das Warmbett auch der neuen gewesen sein müsse.

Allein so bestechend sich nun jenes erste Argument wenigstens für den Nichtastronomen auch anhören mag: die eingehende Kritik, der neuerdings Leopold de Saussure in einem Zyklus höchst lehrreicher und viele neue und überraschende Perspektiven eröffnender Aufsätze die ganze, zu einer förmlichen Literatur angeschwollene Kontroverse über die Mondhäuserfrage unterzogen hat — denn sie ist schon vor Richthofen oft und mannigfaltig behandelt worden — diese Kritik ist zu dem gegenteiligen und, wie mir scheinen will, unanfechtbaren Ergebnis gekommen, daß die chinesische Astronomie auf der einen, die chaldäische und indische auf der anderen Seite im wahrsten Sinne toto coelo verschieden sind. Denn wenn ich ihn recht verstehe, geht die erstere nicht von der Ekliptik und Jahresberechnung, wie diese beiden, sondern vom Äquator und der Tages- resp. Stundenberechnung aus; auch hat sie nicht den Horizont zur Grundlage, sondern den Meridian, der als Vertikale des Polarsterns aufgefaßt wurde, und dieser (der Polarstern), nicht der Mond, ist ihr Ausgangs- und Angelpunkt: die chinesischen „Mondhäuser" sind die zirkumpolaren Sternbilder, aus deren Stellung zu Sonne und Pol man mit Hilfe der Wasseruhr die Stunden berechnet hat. Auch Saussure nimmt allerdings ein Austauschverhältnis zwischen chinesischer und indischer Himmelskunde an, aber dergestalt, daß die Chinesen, und zwar schon zu Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. etwa, die Geber und Lehrer gewesen seien.

Die Ablehnung des anderen Fundamentalgrundes hat ein Altmeister unseres Faches, Eduard Chavannes — ein entschiedener Gegner auch der Lacouperieschen Phantasien — übernommen, indem er aus der unbestimmten und unzutreffenden Art, wie jene beiden Gewässer beschrieben werden, kurz und bündig den zwingenden Schluß gezogen hat, daß sie die Chinesen dieser alten Zeit unbedingt nur vom Hörensagen gekannt haben können. Und in der Tat ist ihnen wenigstens das Joh-shui wohl dazumal schon geradezu ein Sagenfluß gewesen, da die später fixierte Fabel von der Weichheit seines Wassers, die selbst eine Feder auf den Grund sinken lasse, durch den alten Namen bestätigt wird — eine Fabel übrigens, die eine merkwürdige Parallele in der altindischen „Kosmographey" besitzt, wonach, wie schon Ktesias berichtet, der Grenzfluß der Hyperboräer, der Silas (Çila, Çaila, „steinern"), alles in Stein verwandelte, h. h. niedersinken machte, was man hineinwarf. Wenn es indessen bloß eine persönliche und vorläufig noch dazu sehr gewagte Vermutung meinerseits ist, daß beide Gewässer womöglich identisch seien und selbst der indische Name noch eine Erinnerung an das Land der Seide (ser, sir) enthalten könne, dessen volksetymologischer Deutung dann diese Variation der Sage entsprang, so wird man doch vielleicht annehmen dürfen, daß wie der Silas den Indern, so für die Chinesen das Joh-shui nicht so sehr die Grenze des Reiches als der bekannten Welt gewesen sei — und zwar mit um so größerem Rechte, als es diese Eigenschaft noch tief in die historische Zeit hinein bewahrt hat und deshalb mit der fortschreitenden Kenntnis des Westens immer weiter dorthin und endlich gar bis über Syrien hinaus verschoben worden ist. Stellt sich ja doch bei genauer und unbefangener Prüfung m. E. überhaupt heraus, daß das ganze Yü-kung (die politische Utopie seines dritten Teiles natürlich abgerechnet) durchaus nicht die politisch-administrative Beschreibung des damaligen Staates ist, für die man es zu nehmen pflegt, sondern daß seine „Provinzen", die meist weit über die Verwaltungsgrenzen hinausgreifen, viel eher Handels- und Verkehrsprovinzen, Bezirke also nicht der chinesischen Macht-, sondern der Einflußsphäre sind und das Ganze somit — wie übrigens auch der Text zweimal ausdrücklich zu verstehen gibt — kurz gesagt eine Darstellung des altchinesischen Weltbildes, eine älteste Weltbeschreibung bedeutet; Welt und Reich sind ja in China (und nicht in China allein) auch später noch identische Begriffe gewesen.

Aber mag dies einstweilen auch in der Schwebe bleiben, in einem Punkte hat Richthofen das Werk direkt und in geradezu unbegreiflicher Weise mißverstanden: nämlich bei seiner oben bezeichneten Folgerung aus der Abgabenstatistik. Denn diese ergibt in konträrem Gegensatze zu seiner Auffassung, daß eben jenes angeblich von Urzeiten her so blühende und dicht bevölkerte Shensi, das ihm darum als das älteste Zentrum erscheint, damals schwach angebaut, also dünn besiedelt und somit wohl chinesisches Neuland gewesen ist. Oder läßt es sich anders erklären, wenn sein Ackerland nach dem Yü-kung der höchsten, sein Steuerertrag dagegen der sechsten von neun, also der viertuntersten Klasse angehört, während dies Verhältnis bei der Mehrzahl der östlichen Provinzen viel günstiger und bei dem benachbarten Shansi fast genau umgekehrt ist? Die Kolonisation hätte demnach gerade den entgegengesetzten Weg genommen, als den er meint, und von einem uralten Kulturzentrum hier kann nicht die Rede sein. Dafür spricht denn in der Tat noch mancher andere Grund und nicht zuletzt auch die alteinheimische Tradition, die nicht auf Shensi, sondern vielmehr — und meines Wissens einstimmig — auf die Gegenden östlich des Huang-ho-Knies, die heutigen Provinzen Shansi und Honan, als den ältesten Mittelpunkt hinweist.

Die sonstigen Gründe Richthofens für seine These zu beleuchten, erübrigt sich hiernach; sie erweisen sich auch ohne weiteres als hinfällig, und bei dem einzigen, scheinbar etwas stichhaltigeren davon, daß die chinesische Überlieferung den Anfang der eigentlichen Zivilisation mit einem wahren Wolkenbruch von Neuerungen der einen Mythengestalt des Huang-ti zuschreibe, der also wohl die Verkörperung des eingewanderten Kulturvolkes sei, ist er das Opfer der synkretistischen Geschichtsklitterung noch dazu sehr später Zeit geworden, die auf ein Haupt alle die Ruhmeskränze gehäuft hat, welche die ältere unter eine ganze Schar von Heroen verteilt.

So lassen sich also die Beweise für die Einwanderungshypothese Stück für Stück entkräften und zerpflücken, läßt sich ein jedes ihrer Gebäude, auf welchem Fundament es auch errichtet sei, so gründlich zerwerfen, daß nicht ein Stein auf dem andern bleibt — es sind eben Luftsteine, wie solide sie aussehen mögen. Aber damit nicht genug; wir können diesem negativen Beweis wohl auch noch etwas von einem positiven, den Gegengründen wider die Behauptung auch Gründe für die Gegenbehauptung beigesellen. Und zwar zunächst in dem Ergebnis der Indosinistik. Denn wenn sie (wie schon im ersten Kapitel angedeutet) auf Grund der wirklich oft verblüffend innigen lexikalischen und syntaktischen Verwandtschaft ihrer Sprachen die Chinesen mit den notorischen Autochthonen des Südens, den Miao-tze, mit Tibetern, Birmanen und Tai-Stämmen, kurz dem ganzen Völkergewimmel, das China, Tibet und halb Hinterindien in geschlossener Masse füllt, zu einer großen Familie vereinigt hat, so folgt daraus klipp und klar die Alternative: sind die Kulturträger Chinas eingewandert, so hat entweder die kulturstärkere Rasse die Sprache der kulturschwächeren Eingeborenen angenommen, oder diese sind gleichfalls eingewandert. Ergibt das letztere aber den vollkommenen Widersinn, daß dann die eingeführte Kultur nicht besser als eine halbe Barbarei gewesen wäre, so ist das erste gegen jede Wahrscheinlichkeit, ja vielleicht ohne Analogie; denn die Sprache wird in solchen Fällen — man denke nur an die Romanisierung Westeuropas — gewöhnlich nicht von der plump numerischen Majorität, sondern von den Trägern der höheren Kultur gegeben; es ist eine Kraftprobe, worin der Intellekt zu siegen pflegt. Allerdings hat der unermüdliche Lacouperie, dem dieser Einwand wohl beschwerlich genug gewesen sein mag, einen Mittelweg zu finden versucht; aber dieser Versuch ist so aprioristisch-methodelos, so wild und ungeheuerlich ausgefallen, daß sich dem Linguisten die Haare sträuben möchten.

Weitaus der stärkste, vielleicht ein unwiderleglicher Gegenbeweis gegen einen wie auch immer erfolgten und gearteten Kulturimport ist aber der Werdegang der chinesischen Gesittung selber, wie er sich m. E. dem vorurteilslosen Studium enthüllen muß. Denn dank der ununterbrochenen Entwicklung von Adams Zeiten her und dank vor allem der beispiellosen Zähigkeit aller Anschauungen und Bräuche wie der Güte und Offenherzigkeit einer wohl einzig dastehenden Tradition, die gerade hierin fast lückenlos bis in die dämmernden Tiefen menschlicher Urzustände hinunterreicht, weil Brauch und Religion in China immer gleichbedeutend waren — dank alledem sind wir imstande, meine ich, vielleicht die Mehrzahl ihrer Hauptcharakterzüge — und darunter gerade auch die Schrift, jenen stärksten Pfeiler der meisten

Digitized by Google

Wandertheorien! — Schritt vor Schritt die Entwicklungsstufen hinab bis in jene Urzeit zurückzuverfolgen, wo sie aus den natürlichen Lebensbedingungen eines primitiven Volkes herausgewachsen sind; vermögen wir positiv zu zeigen, daß und wie sich die ganze Kultur langsam und stetig aufwärtsklimmend aus barbarischer Roheit zu einer der höchsten der Erde emporgebildet hat — ohne erkennbare Hilfe von außen und sicherlich ohne plötzliche Überschüttung mit Gütern der Fremde in alter Zeit: ein Landeskind und bodenständig bis ins Mark. „Die Vergangenheit ist der Spiegel der Zukunft", sagt ein altchinesisches Wort: gerade hier im Lande des Trägheitsgesetzes, der konservativen Beharrung, lehrt die Urzeit die Gegenwart verstehen, und darum gebührt ihr ein ganz hervorragender Platz in dieser Schilderung. Aber indem ich nun daran gehe, sie darzustellen, muß ich freilich im voraus um Nachsicht bitten: noch sind es nur disjecti membra poetae, was ich bieten kann; denn es ist ein allererster Versuch und schon deshalb unvollkommen. Aber immerhin mag er schon zeigen, daß auch der Chinese von sich sagen darf: Humani nil a me alienum puto.

節彼南山維石巖巖赫赫師尹民具爾瞻憂心如惔
不敢戲談國既卒斬何用不監節彼南山有實其猗
赫赫師尹不平謂何天方薦瘥喪亂弘多民言無嘉
憯莫懲嗟尹氏大師維周之氐秉國之均四方是維
天子是毗俾民不迷不弔昊天不宜空我師弗躬弗
親庶民弗信弗問弗仕勿罔君子式夷式已無小人
殆瑣瑣姻亞則無膴仕昊天不傭降此鞠訩昊天不
惠降此大戾君子如屆俾民心闋君子如夷惡怒是
違不弔昊天亂靡有定式月斯生俾民不寧憂心如
酲誰秉國成不自爲政卒勞百姓駕彼四牡四牡項

Eine Seite des Schi-king. Druckwerk der Sung- oder spätestens der Yüan-Periode. Original im Besitze des Verfassers.

„Im höchsten Altertum kannte das Volk nur seine Mutter, nicht seinen Vater. Verwandtschaftsgrade und ehrbare Trennung der Geschlechter waren so unbekannt wie Fürsten und Herren; man hauste mit den Tieren zusammen, ja die Menschen bildeten eine Familie mit der ganzen Kreatur. Häuser gab es nicht; im Winter lebte man in Höhlen, die man sich gegraben, im Sommer auf Baumnestern, die man sich geflochten hatte. Unbekannt war noch die Macht des Feuers: man aß die Früchte von Pflanze und Baum und das Fleisch der Vögel und Vierfüßler, schlürfte ihr Blut und verschlang die Haare mit; unbekannt war auch der Verbrauch von Flachs und Seide: Federn und Felle gaben die Kleidung ab." So zeichnet die alte Tradition den groben Umriß des Bildes, das sie von der chinesischen Urgesellschaft in sich trägt; denn obschon ich dabei vorzüglich dem unschätzbaren Ritualbuche Li-ki das Wort gelassen habe, so sind doch diese Gedanken wohl Gemeingut auch der (nicht konfuzianischen) Philosophie vom 4. Jahrhundert v. Chr. an, die als getreue Vermittlerin ältester Volkstradition ein so reicher Quell für die Kunde der Urzeit ist, und gerade sie hat den hochwichtigen Eingangssatz zu diesem Mosaik beigesteuert.

Digitized by Google



Die Fürstentochter von Sung, Kien-tih, findet das Schwalbenei. Holzschnitt aus dem Buch berühmter Frauen (Lieh-nü-chuan).

Man braucht ja nun gerade kein eingefleischter Skeptiker zu sein, um auf den Gedanken zu kommen, diese drastische Schilderung halbnackter Wildenrotten sei ein Ergebnis grübelnder Spekulation, eine Abstraktion aus der Beobachtung des Tierlebens oder vielleicht auch halbwilder Nachbarstämme. In der Tat vergleicht auch einer oder der andere meiner Gewährsmänner die Lebensführung der ältesten Ahnen direkt mit der tierischen. Und gerade der taoistischen Philosophie wäre es zuzutrauen, daß sie auf diese Art ein utopistisches Tendenzgemälde zurecht gemacht hätte, weil sie alles Heil nur in der Rückkehr zu den ureinfachsten Verhältnissen, zum Naturzustande findet. Aber alles das wird durch die simple Tatsache widerlegt, daß diese allgemeinen wie nicht minder die je an ihrem Orte anzuführenden spezielleren Angaben, und zwar gerade diejenigen davon, die man am ehesten für solche Abstraktionen halten sollte, nahezu Punkt für Punkt entweder durch uralte Sagen, bei denen allein die Aufzeichnung schon um Jahrhunderte vor der Niederschrift jener Überlieferung liegt, oder durch tatsächliche Bräuche, wie sie schon in den alten Ritualbüchern bezeugt und zum Teil noch heutigen Tages geübt werden, und schließlich auch von der Schrift bestätigt werden, so daß also die wertvollsten unserer Hilfsmittel für diese Untersuchung hier übereinstimmen.

Das gilt in erster Linie — und damit komme ich denn zum ersten Stücke der Darstellung: zur urchinesischen Gesellschaft — von dem Zustand des Mutterrechts, der ja mit jenem Eingangssatze unverkennbar gezeichnet werden soll. Denn wenn es dessen typisches Merkmal ist, daß „die Verwandtschaft und der Erbgang der Kinder nicht, wie sonst durch den Vater, sondern durch die Mutter bestimmt wird“ (O. Schrader), so brauchen wir uns nur die ältesten Stammsagen anzusehen, um es ganz oder teilweise alsbald darin wiederzufinden — ein Zeugnis zugleich für deren Echtheit und hohes Alter und eine Crux der chinesischen Erklärer, die bloß mit patriarchalischen Verhältnissen zu rechnen wußten. Ihnen allen nämlich ist es zunächst gemeinsam, daß sie nur eine Stammutter kennen, während ein menschlicher Stammvater fehlt. So heißt es in der frühest überlieferten von ihnen, einer Ode des Shi-king aus dem 14. Jahrhundert v. Chr., von dem Ursprung des Königshauses der Shang:

„Der Himmel hieß den dunkeln Vogel:
Fleuch nieder und erzeuge Shang!“

und ihre ausführlichere Fassung (vom 4. vorchristlichen Jahrhundert) berichtet, daß die älteste Tochter des Fürstenhauses Sung das Ei einer vorüberfliegenden Schwalbe verschlungen und daraufhin einen Sohn geboren habe, der den Familiennamen Tze, „Sohn“, empfing und als der „dunkle König“ der Gründer der Shang-Dynastie wurde. Sie hat ihr genaues Gegenstück in derjenigen der Fürsten von Ts'in, deren Clan höchstwahrscheinlich dereinst in derselben Gegend, (dem östlichen Mittelchina) ureingesessen war, und diese ist insofern fast noch interessanter, als sie auch durch den Sippennamen Ying bekräftigt wird, der einen Vogel und vielleicht sogar, in mundartlicher Nebenform, die Schwalbe (yen) selbst bezeichnet; ja einer der ältesten Ahnen soll noch „die Gestalt eines Vogels, aber menschliche Stimme“ besessen haben.

Digitized by Google



Kiang Yüan und ihr Sohn Hou-tsih. Holzschnitt aus dem Buch berühmter Frauen (Lich-nü-chuan).

Wie hier ein Tierweibchen neben menschlicher Ahnfrau den Stammbaum eröffnet, so in der altbeglaubigten Sage der Chou (die wohl hier stehen darf, weil sich dies Königsgeschlecht, und vielleicht mit allem Fuge, chinesischer Abkunft rühmte) sogar eine göttliche Fußspur:

„Der Ursprung des Geschlechtes war
Von Kiang Yüan, die es gebar.
Und wie gebar sie dies Geschlecht?
Sie brachte Opfer, bracht Weih'n,
Daß sie nicht kindlos möge sein;
Trat in des Herren (Gottes) Fußspur schaudernd ein,
Wo's weit war, wo sie stand allein.
Und nun empfing sie, schloß sich ein,
Und nun gebar, nun säugte sie,
Und dieses eben war Hou-tsih —

der älteste Stammvater des Hauses, bei dessen Verehrung diese Ode des Shi-king gesungen ward, die ich wieder nach Viktor von Strauß' meisterlicher Übersetzung zitiere.

Dem reiht sich ferner die Pflanzenwelt an; denn die merkwürdige Geburtssage des berühmten I-yin (18. Jahrhundert v. Chr.), die mit ihrem Anfang — der Flucht seiner Mutter vor einer Überschwemmung und ihrer Verwandlung wegen Zurückschauens — an die von Lots Weib und mit ihrem Schlusse — der Auffindung des Neugeborenen durch eine Königstochter und seine Erziehung am Hof ihres Vaters — an die Mosessage anklingt, sie läßt diese Mutter zu einem hohlen Maulbeerbaum und ihn so zur Welt gebracht werden, indes der Vater wieder unbekannt ist. Und so geht es weiter mit wenig veränderten Motiven: fast alle Heroen der Überlieferung werden von einer Mutter hergeleitet, der Vater jedoch ist bald ein Drache, bald ein Stein, eine Perle, ein Sternbild oder endlich ein Riese oder Gott, aber niemals ein Mensch gleich ihr, und das haftet so fest in der chinesischen Phantasie, daß es noch auf historische Persönlichkeiten, wie den Begründer der Han-Dynastie, übertragen worden ist.

Freilich möchten die chinesischen Historiker eine so unbequeme Tatsache dadurch weginterpretieren, daß sie alle diese Ahnmütter frischweg zu Nebenfrauen irgend eines mythischen Kaisers machen; aber ihre späten, sich widersprechenden und schließlich doch den Kern, die übernatürliche Empfängnis, nicht aus dem Wege schaffenden Versuche sind allzu deutlich sekundäre Konstruktionen, als daß sie den mutterrechtlichen Charakter jener Sagen verdächtigen könnten. Und er wird überdies noch durch das gewichtige Moment bekräftigt, daß uns auch die alten Clan-Namen, wie es Chavannes formuliert, „in eine entlegene Epoche zurückzutragen scheinen, wo die Abkunft von der Mutter das Grundprinzip der Familie war". In der Tat weist darauf nicht bloß ihre Entwicklung hin, sondern nicht zuletzt auch die alte Schrift, indem sie das Zeichen dafür aus „Weib" und „gebären, erzeugen" zusammensetzt, so daß also dessen Symbolismus den Clan als das „vom Weib Erzeugte" definieren würde. Ganz entsprechend hat sie denn auch die acht Clan-Namen „des höchsten Altertums" ohne Ausnahme mit dem Bilde für Weib als sinnangebendem Element versehen, gewissermaßen ins Femininum gesetzt, und einer davon ist dies sogar der Bedeutung nach, nämlich Sze (der Name der Hia-Dynastie), der „älteste Tochter, Schwester, Schwägerin" heißt. Doch auch das abweichende Tze, „Sohn", der Shang soll offenbar doch das Verhältnis zur Mutter betonen.

Digitized by Google

Ja vielleicht sogar den mutterrechtlichen Erbgang; denn sein erster Träger ist nach der Stammsage zugleich auch der Erbe des mütterlichen Reiches gewesen. Wenigstens scheinen mir die Worte des Shi-king:

> Da wurde Sung ein großes Land;
> Der Herr erhob den Sohn,
> Und Shang entstand.

keine andere Deutung zuzulassen: das Reich der Mutter, Sung (dessen Schriftzeichen übrigens auch nicht zufällig ganz die Form jener ältesten Clan-Namen hat), wurde groß und mächtig, und dadurch, d. h. als sein Inhaber, konnte ihr Sohn der Ahnherr eines Königshauses werden. Sollte jedoch hier noch ein Zweifel möglich sein, so redet die Chou-Sage dafür um so deutlicher; denn wenn das Shi-king nur ganz kurz berichtet, daß Hou-tsih ob seiner Verdienste um den Ackerbau „das Haus (d. h. den Staat) T'ai" erhalten habe, so fügt die alte Tradition erläuternd zu, das sei das Land seiner Mutter gewesen. Und daß sie damit wirklich uralte und echte Erinnerung gibt, unterliegt keinem Zweifel; läuft sie doch allen chinesischen Anschauungen schnurstracks zuwider und hat darum den Erklärern Kopfzerbrechen genug gemacht. Außerdem läßt sich m. E. noch eine anderweitige Bestätigung dafür beibringen, doch nötigt der Raum sie ebenso beiseite zu lassen wie einiges weitere Material, das ich noch vorzulegen hätte.

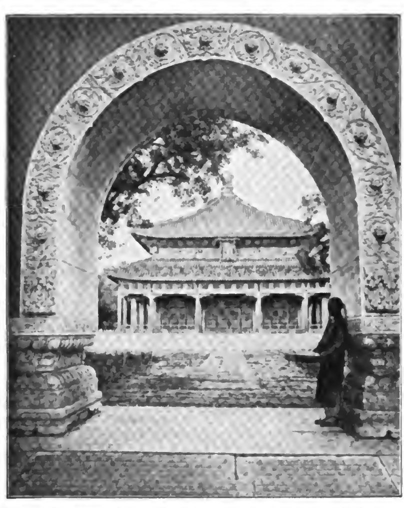
Indessen bedarf es dessen auch nicht: das Angeführte genügt, wie mir scheint, um das Bestehen des Mutterrechts im ältesten China außer Frage zu stellen. Aber der mutterrechtliche Zustand ist ja überdies nicht bloß ein leerer Begriff, er ist ein System, ein lebensvolles Gebilde, das überallhin seine Zweige gestreckt hat: Wirtschaft und Religion, Sitte, Brauch und Recht haben mehr oder weniger unter seinem Zeichen gestanden — Beweis dessen schon der Erbgang von Mutterseite her. Und so sehen wir denn in der Tat, daß die Mehrzahl der Erscheinungen, die sich anderswo bei mutterrechtlich lebenden Völkern im Gefolge dieser Gesellschaftsordnung, als ihre Begleiterscheinungen finden, auch in dem urzeitlichen China deutlich oder in Spuren vorhanden sind, ja einer ganz eingehenden Untersuchung mag es vielleicht glücken, sie sämtlich nachzuweisen. Müssen diese nun aber je an ihrem Orte behandelt werden, so darf ich vorgreifend doch jetzt schon auf eine davon aufmerksam machen, weil sie überall der unzertrennliche Gefährte des Mutterrechts zu sein scheint: auf den Totemismus. Denn nichts anderes als Totemgestalten sind ja die Vertreter der Tier- und Pflanzenwelt, der organischen und anorganischen Schöpfung, die alle jene Sagen der Mutter beigesellen, und es wird sich späterhin noch einiges Weitere finden, was in diese Kategorie gehört. So ist also auch für China die mutterrechtlich-totemistische Gesellschaftsordnung als Jugendstufe der Entwicklung festzustellen.

Und darin stimmen die Urchinesen denn völlig mit den übrigen Autochthonen überein, auf die schon deshalb ein rascher Blick zu werfen ist, weil doch auch der Süden, soweit es wenigstens möglich ist, von Anfang an berücksichtigt werden muß. Sind schon einige der in Bausch und Bogen abgetanen Muttersagen vermutlich als Eigentum ursprünglich nichtchinesischer, wenn auch verwandter Stämme anzusprechen, die nachher in das chinesische Pantheon aufgenommen wurden, so gehen wir hier ganz sicher; denn es liegen ziemlich frühzeitige Nachrichten der chinesischen Historiker darüber vor. Demnach führen die Miao-tze ihren Ursprung auf eine (angeblich chinesische) Kaisertochter und den Hund P'an-hu zurück; er trug sie auf dem Rücken nach Südchina, wo man lange noch seine Höhle mit seinen Fußstapfen zeigte, und ihre Nachkommen haben bis in späte Zeit die Sitte bewahrt, die Braut auf dem Rücken heim und einen Hundeschweif am Kleide zu tragen. Ein anderer Stamm, die Ye-lang im Südwesten, wollen dagegen von einem Drachen und einer Jungfrau abstammen, und dasselbe erzählt die „Geschichte der späteren Han" von einem Zweige der T'ai-Familie, den Ngai-lao, nur daß sich der Drache anfänglich in einen Baumstamm verwandelt hatte; wieder bei einem anderen in Szech'uan ist der Ahnherr ein Pferd oder, wie bei den Lolo ein Bambus. Doch es ist unnötig, weiter ins einzelne zu gehn; man darf behaupten, daß in allen diesen Berichten wenn nicht zugleich ein totemistischer, so doch wenigstens ein mutterrechtlicher Zug unverkennbar ist, und wenn es bloß heißt, die von den Yen-mang in Yünnan, daß „die Frau und der Clan der Mutter hochgehalten werden". In üppigster Entfaltung tritt aber das Mutterrecht bei den Tibetern auf; denn hier, wo

Digitized by Google

übrigens dem genannten Werke nach der Clan-Namen der Mutter mit dem Rufnamen des Vaters zur Bezeichnung der Kinder diente, hat es sich sogar zum eigentlichen Matriarchat, zur Mutterherrschaft verdichtet: zum mindesten in der T'ang-Periode (7. bis 10. Jahrhundert n. Chr.) ist Tibet von Frauen regiert worden — wie das bei einigen Tibeterresten in Szech'uan denn noch heute der Fall sein soll —, und sicherlich muß auch schon eines der „Weiberreiche" des alten Shan-hai-king (ca. 4. Jahrhundert v. Chr.) auf dieses Land bezogen werden. Nicht unbedeutende Überbleibsel des Mutterrechtes dauern hier ja noch jetzt.

Aber auch die unverwandten Nachbarvölker haben in ähnlichen Verhältnissen gelebt. So führt, um nur ein paar Beispiele zu geben, die (ganz echte?) Stammsage der Mandschu nach berühmten Mustern auf die Schwalbe, die der T'u-k'üeh (eigentlichen Türken) ähnlich der römischen auf einen Wolf zurück; und wenn von dem alten Turkstamm der Yüeh-chi (Geten) berichtet wird, daß sie der Mutter und ihrem Clan die obersten Stellen eingeräumt hätten, so ist mutterrechtlicher Brauch auch bei ihren Vettern und Feinden, der Geißel Chinas wie Europas: den Hiung-nu (Hunnen) so lebendig gewesen, daß noch die Nachkommen ihres mächtigen Fürsten Mao-tun, des Vorfahren Attilas nach Hirths ansprechender Vermutung, und einer Tochter Kaiser Kao-tsu's (202—194 v. Chr.) „nach hunnischer Sitte" der letzteren Familiennamen Liu annahmen; dem Shising-pu zufolge besteht dieser irreguläre Seitenzweig des großen Kaiserhauses noch in Honan. Damit ergibt sich denn die freilich an sich nicht weiter beweiskräftige Tatsache, daß die ältesten Chinesen in dieser Hinsicht nichts vor ihren Stammverwandten noch vor ihrer sonstigen Umgebung voraus gehabt haben.



Das Pi-yung-kung (Die Halle der Klassiker) in Peking.
Nach J. Thomson „Illustrations of China and its people", London 1874.

Bevor wir aber weitergehen, müssen wir einen Schritt zurücktun — wenn nämlich Karl Schurtz, der leider so früh Geschiedene, mit seiner Ansicht recht hat, daß die mutterrechtliche Ordnung erst eine Reaktion gegen jene noch ältere Einrichtung sei, die entdeckt zu haben eines seiner größten Verdienste ist: gegen die Männerbünde, d. h. die Vereinigung aller männlichen Individuen einer Horde zu einer nach Altersklassen gegliederten Organisation. Ich bin nicht Ethnologe genug, um mir über diesen prinzipiellen Teil der Frage ein Urteil zu erlauben und begnüge mich drum damit, einfach das Material vorzulegen, das mir für das Bestehen dieser urzeitlichen Krieger-, Gesellen- und Jünglingsvereine auch in China zu sprechen scheint. — Wer

Digitized by Google

Peking durchwandert hat, der wird sich gewiß und mit wehmütiger Freude des Hofes der alten Universität, des Kuoh-tze-miao oder „Tempels der Söhne des Reiches" als eines der stimmungsvollsten Bilder dieser wahrlich damit nicht kargenden Stadt erinnern: inmitten eines weiten Vierecks nun lange verödeter Studentenzellen, vor denen in Stein gehauen die Werke der Klassiker Wache halten, erhebt sich auf marmorner Plattform, umzirkt von dem dunklen, grünübersponnenen Wasser eines breiten Grabens, der feierliche Ernst einer hölzernen Halle: das Pi-yung-kung, wo einst der Kaiser selbst die Klassiker auszulegen und die Schüler zu bestrafen pflegte. Seltsam! Der Sitz der Musen, der Tempel der Wissenschaft wie eine Festung bewehrt, eine Zitadelle und Wasserburg? Und in der Tat hat es in grauen Tagen — denn die Schauer der Vorzeit umschweben den Bau, obwohl er nicht zwei Jahrhunderte zählt: ist er doch der jüngste Sproß einer Ahnenreihe, die schon seit nahezu drei Jahrtausenden in der Literatur genannt wird — in der Tat hat es dazumal auch weit anderen Zwecken noch, ja vorzugsweise kriegerischen gedient. Denn nach dem Ausweis des Shi-king, den u. a. namentlich die Ritualbücher stützen und ergänzen, ist das Pi-yung-kung gleich seinen wenig verschiedenen Brüdern in den Vasallenstaaten einstmals der Ort gewesen, wo die Kriegspläne geschmiedet und nach beendetem Kampf die Ohren der Erschlagenen als Siegeszeichen niedergelegt und so den Ahnen dargebracht wurden, denen dabei wie auch sonst hier Opfer brannten; hier saß der Fürst im Kreis seiner Räte über die Kriegsgefangenen zu Gericht und empfing die Huldigungsboten besiegter Stämme, hier wurden wie der Opferreis so auch die Waffen (Bogen) aufbewahrt und hier denn auch das feierliche Bogenschießen abgehalten, dessen Ausgang jedem seinen Rang anwies und den glücklichen Schützen zum Opfergenossen des Königs, ja zur Fürstenwürde erhob. Doch weiter fanden hier auch — im Anschluß an diese Schützenfeste oder an einen Kriegszug und bei anderen Gelegenheiten — die großen allgemeinen Schmäuse und Trinkgelage statt, bei denen zugleich die Seelen der Ahnen gespeist und durch Musik, Gesang und Tänze, die mimische Darstellung bald ihrer eigenen Taten, bald auch des jüngst durchfochtenen Kampfes, u. dgl. erheitert wurden, und bei denen der König selber, die Krone auf dem Haupt und den Schild am Arme, den Wirt zu machen hatte, um so die „brüderlichen Pflichten zu lehren". Aber sie sollten zugleich auch den „Unterschied zwischen Älteren und Jüngeren verdeutlichen", deshalb wurden die Alten, die Greise dabei besonders geehrt und je nach ihrem Jahrgang, also nach Altersklassen bedient, und sie mußten dafür ihr weises Wort zu den beratenden und belehrenden Gesprächen geben, die ein weiteres Merkmal dieser Feste bildeten. Und wie dies vielseitige Haus in seinen verschiedenen Stufen — im Dorf, im Gau, in der Hauptstadt — auch sonst noch solchen Beratungen Unterkunft bot, so war es endlich der Mittelpunkt auch für die Erziehung der männlichen Jugend. Hier wurde sie, anscheinend in konviktartigem Zusammenleben, bis zu den Knaben der edelsten Geschlechter, den „Söhnen des Reiches" hinauf in der Führung der Waffen, in Musik und Tanz usw. und in dem ganzen Wissen ihrer Zeit unterrichtet, bis dann im Laufe der Entwicklung, deren Charakter so klar in dem Bedeutungsübergang des Wortes shi vom „Krieger" zum „Gelehrten" ausgesprochen ist, schließlich das letztere, das friedliche Element, vollständig die Oberhand gewann und das literarische Examen und die Aufnahme unter die Gebildeten an die Stelle der alten Schützenprobe trat, die sich vielleicht als ein Rest der Wehrhaftmachung und der Aufnahme in die Reihe der Krieger ansehen läßt.

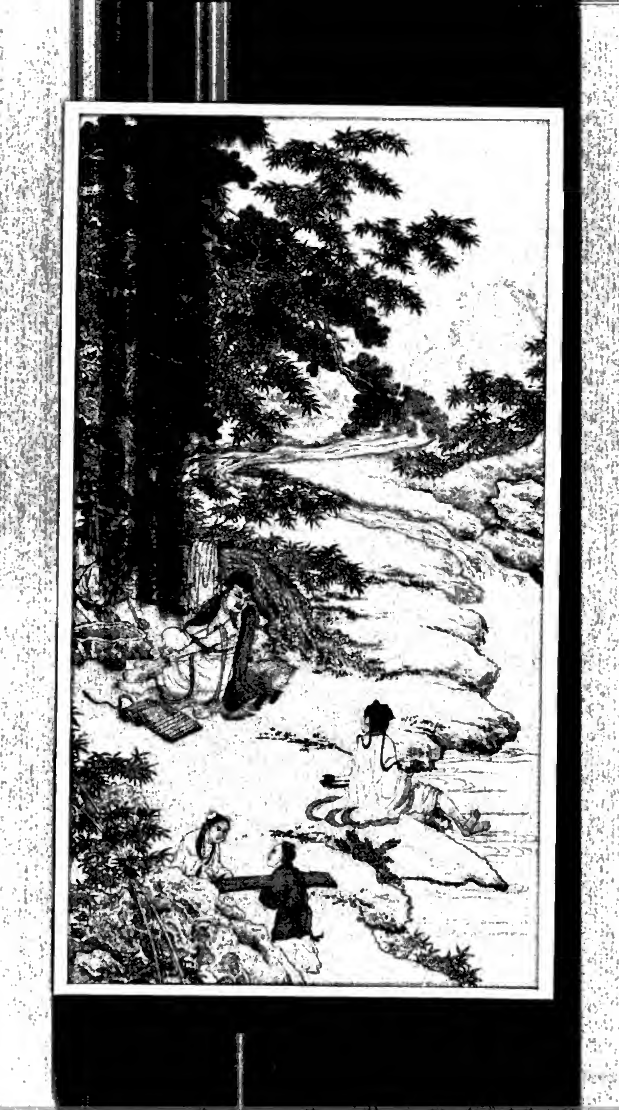
Alle diese Eigenschaften des Pi-yung-kung stimmen nun so auffällig mit denen des Männerhauses überein, daß die Identifizierung beider doch kaum von der Hand zu weisen ist. Denn auch dieses, das Klub- und Wohngebäude der nach Altersklassen geordneten Männer, ist ja Spiel- und Tanzhaus, Bollwerk und Ahnentempel, ist Aufbewahrungsort für Vorrat und Kriegsbeute jeder Art, Palaverhütte und Rathaus, wo namentlich die Raubzüge ausgeheckt werden, und zuletzt auch Arbeitshaus — wie denn die Entwicklung des griechischen Männerhauses im Gymnasium ausgemündet hat. Nur als Fremdenherberge ist das chinesische Äquivalent noch nicht sicher bezeugt: die ist seit alten Zeiten der Tempel; aber gerade dieser hat so mancherlei Beziehungen zu jenem, z. B. auch als Waffen- und Beutedepot, daß er sich vielleicht auch hier einmal als eine Spezialisierung dieses wird erweisen lassen. Da nun das Männerhaus nur das äußere Wahrzeichen der Männerbünde ist, so darf man also wohl daraus schon auch diese für das älteste China erschließen.

Digitized by Google



Schreiben und Zitherspiel. Zwei von den vier Künsten (Malen, Schreiben, Schach- und Zitherspiel). Gemälde auf Seide von Jen Yüe-shan (14. Jahrhundert) im Besitze der Kunstakademie zu Tôkyo

[illegible] Ende des Hofes der alten
[illegible] eines der Stimmungs-
[illegible] inmitten eines weiten
[illegible] die Werke der
[illegible] in dem dunklen, grün-
[illegible] der hölzernen Halle: das
[illegible] die Schüler zu bestrafen
[illegible] wie eine Festung bewehrt,
[illegible] — denn die Schauer
[illegible] zählt: ist er doch der
[illegible] in der Literatur
[illegible] Zwecken noch, ja vorzugsweise
[illegible] den u. a. namentlich die Ritual-
[illegible] wenig verschiedenen Brüdern
[illegible] gesammelt und nach
[illegible] niedergelegt und je den Ahnen
[illegible] Opfer brannten; hier ließ der Fürst an
[illegible] die Huldigungsboten be-
[illegible] aufbewahrt und
[illegible] jedem seinen Rang
[illegible] zur [illegible]würde erho-
[illegible] oder an einen Kriegszu-
[illegible] und Trinkgelage statt, bei
[illegible] Gesang und Tänze, die [illegible]
[illegible] u. dgl. erheitert
[illegible] und den Schild am Arme,
[illegible] lehren". Aber sie sollten zugleich
[illegible]", deshalb wurden die Alten
[illegible] also nach [illegible] bedien-
[illegible] mit belehrenden Gesprächen geh-
[illegible] Haus in seinen
[illegible] noch solchen Ber-
[illegible] die Erziehung der männlichen
[illegible], bis zu den Knaben
[illegible] der Waffen
[illegible]
[illegible] des Wortes
[illegible]
[illegible] und die [illegible] unter
[illegible] als ein [illegible]
[illegible] ansehen läßt.
[illegible]





Aber es findet sich doch wohl auch sonst noch ein und das andere Zeugnis dafür. So bringt schon Schurtz die Beschränkung der Heirat auf Angehörige derselben Generation, wie sie in China besteht, mit den Altersklassen zusammen, und ich möchte u. a. eben dahin die seltsame Vorschrift des alten Rituals rechnen, daß nur der Großvater den Enkel tragen, nur dieser jenen beim Ahnenopfer repräsentieren darf; denn überall, wo dies System der Altersklassen ein zweiklassiges Heiratssystem hervorgebracht hat, stehen diese beiden auf derselben Stufe. Das gehört aber zugleich auch in das Kapitel vom Tabu, und dies mag denn wohl mit seiner kräftigen Entwicklung in China, wo es in der Tat von den ältesten Zeiten her das ganze Leben und besonders auch, und schon frühzeitig zu fast widerlicher Prüderie entartet, als Tabu der Geschlechter das Verhältnis von Mann und Weib durchdringt, einen weiteren Beweis für einstige Männerbünde liefern, insofern nämlich seine Ausbildung und Verbreitung nach demselben Gewährsmann zum guten Teil auf diese zurückgeht. Sodann darf wohl auch auf die Freundschaft hingewiesen werden, die in China stets eine so große Rolle gespielt hat, daß sie geradezu ein ethisches Postulat geworden ist, und die übrigens nach der einen Hieroglyphe für „Freund" — dem Bilde zweier (zur Blutmischung) geritzten Hände — zu urteilen, ursprünglich vielleicht eine Blutbrüderschaft war; ja, sie wird um so eher hierher gehören, als das Shi-king die Teilnehmer an jenem Bogenschießen als „Freunde" oder gar „Brüder" bezeichnet, und als sie vor allen Dingen eine Hauptgrundlage auch der Geheimbünde ist, jener charakteristischen Begleiterscheinung der chinesischen Entwicklung, die deren Boden von altersher (schon das Shu-king eifert dagegen) wie mit Maulwurfsgängen durchzogen und unterwühlt und den Staatsbau mehr als einmal zum Einsturz gebracht hat. Denn die Geheimbünde mit ihrem ganzen Drum und Dran von privatem Kultus und Geheimlehren, von Mystik und Mummenschanz, die auch dort nicht fehlen, sind eine typische Entwicklungsform der Männergesellschaft, und ihr üppiges Wachstum in China scheint mehr als anderes darzutun, daß diese hier sogar recht tief einst verwurzelt gewesen sein muß.

Ob nun aber auch sie wieder — oder je nachdem die mutterrechtliche Sippe — aus einer allerursprünglichsten Geschlechtsgenossenschaft herangewachsen ist, die in regelloser Geschlechtsgemeinschaft (Promiskuität) dahinlebte, oder ob die letztere umgekehrt erst auf einer von jenen zwei andern Gesellschaftsformen beruht, das ist noch eine offene und vielumstrittene Frage. Ich kann also füglich auch hier nur wieder feststellen, daß wenn nicht die freie Liebe selbst, für die bloß jene alte Tradition von der Ungetrenntheit der Geschlechter und auch sie nur möglicherweise spricht, so doch ihre zahmere Form, die Gruppenehe, auch in China einmal und sogar weit in historische Zeit hinein bestanden hat, und zwar, wie sich zeigen wird, in einer Ausbildung, die unzweifelhaft vom Mutterrechte beeinflußt ist. Aber gerade hier bescheide ich mich allerdings nur ungern. Denn wir haben mehrere und, wie mir scheint, untrügliche Spuren, die in eine Epoche so urtümlichen Charakters zurückführen, daß eine solche halbtierische Gesellschaftsordnung recht gut dazu passen würde; ließe sich also die Gruppenehe als ein letzter Widerschein eben dieser erweisen, so wäre damit ein ziemlich geschlossenes Bild urältester Zustände gewonnen, und es könnte vielleicht einigermaßen zusammenhängend gezeigt werden wie die Entwicklung der Urzeit aus tiefstem Grunde, vom blutsverwandten Menschenrudel aus, heraufklimmend, im Widerstreit und Zusammenwirken der großen treibenden Kräfte Mutterrecht und Männergesellschaft, doch anscheinend unter starker Prädominanz des erstern, emporgestiegen ist — die Kultur aus völliger Barbarei. So jedoch bleibt nichts übrig, als jene einzelnen Züge jeden für sich in die speziellere Schilderung einzuflechten, zu der ich jetzt übergehen muß, und die ohnehin schon buntschedig genug aus Flicken verschiedener Urzeitepochen zusammengesetzt und so bedenklich Stückwerk ist.

Das kommt vielleicht nirgends so sehr zum Bewußtsein als beim inneren Auf- und Ausbau der chinesischen Urgesellschaft, um den es sich zuvörderst handelt: es ist recht wenig und namentlich ziemlich heterogenes Material, was sich dafür aus den Quellen herausdestillieren läßt. Um zunächst ihre soziale Gliederung ins Auge zu fassen, so behauptet die eingangs angeführte Tradition ursprüngliche Fürstenlosigkeit, und das würde ja eine sehr willkommene Urstufe repräsentieren. Aber wenn es gleich nicht von den Barbaren abstrahiert zu sein scheint, so findet sich meines Wissens doch kein sonstiges Zeugnis dafür, und jedenfalls ver-

Digitized by Google

liert sich die Entstehung der Häuptlingswürde schon im Dämmer der grauesten Vorzeit (wie denn auch das Mutterrecht nur ausnahmsweise nicht mit Mannesherrschaft verknüpft gewesen ist), ja es lassen sich, wenn ich nicht irre, sogar zwei Formen davon unterscheiden: der geborene und der gekorene Vogt. Denn der uralte Fürstentitel peh — nebenbei vielleicht der Ursprung des türkischen beg — scheint doch in seiner Grundbedeutung „Oheim" (und zwar „älterer Vatersbruder", eigentlich „der Weißhaarige") darauf hinzuweisen, daß ursprünglich der älteste der engeren Sippe oder Familie zugleich auch ihr Leiter war, obschon er wohl erst dem patriarchalischen System entliehen ist, und die althergebrachte Bezeichnung der Oberen als der „Älteren" (chang) — die übrigen Fürstentitel verweigern hier befriedigende Auskunft — mag das unterstützen. Neben diesem Modus aber, der vermutlich bald schon die (auf weiblicher Deszendenz beruhende) Erblichkeit des Amtes zur Folge hatte, zeigt sich, und offenbar als altes Überlebsel, noch in der Sagenzeit und in schwachen Resten auch später noch der andere, daß das Staatsoberhaupt ohne Rücksicht auf Alter und Herkunft auch gewählt werden konnte. Trotz dieses langen Stammbaums wird das allerdings vielleicht die jüngere Form sein, die schon das Anwachsen der Familie zur weitern Sippe nahelegen mochte; aber es könnte wenigstens dann und wann auch ein Nebeneinander, eine Konkurrenz von Sippen- und Stammeshäuptlingen dabei mitgewirkt haben. Für die Existenz der letzteren, die vermutlich Wahlfürsten gewesen sind, wäre möglicherweise ins Feld zu führen, daß sich jenes vermutete Männerhaus ja späterhin meist im Besitze des Landesherrn befunden hat. Aber wie dem sei, schon in ältester Zeit ist der Häuptling offenbar eine geheiligte Person gewesen. Dafür spricht wohl schon der Gesamtname pi — dasselbe pi, das auch im Pi-yung-kung, der „Halle des verbotenen Teiches" erscheint —, der ihn, deute ich richtig, als den „Tabuierten" bezeichnet, vor allem aber sein priesterliches Amt. Denn er ist es, dem das Opfer für die männlichen Ahnen der Sippe wie für die Götter ihres Landgebietes zusteht; er bewahrt als kostbaren Zauberschatz die Bilder oder Tafeln, die sie darstellen sollen, ja er führt sie auch mit in den Krieg, und so umfließt ihn überall der geheimnisvolle Schauder überirdischer Gegenwart.

Gleichwohl gab es auch noch einen eigenen Priesterstand, so erstaunlich das klingen mag bei einem (von den fremden Religionen abgesehen) anscheinend so priesterlosen Lande, wo der private Kultus vom Familienvater, der öffentliche von Verwaltungsbeamten besorgt wird. Aber nichts anderes sind ja doch die Beter, Seher und Zaubertänzer, die in keiner Periode fehlen, und eben die Urtümlichkeit ihrer Funktionen, die wie ein fossiles Stück Schamanentum teilweise noch in unsere Tage hineinragt, läßt gerade sie mit vollkommenster Bestimmtheit bis in die allerfrühesten Anfänge zurückdatieren. Hatten sie doch nicht bloß den Landesgöttern mit Opfer und Gebet zu dienen, ihre Altäre und Abbilder zu hüten und die alten Zaubersprüche, Segen und Fluch, zu bewahren, sondern ebensowohl auch den Regen, die Krankheit, die Geister und Dämonen durch wilde Musik und verzückte Tänze zu beschwören und den göttlichen Willen zu künden — Medizinmänner, Medien und Priester in einer Person. Und was am deutlichsten für die Urzeitlichkeit dieses Standes spricht ist die Tatsache, daß die ohnehin so ganz primitive Klasse der Zauberer auch noch späterhin zur Hälfte, einst aber wohl hauptsächlich aus Frauen bestand, in denen also auch der Urchinese schon, jedoch auf seine Weise, „sanctum quoddam et providum" geahnt zu haben scheint; denn unter dem Vaterrecht hätte sich eine solche Betätigung des Weibes nie und nimmer herausbilden können.

Nicht weniger alt muß auch die Sklaverei gewesen sein. Zwar läßt sich nicht positiv beweisen, daß ihr die Kriegsgefangenen verfallen wären, so sehr das die spätere Sitte wahrscheinlich macht, und daß sich insonderheit geraubte oder sonstwie ergriffene Frauen dazu hätten bequemen müssen, kann wenigstens nicht aus dem Schriftzeichen für „Sklave" (nu) gefolgert werden, weil dessen Zusammensetzung aus „Weib" und „Hand", die also das „(gefangen) genommene Weib" zu symbolisieren scheinen, nicht seine ursprünglichste Form ist: das „Weib" (nü) wird hier eher den Laut andeuten sollen — obschon allerdings auch diese phonetischen Elemente nebenher noch gern als sinnandeutende fungieren. Dagegen — und das scheint mir ein hochaltertümlicher Zug — wurden als Sklaven die Kinder betrachtet. Denn nicht umsonst ist eben dieses nu auch eine Bezeichnung des Kindes (vielleicht sogar der ganzen Familie des Mannes, was

Digitized by Google



Der älteste Sohn bringt der Ahnentafel des Vaters ein Opfer dar.

Aus P. Stenz: „Beiträge zur Volkskunde Süd-Schantungs". Voigtländer's Verlag, Leipzig 1907.

denn gleich den Bestattungsbräuchen auf eine Versklavung auch der Gattin weisen würde) und eine der ältesten obendrein: begegnet sie doch schon in jener feierlichen Imprekation des Schu-king, womit der König einst vor der Schlacht seine Krieger bedräute, und die sich nach Form und Inhalt als ein Erbstück aus dunkelstem Altertum zu erkennen gibt:

„Wer meinem Gebot gehorcht, vor meinen Ahnen lohn' ich dem,
Wer dem Gebote nicht gehorcht, vorm Gott der Erde schlacht' ich den!
Ja, mit den Kindern schlacht' ich euch!"

Und hier zeigt auch die Schrift aufs deutlichste, daß man dieses nu dem andern durchaus gleich geachtet hat; denn sie fügt dem Zeichen für letzteres einfach die Hieroglyphe des Kindes, oder, gröber noch, eines Stückes Tuch hinzu, des alten Tauschmittels, das die armen Geschöpfe denn völlig als Ware bezeichnet.

Ganz unvereinbar mit dem abstoßenden Bilde, das jener Spruch von der despotischen Macht und der barbarischen Roheit des urzeitlichen Häuptlings entwirft, mag es nun erscheinen, wenn ich ihn mir schon von einem förmlichen Hofstaat umgeben und seine wilden Genossen als eine Art Beamte denke. Indessen sehen wir gerade bei den Primitiven mitunter ein reichgegliedertes Hofbeamtentum entwickelt, das zugleich auch die Staatsverwaltung in Händen hat, und so sind denn in der Tat einige Spuren vorhanden, die ähnliche Verhältnisse auch in Urchina vermuten lassen. Oder sollte es nicht hierher gehören, wenn noch in dem Ministerrate des Sagenkaisers Schun, von welchem das Schu-king berichtet, „Tiger", „Bär", „Graubär" und „Fichte" als Forstverwalter, „Drache" und „einbeiniger Drache" als Zeremonienmeister vorgeschlagen und der letzte zum Musikwart erhoben wird? Diese Ratsversammlung totemgeschmückter Sachems, in welcher auch der große Yü („Reptil"), der Bezwinger der Flut und Wasserwart wie zuvor sein Vater Kun („Fisch") nicht fehlt, und die selbst der nüchterne Legge mit einem Palaver von Rothäuten vergleichen möchte — sie scheint doch die Anfänge des Beamtentums in eisgraue Vorzeit hinaufzurücken. Und auf eine kaum jüngere Stufe der Gesellschaft, eine Zeit vielleicht noch vor der Seßhaftigkeit, mögen auch die „zwölf Hirten" zurückweisen, die angeblich damals über die zwölf Provinzen gesetzt

Digitized by Google

worden sind; denn wenn einem Werke des 3. Jahrhunderts v. Chr. (K'üh Yüan's T'ien-wen) zu trauen ist, so führten sie als Amtssymbol die Peitsche und ist somit ihr Name nicht etwa gleichnisweise wie bei Homer zu nehmen. Eben diese Würdezeichen oder Amtsinsignien (die sogen. „Rangszepter") liefern dann endlich einen letzten Grund für meine Annahme, da sie, wie sich später wohl zeigen wird, auf ein außerordentlich langes Dasein zurückschauen dürfen. Daß sich aber der Staatsdiener aus der schmucklosen Puppe des Hofgesindes, aus dem Fürstendiener herausgeschält hat, das lehrt wohl schon der uralte Name des Beamten (und gerade des hohen Beamten): ch'en „Diener", „Knecht" (ursprünglich vielleicht „Kriegsgefangener", „Sklave") und im besonderen auch ein Teil der ältesten Ministertitel, wie sze-ma, „Pferdewart", „Marschalk" für den Kriegs- oder sze-t'u „Gefolgswart", „Vorsteher der reisigen Knechte", für den Unterrichtsminister; zieht doch auch das alte „Ritual des Chou" (Chou-li) noch keine Grenze dazwischen, und sie ist wohl selbst heute noch ziemlich unbestimmt. Der Übergang ist ja eigentlich auch selbstverständlich, wo, wie hier, das ganze Land von altersher als Eigentum des Herrschers galt:

„Der weite Himmel überspannt
Nichts, was nicht wäre Königs Land;
Von allen Ufern landherein
Ist kein Bestallter, der nicht sein"

so heißt es noch im Shi-king darüber. Bestätigt sich diese Genesis des Beamtentums in China, so wäre damit jedenfalls einer der ausgeprägtesten Züge seiner Kultur wo nicht erklärt, so doch wieder auf eine primitive Wurzel zurückgeführt, ein Zug, der so wunderlich anmutet, weil er etwas anscheinend ganz Modernes in ein sonst altertümliches Bild hineinträgt: daß nämlich schon das älteste urkundlich erreichbare China als ein vollendeter Beamtenstaat erscheint, in dessen alle Gebiete beherrschende Verwaltungsmaschine sogar die halb unabhängigen Lehnsfürsten, ja rückwirkend selbst die alten Heroen und Halbgötter als Räder eingesetzt sind, und daß wir dann zu Beginn der Geschichte das ganze, bis ins einzelne abgestufte Heer von Beamten finden, wie es vor allem jenes Chou-li beschreibt. Der Anachronismus, der darin zu liegen scheint, hat geradezu das hohe Alter dieses Werkes in Mißkredit gebracht und mit der trockenen minutiösen Aufzählung der Ämter und ihrer Pflichten, die seinen Inhalt ausmacht, ist es ja in der Tat wohl ohne Parallele bei andern jugendlichen Kulturvölkern, die sonst auf dieser Stufe noch in epischem Dämmer zu leben pflegen. Aber ich kann mich von der Berechtigung dieses Zweifels in seinem vollen Umfange wenigstens nicht überzeugen, und jedenfalls würde das wichtige Buch, auch wenn es etwas jüngerer Zeit entstammte, zeigen, wie alt und wie fest verankert in der chinesischen Seele doch jene, ich möchte fast sagen: Amtsmanie ist, die auch heute noch als höchstes und einzig erstrebenswertes Lebensziel das Staatsamt erscheinen läßt.

Gründen sich nun jene Hofämter schon auf das Prinzip der Arbeitsteilung, so sollte man auch auf andern Gebieten die Spuren einer solchen zu finden erwarten. Allein mit Ausnahme gerade ihrer allerursprünglichsten Form, der Arbeitsteilung der Geschlechter, die uns dafür allerdings eine vortreffliche Tradition mit wahrhaft überraschender Klarheit vor Augen stellt, hat sich bisher davon nur das verschwindend Wenige über Trennung der Berufe, Familien- und Gruppengewerbe ermitteln lassen, was mit jener zusammen in dem Kapitel Wirtschaft behandelt werden wird. Um so bemerkenswerter ist eine Bestätigung dazu, die aber schon hier zu erwähnen ist: jene merkwürdige, jedoch von Shu-king, Chou-li und Tso-chuan unterstützte Nachricht des Kuoh-yü nämlich, eines Geschichtswerkes aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., die unter Berufung auf den 300 Jahre älteren Philosophen Kuan-tze behauptet, die weisen Herrscher des Altertums hätten die „vier Klassen des Volkes" (sze min): die Krieger, Bauern, Handwerker und Kaufleute, jede an einem bestimmten Orte angesiedelt, der ihrem Beruf am zuträglichsten war, damit sie sich so immer mehr darin vervollkommnen könnten, und daher sei denn gekommen, daß die „Söhne der Krieger regelmäßig wieder Krieger, die der Handwerker regelmäßig wieder Handwerker" geworden seien usw. Man hat geleugnet, daß es in China jemals Kasten gegeben habe: nun, hier sind sie zum wenigsten theoretisch genannt und anerkannt, und sie gehen deutlich zurück auf die einzelnen von Clan oder Familie an ihrem festen Wohnsitz betriebenen Gewerbe oder Berufsarten.

Digitized by Google

Mit diesen spärlichen Notizen ist nun zugleich auch schon so ziemlich alles gesagt, was wir einstweilen von den Anfängen der staatlichen Entwicklung Chinas wissen. Nicht undeutlich, scheint mir, zeigt sich auch hier die Familie als die Urzelle des Staats, als die sie ja dem Chinesen auch durch alle Zeiten hin bewußt geblieben ist; denn die selbstherrliche Gewalt und das universale Besitzrecht des Häuptlings gründet sich in letzter Linie doch sicherlich auf das unbeschränkte Eigentum ihres Oberhauptes an Leib und Leben, Hab und Gut der Seinen, das in gemildertem Grade ja noch lange fortgedauert hat und selbst heutzutage noch nicht ganz erloschen ist. Den nächsten Schritt wird dann die Familiensiedelung, das Sippendorf repräsentieren, wie es sich schon nach Ausweis zahlreicher Ortsnamen vom Typus Chang-kia-tsun, „Dorf der Familie Chang", und ähnlicher bis jetzt erhalten hat, und dies hat anscheinend mit seiner demokratischen Verfassung, die noch heute wie zu Zeiten des Chou-li und somit wohl von jeher den Vorsteher aus den Ältesten wählt, jenem absolutistischen das demokratische Element entgegenstellt, das sich schon in der alten Königs- und Fürstenwahl widerspiegeln mag. Wie sich nun aber die weitere Entwicklung von der Sippe zum Stamm, vom Stamme zum Reich, also die eigentliche Staatsausbildung vollzogen hat, und wie vor allem der Feudalismus entstanden ist, dessen hohes Alter in China neben der Tradition auch die Schrift (mit ihren die Landverleihung symbolisierenden Hieroglyphen für „Rangabzeichen" und „belehnen") erweist, welche Rolle er dabei gespielt hat und ob er etwa mit den Männerbünden zusammenhängt: das alles sind Fragen, auf die uns die sonst so getreue und so weit zurückreichende Überlieferung noch keine Antwort gibt. Wir müssen uns also damit begnügen festzustellen, daß die drei großen Prinzipien des politischen Werdegangs, das absolutistische, feudale und demokratische schon in der Urentwicklung vorgebildet erscheinen.

Erheblich besser sind wir über Sitte und Brauch der Urzeit unterrichtet, mit deren Betrachtung dieses Kapitels abzuschließen ist. — Ich beginne mit der Ehe, weil hier die Quellen mit am reichlichsten und aus weitester Ferne her geflossen kommen. Denn völlig urtümlich noch berührt wohl der frühbeglaubigte Brauch, die Heiraten bloß im Frühjahr zu schließen: die uralten Bestimmungen darüber sehen sich wirklich fast wie die staatliche Sanktionierung eines physiologischen Gesetzes an, das in der Tat noch aus den Worten des in seiner unschuldigen Natürlichkeit mit Walters „Under der Linden" zu vergleichenden Shi-king-Liedchens hervorklingt:

„Lenzfreuden sinnt das Mägdelein,
Ein schöner Jüngling reizet es",

und man wird dabei unwillkürlich an die Frühlingsfeste der Miao-tze und anderer Eingebornenstämme erinnert, die zugleich als eine Art von Heiratsmärkten die Gelegenheit zu allgemeiner Eheschließung waren. Schade, daß eine Vorschrift des Chou-li, die eine solche unzeremoniöse Massenheirat im Frühjahr billigt, der Interpolation verdächtig ist; sie würde sonst ein noch deutlicherer Beleg für die Übereinstimmung chinesischer und autochthoner Sitten sein. So aber mag sie sich erst auf die letzteren gründen, wenn sie nicht überhaupt unecht sein sollte.

Auch diese wilde Eheschließung beruhte indessen auf dem Prinzip der Exogamie, das in China seit undenklichen Zeiten das einzig bräuchliche gewesen zu sein scheint, freilich so rein formell gedeutet, daß nur die Verschiedenheit des Clan-Namens maßgebend und die Heirat unter Blutsverwandten keineswegs ausgeschlossen war. Es ist — und häufig ebenso aufgefaßt — über die ganze Welt der Primitiven verbreitet, und wenn sein Ursprung auch noch nicht befriedigend erklärt und namentlich seine Zurückführung auf die (übrigens nach den Tso-chuan auch in China schon mindestens im 5. Jahrhundert v. Chr. bekannte) Erfahrung, daß Inzucht schädlich sein kann, doch nicht ohne Bedenken ist — darüber ist man sich immerhin wohl einig, daß es schon dem mutterrechtlichen Zustande angehört und vielleicht dessen Erzeugnis ist.

So beherrscht es denn auch, was sich von Resten der Gruppenehe im alten China erhalten hat. Das ist zunächst die Sitte des ying, des „Geleites", der offizielle Ritus fürstlicher Vermählung noch in historischer Zeit, der darin bestand, daß die Hauptgemahlin von acht jungen Damen desselben Sippennamens, einer jüngeren Schwester und sieben Cousinen, als künftige Nebenfrauen in den Harem „begleitet" wurde. Das ist derselbe Brauch, wie ihn Lubbock von einem matriarchalischen Indianerstamm berichtet, wo der Gatte der ältesten Tochter

Digitized by Google

deren sämtliche mannbaren Schwestern als Frauen beanspruchen darf. Er heiratet sozusagen den ganzen Clan aus. Aber da hat sich nur die Hälfte der Sache erhalten; die andere finden wir m. E. in einer sonst unverständlichen Vorschrift des Ritualbuches Nyi-li — das notabene für den einfachen Gentleman gilt —, daß der junge Ehemann bei der Hochzeitsfeier in seinem Hause von neun männlichen Anverwandten umgeben ist, und daß diese nun mit der Neuvermählten und ihrem Gefolge kreuzweise — ein Vetter des Mannes bei der Frau, eine Cousine der Frau beim Manne — die Bedienung übernehmen, die sich (ganz dem sonstigen Tabu zuwider) sogar bis auf das Entkleiden des Paares und die Herrichtung des Ehebettes erstreckt. Ich glaube in der Tat, daß hier die zur leeren Formel gewordene eigentliche, d. h. doppelte Gruppenehe vorliegt. Eine abgeblaßte, aber doch kaum zu verkennende Spur davon gibt ferner noch die Nachricht des Shu-king, die auch schon mit ihrer den chinesischen Kritikern so beschwerlichen Umgehung des Vaters ihres Helden auf vorpatriarchalische Verhältnisse zu deuten scheint, daß Shun von seinem Vorgänger dessen beide Töchter zur Ehe erhalten habe, — ein Vorgang, der sich übrigens bei des ersteren weiblicher Nachkommenschaft noch einmal wiederholt —, und sie wird wohl durch die andere ergänzt, wonach Yao dem Schwiegersohn dabei auch seine neun Söhne zugesandt habe, angeblich damit sie gute Sitte von ihm lernten. Auch gehört es vielleicht hierher, wenn Shuns jüngerer Bruder mit dem übrigen Nachlaß des älteren, den er getötet zu haben hofft, auch seine zwei Witwen übernehmen will — eine Überlieferung jedenfalls von so barbarischer Urzeitlichkeit, daß man das Kopfzerbrechen der Chinesen darüber versteht, obwohl diese Art der Beerbung gerade unter ihren autochthonen Nachbarn nicht ganz selten gewesen ist. Endlich mag wohl noch der Sprachgebrauch herangezogen werden, der die Vatersbrüder ebenfalls „Väter" (fu) und ihre Frauen „Mütter" (mu) nannte und ähnlich bei den Tibetern wiederkehrt; doch könnte er auch als ein Zeugnis einstiger Altersklassen gelten.

Wie sich zu dieser Heiratsform nun die Raubehe verhält (die immerhin irgendwie mit der Exogamie zusammenhängen wird), und ob sie rein mutterrechtlich oder schon ein Übergang zum Vaterrecht ist, das scheint noch unentschieden zu sein. Aber jedenfalls ist auch sie dem ältesten China so vertraut gewesen wie seinen Autochthonen, wo sie zum Teil noch heute herrscht. Denn wenn das schon das Wort für die Heirat des Mannes bezeugt: ts'ü „nehmen" — und zwar nach Ausweis des phonetisch-ideographischen Schriftzeichens recht eigentlich „gefangen nehmen" —, so wird diese Evidenz sehr hübsch auch durch den alten Heimführungsbrauch bestätigt, den das Ngi-li vorschreibt: der Neuvermählte läßt den Kutscher der Verlobten vom Wagen steigen und fährt sie dann selber drei Raddrehungen weit, wobei die Pferde gepeitscht und Fackeln vorangetragen werden, und die Braut mit ihrem Gefolge ist in schwarze Gewänder gehüllt. Das stellt also noch recht gut den nächtlichen Frauenraub dar, den schließlich auch das allgemeine Wort für „heiraten": hun (nach Laut und Schriftbild identisch mit hun „dunkel, Abend") vor Augen führt.

Aber die junge Frau kehrt bald darauf wieder zu den Eltern zurück — nicht dauernd, wie wenn sie nach vierteljähriger Probeehe (gleichfalls ein alter Brauch!) als „nicht konvenierend" zurückgeschickt wurde, sondern bloß auf Besuch, zur „Beruhigung der Eltern", wie das Shi-king meint. Allein das scheint mir doch nur ein letzter Rest der typisch mutterrechtlichen Gewohnheit zu sein, wonach der Ehemann (der sich gewaltsam der Braut versichert) in deren Elternhaus und Sippe aufgenommen ward. Denn ich wüßte in der Tat keine ungezwungene andere Erklärung für die merkwürdige Tatsache, an der sich die chinesische Weisheit so fruchtlos abgemüht hat, daß die Heirat des Weibes durch kui „zurück"- oder „heimkehren" und kia „ein Haus, eine Familie gründen" bezeichnet wird. Diese Deutung kann sich übrigens auf die Bräuche mutterrechtlich lebender Autochthonen des Landes berufen.

Daneben findet sich dann endlich auch noch die friedlichere Form der Werbung: der Brautkauf, der aber deswegen durchaus nicht jünger zu sein braucht als der Raub. Denn was der Freier bieten mußte: eine Wildgans und zwei Hirschfelle, die aber so zu überreichen waren, daß sie wie lebende Hirsche aussahen — das war die frische Beute der Jagd, und so trägt uns die Sitte in jene uralte Zeit zurück, die den Mann nur als schweifenden Jäger kannte.

Wohl der seltsamste der Gebräuche, welche die Geburt begleiten, ja einer der seltsamsten Bräuche überhaupt ist die Couvade, das Männerkindbett, das bekanntlich darin besteht, daß der

Digitized by Google

Vater die Wöchnerin spielt und sich insonderheit allerlei einschränkenden Diätvorschriften, in der Regel sogar einem strengen Fasten unterzieht — vielleicht (doch herrscht auch hier noch keine Einigkeit) um dadurch sein Anrecht an das Kind, das beginnende Vaterrecht also, geltend zu machen. Es ist nun nicht ganz ausgeschlossen, daß es sich noch im historischen China, wenn auch in leisestem Nachklang erhalten hat, wie er bei einigen Miao-tze-Stämmen wohl heute noch besteht. Doch hängt das freilich an einem spinnwebdünnen Faden. Läßt sich die betreffende Stelle des Li-ki mit Altmeister Legge übersetzen: „der Vater fastet nun (nämlich sobald das Kind geboren ist) und betritt dann die Schwelle des Wochenzimmers nicht", so ist die Vermutung leidlich gesichert; will sie dagegen sagen: „wenn der Vater fastet, dann betritt er . . .", so muß darauf verzichtet werden, weil es sich alsdann bloß um den zufälligen Zusammenfall der Geburt mit irgendeiner religiösen Abstinenz handeln würde. Aber die Wage scheint sich doch der ersten Auffassung zuzuneigen. — Im übrigen hat offenbar auch hier, wie sonst bei den Primitiven, die der Niederkunft entgegensehende Frau für unrein gegolten; denn sie wurde entweder in ein Nebengemach verbannt oder anderswie isoliert.

War nun das Neugeborene ein Sohn, so hängte man einen Bogen an die Tür (während das Töchterchen ebenso durch ein Gürteltuch repräsentiert wurde) und schoß Pfeile gegen Himmel und Erde und nach den vier Windrichtungen ab: symbolische Mitteilungen wohl an die Geister- und Menschenwelt, die sicherlich hochaltertümlich sind. Aus demselben Grunde, und weil sie sich bei den Stammesvettern bis nach Hinterindien hinein sporadisch wiederfindet, ist auch die Haartracht bemerkenswert, die man dem Knaben im dritten Monat zurecht schor und die sich bis heute erhalten hat: die (zwei) Zöpfchen nämlich, die von dem sonst rasierten Kopf als „Hörner" emporstehen. Ein höchst feierlicher und bedeutsamer Akt war sodann die Namengebung, die nicht bloß vom Vater, sondern auch (und das ist vermutlich die ältere Form) vom Großvater vollzogen ward, welch letzterer dabei mit der Mutter nicht sprechen durfte; denn wenn der Name von jeher überall und unbewußt wohl auch bei uns noch als ein Omen aufgefaßt wird, so war er das in ganz besonderem Grad für den Chinesen, dem Name und Person, Symbol und Symbolisiertes rein urzeitlich auch heute noch identisch sind. Darum hat das Tabu gerade hierbei stets eine große Rolle gespielt; so durfte die Benennung nach der Angabe schon des Tso-chuan z. B. nicht von einem Berge, Fluß oder Staate genommen werden, weil diese die Namenswegnahme vernichtet hätte! Weit in die Vorzeit reicht auch die lange Laktation zurück, die noch immer in China üblich ist und zur Zeit des Li-ki wie möglicherweise auch des Konfuz drei Jahre gedauert hat; sie wird auch sonst bei den Naturvölkern beobachtet und mag vielleicht eine Anpassung von der Zeit her sein, da man das Tier noch nicht zu zähmen wußte.



Die Seelen Verstorbener vor den Richtern der Unterwelt. Gemälde auf Seide, dem Lu Hsin-shung zugeschrieben.
Original im Besitze des Tempels Daitokuji in Kyôto.

Digitized by Google

Den Abschluß der Ausbildung und zugleich die Mannbarkeit des Knaben pflegen diese Völker durch seine feierliche Aufnahme unter die Erwachsenen, die Männerweihe, zu bezeichnen — ein Brauch, der sich ja unter verschiedenen Formen oft noch bis in die Gegenwart herein gerettet hat. So wird denn auch die Bekleidung des chinesischen Jünglings mit der Mütze um so eher schon der Urzeit zu vindizieren sein, als sie von den Chinesen selbst in das „höchste Altertum" gesetzt wird. Sie fand im 20. Lebensjahre und zwar unter Mitwirkung eines „Beters" und im Ahnentempel statt — Beweis genug, wie hoch man sie bewertete — und war zugleich mit der Verleihung eines neuen, des eigentlich bürgerlichen Namens an Stelle des bisherigen „Milchnamens" verbunden; wahrscheinlich ist ihr einstmals auch die Verlobung und Heirat unmittelbar gefolgt, wie dies bei der analogen Frauenzeremonie, der Begabung des 15jährigen Mädchens mit Haarnadel und neuem Namen (ganz wie in Rom) geschah. So ausgeprägt zivilen Charakter nun aber diese Feierlichkeit schon in frühgeschichtlicher Zeit auch hatte: die helmartige Kappe aus ungegerbtem Hirschfell — das echte Attribut des Jägers und Kriegers der Vorzeit —, die eine, wenn auch nicht mehr die oberste der drei verliehenen Mützen war, läßt sie doch entschieden noch im Licht einer einstigen Schwertleite, als die Aufnahme unter die streitbaren Männer des Stamms und das Siegel auf eine Erziehung erscheinen, die bloß „Speere schwingen und die Götter ehren" gelehrt hat. In der Tat nimmt das Waffenwerk als Bogenschießen und (Kriegs-)Wagenlenkung auch später noch einen angesehenen Platz unter den sechs freien Künsten (Reiten, Musik mit Kriegs- und Friedenstänzen, Schreiben und Rechnen, dazu jene beiden als letzte Stufe) ein, worin der Knabe, und zwar hauptsächlich in jenem präsumptiven Männerhaus, unterrichtet wurde, und ich möchte, wie schon gesagt, vermuten, daß auch die Schützenprobe vormals — als eine Art Examen vielleicht — in Beziehung zur Männerweihe gestanden hat; jedenfalls ist der kriegerische Bogen nicht umsonst das Symbol des Mannes gewesen.

Diesen „glücklichen" schließen sich dann endlich die „Unglücksriten", wie sie der Chinese nennt, die Bräuche bei Tod und Begräbnis an. Im Gegensatze zu bisher ist es hier möglich, eine leidlich zusammenhängende Darstellung zu geben — dank vor allem de Groot, der sie in einem großartigen „Religious System of China" zumeist an der Hand der alten Ritualbücher bis auf ihre urzeitliche Wurzel zurückverfolgt hat. Und daß gerade sie von der Urzeit her getreu bewahrt worden sind, das wäre ja in der Tat schon deshalb anzunehmen, weil sie zu dem Fundament des ganzen Religions- und Staatsgebäudes, dem Ahnenkult, gehören und sich seit jenen ältesten Aufzeichnungen fast unverändert bis jetzt erhalten haben; aber sie tragen auch wirklich noch den Stempel wilder, zum Teil barbarischer Ursprünglichkeit an der Stirne.

So versetzen uns gleich die ersten Handlungen am Sterbelager geradezu in den Augenblick zurück, da der erste Mensch des Stammes die Augen schloß und das grauenhafte Rätsel des Todes zum erstenmal in das Leben eingriff. Man glaubte noch nicht an ihn, man hielt ihn für Schlaf, und da man bei diesem die Seele auf Wanderungen abwesend wähnte — schien sie ja doch im Traume körperlos in weite Ferne zu schweifen —, so suchte man den Hingestreckten zu erwecken und so die Seele wieder in ihn zurückzunötigen. Darum schrie und heulte man und stampfte mit den Füßen; man warf sich über ihn, riß ihm die Kleider auf, zupfte ihn an den Beinen; und da dies erfolglos blieb, machte man sich endlich auf, die entwichene Seele systematisch „zurückzuwinken" (ch'ao hun). Zu diesem Ende nahm man ein Gewand des Toten, das wohl als ein Symbol des Besitzers dem ängstlich umherflatternden Geist den Heimweg zeigen und ihn zugleich aufnehmen sollte, erstieg den First der Hütte und winkte damit, gen Norden gewendet, wo die Unterwelt lag, nach den vier Weltgegenden hin, indem man dabei die Seele rief und sie heimzukehren beschwor. Ein dramatisch lebendiges Bild dieses noch jetzt in einzelnen Teilen Chinas (z. B. in Shantung) erhaltnen Brauches, wie er um 290 v. Chr. in Südchina geübt worden ist, gibt ein wenig beachtetes und wohl auch de Groot entgangenes Gedicht Sung Yüh's, das Ch'ao-hun, das dem Tode seines unglücklichen Oheims K'üh Yüan die Entstehung verdankt. Auf das Flehen des Dichters — so hebt es an — gebietet Gott der Zauberin Yang (die als solche ja Tote zu beschwören und selbst ins Leben zu rufen verstand): „Es ist ein Mensch dort unten, dem ich helfen will; seine Seelen haben

Digitized by Google



Gruppe aus einem chinesischen Gemälde der Yüan-Epoche
Nach dem Originale in der Sammlung der Frau Olga-Julia Wegener zu Berlin

Digitized by Google

[illegible] Mannbarkeit der Knaben pflegen diese [illegible] die Erwachsenen, die Männerweihe, zu be[illegible] Formen ist noch bis in die Gegen[illegible] die Bekleidung des chinesischen Jünglings mit [illegible] als sie von den Chinesen selbst in [illegible] und zwar unter Mit[illegible] — Beweis genug, wie hoch man sie be[illegible] eines neuen, des eigentlich bürgerlichen [illegible] wahrscheinlich ist ihr einstmals [illegible], wie das bei der analogen Frauenzeremonie, [illegible] Haarnadel und neuem Namen (ganz wie in [illegible] nun aber diese Feierlichkeit schon in früh[illegible] Kappe auf ungegerbtem Hirschfell — das echte [illegible] —, die eine, wenn auch nicht mehr die [illegible], läßt sie doch entschieden noch im Licht einer einstigen [illegible] die streitbaren Männer des Stammes und das Siegel [illegible] „Speere schwingen und die Götter ehren" gelehrt hat. [illegible] und Kriegs-Wagenlenkung auch [illegible] Platz unter den [illegible] freien Künsten [illegible], Musik mit [illegible], Schießen und Rechnen, dazu jene beiden als letzte Stufe) ein, [illegible] und zwar hauptsächlich in jenem [illegible] Männerhaus, unterrichtet [illegible], vermuten, daß auch die Schützenprobe vormals — [illegible] — in Beziehung zur Männerweihe gestanden hat; jedenfalls [illegible] das Symbol des Mannes gewesen.

[illegible] sich dann endlich die „Reglückwünschten", wie sie der Chinese [illegible] und Begräbnis an. [illegible] ist es hier [illegible] Darstellung zu geben — dank vor allem De Groot, [illegible] System of China" zumeist an der Hand der alten [illegible] zurückverfolgt hat. Und daß gerade sie von [illegible], das wäre schon deshalb anzunehmen, [illegible], dem Ahnenkult, [illegible] unverändert bis jetzt erhalten haben; [illegible] Ursprünglichkeit

[illegible] uns gleich die ersten Handlungen am Sterbelager geradezu in den Urzu[illegible] der erste Mensch des Stammes die Augen schloß und das grauenhafte Rätsel [illegible] in das Leben eingriff. Man glaubte auch nicht an ihn, man hielt [illegible], und da man bei diesem die Seele auf Wanderungen abwesend wähnte — [illegible] doch im Traume [illegible] in weite Ferne zu schweifen —, so suchte man den [illegible] zu erwecken und so die Seele wieder in ihn zurückzunötigen. Darum schrie und [illegible] und stampfte mit den Füßen, man warf sich über ihn, riß ihm die Kleider auf, [illegible] an den Beinen; und da dies erfolglos blieb, machte man sich endlich auf, die ent[illegible] Seele systematisch „zurückzurufen". [illegible] Zu diesem Ende nahm man ein Ge[illegible], das wohl als ein [illegible] des Körpers dem ängstlich umherflatternden [illegible] und ihr [illegible] aufnehmen sollte, erstieg den First der Hütte und [illegible] gen Norden gewendet, wo die Unterwelt [illegible], nach den vier Weltgegenden hin, [illegible] die Seele [illegible] sie heimzukehren [illegible]. Ein dramatisch lebendiges [illegible] noch jetzt [illegible] Teilen Chinas (z. B. in Tsuantung) erhaltenen Brauches, wie er [illegible] worden ist, [illegible] und [illegible] auch [illegible] Zuschauer, das Chao [illegible] dem Tode seines unglücklichen [illegible] Entstehung verdankt. Auf das Flehen des Dichters — so hebt es an — [illegible] Zauberin [illegible] sie solle ja [illegible] zu beschwören und selbst ins Leben [illegible]: „Es ist ein Mensch dort unten, dem ich helfen will", seine Seelen haben

Digitized by Google



Gruppe aus einem chinesischen Gemälde der Yüan-Epoche
Nach dem Originale in der Sammlung der Frau Olga-Julia Wegener zu Berlin

Digitized by Google

sich getrennt," — denn ähnlich unserm Faust und wie so manches Naturvolk nimmt auch der Chinese zwei Seelen, eine lichte göttliche und eine dunkle irdische an, — „du suche sie und hilf sie wiederbringen!" Da wendet sie sich denn beschwörend nach den vier Winden, nach Himmel und Unterwelt hin und malt der Seele die Gefahren aus, die ihr dort überall drohen: im Osten die seelenfressenden Riesen und die Glut der zehn Sonnen, die alles schmilzt; der Wirbelstrom des „fließenden Sandes", die Durst- und Hungersqual des Westens; im Norden der Schneesturm auf vereisten Triften, die Kannibalenvölker und blutgieriges Gewürm im Süden, und auch im Hades, ja im Himmel selbst nur wildes Getier und gräßliche Ungestalten, die lechzen nach Menschenfleisch. Dann schildert sie ihr mit lockenden Farben das Glück und die Ruhe des alten Erdenheims, wo in stillem Frieden das Bild des Toten steht: die hohe Halle mit Teich und Garten davor, die Freuden des Mahls und des Weins und den reizenden Tanz geschmeidiger Sängerinnen — und dazwischen tönt immer aufs neue wieder der feierlich mahnende Ruf: „Kehr zurück, kehr zurück, o Seele!" Man sieht daraus zugleich, daß diese ganz als leibhaftiger Mensch mit allen Empfindungen des Diesseits gedacht ward, und dieser Glaube an ihr unverändertes Fortleben, der ja nicht minder der ältesten Urzeit Europas angehört, wird auch schon für die chinesische durch alle weiteren Trauerriten und wohl gleich durch die nächsten Handlungen bestätigt. War nämlich auch dieser letzte Appell an die Seele umsonst gewesen, so stopfte man den Mund des Toten mit Speise und dem teuersten Gelde der Urzeit, mit Kauri-Muscheln, voll und stellte Speise und Trank auch um die Bahre her. Man wollte dadurch einerseits zwar wohl den Körper vor Verfall bewahren, denn man hoffte doch immer noch auf die Rückkehr der Seele und zögerte darum solange als möglich mit der Beerdigung — ein letzter Rest dieser rührend kindlichen Hoffnung spricht sich ja noch in der heutigen Sitte aus, die Leiche am liebsten wochenlang im Hause zu halten. Aber andrerseits war das m. E. doch auch schon die erste Ernährung der Seele selbst, der Beginn der Totenopfer, die ja ausdrücklich diesem Zwecke dienten, und der Sorge für ihre Bedürfnisse im Jenseits überhaupt. Das scheinen mir gerade die Kauri-Muscheln anzudeuten, die wohl nicht so sehr als konservierender Stoff (in welcher Eigenschaft sie mir unbekannt sind), denn als Obolus, als Reisezehrung gemeint waren. Aber jedenfalls ist der ganze Brauch von so naiver Urwüchsigkeit, daß es gar keines anderen Zeugnisses für sein hohes Alter bedürfte. Wenn ich gleichwohl hinzufüge, daß es rohes Fleisch und rohes Getreide war, was man als Nahrung darbot, so soll das nur zeigen, aus wie fabelhaft ferner Zeit — der Zeit vor dem Gebrauche des Feuers — er herüber gekommen und wie zähbeharrlich die chinesische Sitte ist; denn er hat sich bis mindestens in unser 12. Jahrhundert fortgesetzt.

Aber endlich mußte die Hoffnung auf Wiederbelebung doch aufgegeben werden, und nun schritt man zur Bestattung. Wie sie zu allererst geschah, das scheint mir schon das Schriftbild für „beerdigen" (tsang, eigentlich „verbergen") darzutun, welches (von unten nach oben) aus Erde, Leichnam und Gesträuch zusammengesetzt ist resp. in einer Parallelform die Leiche zwischen Reisig zeigt: der Tote wurde auf (oder in) die Erde gelegt und mit Gestrüpp und Zweigen bedeckt oder eingepackt. So schildert es auch das uralte Yih-king, und es entspricht durchaus dem Stadium des fessellosen Umherstreifens. Sobald man sich aber einmal zu Höhlen und Hütten bequemt hatte, wurden diese genau wie beim Ureuropäer auch das Grab. Für die letzteren hat das schlagend de Groot aus den Gebräuchen noch der Chou-Dynastie und namentlich aus der Form und Einrichtung der Grabhügel nachgewiesen, die noch jetzt im ganzen Norden üblich sind; die Beisetzung in der Höhlenwohnung folgt wohl ohne weiteres schon aus den vielen Höhlengräbern, welche die Tradition dem höchsten Altertum zuschreibt, und die wohl noch das Vorbild der südchinesischen Bestattungsart gewesen sind, sowie aus den alten Sagen von den „im Berge" begrabenen Vorzeithelden, die unseren eigenen entsprechen. Schon sehr frühzeitig hat man vermutlich auch die Ganggräber gekannt, deren Vorkommen in Korea und Japan bisher für isoliert in Ostasien gehalten worden ist; denn die ältesten chinesischen Angaben über die Grabkonstruktion lassen m. E. recht deutlich erkennen, daß sie dieser sogenannten „Dolmen"-Form genau entsprochen hat: ein Erdhügel mit gedecktem Gange (sui) und mit Kammer (kuoh). Der einzige Unterschied ist nur, daß diese letztere aus Holz gezimmert war; doch wird das um so eher aus der Armut Nordchinas an

Digitized by Google

Blöcken und Platten zu erkennen sein, als weiter nach Süden zu schon mindestens im 8. Jahrhundert v. Chr. auch solche Kammern aus Stein zu finden waren.

Dies Begraben im Wohnbau steht nun auch durchaus in Zusammenhang mit jener primitiven Vorstellung von der Fortdauer nach dem Tode: wenn der Verstorbene ganz in alter Weise weiter lebt, so bleibt ihm auch das Recht auf sein Eigentum, ja man wird ihm dies besonders ängstlich zu bewahren streben, weil es nun von demselben heiligen Grauen, demselben Tabu umgeben ist wie er, dessen früherer Name fortan nicht mehr genannt werden darf; denn er ist in die Schar der mächtigen Geister übergegangen, deren Rache und Rückkehr man fürchtet — weshalb man der Leiche denn auch früher die Augen verband und jetzt noch, wenigstens in Shantung, die Füße zusammenschnürt. Und wie man ihm also das Haus überließ, in dem es spukte, so nahm er auch all seine andere Habe mit ins Grab: den ganzen Hausrat, seine Waffen und Kleider, das Pferd mit dem Wagen, ja auch seine Dienerschaft und ursprünglich wohl sein Weib, später wenigstens eine Nebenfrau.

Wer ist dem Fürsten Muh gefolgt?
Das war der Tze-kü, war Yen-sih.
Und dieser selbige Yen-sih,
Der Hunderten gewichen nie,
Als er die Grube sah,
Wie schaudert' ihn vor Grausen da.

So klagt eine alte Shi-king-Ode. Da sie aus dem nicht rein chinesischen Ts'in (Shensi) stammt, so hat man gerade aus ihr freilich mit den Chinesen schließen wollen, die barbarische Sitte — die übrigens noch bis fast in die Neuzeit von ihren Fürsten geübt worden ist — sei erst im 7. Jahrhundert v. Chr. von dorther in China eingedrungen. Allein das erweisen als Irrtum schon die Strohpuppen, die man in frühgeschichtlicher Zeit als rohe Abbilder des Menschen mitbegraben hat und die in Konfuzius' Tagen von Automaten abgelöst werden. Denn sie sind nicht etwa, wie dieser von den letzteren meinte, die Vorläufer jener Menschenopfer, sondern gerade umgekehrt natürlich der Ersatz einer zivilisierteren Zeit dafür gewesen, die noch später auch — ganz unserem Festgebäck entsprechend — die Opfertiere mitunter aus Brotteig nachgebildet hat. Ihre letzten Abkömmlinge sind die Papierfiguren der Dienerschaft, die heutzutage mit ebensolchen Nachbildungen des übrigen Besitzes am Grabe verbrannt werden. Übrigens hat man sich jene Puppen beseelt gedacht, denn nach dem Ngi-li werden sie von dem Führer des Leichenzuges angeredet und vom Aufbruch verständigt, und es ist ein Schimmer von Möglichkeit vorhanden, daß hier eine der Wurzeln der späteren Puppenspiele stecken könne, die ursprünglich nur bei Trauerfeiern aufgeführt worden sind. Von sonstigen ältesten Bestattungsarten, bedeutsamern wenigstens, wissen wir nichts; nur die Reinigung des Grabes durch den grotesk vermummten und schwer bewaffneten Teufelsbanner, dessen das Chou-li gedenkt, wird wohl noch aus der Urzeit herstammen.

Dadurch nun, daß der Tote sein ganzes Besitztum mit ins Jenseits nahm, bedeutete der Hingang des Familienhauptes den völligen wirtschaftlichen Ruin seiner Nachkommenschaft, wie das wiederum de Groot so überzeugend dartut. Das hat denn das spätere Trauerritual getreulich, obschon in symbolischer Erstarrung bewahrt: die Hinterbliebenen verlassen das Haus mit entblößtem Oberkörper und verwirrtem Haar; der Tote hat seine Nahrung, sie aber müssen fasten, und wenn sie nach etlichen Tagen ein wenig essen, so ist es die breite Bettelsuppe eines dünnen Hirsebreis, nichts weiter. Neben dem Sterbehause bauen sie sich eine elende Hütte aus Stangen, ohne Lehmbewurf, und drinnen schlafen sie auf Stroh, eine Erdscholle zum Kissen. Die Gewänder, den Schmuck, auch das Vermögen — die Kauri-Muscheln — hält der Tote fest; wenn sie sich wieder kleiden, so sind es dürftige, schlecht zugeschnittene Gewänder aus ungebleichtem und rohgewebtem Hanf, und statt der Mütze umgibt das Haar ein grober Strick — sie sind mit einem Worte Bettler geworden. Und das meiste davon hat sich bis jetzt erhalten, vor allem das Auffälligste davon: der ungebleichte Hanf der Trauerkleider. Das ist das Weiß der chinesischen Trauer, über das man so gerne lächelt, und doch, welch beispiellose Perspektive auf eine ununterbrochene Entwicklung aus tiefster Barbarei tut sich gerade in dieser Äußerlichkeit auf!

Von hier führt nun der Weg um so natürlicher zu der vorzeitlichen Wirtschaft hinüber, als es wiederum der Ahnenkult ist, dem wir den meisten und überdies wieder von demselben guten Gedächtnis zeugenden Aufschluß verdanken. Denn nicht bloß, daß er uns in den Opfer-

Digitized by Google



Grabhügel von urzeitlicher Form in der Ebene von Peking. Nach einer photographischen Aufnahme.

spenden, die ja, wie gesagt, eine Speisung der Ahnen und Götter sein sollen, die Nahrung von ehedem vorführt, sondern da der Opfernde nach uraltem Herkommen nur Selbstgebautes oder Selbstgewonnenes darbringen durfte — weshalb denn noch heute der Kaiser einmal jährlich in feierlicher Zeremonie selber den Pflug führt und die Kaiserin ihre Seidenraupen züchtet —, so erfahren wir vor allem zugleich, wie und von wem diese Nahrung gewonnen wurde. Gerade hier treten außerdem noch die Gast- und Einführungsgeschenke bestätigend hinzu, die als charakteristische Symbole des Gebers den Bereich seiner Tätigkeit bezeichnen sollen.

Und da finden wir denn, daß Mann und Weib ganz verschiedene und in der Hauptsache streng getrennte Ressorts hatten. Denn jener gab als Geschenk nur lebendes oder lebendig scheinendes Getier: die Wildgans, den Fasan, die ausgestopften Hirschfelle, und als Opferspende rohe Fische und rohes Fleisch, unabgehäutet, das sing oder hüeh-mao, das in Shantung noch jetzt beim Leichenmahle durch geronnenes Blut mit hineingesteckten Schweinsborsten repräsentiert wird, und er mußte das Opfertier, auch Stier und Schwein, mit dem Pfeil erlegen; die Frau dagegen, der nach dem Chou-li überhaupt die Baumfrüchte unterstanden, brachte in beiden Fällen als ihre eigentlichste Gabe Kastanien und Datteln (li-tsao) dar. Also hie Tier-, hie Pflanzenreich! Damit werden wir denn noch weit vor die Tage, wo „Adam grub und Eva spann", zurück in die Epoche der „individuellen Nahrungssuche", des „wirtschaftlichen Individualismus" versetzt, in der alle Arbeit gewissermaßen in Maskulin und Feminin gespalten war, jenen Morgendämmer der Menschheit, da Eva, die Kinder auf dem Rücken schleppend, mühselig durch das Urwalddickicht drang, um seine eßbaren Früchte zu sammeln, während Adam auf der Fährte des Wildes streifte. Nach dem Mann allein gerechnet, ist das die Jägerstufe, und die Erinnerung an sie klingt auch noch wieder in der früher erwähnten Tradition, die den ersten Menschen mit den Tieren zusammen leben und geradezu eine Familie bilden läßt; denn das eben ist nach K. v. d. Steinens Erfahrung bei den brasilianischen Bakaïri ein Zeichen „des vollen, echten Jägerstadiums", daß sich der Mensch nicht durch eine Kluft vom Tier geschieden und nur als primus inter pares fühlt. Noch im 7. Jahrhundert v. Chr. und später hat

Digitized by Google

man dem Zeugnis des Chou-li, des Tso-chuan und Lieh-tze's nach in China geglaubt, daß die barbarischen Nachbarn, wie z. B. die Kie in der Gegend des heutigen Kiao-chou, der Tiersprache mächtig seien.

Aber wenn man den Stufengang der Entwicklung ehedem so verstand, daß der Jäger allmählich zum Hirten, der Hirte zum Ackerbauer geworden sei, so hat die neuere Forschung mit diesem Dogma gebrochen und dargetan, daß gerade die erste und die letzte Station nicht vertikal über-, sondern horizontal nebeneinander liegen, und zwar dergestalt, daß Eva grub, während Adam jagte, d. h. also dem jagenden Manne die ackerbauende Frau zur Seite ging; denn eben weil sie, schon physisch, auf die Gewinnung vegetabilischer Kost angewiesen war, mußte sie auch zuerst auf den Anbau der Früchte verfallen. Das zeigt sich denn auch im ältesten China. Zwar hat hier seit Olims Zeiten der Mann den Acker bestellt, und er hatte auch beim Opfer etwas mit dem Getreide zu schaffen, aber beides offenbar nur als ein späterer Usurpator. Denn wenn hierfür — und recht eindringlich, scheint mir — schon spricht, daß es die Pflicht, ja die Hauptaufgabe der Gattin war, „die Getreidegefäße des Ahnentempels darzubieten" — die wirkliche oder vorgeschützte Unfähigkeit dazu war sogar ein Scheidungsgrund — und daß überhaupt „die sechs Arten Getreide" wie auch der grobgemahlene Reis unter Frauenobhut standen, so beweist eine Vorschrift des Chou-li ganz direkt, daß sie einst wirklich auch selber angepflanzt, gesät und geerntet hat. Da heißt es nämlich: „Zu Frühlingsanfang läd der Nei-tsai die Königin ein, mit ihren Hofdamen die (nach dem Kommentar in ihrem Palaste aufbewahrten) Samen des Früh- und Spätgetreides großzuziehen und es dann dem König (zur Opferung) zu schenken." Das ist doch deutlich genug! Aber noch mehr: dem Kuoh-yü zufolge hatte die Frau ihr Opferkorn selbst zu mahlen, so daß also auch dieser letzte Akt in ihren Händen lag, und endlich heißt dasselbe Wort und (kaum verändert) auch das Schriftzeichen kia, das wir bereits als „heiraten (der Frau)" kennen, auch „Getreide säen, Ackerbau treiben, Ackerbau"! Damit stellt sich denn die Frau zugleich als die erste Besitzerin eines liegenden Gutes dar, eben des kia (das nicht nur „Haus, Familie", sondern auch „Haus mit Feldern", also „Ackergut" bedeutet); sie war eine gute Partie geworden, und das erklärt wohl ihre gehobene Stellung im Mutterrecht, wie auch den Umstand, daß sie es war, die das Gut vererbte. Doch was unendlich schwerer wiegt: sie als die Begründerin des Ackerbaus, an den sich doch aller dauernde Aufschwung knüpft, sie ist die Mutter der höhern Kultur auch für China gewesen.

In wie uralte Zeit aber diese Erfindung gesetzt werden muß, zeigt wiederum das Ritual: noch war die wilde Kraft der Flamme nicht gezähmt; roh aß man selbst noch das Getreide, wie man das Wildbret mit Blut und Haaren verschlang, und den Trunk dazu gaben Quell und Pfütze her — denn das Wasser, der „dunkle Wein", wie sein Kultname lautet, oder „das Geister-Wasser", ist dort diesen Lebensmitteln beigeordnet, die als die ältesten den vornehmsten Ehrenplatz im Ahnentempel haben. Einen ähnlichen halbtierischen Zustand schreibt übrigens die alte Literatur mehreren Miao-tze-Stämmen wie u. a. auch den Yüeh-chi zu, die sich schon dadurch als echte Vettern der Hunnen, dieser Erfinder des „Beefsteaks à la tatare", zu bekunden scheinen.

An derselben Stelle gibt das Li-ki aber geradezu ein kulturhistorisches Menü, eine Geschichte des chinesischen Magens; denn die mit ihrem Fleische gekochten Knochen, das Brat- und Röstfleisch und der ungeklärte Most, dem der nächste Platz und Rang gebührte, stammen aus der Zeit, wo „die späteren Weisen erstanden, welche den Vorteil des Feuers nützten". Indessen auch hier noch findet man die Tätigkeit der Geschlechter getrennt: während der Mann das in Streifen geschnittene Fleisch briet, buk und röstete, und zwar auf heißen oder erhitzten Steinen, muß das Kochen und Sieden der Frau zugewiesen werden. Denn wenn sie gleich (aber offenbar infolge eines spätern Synkretismus) auch Dörrfleisch zu opfern berechtigt war, so sind doch die Saucen, die Hâchés, das Gepökelte, kurz alle mit Wasser und Salz bereiteten Fleischgerichte mit Ausnahme bloß der vornehmen (aber ungesalzenen) Suppe aus Lammfleisch (ta keng) ihr eigenstes Departement. In der Tat scheint auch noch einiges andere ihre nähern Beziehungen zum Wasser zu verraten, das ihr ja auch zum Ackerbau so nötig war, und wenn sie sich mit dem Manne in den Fischfang geteilt hat, so kommt das

Digitized by Google



Gitterwerk von sägebockartigen Balkenkreuzen (yüan) am Eingang eines Yamen. Photogr. Aufnahme.

wohl eben daher. Am entschiedensten spricht sich jedoch dieser Unterschied in der Tatsache aus, daß es zwei Gottheiten des Herdes gab, die des „Fleischherdes“ (yung-tsuan) zum Braten, die nur vom Mann, und die des hi-tsuan, des Ofens zum Getreidekochen und -dämpfen, die nur von Frauen verehrt ward, und daß zudem die Gottheit der Küche, die „erste Feueranbläserin“, weiblichen Geschlechtes oder, wie sie Konfuzius respektlos nennt, „ein altes Weib“ war, der Kochtopf und Weinkrug als Attribute gebührten. Auch letzteres mit Recht; denn die Sorge für den Wein, der ja in China von jeher nur aus Getreide gemacht wird, ist ehemals die Sache der Frau gewesen, und sie mag also wohl — ein fröhlicher Gedanke! — auch dessen Erfinderin gewesen sein. — Ich muß es mir leider versagen, hier noch näher auf diese älteste Stufe einzugehen und von dem Wildbestande Altchinas wie von der Art der Jagd und des ältesten Ackerbaus zu berichten; nur das kann ich allenfalls hinzufügen, daß jene noch in historischer Zeit ganz wie bei den Primitiven auch dorfschaftsweise und mit Netzen und Schlingen betrieben worden ist.

Gerade diese Netz- und Schlingenjagd mußte aber nun, genau wie sich aus der Jagd des Weibes nach Früchten die Domestizierung der Pflanzen entwickelt hat, allmählich zur Zähmung des Tiers und damit zu dem Hirtenstadium führen. Wie fließend in der Tat die Grenze zwischen ihm und dem vorigen ist, das zeigen ja noch die Shi-king-Verse: „Gegangen kommen deine Hirten mit Wildbretbeute aller Art.“ Deutet nun der ganze Gedankengang dieser Ode mit ihrer Verherrlichung des Herdenreichtums darauf hin, daß Viehzucht und Weidewirtschaft noch im frühgeschichtlichen China keine kleine Rolle gespielt haben — was denn auch durch vieles andere und nicht zuletzt wohl durch die Bemerkung eines alten Staatsmannes bestätigt wird, „die Alten hätten Größe und Verfall der Staaten nach den Herden berechnet“ —, so gebricht es auch sonst nicht ganz an Material, um eine vormalige Hirtenzeit auch hier plausibel zu machen. Denn abgesehen auch von dem schon obenerwähnten Fürstentitel muh „Hirte“, der doch wohl ins Gewicht fällt, und dem ich fast sogar auch das Wort kün „Fürst“ als eine event. Bezeichnung des Besitzers von Herden (k'ün) hinzufügen möchte, so kommt hier

Digitized by Google

sicherlich die hervorragende Stellung in Betracht, die das Schaf in der Bildung einiger Schriftzeichen für ethische Begriffe einnimmt. So ist z. B., wie man ja schon mehrfach betont hat, das Symbol für „gut, schön" aus „Schaf" und „groß" und das für „Redlichkeit" aus „Schaf" und „ich" zusammengesetzt — was natürlich nicht „ich Schaf", sondern die Eigenschaft bedeuten soll, daß einer meine Schafe nicht für die seinigen ansieht — und wie das Bild dieses Tieres noch in der Han-Zeit als Glückssymbol verwendet wurde, so bildet es auch (phonetisch-ideographisch) mit „Gottheit" zusammen ein altes Zeichen für „Glück". Dies und ähnliches weist doch wohl auf eine Wirtschaftsform, deren Schwerpunkt die Zucht des Schafes, und der es darum das Eigentum κατ' ἐξοχήν gewesen ist, und ihr entspricht es auch ferner, wenn es durch die vorhin genannte „große Suppe" aus Lammfleisch als einen bevorzugten Gang des Opfermahles wie durch das Schriftzeichen für „ernähren" („Schaf" und „essen") und dergleichen als die hauptsächlichste Nahrung bezeichnet wird. Eine solche Wirtschaftsform scheint mir aber nur eben das Hirtenstadium sein zu können. Und da dieses weiter und wechselnder Landstrecken bedarf, so kann hier als weiterer Beweis ein beredtes Zeugnis angeführt werden, das für ein nomadisches Umherziehen, aber nicht zu Fuße wie in der Jägerzeit, sondern im Wagen spricht: nämlich das auffallende hohe Gitterwerk von sägebockähnlichen Balkenkreuzen, das rechts und links vom Eingang eines Yamen den Fußweg sperrt; denn das ist nach Namen (yüan „Wagendeichsel") und wohlbeglaubigter, weitreichender Überlieferung der letzte, stilisierte Rest der emporgeschlagenen Deichseln jener alten nomadischen Wagenburgen, wie sie allnächtlich für die Scheichs der Urzeit, die ältesten „Kaiser", zusammengeschoben wurden, die nach der Angabe des Shi-ki wie nach sonstiger Tradition noch ohne festen Wohnsitz umhergezogen sind. Auch der nordchinesische Wagen oder besser Karren mag mit seiner Gestalt und seiner Eigenschaft als Wohnung noch an jene Tage erinnern.

Jedoch auch diese Periode ist wieder nur so zu verstehen, daß die Weidewirtschaft im wesentlichen bloß Mannessache war und mit dem weiblichen Ackerbau Hand in Hand ging — wie denn das Nebeneinander von Hirtentum und Ackerbau vom Shu-king noch für die Lai-Barbaren in Shantung bezeugt zu werden scheint. Und wirklich wird das Erstere dadurch als das Gebiet des Mannes gekennzeichnet, daß nur er die „sechs zahmen Opfertiere", Pferd, Rind, Schaf, Schwein, Hund und Huhn, darzubringen hatte, mit denen sich uns zugleich der älteste Haustierbestand der Chinesen und ihre damalige Fleischnahrung vorstellt. Denn daß auch der Hund auf ihrem Speisezettel stand — was sie jetzt so gerne leugnen —, das wird im Li-ki mit dürren Worten gesagt; man ißt ihn ja auch heutzutage noch. Es ist übrigens möglich, daß die Frau hier einen Übergriff gemacht und die Schweinezucht übernommen hat; wenigstens mußte die Neuvermählte dem Gatten beim ersten Eintritt in die Wohnung Ferkelfleisch vorsetzen, und die eine, jetzt übliche Form des Zeichen für kia („Haus") stellt ein Schwein unter einem Dache dar. Seltsam und sogar als ein Gegenbeweis gegen die Annahme einer altchinesischen Hirtenzeit mag es erscheinen, daß sich nicht eine Milchwirtschaft entwickelt hat, die wir doch sonst als deren eigentliches Merkmal zu betrachten pflegen. Aber wie einerseits die Milchgewinnung nach Schurtz „keineswegs eine selbstverständliche Beigabe der Viehzucht" ist und auch bei echten Hirtenvölkern recht mangelhaft ausgebildet sein kann, so darf man sie andrerseits, scheint mir, den alten Chinesen doch nicht vollständig absprechen; denn das Li-ki nennt unter den Opferspenden jener zweitältesten Periode ein (berauschendes?) Getränk loh, das der Beschreibung nach aus gegorener Milch hergestellt, also eine Art Kumys (doch aus Kuhmilch) gewesen ist, und spätere Quellen erwähnen einer „Kuh-Kumys" (niu-su-loh) als Produkt und Trank einer südchinesischen Landschaft.

Diesem knappen Umriß der ältesten Erwerbszweige schließen sich nun passend die Gewerbe der Urzeit an. Leider sind wir nur, wie schon erwähnt, auch für bescheidene Erwartungen sehr ungenügend darüber orientiert; denn es lassen sich ihrer nur wenige unterscheiden und von etwaiger gruppenweiser Ausübung wissen wir fast nichts, ja selbst die Arbeitsteilung der Geschlechter, die gerade hier sonst am allerklarsten hervorzutreten pflegt, ist nur in einem Falle mit Sicherheit festzustellen: beim Spinnen und Weben nämlich, das wie überall, so

Digitized by Google



Zwei Beispiele altchinesischer Münzen. Originale im Besitze des Verfassers.

auch in China uralte Frauendomäne ist, geheiligt vom Ritus, der sogar die Kaiserin noch die Opfergewande aus selbstgezogener, selbstgesponnener Seide zu weben zwingt. Diese Tätigkeit ergab sich ja ganz natürlich aus der Pflanzenkultur. Unsicherer ist es dagegen schon mit dem Flechten, obschon es mit dem Weben doch so nahe verwandt ist, daß beides in China durch dasselbe Wort bezeichnet werden kann. Indessen wird man doch wohl auch dies dem Ressort der Frau zuweisen müssen, und zwar vornehmlich deshalb, weil von den beiden Gefäßen, worin sie ihre Gabe darbot, und die so ganz nur ihr gehörten, daß sie der Mann nicht einmal zu säubern berechtigt war, das eine und älteste (das direkte Urbild des hölzernen zweiten) nach bestimmtester Überlieferung aus Bambus geflochten war — wie das vielleicht auch sein Name pien (pien „flechten") anzeigt. Hat sie aber Gefäße geflochten, so sollte sie eigentlich auch die erste Töpferin sein; denn wie man heute mit Recht annimmt und wie es sich nachher wohl speziell auch für China ergeben wird, ist das geflochtene Gefäß als ein Ahnherr des tönernen zu betrachten, dessen Erfindung ja übrigens auch der Frau als der Kochenden am nächsten gelegen hätte. Allein die chinesische Tradition führt die Töpferei so entschieden auf zwei sagenhafte Heroen zurück, daß nur diese Zwiespältigkeit vielleicht einen Ausweg öffnen könnte: es sind anscheinend rein lokale Sagen und brauchen deshalb nicht mehr zu besagen, als daß in ihrer engeren Heimat dies Handwerk stets von Männern betrieben worden ist.

Eben hierbei scheint denn auch eine schwache Spur von Familiengewerbe hervorzutreten, indem nämlich auch ein mehr als tausend Jahre späterer Enkel des einen jener ersten Töpfer, des „Kaisers" Shun, in demselben Beruf tätig gewesen wäre. Auch mag es etwa hierherzuziehen sein, wenn man jedes wichtigere Gerät einem besondern Erfinder zuschrieb, und daß wenigstens die ärztliche und die Schauspielkunst wie die Seidenbleicherei erblich waren, dürfen wir aus Chuang-tze und dem Tso-chuan schließen. Für ein Gruppengewerbe kann ich dagegen bloß, und mit allem Vorbehalt, die Mitteilung des Shu-king ins Treffen führen, wonach bestimmte Teile Chinas bestimmte Gegenstände, wie Reib- und Wetzsteine u. a. produzierten; doch sollte man ihm, däucht mir, wegen der späteren Zünfte und Gilden, deren klassischer Boden ja China ist, immerhin ein hohes Alter und eine bedeutende Ausbreitung zubilligen dürfen.

So spärlich aber diese Ausbeute ist, eines ist als unumstößlich sicher anzusehen: daß nämlich auch in China jegliche Arbeitstätigkeit, des Mannes wie der Frau, durch rhythmischen Gesang und Taktrufe geregelt und gefördert, daß Arbeit und Rhythmus auch hier gepaart gewesen sind. Das ist ja dort noch heute so: keine gemeinsame Arbeit, wobei nicht der Chorus zu taktmäßigem Refrain, den es auf die Strophe des Vorsängers folgen läßt, das Werkzeug rührte, keine krafterfordernde Einzeltätigkeit, die man sich nicht durch Gesang oder Zuruf zu erleichtern suchte. Und daß es vormals nicht anders gewesen, dafür haben wir ein geradezu glänzendes Zeugnis in dem „heiligen Liederbuche" (Shi-king), das in der Tat zum großen Teil aus solchen Arbeitsliedern besteht, mag sie eine spätere Zeit auch noch so künstlich umgedeutet haben. Ein Beispiel spreche hier für viele, das Lied „der Wegerichpflückerinnen":

Pflücket, pflücket Wegerich,
Eija zu, und pflücket ihn.

Pflücket, pflücket Wegerich,
Eija zu, ihr rücket ihn.

Digitized by Google

Man sieht schon an dieser ersten Strophe, die in den beiden folgenden nur wenig variiert wird, daß das Ganze keinen andern Zweck hatte, als sozusagen den Takt zu schlagen.

Endlich bleibt dann noch des Handels Erwähnung zu tun, der als Urvätereinrichtung schon durch die Tradition des Yih-king beglaubigt wird, daß der mythische „Kaiser" Shen-nung, der „göttliche Bauersmann", zum Waren- und Güteraustausch den ersten Markt geschaffen habe. Der Kaiser darin ist anscheinend spätere Zutat, aber der Kern ist echt, der den Markthandel mit dem Ackerbau verknüpft; denn wie er örtlich stets an die für den letztern so nötigen Brunnen gebunden war, so hat er ursprünglich auch zum Wirkungskreise der Frau gehört. Das lehrt die bedeutsame Satzung des Chou-li: „Immer wenn eine Stadt gegründet wird, so hilft der Nei-tsai der Fürstin den Markt einrichten" und „weiht ihm ein Opfer nach dem Ritus des weiblichen Prinzips". Es war also offenbar ganz vorwiegend Frauenarbeit, was hier vertrieben wurde, und man sieht das Chinesenweib der Urzeit ordentlich vor sich, wie es gleich unserer Hökerin oder Bauernfrau zu Markte zog, um das Erzeugnis seiner fleißigen Hände: Gemüse und Brotfrucht, Kleid oder Gespinst und vielleicht auch Geschirre und dergleichen feilzubieten. Einen weiteren Fingerzeig in dieser Richtung geben wohl auch die Geschenke, die ja nach Bücher der Anfang des Handels sind, und der symbolische Ausdruck des Tausches, das Geld. Denn wenn zu den erstern — als stehende Gabe des Mannes — zwei Rollen Seidenstoff gehörten, so kann ihm dies echteste Frauenprodukt doch nur als kostbare Handelsware zugekommen sein, und noch viel deutlicher zeigen die uralten pu- (d. h. „Gewand-") Münzen durch den Namen wie durch die Form, die ein Kleidungsstück darstellt, ihre Abkunft an. Doch würden andrerseits die Bronzenachbildungen des Steinbeils, des Ringes, des Messers und der Hacke (ts'ien, welches das gewöhnliche Wort für „Geld" geblieben ist), die uns zugleich einiges von den Gegenständen des ältesten Handels überhaupt erzählen, wohl schwerlich unter den frühesten Geldsorten figurieren, wenn nicht auch das Männergewerbe vertreten gewesen wäre, und so mögen schließlich auch einmal jene Hirschfelle, der Kaufpreis der Braut, hier „gehandelt" worden sein, deren Geldcharakter dann die Kipper- und Wipperzeit der Han-Periode wieder erneuert hat, und die vielleicht sogar das Urbild der in China ja sehr alten Banknote repräsentieren.

Aber wie schon die Kostbarkeit des Muschelgeldes auf ferne Herkunft zu deuten scheint, so sind ohne Zweifel auch andere Dinge bereits in ältester Zeit von weither eingeführt worden, wie die Erzeugnisse Südchinas: Elfenbein und Nashornhäute und wohl auch Schildkröten (deren Schale gleichfalls als hochbewertetes Geld kursierte), ja der Handel hat Entfernungen durchmessen, die uns ohne unsere jetzigen Kenntnisse von seiner riesigen Verzweigung schon in Urzeittagen geradezu unglaublich dünken würden: das fernste Zentralasien sandte seinen Nephrit oder Jadestein, den „edlen yüh". Denn daß er von dorther stamme, versichert die alte Überlieferung bestimmt, und nicht minder spricht für eine ungewöhnlich weite Reise sein außerordentlicher Wert, der ihn zu einem wahren Königsgut und darum auch zum Attribut und in der Schrift zum Symbol des Königs machte, während andrerseits das Schriftzeichen selber, das entweder ein Gehänge oder einen Dolch (?) aus solchem Stoffe vorstellen soll, das hohe Alter seines Imports erweist. Die ersten, traumhaften Anfänge der westöstlichen Beziehungen liegen demnach schon in der Urzeit, und sie mit ihren unendlich reichen Folgen für die chinesische Kultur, wie überhaupt alle weitreichenden Handelsverbindungen sind dem Wagemut des Mannes zu danken. Aber ein mächtiger Hebel der Sittigung war doch auch schon der rein lokale Tauschverkehr; denn er hat nicht bloß eine Bereicherung der äußern Existenz gebracht, er hat auch den Zusammenschluß zu engern Interessengruppen gelehrt und, wenn auch anfänglich nur in bescheidenstem Maße, den Horizont erweitert — beides zugleich wirtschaftliche und ethische Faktoren von größter Bedeutung —: und dabei hat doch wieder die Betriebsamkeit des Weibes eine ausschlaggebende Rolle gespielt.

Mit alledem sind wir dem Gebiete der materiellen Kultur so nahe gerückt, daß uns ein kleiner Schritt hinüberträgt. Und da ziehen zuvörderst Waffe und Werkzeug den Blick auf sich, als die erste Erfindung des Menschen, die ihn recht eigentlich vom Tier unterscheidet.

Man hat m. W. neuerdings öfters die alte Einteilung in Steinzeit (oder besser metalllose Zeit), Kupfer- und Bronzezeit und Eisenzeit angefochten. Mir scheint das indessen nur

Digitized by Google

insoweit richtig zu sein, als das keine absolut gültigen Perioden sind, die also überall gleichzeitig bestanden hätten; daß aber jedes einzelne Volk diesen Stufengang durchlaufen habe, das möchte ich doch für ausgemacht halten, und jedenfalls wird er für die chinesische Urzeit gelten müssen. Denn Überlieferung, Brauch und Schrift, sowie alte und neuere Ausgrabungen und Funde lassen erkennen, daß deren älterer Abschnitt noch keine andern Stoffe für seine Geräte als Knochen und Horn, Holz resp. Bambus und vor allem den Stein gekannt hat, und daß erst auf diese Periode, deren lange Dauer vielleicht noch die heutige hohe Verehrung für den bearbeiteten Stein als eine Art Atavismus bezeugt, die Bronzezeit gefolgt ist, welche erst in vorgerückter historischer Stunde und ganz allmählich — zuerst beim Werkzeug, dann bei der Waffe — vom Eisen abgelöst wurde. Ja diese großen Perioden lassen sich vielleicht sogar noch in Unterabteilungen zerlegen, die auch wieder den unsrigen entsprechen. Denn wenn Hirth aus den Angaben der Tradition gefolgert hat, daß die Steinzeit in eine Epoche des roh zugeschlagenen und eine jüngere des geschliffenen Steines (als eine paläo- und neolithische) zerfiel, so mag das Wort für „Metall" (kin), das von Hause aus gewiß nicht „Gold" und wahrscheinlich auch nicht „Bronze", sondern „Kupfer" bedeutet, eine Kupferzeit als Vorläuferin der Bronze erschließen lassen.

Wie nun eine Besprechung dieser beiden ersten Metallperioden nicht hierher gehört, weil uns ihr Formenschatz erst aus viel späterer Zeit überliefert ist, so kann es natürlich auch nicht der Zweck dieser Darstellung sein, nun alle Geräte aus Stein — das Messer mit seinen Sprößlingen, Schwert und Lanzenblatt, die Punktiernadel und die Pfeilspitze, den Hammer und die Hacke — Revue passieren zu lassen; bloß über den nächsten Verwandten der beiden letzten, das Beil, mögen ein paar Worte erlaubt sein, weil es in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist. Zunächst des Aberglaubens halber, der sich an ausgegrabene Exemplare heftet, indem sie ganz wie unsere „Donnerkeile" als Waffen des Donnergottes angesehen und als Amulette (für Kinder und schwangere Frauen) verwendet werden; sodann und vor allem aber wegen der einen seiner Formen: des eigentümlichen Beiles mit scharf abgesetztem Hals und einem Loche (zur Verschnürung an den Stiel) inmitten der Klinge. Es ist mir freilich bloß in seiner Bronzeform bekannt (denn die entsprechenden Nephrit-Exemplare in den alten Abbildungswerken sind mir verdächtig, wieder deren Nachahmungen zu sein); aber diese muß schon deshalb auf ein steinernes Urbild zurückgehn, weil es ein vom Ritus geweihtes Zeremonienbeil (für den alten Kriegstanz) war und yüh-ts'ih „Nephritart" genannt wurde. Dies hat nun eine überraschende Ähnlichkeit mit den „shouldered celts", die nur in Hinter- und dem zentralen Vorderindien gefunden und deshalb von Grünwedel als ein Zeugnis für die ethnische Zusammengehörigkeit der austroasiatischen Völker betrachtet werden. Da ja nun, wie früher gesagt, auch das Chinesische deren Kreis recht nahe steht, so würde ich nicht zögern mir diese Bestätigung zunutze zu machen, wenn dieselbe Form und noch genauer entsprechend — nämlich als durchlochtes Zeremonienbeil — nicht auch im prähistorischen Amerika zum Vorschein gekommen wäre. So sehr ich mich nun zwar davor scheue, die längst zu Grabe getragene Hypothese von chinesisch-amerikanischen Urbeziehungen wieder aufzuwärmen, so fühle ich mich doch um so mehr genötigt, diese unerwartete Übereinstimmung wenigstens zu registrieren, als neben einigem andern vornehmlich die u. a. von Mencius aufbewahrte alte Sage,



Urzeitliche Formen chinesischer Waffen und Werkzeuge. Originale sämtlich im Besitze des Verfassers.
1) Zimmermanns- und Wagnerbeil (pen-tze). 2) Bronze- (Tanz-) Beil (ts'ih) aus der Han-Zeit. 3) Amulett (wohl Nachahmung eines Steinbeils), wie es den Toten mitgegeben wird. 4) Bronzeschwert.

Digitized by Google

welche den mit der Grabung eines Brunnens beauftragten Shun der von Bruder und Eltern geplanten Verschüttung darin bloß durch eine eigens hergestellte „Seitenöffnung“ entgehen läßt, mit ihrer eigentlich unmöglichen Pointe nur noch in Amerika und auf der Zwischenstation (?) der Karolinen begegnet.

Eine andere urzeitliche Beilform bewahrt vielleicht, und das wird überraschen, das moderne Nordchina, und zwar in seiner Wagner- und Zimmermannsart (pen-tze), bei der ein hohler Eisenkelt (offenbar ein Nachfahr des bronzenen Hohlkelts) auf ein besonderes Holzstück aufgestülpt und erst in dieses der Stiel gefügt wird; denn das ähnelt m. E. zu sehr der bekannten prähistorischen Schäftung, welche die Steinklinge durch Vermittlung eines Stückes Hirschhorn mit dem Schafte verbindet, als daß man sie nicht als ein Mittelglied, das missing link zwischen ihr und der eisenzeitlichen mit ihrer direkten Vereinigung von Stiel und Blatt auffassen sollte.

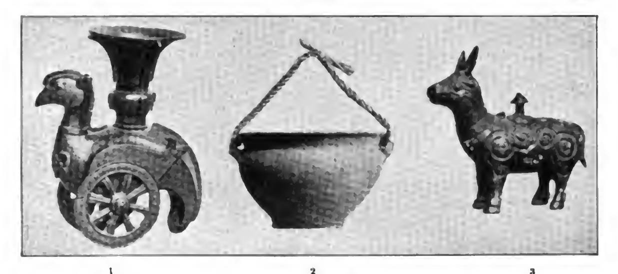
Ethnographisch interessant ist auch der chinesische Bogen — um jetzt noch einen flüchtigen Blick auf die Holzgeräte dieser Kategorie zu werfen — weil er schon nach dem Ausweis der Schrift von altersher ein sog. zusammengesetzter gewesen ist. Denn die Verfertigung eines solchen ist so kompliziert, daß man annimmt, seine Erfindung habe nur an einer Stelle der Erde geschehen können, sei es in Sumerien, Babylon oder China. Ich bin nicht kompetent darüber zu urteilen; sollte aber in der Tat keine andere Möglichkeit sein, so möchte ich doch unbedingt der These von Schurtz den Vorzug geben, die das holzarme Nordasien als das Stammland bezeichnet; denn der Bogen ist zu alt und zu eingewurzelt in China, um von außerhalb eingeführt sein zu können. Seine Urzeitlichkeit erweist ja auch zu gleicher Zeit der Pfeil, dessen sich die Überlieferung noch als eines Dorns und zugespitzten Holzes erinnert, und der, mit Knochenspitze versehen, eine uralte Grabbeigabe war; auch die schon erwähnten Steinpfeile gehören der Vorgeschichte an. Wann die schon im 18. (?) Jahrhundert v. Chr. erwähnte Armbrust erfunden, und wann der Bogen für den Kugelschuß eingerichtet worden ist, hat sich noch nicht ermitteln lassen.

Dieser ältesten eigentlichen Waffe — denn alle anderen sind ja zugleich wohl auch Werkzeuge gewesen — steht als ältestes eigentliches Werkzeug der friedliche Pflug gegenüber. Sein Schriftzeichen („Hand“ und „Holz“) läßt ihn als ein einfaches Holz, vielleicht einen Grabstock erkennen, und ganz aus Holz war er auch noch in der Zusammensetzung aus Griff und Pflugschar — ein Spaten, ein Grabscheit also —, welche das Yih-king in die Urzeit setzt; sie wird sich nicht sonderlich von der ins Grab mitgegebenen Form der Chou-Zeit unterschieden haben, die den archaistischen Typus bewahrt haben mag. Auf ihr beruht dann sichtlich das vervollkommnete heutige Gerät, das also ein Beispiel im kleinen für die Bodenständigkeit der chinesischen Kultur abgibt.

Von den sonstigen Geräten der Urzeit, soweit sie nicht beim Gürtelschmucke zu betrachten sind, ist noch wenig bekannt; ich könnte höchstens die negative Tatsache anführen, daß ihr Stuhl und Sessel sicherlich fremd gewesen sind (während sie der Schrift zufolge eine hölzerne Bettstatt schon gehabt haben muß): man saß auf Matten, und Alte und Vornehme lehnten sich an eine Stützbank noch bis ca. 200 n. Chr., wo nach Laufer jenes Sitzmöbel durch Turkstämme aus Kleinasien eingeführt ward. Um so mehr und um so interessanter vielleicht auch für die allgemeine Kulturgeschichte ist dagegen, was uns die Gefäße zu berichten wissen. Denn indem uns die religiöse Tradition ermöglicht, ihrer Entwicklung bis auf die Wurzel nachzugehen, gibt sie in den Resultaten zugleich eine direkte Bestätigung für die heutige Ansicht vom Ursprung des Gefäßes überhaupt, und dabei wird ihre Zuverlässigkeit noch ausdrücklich durch die heutigen Verhältnisse wenigstens in Nordchina beglaubigt, wo gerade dessen primitivste Gattungen und Formen noch jetzt die allergewöhnlichsten sind. Indessen muß ich mich hier darauf beschränken, bloß die nackten Ergebnisse meiner Untersuchungen mitzuteilen, nach welchen sich denn der Lauf der Entwicklung folgendermaßen darzustellen scheint:

(1.) Das älteste Gefäß der Chinesen (außer dem Trinkhorn vielleicht, dessen Geschichte erst noch zu verfolgen ist) war der Flaschenkürbis. Seines Inhalts beraubt, der ein beliebtes Nahrungsmittel bildete, wurde er entweder in seiner natürlichen Form als Wein- und Wasserkrug oder quergeteilt als Schale und Schüssel (p'iao) oder endlich, der Länge nach gespalten,

Digitized by Google



Chinesische Gefäße in urzeitlichen Formen nach den im Besitze des Autors befindlichen Originalen.
1) Sogenannter Taubenwagen (kiu-ch'e). Weingefäß in Tierform. Kopie des 17.—18. Jahrhunderts nach einem alten Original. 2) Modernes chinesisches Gefäß, ganz in prähistorischer Weise mit Schnurösen und Schnur versehen. 3) Opfergefäß aus Bronze (hi-tsun) mit einer Inschrift auf der Innenseite des Deckels. Wahrscheinlich eine alte Kopie eines aus der Chou-Zeit stammenden Originales.

als Becher (p'ao) gebraucht. Speziell den beiden letzten wird ihre urzeitliche Herkunft noch ausdrücklich durch ihre Verwendung bei hohen Riten (Abwehr schädlicher Gewalten, Weichbildopfer, Vermählung u. a.) und dem Becher sogar mit der Versicherung attestiert, daß es in Erinnerung an das höchste Altertum geschehe; aber sie alle haben noch Jahrtausende lang auch profanen Zwecken gedient, ja die Schale gehört in derselben Eigenschaft, oder mit durchgestecktem Bambusstiele wie in der Han-Zeit als Löffel, noch dem heutigen Pekinger Haushalt an.

Nicht unwahrscheinlich ist mir nun, daß diese Frucht auch bei der folgenden Stufe:

(2.) dem geflochtenen Gefäße, mit Gevatter gestanden hat. Denn eines der ältesten, wenn nicht das älteste dieser Gattung, das schon erwähnte pien, hat mit seinen zwei verschieden großen Auswölbungen über und unter dem Stiel eine so auffällige und sonst so vorbildlose Gestalt, daß es wirklich wie eine Nachahmung der beiderseits abgeschnittenen Kalebasse aussieht, die sich vielleicht aus einer den Transport erleichternden Umflechtung entwickelt haben könnte. Und recht deutlich entspricht auch der moderne Wassereimer Nordchinas, ein länglich runder, unverpichter und jedenfalls höchst altertümlicher Korb, jener Kürbisschale, mit der ihm auch die Verwendung als Löffel (zum Besprengen der Straße und dergl.) gemeinsam ist. Aber wie dem auch sein mag, soviel scheint gewiß, daß sich wohl die größte Mehrzahl

(3.) der hölzernen einer- und vor allem andrerseits der Tongefäße



Kalebasse in Umschnürung (als Modell eines urzeitlichen Gefäßes). Original im Besitze des Verfassers.

mit ihrer jüngern Entwicklungsform, den Metall- und insonderheit den Bronzegefäßen, aus den geflochtenen ableiten läßt, und zwar vielfach nicht etwa durch einen bloßen Schluß aus der Form, sondern durch einen direkten Stammbaum, der dasselbe Gefäß in allen diesen vier Stufen zeigt. So war z. B. das kui (ein Frauengefäß für Früchte gleich dem pien), wie schon der Radikal „Bambus" in dem Schriftzeichen angibt, zunächst aus diesem Stoffe geflochten, beim Ahnenopfer war es dagegen aus Holz, beim Weichbildopfer (das auch den Kürbisbecher p'ao gelegentlich aus Ton nachbildete) aus Ton, und endlich wurde es aus Bronze hergestellt. Lassen sich ähnliche Serien auch sonst noch aufstellen, so scheint eine unmittelbare Brücke zwischen Flecht- und Tongefäß noch in dem modernen Wein- und Ölbehälter, einem ausgepichten urnenförmigen Korbe, und

Digitized by Google

im Weinkruge vorzuliegen, dessen Tongehäuse angeblich zum Schutz gegen das Zerbrechen fest umflochten ist; denn man erklärt ja die Genesis des Tongefäßes bekanntlich so, daß das ursprüngliche Geflecht mit Tonerde ausgeschmiert und gedichtet worden sei — was dann in China vielleicht ein Ersatz für die ehemalige Ausfüllung durch den Kürbis gewesen wäre.

Dieser Ursprung gibt sich aber mehr oder minder schlagend auch noch in Einzelheiten der Ausstattung zu erkennen, die größtenteils ebenso langlebig wie fruchtbar für die Kunst gewesen sind. Da wäre z. B. die vielleicht aus der Flechtmasche entstandene Schnuröse statt des Henkels zu nennen, die noch dem heutigen Tongefäß ein so prähistorisches Aussehen gibt; dann der charakteristische Ringfuß der meisten alten Vasen, welchen der Naturalismus der Han-Kunst (der auch die Kalebasse kopierte) wohl nicht ohne Bedacht wieder als geflochtenen Ring oder als Strick gebildet hat, und andererseits endlich der gewölbte Boden, der ein hölzernes Untergestell, einen Dreifuß oder die noch jetzt so allgemein übliche Umschnürung nötig gemacht hat, vor allen Dingen aber das Ornament, soweit es natürliches oder „Herstellungsornament" ist. Denn da zeigen jene wahre Fundgrube für die vorzeitliche Ornamentik: die Schriftbilder für die ältesten Gefäße, ganz besonders gern das Flechtmuster, und zwar teils so realistisch wiedergegeben, daß man mitunter im Zweifel sein kann, ob nicht etwa die wirkliche Umschnürung gemeint ist, teils in der etwas stilisierteren Form z. B. des sogenannten „Sehnenmusters", dem wir u. a. vielfach bei den Bronzeformen jenes kui begegnen, oder namentlich des ein- oder mehrfachen Schrägkreuzes, das auch von den Chinesen noch so gedeutet wird und auch sonst in der Schrift das Flechtwerk wiedergibt. Dies Flechtmotiv ist in der Tat so gewöhnlich gewesen, daß es zum mindesten nach chinesischer Ansicht direkt als Schriftzeichen für „Ornament" (und bemerkenswerterweise dann auch für „Schriftzeichen" selber) gewählt worden ist. Ferner hat die Umschnürung, die als solche ganz deutlich in einigen alten Schriftzeichen charakterisiert und von den Han-Bronzen wieder in die Ornamentik eingeführt worden ist, das auf einigen Gefäßhieroglyphen zu erkennende Schnurornament ins Leben gerufen.

Doch auch von den redenden (symbolischen) Ornamenten läßt sich wohl wenigstens eines direkt darauf nachweisen: das Wellenornament, und zwar ganz sachgemäß auf solchen, die Behälter für Flüssigkeiten nachbilden, und daß man desgleichen schon den Mäander verwendet hat, den die Chinesen lei-wen „Donnermuster" nennen, weil er ursprünglich das Bild eines Rades und somit das Symbol des rollenden Donners war, das scheint sich auf dem Umweg über die Weinurne lei („Donner") zu ergeben, die schon als urtümlicher Holzkrug mit dem „Wolken- und Donnermuster" geschmückt war: sie mag wohl damals, wie noch viel später der tönerne Weinkrug fou, nebenher als Trommel gedient haben. Jedenfalls aber ist der Mäander so ausnehmend früh bezeugt, daß die neuere Hypothese von seiner griechischen Abstammung schon dadurch hinfällig wird, und er ist zugleich noch deshalb interessant, weil ihn auch die Schrift (als Zeichen für „zurückkehren") übernommen hat. Und in der Tat sind ja die redenden Ornamente überhaupt schon eine unverkennbare Vorstufe der Schrift — ganz ähnlich den unsrigen, die ja denn auch von einer poesielosen Zeit durch die nüchtern-aktenmäßige Aufschrift verdrängt worden sind, um jetzt wieder und (vielleicht zu sehr) im Anschluß an die ostasiatische Kunst in die alten Ehren einzurücken.

Zu derselben Gattung gehören endlich auch einige der Tierbilder, die wir als Flächenschmuck auf uralten Vasen finden, wie z. B. der außerordentlich beliebte T'ao-t'ieh, der Kopf eines gefräßigen Monstrums, der zur Mäßigkeit ermahnen, d. h. diese Gesichtsurne als Eß- und Trinkgefäß charakterisieren sollte. Aber wenn wir nun durch glaubwürdige chinesische Mitteilungen erfahren, daß die mehrfach erwähnte Urne kui ursprünglich die genaue Nachbildung einer Schildkröte (kui) war, während wir diese dann bloß auf den Deckel gesetzt und schließlich nur auf dem Bauch der Vase eingeritzt sehen, so werden wir denselben Stufengang um so eher auch sonst für möglich halten müssen, als er auch noch für andere Gefäße bezeugt und überdies bei den Primitiven ganz gewöhnlich ist. Und wie bei ihnen so ist in der Tat auch in Urchina das Gefäß in Tiergestalt, der Tiertopf, ungemein häufig gewesen, wie noch ein Blick auf die Abbildungen alter Bronzen lehrt; er wird als ein typisches Merkmal der Jägerstufe angesehen und ist nach Wundt das Ergebnis einer Assoziation des ältesten einfachen

Digitized by Google



Der Tempel des Mondes bei Peking als Beispiel eines chinesischen Rundtempels mit Doppeldach.

Topfumrisses mit ähnlichen Naturformen — derselben, die noch den heutigen Menschen von Schnauze, Bauch und Füßen eines Gefäßes reden läßt. Doch wird diese Beseelung, Personifizierung nicht die Ursache der zeremoniellen Verbeugung sein, die einst dem Trinkbecher gemacht wurde, da sie auch in den Opfern an das Handwerkzeug, wie Pflug und Mühlstein (der in Shantung gar „Mutter" genannt wird), zutage tritt. Im übrigen ist die Entwicklung der plastischen Form zur bloßen Zeichnung, die endlich im Eintreten der geschriebenen Charaktere dafür gipfelt, psychologisch dadurch erklärt, daß nach chinesischer Vorstellung allen dreien dieselbe Eigenschaft innewohnt, nämlich dasjenige wirklich zu sein, was sie darstellen.

Aber wie sah es nun mit der Behausung aus, die solchen Hausrat enthielt? Die schon zu Eingang des Kapitels berührte Antwort der Überlieferung (besonders des Li-ki) darauf unterscheidet da wiederum zwei Perioden: Erdhöhlen im Winter und Sommers Reißignester für die feuerlose und richtige Häuser für die folgende Zeit, und sie wird durch die uralte Shi-king-Sage ergänzt, welche die (vielleicht übrigens auch im Li-ki angedeutete) backofenförmige Lehmhütte als den Vorläufer des letzteren bezeichnet. Diese Zwischenstufe wird zwar nur den halbwilden Ahnen der Chou in Shensi zugebilligt, aber sie kann unbedenklich auf ganz Nordchina ausgedehnt werden; denn sie lebt hier nicht bloß in der Form des Grabes weiter, sondern ist auch als Feldhütte wie als echtes Wohnhaus stark verbreitet, ja die nagelneuen Wärterhäuschen längs der Nordbahn — ein gutes Bild der ganzen modernen Kultur von China! — sind zum Teil noch lehmüberpflasterte Reisighütten dieser Art. Ich will nun freilich nicht bestimmt behaupten, daß sich dieser Typus direkt aus der Wohnhöhle (im Löß) entwickelt habe, obschon Richthofen in Shansi getreue Kopien der letztern als freistehende Gebäude angetroffen hat und das Wort hüeh eines wie das andere (und dazu noch Grab) bedeutet; aber jedenfalls partizipiert das chinesische Haus an den charakteristischen Eigenschaften beider. Denn nur von der Höhle — die übrigens auch den Gewölbebau gelehrt — hat es u. a. offenbar die bis jetzt gebliebene Eigenheit überkommen, daß es bloß nach einer Seite (näm-

Digitized by Google

sich nach Süden, wie auch die ureuropäische Wohnhöhle), und zwar mit einer zimmerbreiten Tür und Fenstern rechts und links davon geöffnet ist, und mit jener Backofenhütte — oder vielleicht gar mit der Höhle selber? — teilt es vor allem das altheilige Impluvium (liu „Traufe"), das schon im Zeichen noch kräftig angedeutet ist und späterhin durch die aufgesetzte Kappe zu dem charakteristischen Doppeldach so vieler alter und neuer Bauten geführt hat. Ja, wie das ärmere Wohnhaus noch heutzutage aus zwischen Brettern gestampftem Lehm errichtet wird, so hat sich auch die Rundform, die übrigens auch anderswo der viereckigen vorangegangen ist, durch alle Zeiten hindurch in einzelnen Typen des ausgebildeten Hauses fortgeerbt. Wir sehen hier also im Gegensatz zu den Nestwohnungen, die zwar noch dem frühgeschichtlichen China zugeschrieben werden und Analoga z. B. in Hinterindien, aber (wenn nicht in den pfahlgetragenen Häusern südwestchinesischer Autochthonen oder den Feldspeichern und Wächterhütten des Nordens) wohl keine Nachkommenschaft mehr im Lande haben, eine ununterbrochene Entwicklung vor uns, und damit ist denn auch die Ansicht widerlegt, als klaffe ein Riß zwischen jenen zwei Epochen, der nur mit dem Einzug eines fremden Kulturvolkes auszufüllen sei, das die rohen Aboriginer zu allem andern auch den Hausbau gelehrt habe. Nicht minder unhaltbar ist, wenn sie zugleich die Ursitze dieser letzteren deshalb in Shensi zu finden glaubt; denn die Löß-Wohnungen sind auch über ganz Shansi und den gebirgigen Teil von Honan, und Höhlenwohnungen anderer Art ja über ganz China verbreitet; und auch die Theorie von der Abstammung des chinesischen Hauses aus dem Nomadenzelt, die sich auf die Präponderanz und Form — die aufgebogenen Ecken — des Daches gründet, wird sich danach um so schwerer verteidigen lassen, als sie auch sonst nicht ohne Bedenken ist. Überhaupt kommt das Zelt in den Jugenderinnerungen des Chinesen gar nicht vor, nur der Wagen, und dieser, welchen auch der notorisch ein Haus nachbildende Leichenwagen als alte Wohnung charakterisiert, mag es allerdings schon sehr frühzeitig ersetzt haben, ja seine ganze Form: die gewölbte Decke und der Eingang mit dem Wetterdach in der Front, läßt ihn wie eine unmittelbare Kopie der Höhle im Löß erscheinen.



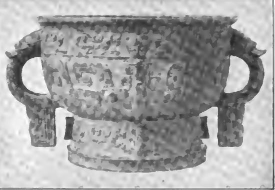
Ting, sakrales Speisegefäß aus Bronze.
Sammlung Sumitomo Kichizaëmon, Osaka.

Endlich nun noch ein Wort über Kleidung und Schmuck der Urzeit. Von jener ist freilich (abgesehn von der altsüdchinesischen Tätowierung) kaum weiteres anzumerken, als daß sie — beim Mann — aus der Mütze (als integrierendem Bestandteil), Schuhen und Strümpfen nebst ledernem Knieschurz und einem Ärmelgewande bestanden hat, das zweifellos wie noch heute nicht mit Knöpfen, sondern mit Hefteln (als Ersatz der Fibula) auf der rechten Schulter geschlossen und von einem Ledergürtel zusammengehalten wurde, aber dafür ist gerade dieser von ganz besonderem Interesse, und zwar wegen des Gehänges, das er trug. Denn es wurde noch im Mittelalter zunächst das Kleingerät des täglichen Gebrauchs daran befestigt, das im wesentlichen für beide Geschlechter dasselbe war, nämlich Staubtuch, Messer und Wetzstein, ein hölzerner Feuerbohrer, dem eine fortgeschrittnere, aber doch noch sehr alte Zeit den metallenen Brennspiegel gesellte, der lederne (dann steinerne) Daumenring des Schützen und neben dem größeren Knochenpfriem ein kleinerer aus Horn zum Knotenlösen. Wurde nun schon dieser letztere nicht mehr als bloßer Gebrauchsgegenstand aufgefaßt, sondern recht frühzeitig (Shi-king I, 5, VI, 1) zugleich als redendes Ornament, das die Fähigkeit seines Trägers zum Lösen auch der verwickeltsten Fragen symbolisieren sollte, so muß das erst recht von dem Gürtelschmucke gelten, der im Tso-chuan in der Tat ohne weiteres als das „Banner der Empfindung" bezeichnet wird. Zwar die Symbolik

Digitized by Google



Lei, sakrales Weingefäß aus Bronze.
Orig. in der Sammlung Nakano Kinkurô, Tôkyô.



Sakrale Weinurne Lei mit dem „Donnermuster".
Orig. in der Sammlung Sumitomo Kichizaëmon, Osaka.

des uralten offiziellen Nephritgehänges vermögen wir wohl eben seines hohen Alters wegen nicht mehr ganz zu enträtseln, aber um so deutlicher tritt sie bei den übrigen dauernden oder zeitweiligen Anhängseln, wie bei den Standes- und Rangabzeichen hervor, die so getragen werden, von dem Pflugmodell des Bauern und der Zimmermannsart bis zu den großen Jade-„Zepter" (t'ing) des Königs hinauf, das, nach dem Namen seines oberen Endes („Hammerkopf") zu urteilen, ehemals vielleicht ein Steinhammer war, aber dann — vermutlich dergestalt, daß der Stiel wie bei dem indianischen Tomahawk als Kerbholz diente — zur harmlosen Schreibtafel geworden ist.

Aber damit geraten wir schon mitten in den letzten Abschnitt: die geistige Kultur der Urzeit hinein. Denn das eben ist das Bedeutsame dieses Gürtelzierats, daß er sich in Verbindung mit den sogenannten „Rangzeptern" als eine der Wurzeln, wenn nicht geradezu als die Pfahlwurzel der chinesischen Schrift zu erweisen scheint. Zwischen dieser und den symbolischen Gegenständen, die hier wie überall bei jeder offiziellen Handlung als greifbares Zeugnis des Geschehenen der Gottheit oder dem Menschen übergeben wurden, besteht nämlich ein so augenscheinlicher Parallelismus, daß man die letztern wohl unbedenklich als eine Vorstufe jener, eine Sachenschrift auffassen darf. Denn wie sie ja in der Tat den Charakter der Urkunde, der Mitteilung gemein haben, so zerfallen sie auch beide in die drei Kategorien des Bildes, des sinnangebenden und des lautangebenden Rebus, und es zeigt sich außerdem, daß die Schrift gerade für die beiden letztern denselben Ausdruck wie diese Ritual-Symbolik zu wählen bestrebt ist. So überreichte man z. B. bei der Belehnung (und ursprünglich wohl auch bei der einfachen Grundstücksübergabe) eine mit Riedgras umwickelte Erdscholle als ein Sinnbild entweder von Ar und Halm oder des heckenbewachsenen Grenzwalles, der Land- gut wie Fürstentum einschloß, und derselbe Sinnrebus bezeichnet diesen Vorgang denn auch in der Schrift, die dann ferner genau wie jene den Begriff „Eintracht" (huo) durch den Lautrebus der Getreideähre (huo) oder „schwören" und „ordnen" (shi) durch einen Pfeil (shi) wiedergibt usw.



I, sakrales Wassergefäß aus Bronze. Original in der Sammlung Sumitomo Kichizaëmon, Osaka.

Zu diesen Symbolen gehört denn nun auch der Gürtelschmuck und vor allem die ihm angehörigen ming („Befehle"), d. h. die Wahrzeichen einer fürst-

Digitized by Google

lichen Order, wie ganz besonders auch die damit verwandten Amtsembleme (eben jene „Rangzepter") samt der ganzen Schar der Legitimationen, Pässe, Kreditive und Kontrollmarken, die wieder bloß Nebenformen der letzteren sind. Sie drücken ihre Bedeutung entweder durch ihre ganze Form oder durch die Verzierung, und zwar je nachdem wieder durch einen Sinn- oder Lautrebus aus: der Halbring küeh (der „zerbrochene") zeigte beispielsweise die Verbannung (küeh „scheiden, trennen"), wie die Geschicklichkeit in der Entscheidung (küeh) schwieriger Fragen, der ganze Ring huan („Ring, Kreis") dagegen ebenso die Zurückberufung (huan, „zurückkehren") an, während ein gezahntes Täfelchen die „Klauen und Zähne" des Königs, das Heer, einberief oder das Amtsabzeichen der höchsten Hofämter seine Träger durch zwei eingeritzte Vertikalstriche als die Pfeiler des Staats bezeichnen und das Kreditiv des Friedensboten mit seinem Ornament von Getreidekörnern (kuh) zu gütlichem (kuh) Einvernehmen mahnen sollte, u. dgl. mehr. Und wie sie darum in demselben Allgemeinverhältnis zur Schrift stehen, wie jene Ritualsymbole, so finden wir im Speziellen denn auch den Halbring für alle Bedeutungen des Wortes küeh, den Doppelring für huan „zurückkehren", die beiden Vertikalstriche für huan „Pfeiler" und dieselbe Anordnung von Getreidekörnern für mi „Hirse" unter den ältesten und zum Teil noch den heutigen Schriftzeichen wieder.

Aber zu dieser innerlichen Übereinstimmung gesellt sich gerade bei den „Rangzeptern" und ihren näheren Verwandten auch noch die äußerliche, indem sich, wie mir scheint, auf das überzeugendste ergibt, daß auch die ganze Technik der chinesischen Schriftstücke auf sie zurückgeht. Die meisten und Hauptvertreter jener Gattung nämlich, schmale längliche Täfelchen, die nach Ausweis ihres Gesamtnamens tsieh „Bambusglied" (d. h. Stück zwischen zwei Knoten) ursprünglich wohl in der Regel aus Bambus gefertigt waren, sind offenbar einst nichts anderes als, kurz gesagt, Kerbhölzer gewesen: das bezeugen nicht nur ausdrücklich Tradition und Brauch, wonach diese Rangzepter durch Teilung irgendeines festen Stoffes (später eines Stückes Nephrit) in zwei genau aneinanderpassende Hälften der Kontrolle wegen hergestellt und tatsächlich von Zeit zu Zeit kontrolliert werden, sondern nicht minder einleuchtend auch das Wort und Schriftzeichen für das Zuteilen der Abzeichen (pan): ein Messer zwischen zwei Jadestücken, und ebenso das für tsieh (卩), welches die rechte Hälfte eines (zur Befestigung an Schnur oder Gürtel) oben eingekerbten Holzstäbchens von der Form des erwähnten großen Zepters (ta kui oder t'ing) darstellt. Nun waren aber, wie Chavannes auf Grund eines stattlichen Beweismaterials und namentlich des Schriftzeichens für „Kontrakt" erwiesen hat, auch die ältesten Kontrakte Chinas nur einfache Kerbhölzer, und daraus folgt ohne weiteres dasselbe auch für die ältesten Schriftstücke. Denn der Kontrakt wird von der Überlieferung des Yih-king direkt als die den Knotenschnüren (Quippus) folgende — in Wirklichkeit aber wohl gleichaltrige — Form des Schriftstücks überhaupt bezeichnet, und wie richtig das ist, ergibt sich schon daraus, daß sämtliche offiziellen Dokumente (Abrechnungen, Berichte, Erlasse und Gebete usw., d. h. die gesamte älteste Literatur) ganz wie in aller folgenden Zeit in zwei gleichlautenden Exemplaren ausgefertigt worden sind.

Ist damit die Brücke zwischen Schriftstück und Rangsymbol geschlagen, so sind wir nun imstande, folgenden lückenlosen und in jedem einzelnen Abschnitt durch authentische Zeugnisse belegbaren Stammbaum der ersteren aufzustellen. (1.) Der Ahnherr des Ganzen ist das Kerbholz, zuerst wohl bloß mit den betreffenden Kerben, bald aber auch mit sonstigen aus- oder eingeschnittenen (und später mit aufgemalten) Merkzeichen versehen, die noch der Periode des symbolisch oder lautlich wirkenden Ornaments angehören. (2.) Nachdem dann — mit aus diesem selber — die eigentliche Schrift entstanden war, trat sie zunächst an die Seite und endlich an die Stelle jener Merkzeichen. Hierauf fiel (3.) die Kerbe ganz weg und wurde von dem durchschnittenen Schriftzeichen ersetzt. Das ist zugleich die Stufe des ältesten wirklichen Schriftstückes, wie es sich nach Sven Hedins und Steins Ausgrabungen aus dem 1. vor- bis 4. nachchristlichen Jahrhundert noch bis weit über die Erfindung des Papiers hinaus und im einzelnen sogar bis jetzt erhalten hat, und das noch eine unleugbare Ähnlichkeit mit dem Archetypus aufweist: ein schmales längliches Bambustäfelchen (kien, eigentlich „[Bambus-]Zwischenraum"), meist sogar von der Länge eines solchen „Zepters", das in der Regel gleich diesem nur auf einer Seite und der Form und Faser wie dem Zweck entsprechend mit einer senkrechten Reihe von

Digitized by Google



König Muh († 947 v. Chr.) und die Fee Si-wang-mu

Gemälde auf Seide von Tsiang Yin (16. Jahrhundert) in japanischem Privatbesitz

[illegible] Rangembleme (eben jene „Rang=
[illegible] und Kontrollmarken, die
[illegible] Bedeutung entweder durch ihre
[illegible] dem wieder durch einen Sinn= oder
[illegible] beispielsweise die Verbannung (kueh
[illegible] schwieriger Fragen, der
[illegible] huan, „zurückkehren") an,
[illegible] des Königs, das Heer, einberief oder
[illegible] zwei eingeritzte Vertikalstriche als
[illegible] des Friedensboten mit seinem Ornament
[illegible] Unternehmen mahnen sollte, u. dgl. mehr.
[illegible] zur Schrift stehen, wie jene Ritual=
[illegible] auch den Halbring für alle Bedeutungen des
[illegible]", die beiden Vertikalstriche für huan „Pfeiler"
[illegible] „Hirse" unter den ältesten und zum Teil

[illegible] gestaltet sich gerade bei den „Rangzeptern"
[illegible] die äußerliche, indem sich, wie mir scheint, auf
[illegible] die ganze Technik der chinesischen Schriftstücke auf sie
[illegible] Stellvertreter jener Gattung nämlich, schmale längliche Täfelchen,
[illegible] Gattungsnamens tsieh „Bambusglied" (d. h. Stück zwischen zwei
[illegible] der Regel aus Bambus gefertigt waren, sind offenbar erst nichts
[illegible] dies bezeugen nicht nur ausdrücklich Tradition
[illegible] irgendeines festen Stoffes (später eines
[illegible] Hälften der Kontrolle wegen hergestellt
[illegible], sondern nicht minder einleuchtend auch
[illegible] der Abzeichen (pang: ein Messer zwischen
[illegible]), welches die rechte Hälfte eines (zur Be=
[illegible] Holzstäbchens von der Form des er=
[illegible] darstellt. Nun waren aber, wie Chavannes
[illegible] und namentlich des Schriftzeichens für „Kontrakt"
[illegible] nur einfache Kerbhölzer, und daraus folgt
[illegible] Schriftstücke. Denn der Kontrakt wird von der
[illegible] den Knotenschnüren (Quippus) folgende — in Wirklich=
[illegible] des Schriftstücks überhaupt bezeichnet, und wie richtig
[illegible] daß sämtliche offiziellen Dokumente (Berechnungen, Berichte,
[illegible] die gesamte älteste Literatur) ganz wie in aller folgenden Zeit
[illegible] ausgefertigt worden sind.
[illegible] zwischen Schriftstück und Rangsymbol geschlagen, so sind wir nun
[illegible] und in jedem einzelnen Abschnitt durch authentische Zeugnisse beleg=
[illegible] aufzustellen. (1.) Der Ahnherr des Ganzen ist das Kerbholz,
[illegible] den [illegible] Kerben, bald aber auch mit sonstigen aus= oder ein=
[illegible] mit [illegible] Merkzeichen versehen, die noch der Periode des
[illegible] angehören. (2.) Nachdem dann — mit aus
[illegible] die [illegible] entstanden war, trat sie zunächst an die Seite und
[illegible] Stelle jener [illegible] darauf fiel (3.) die Kerbe ganz weg und wurde von
[illegible] Das ist zugleich die Stufe des ältesten wirklichen
[illegible], wie es [illegible] Steins Ausgrabungen aus dem 1. vor= bis 4. nach=
[illegible] Jahrhundert [illegible] über die Erfindung des Papiers hinaus und im einzelnen
[illegible] und das noch eine unleugbare Ähnlichkeit mit dem Archetypus aufweist:
[illegible] das Bambustäfelchen [illegible], eigentlich „[Bambus-]Zwischenraum"), meist
[illegible] von der Länge eines solchen „[illegible]", das in der Regel gleich diesem nur auf einer
[illegible] Form und Faser wie dem Zweck entsprechend mit einer senkrechten Reihe von





aufgemalten (und anfänglich doch wohl auch eingeschnittenen) Charakteren versehen war. Diese kien haben dann nicht bloß zu kurzen Notizen, sondern, in Konvolute vereinigt, gerade auch zur Herstellung der größten Texte gedient, während man Dokumente von weniger als hundert Worten auf viereckige Holzplatten schrieb oder eingrub. (4.) Wie nun aber schon diese Holztafeln die vom kien herstammende vertikale Zeichenfolge beibehalten haben, so ist auch nach Erfindung des Papiers nicht allein sie, sondern überhaupt die ganze alte Technik auf den neuen Stoff übertragen worden. Denn auch abgesehen davon, daß man das hölzerne kien hin und wieder einfach in Papier nachgeahmt hat, wie bei dem Gegenstück der hölzernen Neujahrsgratulation aus Hedins Funden und bei der Visitenkarte, die nachweislich zuerst von Holz und in der Tat ja bloß eine Nebenform des Rangabzeichens war — man braucht nur irgend ein chinesisches Manuskript oder Buch aufzuschlagen, um sich davon zu überzeugen. Da finden wir das Blatt nur einseitig beschrieben — und das schon bei dem dicken Papier der ältesten jener Handschriften vom Lopnor, also nicht etwa des Stoffes wegen, indem umgekehrt andere davon ihr dünneres Papier auch doppelseitig verwendet zeigen —, wir finden die uralten Vertikalzeilen und wir sehen sie vor allem durch senkrechte Linien voneinander getrennt (eine Sitte, die schon seit wenigstens 8 Jahrhunderten, wahrscheinlich aber viel länger besteht), so daß die Seite geradezu aus einer Reihe nebeneinander gelegter kien zusammengesetzt erscheint. Ich meine, besser kann sich alles kaum ineinander fügen, und es ist überflüssig, noch all das weitere Beweismaterial für diesen Werdegang, der m. E. gerade die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der chinesischen Schrift so ungezwungen erklärt, zu seiner kräftigeren Ausmodellierung herbeizubringen. Hat sie sich aber auf diese Weise entwickelt, so kann sie nur als ein einheimisches, durchaus bodenständiges Gewächs bezeichnet werden, und damit fällt, wie oben angedeutet, vielleicht der stärkste Beweisgrund für den ausländischen Ursprung der chinesischen Zivilisation.

Als ein Schößling der bildenden Kunst, als den sie sich übrigens auch bis zur Stunde noch fühlt, würde die Schrift nun zur Betrachtung dieser selbst hinüberleiten. Aber nach allem, was bisher und namentlich bei den Gefäßen darüber schon zu bemerken war, darf ich mich hier auf deren allgemeine Charakteristik beschränken, die sich daraus ergibt. Sie ist demnach im wesentlichen Ornamentik, rhythmische Wiederholung eines einfachen Motivs gewesen, und dieser Grundzug — ein echtes Merkmal primitiver Gebundenheit — der ihr noch bis mindestens in das 4. Jahrh. v. Chr. das eigentliche Gepräge gibt und selbst heute noch keineswegs erloschen ist, tritt mit aller Deutlichkeit wie in der Sprache mit ihrem Parallelismus der Satzbildung, so auch in der sonstigen Entwicklung des ganzen Altertums und vor allem in der Schwesterkunst der Poesie zutage, deren Strophen fast so unweigerlich ein leicht variierter Kehrreim umschlingt, wie das Ornamentband den Bauch des Gefäßes. Auch die rhythmische Gestaltung aller Tätigkeit bis in den Gottesdienst, das Zeremoniell hinein, hängt ja wohl damit zusammen. Freilich hat sich das Ornament, wie wir gesehen haben, auch in China vielfach wohl erst aus der Tierdarstellung losgerungen, wie sie der künstlerische Spieltrieb in jenen Tiertöpfen schuf; aber sonst hat die höhere Kunst und namentlich die Plastik anscheinend weder eine sonderlich große Rolle gespielt noch Anspruch auf höchstes Alter, wie sie auch in der Regel nicht Selbstzweck gewesen ist. Denn die übrigen Nachbildungen des Tieres (des Pferdes, Hundes, Ochsen) wie auch die des Menschen selber — meist unförmige Strohpuppen anfangs — gehören als Ersatz für die lebendigen Opfer doch wohl erst einer gesittetern Periode der Urzeit an, und ob man, im Norden wenigstens, jemals wirkliche Götter- und (wie im Süden) Ahnenbilder geschaffen habe, muß einstweilen noch dahingestellt bleiben; zum mindesten wären sie sehr früh schon durch steinerne oder hölzerne leichenbrettförmige Tafeln verdrängt worden, die ihre Bedeutung nur symbolisch durch Ornament oder Schrift bezeichneten. Immerhin liegen hier wenigstens die ersten Ansätze zu höherer Kunstübung vor, und auch China ist dafür und, wie sich nachher zeigen wird, auch für andere künstlerische Regungen der Religion verpflichtet, deren Betrachtung nunmehr anzuschließen ist.

Man findet mitunter die Meinung ausgesprochen, daß die ursprüngliche Religion der Chinesen der Monotheismus gewesen sei, der sich jedoch schon in jener sagenhaften Zeit, von der die ältesten Literaturdenkmäler reden, in ein entartetes, obgleich noch beträchtliche Spuren

Digitized by Google

des früheren Zustandes aufweisendes Glaubenssystem verkehrt habe. Vermag ich nun schon in diesem, das zwar einen höchsten Gott (shang-ti, den ziemlich verschwommen zugleich mit dem Himmel identifizierten „obersten Gott“ oder „obersten Kaiser“), aber doch nur als Herrn über einen mit Göttern und Göttinnen reich bevölkerten Olymp verehrt, trotz seiner hohen Auffassung dieses Götterkönigs nicht gerade mehr Monotheistisches zu finden als etwa im griechischen: so zeigt m. E. überdies genauere Untersuchung, daß es nicht sowohl die Etappe einer nieder-, als einer mählich aufsteigenden Entwicklung ist, die Schritt vor Schritt der gesellschaftlichen folgend und sie widerspiegelnd den Himmel stets zu einer Projektion der Erde, einem transzendenten China gleichsam gemacht, und der chinesische Religionsbegriff in der Tat genau dieselbe Bahn durchlaufen hat, die wir auf Grund namentlich des Befundes bei Naturvölkern auch für die übrige Menschheit voraussetzen müssen. Und dies Ergebnis erscheint um so zuverlässiger, als gerade die ältesten Glaubensformen noch unter den heutigen so deutlich durchschimmern, ja eigentlich immer noch ihren Grundstock bilden.

Die älteste Stufe war demnach auch hier der Animismus oder, wie man jetzt vielleicht richtiger sagt, die Naturbeseelung — jener Widerschein der Welt in Kindesaugen, der dem Urmenschen in seiner nackten, hilflosen Abhängigkeit von der Natur seine ganze Umgebung von Berg und Baum und Stein, die Erde selbst und ihre Gewässer, die Himmelserscheinungen und nicht zuletzt das Tier als Freund oder Feind und darum ebenso seelenbegabt und höchstens mächtiger als er selbst erscheinen ließen. Er tritt uns entgegen in der Naturverehrung, die als ein fundamentaler Bestandteil der chinesischen Religion allen diesen Dingen und Wesen seit Urzeittagen Opfer bringt; er geistert in den Erzählungen von redenden Tieren, Pflanzen, Steinen und dergleichen, woran die chinesische Folklore von altersher so reich ist, und endlich auch in der mehrfach zitierten Überlieferung von der Gleichheit der ersten Menschen mit aller Kreatur und ihrem Verständnis der Tiersprache, wie sie besonders von den Taoisten, den Hütern alten Volksglaubens, kolportiert worden ist. Und wenn zwei ihrer frühesten Kämpen (Lieh-tze und Chuang-tze) diese dämmernde Ahnung von der organischen Einheit des Alls in ihrer merkwürdigen Deszendenztheorie, einem Darwinismus 2000 Jahre vor Darwin, systematisiert haben, der aus dem Urkeim zunächst Moos- und Tangarten, dann die Insekten und daraus in mancherlei Übergängen die höheren Tiere und endlich den Menschen entstehen läßt, so spricht dabei im einzelnen zwar mancher Trugschluß des primitiven Verstandes aus der Gleichheit des Ortes auf Wesensgleichheit mit, und als Ganzes ist er wahrscheinlich der indischen Seelenwanderungslehre entlehnt; aber diese wäre nicht so bereitwillig angenommen worden, wenn sie nicht eben eine verwandte Saite zum Tönen gebracht hätte. Denn gleich der Tierfabel, die wohl auf demselben Wege damals nach China gewandert ist, entspringt auch sie zuletzt dem Animismus, in diesem Falle der Indogermanen, wo er (wie übrigens auch bei anderen Völkern) noch jetzt in tausend kleinen Zügen, und nicht bloß der Kinderseele, weiterlebt und auch sonst noch, z. B. im grammatischen Geschlecht der Sprache und der Personifizierung des Unbelebten, dieser Seele aller Poesie, seine Spuren hinterlassen hat. In dem unplastischen Sinn des Chinesen hat er gerade diese Wirkungen nicht oder doch sehr bescheiden ausgelöst, aber dafür ist ihm als Erbteil geblieben, daß sein angstvoller Blick die Welt noch immer erfüllt sieht von der „wohlbekannten Schar, die schwebend sich im Dunstkreis überbreitet“, und das hat all seinem Fühlen und Gebahren sehr entschieden die Richtung gegeben. — Ob in Urchina auch der Fetischismus bestanden hat, der ja zu den ältesten Phasen dieser Stufe zu gehören scheint, das kann ich leider nicht sagen. Nach de Groot ist er im heutigen ganz an der Tagesordnung und sollte auch für die Vorzeit anzunehmen sein, allein ich kenne kein sicheres altes Beispiel dafür, wenn nicht etwa die schon erwähnte Beseelung der Geräte usw. hierher gerechnet werden darf; denn daß die bei der Belehnung überreichte Scholle als Landesgott verehrt worden sei, ist wohl nicht allzugut beglaubigt.

Aus dieser Naturbeseelung, die gewissermaßen die Glaubensstufe des vereinzelt lebenden Wilden repräsentiert, ist wohl nun als nächste — doch sind die Ansichten darüber noch geteilt — der Totemismus oder, wie man ihn nach dem Überwiegen des Tieres dabei auch nennt, der Animalismus hervorgegangen. Ohne den Kultus der übrigen Naturkräfte irgendwie zu beschränken, hebt er ein bestimmtes Tier oder Ding als Schutzgeist und Ahn der

Digitized by Google

Sippe aus ihrer Zahl heraus und stellt sich somit als einen Niederschlag des Fortschritts zu einer gesellschaftlichen Ordnung, und zwar, wie schon früher bemerkt, der mutterrechtlichen dar; denn immer ist es ja eine (menschliche) Stammutter, der dies mystische Wesen gesellt erscheint, wenn es nicht obendrein selber weiblichen Geschlechtes ist, wie die Schwalbe der Shang und Ts'in und der Maulbeerbaum der J-Yin-Sage. Der Kreis der mit Bestimmtheit als solche anzusprechenden chinesischen Totemgestalten ist zwar phantasielos klein, denn er beschränkt sich auf die schon oben genannten; aber man darf wohl die einschlägigen Heroennamen, die teilweise dort ebenfalls angegeben sind, um so eher zu seiner Erweiterung herbeiziehen, als den „alten Weisen" schon von Lieh-tze ausdrücklich Tiergestalt zugeschrieben wird, und auch eine Anzahl älterer Clan-Namen gehört wohl hierher. Geradezu eine Verbindung zweier totemistischer Sippen scheint die Sage von Yü zu verraten, die sein Weib, in Stein verwandelt, den K'i gebären läßt (einen Stein hat noch die Han-Zeit in eigenem Tempel als „Mutter des K'i" verehrt), während Yü selber zum Bären wurde — ein echter Sohn des ebenso verwandelten Kun, bei dessen Kultus gut totemistisch das Bärenfett verboten war. Auch die (taoistische) Philosophie hat sich vielleicht des Totemismus bemächtigt und ihm ihre Verklärung zuteil werden lassen; wenigstens möchte ich es gern so deuten, wenn Lao-tze das „geheimnisvolle Tierweibchen" (hüan p'in) zum Ursprung aller Dinge macht. Vielleicht geht auch der Vergleich der mütterlichen Erde mit einer Stute, der sich im Yih-king findet, auf solche Vorstellungen zurück.



Chinesischer Baumgeist. Gemälde auf Seide dem T'angYin (Ming-Dynastie) zugeschrieben. Original in der Sammlung Kawabata Gyokushō, Tōkyō.

Anscheinend die jüngste Form des Seelenglaubens und unmittelbar dem Totemismus entsprungen ist endlich (um die „Ismen" beizubehalten) der Manismus, der an die Stelle jener übernatürlichen die menschlichen Ahnen setzt. Auch er muß schon in Mutterrechtszeiten begonnen haben, weil die älteste Literatur noch Spuren von ausschließlichem (Stamm-)Mutterkultus enthält; dann hat sich diesem die Vaterverehrung beigesellt, und dies neue Gebilde, in seinem Kultus der Eltern doch mit Bevorzugung des Vaters ein Denkmal des siegreichen Patriarchats, ist dann schließlich, doch ebenfalls noch in hoher Vorzeit, mit der alten Naturverehrung verschmolzen worden, aber dergestalt, daß die letztere fast wie eine riesige Erweiterung des Ahnendienstes erscheint und dieser also der eigentliche Grund- und Eckstein des chinesischen Religions- (und Staats-)gebäudes geblieben ist.

Um nun zuletzt auch noch des Kultus mit einem Worte zu gedenken, so war er, wie ja schon früher angedeutet, durchaus schamanistisch und hat ursprünglich wohl zumeist in Frauenhand gelegen. Wenigstens bezeichnet die älteste Hieroglyphe für „Schamane" (wu) nur die Zauberpriesterin, und solchen lag in der Tat noch während der Ts'in- und Han-Zeit in den lokalen Kulten verschiedener nördlicher Provinzen und in ganz Südchina der Dienst der meisten Gottheiten ob, die im offiziellen (vaterrechtlichen) Ritus der Mann zu verehren pflegte, wie der Erde, Flüsse, Gestirne u. a. m. Das ist augenscheinlich ein Relikt der Urzeit, das sich im Volk erhalten hatte, während es in den obern Schichten einer jüngern Kultform gewichen war, bei der sich die Priesterinnen bloß in einigen wenigen Positionen, aber zum Teil auch nur neben männlichen Schamanen, hatten behaupten können. So war es ihr Amt, bei Dürre den Regen zu beschwören und vor allem die Geister zu besprechen, zu rufen und bannen, und nach einer Notiz des Tso-chuan taten sie das letztere in ganz urzeitlicher Form wenigstens

Digitized by Google

des Kostüms, nämlich nackt und mit wild herabfallenden Haaren. Im übrigen suchte dieser wie jeder andere schamanistische Kult durch betäubende Musik und wilde Tänze auf die Geister zu wirken, sie herbei- und auf das Medium herabzurufen, das dann in seiner hypnotischen Verzückung, „des Gottes voll", mit dessen Eigenschaften begabt, der Zukunft kundig und sogar fähig erschien, die Toten wieder zu erwecken. Nach der Schilderung in den „Neun Gesängen" des K'üh Yüan (3. Jahrhundert v. Chr.) zu urteilen, muß ein solcher Gottesdienst mit seiner mimischen Darstellung und dem Dialog zwischen Gott und Priesterin fast schon ein embryonales Drama gewesen sein, und vielleicht noch mehr gilt das von den Massentänzen beim Opferfest, in welchen der Gottheit sei es ihre eigenen Taten, sei es die von den Darstellern geleistete Arbeit durch Lied und Geste nochmals vorgeführt wurden; auch Tänze in Tiermasken scheinen dabei vorgekommen sein, wie man sich ja einen großen Teil der Götter in Tiergestalt dachte. Speziell in diesen rituellen Kriegs- und Erntetänzen, denen sich die profane Vorführung siegreicher Kämpfe als Arbeitstänze derselben Art völlig anschließen, scheint mir die Wurzel des chinesischen Dramas zu liegen, und wirklich hat eine Anzahl der dazu gehörigen begleitenden Opfer- und Festgesänge des Shi-king entschieden dramatischen Charakter.

Auf dieselbe mutterrechtliche Gesellschaftsordnung wie die große Rolle der Frau im Kultus weist nun vielleicht auch die Art der Opfer hin. Das Mutterrecht wird ja, wenn ich nicht irre, als die Periode des Erdkultus (Chthonismus) und der blutigen, oft grausamen Opfer angesehen, und so finden wir auch hier beim Kult der Erde wie bei allen übrigen, denen Priesterinnen vorstanden, das Blut- und zwar meistens das Menschenopfer, das übrigens wohl in der Regel aus einstigem Kannibalismus hervorgegangen ist, wie er schon für die alte Zeit gelegentlich bezeugt und selbst heute noch, und zwar zur Erwerbung des Mutes eines Erschlagenen oder Hingerichteten, über ganz China geübt wird. Solche Menschenopfer empfingen vor allem die Flüsse unter der Formel, daß eine Jungfrau dem Flußgott vermählt werde — ein Brauch, dessen letzter Ausläufer (mit Ersetzung der wirklichen Braut durch eine papierne Puppe) noch in Shantung fortlebt und anderswo in China erst im 5. Jahrhundert v. Chr. unterdrückt worden ist. Bei Dürre sodann wurde — similia similibus — ein dürrer Mensch (und gelegentlich auch die Hexe selber!) ausgesetzt resp. getötet, doch wurde dies Menschenopfer schon in sehr alter Zeit auch nur symbolisch vollzogen; denn Kaiser T'ang (um 1750 v. Chr.) weihte sich bei einer solchen Bitte um Regen zum Opfertier, indem er sich Haar und Nägel beschnitt und diese darbrachte. Die Erde selber endlich erhielt und erhält auch heute noch Tieropfer, die ganz in Urzeitweise in sie vergraben werden; daß ihr jedoch auch edlere Häupter fielen, zeigt jene oben zitierte Beschwörung, die den Unbotmäßigen vor ihrem Altar zu schlachten droht. Eine höhere Form des Kultus kommt auch hier, wie sonst in der menschlichen Entwicklung erst auf, sobald das Vaterrecht die Zügel ergreift: dann tritt der lichte und milde Himmel, der bloß unblutige Spenden heischt, als Gottheit neben und über die finstere Erde, ohne den älteren Brauch freilich überall verdrängen zu können. Eine Übergangsstufe dazu scheint die, daß Mannes- und Frauenkult nebeneinander bestehen und zwar dergestalt, daß beide zu denselben Gottheiten, aber der Mann zu einem Gott, das Weib zu einer Göttin beten; auch sie hat sich, wie so viel in China, wenigstens in Resten noch bis zum heutigen Tage erhalten.

Ist das Vorstehende nur ein ganz knapper Auszug aus wirklich reichem Material, so hapert es dafür um so mehr mit unserer Kenntnis der ältesten Rechtsverhältnisse, und da überdies vieles davon bereits in den vorigen Abschnitten hat gestreift werden müssen, so kann ich mich hier besonders kurz fassen. Was zuvörderst das Personen- und Sachenrecht angeht, so stand also das Eigentum an liegenden Gütern und vielleicht auch an den Kindern — wenn dies nämlich aus den Sagen von deren Aussetzung durch die Mutter geschlossen werden darf — ursprünglich vielleicht nur der Frau zu. Aber schon sehr frühzeitig finden wir diese selbst mit jenen als unbeschränktes Eigentum dem Manne versklavt, der die Gattin sogar mit ins Grab zog und — wie noch im 6. Jahrhundert v. Chr. — frei über Leben und Tod der Kinder waltete, wie er natürlich auch in ihre Besitztitel eingetreten war. Ein deutlicher Nachklang dieser Verhältnisse sind noch die (theoretisch wohl übrigens bis heute gültigen)

Digitized by Google

Gebote des Li-ki, wonach auch der verheiratete Sohn allen über das Bedürfnis der eignen Familie hinausreichenden Erwerb den Eltern abzuliefern und bei deren Lebzeiten sogar nicht einmal ein Recht auf seine eigenen Glieder hatte: er sollte sich nicht in Gefahr begeben, um nicht verstümmelt und damit untauglich zu ihrem Dienste zu werden — eine Vorschrift, die vielleicht die bekannte Mutlosigkeit der Chinesen auf eine ethische Grundlage zurückführen läßt. Mit dem Zusammenschluß der Einzelfamilie zu größeren Einheiten wurde dann deren Oberhaupt der Träger dieser Rechte, und so entstand denn schließlich das von seinem Schriftzeichen als uralt beglaubigte tsing-, d. h. Brunnensystem, das alles bewohnte Land in große Quadrate, diese selbst wieder in je neun kleinere teilte und acht davon an Pächter austat, die das mittelste, den Brunnen enthaltende und dem Herrn reservierte mitzubestellen hatten. Auch das Lehnswesen mag irgendwie damit zusammenhängen, obschon seine Entstehung, wie gesagt, im einzelnen noch nicht sicher aufzuzeigen ist.

Vom Kriminalrecht sind uns eigentlich nur eine Anzahl von Strafen bekannt, ohne daß wir indessen immer sagen könnten, in welchem Falle jede einzelne verhängt wurde. Die Überlieferung meint zwar kindlich genug, daß es voreinst kein Vergehen, sondern nur die Bilder der Strafen (zur Abschreckung) gegeben habe, allein schon ihre Härte weist sie der Urzeit zu. Denn mit Ausnahme der Prügelstrafe und der Brandmarkung (genauer: der Bemalung der Stirn) gingen sie alle an Leib und Leben. An der Spitze steht die Todesstrafe, die wenigstens im Kriege als eine Art Standrecht schon den Feigen oder Ungehorsamen traf, wie jene Imprekation bezeugt, und sie wird nicht bloß in diesem Falle auch auf die Nachkommen ausgedehnt worden sein, obschon sich schon sehr früh die humane Forderung durchgerungen zu haben scheint, daß die Sünde der Eltern nicht an den Kindern geahndet werden dürfe. Daneben werden verschiedene Arten von Verstümmelungen erwähnt: Abschneiden der Füße, der Nase und Kastrierung. War dies letzte eine besonders harte Strafe, weil sie wenigstens den Unvermählten zur Kinderlosigkeit und damit seine Seele zu ewigem Hunger und ewiger Obdachlosigkeit verdammte, so scheint das Abschneiden des (linken) Ohres, das dem Kriegsgefangenen geschah, die Unfreiheit mit sich gebracht zu haben. Ob das Vierteilen, d. h. das Zerreißenlassen durch zwei Gespanne, auch schon so alt ist, wie es aussieht, muß noch dahingestellt bleiben, dagegen gehört die Verbannung in die Wildnisse der Grenze gewiß schon den frühesten Zeiten an. Sie mag ursprünglich kaum besser als eine langsame Todesstrafe gewesen sein; denn wer vom Schutz und den Göttern der Heimat ausgeschlossen war, der war ehedem in der Regel dem Untergang verfallen. Aber späterhin hat ihr China oft genug nicht bloß die Ausbreitung seiner Zivilisation, sondern zugleich ein gut Teil seiner Barbarenbedrängnisse zu danken gehabt: waren es doch nicht selten gerade diese Vogelfreien, welche die Grenzvölker gegen ihr Vaterland organisiert oder ihre Einfälle geleitet haben. In erfreulichem Gegensatze hierzu steht eine Strafe für leichtere Verstöße — beim feierlichen Tanz und namentlich beim Bogenschießen —, die hier nicht vergessen werden darf, weil sie uns so ganz absonderlich anmutet: die Strafe des „Nashornbechers", auf deutsch das „in die Kanne Steigen". Der Trunk hatte ja wie sonst bei den Primitiven so auch in China eine tiefe Bedeutung (z. B. bei der Eheschließung); daß aber ein lustiger Studentenbrauch hier ganz ernsthaft noch in der Chou-Periode angewandt und etwas milder als die Bastonade gerechnet wurde, das will uns kaum in den Sinn, zumal der chinesische Wein nicht übel ist. Dennoch war es so, und da er offenbar den wilden Gelagen des Männerhauses entstammt, so gehört er sicherlich schon in die älteste Zeit hinein.

Daneben war der Selbsthülfe wahrscheinlich noch viel freiere Hand gelassen als später und sicherlich gehört die Blutrache, die ihren Ursprung übrigens in der matriarchalischen Sippe haben soll, zu den ältesten Institutionen auch in China. Noch Konfuzius sagt darüber: „Wem Vater oder Mutter erschlagen worden ist, der soll schlafen auf Stroh, seinen Schild als Kissen, und entschlossen sein, mit dem Mörder nicht unter einem Himmel zu leben. Trifft er ihn auf dem Markt oder bei Hofe, so soll er nicht erst nach seiner Waffe zu gehen brauchen, sondern zur Stelle mit ihm kämpfen." Ähnliches lehrt er vom Verhalten gegen den Mörder des älteren Bruders und des Vetters, und selbst der gewaltsame Tod des Freundes gehört der Blutrache an — ein Beweis, daß das Verhältnis eine Blutbrüderschaft war.

Digitized by Google

Zur Ermittlung eines Vergehens — wenigstens der Verleumdung — hat auch in China das Gottesurteil gedient, obschon es Plath bestreitet. Aber nichts anderes ist es doch, wenn noch im Shu-king vorgeschrieben wird: „Für alle hartnäckigen und verleumderischen Schwätzer ist die Scheibe, um sie ans Licht zu bringen", d. h. sie mußten sich durch einen Schuß auf die göttlich verehrte und jedesmal feierlich angerufene Scheibe reinigen oder je nachdem verstricken. Eine Form des Gottesurteils ist auch der Eid, wenigstens als Reinigungseid, der mir in dieser Gestalt allerdings nur einmal in der alten Literatur begegnet ist. Desto häufiger bezieht er sich auf künftige Handlungen und wird namentlich bei Verträgen angewandt, und ich stehe um so weniger an, beide Formen schon der Urzeit zuzusprechen, als der ganze Ritus einen so altertümlichen Eindruck macht; denn man schwor bei Gott, bei der Sonne, den Ahnen, den Strömen u. a. und opferte dabei der Gottheit entweder ein Jadesymbol (vermutlich als Vertreter der eigenen Person) oder einen roten Stier, ein Roß u. dgl., mit dessen Blut (wie gelegentlich auch mit Menschenblut) man sich dann die Lippen beschmierte.

Wie hier, so waren die Rechtshandlungen auch sonst gewiß reich mit symbolischen Gebräuchen umkleidet — das läßt ja schon die ganze chinesische Sinnesrichtung annehmen. Doch kann ich außer der schon erwähnten Belehnung durch die grasumwickelte Scholle als zweifellos der Urzeit angehörig hier bloß noch die eigenartige Vorschrift anführen, daß der Rechtsuchende als Sinnbild seiner ehrlichen Gesinnung ein Bündel Pfeile überreichen mußte; bei anderen ähnlichen Symbolismen, die eine spätere Zeit erwähnt, wie etwa dem Platze des Richters unter einem Dornbusch, des Angeklagten auf dem „schönen Stein", der zugleich auch Pranger war, ist diese alte Herkunft zwar sehr wahrscheinlich, aber nicht ganz sicher. Dagegen möchte ich wohl behaupten, daß auch hier wie bei den Kultgebräuchen — wo z. B. vom Ohre des Opfertiers geschnittene und den Göttern dargebrachte Haare Gehör bei ihnen erbitten sollten — der Rebus in seinen beiden Gattungen eine Rolle gespielt hat, wie er denn in jenen Pfeilen (shi für shih, „wahr, richtig") ganz deutlich vorzutreten scheint. Man reichte eben sein Gesuch schon schriftlich ein, ehe man noch eine wirkliche Schrift besaß.

Endlich wird man der chinesischen Urzeit wohl auch die ersten Anfänge der Wissenschaft nicht abstreiten können. Und zwar wäre da zuvörderst die Astronomie zu nennen. Sie hat sich ja, wie sattsam bekannt ist, schon mindestens im dritten vorchristlichen Jahrtausend einer maßgebenden Stellung in China erfreut, aber es ist das Verdienst Leopolds de Saussure, gezeigt zu haben, daß ihre Wurzeln schon tief im Boden der Prähistorie verklammert sind, und daß man das Jahr und seine Tätigkeiten dazumal nicht etwa nach der Bahn des Mondes, sondern ganz ähnlich wie bei andern Primitiven (z. B. auf Borneo und Timor) nach dem Erscheinen auffallender Sternbilder, und zwar nach dem Auf- resp. Untergang des Skorpions und des Orions, gemessen und eingeteilt hat. In der Tat scheint, wie ich vielleicht hinzufügen darf, gerade der letztere, der am nordchinesischen Himmel in noch größerer Pracht als am unsrigen leuchtet, das Sternbild κατ' ἐξοχήν gewesen zu sein; denn ich vermute, daß das älteste Zeichen für „Stern" — ein Dreieck von solchen — die drei Gürtelsterne darstellen soll, die ihm wohl den Namen (tsan „Dreigestirn") gegeben. Diese beiden Abschnitte des Jahres waren durch zwei große Feierlichkeiten bezeichnet: die Zündung des heiligen Feuers (die in diesem Falle auch später noch durch Reiben oder Bohren geschah), das sogenannte „Hineintragen" (nah-huo) zum häuslichen Herd, im dritten Herbstmonat alten Stils (September) und sein „Heraustragen" (ch'uh-huo) im dritten Frühlingsmond (April); und wie mit dieser möglicherweise das oben berührte Hochzeitsfest in Verbindung stand, so schloß sich an jenes das große Erntefest (ta cha) an, wo die Menschen des ganzen Reiches, um mit dem Famulus Wagner des Konfuz, dem Pedanten Tze-kung, zu reden, wie verrückt erschienen, so daß er keine Freude daran finden konnte — die Saturnalien Chinas, die übrigens wohl auch mit an der Wiege des chinesischen Dramas gestanden und ihm durch allerlei Mummenschanz am Schluß der ernsten Opfertänze vielleicht sogar schon das possenhafte Element beigemischt haben. Finden wir sie im heutigen Neujahrsfest wieder, so haben sich auch noch Reste der Frühlingszeremonie in unsere Tage herübergerettet, nämlich das Löschen des Feuers und die nachfolgenden drei Tage des „Kaltessens" (han-shih); aber sonst war die einstige Zweiteiligkeit des Jahres schon in älterer Zeit fast ganz verschollen, und kaum deutlicher hatte sich ihr wohl auch die Erinnerung an ein

Digitized by Google

jüngeres dreiteiliges Jahr, die „drei (Jahres-) Zeiten" (san shi), eingeprägt, die nach dem Tso-chuan von den weisen Fürsten des Altertums eingesetzt waren und vielleicht mit der Dekadeneinteilung der alten Monate Hand in Hand gehn. Dafür hat sich jedoch die dichtende Phantasie des zugrunde liegenden Stoffes bemächtigt: der Wechsel der beiden Gestirne, die einander umschichtig den Platz am Himmel räumen und so der Anlaß zu jener ältesten Einteilung gewesen sind, ist ihr nach Saussures glücklicher Deutung zu der Mär von den zwei feindlichen Brüdern geworden, die „täglich Schild und Lanze ergriffen, um miteinander zu kämpfen", bis ihnen ihr kaiserlicher (d. h. göttlicher) Vater jene ewig getrennten Gestirne zum Wirkungskreise anwies. Das ist vielleicht die älteste jener Sternmythen oder -märchen, woran das spätere China so reich ist, und deren sich wenigstens eine wohl auch im Shi-king angedeutet findet. Jedenfalls ist diesem ihre Grundbedingung, die Personifikation der Sternbilder und überhaupt der Himmelserscheinungen (wie z. B. der Sonnen- und Mondfinsternis, die auch dem Chinesen als das Verschlungenwerden durch ein mit Lärm und Paukenschlag zu verscheuchendes Ungetüm erschienen ist) vollkommen geläufig — wenn sie es bezeichnenderweise auch nicht zu dem oft wahrhaft grandiosen, mit Sonnen Ball spielenden Gedankenfluge eines K'üh Yüan hat hinreißen können — und das ist ja nur natürlich bei einem Volke, wo die totemistische Auffassung auch der Gestirne herrscht. Eben diese Beseelung mußte aber zusammen mit dem anscheinenden Einfluß der Himmelskörper auf das Blühen und Welken in der Natur sehr frühzeitig schon zu astrologischen Spekulationen führen, die denn auch neben der Astronomie im alten China lebhaft entwickelt und einem eigenen erblichen Beamten unterstellt waren.

Ein anderer Zweig der urzeitlichen Wissenschaft scheint dann die Kartographie gewesen zu sein. Freilich schreibt die — wohl mit Unrecht angefochtene — Sage die ältesten Landkarten erst dem großen Yü und also der Bronzeperiode zu; er soll die neun Provinzen des neugeordneten Reiches (d. h. der Welt) auf ebensovielen Dreifüßen haben darstellen lassen, die dann mit einem bei der chinesischen Anschauung wohlbegreiflichen Trugschluß zu dessen Palladium wurden: wer dies Abbild des Reiches besaß, der hatte damit das Urbild. Allein diese Darstellungen werden doch wohl um so eher auf vorangegangenen gefußt haben, als Kartographie und Terrainzeichnung auch sonst bei prähistorischen und Naturvölkern gar nicht selten ist. Eine Probe solcher Kunst geben, wie mir scheint, die Gravierungen auf zwei um 1055 n. Chr. in einem hocharchaistischen Bronzegefäß aus dem Huang-ho erhobenen und sicherlich ganz uralten Steintäfelchen von der Gattung der oben besprochenen Rangszepter, die von den Chinesen auch wieder auf Yü und seine Stromregulierung zurückgeführt werden. Da sie dem ganzen Befunde nach jedenfalls eine Bitte oder Mitteilung an den Flußgott ausdrücken sollten, so stellen sie zugleich die Verbindung zwischen der Kartographie und den Erstlingen des Schriftwesens her, die auch sonst bei den Primitiven zu finden ist, und daß daneben der gleiche Zusammenhang zwischen jener und der (mit der Schrift ja ohnehin so nahe verwandten) Ornamentik wie dort und vielleicht sogar bei den „Terrainornamenten" der altkretischen Kunst besteht, das lehrt ja der bloße Augenschein — wie denn übrigens die Hieroglyphe von huah „zeichnen, malen" den Grundriß eines Feldes enthält und t'u „zeichnen" direkt auch „Karten zeichnen, Landkarte" bedeutet.

Aber für die ältesten Chinesen hat die Kartographie anscheinend noch eine dritte Bedeutung gehabt. Jene Landkarten Yü's sollen nämlich — ähnlich unseren mittelalterlichen — außerdem noch die Bewohner der dargestellten Gebiete vorgeführt haben, aber nicht zu administrativen Zwecken, wie es nach der Beschreibung bei denen der Chou-Periode der Fall war, sondern zur Abwehr dämonischer Einflüsse. Denn alles, was nicht unter chinesischem Pfluge stand, die unzugänglichen Einöden, die unwegsamen Gebirge des Landes, dachte man sich von meist schädlichen Dämonen bevölkert, resp. es wurden (und werden zum Teil noch jetzt) die wilden Autochthonenstämme, zumal die Zwergvölker, als solche angesehen, wie es ja auch anderswo geschah und wie vielleicht selbst unsere Elbe und Wichtelmännchen diesen Ursprung haben mögen —, und da sie nun auch nach chinesischer Ansicht unschädlich werden, sobald man sie erkennt oder bei Namen zu nennen weiß, so waren sie zur Belehrung des Volkes auf jenen Dreifüßen abgebildet. Ganz ähnlich wird auch jenes beliebte Muster der alten Bronzevasen,

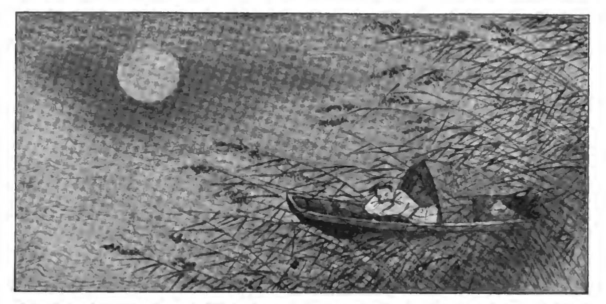
Digitized by Google

das zähnefletschende Haupt des T'ao-t'ieh oder Vielfraßes als eine Darstellung der San Miao (d. h. Miao-tze) angesprochen, die als Hexenmeister noch heutigen Tages gefürchtet sind.

So seltsam es scheinen mag, führt dies nun schließlich zur Medizin hinüber. Denn echt animistisch wurde die Krankheit, zum wenigsten die innere, nicht allein stets auf dämonische Einwirkung, Bezauberung u. dgl. zurückgeführt, sondern oft genug oder vielleicht in der Regel geradezu als ein leibhaftiger Dämon aufgefaßt, der in den siechen Körper gefahren war — wie in der typischen Anekdote des Tso-chuan von dem Herzog King von Tsin (gestorben 579 v. Chr.), der sein Gebresten in Gestalt zweier Knaben in seinen Eingeweiden ratschlagen hört, wo sie sich hier am unnahbarsten einnisten wollen —, und so oder so fiel der Verdacht sehr häufig eben auf jene Eingebornen, die man ja auch für andere Übel verantwortlich machte: der Dämon der Dürre z. B. war der Repräsentant eines südchinesischen Zwergstamms. Dementsprechend war die Behandlung der Exorzismus. Nachdem man zunächst auch hier, wie so tausendfach sonst das Orakel (die Sprünge der gerösteten Schildkrötenschale und das Los aus den Stengeln des Tausendblattes) befragt hatte, traten die Zauberer und Zauberinnen, deren erste Vorfahren denn auch für die Erfinder der Heilkunst galten, in ihr Recht, obschon man dabei mitunter befürchten mußte, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben; denn gerade sie waren es ja, die außer der hilfreichen weißen auch die seuchen- und todesschwangere schwarze Magie betrieben. Doch ihre ärztliche Tätigkeit beschränkte sich nicht auf diese Heilung durch Suggestion — dieser beste Helfer des Arztes von jeher —, sondern sie hatten auch die Pflicht der Prophylaxe. So schritten sie noch in der Chou-Zeit dem Fürsten bei Kondolenzbesuchen voran, um in Gemeinschaft mit einem Pikett Lanzenträger die verderblichen Mächte des Sterbebetts von ihm abzuwehren, die ihren Pfirsich- und Weidenruten ebensowenig standhalten konnten, wie die bedenklichen Autochthonen dem Weidenzweig, und sie waren vor allem die Hauptpersonen bei der Zurückweisung epidemischer Seuchen (no), die alljährlich mehrmals unter starker Beteiligung des Volkes stattfand. Vielleicht bei derselben Gelegenheit hat man diese auch, ähnlich wie in Israel, einem stellvertretenden Sündenbock aufgeladen, indem man die zerrissenen Glieder eines Hundes oder einen (späterhin irdenen) Ochsen vergrub, wie auch die Krankheit des einzelnen durch die Selbstweihe eines anderen beschworen werden konnte, der sie in feierlicher Opferhandlung übernahm.

Indessen hat die Urzeit neben dieser mystischen Medizin, wie sie Schurtz bezeichnet, doch auch schon etliches von der eigentlichen besessen. So schreibt die Tradition Entdeckung und ersten Gebrauch heilkräftiger Kräuter dem mythischen Shen-nung zu, und das hohe Alter der Akupunktur wird durch ihr frühestes Werkzeug, den nadelförmigen Stein, beglaubigt. Freilich scheint es auch bei der Arzneibereitung nicht ganz ohne Zauberei hergegangen zu sein, sofern sich nämlich die merkwürdige Nachricht darauf bezieht, daß Shen-nung „die Kräuter und Bäume mit einer roten Peitsche gepeitscht" habe; dafür ist aber bei der Akupunktur zu Anfang vielleicht nur der naive Glaube maßgebend gewesen, daß dem Erreger des Siechtums ein Rückweg nach außen gebahnt werden müsse. Sicherlich ebensoweit wie sie reicht dann endlich auch die Kauterisierung mit dem auf der Haut verbrannten Flaum der Artemisia, der Gegenreiz durch künstliche Brandwunden zurück, der auch sonst bei Naturvölkern angewendet wird, und nach deren Analogie ist anzunehmen, daß auch noch andere einfache Heilmethoden bekannt gewesen sind. Aber jedenfalls waren diese drei die wichtigsten; denn das sind sie auch durch die historische Zeit geblieben, ja selbst heute noch spielen sie und gerade die beiden letztgenannten eine Hauptrolle in der chinesischen Medizin, die namentlich mit der Punktiernadel ganz überraschende Erfolge erzielen soll. Und in der Tat, wenn der Arzt auch jetzt nicht mehr mit dem Zauberer gepaart wird, wie in dem südchinesischen Sprichwort bei Konfuz, daß „ein unbeständiger Mensch weder zum Zauberer noch zum Arzte taugt", so scheint seine Wissenschaft im ganzen doch höchstens quantitativ gegen die urzeitliche fortgeschritten zu sein, und was die Hauptsache ist: der alte Glaube an die dämonische Entstehung der Krankheiten besteht trotz aller sonstigen philosophischen Verbrämung nach wie vor. Und so sehen wir denn auch hier wieder, wie namentlich in der Naturwissenschaft überhaupt, einen Grundpfeiler modernen chinesischen Denkens tief im Gedankenfelde der Urzeit gegründet stehen.

Digitized by Google



Mondscheinszene. Gemälde auf Seide von Tai Wön-tsin, Anfang des 15. Jahrhunderts. Sammlung des Grafen Makino Sadayasu zu Tôkyô.

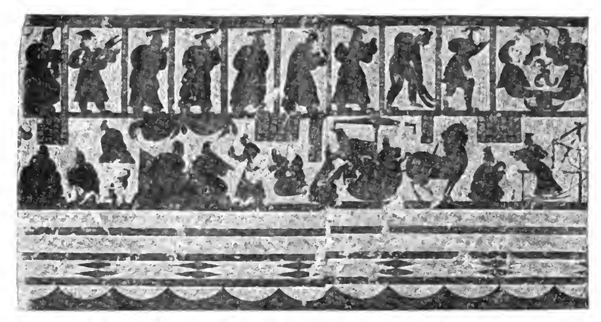
3. Die Sagenzeit.

Schon aus der Morgendämmerung der chinesischen Menschheit, die ich bis hierher zu schildern versucht habe, tauchen die gewaltigen Umrisse von Fürsten- und Heldengestalten auf und möchten Anspruch auf historische Anerkennung erheben. Ich denke dabei nicht an die Himmels-, die Erden- und die neunköpfigen Menschenkaiser, an die fünf doppelflügeligen Drachen oder den „Herrn Chaos" und wie die blassen Schemen genannt sein mögen, womit der Chinese, Reich und Welt identifizierend, seine Geschichte bis zur Schöpfung hinaufgeführt hat — denn das sind allermeist wohl Ausgeburten der Spekulation oder gelehrter Geschichtsklitterung und jedenfalls künstliche Konstruktionen, die noch dazu vielleicht mit unter fremdem Einfluß und wahrscheinlich erst seit dem 3.—4. Jahrhundert v. Chr. entstanden sind: ich meine vielmehr jene zwar auch nicht völlig aus Fleisch und Bein, aber doch aus echterem Stoffe geformten Kaiserbilder, wie sie von dem „Nestbewohner" (You-chao) und dem Prometheus Sui-jen (dem „Mann vom Feuerbohrer") an über Fuh-hi und seine Schwester Nü-kua, über Shen-nung, Huang-ti usw. bis zu den Musterkaisern des Konfuzianismus Yao und Shun herab aufeinander folgen, und die ja vereinzelt schon im vorigen Kapitel zu erwähnen waren. Diesen wird jene Anerkennung vom Volksglauben sicherlich unbedingt, von der einheimischen Geschichtschreibung selbst der kritischsten Richtung aber wenigstens insoweit zuteil, daß sie ihr im Gegensatz zu ihren rein mythisch erachteten Vorgängern für bestimmt zu datierende, glaubhafte Sagengestalten gelten. Wir werden uns aber wohl nicht einmal dieser gemäßigten Auffassung ganz anschließen dürfen. Oder gehört es in das Bereich der eigentlichen Sage, wenn die schlangenleibige Nü-kua (doch wohl ein Weib, obschon man sie mitunter zu einem Mann hat machen wollen) das Firmament mit farbigen Steinen flickt und die vier Ecken der Erde auf die abgehauenen Tatzen einer riesigen Seeschildkröte stellt, nachdem der zornige Stoß des Titanen Kung-kung wider den berstenden Himmelspfeiler die Grundfesten des Alls erschüttert und Himmel und Erde so aus dem Lot gebracht hatte, daß die Gestirne seitdem gen Westen und Chinas Ströme nach Osten gehn? Oder wenn Huang-ti gegen den „ersten Empörer" Ch'ih-yu, den Gehörnten mit der eisernen Stirn, der Wind- und Regengott mit Sturm und Wasserfluten zum Kampf heranführt, die Göttin Pah, den Dämon der Dürre, vom Himmel herabsteigen läßt? Das ist doch gleich so manchem andern noch, was ihnen von Taten zugeschrieben wird, nicht Sage, sondern unverfälschter Mythus — wie man den Chinesen denn mit Unrecht eine Mythologie abgestritten hat — und diese vermeintlichen Kaiser sind, was ja auch ihre seltsame Gestalt so gut wie ihr Name ti bestätigt, nichts anderes

Digitized by Google

als Götter, wenn sie gleich die Nüchternheit des konfuzianischen Euhemerismus mit irdischen Staatsgewändern ausstaffiert und ihre dämonischen Gegner in rebellische „Minister“ verwandelt hat. Aber freilich nicht alles spielt sich im oberen Stockwerk ab, die Mythe ist vielfach auch mit wirklicher Sage, ja man darf sogar beinahe sagen auch mit Geschichte untermischt und verquickt. Denn die historische Betrachtung dieses ganzen Pantheons scheint mir zu ergeben, daß dazu keineswegs nur das chinesische Kernvolk allein, sondern von jeher auch die nach und nach in ihm aufgegangenen übrigen Urstämme ihre Götter und Helden beigesteuert haben, die dann entweder mit vorhandenen identifiziert oder ihnen nach oben hin angereiht worden sind, obschon sie vielleicht desselben Alters waren — ein synkretistisches Gebilde also, das die horizontale Anordnung öfters durch die vertikale ersetzt hat. Wenigstens erklären sich m. E. so am besten die mancherlei sonst unvereinbaren Widersprüche, die Unstimmigkeiten und Schwankungen des Systems wie vor allem auch die Tatsache, daß dieselbe bahnbrechende Arbeit oder der Kampf mit demselben Widerpart mitunter von mehreren zeitlich weit auseinander gerückten Persönlichkeiten — Kaisern oder Helden — berichtet wird, und kein Zufall will es mich bedünken, wenn noch die allerjüngste (erst unter den Sung hinzugefügte) Spitze der ganzen Reihe: der Weltschöpfer P'an-ku fast genau denselben unchinesischen Namen trägt wie der Ahnherr der mit zuletzt unterworfenen Miao-tze-Stämme des Südwestens, P'an-hu. Immerhin auffällig ist es auch, daß die Reigenführer der vorhergehenden Anschauungsperiode, Fuh-hi und Nü-kua, in merkwürdiger Sagenübereinstimmung als erstes Menschenpaar in der anscheinend nicht etwa entlehnten Kosmogonie der Lolo wiederkehren. Trifft aber diese Annahme zu, dann ist in den ältesten Kaisern zugleich die älteste politische Entwicklung — wie in etlichen davon ja auch die kulturelle — verkörpert, und was mehr sagt, ihre Lokalisierung durch die Tradition würde sogar die Lage der einzelnen Territorien ungefähr bestimmen lassen, aus deren allmählicher Zusammenschweißung, wie sie sich in diesem Götter- und Heldensaal der Urzeit widerspiegelt, das erste größere Staatsgebilde entstanden ist. Aber gerade bei diesen Ortsbestimmungen stößt die Forschung freilich mit jedem Schritt auf Fußangeln, mit denen besonders die Sagenverschmelzung das ganze Gebiet überstreut hat. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, der Kampf mit Ch'ih-yu, der ja offenbar, wie andres derart, neben dem Kampf der Elemente bei einem gewaltigen Naturereignis auch einen menschlichen verewigt, gewöhnlich (doch sehr unwahrscheinlich) nach Nord-Chihli verlegt, während andererseits auch Shansi sein Angedenken wach erhielt, und zwar durch eigenartige Maskentänze, welche dann die Han-Periode — sic eunt fata! — unter ihre Theaterpantomimen aufnahm, und endlich das Grabmal des Helden noch im 5. Jahrhundert n. Chr. in Shantung verehrt und gezeigt wurde. Wahrlich Spielraum genug für die Lokalisierung der nordöstlichen Ausbreitung, die ja immerhin daraus hervorgeht! Wir müssen uns daher bis auf weiteres mit dem Ergebnis bescheiden, das schon Sze-ma Ts'ien im Shi-ki aus diesen Überlieferungen gezogen hat: daß nämlich die Wiege der politischen und Kulturentwicklung Chinas, sein eigentliches Stamm- und Herzland, von wo es sich wie mit Polypenarmen langsam über die Umgebung ausgedehnt hat, östlich vom Huang-ho-Knie in Honan und dem südlichen Shansi zu suchen ist. Und darauf weist in der Tat außer anderm z. T. schon oben Berührtem wohl auch die bemerkenswerte Erscheinung hin, daß der Wortschatz der ältesten Literaturdenkmäler nach Ausweis des ersten chinesischen Idiotikons (des Fang-yen aus dem 1. Jahrhundert n. Chr.) allermeist in den Mundarten des östlichen Mittelchinas wiederkehrt, also vermutlich auf ihnen beruht, und daß ein gutes Teil davon zugleich auch durch die älteste Form der Schrift — durch Bilder und Symbole — dargestellt wird, während ihre Synonyme und andere Wörter aus jüngerer (d. h. der Chou-)Zeit den westlichen Dialekten angehören und mit phonetischen Zusammensetzungen geschrieben werden — jener jüngeren Schriftgattung, die vielleicht gerade durch die Aufnahme von neuen, von Lehnwörtern mit hervorgerufen und jedenfalls begünstigt worden ist. Allerdings heben sich aus diesem Gewühl zerfließender Schatten, verschollener Namen hier und dort — rare nantes in gurgite vasto — Gesichter und Formen empor, die bestimmtere Züge tragen, wie z. B. die von Huang-ti zurückgetriebenen Hün-yüh, die man von altersher mit den Hunnen identifiziert hat; allein gerade sie passen meist so wenig in ihre Umgebung hinein, daß man wohl fragen darf, ob es sich dabei nicht eher um eine (nicht seltene) Rückübertragung

Digitized by Google



Die neun Kaiser der Sagenzeit und der erste und letzte Kaiser der Hia-Dynastie.

Relief der Shantung-Skulpturen nach Edouard Chavannes.

von späteren Ereignissen handelt. Dafür möchte ich aber andererseits eine Sage, an der die Patina des höchsten Alters haftet, als eine echte historische Reminiszenz ansprechen: die Sage von dem „unbeschränkten Verkehr zwischen Himmel und Erde", der beim Verfalle des Reiches unter Huang-ti's Nachfolger Shao-hao durch die Empörung der „neun Li" herbeigeführt und erst von dessen Sohne Chuan-hü unterdrückt ward. Denn das ist nicht etwa ein freundliches Märchen aus Paradieses Tagen, da die Götter herabstiegen zu den Menschenkindern, sondern nach alter und anscheinend wohlberechtigter einheimischer Ansicht die bitter ernste Erinnerung an eine politisch-religiöse Umwälzung der endenden Urzeit, an das gewaltsame Eindringen eines fremden ketzerischen Zauberkults, der jedermann den Umgang und Dienst der Geister frei gab; und wenn die chinesische Behauptung richtig ist, die jene Li zu „Südbarbaren" macht, dann liegt hier eine älteste südnördliche Bewegung und liegen die ersten erkennbaren Anfänge des Kampfes zwischen Norden und Süden vor, der nicht von ungefähr gerade in einem religiösen Gegensatz seinen stärksten Ausdruck fand.

Und das wird nun, wie es scheint, in allen Punkten bestätigt durch eine zweite Tradition, uralt und echt, die so eng mit jener verbunden auftritt, daß sie nur die Fortsetzung oder Wiederholung derselben Ereignisse zu berichten scheint, und die über deren Wesen, Bedeutung und Herkunft keinen Zweifel läßt. Denn nicht bloß, daß es wiederum der freie Verkehr zwischen Himmel und Erde, das Herabsteigen der Geister ist, von dem sie dabei redet und der schließlich sogar durch dieselben Beamten wie ehedem abgeschafft wird: sie läßt ausdrücklich Hand in Hand damit auch eine Gewaltherrschaft gehen, die sich zwar derselben Gesetze und Strafen, aber — angeblich — in viel grausamerer Weise wie Altchina bedient und die Ämter nicht den Edlen, sondern den kleinen Leuten zuteilt; und die sie ausüben, sind die wohlbekannten Miao, der alte Erbfeind Chinas, der nun zum ersten Male auf die Bühne tritt — in der Regierungszeit des Yaou und Shun, mit denen das Shu-king seine Annalen anfängt. Sie eröffnen darum passend die eigentliche Sagenzeit; und so steht denn gleich am Eingang der legendären Geschichte Chinas ein schweres und offenbar Jahrhunderte langes Ringen zwischen Nord und Süd, ein Ringen um die Hegemonie. Denn daß es sich um ein solches handelt, daß die Herrschaft der Miao-tze das ganze Land oder doch einen beträchtlichen Teil davon umfaßt hat, das können, wie auch Legge schon erkannt hat, selbst die Tiraden des Shu-king nicht verschleiern. In der Tat sind die Anklagen, die es gegen die Miao erhebt, fast ganz dieselben, wie sie sonst der Gründer einer neuen Dynastie gegen den letzten Sproß

Digitized by Google

der alten zu schleudern pflegt: grausame und willkürliche Handhabung der Gesetze, Bedrückung und Mord der Unschuldigen u. dgl., und sehr bezeichnend, wenn authentisch, ist auch die Nachricht des Shi-ki, daß die Miao den Jahresanfang und die ganze Zeitrechnung abgeändert hätten, denn das ist die typische Gepflogenheit einer neuen Dynastie. In Verbindung mit allem übrigen zeigt es aber zugleich (worauf auch wieder Legge aufmerksam gemacht hat), daß diese Eindringlinge durchaus kein Barbarenvolk mehr gewesen sein können oder doch nicht ärger als die Chinesen selbst, denn die Kultur scheint beiderseits die gleiche Art und Höhe gehabt zu haben; und eben dies ist einer der Hauptgründe, weshalb ich neben dem nördlichen ein uraltes südchinesisches Kulturzentrum (am unteren Yang-tze etwa) annehmen möchte.

Aber nicht gegen menschlichen Feind allein, auch gegen die blinde Wut der Elemente hatte sich das junge Reich, und in derselben Zeit, seines Lebens zu wehren: als ein zweiter, gewaltigerer Markstein erhebt sich neben jenem der Einbruch und die Bändigung einer riesigen Flut, deren unendlich Gewässer nach der schwungvollen Schilderung des Shu-king „die Berge umarmte, die Hügel begrub und dräuend zum Himmel emporschlug". Eine Sündflut! Aber sie hat mit der biblischen und ihren sonstigen Parallelen wenig gemein; ein rein chinesisches Naturereignis, stellt sie eine ungeheure Überschwemmung aller Stromgebiete und vorab des Huang-ho-Netzes dar, die man mit Richthofen gewiß um so eher auf ein besonders starkes Erdbeben zurückführen darf, als wieder der alte Erderschütterer Kung-kung hineinverflochten scheint. Auch sie hat nach der Tradition einen Kampf von Jahrhunderten gekostet, denn dieser füllt mit den vergeblichen Eindämmungsversuchen zumal des Kun die ganze Zeit des Yao und wird erst gegen Ende von Shuns Regierung durch die 13jährige Titanenarbeit des großen Yü zu Ende gebracht; und ein solcher Zeitraum kann ihr auch recht wohl zugebilligt werden. Aber andrerseits wäre doch vielleicht auch zu untersuchen, ob daneben nicht teilweise wieder eine vertikale Gliederung statt der horizontalen vorliegt, d. h. ob nicht etwa die gleichartige und ungefähr gleichzeitige Arbeit verschiedener Stammeshelden in eine zeitliche Folge umredigiert und damit mehrere ursprünglich selbständige Flutsagen zu einem einheitlichen Gebilde verschmolzen worden sind. Denn daß es deren gegeben hat, scheint mir z. B. aus der früh überlieferten Sage von T'ai-t'ai hervorzugehen, der den Fen und T'ao reguliert und die große Ebene bewohnbar gemacht habe (letzteres sonst als ein Werk des Yü bezeichnet); gerade sie stammt wohl aus vormals nichtchinesischem Gebiet, weil der Fen-ho unter den von Yü gebändigten Flüssen nicht aufgezählt wird. Indessen mag auch manches Werk unter die Flutbekämpfung eingereicht worden sein, das nur der Trockenlegung von Hause aus sumpfiger Flußtäler gegolten hat.

Aber wie dem sei, schon seit ältester Zeit ist aller Ruhm auf den Scheitel des einen Yü gehäuft, „ohne den wir wohl Fische wären", wie das Tso-chuan mit einem scherzhaften Wortspiel meint, und man hat ihn darum auch den Noah Chinas genannt. Aber man sollte ihn besser seinen Herakles nennen, denn was ihm alles von kanalisierten Strömen, von Sprengung mächtiger Gebirge, von Weganlagen und allgemeiner Ordnung des Landes zugeschrieben wird, das läßt sich nur mit dessen Arbeiten vergleichen. Und merkwürdigerweise legt die chinesische Flutsage selber, wie sie das Shan-hai-king ums 3. bis 4. Jahrhundert v. Chr. erzählt, diesen Vergleich sehr nahe, indem sie die neun Ströme zu einem Drachen, einer neunköpfigen Hydra macht, über deren riesigem, alles Land umher durch sein Blut verseuchenden Leibe ihr Bezwinger einen Tempel errichtet. Ob hier vielleicht fremder Einfluß vorliegt, wage ich noch nicht zu entscheiden; aber jedenfalls ist es eine jüngere Form, das läßt schon der flüchtigste Vergleich mit der bei aller Unwahrscheinlichkeit doch nüchternen Fassung erkennen, die uns andeutungsweise im Shi-king und sonst, zuerst und am ausführlichsten aber im Yü-kung gegeben ist. Ich habe schon oben auf dieses interessante Buch hingewiesen und meine Auffassung davon dargelegt, aber seine Wichtigkeit wird ein etwas näheres Eingehen wohl rechtfertigen. Sein erster und größerer Teil ist eine Beschreibung der „neun Provinzen", also, wie man gewöhnlich annimmt, des damaligen Chinas. Es gibt zuvörderst deren Begrenzung an, aber dergestalt, daß die Außengrenzen entweder ganz approximativ und verschwimmend oder, wie im Westen, geographisch überhaupt unmöglich sind; dann folgen allerlei Nachrichten über ordnende Tätigkeit an Bergen und Gewässern, genaue statistische Angaben über Bodenqualität,

Digitized by Google



Kaiser Fuh-hi und seine Schwester Nü-kua auf den Shantung-Skulpturen nach Edouard Chavannes.

Ertrag und Abgaben wie über die Produkte dieser einzelnen Bezirke, die unter dem Namen „Tribut" gehen, und endlich eine Beschreibung des Weges, auf dem dieser nach dem Sitze der Regierung, Süd-Shansi, befördert wurde; bei den Außenprovinzen sind dann auch noch Notizen über Barbarenstämme und ihre Lieferungen angeschlossen oder eingestreut. Der zweite Abschnitt enthält außer einer schematischen Einteilung, die sich, wie gesagt, als eine politische Utopie zu erkennen gibt, eine ausführliche Oro- und Hydrographie des ganzen beschriebenen Gebiets. Nach dem allem läßt sich dieses nun ungefähr mit zwei Linien umreißen, deren nördliche etwa von der Mitte der Wei-Laufes (in Shansi) über T'ai-yüan-fu nach T'ien-tsin und deren südliche von demselben Ausgangspunkte den Han entlang und um Tung-t'ing- und Poh-yang-See herum nach Hang-chou und das Meer geht; nur im Südosten und Nordwesten strecken sich je zwei schmale Zungen, die eine bis Ch'eng-tu, die andere bis nach Lan-chou-fu und vielleicht noch etwas weiter vor. Aber von diesem Ausschnitt des heutigen Chinas war genau bekannt, wirklich bekannt nur der zentrale Teil: die Ebene von Si-ngan-fu, das südliche Shansi und Chihli bis wenig über den T'ai-shan (in Shantung) hinaus und Honan, denn bei diesen geht die Beschreibung ins einzelne; was darüber hinausliegt, wird recht summarisch abgetan: fast nichts von innerer Gliederung; nur die hauptsächlichsten Gebirgszüge und Flüsse werden genannt und von den letztern gewöhnlich bloß der Unterlauf genauer beschrieben. Es ist also klar, daß dies zum größten Teil eine terra incognita war und bekannt nur eine Anzahl Kulturoasen, welche durch diese Flüsse und die Tributwege (die übrigens in der Regel eben von ihnen gebildet wurden) mit jener Mittelpartie kommunizierten; das Ganze macht den Eindruck von Rodungen im Urwald: hier und dort eine angebaute Lichtung mit ihrem Komplex von Hütten, die durch schmale Pfade mit einem fernen, großen Kulturzentrum verbunden sind, ringsum und dazwischen aber heulende Wildnis; und es fragt sich bloß, ob jene von diesem politisch abhängig zu denken sind. Und das ist nun sehr unwahrscheinlich. Denn wenn es schon auf der Hand liegt, daß die dünnen Fäden, mit denen diese Kulturoasen an der zentralen Partie hängen wie die Siegel an einem alten Pergament, kaum stark genug sein konnten, um eine einheitliche Regierung möglich zu machen, so spricht gegen eine solche Annahme namentlich auch die Tatsache, daß alle diese anscheinenden Enklaven um mehr als ein Jahrtausend später noch ganz oder beinahe selbständig gewesen sind, auch die größte davon, das Land der San Miao am Yang-tze nicht ausgenommen. Denn obwohl diese, wie das Shu-king mit tönenden Worten kündet, von Yü nach dreißigjährigem Kriege unterworfen und (anscheinend schon zuvor) von Shun, der auch ihren Fürsten in den äußersten Nordwesten, ins spätere Tangutenland deportierte, so vernichtet worden sind, daß sie hinfort keine Nachkommen mehr auf Erden hatten: so finden wir sie gleichwohl noch in der Ch'un-ts'iu-Zeit als mächtigen und höchstens nominell abhängigen Staat in ihren alten Sitzen — wie denn ihre letzten Enkel noch heute unbezwungen sind; ja das Yü-kung selber weist vielleicht auf sie und nach der ganzen Art ihrer Erwähnung sogar auf ihre Selbständigkeit hin, wenn anders es erlaubt ist, seine rätselhaften „drei Reiche"

am Tung-t'ing-See die auf „drei" (san) Miao zu deuten. Dies und manches andere noch, was hier leider nicht erörtert werden kann, veranlaßt mich zu der Annahme, daß das eigentliche, das damalige Reich China auf jene zentrale Partie beschränkt und diese Anhängsel nicht sowohl wirkliche Landesteile als Interessengebiete gewesen sind, die vornehmlich durch Handel damit in Verbindung standen — denn wenn er hier als Tributlieferung bezeichnet wird, so braucht das nicht zu stören; der Name ist auch in der Han-Zeit, ja viel später noch dafür gebraucht worden. Teils durch ihre Vermittlung und teils direkt kamen dann auch die Erzeugnisse der angrenzenden Barbarenländer und ihrer weitern Umgebung auf den chinesischen Markt; aber da gerade die entlegensten davon: das Tarymbecken, das wahrscheinlich seinen Jade, und der äußerste Süden, der wohl den Zinnober brachte, nur durch Zwischenhandel mit China verkehrten, so wird dessen Horizont dadurch im günstigen Fall bloß um eine verschwommene Vorstellung von weit entfernten Völkern bereichert worden sein; die wirklich bekannte Welt hat sich ihm sicherlich auf die im Yü-kung gezeichnete beschränkt.

Uns aber gibt dies unschätzbare Werk ein farbenfrisches Bild nicht bloß von Verkehr und Besiedelung des Landes, sondern vor allem auch von seinen Bedürfnissen, seiner Produktion, von seinen und seiner Nachbarn wirtschaftlichen Zuständen um etwa 2000 v. Chr. Denn wie die Bevölkerung verteilt war und vielleicht auch, wie sie sich bewegte, lehrt das Verhältnis zwischen Bodenqualität und Ertrag: es läßt mit aller Sicherheit zwei dichtbewohnte und altangebaute Zentren; am Huang-ho und am Yang-tze, als in den Gegenden erkennen, wo man dem schlechtesten Boden dennoch die reichsten Ernten abzwang, während das umgekehrte Verhältnis, wie schon früher bemerkt, die Ebene von Shensi als jungen Ansitz zeigt und somit wohl auf eine westöstliche Kolonisationsbewegung deutet; in alles andere dagegen weiht uns neben diesen Ertragstabellen das Verzeichnis der Lieferungen an den Regierungssitz ein, die ich nun hier nach ihrem Charakter und der numerischen Beteiligung der sogen. Provinzen daran zusammenstelle. Was zunächst das Nahrungswesen betrifft, so würde der Getreidezehnt den Reigen eröffnen müssen, wenn er wirklich die allgemeine Auflage gewesen sein sollte, als die ihn das Yü-kung zu bezeichnen scheint. Allein da seine Bemerkungen darüber die bei den Klima- und Bodenunterschieden doch gerade hier erforderliche Spezialisierung vermissen lassen, so möchte ich sie bei den Außenländern nicht sowohl als Angaben über Pflichten und Leistungen, denn als schematisierte Notizen über tatsächliche Zustände auffassen, wie sie ähnlich auch später noch in verwandten Fällen gemacht worden sind. So würde sich also nur ergeben, daß man den Ackerbau mehr oder weniger erfolgreich überall betrieben hat. Werden von anderen Lebensmitteln bloß noch Salz, das in Ost-Shantung und zwar vielleicht von Barbaren gewonnen wurde, und Seetiere eben daher, Fische von den Huai-Barbaren und gelegentlich allerlei Südfrüchte von der Yang-tze-Mündung oder den vorgelagerten Inseln (?) aufgeführt, so ist der Wettbewerb um so lebhafter bei Kleidung und Stoffen. Vor allem kommt da natürlich die Seide in Betracht; denn wenn sie auch nicht im ganzen Lande erzeugt wurde, so doch in fünfen seiner Bezirke, und selbst die Barbaren sind stark daran beteiligt: so bringen Rohseide die Lai in Ost-Shantung, das ja noch jetzt dafür berühmt ist, und weißes oder gefärbtes und buntgewirktes Seidenzeug wieder die vom Huai und vom Yang-tze. Die letzteren sind sodann auch die Verfertiger von Nesseltuch (grass-cloth), das sonst nur noch in Shantung gewebt wurde, und dieses wieder mit dem westlichen Honan produziert Hanf und hänfene Kleider, während Tierfelle von den Barbaren Liao-tungs und aus Szech'uan, das auch Filze liefert, Rhinozeroshäute (zu Lederkollern) aus Ts'u und Chehkiang, und endlich ebendaher Federn und Haare — wohl als Rohstoffe zum Verarbeiten — und (Fasanen-)Federn allein aus Kiangsu kommen. Unter dem Material zu Geräten tritt namentlich der Stein hervor, der in verschiedenster Art und zu den mannigfachsten Zwecken: als Wetz- und Mahlstein, als Pfeilspitze, als Klangstein zur Herstellung einer Art Steinharmonika wie als Polierstein dafür und endlich in einer Legion von seltsamen oder edlen Steinen aus nicht weniger als sieben Provinzen bezogen wurde. Aber daneben erscheint auch das Metall (wie ja die Chinesen ihre Bronzezeit mit Yü beginnen), und zwar Gold, Silber und Kupfer aus Ts'u und Chehkiang, sowie Blei aus Ost-Shantung, ja aus den Bergen von Szech'uan sogar schon Eisen und selbst Stahl. Die beiden ersten Länder, unterstützt von Honan und dem Norden Shantungs steuern ferner auch Bau- und andere Hölzer

Digitized by Google

(Ts'u insonderheit Bogenholz) bei, denen Chehking seinen Bambus, Kiangsu Lautenholz hinzufügt, und wie jene den Lack, so liefern sie den Zinnober, womit man wohl schon dazumal wie in der ganzen Chou-Zeit die Möbel und Säulen zu bemalen liebte, und sie sorgen schließlich auch sonst für Schmuck, indem sie ihr Elfenbein und die „drei Reiche" von Ts'u außerdem gleich den Huai-Barbaren noch Perlen importieren.

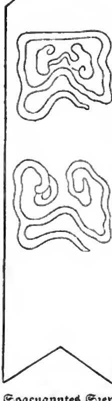
Überblickt man dies alles, so wird man sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß man hier ein wohlgefügtes, sich selbst genügendes Staatswesen vor sich hat, das bei aller Altertümlichkeit — steht es doch offenbar noch mit einem Fuß in der Steinzeit — nicht nur eine gewisse Wohlhabenheit, sondern sogar Verfeinerung zeigt. Denn was seinem Mittelpunkt zugeführt wird, sind Luxuswaren, auch die Seide, die ja sicherlich damals so wenig wie heute zu Kleidern fürs Volk zerschnitten wurde; als notwendig kommt wohl nur die Einfuhr von Holz in Betracht, da sie nicht auf die (auch jetzt noch begehrten) kostbaren Hölzer des Südens beschränkt und somit anscheinend von der Waldarmut der Löß-Gegend geboten war. Dieser künstliche Ausgleich der natürlichen Unterschiede läßt sich ja übrigens gerade an dieser Liste gut beobachten, und er hat sich zum mindesten bei Elfenbein und Nashornhäuten, wie beim Zinnober aus T'su — dem dies Herzland der chinesischen Malerei und die sonstige Heimat des Tätowierens dann noch Ultramarin hinzufügte — durchs ganze Altertum fortgesetzt. — Bemerkenswert sind vielleicht auch noch die Spuren von Gewebe, Industrie und Handel bei den Barbarenstämmen, denn sie zeigen, daß sie schon nicht mehr auf der alleruntersten Sprosse der Entwicklung standen; und in der Tat waren die Lai in Schantung schon zur Verbindung von Ackerbau und Weidewirtschaft übergegangen.

Über die sonstige politische Organisation des Staates erfahren wir nichts weiter, nur daß ihn jene Utopie des zweiten Teiles als einen Feudalstaat zeigt, in dessen Mitte die quadratisch gedachte Domäne liegt, konzentrisch umschlossen von den ebenso gestalteten Vasallenfürstentümern, die wieder in die größeren Vierecke der Barbarenländer eingeschachtelt sind — ein System, das in seinem die tatsächliche Eingeschlossenheit des Königsstaates outrierenden Schematismus immerhin als ein Zeugnis für das hohe Alter des früher erwähnten tsing-Systems betrachtet werden darf, denn es ist in der Tat nur dessen Erweiterung auf das Reich oder vielmehr — wie gerade hier ausdrücklich angedeutet ist — auf die „äußersten Grenzen von Nord und Süd", d. h. die Welt. Aber mit jenen administrativen Angaben zusammen ist das wichtig genug; denn damit ist eigentlich schon eine Frage beantwortet, die sich bei einigen Stellen des Yü-kung selbst und besonders bei anderen Fassungen der Flutsage (z. B. der des Mencius) aufdrängen könnte: die Frage, ob es sich hier nicht etwa gar um eine erste, fast schöpferische Ordnung chaotisch wüster Verhältnisse, um Anfang und eigentliche Begründung des chinesischen Reiches handelt? Das kann nun hiernach nicht sein: ein Staatsgebilde so fortgeschrittener Art muß eine lange Vergangenheit haben; und was dies Bedenken erregt, muß also auf das Hineinspielen und die Einverschmelzung alter Schöpfungsmythen geschoben werden. Und in der Tat setzt es sich selber mit der ältern Überlieferung in Widerspruch, die schon Yü's Vorgänger Yao und Shun zu Trägern einer ausgebildeten Staats- und Gesellschaftsordnung macht. Allerdings scheint deren Formulierung im Shu-king leider nicht so authentisch zu sein, wie man wünschen möchte — da denn dieser ganze „Kanon der Urkunden" nach Grubes trefflicher Deutung oft genug historische Dichtung für Geschichte gibt, zumal in diesen ältesten Teilen. Aber wie sich hier so mancher zweifellos urzeitliche Zug — z. B. die Doppelhochzeit Shun's und seine Sukzession im Recht seiner beiden Frauen und anderes, was darum früher schon angeführt werden mußte — unverwischt erhalten hat, so sind auch in den sparsamen Angaben über das Staatsgefüge unter den mancherlei späteren Zutaten noch die Spuren einer ältern Entwicklungsstufe zu erkennen. So zeigt der Staatskalender des Yao, mit dem das Shu-king anhebt, einen sehr primitiven, vielleicht noch etwas an jene Urzeitastronomie erinnernden Charakter, der ihn von der interessanten Reihe seiner Nachfolger vom „kleinen Kalender der Hia" bis zum Yüeh-ling des Li-ki hinunter wesentlich unterscheidet, und sowohl im staatlichen Gottesdienst, der sonst die spätern Objekte hat: Himmel (und Erde), Berge und Ströme, die Ahnen und alle Geister, wie in der Verwaltung mit ihrem Justizminister, Ackerbauminister und andern auch in der Folgezeit bekannten finden sich doch

Digitized by Google

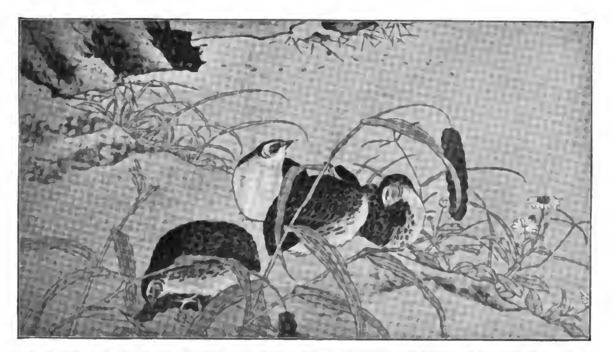
mehrere Einrichtungen und Ämter, die seitdem verschollen sind: dort die rätselhaften „sechs Verehrten“, hier vor allem der Reichskanzler Sze-yoh (der Vorsteher der vier heiligen Berge); und der Musikmeister, jener einbeinige Drache K'ui, der mit seinem Klangstein orpheusähnlich die Tiere (oder Tiermasken?) zum Tanze zwingt, ist zum mindesten eine originelle Figur. Höchst altertümlich mutet auch die Erbfolge an, die, wie schon einmal erwähnt, durch Wahl des Fürsten- bzw. Ministerrates oder gar des Volkes geschah und nicht mehr über den Sohn des Yü hinabreicht und übrigens recht wohl mit dem Feudalsystem verbunden gewesen sein kann, wie es nebst seiner Verleihung von kontrollierbaren Amtsinsignien schon dieser ältesten Periode ausdrücklich zugeschrieben wird. Altertümlich ist ferner die geringe Zahl der Ämter — die erst unter den Hia verdoppelt worden sein soll — und eine durchaus glaubwürdige Reminiszenz liegt darin vor, daß Shun sein Reich in zwölf Provinzen eingeteilt habe; denn die Nachwelt mit ihren festgewurzelten neun Provinzen — die Yü daraus geschaffen — hätte wohl kaum von selbst auf einen vorherigen andern Zustand verfallen können.

So dürfen wir denn annehmen, daß dieser Staat des Yü nicht eine neue Ordnung, sondern bloß eine Neuordnung bedeutet hat — eine Neuordnung, die teils durch die landschaftlichen Veränderungen, wie sie eine solche Flut notwendig erzeugen mußte, teils aber einfach durch den Wechsel der Dynastie bedingt war, der ja in China so gern einen durchgreifenden Systemwechsel, eine Umgestaltung großen Stils im Gefolge hat. Und es ist ja eine neue Dynastie, dies Haus der Hia, das mit Yü auf den Thron kommt — ein Fürstengeschlecht aus Honan, wie es scheint, und, wenn die Sage Glauben verdient, durch Yü mit den Fürsten von T'u-shan am mittleren Huai verschwägert und vielleicht durch diesen Rückhalt gestützt — und mehr als das: es ist die erste Dynastie, die wir mit einigem Fug so nennen dürfen. Denn wenn bisher ein ganzes Herrscherhaus, eine ganze Epoche in einer Gestalt verkörpert war, so hellt sich das Dunkel nun so weit auf, daß wenigstens eine lückenlose Königsreihe sichtbar wird, die nach einem letzten Aufflackern des alten Wahlkaisertums beim Tode Yü's in regelmäßigem Erbgang aufeinanderfolgt. Aber damit ist es freilich im ganzen auch getan. Es sind nur Namen, wesenlose Schatten, vielleicht zum Teil nur genealogische Fiktionen, die hier in langem, schweigendem Zuge vorübergleiten; nur hier und da der kräftige Nachhall eines Ereignisses. Aber das pflegt dann allerdings auch von Bedeutung zu sein. So mag denn schon der Kampf des K'i mit dem Fürsten von Hu in Shensi, der wohl um die Krone ging, einen ersten Rückschlag gegen die Ausbreitung dorthin, eine erste westöstliche Bewegung anzeigen, wie denn 50 Jahre nachher ein entgegengesetzter Druck, von Shantung her, das legitime Haus in den Süden des Huang-ho zurückdrängt und endlich für vier Jahrzehnte ganz entthront. Aber wichtiger noch als diese Nachrichten, so deutlich auch sie schon das ewige Gesetz der chinesischen Entwicklung: die beständige Auffrischung durch Nachbarblut erkennen lassen, wichtiger als sie sind doch die weiteren, daß Puh-chuh (um 2180) wegen Mißregierung der Hia unter die Wilden von Kansuh, nach K'ing-yang, ausgewandert und sein Nachkomme Liu 1796 nach Shensi zurückgekehrt, und daß 1946 ein Fürst von Shang (in Ost-Honan) erobernd bis an die Westgrenze des Königslandes vorgedrungen sei. Auch sie bedeuten nichts anderes als die vorigen: die erste Vorbereitung einer westöstlichen und einer ostwestlichen Stammesbewegung, aber sie sind die Sturmvögel der beiden mächtigen Wetter, die dereinst über China hinbrausen sollten; denn Puh-chuh und Liu gehören zu den Ahnen der Chou, und ein später Enkel des Shang-Fürsten ist jener Li, der das morsche Haus der Hia zerbrochen und als Ch'eng T'ang die Shang-Dynastie begründet hat, mit der ich das chinesische Altertum beginne.



Sogenanntes Szepter des Yü, angeblich bei der Flutregulierung gebraucht. Aus dem Ku-yüh-t'u-pu.

Digitized by Google



Wachteln. Gemälde auf Seide, dem Li Ngau-chung (12. Jahrhundert) zugeschrieben. Original im Besitze des Fürsten Konoë Nobutada, Tōkyō.

Das Altertum.

Unmerklich fließt, wie das Dunkel in die Dämmerung, die Urzeit in die Sagenzeit, unmerklich diese, wie Dämmerung in Zwielicht, in das Altertum hinüber. Auch jetzt noch steht die Sonne nicht so hoch, daß sie schon das niedere Hügelland oder gar das geschäftige Treiben der Täler aus seinem Dunkel zöge; noch treten auch jetzt nur erst die höchsten Gipfel, die Markscheiden größter Ereignisse, heller bestrahlt hervor und irrt bloß da und dort ein verklärender Schein um ein ragendes Felsenhaupt, ein einsames Denkmal auf Bergeshöhe. Auf eine mächtige Persönlichkeit, die lichtumflossene Gestalt des T'ang, der wie „ein glühender Feuerbrand" unwiderstehlich aufräumte mit dem Heer von Hia und doch „von Ungestüm und Lässigsein, von Härte wie von Schwäche rein" so hoch und fromm von seinen königlichen Pflichten dachte — auf diesen folgt auch hier wieder nicht viel mehr als eine Reihe leerer Namen, ein magerer Stammbaum, aus dem sich nur hin und wieder ein schärfer umrissenes Bild heraushebt, und die Geschichte weiß über den größten Teil des Zeitraums und jedenfalls über seine vier ersten Jahrhunderte kaum Bedeutsameres zu berichten als ein wechselndes Sinken und Wiederaufblühen des Hauses — das vielleicht mit der Vernachlässigung der direkten Erbfolge zugunsten der Brüder und Agnaten zusammenhing — und die mehrmalige Verlegung der Residenz, in der sich anfangs vielleicht noch eine Fortsetzung des ostwestlichen Zuges ausspricht. So scheint es also schließlich nur das alte Ding mit neuem Namen, ein anderes Etikett auf einer alten Ware zu sein, wenn hier ein frischer Abschnitt begonnen wird, und man könnte sich veranlaßt fühlen, auch diesen Zeitraum noch dem vorhergehenden anzugliedern, wie es denn mitunter auch geschehen ist. Allein dem steht doch Eines entgegen: wir sind jetzt nicht mehr auf die Gnade der Überlieferung angewiesen, wir besitzen ein greifbares, körperliches Zeugnis für die Existenz dieses Herrscherhauses, und das ist eine Anzahl von Bronzegefäßen, die nicht allein in Form und Ornament, sondern vornehmlich durch ihre Inschriften von denen der folgenden Dynastien sehr verschieden sind; denn abgesehen von dem äußerlichen Unterschied des Duktus zeigen die letzteren ein System der Namengebung (nach dem Geburtstag), das später nie mehr wiederkehrt, aber dafür mit dem der Shang-Könige identisch ist, wie es uns die historischen Nachrichten aufbewahrt haben, und so die Mehrzahl der Gefäße sogar zu datieren erlaubt. Lassen sie somit ihre Entstehungszeit zum mindesten als halbhistorisch erscheinen, so gewähren sie zugleich einen Blick

Digitized by Google

in deren künstlerische Kultur, und er scheint nach neueren Forschungen zu zeigen, daß das geometrische Ornament der Urzeit gegen das (inzwischen weiter entwickelte) Tiermuster stark zurücktritt, ohne daß doch weder dieses selbst noch die gleich primitive Form des Tiertopfes verdrängt werden könnte, während sich zugleich als ein neues Motiv das Pflanzenmuster schüchtern zu zeigen beginnt — ein Fortschritt also, aber mit Beibehaltung und auf der Basis der ältesten Stufen. Und dasselbe darf wohl auch von der Kultur im allgemeinen gelten. Neben all den weisheittriefenden Reden recht zweifelhaften Alters, die es aus dieser Periode bewahrt haben will, enthält da nämlich das Shu-king auch ein merkwürdiges Dokument, das zwar unter die Chou-Urkunden eingereiht, aber als Gabe des letzten Sprossen der Shang an den ersten König der neuen Dynastie von der Tradition gewiß mit Recht schon als ein Besitztum ihrer Vorgängerin betrachtet wird. Sein Geber selbst bezeichnet es — nach dem Shu-king — freilich als eine göttliche Enthüllung an den großen Yü und somit als eine Art Ergänzung des Yü-kung, aber als ein in der ganzen Shang-Zeit maßgebend gebliebenes Werk würde es doch selbst in diesem Falle ein Zeugnis auch für deren Anschauungsweise sein. Indessen möchte ich einstweilen vermuten, daß es ihr auch die Entstehung verdankt. Dieser sogenannte „Große Plan“ (hung-fan) ist nämlich ein Versuch, das ganze Glauben, Denken und Wissen seiner Zeit in ein System und dieses in Verbindung mit dem Staatsregiment zu bringen: neben der Naturwissenschaft mit ihren fünf Elementen (Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde), die hier noch durchaus die zum Leben notwendigen konkreten Dinge sind, aber doch schon ihre nachmalige Entwicklung zu den in ewigem Kreislauf schaffenden kosmischen Mächten ahnen lassen, neben Astronomie, Astrologie und Physik, deren Phänomene fast in der Art der späteren Kalenderprognosen zu Charakter und Stimmung der Menschen in Beziehung gesetzt sind, finden wir hier Nationalökonomie, Religion und Ethik — darin schon die Lehre von der Macht des guten Beispiels und in Andeutung auch die von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur —, und das alles wird dem Staatsgedanken untergeordnet, als Mittel zur Staatswohlfahrt angesehen, der zu Liebe der Fürst genau darauf achten und namentlich auch sich selber zur höchsten Vollkommenheit ausbilden muß — ein ethisch-philosophisch-politisches Credo, eine älteste Staatsmoral im Kleide eines Fürstenspiegels. Das sind im ganzen dieselben Stoffe, die in jedem der späteren Religions-, d. h. Moralsysteme wiederkehren, aber meist doch so erstaunlich einfach noch, so kindlich naiv behandelt, daß man sie fast aus der primitiven Naturbetrachtung entspringen zu sehen glaubt — gewissermaßen in Philosophie umgesetzte Bauernregeln. Unterscheidet aber diese Urtümlichkeit des Räsonnements den Traktat von allen jüngeren seinesgleichen, so steht er ihnen m. E. doch andererseits auch wieder zu nahe, als daß er in eine höhere Vorzeit hinaufgerückt werden dürfte, und es mag ihm deshalb um so eher eine Mittelstellung zwischen der Hia- und der Chou-Periode zuzubilligen sein, als er von den Ähnliches behandelnden „Ratschlägen“, die unter Yü's Flagge segeln, im Inhalt und gerade auch im Zahlenschematismus abweicht.

Aber ob die Shang-Könige nicht daran gedacht oder es nicht verstanden haben, von jener Weisheit zu profitieren, ob sie das Verhängnis auch so nicht wenden konnten — genug, vom 14. Jahrhundert an begannen sich die Wolken dichter über ihnen zu ballen, und am westlichen Horizont zuckte bereits das erste Wetterleuchten des nahenden Orkans. Schon um 1400 war P'an-keng — durch starke Barbarenbewegungen im nordöstlichen Shansi? — gezwungen, die Hauptstadt von der Westgrenze Shansis nach dem Süden des Huang-ho in die geschützte Lage von Yin (Yen-shi, Honan) zu verlegen, nach welchem sich die Dynastie bezeichnenderweise fortan benennt, und das scheint für sie und das Reich eine kurze Erholung bedeutet zu haben. Aber vielleicht dieselbe Bewegung, jedenfalls ein Druck von dieser Gegend her zwang wenige Jahrzehnte darauf (1327) T'an-fu, einen Nachkommen des vorhin genannten Liu, seine Zelte noch ein Stück weiter als dieser nach China hin vorzurücken:

> Bis an des K'i-Bergs untre Gauen,
> Da kam er hin mit Kiang, der Frauen,
> Um hier mit ihr sich anzubauen,

und hier, in der Ebene von Chou, die der Schlüssel des östlichen Shensi und damit Chinas ist, entsagte er den Sitten der Jung(-Barbaren), vertrieb die wilden Eingebornen und brachte

Digitized by Google



Fleischgarten und Weinteich des tyrannischen Kaisers Chou-sin († 1122 v. Chr.).

Gemälde eines japanischen Meisters der Kano-Schule auf einem Wandschirm im Besitze Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Rupprecht von Bayern.

Digitized by Google

sein Volk zur Seßhaftigkeit. Damit war denn das neue Geschlecht der Chou in den vollen Strahlenkreis der chinesischen Kultur eingetreten, und nun begann das Spiel, das sich später so oft wiederholt, und das vermutlich so alt ist wie der Kulturstaat China: der wilde Nachbar wird gezähmt und gesittigt von der überlegenen Kultur, sie zwingt ihn, den schwächern, in Abhängigkeit, macht ihn zum Vasallen, aber sie leiht ihm zugleich auch die Waffe, womit er seine Macht und seine junge Bildung über die kulturärmere Umgebung ausdehnt, — bis er dann endlich, genügend erstarkt und gedrängt wohl auch von den gleich unwiderstehlich angezogenen Massen hinter ihm, in wildem Ansturm über sie selbst hereinbricht. So war es denn wohl auch hier — denn daß die Chou, wenn auch wohl nicht ihr Fürstenhaus, Barbaren gewesen, läßt u. a. schon ihre Stammsage mehr als vermuten, und neuerdings hat denn Hirth aus ihrem Namen für „Kurzschwert", dem vielleicht noch der Personenname Kilik hinzugefügt werden könnte, sogar ihren türkischen Ursprung wahrscheinlich gemacht; auch ihre alte und innige Beziehung zu dem Clan Kiang ist übrigens bemerkenswert, der deutlich mit dem gleichnamigen alten Nomadenvolke, dem Grundstock der Tibeter (?) zusammenhängt und dem Chou vielleicht sogar durch eine Erbtochter den ersten Ansitz in Shensi ermöglicht hat. Indessen noch war ihre Zeit nicht gekommen; ja die Yin-Dynastie erscheint unter Wu-ting (1324—1266) sogar noch einmal so gekräftigt, daß sie angeblich einen Zug gegen das wilde Ts'u und einen siegreichen Krieg mit dem gewöhnlich in den Norden oder Nordwesten gesetzten „Teufelslande" (Kui-fang) — vielleicht also einen Gegenstoß? — wagen konnte. Aber seitdem ging es rettungslos bergab, bis dann endlich Chou-sin, ein hochbegabter Fürst, wie es scheint, aber der willenlose Sklave seiner Favoritin T'a-ki, durch die sinnlose Verschwendung, womit er das erpreßte Gut der Untertanen in wüsten Orgien vergeudete, durch Habgier und wilde Grausamkeit das letzte tat. Das Volk begann zu murren, wahrscheinlich tauchten auch Geheimbünde auf — vor denen schon der „große Plan" als vor der „ketzerischen Freundschaft" wohl aus Erfahrung gewarnt hatte —, die Vasallen fielen zu Hunderten ab und „nahmen ihre Zuflucht", wie die stehende und sicherlich manch hochverräterische Intrige verhüllende Phrase lautet, zu den Chou, denen jetzt der tatkräftige Fah gebot. Dieser brach mit seinem durch Barbarenstämme des Südwestens verstärkten Heere 1122 endgültig in das Kronland ein; bei Muh-ye geschlagen, floh Chou-sin in seine Hauptstadt und gab sich dort fast in der Weise Sardanapals den Tod, und bald darauf blickten sein und seiner Favoritin Häupter, die der Sieger selber abgeschlagen, von dessen siegreichem Banner auf das verlorene Reich, das nun unter die Brüder und Getreuen des neuen Königs verteilt ward.

Damit war China zum ersten Male, soweit wir mit einiger Klarheit zurückschauen können, die Beute eines unverwandten Stammes geworden, war zum ersten Male in Barbarenhand, und unter diesen Auspizien, prophetisch genug, tritt es in die beglaubigte Geschichte ein. Da sollte man wohl denken, das sei das Signal zu seiner Barbarisierung gewesen. Aber ganz wie es nachmals unter den Mongolen, den Mandschu geschah, so scheint auch jetzt eher gerade das Gegenteil erfolgt zu sein: die Eroberer wurden nicht bloß geistig wie körperlich von dem älteren Kulturvolke absorbiert, unterjocht, sie wurden vielleicht sogar päpstlicher als der Papst, reaktionär chinesisch. Wie dies politisch klug war, so waren sie, die Parvenüs, ja auch nicht vornehm genug, um liberal sein zu dürfen, und sie hatten sich doch überdies schon in ihrer Heimat zu halben Chinesen umgebildet, ja wenn das seltsame „Buch der Wandlungen" (Yih-king), dessen rätselhafte Hexagramme, ein stilisierter Rest der Knotenschrift (?), von Fah's Vater mit seinem Texte versehen worden sein sollen, wirklich das Handbuch der Staatsmoral in Stichworten ist, wofür man es wohl erklärt hat, dann war die entlehnte Kultur schon damals sogar auf sehr fruchtbaren Boden gefallen; denn wenn wir auch von deren Einzelheiten nicht viel unfraglich Altes kennen, so stimmt es doch nicht bloß mit diesem Wenigen durchaus überein, sondern es ist vor allem auch das Gesamtbild, der Totaleindruck derselbe. Das gilt denn auch von dem übrigen literarischen Nachlaß der ersten Chou-Zeit, und zwar so sehr, daß man diese — und wohl nicht ganz mit Unrecht — geradezu beschuldigt hat, die ältesten Teile des Shu-king mindestens überarbeitet zu haben, und er ist dabei so reich, daß er uns nun einen deutlichen Begriff, ein zusammenhängendes Bild von den Kulturzuständen dieser Periode zu geben vermag: die zweite Hälfte des Shu-king und das Shi-king mehr

Digitized by Google

von den allgemeinen und tatsächlichen Verhältnissen, das Chou-li, das in der Hauptsache m. E. doch wohl noch von dem edlen Bruder Fah's, Chou-kung, entworfen ist — denn sein riesiges Beamtenheer kann nach den Erfahrungen bei Naturvölkern kaum noch als Gegengrund angeführt werden — und das etwas jüngere, aber anscheinend doch ebenfalls in dieser älteren Zeit wurzelnde Ngi-li von dem li, d. h. der Religion, der Schicklichkeit, dem Ritual oder wie man das unübersetzbare Wort wiedergeben möge, das in einer Silbe vereinigt, was dem Leben des Chinesen den ethischen Inhalt gibt. Denn dazu gehört ihm nicht bloß das Religiöse und Moralische, der tugendhafte Lebenswandel, sondern auch die Erfüllung bestimmter feststehender Formen: Höflichkeit gegen den Nebenmenschen, d. h. Zeremoniell, Etikette; Höflichkeit gegen die Geisterwelt, d. h. Ritual. Wahrscheinlich liegt in dem letztern der Ausgangspunkt der eigentümlichen Erscheinung: das ganze Zeremonienwesen scheint auf den alten Animismus, die Furcht vor dem ringsumgebenden Geisterheere zurückzugehen, das man durch beständige Ehrfurcht und ängstliche Erfüllung des ihm Zukommenden begütigen mußte. Höflichkeit ist ja ihrem Ursprunge nach ein Produkt der Furcht und so im letzten Grunde gleicher Herkunft mit dem Glauben — deos fecit timor. Aber sicherlich hat die weltliche Anlage dieses Volkes von Diesseitern und ihr Sinn für Ordnung und Äußerlichkeit dazu beigetragen, dies in solcher Weise zu entwickeln. Die Erfüllung der Form hat freilich ihrer Ansicht nach einen moralischen Zweck, nämlich das Herz und die Leidenschaften zu regeln; allein das hat nicht zu hindern vermocht, daß sie für den Inhalt genommen und so der Begriff der Sittlichkeit mit dem der Sitte, der Schicklichkeit, zusammengeflossen ist. Da sie aber immer und überall zugleich in Beziehung auf den Staat gefaßt wird, der dem Chinesen ja geradezu ein religiöser Begriff war, so kann es um so weniger wundernehmen, in diesen beiden Lehrbüchern der praktischen Sittlichkeit gerade diese Seite betont zu sehen, als sie bloß für die höheren Stände geschrieben sind: in der Tat ist das Chou-li eine idealistische Staatsverfassung auf der Basis des li als des untadeligen Wandels, während das andere ebenso minutiöse Vorschriften für das Familien- und Amtsleben des Gentleman gibt. Aus allem zusammen läßt sich denn das Bild gewinnen, das hier in großen Linien gezeichnet werden soll.

Das Fundament des ganzen Kulturgebäudes ist genau wie ehedem die Familie, aber jetzt durchaus die vaterrechtliche Familie, das Patriarchat. Ihm ist die sittliche Idee entnommen, mit deren Hilfe der ganze Bau errichtet worden ist: die Pietät (hiao), d. h. die ehrerbietige und liebevolle Unterordnung. Sie gebührt in ihrer vollkommensten Form — bis zur Entäußerung jedes eignen Besitzes und Willens — dem Vater als dem Oberhaupt der Familie, sodann der Mutter, die wieder durch ein ähnliches Pietätsverhältnis dem Gatten untergeordnet ist, und endlich den älteren Brüdern wie überhaupt den ältern Familiengliedern; ihrer aller Gegenleistung ist wohlwollende Fürsorge, die zweite sittliche Potenz der Organisation. Man sieht schon hieraus, daß die Frau durchaus nicht mehr die Sklavin von früher ist; auch sie steht, ehrend und geehrt, in ihrem festen Kreis von Pflichten und Rechten. Freilich das junge Mädchen wird wenig berücksichtigt, und selbst die Fürstentochter muß auf der bloßen Erde schlafen, indes der Sohn im Bette ruht. Aber ohne die Gattin kann das Ahnenopfer nicht vollzogen werden — daher denn die Ehe eine Grundinstitution des Staates ist: sie gebietet im Hause, während der Mann draußen herrscht, und schon in alter Zeit gebot sie mitunter auch dem Herrn Gemahl: wir haben das Beispiel eines königlichen Pantoffelhelden im Shu-king. Vollends die Mutter aber wurde hoch geehrt, und bei den ältesten Chou finden wir — vielleicht als Nachwirkung jüngst erst überwundenen Mutterrechtes — sogar noch Spuren vom offiziellen Mutterkultus wie auch von einer noch freieren, geradezu ebenbürtigen Stellung der Frau: eine solche war noch im 10. Jahrhundert sogar Minister.

Wie der Staat bloß eine Erweiterung der Familie ist, so gelten auch für ihn dieselben Verhältnisse: die Stelle des Vaters vertritt der Fürst, die der älteren Brüder die Beamten, und sie werden dann weiter auch auf das Reich übertragen, indem nun die Fürsten nebst den Beamten dem König als dem Vater gegenüber in die Stellung der älteren Brüder einrücken, und das Volk, das als unmündiges Kind betrachtet wird, in die der jüngern.

Nur eine Projektion des Reiches ist endlich das Religionssystem — wie denn Lichtenberg mit Recht bemerkt: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde", d. h. die Menschen schufen Gott

Digitized by Google

nach ihrem Bilde. Auch der Himmel ist nur ein China in der vierten Dimension, dessen Götter sich genau in derselben Weise und in denselben Rangverhältnissen emporstaffeln, wie die irdischen Gesellschaftsstufen, von denen sie dann je nach dem beiderseitigen Rang auch verehrt werden: eine Pyramide also, deren Basis der Ahnenkult des Volkes, dessen Spitze die Himmelsverehrung des Königs bildet, auch diese zuletzt nur ein Ahnenkult, denn nicht umsonst wird er „der Sohn des Himmels" genannt. Aber wenn so das System eine organische Entwicklung urzeitlicher Anschauungen ist, die mit der Staatsentwicklung, welche sie widerspiegelt, gleichen Schritt gehalten hat, so ist sie dabei doch insofern auch veredelt worden, als an die Stelle der ehemaligen Geisterfurcht die Überzeugung getreten ist, daß Gott und die lichten Geister nur das Gute wollen — eine Überzeugung, die ihn oft, z. B. in manchen Gebeten des Shu-king, fast zu der Höhe echter Religion erhebt. Hieraus resultierte wieder der Glaube an die angeborne Güte des Menschen, der von Gott geschaffen ist.

Mit diesem Gottesglauben war aber durchaus nicht die Hoffnung auf ein seliges Leben im Jenseits verbunden. Zwar wurden die Ahnen der Könige und Fürsten zuweilen im Himmel, „zur rechten und linken Hand Gottes" gedacht, aber ihre einzige Sorge war doch auf die Welt, auf das Wohlergehen ihrer Nachkommen gerichtet; sie waren bloß verklärte Diesseiter. Und so auch der höchste Gott selber. Denn wenn er das Gute wollte, d. h. wollte, daß der Mensch seine angeborne Güte auf das höchste ausbilde, so hatte das doch nur den Zweck, daß er im Diesseits glücklich sei und zur Förderung des Staats beitrage.

Diesem also galt die hauptsächlichste Fürsorge. Man ging von dem Grundsatz aus, daß die angeborne Güte der Menschennatur bloß durch ungünstige Lebensverhältnisse und in zweiter Linie durch Unwissenheit verdüstert werden könne. Deshalb war der Grundpfeiler der Regierungsweisheit der Satz: Zuerst ernähre das Volk, dann belehre es. Dies zu tun war die Pflicht des Fürsten, und das wesentlichste Mittel der Belehrung war sein eignes gutes Beispiel. Daher, wenn das Volk sündigte, trafen Schuld und Verantwortung allein den Fürsten, und wie tief ein edler Herrscher den Ernst seines Amtes fühlen konnte, das bezeugen u. a. die im Shu-king bewahrten schönen Worte des T'ang:

„Es ist mir, dem Einen, verliehen worden, euren Staaten und Familien Ruhe zu geben; aber ich zage und zittre darob, als sollte ich in einen tiefen Abgrund stürzen ... Das Gute an euch, das will ich nicht verbergen, und das Schlechte in mir will ich nicht wagen mir zu vergeben. Ich will das untersuchen in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes. Wenn sich an euch eine Schuld erfindet, so muß sie auf mir ruhen; wenn sich an mir Schuld erfindet, so will ich sie nicht auf euch abwälzen. O, laßt uns aufrichtig sein in allen diesen Dingen, und wir werden glücklich sein!" — Jedenfalls zeigt diese altchinesische Staatsorganisation eine durchaus idealistische Grundlage.

Es ist nun unmöglich, auch nur in knappsten Zügen den gewaltigen und mit echt chinesischer Genauigkeit bis ins Einzelste ausgeführten Bau zu schildern, den man auf dieser Basis errichtet hat. Wie man nach sorgfältiger Ausmessung und Kanalisierung des Landes das Ackerland aufteilte — denn der Bauernstand war und ist die Grundlage Chinas —: immer in neun Quadrate mit einem Brunnen, eben jenes tsing mit seinen acht Erbpächtern, die das mittelste neunte Stück für die Domäne mitzubebauen hatten; wie die Einkünfte davon zum Teil für den Staatshaushalt verwendet, zum andern Teil aber als Saatkorn für Notjahre zurückgelegt wurden; wie man die Nutznießung von Wald und Wasser auf das zweckmäßigste und genaueste geregelt — u. a. Eiskeller angelegt; Jagd, Weidegang, Fischfang und Seidenzucht geordnet; ein System von Wegen und Straßen mit Teehäusern zur Erfrischung durch das Land gezogen hat, auf denen sich der Handelsverkehr bewegen konnte, und wie man durch Anlegung von Märkten mit einer detaillierten Marktordnung den Warenaustausch befördert hat; wie jene Bodeneinteilung dann die Grundlage für die Verwaltungseinteilung und das Kriegswesen abgab, das auf der allgemeinen Wehrpflicht vom 15. bis zum 65. Jahre beruhte; wie man für Schulen und Universitäten sorgte und jedem Stand und Berufe seinen festumschriebenen Wirkungskreis gab — das alles zu schildern würde viel mehr Raum in Anspruch nehmen, als mir hier zu Gebote steht. Ein gewaltiger Beamtenapparat war dazu nötig, der wieder bis ins Einzelste hinein gegliedert und rangmäßig abgestuft war, vom

Digitized by Google

Dorfschulzen bis zu den sechs Ministerien hinauf, über denen wieder der Kronrat von Dreien stand; alle Fäden aber liefen in der Hand des Königs zusammen, der so als großer Grundherr das Reich verwaltete. Staatsverwaltung und Kultus waren nicht getrennt; wie der König zugleich oberster Priester war, so waren die Fürsten, dann die Beamten, jeder in seinem Bezirk, die Vorsteher der Opfer für die Schutzgeister des Bezirkes; die Beamten zugleich die Standesbeamten und die Lehrer des Volkes, das sie morgens vor und abends nach der Arbeit in den Schul- und Versammlungshäusern in Pietät, Ritus usw. zu unterrichten hatten, damit jeder Hausvater wieder dem Ahnenkult in seiner Familie vorzustehen vermöge. Mit Recht hat man sie daher eine Beamtenhierarchie genannt. — Auch für die Belustigung des Volkes war gesorgt; die großen Opferfeiern und das uralte Bogenschießen (das Schützenfest), das jährlich einmal stattfand, schlossen wie ehedem mit Gastmählern ab, bei denen der Bezirksamtmann präsidierte.

So wurde zwar viel regiert im alten China und das Volk tatsächlich als unmündig behandelt; ein Beamter gab dem andern sozusagen den Bauern in die Hand, wenn er zu Markte kam oder seinen Fruchtzins ablieferte oder die Geburt eines Kindes anzeigte — worüber sorgfältige Register für die Volkszählungen geführt wurden — u. dgl. Allein die Regierung war mild, die Fronden — Wegebau-, Jagd- und Kriegsfronden — wenigstens in ruhiger Zeit nicht drückend, und die Beamten doch häufig das, was sie sein sollten: die Väter ihres Bezirks. So konnte der Landmann, der Handwerker ruhig seinen Geschäften nachgehen und behaglich leben, und Handel, Industrie, die ganze Kultur eine hohe Blüte entfalten.

Chinesischer Straßenhändler. Gemälde auf Seide dem Lü Wen-ying (15. Jahrhundert) zugeschrieben.

Diesen Konturen setzt nun das Shi-king die Farben und Lichter auf. In seinen 300 Liedern, zu denen alle Stände und beide Geschlechter beigesteuert haben, gibt es nicht bloß ein lebendiges Bild von der materiellen Kultur des 12. bis 7. Jahrhunderts v. Chr., es läßt vor allen Dingen auch einen tiefen Blick in Charakter und Gemüt der Leute von damals tun. Die ganze Skala der Empfindungen spielt es uns vor, Liebesglück und Liebesleid, Prahlerei, Humor und Spott, Scherz und Neckerei, Ingrimm, Bitterkeit und heiligen Zorn — alle Töne weiß es anzuschlagen, und mit Erstaunen sehen wir unter der gleichgültigen Miene des gelben Mongolenantlitzes Züge hervorleuchten, die uns verwandt und sympathisch sind, Züge voll echter Menschlichkeit und tiefen Gefühls, das oft in rührender Schlichtheit ausgesprochen ist:

Witwentrauer und Witwentreue.

„Das Kö wächst übern Strauch herein,
Die Winde schlingt sich fort im Frei'n.
Mein Vielgeliebter ist nicht mehr;
Wer ist noch mein? ich bin allein.

Der Pfühl fürs Haupt, so schön und fein!
So reich der Decke Stickerei'n!
Mein Vielgeliebter ist nicht mehr;
Wer ist noch mein? mir tagt's allein.

Das Kö am Dorn wächst kräftiglich,
Die Winde schlingt um Gräber sich.
Mein Vielgeliebter ist nicht mehr;
Wer ist noch mein? allein steh' ich.

Nach manchem Sommertag,
Nach mancher Winternacht,
Wohl hundert Jahre hinterdrein,
Geh' ich, wo er nun Wohnung macht.

Nach mancher Winternacht,
Nach manchem Sommertag,
Wohl hundert Jahre hinterdrein,
Geh' ich zu ihm in sein Gemach."

Oder:

Den schattenreichen Sorbenbaum, —
Nicht hauet ihn, nicht ihn zerkeilt!
Schao's Vater hat bei ihm geweilt.

Den schattenreichen Sorbenbaum, —
Nicht hauet ihn, kein Leid ihm tut!
Schao's Vater hat an ihm geruht.

Den schattenreichen Sorbenbaum, —
Nicht hauet ihn, biegt keinen Ast!
Schao's Vater war bei ihm zu Rast. —

Dergleichen — und solcher Lieder gibt es nicht wenige — spricht für sich selber. Oft genug allerdings erscheint die Empfindung wunderlich verschnörkelt, und über dem Ganzen liegt doch eine ausgesprochene Nüchternheit und Phantasielosigkeit, der die Gabe plastischer Auffassung und Wiedergabe fast ganz versagt ist — weht, mit einem Worte, der Geist Nordchinas. Und dazu kommt dann noch, daß ein starker Prozentsatz der Lieder politischen Inhalts ist, sich irgendwie auf den Staat bezieht — kein Wunder sicherlich bei dessen Bedeutung für den Chinesen, der sich in diesem Lande des Clans mit seinem patriarchalischen Regierungssystem naturgemäß viel inniger mit seinen Interessen verknüpft fühlen mußte, aber kaum geeignet, die reine Empfindung abgelöst von äußerlichem Beiwerk zu Worte kommen zu lassen. Indessen hat man ihren Kreis im Anschluß an die orthodoxe chinesische Interpretation, die von Konfuzius selber an eine Meisterin im Hineingeheimnissen solcher tiefen Beziehungen gewesen ist, m. E. doch wohl viel zu weit gezogen; philologisch sowohl — nach ihrer Technik — wie im Vergleich mit den Jugendpoesien anderer Völker untersucht, scheinen sich die Shi-kinglieder zum großen Teil als einfache Volkslieder zu enthüllen, wie sie oft genug wohl im Zwiegesang zur Arbeit gesungen wurden: rhythmisches Wortgeklingel oft, das nur den Takt dazu schlagen sollte, Arbeitslieder. Und in mehreren solcher Arbeitslieder im weitesten Sinne — den Ernte- und Opfergesängen, Kriegsliedern —, die anscheinend oft von Chor, Gegenchor und mit Solisten vorgetragen und von entsprechenden Pantomimen begleitet wurden, haben wir, wie früher erwähnt, embryonale Dramen vor uns und können somit auch hier die Anfänge dieser Dichtungsart auf das Arbeitslied zurückführen. Es ist also noch ein primitiver, fast urzeitlicher Zug in dieser Poesie, und er tritt auch in ihrer Form und Technik hervor, die mit einem eisernen Bestand von stehenden Versen, meist anknüpfend an ein Naturereignis, wirtschaftet und sie oder ähnliche, freier gebildete, in leichten Variationen als Kehrreim um die Strophen schlingt. So trägt sie denn denselben Charakter wie die bildende Kunst ihrer Zeit. Denn auch diese kennt nur erst, soviel wir sehen können, dasselbe Prinzip der rhythmischen Wiederholung, das Ornament, während ihr die figürliche Darstellung zum mindesten als Selbstzweck noch ferne steht.

Diese Kultur, eine echte Verkörperung des nordchinesischen Geistes, wie sie nun teilweise systematisch festgelegt worden war, ist in ihren Grundzügen nicht für die Chou-Periode allein, sie ist für die ganze Zukunft das Vorbild geblieben, das Kulturideal, das man immer aufs neue herangezogen, verbessert, erweitert und immer aufs neue durchzusetzen versucht hat: das Kulturideal des Konfuzianismus. Kein niedriges Ideal fürwahr! Und dennoch war es nicht stark genug, um dem neuen Staatsgebilde auch nur für wenige Jahrhunderte den inneren Frieden, die ruhig gedeihliche Entwicklung zu sichern. Aber das hatte allerdings schließlich schon einen mechanischen Grund. Denn gleichwie der Staatsacker von seinen acht Meiergütern umschlossen war, so lag auch die Hausprovinz des Königsgeschlechts, die reelle Grundlage seiner Macht, als Herzland mitten in die übrigen acht Provinzen eingeschnürt, mit denen die großen Vasallen belehnt waren. War sie ehedem zehnmal so groß gewesen wie ein solcher Lehnstaat, so mußte sich dieses Verhältnis bald umkehren und damit

Digitized by Google

der Schwerpunkt verschoben werden. Denn während das Königsland keiner Erweiterung fähig war, breiteten sich die Grenzprovinzen, die zivilisatorische Mission Chinas erfüllend, stetig über die halbbarbarischen Nachbarstämme aus. Die Gefahr für das Herrscherhaus, die hierin lag, hätte in der Verfassung der Chou-Dynastie, die ja gleich ihren Vorgängern selber auf diese Art zum Thron gekommen war, wohl vorausgesehen werden können. Aber sie sicherte dem König nicht einmal ausreichende Machtbefugnis über die Fürsten, denn sie beruhte auf der Theorie, daß das spontane Autoritätsgefühl und die Verehrung der alten Sitte — kurz, die angeborene Güte des Menschen — genügende Stützen des Thrones seien. Das war ein edler Gedanke, aber durchaus unpolitisch, und das rächte sich. Aber es war doch wieder eine bittere Ironie der Geschichte auf dieses System, daß sie gerade dasjenige Fürstengeschlecht, das nicht bloß durch jenes Pietätsverhältnis, sondern auch durch die Pflicht besonderer Dankbarkeit für seine Erhebung aus kleinen Anfängen an das



Palastszene aus der Han-Epoche, bezeichnet Sung Nien, tätig um 1500. Gemälde auf Seide. Original in der Sammlung der Frau Olga Julia Wegener.

Digitized by Google

Königshaus hätte gefesselt sein sollen — daß sie gerade dieses berief, die Henkersdienste an ihm zu tun.

Der Anfang zu diesem Ende war, daß die Inhaber der großen und sich beständig vergrößernden Lehen begannen, sich mehr und mehr von ihrem Lehensverhältnis zu emanzipieren. Ihre Stellung war immer ziemlich selbständig gewesen: nun maßten sie sich nach und nach auch die Rechte an, die der Krone vorbehalten waren: eigene Justiz, eigene Gesetzgebung, Bestimmung der Riten usw. Nur einige äußerliche Höflichkeitsformeln erfüllten sie noch gegen den König, sonst waren sie souverän, und einige von ihnen nahmen schon um Ende des 8. Jahrhunderts den Königstitel an. Was die Großen taten, versuchten auch die Kleinen. Sie sagten sich los von dem Lehensverbande und strebten mit allen Mitteln nach Vergrößerung ihrer Hausmacht, um in den Wettbewerb um die Krone mit eintreten zu können. Denn darauf lief es hinaus; in der Tat verhinderte nur die gegenseitige Eifersucht der großen Staaten, daß das Haus der Chou nicht schon jetzt — im 8. Jahrhundert — gestürzt wurde. — Es war ein Zustand völliger Anarchie. Im Anfang machte man noch den Versuch, ihr zu steuern: man schloß sich zu einem großen Bunde zusammen, und China wurde aus einem Feudalstaat eine Staatenkonföderation. Ihre Glieder, im Innern ganz selbständig, regelten ihre gemeinsamen Angelegenheiten auf periodischen Konzilien; das Präsidium mit Exekutivgewalt wurde natürlich nicht von dem König, der zu einer Puppe herabgesunken war, sondern unter seiner nominellen Oberhoheit von einem der Fürsten geführt.

Dadurch war zwar wieder eine tatsächliche oberste Gewalt geschaffen, aber die Lage wurde damit nur wenig besser. Denn der jeweils präsidierende Fürst benutzte seine Hausmeierstellung hauptsächlich dazu, sein Reich auf Kosten der Schwächern zu vermehren. Und so bereitete diese Zeit nur die folgende und letzte Phase der Entwicklung vor: den offenen Kampf der solchergestalt großgewordenen Fürstentümer um die Hegemonie. Er begann zu Anfang des 6. Jahrhunderts — das übrigens auch den gescheiterten Versuch einer Friedensliga sah — nachdem fünf solcher sogenannten „Gewaltherrscher" geschaltet hatten. Die beiden letzten von ihnen waren die Könige von Ts'in und Ts'u gewesen; zwischen ihren Nachfolgern kam es dann schließlich im 3. Jahrhundert zum entscheidenden Ringen um die Krone.

Es war eine ganz natürliche Entwicklung, und die läßt sich auch durch des Einzelnen Tüchtigkeit nicht aufhalten. Aber vielleicht wäre ihr Verlauf milder, gemäßigter, weniger schreckensvoll gewesen, hätten auf dem Königsthron wenigstens würdige Herrscher gesessen, Vorbilder echt fürstlichen Lebenswandels. Allein schon vom 10. Jahrhundert an war die Chou-Dynastie im Kerne faul: fast ohne Ausnahme waren es entweder grausame Wüteriche, die vor nichts zurückschreckten, oder noch häufiger elende Schwächlinge und Lüstlinge, aller Üppigkeit frönend, in Haremsleben versunken und von Mätressen und Eunuchen gelenkt, — man glaubt oft eine Schilderung des Tacitus zu lesen. Und so wurde der Verfall von oben herab noch gefördert.

Es müssen jammervolle Zeiten damals in China gewesen sein. Beständige Fehden durchtobten das Land; heute zog die Heerschar des Landesherrn über den Acker, morgen zerstampften ihn die Rosse des kleinen Junkers, der mit den Nachbarn in Fehde lag, übermorgen vielleicht fiel sengend und brennend der Nachbarfürst ins Land, erschlug, was von Männern und Greisen in den Dörfern zurückgeblieben war, und führte Frauen und Kinder in Ketten hinweg von den rauchenden Trümmern ihrer geplünderten Häuser und Tempel in die Sklaverei, — indes ihre Gatten und Brüder entweder in Kriegsfrohnden abwesend waren oder als Soldaten gegen den Nachbarstaat, gegen die Südostbarbaren, gegen die Hienn-yün (Hunnen) im Felde standen, denn stehende Heere gab es nicht. So fehlte es auch an Arbeitern, und auf den verödeten Äckern schoß das Unkraut empor. Wo aber doch die Saat gediehen war, da wurde sie oft genug durch eine der Überschwemmungen vernichtet, an denen Nordchina leidet, die sich aber jetzt häuften, weil jeder Staat ohne Rücksicht auf den andern seine Wasserläufe regulierte und die überschüssigen Wasser einfach in das Nachbarland ableitete. Schwere Hungersnöte brachen aus, und wenn man sie sonst dadurch bekämpft hatte, daß man den betroffenen Distrikten Getreide aus den verschont gebliebenen zuführte, so unterblieb jetzt auch das, teilweise wohl, weil auch der Handel und Verkehr stockte. Er schreckte zurück vor den

Digitized by Google

Zöllen auf Gepäck und Waren, die jedes kleinste Ländchen erhob, und wagte sich nicht mehr auf die Straßen, auf denen außer den Heereskolonnen nur noch der Räuber zog.

Was aber Krieg und Not nicht fraß, darauf legte der Fürst die Hand. Schier unersättlich war seine Habgier, schier unerschwinglich wurden die Steuern, und nicht bloß der Landesherr, nein auch der König, ja oft auch der Nachbarfürst zehntete das Volk. Dabei wurden diesem jetzt die fürstlichen Parks, die Domänenwälder, deren Nutznießung ihm bisher erlaubt gewesen war, bei Todesstrafe verschlossen, und die staatlichen Getreidevorräte, die auf Notjahre zurückgelegt waren und sonst um ein Billiges überlassen wurden — jetzt benutzte sie der Fürst zur Spekulation, zum Wucher. Doch die so gesteigerten Einkünfte dienten nur zum kleinsten Teile zur Deckung der Kriegs- und Staatskosten: vor allem der unerhörte Aufwand der Fürsten mußte davon bestritten werden; für Prunkpaläste, Vergnügungen, Favoriten und Gastmähler ging dahin, was sich das hungernde Volk erdarbte. Höchste Überfeinerung hier, Lumpen und Elend dort. Und die Beamten wetteiferten mit dem Herrn in Erpressung.



Porträt des Konfuzius nach einer Stele aus dem Jahre 1734 im Pei-lin zu Si-nganfu.

Aber schlimmer als alles war der gänzliche Verfall von Recht und Sitte. Es galt keine Autorität mehr, kein Band war mehr heilig; Unschuldige fielen von Henkershand, der Mörder und Dieb saß frech im Amte; und Ehebruch, Blutschande und Verwandtenmord waren fast an der Tagesordnung. „Die Welt begann aus den Fugen zu gehen", klagt Mencius, „und Gesetz und Recht wurden mit Füßen getreten. Gottlose Reden und Greueltat hatten die Oberhand. Der Sohn mordete den Vater, und selbst das Blut des höchsten Gebieters wurde vergossen." Kein Wunder darum, wenn es überall gärte im Volk, wenn es „mißmutig und gekränkt war und Männer und Weiber ihre Bedrücker verfluchten", wie es an anderer Stelle heißt. Und nur die Geduldigsten nahmen ihre letzte Habe, die Pflugschar, auf den Rücken, warfen einen grimmigen Fluch zurück und zogen in den Nachbarstaat, ob ihnen besseres Glück dort blühe; viele aber liefen den Räubern zu, und hier und dort schlug sogar die helle Flamme des Aufruhrs empor.

Und eine bittre Unzufriedenheit, ein tiefes Mißbehagen ging auch durch die höheren Schichten. Bei manchem verstärkte es sich hier zu der Angst, daß der Untergang der Welt bevorstehe. Schickte doch auch der Himmel seine Zeichen: Heuschreckenschwärme, Sonnenfinsternisse, bedeutsamen Blitzstrahl. Andere wieder, rohere Naturen, ergaben sich ganz dem unbekümmerten Genuß des Tages, während sich viele, und nicht die Schlechtesten, voll Ekels abwandten von dem Getriebe mit der Hohlheit seiner Gebräuche, die nur noch Firnis waren, und mönchisch die Einsamkeit aufsuchten. Aber in allen wohl lebte noch ein anderes Gefühl: wie in den schlimmsten Zeiten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation im Volk die

Digitized by Google

Sage auftauchte von dem Kaiser, der im Berge schläft, aber dereinst in seiner Herrlichkeit kommen wird, das Reich zu einen — so kehrte sich auch in China der Blick in die glückseligen Zeiten des Altertums, und eine tiefe Sehnsucht nach dem Kaiser, der den Frieden bringen sollte, ging durch das Volk.

Aber noch war die Zeit nicht reif zur Tat, sondern wie einst im römischen Reich als Reaktion gegen die Unruhe und Trübsal der Zeit eine neue Religion entstand, das Christentum, so löste die mächtige Spannung in China ganz naturgemäß eine Reihe philosophischer Systeme aus — denn das Äquivalent des Chinesen für Religion ist ja Philosophie, Moralphilosophie. Es erstanden also zunächst die Männer des Gedankens, die in heißer Sorge um die Zukunft des Staats oder in herzlichem Mitleid mit dem gequälten Volk die Wege zum Heil zu weisen suchten. Die ersten — wenn wir von Kuan-tze, einer Art von chinesischem Macchiavell, absehen, — und jedenfalls die größten unter ihnen sind Konfuz und Lao-tze.

Konfuzius, oder wie er eigentlich heißt Khung Khiu — die Form Konfuzius ist von den Jesuitenmissionaren des 16. Jahrhunderts aus Khung-fu-tze „der hohe Beamte und Philosoph Khung" latinisiert — Konfuzius also, ein Abkömmling des alten Könighauses der Shang, wurde 551 v. Chr. in Tsou im westlichen Schantung geboren. Schon als Kind fiel er durch sein gesetztes und zur Förmlichkeit neigendes Wesen auf, und es wird der charakteristische Zug von ihm berichtet, daß sein liebstes Spielzeug ein Satz kleiner Opfergeräte gewesen sei. Nachdem er im 20. Jahr in den Staatsdienst getreten war, aber den unbefriedigenden kleinen Posten bald wieder aufgegeben hatte, um Moral und die Lehren der Alten einem stetig wachsenden Schülerkreis auszulegen, wurde er dann von seinem Landesherrn anfangs zum Gouverneur einer Stadt und endlich zum Justizminister ernannt und entfaltete in diesen Stellungen eine so segensreiche Tätigkeit, daß er „das Idol des Volkes wurde und sein Preis in Liedern von Mund zu Munde ging". Durch die Intrige eines eifersüchtigen Nachbarfürsten gestürzt, legte er im 57. Jahr seine Würden nieder und widmete sich nun bis zu seinem Tode (478) der Lehrtätigkeit und der Redaktion der heiligen Bücher seines Volkes.

Dies Leben zeigt schon seine Anlagen: er war ein Staatsmann, kein grübelnder Philosoph, und so hat er denn auch keine Theorie, kein System seiner Lehren ausgearbeitet; wir müssen sie uns aus den Werken zusammenstellen, die seine Schüler zum Teil mit seinen eigenen Aussprüchen verfaßt haben. Danach ist sein Glaubensbekenntnis in kurzem Umriß folgendes:

Die Grundlage für die Wohlfahrt der Gesellschaft (d. h. Chinas) ist die möglichste persönliche Vollkommenheit des Einzelnen und ganz besonders des Fürsten. Mit der Reform des Einzelnen muß also die des Ganzen beginnen. Früher, in den alten Zeiten Chinas, auf die Konfuzius mit Sehnsucht zurückschaut, da gab es Könige und Weise, die von Natur vollkommen waren, die sogenannten „heiligen Menschen". Die gibt es nicht mehr — wenn sie vielleicht auch einmal wiedererscheinen werden —, aber man kann ihrem Wesen nahekommen, kann sich zu einem Idealmenschen vervollkommnen, und zwar ist das jedem möglich, denn der Mensch ist gut von Natur. Die Grundtugenden des Idealmenschen sind Geradheit und Aufrichtigkeit. Dem „Heiligen" sind sie angeboren, der andre erwirbt sie sich durch emsiges und ausgedehntes Studium dessen, was gut ist. Hat man sie erlangt, so folgen von selber die drei allgemeinen Tugenden nach: Wissen, Humanität (d. h. Pflichttreue) und Tapferkeit; und die Liebe zum Lernen, eifrige Ausübung der Humanität, Charakterfestigkeit, die Kunst sich zu schämen, als die Grundlage immer weiterer Vervollkommnung, stellen sich ein. Sind dann noch als notwendige Ergänzungen Rechtlichkeit und gute Sitte (Schicklichkeit) hinzugetreten, so ist der vorbildliche Mensch vollendet. Der technische Ausdruck für ihn ist kün-tze, eigentlich „Fürstensohn"; wir übersetzen es vielleicht am besten durch Gentleman. Denn auch Konfuzius verlangt ja, wie der Engländer, von seinem Mustermenschen neben der ethischen Vollkommenheit die vollendete Beherrschung der äußern Form, ja in noch höherm Grad als jener. Zwar sagt er ausdrücklich, die Schicklichkeit, das Zeremoniell komme erst in zweiter Linie und solle nicht Selbstzweck sein; aber wenn er als das Ideal des Fürsten „Selbstvervollkommnung, nebst sorgfältigster Aufmerksamkeit auf die Toilette und peinlichster Regelung einer jeden Bewegung nach dem Zeremoniell" hinstellt, so wird das doch ein wenig zweifelhaft. Und Con-

Digitized by Google

fuzius selber war in dieser Hinsicht ein Pedant ohnegleichen; ein ganzes Kapitel seiner „Gespräche" ist ausgefüllt mit der Beschreibung des unendlichen Etikettenkrams, mit dem er jede seiner Handlungen umgab.

Diese Selbstvervollkommnung ist nun aber keineswegs um ihrer selbst willen zu erstreben, vielmehr deshalb — und dies ist der Hauptteil seiner Lehre —, weil man nur so geeignet ist, die fünf Grundpflichten richtig zu erfüllen, die man als Mensch und Bürger hat: die Pietät gegen Eltern, Obere und Fürsten, die Pflichten gegen Freund und Gattin. Wird aber ihre Erfüllung allgemein, und das wird sie eben, wenn der Fürst mit gutem Beispiel vorangeht, so ist damit die Grundlage für die Harmonie, die Ruhe und den Aufschwung des ganzen Reiches gegeben.

Der Staat also, und nur der Staat war der Endzweck seiner Lehre. Nichts ist darum irriger, als wenn man ihn für einen Religionsstifter ansieht. Über Religion — in unserm wie im chinesischen Sinne — hat Konfuzius sehr wenig gesprochen, ja er hat es anscheinend gern umgangen, hierüber wie über sonstige Fragen der Spekulation sich auszulassen. „Du verstehst das Leben nicht, wie willst du den Tod kennen?" antwortete er auf die Frage eines Schülers über den Zustand nach dem Tode. — Aber nicht als ob er irreligiös gewesen wäre! Auch hierin war er ein orthodoxer Chinese; er glaubte an die Geister und an eine göttliche Vorsehung, ja er hielt sich für deren auserwähltes und unter ihrem besondern Schutze stehendes Werkzeug und sprach dies aus, als man ihm einmal nachstellte: „Ist nach dem Tode des Königs Wen die Sache der Wahrheit nicht auf mich übergegangen? Hätte sie der Himmel wollen untergehen lassen, wäre dann ich, der Sterbliche, damit betraut worden? Da der Himmel aber die Sache der Wahrheit nicht will untergehen lassen, was können mir die Leute von Kuang (seine Verfolger) anhaben?" Wenn er näher darauf einzugehen vermied, so geschah es wohl, weil es teils seinem praktischen, staatsmännischen Zwecke, vielleicht auch seiner Anlage nicht entsprach, darüber zu reden, teils weil es eben ein selbstverständliches Ingrediens seiner Grundanschauung war. Denn in der Tat ist seine ganze Lehre nichts Neues, sondern eine Zusammenfassung dessen, was schon längst vorher und namentlich, was in der ersten Chou-Zeit Glaube und Brauch gewesen war, — allenfalls eine pietätvolle Auswahl des Besten davon. In der nachdrücklichen Betonung der Pietät als der Grundlage aller Verhältnisse, in der eindringlichen Hervorhebung des Zeremoniells — kurz in allem bis in die Einzelheiten hinein stützte er sich auf das Hergebrachte.



Ein weiblicher Rishi (taoistische Heilige). Gemälde auf Seide in der Sammlung Olga Julia Wegener.

Und so im ganzen auch in seiner Ethik. Viele seiner schönsten Aussprüche klingen an die Gedanken der „heiligen Bücher" an, z. B.: „die Tugend bleibt nicht allein, sie gewinnt sich Nachbarn"; — „der Weise und der Tugendhafte suchen nicht zu leben, wenn es auf Kosten ihrer Tugend geschehen müßte"; — „Treue und Aufrichtigkeit halte für das Höchste!"; — „Fehler haben und sie nicht abzulegen suchen, das wahrlich heißt Fehler haben"; — „Sehen, was recht ist, und es nicht tun, ist Feigheit" — das sind nur neue Formen für altchinesische Gedanken.

Digitized by Google

In manchem freilich hat er den Kreis erweitert und die Ziele höher gesteckt. So fordert er Selbstzucht und stetige Selbstprüfung: „Wer viel von sich selbst und wenig von andern verlangt", sagt er, „wird frei von Verdruß bleiben", und „wenn du würdige Leute siehst, suche sie nachzuahmen; siehst du Leute entgegengesetzten Charakters, so kehr' in dein Innres ein und prüfe dich selbst." Die Auffassung der Freundschaft, die ja von jeher eine so große Rolle in China spielte, hat er vertieft. Er gebietet: „Habe nicht Freunde, die dir nicht gleich sind!" Das klingt egoistisch, und in gewissem Sinne ist es das auch, aber es ist jener höhere Egoismus, der die eigne Vervollkommnung sucht — wie in der Liebe, die von einer geistreichen Französin ja auch „der Egoismus zu Zweien" genannt worden ist. Neu ist endlich auch das Gebot der Gegenseitigkeit, von der Konfuzius sagt, daß sie neben der Aufrichtigkeit die alldurchdringende Einheit seiner Lehre sei; die Regel lautet: „Was du dir selbst nicht wünschest, füge nicht andern zu!" Das ist die negative Form der goldnen Regel des neuen Testaments; und sie ist vielleicht das Größte, was Konfuz ersonnen hat. Wenn sie gleichwohl an einer gewissen Beschränkung leidet — denn sie gilt nur für die vorhin erwähnten fünf sozialen Verhältnisse —, so kann das sein Verdienst nicht schmälern. Aber es zeigt, wie doch alle diese Neuerungen, organisch aus dem alten System herausgewachsen, nicht über seine Grenzen hinausreichen. Und so hat Konfuzius recht, wenn er seine ganze Wirksamkeit in die Worte zusammenfaßt: „Ich bin ein Überlieferer, und nicht ein Schöpfer."



Der Rishi (Heilige) T'ien-kuai.
Gemälde auf Seide von Wu-Sian-hien.
Original im Tempel Myoshinji zu Kyoto.

Gerade dies ist aber auch ein Hauptgrund des beispiellosen Erfolgs, den seine Lehre gehabt hat. Wenn auch damals verwildert oder vergessen, so war doch das System, das sie erneute, seit mehr als einem halben Jahrtausend mit allen Fasern in der chinesischen Seele verwurzelt, und mehr noch: es war das System, das diese Seele als ihr eigenstes hervorgebracht hatte, das sozusagen nur eine Projektion ihrer selber war.

Ein anderer Grund war seine Persönlichkeit. Dürfen wir dem Urteil seiner Schüler glauben, so muß der Eindruck seines Wesens außerordentlich gewesen sein. Sie mögen übertrieben haben. Aber wie wir ihn uns nach seinen Aussprüchen vorstellen: in seinem würdevoll gesetzten Wesen, seinem trocknen Humor, seiner Neigung zur Etikette, und vor allem in seiner nüchternen, praktischen Verstandesmäßigkeit, seiner Diesseitigkeit — wenn ich so sagen soll —, so haben wir das Bild des Vollblutchinesen, des Nordchinesen vom reinsten Wasser. Er, der „ungekrönte König", wie ihn die Chinesen genannt haben, war die vollkommenste Verkörperung des recht eigentlich chinesischen Volkscharakters, wie es für den unsrigen Luther und Bismarck gewesen sind. Und wie er darum gar kein anderes Lehrsystem hätte aufstellen können, als jenes altchinesische, so half andrerseits seine Persönlichkeit, dessen Wirkung zu begründen.

Allerdings trat der Erfolg nicht gleich allgemein ein; fast 300 Jahre lang wurde seine Lehre nur von seiner Schule geübt, ehe sie als Staatsreligion anerkannt wurde. Das scheint nicht bloß in den politischen Wirren seinen Grund gehabt zu haben. Konfuzius' Lehre war im Grunde reaktionär, aristokratisch. Gerade in diese Zeit aber fällt das Aufstreben des Volkes, und überdies das erste Debüt des südlichen Kulturzentrums, das erste kräftige Hervortreten der südchinesischen Weltanschauung, und damit hatte sie sich abzufinden.

Eine Manifestation von beidem war nun, wie es scheint, die Lehre des Lao-tse.

Kein größerer Gegensatz, als der zwischen Konfuz und Lao-tse! Schon in Geburt und äußerer Lebensführung. Konfuz, der Nordchinese, der Adlige aus Königsgeschlecht, der Staatsmann, der Zeit seines Lebens an der Regierung Anteil zu nehmen und seine Grundsätze

Digitized by Google

praktisch auszuführen trachtet, der eine Schar von Jüngern um sich sammelt, denen er sie einprägt: — hier sein wenig älterer Zeitgenosse, ein südchinesischer Bauernsohn, der Verwalter der königlichen Bibliothek, der niemals in das öffentliche Leben eintritt und endlich, angewidert von dem Treiben der Welt, in die Einsamkeit flieht. Das ist in der Tat alles, was wir von Lao-tze's Leben mit Sicherheit wissen. Niemals hat er, wie es scheint, bei Lebzeiten Schüler gehabt; die Resultate seines einsamen Sinnens hat er niedergelegt in dem grandiosen Buche Tao-teh-king, dem „Buche vom Tao und der Tugend."

Und dieser Gegensatz auch in der Lehre der beiden. Ausgangspunkt und Ziele sind verschieden. Bei beiden zwar ist die Grundlage die Sehnsucht nach der glücklichen Vergangenheit. Aber Konfuzius knüpft hübsch nüchtern an die älteste Zeit des chinesischen Kulturstaates an, Lao-tze an die weit zurückliegenden, seligen Tage paradiesischer Unschuld, da noch die Knotenschnüre statt der Schrift gebraucht wurden. Dort der Mann, dem zu wenig Form in der Welt ist, hier der andere, dem sie viel zu viel davon hat. Dort der Aristokrat, hier der Sozialist. Dort der Realpolitiker, der Diesseiter, klar, scharf und nüchtern in jedem Wort, hier der mystische Asket, dem die Vereinigung mit dem Ewigen das letzte Ziel ist, und der in der Sprache des Sehers seine dunklen Sprüche verkündet. Konfuzius groß durch die Beschränkung, größer noch Lao-tze in der Unbeschränktheit. Konfuzius, der ihn, wie es heißt, einmal besuchte, hat ihn treffend charakterisiert als den „Drachen, der sich erhebt auf Wind und Wolken und aufsteigt zum Himmel", unerreichbar und unfaßbar. — In der Tat, dem mythischen Drachen gleich drang Lao-tze's Geist hinauf über die Wolken und vorwärts zu dem Urquell alles Seins. — Diesen nennt er das Tao.



Die beiden Rishi (taoistische Heilige) Han-shan und Shi-tô mit der dreibeinigen Kröte des Rishi Hô-ma. Original in der Sammlung Olga Julia Wegener.

Man ist im Zweifel, wie er diesen Namen aufgefaßt haben will: als „Norm", als „Tugend", als λόγος — denselben λόγος, der im Johannesevangelium vorkommt: „im Anfang war das Wort", und der auch in indischen Systemen eine Rolle spielt —; denn alle diese Bedeutungen hat das chinesische Wort. Man hat es auch geradezu durch „Gott" übersetzt. Jedenfalls ist es das Urprinzip, unermeßlich, unpersönlich, ungreifbar, durch sich selbst bestehend, und die Mutter aller Dinge. „Es gab ein Etwas in der Natur," sagt der Weise (den ich nach V. v. Strauß' meisterhafter Übersetzung zitiere), „ein unbegreiflich Vollkommenes, ehe denn Himmel und Erde waren. Ruhig war es und nicht greifbar, allein und unwandelbar; alles durchdringt es und gefährdet sich nicht. Man darf es ansehen als der Welt Mutter. Ich kenne nicht seinen Namen; bezeichn' ich es, nenn' ich es Tao. Bemüht ihm einen Namen zu geben, nenn' ich es groß; als groß nenn' ich's überschwenglich; als überschwenglich nenn' ich's entfernt; als entfernt nenn' ich's zurückkehrend." Nimmt man seine übrigen Aussprüche über das Tao hinzu, so findet man, daß seine Kosmogonie große Ähnlichkeit mit der Lehre Schellings hat.

Digitized by Google

Dies Tao ist zugleich das sittliche Prinzip, und seine Grundeigenschaften sind Leere, Milde und Barmherzigkeit. Einst, in der uralten glückseligen Zeit, da kannte man es, verehrte es und folgte ihm. Dann aber sind die Menschen von ihm abgefallen und haben an seine Stelle ihre Tugenden gesetzt, armseliges Erdenwerk: Pietät, Gerechtigkeit, Wissen, Klugheit und als letztes Anständigkeit, von der Lao-tze sagt, daß sie „der Treu' und Redlichkeit Außenseite und der Unbotmäßigkeit Beginn" sei. Und dadurch ist alles Unheil in die Welt gekommen, unter dem sie jetzt leidet: Krieg, Strafen, Heuchelei usw.; darum, sagt er, „zieht man jetzt bunte Kleider an und gürtet scharfe Schwerter um, füllt sich mit Trank und Speise; die Paläste sind prächtig und die Felder sehr wüst, die Speicher sehr leer"; darum hungert das Volk unter dem Steuerdruck und ist so tief schon niedergedrückt, daß es selbst den Tod willkommen heißt. Es ist eine vernichtende Anklage gegen den Verfall der Zeit mit dem hohlen Firnis ihrer Formen, die wir uns aus Lao-tze's verstreuten Sprüchen zusammensetzen können.

Diesem Unheil abzuhelfen, muß man zum Tao zurückkehren, wie es schon an und für sich die sittliche Pflicht des Menschen ist, muß sich ganz von ihm durchdringen lassen und schließlich zur Vereinigung mit ihm eingehen, das „aller Wesen Bergungsplatz, guter Menschen höchster Schatz, unguter Menschen rettender Ersatz" ist. Darum aber weg mit den Bräuchen, die dem Tao zuwider sind; weg mit Pietät, Gesetz, Wissen, Klugheit, Kunstfertigkeit; weg mit der ganzen Kultur! Nur in der Entäußerung, der Begehrungslosigkeit, — der Leere, wie er es nennt — ist das Heil zu finden!

„Die fünf Farben machen des Menschen Aug' zu Raub,
Die fünf Töne machen des Menschen Ohren taub,
Die fünf Schmäcke machen des Menschen Mund verstört,
Feldjagd und Pferderennen machen des Menschen Herz betört,
Und Schätze, schwer erreichbar, machen des Menschen Gang verkehrt.
Deshalb des Heil'gen Tun ist seine Brust,
Nicht Augenlust."

Und so sind die Aussprüche in gebundner wie ungebundener Rede überaus zahlreich, in denen er auffordert zur gänzlichen Abkehr von der Welt, die nur das Herz verunreinigt. Durch das Hasten und Jagen nach Gewinn und Ehre, durch das Tun überhaupt ist das Unglück gekommen; darum ist das Ideal das Nicht-Tun, der Quietismus. Dann werden Milde, Barmherzigkeit und Hingebung, die da siegreich sind, weil sie schwach sind, in das Herz einziehen, dann erkennt es das Ewige und gewinnt dadurch die dauernde Vereinigung mit ihm, dem Tao. „Das Ewige kennen, heißt erleuchtet sein. Wer das Ewige kennt, der ist umfassend, daher des Himmels, daher des Tao's; des Tao's, daher fortdauernd; er büßt den Körper ein ohne Gefährde." — Und ferner: „Kehrt man zurück zum Lichte, so verliert man nichts bei des Körpers Zerstörung. Das heißt Ewigkeit anziehen."

Und dies ist der Weg des „heiligen Menschen". Er wird dadurch ein Vorbild für alles Volk, und indem ihm dies nachlebt, wird auf Erden schon der ersehnte primitive Zustand erreicht, in dem es keine Wissenschaft und keine Kunst, keinen Staat, keinen Rang und keine Autoritäten mehr, sondern nur ein friedliches und genügsames Zusammenleben gibt.

Das ist in groben Zügen ein Bild seiner Lehre, einer scharfen Reaktion gegen eine verdorbene Zeit. Mag man sein Ziel auch eine fruchtlose Träumerei schelten: es verliert dadurch nichts an der Güte der Absicht. Und im einzelnen sind Gedanken darin, die den erhabensten aller Völker nicht nachstehen. Zwei Beispiele nur: „Der heilige Mensch ist immer ein guter Helfer des Menschen, darum verläßt er keinen Menschen; immer ein guter Helfer der Geschöpfe, darum verläßt er kein Geschöpf. Das heißt herrlich leuchten. Darum ist der gute Mensch des nicht guten Menschen Erzieher, der nicht gute Mensch des guten Menschen Schatz." Und dann sein schönster Spruch, in dem er sich zur größten Höhe der christlichen Moral erhebt, das Wort: „Vergilt Feindschaft mit Wohltun!" Man teilte diesen Spruch dem Konfuzius mit und bat ihn um seine Ansicht darüber. Seine Antwort ist sehr bezeichnend für seine Anschauung. „Mit was," sagte er, „soll man dann Güte vergelten? Vergilt Feindschaft mit Gerechtigkeit, und Güte mit Güte."

In der Tat, in diesem Spruche klingt ein Ton, wie er bisher noch nicht in China gehört worden war — und so in seiner ganzen Lehre! Man hat ihn deshalb sogar zu einem

Digitized by Google



Wen ch'ang, der Gott der [illegible].
Gemälde auf Seide von einem unbekannten Meister des 1[illegible]. Jahrhunderts. Das Original befindet sich im Besitz des Herrn Sh. Yamamoto zu Tokyo

Digitized by Google

Dies Tao ist zugleich das sittliche Prinzip und seine Grundeigenschaften sind Leere, Ruhe und Barmherzigkeit. Einst, in der uralten glückseligen Zeit, da kannte man es, verehrte es und [illegible]. [illegible] aber sind die Menschen von ihm abgefallen und haben an seine [illegible] armseliges Stückwerk: Pietät, Gerechtigkeit, Wissen, Klugheit und als letztes [illegible], von der Laotse sagt, daß sie „der Treu und Redlichkeit Außenseite und der [illegible] Beginn" sei. Und dadurch ist alles [illegible] in die Welt gekommen, [illegible]: Krieg, [illegible], Heucheleien usw.; [illegible] sagt er, „zieht man jetzt bunte [illegible] an und gürtet scharfe Schwerter um, [illegible] Trank und Speise; die [illegible] und die Äcker sehr wüst, die [illegible]; darum hungert das Volk [illegible] und ist so tief [illegible], daß es selbst den Tod nicht [illegible]. Es ist ein [illegible] Anklage [illegible] Verfall der Zeit mit dem hohen [illegible] Formen, die wir [illegible] aus Laotse's [illegible] Sprüchen zusammensetzen können.

[illegible] aufzuklären, wie es schon an und für sich [illegible] des Menschen ist, [illegible] ganz von dem Tao durchdringen lassen und [illegible] zur [illegible], [illegible] Tummelplatz, [illegible] Menschen [illegible]. Darum aber weg mit den Bräuchen, die dem Tao zuwider sind; weg mit [illegible], Wissen, Klugheit, [illegible], weg mit der ganzen Kultur! Nur in [illegible], der [illegible], — der Leere, wie er es nennt — ist das [illegible]:

„Die [illegible] Welt [illegible] im Reich,
Die [illegible] des Menschen Ohren [illegible],
Die [illegible] des Menschen [illegible],
[illegible] des Menschen Herz betört,
[illegible], [illegible] Gang [illegible].
[illegible]

[illegible] überaus zahlreich, in [illegible] nur das Herz verunreinigt. [illegible] das Tun überhaupt ist das [illegible] der Quietismus. Dann werden [illegible], weil sie schwach sind, in das [illegible] durch die dauernde Vereinigung [illegible] sein. Aber das Ewige [illegible], der [illegible], daher fortdauernd; er büßt [illegible] Gefährde." — [illegible] zieht man [illegible] zum Leide, so verliert [illegible] Existenz ansehen."

[illegible] Weg des [illegible] wird dadurch ein Vorbild für alles [illegible] auf Erden schon der erstrebte primitive Zustand [illegible] es keine [illegible] und keine Kunst, keinen Staat, keinen Rang und keine [illegible] Zusammenleben gibt.

[illegible] großen [illegible] seiner [illegible], einer scharfen Reaktion gegen eine ver[illegible]. [illegible] eine [illegible] es vielleicht dadurch [illegible] und im [illegible] Gedanken darin, die den erhabensten [illegible]: „Der weise Mensch ist immer ein guter [illegible] keinen Menschen, immer ein guter Helfer der Geschöpfe, [illegible] herrscht [illegible]. Darum ist der gute Mensch [illegible], der nicht [illegible] des guten Menschen Schatz." [illegible], in dem er [illegible] der christlichen Moral [illegible] Spruch dem Kon[illegible] bezeichnend für [illegible]? Vergilt Feindschaft [illegible].

Der [illegible], wie er [illegible] in China gehör[illegible] sogar zu einem

Digitized by Google



Wen-ch'ang, der Gott der Literatur

Gemälde auf Seide von einem unbekannten Meister des 13. Jahrhunderts. Das Original befindet sich im Besitz des Herrn Sh. Yamamoto zu Tôkyô

Digitized by Google

Nichtchinesen machen oder doch seiner Lehre, im ganzen oder im einzelnen, indischen, ja sogar jüdischen Ursprung vindizieren wollen. Die letztere Ansicht stützt sich darauf, daß u. a. sogar der Name Jehovah (in der Form Ji-hi-wei) darin vorkomme. Zu dieser Annahme berechtigt aber nichts, es stehen ihr vielmehr gewichtige Bedenken entgegen, auf die ich natürlich hier nicht eingehen kann. Nur das will ich erwähnen, daß der „Name" Ji-hi-wei — mit dem übrigens nur drei Eigenschaften des Tao: Ton-, Farb- und Körperlosigkeit, bezeichnet werden, zu Lao-tze's Zeit etwa dik-gik-mi gelautet haben muß, also mit Jehovah gar nichts zu schaffen hat. Etwas anderes wäre es schon mit dem indischen Ursprung; denn der Ähnlichkeiten mit indischen Gedanken gibt es manche bei Lao-tze. Doch auch hierüber läßt sich bis jetzt wohl noch nicht entscheiden; allgemeine Ähnlichkeiten machen noch keinen Beweis, und um so weniger, als es immerhin möglich, wenn auch nicht sicher ist, daß die Grundlagen des Systems in ein hohes Altertum hinaufgehen, Reste einer alten wesentlich südchinesischen Volksreligion, vielleicht gar, wie ich schon früher einmal angedeutet, einer philosophischen Fassung des Mutterrechts sind, die jetzt, beim Empordrängen des Volkselements, mit an die Oberfläche kamen. Wäre die Lehre aber auch nicht aus dem Volke, so ist sie doch für das Volk entstanden; denn man darf sie wohl eine sozialistische nennen.

Freilich auf das Volk wirkte sie jetzt noch nicht. Sie war ja auch viel zu tief und dunkel, um allgemeiner verstanden zu werden; erst mußte sie entarten, die Philosophie erst zum Glauben und der Glaube zum Aberglauben werden, ehe ihn die Menge verstand. Und dieser Prozeß vollzog sich anscheinend durch die Beimischung fremder, besonders indischer Ideen, die schon bald beginnen sollte. Denn wenn auch Lao-tze selber vielleicht nichts aus Indien entliehen hat, bei seinen nächsten Nachfolgern Lieh-tze (angeblich 5. Jahrhundert v. Chr.) und dem geistvollen Chuang-tze (ca. 330 v. Chr.) scheint mir ein solcher gewiß zu sein. Da finden wir z. B. die Lehre von der Seelenwanderung, die ohne jeden Anknüpfungspunkt in der bisherigen Gedankenwelt Chinas nun plötzlich auftritt; wir finden den „Heiligen" des Lao-tze auf dem besten Wege, in den mit übernatürlichen Kräften begabten Rischi verwandelt zu werden; wir finden sogar die Mittel, mit denen der indische Gottsucher nach Erkenntnis rang: die beschauliche Betrachtung, die zur weltentrückten Verzückung führt; und selbst die in Indien so beliebte Einkleideform der Lehre, die Tierfabel, tritt jetzt zum erstenmal in China auf. Und diese Anklänge gehen bis in Einzelheiten und Kleinigkeiten hinein. Aber sie sind nicht bloß auf die Taoisten beschränkt, auch anderswo treffen wir anderes: eine zuvor unerhörte Kosmogonie und Kosmologie mit den alten „fünf Elementen" nun als wirklichen Elementen und der Inseltheorie des indischen Weltbildes; neue geographische und naturgeschichtliche Vorstellungen, vorab die Fabelwesen, wie Einäugige, Einbeinige, Hängeohren, jene weltbekannten Fratzen des indischen Epos, die fast zur selben Zeit auch Griechenland entliehen hat; eine völlige Umgestaltung der Musik — kurz es ist ein wahrer Wolkenbruch des Neuen, der jetzt, im 4. Jahrhundert v. Chr., auf China niederzugehen scheint, und gewiß kein Zufall wird auch sein, wenn gerade jetzt die Phantasie und eine Verkörperungskraft, die selbst aus Begriffen plastische Gestalten macht, in überraschender Stärke hervortreten.

Und dazu kommt nun endlich auch in die Kunst ein völlig neues Element: jetzt zum erstenmal wird die menschliche Gestalt für sich allein wie als Teil einer Gruppe oder Szene der Gegenstand plastischer sowohl wie malerischer Darstellung, ja eine ganze Kunstform, die Malerei, scheint jetzt erst aufzukommen. Es ist uns freilich keine Probe davon erhalten, allein wir haben gleichzeitige Berichte, die von Gemälden, von Statuen sprechen und Skulpturen oder Malereien von Göttern, Fürsten, Helden und Würdenträgern der Vorzeit u. dgl. schildern, mit denen Tempel und Paläste ausgeschmückt waren. Hier mag ja nun auch persischer Einfluß mitgeholfen haben, wie man ihn denn z. B. an einer Vase der letzten Chou-Zeit zu bemerken glaubt und wie es überhaupt vielleicht das persische Weltreich war, das auch den indischen Gedanken die Wege nach Osten bahnte. Aber wie beim übrigen, so gebührt diesen doch um so eher wohl auch auf diesem Gebiet der Löwenanteil, als sich unter den dargestellten Stoffen zweifellos indische, wie der Hase im Mond und die Berg- (d. h. Welt-) tragende Schildkröte befunden haben. Die Kunst ist ja immer ein wirksames Werbemittel der indischen Religionen gewesen, und gerade auch in China, wie das später die Einführung des Buddhismus zeigt. Und in der

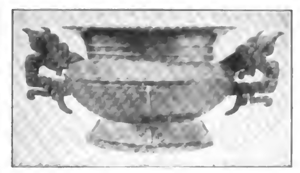
Digitized by Google

Tat macht auch die vorliegende Periode ganz denselben Gesamteindruck wie diese: ein hochgesteigertes geistiges Leben mit einer neuen Weltanschauung, einer neuen Kunst und einer neuen Religion — denn daß all dieser fremde Import und namentlich die Kunst, in dem sie die alten Geisterschemen zu bekörperten, leibhaftigen Göttern umschuf, wie kaum ein anderes geeignet war, die Philosophie dem Volke mundgerecht und aus dem Taoismus eine Religion zu machen, das liegt wohl auf der Hand. Dagegen ist es vorläufig sehr zweifelhaft, ob Indien etwa auch bei dem oder jenem der vielen andern philosophischen Systeme dieses Zeitraums: den Ethikern, Hedonikern, Sophisten u. a., die Hand im Spiele gehabt hat; ihre Tendenz entspricht zwar, wie es scheint, gleichzeitigen indischen Systemen, aber sie können recht wohl auch den heimischen Zuständen ihren Ursprung danken. Aber dafür scheint immerhin der (ältere) Taoismus auf ein anderes davon, die Lehre des Apostels der allgemeinen Menschenliebe, Moh Tih (um 450), eingewirkt zu haben, die in ihrem volksfreundlichen, ja sozialistischen Charakter zugleich als ein echtes Kind ihrer Zeit erscheint. Und wenn nicht der Taoismus, so hat doch wenigstens dieser Zeitgeist auch an den Orthodoxen seine Macht erwiesen; denn selbst der erbittertste Gegner Moh Tih's und energischste Förderer des Konfuzianismus, Meng-tze (Mencius), den man nach seiner Lehrmethode den chinesischen Sokrates nennen darf, stellt weit schärfer als Konfuz das Wohl des Volkes in die erste Linie.

Aber neben all diesem Fremden sehen wir doch zugleich auch wieder Südchina, sei es vermittelnd, sei es Eignes gebend, im Vordertreffen dieser geistigen Bewegung stehen. Denn südchinesische Hallen sind es, deren Wände die Mehrzahl jener Bilder und gerade die Gruppenbilder zierten, ein Südchinese hat uns durch seine Beschreibung die Kunde davon bewahrt, und eben dieser, der mehrerwähnte K'üh Yüan (gestorben ca. 290 v. Chr.) ist es auch, dessen Poesien, die „Elegien von Ts'u", eine vollkommene Umwälzung der chinesischen Dichtkunst herbeigeführt haben.

Den Wagen schirrt' ich mit der Drachen vier, bestieg den Phönix,
Und so in Staub und Sturm fuhr ich zur Höhe.
Des Sonnenwagens Lenker hieß ich eilen,
Der Weg war lang und weit entfernt mein Ziel.
Die Rosse tränkt ich in dem Teich, darein die Sonne taucht,
Ich band die Zügel an den Baum der Sonn' im Osten,
Und mit dem Zweig des Zauberbaumes wehrt' ich ihr.
So fuhr ich ziellos in der Luft umher,
Vor mir des Mondes Lenker, hinter mir den Sturmgott,
Den Donnergott zur Seite als Berater.
Den Regenbogen schwang als Banner ich,
Von Perlenglocken weckt ich klingelndes Getön . . .

Das ist sein Stil, wie Sonne vom Mond verschieden von der alten, der nördlichen Lyrik; eine Poesie von wildem, himmelstürmendem Schwung der Phantasie, reich an indischer Zutat und auch im Gedankenfluge selbst an indisches Vorbild gemahnend, aber in ihrer allegorischen Lehrhaftigkeit doch auch ein echter Sproß chinesischer Erde. Und über alles ist ein tiefes Leid, eine tiefe Wehmut ausgegossen — nicht der vage Weltschmerz allein, der als Symptom einer gärenden Zeit auch nachher wieder für die Einführungszeit des Buddhismus typisch ist, sondern der Schmerz auch um das eigene Los, die unverdiente Verbannung und zuhöchst und vor allem um das jammervolle Geschick des Vaterlandes, dem nirgends ein Helfer erstehen will: er hat ihn auch in den selbstgewählten Tod getrieben. Und so klingt diese Periode, klingt das Altertum aus in verzweifelnder Sehnsucht nach dem Kaiser, der da kommen soll, das Reich, das Volk zu erretten.



Tsun, sakrales Weingefäß aus Bronze.
In der Sammlung Tanaka Gentarô, Kyôtô.

Digitized by Google



Kaiserin Li (?), Gemahlin des großen Ming-Kaisers Wang-Li. Original in der Sammlung der Frau Olga Julia Wegener.

4. Das Mittelalter.

Und die Rettung kam. Was das sterbende Altertum geträumt, ersehnt, das erfüllte sich jetzt; der Same, den es dem Boden anvertraut, jetzt schoß er zu üppiger Blüte empor. Das wankende Feudalreich brach zusammen, um einem neuen, stolzern, geräumigeren Baue Platz zu machen, und wenn das Altertum den ersten Sauerteig neuer Ideen in die einsame Gedankenwelt geworfen, so strömten sie jetzt in solcher Fülle herzu, daß es auch China aus der passiven Rolle des Empfängers zu tätigem Anteil hineinriß in die mächtige Bewegung, die Osten und Westen verknüpfen sollte. Ein neues Reich mit neuem Leben tritt China mit dem Mittelalter aus der Abgeschlossenheit seiner Geschichte in die Weltgeschichte ein.

Da verlohnt es sich wohl, einen Augenblick halt zu machen und Umschau zu tun. Und da sehen wir denn bald, daß hüben so gut wie drüben dieselben Ströme zu demselben Ziel gegangen waren: im Osten, im Süden und im Westen war gleichzeitig und in gleicher oder ähnlicher Weise die Verbindung dreier Welten vorbereitet worden.

Denn nichts andres bezweckte, sub specie aeternitatis betrachtet, der gewaltige, hier politische, dort religiöse Umschwung, der im 6. bis 3. vorchristlichen Jahrhundert alle drei Kulturzentren der Welt: das chinesische, das indische und das abendländische, bis in ihre Tiefen hinein aufgewühlt hat. In Indien stürzte der Zeitgenosse des Konfuz und Lao-tze, Buddha, die Hierarchie des Brahmanismus und verkündete die Weltreligion; das Abendland führte anderthalb Jahrhunderte später durch Alexander den Großen die von Persien zuerst verkörperte Idee des Weltreichs zum Siege; und in China, wo schon Lao-tze's Lehren dem Buddhismus den Boden bereiteten, ihm sozusagen entgegenstrebten, brachten die gärenden Kräfte jenes Zeitraums und nicht zuletzt das Aufwärtsdrängen des demokratischen Prinzips die neue Form des zentralisierten Staats zuwege, aus welcher organisch das Weltreich erwuchs. So entwickelte sich alles einem Ziele zu. Denn Weltreligion und Weltreich sind wahlverwandte Begriffe: beide durchbrechen die engen Schranken der Nationalität, in denen das Altertum

Digitized by Google

gefangen lag, und streben zum Ganzen. Und so erkennen wir in dem, was oberflächlich betrachtet als zufällig und ohne Zusammenhang erscheint: eben in diesen gleichzeitigen Sonderentwicklungen, Gesetz und Einheit, einen höhern Plan, die verschiednen Strömungen gehorchen einer höhern Idee: der Idee einer Zusammenfassung der Menschheit zu einer gewaltigen Kultureinheit. In jener und der unmittelbar vorhergegangenen Zeit liegen die ersten Anfänge dieser Entwicklung, in der wir heute vielleicht erst mitten inne stehn. Ja, die Kulturverbindung der ganzen Erde hat sich damals angebahnt; denn so paradox es klingen mag, man darf sagen: auch Amerika ist in China entdeckt worden.

Der Träger dieser weltgeschichtlichen Mission in China war sein heutzutage bestgehaßter Mann, König Cheng von Ts'in, der Napoleon Chinas, wie man ihn genannt hat. Denn er war es, der aus jenem Duell zwischen Ts'in und Ts'u, dem Schlußakt des allgemeinen Kampfes um die Krone, endlich als Sieger hervorging und nun 221 v. Chr. nicht mehr als einfacher König, wie die Herrscher vor ihm, sondern als „erster erhabener Kaiser", Shi-huang-ti, den alten Thron der Chou bestieg. Schon dieser Name war ein Programm; denn wenn er damit vielleicht zugleich auch auf die Erfüllung der Volkssehnsucht hindeuten wollte, so war er jedenfalls doch vor allem der bewußte äußere Ausdruck einer vollständigen Verfassungsänderung. Und seine Thronbesteigung bedeutete in der Tat den Staatsstreich. Denn er zerbrach mit der alten Dynastie auch das alte System; die ehemaligen Lehnsfürstentümer machte er zu Provinzen, Gouvernements; China wurde aus dem Feudalstaat ein absolutistisches Kaiserreich, aus dem dezentralisierten ein zentralisierter Staat. Und hiermit hatte nun das demokratische Prinzip gesiegt: die Herrschaft des Adels war gebrochen, das Eintreten des Volkes in die Verwaltung und Regierung war vorbereitet, wenn es nicht vielleicht jetzt schon begann. Um aber noch gründlicher mit der Vergangenheit aufzuräumen, um wie die Form, so auch ihren eigentlichen ethischen Inhalt zu vernichten, entschloß er sich, wie Alexander in Persien, zu der herostratischen Tat, die ihn für den Chinesen zu einem Gegenstand des tiefsten Abscheus gemacht hat: er befahl im Jahre 213 v. Chr. die ganze Literatur des Konfuzianismus mit Ausnahme des Yih-king und einiger nichts bedeutender Werke unnachsichtlich zu verbrennen. Das hat wohl dem Taoismus, dessen Anhänger er war, und damit indirekt auch dem politisch unterlegenen Ts'u und dem Südchinesentum einen kurzen Triumph gestattet, aber die Ironie der Geschichte hat wiederum gewollt, daß nichts anderes das Emporkommen der geächteten Kulturform mehr gefördert hat, als gerade dies.



Die buddhistische Göttin Kuan-yin.
Papiermâchéstatue des 15. Jahrhunderts.

Doch auch im entgegengesetzten Fall hätte Shi-huang-ti diesen Haß der Chinesen nicht verdient. Er ist vielmehr nicht nur der politisch klügste seiner Fürsten, sondern ein wahrer Wohltäter Chinas gewesen. Denn die unzweifelhafte Brutalität der Bücherverbrennung wird durch den

Digitized by Google

immensen Nutzen in politischer, sozialer und geistiger Beziehung aufgewogen, den die Zentralisation bald nach ihm für China gehabt hat. Shi-huang-ti erleichterte diese noch dadurch, daß er den Bau der Großen Mauer vollendete, den schon die vergangenen Jahrhunderte begonnen und stückweise gefördert hatten; denn gleich den übrigen großen Mauern, welche die Weltgeschichte kennt, z. B. unserm limes romanus, hatte sie den Zweck, das Reich vor dem Einbruch der jugendlichen Grenzvölker zu schützen, und erfüllte ihn hier so gut, daß diese und vorab das mächtigste davon, die Hiung-nu, allgemach nach Westen, nach Europa hin abströmten, wo ihnen die andere Mauer kein Hindernis mehr bot. So ist eine der gewaltigsten Umwälzungen der europäischen Geschichte zuletzt in China inauguriert worden! An der chinesischen Mauer und durch sie hat unsere Völkerwanderung begonnen. In China aber wurde nun die bisherige Zersplitterung der Kraft unnötig und ihr Zusammenschluß bewirkt; es wurde der innere Ausbau der Organisation, die Festigung der Zentralisation ermöglicht, und der Ausbreitungstrieb der chinesischen Rasse konnte in feste Bahnen gelenkt werden. So war schon Shi-huang-ti imstande, die ungeheuren, reichen Länderstrecken des weiteren Südens bis nach Tongking hinein vorübergehend zu unterwerfen und mit einer halben Million chinesischer Kolonisten zu besiedeln. Sein Reich gewann dadurch fast den Umfang des heutigen Chinas; der erste Schritt zum Weltreich war getan.

Den zweiten Schritt zu tun: China über seine natürlichen Grenzen hin auszubreiten, war ihm und seinem Geschlechte nicht vergönnt. Schon mit seinem unmündigen Enkel endete (206 v. Chr.) das Haus — dessen Erinnerung übrigens vielleicht im Namen China dauert — und damit die zweite Invasion durch Nordwestbarbaren; vier Jahre später stieg aus Blut und Flammen des Bürgerkrieges das nationale Kaiserreich der ruhmvollen Han empor.



Schüler Buddhas. Gemälde auf Seide, dem Li Lung-min († 1106) zugeschrieben. Original in der Kaiserl. Kunstakademie, Tôkyô.

Die Politik dieses Hauses, dessen Gründer bezeichnenderweise ein einfacher Bauer war, wich nur in dem einen freilich grundlegend wichtigen Punkte von der Shi-huang-ti's ab, daß sie, der nordchinesischen Abkunft treu, in allem wieder an die Chou-Einrichtungen anknüpfte und schließlich 57 v. Chr. den Konfuzianismus zur Staatsreligion erhob. Sonst aber waren sie fast durchweg Shi-huang-ti's Nachfolger. So zunächst in der inneren Politik, wo sie vor allem die Zentralisation und die Demokratisierung weiter und rücksichtslos durchführten. Sie waren es, die den Grundsatz aufstellten und ausübten, daß nicht adlige Geburt, sondern nur persönliche Tüchtigkeit für die Staatsanstellung maßgebend sei, ja sie bevorzugten ganz augenscheinlich die untern Stände und legten deshalb den Grund zu dem System der Beamtenprüfungen, das noch jetzt gebräuchlich ist. So war also die Aristokratie durch die Bureaukratie ersetzt und der absolutistische Kaiserstaat auf demokratischer Basis endgültig konstituiert, der China noch heutzutage ist.

Und nun konnten sie daran denken, auch in der äußern Politik ihres Vorgängers Erbschaft anzutreten. Der Besitz im Süden wurde frisch gefestigt, und dann schritt China auf den Spuren der weichenden Hiung-nu zum erstenmal über seine natürlichen Grenzen hinaus: es folgen, besonders

Digitized by Google

unter Wu-ti (140—86 v. Chr.) und Ming-ti (58—76 n. Chr.), jene gewaltigen Expansionskriege nach Nordwesten, die zur Eroberung des Tarymbeckens und zur zeitweiligen Ausbreitung der chinesischen Herrschaft bis an das kaspische Meer geführt haben. Und jetzt nun traf China, ebenfalls zum erstenmal, mit ebenbürtigen Kulturvölkern zusammen. Denn auch von den beiden andern Zentren aus waren hierher, ihm entgegen, die Kulturströme geflossen. Das römische Kaiserreich hatte damals seine Machtsphäre bis fast an das kaspische Meer ausgedehnt, über dies ganze Gebiet, das seit Alexanders Zügen mit antiker Kultur — der griechisch-baktrischen — imprägniert war, und der Buddhismus, dem ebenfalls Alexander den Weg geöffnet, war bis ins Tarymbecken verbreitet. Orient und Okzident reichten sich jetzt hier die Hände.

Das kam zunächst dem Handel zugute. Der Handel überland, der vormals nur von Hand zu Hand ging, wurde jetzt von China monopolisiert und dadurch lebhafter und ich möchte sagen persönlicher; von 114 v. Chr. ab sandte es bis zu zwölf Seidenkarawanen jährlich von dort aus, und in Balkh und andern Handelsplätzen Transkaspiens traf der abendländische Händler mit dem chinesischen zusammen, ja mazedonische Commis voyageurs kamen bis nach China hinein, wo mit der Zentralisierung die inneren Zollschranken gefallen und alle Vorkehrungen für bequemen Transport getroffen waren. Wahrscheinlich in diese Zeit fällt auch die erste Einwanderung jüdischer Gemeinden. Vom Abendlande kam dazu dann der Seehandel entgegen, der seit der römischen Eroberung Ägyptens einen Aufschwung genommen hatte: er ging jetzt bis Tongking, das damals eine chinesische Provinz war, und es entstand ein direkter Seeverkehr mit China, der diesem eben noch so abgeschlossenen Land die Produkte eines Welthandels vermittelte, wie er großartiger nur heutzutage geworden ist. Auf beiden Wegen flossen jährlich ca. zehn Millionen Mark baren Geldes in das Land — ihr letzter Rest die römischen Münzen, die man gelegentlich dort ausgräbt — und sein materieller Wohlstand wurde dadurch zweifellos sehr gehoben, während Rom selbst diese Abgabe von Edelmetallen nach China (und Indien) mit dem Staatsbankrott wie, weit schlimmer noch, den Import verführerisch dünner Seidenstoffe mit dem Sittenverfall zu büßen hatte.



Bronzespiegel der Han-Zeit mit gräzisierendem Tier- und Traubenmuster. Nach einem im Besitze des Verfassers befindlichen Originale.

Diesem Handel folgend ergoß sich nun ein Strom von neuen Eindrücken, Ideen und Einflüssen über China, wie es wohl auch zuvor schon von mancher kleinen Welle der Kulturflut erreicht worden war, mit welcher der Siegeszug Alexanders den fernen Osten überschüttet hatte. In der Tat war es vielfach griechischer Einfluß, der sich jetzt in China geltend machte, vermittelt durch das griechisch-baktrische Reich, und vor allem darf man wohl die starke und dauernde Beeinflussung des Kunststils, die Reform des Kunstgeschmacks auf seine Rechnung setzen, die mit zu dem ausgesprochenen Naturalismus der Han-Kunst geführt hat; denn davon legen die Metallspiegel jener Zeit mit ihrem reizenden gräzisierenden Tier- und Traubenmuster um

Digitized by Google

so deutlicher Zeugnis ab, als die Weintraube selbst, und vielleicht mit ihrem griechischen Namen, erst damals samt andern Kulturpflanzen von dorther eingewandert ist. Doch mag wohl auch die alte (vielleicht aber selber von Baktrien her beeinflußte?) zentralasiatische Bronzekunst mit ihren Pferden, Jagdszenen usw. einigen Anteil daran haben, die anscheinend auch nun Eingang fand.

Griechische Formengebung, wenn auch vielfach entstellt, kam damals aber auch durch den Buddhismus nach China, der hier 67 n. Chr. offiziell das Bürgerrecht erhielt. Der außerordentliche Erfolg, den er hatte, ist nur natürlich; denn auf beiden Seiten war alles dazu vorbereitet. Schon jahrhundertelang waren ja indische Gedanken in China heimisch, und in Verbindung mit dem Taoismus hatten sie dem Volke schon die Anfänge einer Religion und Götter für Geister gegeben. Es hatte sie auch bitter nötig jetzt; denn die beständigen Kriegszüge brachten doch eine große Unruhe und Unsicherheit des Lebens über das Land, dazu eine häufige Geldnot, die ihrerseits wieder eine Kipper- und Wipperzeit heraufbeschwor. Bei allen Erfolgen waren es doch oft schwere Zeiten in China, und die Herzen waren nicht immer leicht. Nicht umsonst hatte der Taoismus, und nicht nur bei der Menge, so großen Anhang. Dies alles aber fand nun im Buddhismus seinen Widerhall, und namentlich mußte seine ganze Weltanschauung mit ihrem Weltschmerz und ihrer Weltflucht der Stimmung Chinas entgegenkommen. In dieser Richtung liegt denn auch eine seiner Hauptwirkungen: was von pessimistischen Elementen vorhanden war, das hat er hervorgeholt und ausgebildet. Aber auf der andern Seite versprach er auch eine Erlösung, und zwar schon bald (im 2. Jahrh. n. Chr.) nicht mehr das farblose Nirvana, sondern ein echtes Paradies, die ewige Seligkeit und einen Erlöser, der einstens kommen und aller Mühsal ein Ende machen sollte. Denn auch der Buddhismus — und das war für seine Verbreitung in China wohl ausschlaggebend — war inzwischen eine Religion geworden, eine Religion, die überdies auch wieder, wie einst wohl ihre Vorgängerin, ihre leibhaftigen Götter mitbrachte.



Die buddhistische Gottheit Kuan-yin.
Gemälde auf Seide von Mu K'i (13. Jahrh.)
Original im Tempel Daitokuji zu Kyôto.

Und diese Götter nun hatten griechische Gestalt. Denn schon in ihrer Heimat, unter den griechisch-indischen Königen, waren sie mit griechischen Leibern bekleidet, war Buddha zum Apoll geworden. Wurde also die Plastik dadurch auch nicht erst eingeführt in China, wie man bisher geglaubt hat, so mußte sie doch außerordentlich gekräftigt und wohl auch umgestaltet werden; und in der Tat zeigen sie die Skulpturen dieser Periode, deren bekannteste die von Shantung (ca. 150 n. Chr.) sind, bei aller Ursprünglichkeit doch schon nicht mehr in den ersten Anfängen, wie sie durch ihre Zahl zugleich ihre Beliebtheit erweisen.

Im übrigen sind die Wirkungen dieser indischen Invasion dieselben wie ehedem, nur daß sie quantitativ weit stärker sind und darum viel deutlicher hervortreten. Besonders entwickelte sich jetzt eine ausschweifend reiche Mythologie, Legenden- und Märchenbildung, in der fremde

Digitized by Google

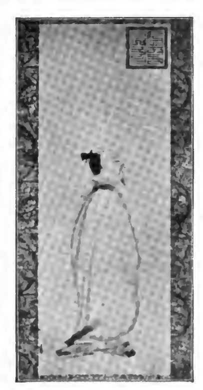
und heimische, nach deren Muster behandelte Motive gemischt sind, reizende Sachen zum Teil, wie das Märchen vom Mann im Mond, der die für einander geschaffenen Paare mit unzerreißbarem Seidenfaden verknüpft, oder der Sternroman vom Hirten und der Weberin, deren Namen ja schon das Shi-king kennt: Hero und Leander am chinesischen Himmel. Dazu kommt dann eine neue Fracht von geographischen Fabeln Indiens und des Abendlandes, wie z. B. die bekannte von den Pygmäen und Kranichen u. a. m. — Gemeingut der Welt (meist indischen Ursprungs) gleich vielen jener Märchen, Weltfabeln, die schon die Antike kennt und die uns dann die Kreuzzüge wieder neu mitgebracht haben. Gerade deren Zeit hat überhaupt viel Ähnlichkeit mit dieser hier, was wenigstens die Anregung der Phantasie durch die plötzliche und gewaltige Erweiterung des Gesichtskreises anbetrifft. Und diese letztere ist es auch, die vielleicht den größten Kulturzuwachs — für Orient und Okzident — bedeutet hat; beide wurden mit einem Schlag um eine halbe Erde reicher.

Das alles zusammen hat eine große Blütezeit des Landes heraufgeführt, und sie findet ihren Ausdruck in einem hoch angeregten geistigen Leben, das denn so recht augenfällig die Strömungen der Zeit, ihre starken Gegensätze und den Kampf der Ideen verkörpert. Denn zwei durchaus verschiedene Richtungen stellen sich dar: hier die exakte historisch-philologische Forschung, welche die mühsam geretteten alten Texte zu prüfen, zu ordnen, zu erläutern und wiederherzustellen unternahm und dann zusammenfassend auch die Summe aus der durchlaufenen Entwicklung zog: dort eine immer reicher entwickelte, wenn auch noch mit der Form ringende romantisch-elegische Lyrik, die in dem Abenteuerlichen, Phantastischen, Romantischen der Natur mit ihren „mondbeglänzten Zaubernächten", in Liebe und Wein, im Leid und der Kürze des Lebens ihre Themen suchte und sie in wehmütigen, mitunter schon sentimentalen Akkorden besang; hier nüchterne Verstandesmäßigkeit, Konfuzianismus, Nordchinesentum, dort südchinesische Phantasie und buddhistisch taoistische Weltbetrachtung — beides auf dem Hintergrund einer stürmisch bewegten Zeit, die es nährt und befeuert: schärfer und klarer können die großen Grundgewalten der chinesischen Entwicklung gar nicht gegeneinanderstehn. Aber doch suchen sie schon die Versöhnung. In der Poesie mischen sich, dämpfend und mildernd, leise die ersten Töne aus der friedsamen Dichtung der alten Zeit in die dithyrambischen Klänge, die man so gern den „Elegien von Ts'u" entlehnte, und selbst die herbe Sachlichkeit der Wissenschaft muß sich zu Konzessionen bequemen: der Konfuzianismus, den man zur Staatsreligion erhob, ist nicht ganz unbedeutend mit taoistischen Gedanken durchsetzt. Ein sprechendes Zeugnis dessen ist die jetzt unternommene Kodifizierung des li im Li-ki, das denn zugleich der literarische Ausdruck des zentralisierten Volksreiches ist: gültig für alle, die eigentliche Bibel der Chinesen, die nun mit den übrigen Resultaten der Forschung um so leichter Gemeingut werden konnte, als die Erfindung des Lumpenpapiers (105 n. Chr.) und die ersten Vorläufer des Buchdrucks, die Abklatsche von den in Stein gehauenen heiligen Schriften (175 n. Chr.) für Popularisierung sorgen mußten. Doch immerhin — die breite Grundlage war eben konfuzianisch, das Nordchinesentum hatte sich durchgesetzt, und so saß in der Blüte schon der Wurm. In der Tat liegen gerade in dieser ersten glänzenden Renaissancezeit der Han-Periode die Fundamente der Reaktion, die ersten Wurzeln der künftigen Erstarrung.

Aber das Schicksal wollte nicht, daß sie schon jetzt ihren grauen Schleier über das sprossende, schwellende Leben breite, und peitschte darum das Land mit der scharfen Geißel neuer Prüfungen auf. Die stolze Dynastie der Han versank, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt, und ihr Staat, für ein halbes Jahrhundert zunächst in drei Reiche auseinandergefallen, zersplitterte schließlich gar in 18 Stücke, von denen sechs den Barbaren gehorchten. Denn natürlich machten sich auch diese wieder — und zwar zum ersten Male jetzt Nordbarbaren und von Norden (nicht Nordwesten) her eingedrungen — das Elend des Landes zunutze, und das tungusische Geschlecht der Toba riß zuletzt den ganzen Norden vom Reiche ab, so daß die Laune der Geschichte nun das eigentliche China zu Barbarenland, das alte Barbarenland zum eigentlichen China gemacht hatte. Aber endlich erhob sich 618 aus diesen Kämpfen das glänzende Kaiserhaus der T'ang, das China die Einheit zurückgab und sogleich begann, die verlorenen Besitztitel im Nordwesten zu reklamieren, ja neue hinzuzufügen. Wiederum drang man, diesmal auf Türkenfährte, zunächst über den Pamir vor, und weiter noch als einst: 88 Staaten

Digitized by Google

Transkaspiens wurden chinesische Vasallen. Und es geschah nun dasselbe wie in der vorigen Epoche: auch von drüben her streckte wieder ein Weltreich die Hand entgegen: das Reich der Kalifen, und nicht eine, nein zwei Weltreligionen schickten ihre Sendboten in das Land: das Christentum und der Islam, denen sich noch die persische Lichtreligion gesellte. Schon 636 langte der erste christliche Missionar, der Nestorianer Olopen, in der Hauptstadt Chinas an und begann eine so erfolgreiche Tätigkeit, daß bereits gegen Ende des Jahrhunderts in allen Provinzen des Reiches christliche Kirchen errichtet waren; wahrscheinlich von den Uiguren eingeschleppt folgte 719 der Manichäismus — wenn man dies synkretistische Bekenntnis noch als christliche Sekte betrachten darf — und mindestens im 9. Jahrhundert waren auch die Muhupah, d. h. Magier, vertreten. Sie alle waren auf dem Wege des Landhandels herangezogen, der jetzt wieder lebhaft erblühte und meist in den Händen jüdischer, später auch arabischer Kaufleute lag. Mit den letzteren kam der Islam im 8. Jahrhundert vermutlich auch in den Norden Chinas. In den Süden war er schon früher gekommen, zur See; denn auch der Seehandel nahm jetzt einen neuen Aufschwung: schon um die Mitte des 7. Jahrhunderts wurde eine arabische Handelsniederlassung in Kanton gegründet, später eine zweite in Hang-chou. Hier machten sich auch persische und jüdische Kaufleute ansässig, und ihre Beziehungen erstreckten sich nördlich bis nach Kiao-chou und Korea. Ein reicher Verkehr des Abendlandes und Indiens mit China entwickelte sich. Gesandte des Kalifen, der Perser, indischer und anderer Fürsten kamen an den chinesischen Hof, abendländische Handwerker und Kolonisten wanderten ein, chinesische Buddhisten pilgerten nach Indien — denn der Buddhismus hatte nach einer harten Verfolgung im 5. Jahrhundert zu Anfang dieser Periode wieder neues Leben gewonnen —, chinesische Handwerker zogen arbeitsuchend nach dem Westen. Kein Wunder drum, daß auch jetzt wieder dieselben Wirkungen erscheinen, wie in der Han-Zeit. Trotz mancher Unruhen auch im Innern, die wie der Aufstand des Türken Ngan-luh-shan (755—64) zum Teil schon die vorausfallenden Schatten künftiger Ereignisse sind, trotz Banknoten und Papiergeld, die (vielleicht als Konsequenz einer Art von Ledergeld der Han) jetzt zu debütieren beginnen: trotz alledem deutet der Zustand des Reiches auf eine Zeit ruhigen Gedeihens und großen Wohlstands hin, wenigstens wie wir ihn aus der Schilderung eines arabischen Reisenden vom Jahre 851 kennen, der sich mit den Verhältnissen gut vertraut erweist. Vor allem spricht er sehr anerkennend von der Verwaltung des Staates. Dieser sorgt für die Untertanen, indem er überall Proviantspeicher angelegt hat, um Hungersnot zu verhüten (bekanntlich eine uralte Einrichtung in China). Die Handhabung der Gerechtigkeit ist sehr streng, wie bewundernd hervorgehoben wird; Ehebruch und Diebstahl werden mit dem Tode bestraft. Ein wohlgeordnetes Paßsystem mit sorgfältiger Kontrolle verbürgt allgemeine Sicherheit. Grundsteuer gibt es nicht, die Staatsabgaben sind nach dem Vermögen des einzelnen ausgeworfen, und auf die einkommenden Güter wird ein Zoll von 30 Prozent mit großer Gewissenhaftigkeit erhoben. Eine andere Einnahmequelle der Regierung ist ihr Tee- und Salzmonopol. Aus alledem zieht sie allein im Bezirke Hang-chou ein tägliches Einkommen von ca. 350000 Mark. An der Bevölkerung rühmt der Araber namentlich ihre Bildung, denn ein jeder habe Schreiben und Zeichnen gelernt, und die hohe Stufe des Kunsthandwerks — verschweigt aber auch den Mangel an Reinlichkeit nicht. Die Kleidung ist meist von Seide, die Nahrung des Volkes ist Reis, während die Vornehmen auch Schweinefleisch und Weizenbrot genießen. Traubenwein gibt es nicht, aber einen Ersatz dafür aus Reis.



Der Dichter Li T'ai-peh († 762)
Gemälde auf Papier von Liang K'ai. Original in der Sammlung des Grafen Matsudaira Naoakira, Tôkyô.

Digitized by Google

Gewiß ein günstiges, ja geradezu behagliches Bild! Und doch fehlt noch der wesentlichste Zug darin, der der ganzen Kultur von damals nicht Schmuck und Reiz allein, sondern überhaupt den Typus gegeben hat: die Kunst. Denn in der Tat ist die T'ang-Periode die klassische Zeit der Kunst in China, vor allem der Dichtkunst. Schon in der Zwischenperiode hatte sie sich zwar durch die Verschmelzung des Alten und Neuen wenigstens in ihren besten Stücken zu der schlichten Schönheit abgeklärt, wie sie aus dem folgenden spricht (das an Brentanos „Laurenburger Els" erinnert):

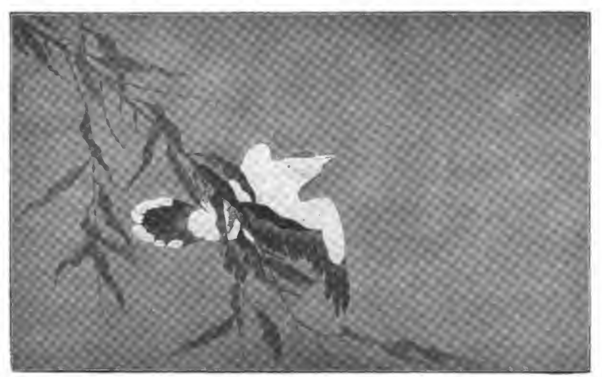
Schräg fällt herab des Mondes Licht,
Und lang die Schatten scheinen;
Der Blütenstaub im Winde fliegt;
Ich denk, er ist's, doch ist er's nicht,
Möcht' lächeln — und muß weinen.

(in der Übersetzung von Forke). Jetzt aber schlüpfte der glänzende Schmetterling vollends aus, jetzt gewann sie durch einen wahren Olymp von Dichtern, vor allem aber durch das geniale Zweigestirn Li T'ai-peh und Tu Fu eine Vollendung, die früher unerreicht geblieben ist. Höchstens darf sich noch Peh Kü-yih mit diesen vergleichen, der jedenfalls uns der kongenialste ist, weil seine tiefe Empfindung in natürlichem Gewande und nicht in dem Flitter gelehrter Anspielungen geht, womit die übrigen die fein empfundene Forderung verunstalten, daß die Lyrik mehr ahnen lassen als selber sagen solle. Und mit der Poesie trat auch die Malerei den Siegeslauf an, die ja in China so sehr die Schwesterkunst der andern ist, daß der Dichter von jeher oft zum Pinsel des Malers greift, wenn ihm das Wort zu arm scheint, wie denn endlich als dritte im Bund auch die Musik einen neuen Aufschwung nahm: sie wurde von Grund aus reformiert, und es entstanden insonderheit jene Singspiele, deren weitere Ausbildung späterhin zum eigentlichen Drama geführt hat. Doch ist es wohl ein Irrtum, wenn man dessen Anfänge erst in ihnen sucht; wie ja schon das Shi-king, schon die Urzeit die Rudimente dieser Gattung besitzt, so scheint sie mir bereits die Han-Zeit erheblich fortgebildet zu haben, da diese schon im 2. Jahrhundert n. Chr. Gesangspantomimen sogar mit szenischem Apparat, mit Regen, Schnee und Donner gekannt und im übrigen auch das uralte — ursprünglich anscheinend zentralasiatische — Puppentheater unter fremdem, teilweise indischem Einfluß vervollkommnet hat. — Zu alledem regte es sich aber auch auf andern Gebieten kräftig: und eine ganze Reihe von Erfindungen bezeugt den schöpferischen Geist dieser Zeit, so das Porzellan, das den Versuchen, Glas zu bereiten, den Ursprung dankt, der Kompaß (wenn er allerdings nicht schon in der Han-Zeit bekannt war), der Buchdruck, der, demokratisch und demokratisierend zugleich, die Bildung natürlich viel weiter verbreiten mußte, als jenes frühere Äquivalent dafür.

So ist die T'ang-Periode — dieselbe Zeit, da in Europa das Niveau am tiefsten stand — für China in der Tat die glänzendste Epoche seiner Kultur, ein wahrhaft augusteisches Zeitalter, ja, man darf vielleicht sagen der Höhepunkt seiner ganzen Entwicklung. Und das ist ganz wesentlich eine Wirkung des südchinesischen Elements darin, denn sie steht doch recht eigentlich im Zeichen des Gefühls und der Phantasie.

Aber das ist auch dessen letztes Aufflammen gewesen. Schon diese Blüte ist wenigstens in der Poesie nicht wirklicher Fortschritt mehr; kein neuer Stoff, kein neuer Gedanke: weltschmerzliche Betrachtung des kurzen Daseins und Lob des Trösters Wein, das sind die Hauptthemen auch jetzt, nur daß sie beide oft übertreibt und dort hypersentimental wird, hier den „Weinschlurf sonder End" in Permanenz erklärt; sie hat ihnen bloß die vollendete, die klassische Form gegeben und sollte daher vielleicht nicht sowohl die Blüte-, als die Glanzperiode der Lyrik genannt werden. Ein Fortschritt also doch — aber zur formalen Erstarrung! Und zu demselben Ziele arbeiteten denn auch die entgegengesetzten Kräfte hin: schon Ende des 8. Jahrhunderts erstand dem Konfuzianismus ein neuer Kämpe in der glänzenden Begabung des Han Yü, und wie die ausgestreute Saat gefruchtet hat, das zeigt wohl die energische Verfolgung der fremden Religionen von 844, die dem Buddhismus unheilbare Wunden schlug, und zeigt vielleicht auch die Niedermetzelung der Fremden in Hang-chou (878), die zugleich ein Vorspiel zum Zerfall des Reiches war. Aber erst die Neuzeit sollte das Werk vollenden, sollte dem Konfuzianismus den vollen Kranz des Siegers reichen.

Digitized by Google



Vogel auf einem Weidenzweig. Gemälde auf Seide von einem Maler der Ming-Dynastie. Sammlung des Grafen Akimoto Okitomo.

5. Die Neuzeit.

Wahrlich eine neue Zeit! Zerbrochen das chinesische Weltreich, um niemals wieder als ein chinesisches zu erstehn, und der schwere Fuß der Fremdherrschaft auf seinem Nacken; verwelkt, verdorrt die Blüten all und Winterstarre, bleischwer lastend, wo eben noch lachender Frühling war — so steigt die Neuzeit herauf und so auch stellt sie sich in ihren Hauptzügen als Ganzes dar: das byzantinische Zeitalter Chinas, wenn die Han-Periode das alexandrinische und die der T'ang das augusteische ist, die Zeit der völligen Erstarrung des Chinesentums. Aber wie das Barbarentum nicht wenig geholfen hat, diese Erstarrung herbeizuführen, so sollte es auch zu ihrer Milderung, ja Lösung mitberufen sein. Denn gerade dieses hat wieder die fremde Kultur ins Land gebracht, und wenn nicht alles trügt, so wird es eben der beschieden sein den Bann zu brechen, das Greisentum zu neuer Jugend, die neue Zeit auch zu neuem Leben zu erwecken. Was darum als der letzte Akt, die Katastrophe des großen Dramas der chinesischen Entwicklung erscheinen muß, wenn man ihm bloß den alten Kulturkampf zwischen Norden und Süden zum Thema gibt, das ist nur seine Verwicklung erst, sobald man jenes höhere, weltgeschichtliche Ziel als seinen Gegenstand ansieht: das Zusammenstreben zweier weltenferner und weltenfremder Kulturen zu einer Einheit.

Auch dieser Akt hat wieder die alte Ouvertüre von Tubaruf und Schlachtgeschrei: ein fallendes, ein zerrissenes Reich — das Reich der T'ang —, an dessen Fetzen der Bürgerkrieg zerrt; fünf Dynastien und 13 kleinere Staaten in der kurzen Spanne von noch nicht 80 Jahren (901—979) aufschießend und versinkend und Türkenabkömmlinge auf zweien ihrer Throne, dazu der Norden bis ins Tarymbecken hinein die Beute tungusischer Nomaden, der Khitan (Khitai, woher unser mittelalterlicher und der russische Name Chinas), die bisweilen selbst der chinesischen Dynastie Gebote senden — es hört sich alles ganz wie der Zwischenakt zur vorigen Epoche an. Aber anders als damals wird Norden und Nordwesten diesmal des Joches nicht mehr ledig, bleibt der Schlüssel des auswärtigen Verkehrs in Barbarenfaust. Zwar wird das übrige Land 960 (979) unter dem kräftigen Zepter der Sung wieder so glücklich geeinigt, daß das gehobene Selbstgefühl noch einmal neues Leben in die Poesie und namentlich die Malerei — zumal die Landschaft — zu hauchen vermag; allein es ist wohl ein

Digitized by Google

Nationalreich, aber kein Weltreich mehr, und nicht lange, so treibt der Ansturm der mandschu-verwandten Ju-chen, der (1115) die Khitan nach Zentralasien weggefegt, die chinesische Macht sogar bis auf die natürlichen Grenzen Südchinas zurück: das Herz des Reichs, das eigentliche China, ist nun — für dritthalbhundert Jahre — Barbarengut und China ist, schmaler zusammengedrückt als seit langem, ganz auf den Süden beschränkt. Und hier denn, in der Verbannung, hat es sich am stärksten zusammengerafft, im Süden selber hat es den Süden bezwungen.

Aber das war im Grunde bloß natürlich. Denn jetzt, wo dank den Barbaren, die seit dem 11. Jahrhundert schon den weströstlichen Landverkehr monopolisierten, die sinnverwirrende Überflutung mit fremden Ideen fast versiegt und Muße genug war, sich auf demütig engem Raum auf sich selbst zu besinnen — jetzt mochte wohl die allgemeine Lockerung der Sitten durch die vergangenen wilden Jahrhunderte, mochte die Unterwühlung des Alten durch den zersetzenden, im Grunde ja sozialistischen Buddhismus besonders deutlich vor Augen treten und nachdrücklich zu einer Reform aufrufen, die zugleich ein Schild, eine Waffe gegen die äußern Gefahren werden konnte; die äußere Beschränkung mußte auch auf geistigem Gebiet zu einer Beschränkung auf das eigenste einladen, und daß dies nur im Konfuzianismus zu finden war, das konnte schon nach dessen bisheriger Entwicklung nicht zweifelhaft sein. Aber andrerseits war das von außen her Aufgenommene doch wohl zu mächtig und zu fest verankert schon, als daß man es hätte beseitigen können, und Rücksicht erheischte wohl auch das neuerdings, wie es scheint, wieder aufstrebende Volk, das gerade zu Ende des 11. Jahrhunderts in den interessanten Reformvorschlägen des Nationalökonomen Wang Ngan-shih mit ihren Staatsvorschüssen auf die Ernte, der Neuvermessung des Landes zu gerechterer Besteuerung, Einführung der allgemeinen Milizpflicht und Reform des Examenswesens auf praktischer Grundlage einen Anwalt gefunden hatte. So entschloß man sich kurz, man machte einen Strich unter die Vergangenheit, summierte die Ergebnisse und versuchte nun, aus dem allem ein neues System auf der Grundlage des alten, des Konfuzianismus zu errichten.

Mehrere bedeutende Köpfe hatten sich daran versucht, aber noch fehlte der rechte Mann, der es vollendet und aus der Studierstube auch in das Volk getragen hätte. Dieser erstand im zwölften Jahrhundert in Chu Hi, dem „Einzigen, Unvergleichlichen", wie ihn der rechtgläubige Chinese nennt; seiner außergewöhnlichen Begabung und Gelehrsamkeit ist es gelungen, alles Wissen, die ganze Kultur, alle moralischen und politischen Anschauungen seiner Zeit zu einer gewaltigen Einheit zusammenzufassen, die vollständig auf den wenn auch geläuterten und modifizierten konfuzianischen Ideen beruhte und unlöslich damit verbunden war. Die Quintessenz dieses Neokonfuzianismus faßte er dann zusammen in einer volkstümlichen Schrift, der „Jugendlehre", und diese Popularisierung, unterstützt durch die Vervollkommnung des Buchdrucks und bald auch durch das gewaltige Verbreitungsmittel der Buchauflage hat das ihrige getan, seine Lehren in die Herzen der weitesten Kreise zu senken. Die „Jugendlehre" ist seitdem die Grundlage der chinesischen Schulbücher geblieben.

Und damit war denn nun der Sieg des Nordchinesentums endgültig entschieden. Denn dieses sein System, das durch Epigonenarbeit noch weiter ausgebaut und gefestigt wurde, beherrscht das chinesische Wissen, Denken und Fühlen bis auf den heutigen Tag auf allen Gebieten und bis in Einzelnes hinein. Keine Abhandlung, kein einfachster Bericht nur konnte von jetzt an mehr auf Beifall rechnen, wenn sich Gedanken und Ausdruck nicht eng an die klassischen Vorbilder anschlossen, und auch die Sprache mußte zum wenigsten die der Han-Zeit sein. Denn obschon gerade zu Chu Hi's Zeit die heutige Sprachform aufzukommen begann, die er dann auch als Mittel zum Zweck — der Popularisierung — verschiedentlich selber gebrauchte: sie ziemte der wissenschaftlichen, überhaupt der literarischen Darstellung nicht, weil sie nicht die des Altertums war. Und so in der Poesie. Nicht mehr in schlichten, jedermann verständlichen Worten durfte sie fortan sagen, was ihr das Herz bewegte: sie mußte es mit den Gedanken, in den Formen und sogar mit den Reimen tun, die das siebente und achte Jahrhundert sanktioniert hatte. So wurde, da sich die Aussprache allmählich sehr veränderte, ein Reimlexikon, ein Gradus ad Parnassum jetzt das unentbehrliche Rüstzeug des Dichters, und als bester Rat galt ihm der Spruch: „Lies die 300 Lieder der T'ang-Zeit, dann allein wirst du dichten können!" Freilich sollte er nicht ein sklavischer Nachahmer sein, sondern, wie ein

Digitized by Google

neuerer Dichter — übrigens nach Chuang-tze — sagt, er sollte sein „gleich dem Fischer, der des Netzes vergißt, wenn er den Fisch gefangen hat", das heißt so völlig die Alten in sich aufgenommen haben, daß er aus ihrer Seele heraus dennoch Neues zu schaffen imstande war. Also ein Nachahmer und zugleich ein Schöpfer! Das haben nicht allzu viele vermocht. Aber auch die freieste der Künste, die Malerei — auch sie beginnt jetzt (schon im elften Jahrhundert) schematisiert, konventionell, eine Wissenschaft fester Formeln zu werden; an die Stelle der Inspiration tritt die Manier — auch hier, wie in der Lyrik, hat der Verstand gesiegt. Und so ist es fast auf allen Gebieten; alles, alles sucht und findet seine Ideale in dieser Zeit. Der Geist ist jetzt „in span'sche Stiefel eingeschnürt"; was keinen Widerhall im System findet, das prallt machtlos an ihm ab.

Das ist es, was man die Erstarrung des Chinesentums nennt. Und der Name ist nicht übel gewählt — ist es doch wirklich wie in unserem Märchen vom Dornröschen: alles ist gerade in der Haltung erstarrt, die es zur Zeit der Verzauberung hatte, und ganz wie hier ist es auch nur Scheintod, Schlaf, in den es versenkt ist.



Der Priester und Glücksgott P'u-t'ai, schlafend. Gemälde auf Seide, dem Li Lung-min († 1106) zugeschrieben. Original in d. Sammlung des Grafen Tokugawa, Tōkyō.

Aber wie war eine solch umfassende Wirkung möglich? Der französische Klassizismus reicht doch zur Erklärung nicht aus. In der Tat liegt der Vergleich wohl eher auf anderm Gebiete. Man darf nie vergessen, daß dem Chinesen das Äquivalent für Religion die Philosophie, die Staatsmoral, daß also der Konfuzianismus doch eine Art Religionssystem ist. Und dies Religionssystem hat nun Chu Hi nicht nur fest formuliert, er hat es, vielleicht unter dem Eindruck der buddhistischen Organisation, der er selbst einmal angehört haben soll, auch dogmatisiert, gewissermaßen zur Kirche ausgebaut, die nun durch ihre Identität mit dem Staat wie durch das Machtmittel einer eignen Sprache ganz besonders gut gefestigt war. Wenn drum der Konfuzianismus, eine andre chinesische Mauer, schon vorher niemals gerne Luft und Licht hereingelassen hat, so mußte sie die eherne Kuppel des Dogmas nun vollends ausschließen; was Wunder also, daß die jungen Triebe erstickten, verkümmerten, im besten Falle zu niederem Buschwerk auswucherten, gerade gut genug, um zu den gradlinigen Hecken eines Rokokogartens verschnitten zu werden? „Der Buchstabe tötet" — das wäre wohl das rechte Motto für die chinesische Neuzeit.

Doch wenn diese Apotheose der Form, der Schablone, nun auch dem chinesischen Hang zu Äußerlichkeit und Formalismus, seiner Neigung, Schein für Sein zu nehmen und zu geben, reiche Nahrung bot und neben dem Herdentum geradezu die Unwahrhaftigkeit groß zog, so ist sie durch ihre religiöse Wurzel doch von Hause aus eine sittliche Potenz, und wohl nur dies, zusammen mit der mächtigen Konzentration der Kraft, aus der sie entsprang, hat China instand gesetzt, den gewaltigsten der Stürme auszuhalten, die es je getroffen haben: den Anprall und Hereinbruch der Mongolen. Eine zweite Völkerwanderung, hatten sich die zu Anfang des 13. Jahrhunderts unter Tschingis-kan in unwiderstehlichem Schwall, über die rauchenden Trümmer uralter Kulturen weg, nach Westen ergossen; vom Gelben bis zum Schwarzen Meer dehnte sich bei dessen Tode ihr Reich, und seine Söhne fügten immer neue Eroberungen hinzu, darunter auch den Rest von China, das Land der Sung-Dynastie: 1279 sprang deren letzter Sproß, ein achtjährig Kind, von dem letzten Fußbreit seines Reiches, einer kleinen Insel ganz im Süden, ins Meer, und China war nun völlig in Barbarenhand.

Digitized by Google

Aber gerade dies wilde, jede Kultur vernichtende Volk hatte der Witz der Weltgeschichte zu deren Träger, ja zum eifrigsten Kulturvermittler zwischen Abendland und China ausersehen. Marco Polo der vertraute Rat des Kaisers von China, des Mongolen Kublai — ein Dutzend Worte, ein Kapitel Weltgeschichte: kann sich das Charakterbild dieser großen Epoche plastischer vor Augen stellen? In der Tat, das mongolische Riesenreich entfesselte und beschirmte — l'empire c'est la paix! — einen Weltverkehr, mit dem sich auch jener glänzende Abschnitt der T'ang nicht messen kann, da Harun al-Raschids weltumspannende Politik fast zu gleicher Zeit an Karl den Großen und Kaiser Teh-tsung Gesandte schickte, ja wie er zu Lande wenigstens auch heute noch nicht erreicht worden ist. Er begann mit diplomatischen Beziehungen, da man die Hilfe der für christenfreundlich gehaltenen Mongolenkaiser gegen die Sarazenen erbitten wollte, und den Gesandtschaften des Papstes und Ludwigs des Heiligen unter Plano Carpini, Ruysbroek u. a. folgte dann der Kaufmann. Den Land- wie den Seehandel beherrschten die Italiener. Von ihren Faktoreien am Schwarzen Meere sandten sie ihre Warenzüge, jeden durchschnittlich 25000 Mark wert, nach China aus, und ein eigener Handelsführer, im 14. Jahrhundert von Balduzzi Pegolotti für den gesamten italienischen Handel verfaßt, gibt die genaueste Aufklärung über die Routen, Preise, Transportmittel, Reisespesen, Münzverhältnisse, ja selbst die Trinkgelder bis in dies Land hinein; die Venezianer hatten ihre Kontore in Hang-chou, und in Ch'üan-chou waren dafür die genuesischen Firmen angesessen. Beide Emporen und Kanton waren aber zugleich bedeutende Handelsplätze der Araber, die von hier u. a. Seidenatlas — Satin, aus kantonesisch sze-tün oder arabisch zaitun für Ch'üan-chou (?) — exportierten und wohl auch an der Ausfuhr der ersten Seladongeschirre bis Mozambique und Marokko den Hauptanteil hatten, und ebenso ging von hier der chinesische Seehandel aus, der sich nun wieder wie einst im 6. Jahrhundert bis in das Rote Meer hinaufwagte und dazu die Post und einen nicht unbedeutenden Personenverkehr befördert hat: nach einem Bericht von 1274 waren seine größten Schiffe auf 5 bis 600 und seine kleinsten, die „Windbohrer", immerhin noch auf 100 bis 200 Passagiere eingerichtet. Und so tauschten denn die beiden Pole der damaligen Welt ihr Menschenmaterial freigebig aus. Chinesische Ingenieure, Astronomen und Ärzte (diese für Pulsdiagnose berühmt) waren in Persien und Mesopotamien beschäftigt und chinesische Arbeiter, zumal Feuerwerker, weithin gesucht, indes der Westen neben dem „levissimus quisque Gallorum", dem leichten Volk, das den Heeren zu folgen pflegt, z. B. lombardische Ärzte, persische Händler nach China sandte und Deutsche, Franzosen, Polen, Böhmen, Ungarn und Italiener europäische Handwerke dorthin verpflanzten, unter ihnen vermutlich auch die Künstler, die das Geheimnis des byzantinischen Zellenschmelzes (Emaille cloisonné) mitbrachten und so einen blühenden Arbeitszweig ins Leben riefen. Namentlich in der neuen Hauptstadt Peking war ein Völkergewimmel, wie es bunter auch heute nicht ist, ein Kulturleben, zu dem die ganze Welt ihr Scherflein beitrug. Denn die Vorurteilslosigkeit des großen Kublai begünstigte gerade abendländische Geschicklichkeit, und so finden wir z. B. den Pariser Goldschmied Guillaume Boucher als seinen Hofjuwelier, ein Deutscher baute ihm Belagerungsmaschinen, und Perser und Araber standen der neugegründeten Sternwarte vor, die mit Kopien der etwa 200 Jahre älteren Instrumente von K'ai-feng-fu ausgestattet worden war.

Ein so intimer Verkehr mußte natürlich unter einer Menge von kleinern Anregungen auch große, wichtige, fundamentale Kulturgüter nach beiden Seiten hin vermitteln. Und es darf in der Tat wohl jetzt als erwiesen betrachtet werden, daß damals die Kenntnis des Schießpulvers oder doch der Explosivkraft des Salpeters, welche durch Verminderung und Verkürzung der Kriege doch einen nicht zu unterschätzenden mittelbaren Kulturwert hat, von den Arabern aus China gebracht worden ist; denn wie die Chinesen bereits im letzten Altertum mit ihren „crackers" — ins Feuer geworfenen frischen Bambusstücken — gegen Dämonen und Autochthonen Krieg geführt, so haben sie sich schon 1232 und 1252 mit Feuerwaffen — darunter die „feuerspeiende Lanze" — verteidigt. Minder lückenlos verfolgbar, aber wohl ebenso sicher ist die damalige Entlehnung des Plattendrucks, der Buchdruckerkunst, auf deren geradezu enorme Bedeutung für unsere gesamte Kulturentwicklung ja nur eben hingewiesen zu werden braucht. Das Abendland gab dafür das Höchste, was es besaß:

Digitized by Google



Wasserfahrt. Gemälde auf Seide, K'iu Ying, dem Begründer der chinesischen Genremalerei zugeschrieben. (15. Jahrhundert.) Original in der Sammlung des Marquis Kuroda Nagashige, Tokyo.

seine Religionen. 1293 führte ein chinesisches Passagierboot den ersten Sendboten des Katholizismus, Johann von Montecorvino, ins Land, der allen Anfeindungen der neuerstarkten Nestorianer zum Trotz mit Hilfe des Bruders Arnold von Köln eine so fruchtbare Tätigkeit entfaltete, daß 1307 ein Erzbistum Cambaluc (Peking) errichtet werden und von 1342—1346 sogar ein päpstlicher Legat hier residieren konnte; und jetzt war auch die Zeit, da sich der Islam breit und endgültig in China niederließ, wie denn übrigens das tolerante Mongolenhaus auch der jüngsten Form des Buddhismus, dem Lamaismus, im Norden eine Stätte bot.

Durch die abendländischen Augenzeugen ist denn auch dafür gesorgt, daß wir über die Zustände Chinas in der Mongolenzeit recht gut und beinahe fortlaufend unterrichtet sind. Neben dem einzigen Werke Marco Polos, dieser Fundgrube für die Kenntnis des damaligen Ostasiens, haben wir da besonders den Reisebericht des Friauler Mönches Oderich von Pordenone (ca. 1322), der staunend von der Pracht des Kaiserhofes und den in manchem an moderne Großstädte erinnernden Verhältnissen der Städte mit dem fröhlichen Fleiß der wimmelnden Bevölkerung erzählt und daneben auch Kleinigkeiten, wie das Fußeinschnüren der Frauen, die

Digitized by Google

langen Fingernägel nicht vergessen hat, und dann die Schilderung des Ibn Batuta, die uns namentlich in Handel und Gewerbe des 14. Jahrhunderts Einblick gewährt. Denn der Araber hat mit dem scharfen Auge des Geschäftsmanns beobachtet. Da schildert er — allerdings nicht ganz richtig — die Herstellung des Porzellans in den großen Fabriken, die seit ca. 300 Jahren bestanden und von denen eine (1005 gegründet) noch jetzt besteht; er verwundert sich höchlich über den Gebrauch von Steinen zur Feuerung — die Steinkohle, aus der man schon damals auch eine Art Koks herstellte. Rühmend hebt er das Vergnügen des Reisens durch das Land, das er das bestkultivierte der Erde nennt, und die absolute Sicherheit hervor; denn die Gasthäuser der Landstraßen werden von Beamten so sorgfältig überwacht, daß sie nachts sogar die Tore schließen, nachdem sie ein Verzeichnis der Gäste aufgenommen haben. Gleich Marco Polo spricht auch er mit Hochachtung von der absoluten Redlichkeit der Chinesen: der Fremde übergibt einem Kaufmann oder dem Hauswirt sein Geld zur Aufbewahrung, und es wird mit der größten Gewissenhaftigkeit bewahrt und verrechnet. Auch von frommen Stiftungen erzählt er, die er in Kanton besucht hat; dort sind mit einem großen Tempel ein Spittel für Greise, Witwen und Waisen und ein Asyl für Blinde und Krüppel verbunden. Gelegentlich kann man sich aus seinen Schilderungen ein ganzes Bildchen zusammensetzen. Man glaubt ihn ordentlich vor sich zu sehen, wie er sich behaglich im Getümmel des großen Bazars herumtreibt, und hier die Waren, z. B. die feinen und unverwüstlichen Schüsseln und Teller aus rotlackiertem Geflecht — wie sie ja noch heute exportiert werden —, dort die Menschen betrachtet, die bis zum ärmsten herunter in Seide gehen, aber freilich oft ein wenig schmutzig sind. Hier hat er Gelegenheit, die außerordentliche Anlage der Chinesen für Kunst und Kunstgewerbe zu bewundern, und ihre Fertigkeit in rascher und treffender Porträtskizze hat er am eignen Leibe erfahren müssen; denn als er mit seinen Begleitern von einem Besuche zurückkehrt, sehen sie sich erstaunt ihren wohlgetroffenen Bildnissen an der Wand des Bazars gegenüber, den sie kurz vorher passiert hatten. Und er fügt hinzu, daß auf kaiserlichen Befehl von jedem Fremden eine Abbildung gefertigt werde, um eventuell als Steckbrief verwendet werden zu können. Überhaupt wurde, wie es scheint, immer ein Signalement aufgenommen, und wohl damals schon spielte dabei, wie auch jetzt, die Hautzeichnung der Fingerspitzen eine große Rolle — alles Dinge, auf die wir erst jetzt gekommen sind.

Das angeregte Leben dieser bedeutenden Zeit hat sich denn auch in der Literatur ein sehr beachtenswertes Denkmal gesetzt: Roman und Drama. Wie man gesehen hat, schaut das letztere — und so vermutlich auch der Roman — auf einen langen Werdegang zurück, ohne daß sie uns doch ihre Produkte bis dahin hinterlassen hätten; nun treten sie mit einem Male, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus, fertig und in ihrer höchsten Blüte hervor. Allein — und das eben ist das Bemerkenswerte — sie sind im wesentlichen in der Umgangssprache geschrieben. Gewiß war das nötig, wenn sie von weiteren Kreisen verstanden sein wollten; aber eben daß man sich an diese wandte, daß eine Literatur für das Volk entstand, das scheint mir doch ein Symptom von dessen weiterm Emporbrängen, ja sein Protest gegen die Ausschließung von der höheren Literatur, vielleicht selbst gegen das ganze System zu sein. Dies hat sie denn zwar gewissermaßen als Sicherheitsventil bestehen lassen; aber in der weisen Erkenntnis, daß gerade die Bühne die wichtigste und am erfolgreichsten auszunützende Rolle in der Volkserziehung spielt, hält es sie scharf im Auge und unter Zensur, und so sind Drama und Roman durchaus vom Geiste des Konfuzianismus diktiert und vielleicht die stärksten Werkzeuge seiner Propaganda geworden.

Ob dies ihre Blüte geknickt hat, ob es die Entziehung des Nährbodens war, dem sie entsprungen — jedenfalls vergeht auch sie mit dem Fall des Mongolenhauses, der schon nach wenigen Menschenaltern kam. Das Barbarengeschlecht hatte die Kultur und hatte die Fülle der Macht nicht vertragen; wüste Verschwendung, ungezügelte Begierden, plumpe Übergriffe hatten es bald verhaßt gemacht, die Geheimbünde erhoben frei die Fahne des Aufruhrs, und aus einer Reihe wilder Kämpfe ging der Führer des mächtigsten, der in dem neuen Bollwerk des Chinesentums, Südchina, entstanden war, als Sieger hervor. Er gründete 1368 das nationale Kaiserhaus der Ming.

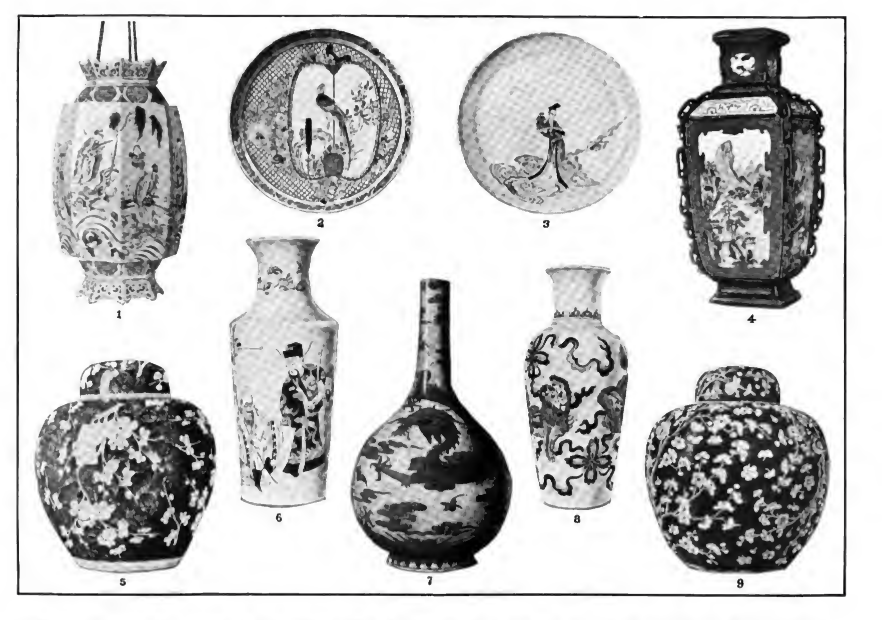
Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible] und dann die Schilderung des [illegible] Patuta, die uns [illegible] des 14. Jahrhunderts [illegible] Denn der [illegible] des Geschäftsmanns beobachtet. [illegible] schildert er — [illegible] Herstellung des Porzellans in [illegible] Fabriken, [illegible] von denen eine [illegible] noch jetzt be[illegible] [illegible] den Gebrauch von Steinen zur Feuerung — [illegible] [illegible] eine Art Koks [illegible] [illegible] hält er [illegible] daß er das [illegible] der Erde [illegible] und [illegible] der [illegible] werden von Beamten so [illegible] die [illegible] indem sie ein Verzeichnis der [illegible] mit Bewachung [illegible] der [illegible] [illegible] über[illegible] Kaufmann oder [illegible] [illegible] wird mit [illegible] Gewissenhaftigkeit [illegible] und [illegible] er in Kanton [illegible] hat; dort sind [illegible] und [illegible] und ein Asyl für [illegible] man sich aus [illegible] Schilderungen ein [illegible] ordentlich vor [illegible] zu sehen, wie er sich [illegible] und [illegible] z. B. die feinen [illegible] — wie sie ja noch heute [illegible] herunter in Seide [illegible] Hier hat er [illegible] die außerordentliche [illegible] zu bemerken [illegible] und ihre Fertigkeit in rascher [illegible] Weise [illegible]; denn als er mit seinen [illegible] sahen sie [illegible] mit ihren wohlgetroffenen Bild[illegible] [illegible] den [illegible] passiert hatten. Und er fügt [illegible] Abbildung [illegible] werde, um [illegible] überhaupt wurde, wie es scheint, [illegible] und [illegible] fehlte dabei, wie auch jetzt, [illegible] eine [illegible] — alles Dinge, auf die wir erst jetzt

[illegible] hat sich [illegible] auch in der Literatur ein [illegible] Drama. Wie man gesehen hat, schaut [illegible] — auf einen langen Werdegang zu[illegible] [illegible] ihre [illegible] bis [illegible] hinauf [illegible]; nun treten sie [illegible] des Zeus, fertig, und in ihrer höchsten Blüte [illegible] das [illegible] — sie sind im wesentlichen in der [illegible] wenn sie von weiteren Kreisen [illegible] [illegible] daß eine Literatur für das Volk ent[illegible] [illegible] von dessen [illegible] je sein Protest [illegible] Literatur, [illegible] gegen das ganze System [illegible] als [illegible] bestehen lassen; aber in [illegible] gerade die Bühne die wichtigste [illegible] erfolgreichsten [illegible] [illegible] spielt, hat es sie [illegible] im Auge und unter Zensur, und [illegible] aus dem [illegible] des Konfuzianismus [illegible] und vielleicht die [illegible] geworden.

[illegible] hat, ob es die [illegible] des [illegible] war, dem sie ent[illegible] [illegible] auch sie mit dem [illegible] der [illegible] nach [illegible] kam. Das [illegible] hatte die [illegible] hatte die [illegible] [illegible] Verschwendung, [illegible] Übergriffe [illegible] die [illegible] erhoben [illegible], und [illegible] Kämpfe [illegible] das neue [illegible] der [illegible].



Kunstgewerbliche Gegenstände der chinesischen Porzellan-Manufaktur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts

1) Hängelampe mit den acht Genien (Pa Sien). Periode K'ang-hi 1662-1722. — 2) Teller in den Farben der „famille rose", Mitte des 18. Jahrhunderts. — 3) Teller mit einem weiblichen taoistischen Genius. Periode Yung-cheng 1723-1735. — 4) Vase mit Landschaften der vier Jahreszeiten. Periode K'ien-lung 1763-1795. — 5) Teevase mit Pflaumenbaum-Zweigen auf blauem Grunde. Periode K'ang-hi 1662-1722. — 6) Vase mit den drei Glücksgöttern. Periode Yung-cheng 1723-1735. — 7) Flasche mit grünem Drachen auf „kaiserlichem Gelb". Periode K'ien-lung 1736-1795. — 8) Vase mit stilisiertem Löwen in Blau auf weißem Grunde. Periode K'ang-hi 1662-1722. — 9) Teevase mit Pflaumenbaum-Zweigen auf schwarzem Grunde. Periode K'ang-hi 1662-1722. Orig. in der Sammlung Walters zu Baltimore

Digitized by Google

China gehörte nun wieder den Chinesen. Da die Mongolen die Gönner der Fremden gewesen waren, so richtete sich die öffentliche Meinung auch gegen den Auslandsverkehr, und die Ming konnten um so weniger widerstreben, als die Unruhe im Land und die neuerliche Beschränkung Chinas auf seine Grenzen den ausländischen Handel unsicher machten; er verlor sich fast ganz, die große Auster China klappte wieder einmal die Schale zu. Dennoch hat nun seine Kulturentfaltung nicht etwa flügellahm darniedergelegen. Im Gegenteil; die Kräftigung des Nationalgefühls, das frohe Selbstbewußtsein, das der chinesische Geist durch diesen Sieg gewann, hatte vielmehr die Wirkung, daß es sich auf allen Gebieten energisch zusammenraffte. Wie bei den ähnlichen Verhältnissen unter der Sung-Dynastie entstand eine neue und schöne Blütezeit, allerdings nur, soweit es die Erstarrung erlaubte, die ja gerade durch diese Ereignisse naturgemäß wieder sehr gefördert ward. Aber Stillstand ist nicht notwendig Rückschritt, und Erstarrung nicht Tod; auch sie läßt eine gewisse Entwicklung zu, nur daß sie, wie am gekappten Baume, statt aufwärts in die Breite gehen, in Blätter schießen muß.

Zumal die Kunst entwickelte in den meisten ihrer Zweige eine frohe und ersprießliche Tätigkeit. In Bronze und Nephrit, in der Emailarbeit und in der Keramik wurden jetzt wahre Meisterwerke geschaffen; geläuterter Geschmack verband sich mit feiner Handhabung einer vervollkommneten Technik. Und in der Keramik war es besonders das Porzellan, dem der Aufschwung zugute kam. Waren schon im 13. Jahrhundert mancherlei Verbesserungen und neue Formen — z. B. das Craquelé — aufgekommen, so war doch erst die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts bestimmt, die Porzellantechnik völlig zu entwickeln; namentlich wurde jetzt eine Art von Vasen gefertigt, die an Reinheit des Tones (eines zarten Blaus) und an Grazie der Form unübertroffen geblieben sind. Von der Lebhaftigkeit der Bildhauerkunst legt z. B. die berühmte Allee von überlebensgroßen Menschen- und Tierfiguren Zeugnis ab, die zu den Ming-Gräbern bei Peking führt; sie ist in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts entstanden, als die Ming ihre Residenz von Nanking zum Schutz der Grenze gegen die Mongolen nach Peking verlegten — und wie sie denn ein baulustiges Geschlecht zu sein scheinen, so erhielt auch die Architektur nun Förderung durch sie.

Indessen war dieser Aufschwung der Skulptur und Baukunst doch mehr quantitativ. Kein neuer Stil, keine neue Kunstform kam auf, es waren immer die Typen der alten Zeit, die man wiederholte; zumal die Bildnerei ist auf der Stufe des 7. oder 8. Jahrhunderts stehen geblieben. Und nicht viel anders, oder eher schlimmer noch, die Malerei. Zeigt sie anfangs auch eine geringe Verbesserung des Geschmacks und der Technik, so finden sich doch jetzt schon die Anzeichen, daß es abwärts zu gehen beginnt. Ihre letzten Meisterwerke erscheinen im 15. Jahrhundert; sie sind zwar gut komponiert und zeigen einen feinen Farbensinn, aber Originalität und Größe sind daraus geschwunden. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts beginnt dann der ausgesprochene Verfall, den ja schon das 13. Jahrhundert inauguriert hatte.

Und auch die Dichter wissen uns wenig Neues zu sagen. Es wird zwar viel gedichtet in dieser Zeit, aber auch was sich über das Niveau der Examensgedichte erhebt, das zeigt doch unter verschiedener Schminke die altbekannten Züge der T'ang-Periode, und ganz wie die Malerei von jetzt an mehr und mehr Gewicht legt auf die Vollendung im Kleinen und Einzelnen, auf Genauigkeit des Details, auf fein ausgeführte Stilleben und Genrebildchen u. dgl., so können wir dies nun wohl auch in der Poesie beobachten. In Stoff und Behandlung wendet sie sich dem Kleinen zu, bietet uns aber da jetzt gelegentlich wahre Kabinettstückchen der Schilderung — in der Sorgfalt und Feinheit der Ausführung erinnernd auch an die zierlichen chinesischen Schnitzereien —, Liedchen, in denen sich die altchinesische Feinschmeckerei der Naturbeobachtung mit dem ebenso alten Hang zum Detail, zur Kleinmalerei vereinigt, der ja im ganzen chinesischen Charakter begründet und darum auf allen Gebieten zu spüren ist. Aber beides beginnt jetzt auf das Höchste ausgebildet zu werden, und das ist es eben, was ich als eine Entwicklung in die Breite auffassen möchte. In Malerei, Skulptur und Lyrik verzettelt sich die Kunst in Kleinkram. Ganz entsprechend verliert denn auch das Drama die Geschlossenheit, und in der gelehrten Literatur triumphiert jetzt der Enzyklopädismus, die Kompilation durch Massenarbeit, wie sich das am schlagendsten in der 1404—1407 entstandenen Riesen-Enzyklopädie Yung-loh-ta-tien mit ihren 23000 Bänden und 2000 Mitarbeitern ausspricht.

Digitized by Google

Und keine Nachricht vom Abendlande tönt uns mehr daraus entgegen, obschon der Verkehr nicht ganz aufgehört hatte — da ja eine neue chinesische Porzellanfarbe des 15. Jahrhunderts „arabisch Blau" hieß und Nicolo Conti damals doch wohl persönlich das Land besucht haben muß, dessen Höflichkeit und Zivilisation er der italienischen gleichstellt —, und ebenso verdämmerte in Europa die Kunde von dem fernen Seidenlande, denn allzu spärlich und fast immer nur indirekt kamen die Nachrichten dorther und ließen seinen Umriß und sein Wesen allgemach verschwimmen. Europa und China waren weiter getrennt als zwei Jahrhunderte zuvor; sie waren einander zur Sage geworden.

Aber schon waren auf beiden Seiten still die Kräfte tätig, um den verlornen Zusammenhang wieder herzustellen und jetzt wohl für immer zu befestigen. Und zwar waren das im Abendland gerade ostasiatische Anregungen. Denn eben in diesem Verkehrsinterregnum hat China indirekt großen und entscheidenden Einfluß auf Europa geübt: wie es ihm durch die gedämpfte Farbenglut der persischen Teppiche, deren Ornamente so deutlich auf chinesisches Vorbild weisen, die Farbenfreudigkeit wieder belebt und in der vlämischen und italienischen Schule geradezu einen Umschwung seiner Malerei erzeugt, wie es mit seinem durch den näheren Orient eingeführten Porzellan nicht bloß eine neue Fayencetechnik, sondern auch eine neue Ornamentik wachgerufen: so hat es durch den Buchdruck jenen mächtigen Aufschwung des 15. Jahrhunderts mitveranlaßt, der zu dessen weltumfassender Expansion nicht wenig beitrug, und die kühne Fahrt des Columbus ist unmittelbar aus dem Streben geboren, einen kürzeren Weg nach den reichen Ländern des Marco Polo, Cathay und Zipangu (Japan), zu finden. Er starb in dem Glauben, den Ostrand Asiens entdeckt zu haben, und dieser Glaube war damals allgemein und hat noch lange nach seinem Tode bestanden. Auf seine Reise und durch sie angefeuert folgten dann im raschen Fluge die andern, und 1514 fuhr das erste europäische Schiff, ein portugiesisches, in einen chinesischen Hafen ein. Damit hatte Europa für immer festen Fuß in China gefaßt.

Und auch dort hatte sich inzwischen der Umsturz vorbereitet, der den abendländischen Einfluß und Verkehr dort zur Blüte bringen sollte. Auch die Ming verfielen dem alten Fluch asiatischer Herrengeschlechter, dem Cäsarenwahnsinn. In wahnwitziger Verschwendung, in allen Lüsten und Lastern, in blödsinnigem Suchen nach dem Unsterblichkeitstrank vergeudeten sie die mühseligen Steuern des Volkes, und die Eunuchen, die hier nie zuvor eine größere und unheilvollere Rolle gespielt hatten, stachelten sie noch dazu an, um sich ungestört bereichern zu können. Die Empörungen hatten während des ganzen 16. Jahrhunderts kaum ausgesetzt; endlich 1636 brach die größte und fürchterlichste aus, deren Führer Li Tze-ch'eng es gelang, im Laufe weniger Jahre ein Drittel Chinas sich zu unterwerfen und endlich (1644) vor Peking selbst zu rücken. Der Kaiser beging Selbstmord, sein letzter treu gebliebener Feldherr Wu San-kui, von jenem schwer gereizt, schloß einen Bund mit den Mandschu, die schon lange darauf warteten die Erbschaft der Mongolen, der Ju-chen und alle der übrigen Söhne der Steppe anzutreten, sie, auf die schon Sung Shi warnend hingewiesen:

> „Vergesset nicht, daß jenseit der Mauer der hungrige Tartar einhersprengt,
> Gleichwie der Geier um die ersehnte Beute seine Kreise zieht!"

— sie brachen nun herein, Peking fiel, und so war denn aufs neue der Fremdling Herr über China.

Freilich hatte die neue Dynastie der Ta-Ts'ing noch über ein Menschenalter zu tun, bis das ganze Land unterworfen war, denn im Süden hatte man einen Sprößling der Ming auf den Schild erhoben und teils für ihn, wie der berühmte Pirat Koringa (Kuohsing-ye), teils im eignen Interesse waren noch andere Feinde der neuen Ordnung aufgestanden; aber das hinderte nicht, daß sie ihm auch jetzt schon durchaus den Stempel ihres Willens aufdrückten. Und da zeigte sich denn, daß sie gleich den Mongolen im allgemeinen fremdenfreundlich waren. Sie fanden einen wenn auch noch sehr bescheidenen Handelsverkehr mit Europäern als ein fait accompli vor: in Macao waren die Portugiesen angesiedelt, auf Formosa bis zu ihrer Vertreibung durch Koringa die Holländer, und auch England war schon 1637 einmal vorübergehend in Canton erschienen. Namentlich aber waren in China selbst, in Peking und sonst und in sehr geachteter Stellung, Europäer ansässig: die Jesuitenmissionare. Schon 1581 hatte der erste Jesuit, Matteo Ricci, chinesischen Boden betreten; nach manchen

Digitized by Google

Fährlichkeiten wurde er 1601 vom Kaiser freundlich in Peking aufgenommen, viele andere seines Ordens waren ihm nachgefolgt, hatten Kirchen und Gemeinden gegründet, und drei von ihnen: die Deutschen Faber, Martini und Schaal hatten die Wirren mitgemacht und sich in kluger Voraussicht schon vor der Entscheidung den Mandschu angeschlossen. Dafür schenkte ihnen der erste Kaiser dieses Hauses seine besondere Gunst; sie durften in Peking eine zweite Kapelle bauen, und Schaal wurde Präsident des astronomischen Bureaus.

Weit höher noch stieg ihr Einfluß unter dem zweiten Kaiser der Dynastie — überhaupt einem der größten Fürsten Chinas —, unter K'ang-hi (1662—1723). Die Jesuiten waren in richtiger Erkenntnis des chinesischen Charakters von Anfang an so klug gewesen, weniger durch ihren Glauben, als durch ihr in der Tat bedeutendes Wissen (zumal in den praktischen Fächern) auf die Chinesen und zwar in erster Linie auf den Hof und die Gebildeten Eindruck machen zu wollen; schon Ricci hatte als erstes Werk nicht etwa die Bibel, sondern den Euklid ins Chinesische übersetzt. Dies ihr Wissen imponierte dem Kaiser, der wie nach seinen Zielen und Erfolgen, so auch nach seinen Anlagen, besonders seiner Lernbegierde, mit Kublai zu vergleichen ist; er ging selbst bei ihnen in die Schule: der Franzose Gerbillon mußte ihn im Gebrauch mathematischer Instrumente unterweisen und wurde dann sein ständiger Begleiter und sogar zu politischen Verhandlungen (z. B. mit Rußland) benutzt. Doch auch den übrigen gab er ansehnliche Wirkungskreise: sie wurden Direktoren der Pekinger Sternwarte und Vorsitzende des mathematischen Bureaus; sie wurden mit dem Riesenwerke betraut, China kartographisch aufzunehmen, und sie gossen ihm auch seine Geschütze; sie hatten endlich die Leitung der Ateliers für 27 verschiedene Zweige der Technik und Mechanik, wie Bronzeguß, Uhrmacherei, Fabrikation optischer Instrumente, Glasbläserei, Herstellung künstlicher Blumen usw., die der Kaiser 1680 bei seinem Palast hatte einrichten lassen.



Kranich. Gemälde auf Seide von Wen Cheng, 14. Jahrhundert. Original im Besitze des Tempels Shōkokuji, Kyōtō.

Indessen so freundlich er ihnen und dem Fortschritt im allgemeinen entgegenkam, er hat doch, ebenso wie seine Nachfolger, in richtiger Würdigung dessen, was seinem Hause nottat, den Konfuzianismus begünstigt, gefördert, ja sozusagen eigenhändig der Staatskarosse den alten Hemmschuh angelegt. Denn aus seiner Feder stammt der sogenannte „Heilige Edikt" (1671), das in 16 siebenwortigen Merksprüchen, 16 Geboten, die Pflichten des Staatsbürgers von der Übung der Pietät und Pflege der Schicklichkeit bis zum pünktlichen Steuerzahlen hinunter einschärft — ein Katechismus der Staatsmoral, der mit Recht als die Apotheose des Konfuzianismus bezeichnet worden ist. Zwei seiner Nachfolger haben dann Erläuterungen hinzugefügt, einfach faßliche Belehrungen über jeden Spruch, eine Art rationalistischer Predigten; und wie man das Volk schon angeblich im 12. Jahrhundert v. Chr. durch solchen regel-

Digitized by Google

mäßigen Unterricht zu belehren pflegte, so wird dies „Heilige Edikt“ am ersten und fünfzehnten jeden Monats dem Volke vorgelesen. Wie mächtig gerade ein solches mechanisches Einpredigen die Befestigung der Lehren fördern muß, liegt auf der Hand, und es war jedenfalls auch dazu angetan, den Christenhaß ganz allgemein zu schüren; denn mit dem siebenten Gebot: „Verwerfet die Irrlehren, um die rechte Lehre in Ehren zu halten“ wird — bemerkenswerterweise jetzt zum erstenmal — die alte und wohlbegreifliche Intoleranz des Konfuzianismus (der ja jedes widersprechende System zugleich als Hochverrat erscheinen mußte) ex cathedra verkündet und auch dem gemeinen Manne eingeimpft, und unter diesen Irrlehren begreift die Erläuterung ausdrücklich auch die „Sekte des Westens“, die nur wegen ihrer Kenntnis des Kalenderwesens von der Regierung verwendet werde.

Trotz dieser starken Gegenströmung hätten aber die Jesuiten doch vielleicht auch großartige missionarische Erfolge gehabt, da sie den chinesischen Glauben staatsklug auf das zarteste schonten, ja den Ahnenkultus für vereinbar mit dem Christentum erklärten; aber dem trat der ehrliche Eifer — und vielleicht die Eifersucht — der Dominikaner und Franziskaner in den Weg, die, schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts in China angesiedelt, mit aller Macht und oft vom Papste unterstützt ihre Bestrebungen bekämpften. Dieser unglückselige innere Zwist hat den Chinesen die Religion der Liebe vollends verleidet und endlich mehrere ernstliche Ausweisungsedikte herbeigeführt, die den Fortschritt des Christentums schwer geschädigt haben.

Indessen ging die Entwicklung des Handelsverkehrs voran, zu Lande mit Rußland seit dem Frieden von Nertschinsk (1689) und zur See besonders, nachdem K'ang-hi's Enkel K'ien-lung (1736—96), dem China neben andern Grenzerweiterungen auch die Neuerwerbung des Tarymbeckens dankt, die Hafenzölle zu Kanton herabgesetzt hatte; statt eines Schiffes im Jahre 1734 kamen nun 1736 schon ihrer zehn an, darunter sogar ein dänisches und ein schwedisches. Ein strenger Anhänger und Förderer des heimatlichen Glaubens, sah K'ien-lung gleichwohl nicht mit abgeneigtem Auge auf das Ausland und war ein persönlicher Gönner der Jesuiten. Sie durften die Ateliers im Palaste wieder eröffnen, sie wurden sogar mit der Ausschmückung seiner Sommerresidenz Yüan-ming-yüan in italienischer Renaissance und der Einrichtung ihrer Wasserkünste beauftragt, ja der Kaiser mit seiner ganzen Familie ließ sich von ihnen porträtieren. Mehrere europäische Gesandtschaften wurden freundlich aufgenommen, und der Kaiser selbst hat eines ihrer Geschenke — eine Wanduhr — besungen; denn er war ein außerordentlich fruchtbarer Dichter, und der Höfling Voltaire hat ihn in einer an ihn gerichteten poetischen Epistel als solchen anerkannt — eine hübsche Illustration zu der Innigkeit der nordöstlichen Beziehungen von damals.

Aber die Fülle von Anregungen, die sie während dieser ganzen Periode über beide Welten ausgießen mußten, ist diesmal doch in Europa auf den fruchtbarsten Acker gefallen. Jetzt in der Tat hat China ganz die alte Schuld zurückgezahlt, die ihm einst griechische Kunst und römischer Handel aufgelegt hatten. Denn die Überschwemmung des europäischen Marktes mit all den Erzeugnissen seiner (und der von ihr abhängigen japanischen) Kleinkunst hat nicht etwa bloß ein blühendes Gewerbe, die Porzellanindustrie, ins Leben gerufen, die nach den Tastversuchen des 15. und 16. Jahrhunderts mit ihren Venezianer Fayencen von 1470 und dem sogenannten Mediciporzellan von 1580 nun endlich 1709 durch Böttger wirklich erstand, und die mancherlei sonstigen Nachahmungen, die Chinoiserien haben durchaus nicht nur eine modische Spielerei bedeutet: sie darf sich vielmehr eines hervorragenden Einflusses auf unsern Kunststil rühmen; denn die chinesische Ornamentik mit ihrem allbeherrschenden Wolkenbande ist recht wesentlich an der Entstehung des Rokokos beteiligt: unsere Zopfzeit stammt zum guten Teile wirklich aus dem Land des Zopfes. Und in merkwürdigem Gegensatz dazu hat das chinesische Vorbild zugleich jene Rückkehr zur Natürlichkeit hervorgerufen, die in der englischen Landschaftsgärtnerei mit der bisherigen Unnatur brach, während andrerseits vielleicht sogar auch die sentimentale Naturbetrachtung, die ganze Rührseligkeit des scheidenden 18. Jahrhunderts mit der uralten Sentimentalität der chinesischen Lyrik zusammenhängen mag, die vereinzelt schon in den jüngsten Liedern des Shi-king und dann als Charakterzug ja seit der Han-Periode erscheint. Wurde Europa doch gerade jetzt — und das ist ein unleugbares großes Verdienst der Jesuiten — zum erstenmal auch mit dem chinesischen Geistesleben bekannt: schon Leibniz,

Digitized by Google



Darstellung von Fabelwesen in der vorchristlichen Kosmographie Shan-hai-king, die noch im 18. Jahrhundert die Grundlage der chinesischen Geographie gebildet hat.

schon Mencken hatten sich mit der chinesischen Philosophie beschäftigt, während Voltaire dann sogar in seinem „Orphelin de la Chine" ein chinesisches Schauspiel bearbeitet hat. Und das ist denn wohl die größte Errungenschaft dieser großen Zeit: mit seiner Eroberung durch die Wissenschaft und der Entschleierung seiner Seele für uns ist China wirklich erst endgültig und für immer erobert worden.

Ganz anders ist das Bild in China. Zwar die praktischen Neuerungen hat es in der Regel wohl dankend akzeptiert, aber gerade auf geistigem Gebiet herrscht im ganzen die alte Kirchhofsruhe. Kaum ein Echo in der Literatur für alles, was vom Ausland herüberkam. Die Gelehrten kommentieren unbeirrt ihre Klassiker weiter, sie vereinigen sich neuerdings zu einem Riesensammelwerk, und auch gelehrte Frauen (in China „Grüngürtel" genannt), deren es hier übrigens von jeher gegeben hat, nehmen eifrig an den klassischen Studien teil; die Dichterlein wursteln tapfer nach den berühmten Mustern fort. Nur einige ragen aus ihren Scharen hervor, am höchsten vielleicht Yüan Tze-ts'ai (1716—97). Auch er ein Meister der Kleinkunst, der seine Gedichte wie Genrebildchen, zierliche Nippfigürchen vor uns hinstellt, jedoch ein Meister, und gerade bei ihm bricht zuweilen echtes, rührendes Gefühl aus dem Nebel von Trivialitäten hervor. Aber auch er schlägt doch nur die alte Leier, und es ist wohl kein undeutliches Zeichen der Zeit, daß er einen Teil seines Ruhmes einem (allerdings wirklich geistreich geschriebenen) — Kochbuch verdankt. Und Kochbücher sozusagen kamen jetzt auch für die Malerei auf. Denn von den Anregungen der Jesuiten, die anfangs in der Tat schienen Schule machen zu wollen, blieb nichts zurück als die europäische Art der Perspektive, die schon auf einigen Zeichnungen der K'ang-hi-Periode zu bemerken ist; sonst trat im Gegenteil mehr und mehr der Verfall ein. Die Malerei bestand jetzt nur noch in der „mehr oder minder glücklichen Kombination gewisser feststehender Formeln", und eben für diese wurden nun eine Art Mallerica geschaffen, in denen man für alles, was man gerade brauchte: Porträt, Landschaft, Genre usw. die Rezepte fand — ganz wie der Dichter in seinem Reimlexikon. Damit war denn die Erstarrung auch dieses Zweiges besiegelt. Und wie wenig alle übrige Zufuhr von



Darstellung fremder Rassen und Völker in einem neuzeitlichen chinesischen Schulbuche (kuoh-wen-hiao-k'o-shu. Chinese national readers with illustrations. Shanghai 1906).

Digitized by Google

Kenntnissen gefruchtet hatte, das zeigt so recht augenfällig wohl ein kleines Schulbuch von 1783 mit seinem Kapitel „Ethnographie". Denn da finden wir unter den Völkern, die weit jenseits der chinesischen Grenze wohnen, z. B. das Volk der Langbeine (mit dreißig Fuß langen Beinen), und das der X-Beine; da gibt es eine gefiederte und eine geschuppte, eine einarmige und eine dreiköpfige Nation, ein Volk der Brustgesichter und schließlich auch ein Land, wo sämtliche Einwohner ein Loch mitten durch die Brust haben und reiche Leute sich à la Sänfte an einer hindurchgesteckten Bambusstange befördern lassen. Die meisten dieser Fabelwesen erscheinen schon in den Berichten der ersten vorchristlichen Jahrhunderte, mehrere davon, z. B. die mit dem Loch durch die Brust, auch auf den alten Schangtunger Skulpturen. Wer denkt da nicht an Münsters Kosmographey oder an Gullivers Reisen? Aber diese als Grundlage des damaligen Unterrichts — das läßt doch tief blicken! Es war eben das Wissen und Glaube des 12. Jahrhunderts, in dem der Chinese noch im 18. Jahrhundert lebte und starb.

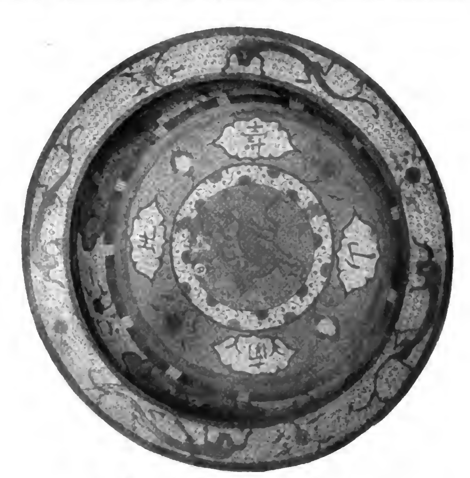
Und nun dagegen das vom Kultusministerium approbierte Schulbuch von 1906, von dem eine fast wahllos herausgegriffene Seite hier vorgelegt wird! Welch ein gewaltiger Unterschied! Nur da und dort noch eine letzte, blasse Erinnerung an die Märchen des Altertums — sonst das ganze Wissen Europas für chinesische Kinder handlich zurechtgemacht. Freilich, es ist nur erst ein Versuch, und ein südchinesischer obendrein, wie denn Südchina u. a. sogar schon mit der Frauenemanzipation beginnt, die seit etlichen Jahren eine eigene Zeitschrift hat — die Frucht reift schneller in diesen Breiten. Aber im Norden rührt es sich doch kaum weniger stark. Es sind ja dort, eher zu rasch sogar, an mehreren Orten Hochschulen nach europäischem Muster gegründet worden, und unser Wissen findet, wie ich mich als Lehrer an der Pekinger Universität selbst überzeugen konnte, bei einem guten Prozentsatz der Hörer lebhaftes Interesse; es werden Studenten ins Ausland geschickt, die Zahl der sonstigen Neuerungen ist beträchtlich und weitere, wie z. B. die umwälzende Einrichtung eines Parlaments, sind lange geplant. Und wenn die Partei der „Literaten", der orthodoxen Konfuzianer, als ein Ganzes wohl noch ablehnend, ja feindlich beiseite steht, so regt sich m. E. doch gerade im Volk die Sehnsucht nach einem Bruch mit der Erstarrung; wenigstens scheinen mir das völlige Durchdringen der Umgangssprache im Drama und namentlich die Gründung von Zeitungen in ihr Symptome davon zu sein, denen vielleicht auch die Regierung durch Abschaffung des archaisierenden Berichtstils und Änderung der Examensordnung hat Rechnung tragen wollen.

Und dieser Umschwung hat sich merkwürdig rasch vollzogen. Woher kommt das? Hat vielleicht die große Kulturträgerin der Welt, die Mission, diesen Sieg errungen? Doch wohl nur zum kleinsten Teil, obschon ihr trotz mancher Mißgriffe schöne Erfolge nicht abzustreiten sind. Aber der Chinese versteht ja unsere Religion nicht; ein Diesseiter kann nicht zum Jenseiter bekehrt werden. Und er wird vermutlich nie eine Religion annehmen — und er hätte recht damit! —, die ihn von seinen Ahnen scheidet und die politische und moralische Grundlage seines Staatswesens untergräbt. Was ihm die Mission aber sonst bringen kann: das sogenannte „praktische Christentum" — das hat der Chinese schon. Da ist 1869 eine Sammlung von Regulativen für gemeinnützige Institute herausgegeben worden. Daraus sehen wir, daß die Privatwohltätigkeit eine Stellung in China einnimmt, wie kaum in einem andern Lande der Welt. Sie enthält unter anderm ausführliche Verordnungen für die Findelhäuser und Kinderhorte, für die Gesellschaften zur Rettung verwahrloster Kinder, die besonders der Unsitte des Ertränkens weiblicher Säuglinge steuern wollen; Greisenheime, Asyle für Obdachlose, Winterheime für verwahrloste Kinder und für Bettler, Armenapotheken, die unentgeltlich Arzenei verabreichen, wenn sich der Empfänger auf gewisse Artikel verpflichtet, z. B. den Eltern nicht ungehorsam zu sein, nicht zu betrügen usw.; dann die Gesellschaften für Rettungsboote, für freiwillige Feuerwehr, für Hilfe bei Hungersnot und für Armensuppenverteilung, Sparkassen, Tierschutzvereine — allen Errungenschaften unserer Kultur begegnen wir da, nur daß sie in China sämtlich schon sehr alten Ursprungs sind. Mögen auch in praxi viele Mißbräuche dabei vorkommen — angesichts alles dessen möchten wir doch fast mit Lessing ausrufen: „Nathan, Ihr seid ein Christ! Ein besserer Christ war nie!" Man könnte sich wahrhaftig beinahe fragen, ob man die Religion der Zukunft nicht bei den Chinesen holen soll.

Die Mission also hat es wohl nicht getan und tut es wohl auch in Zukunft nicht. Ein

Digitized by Google

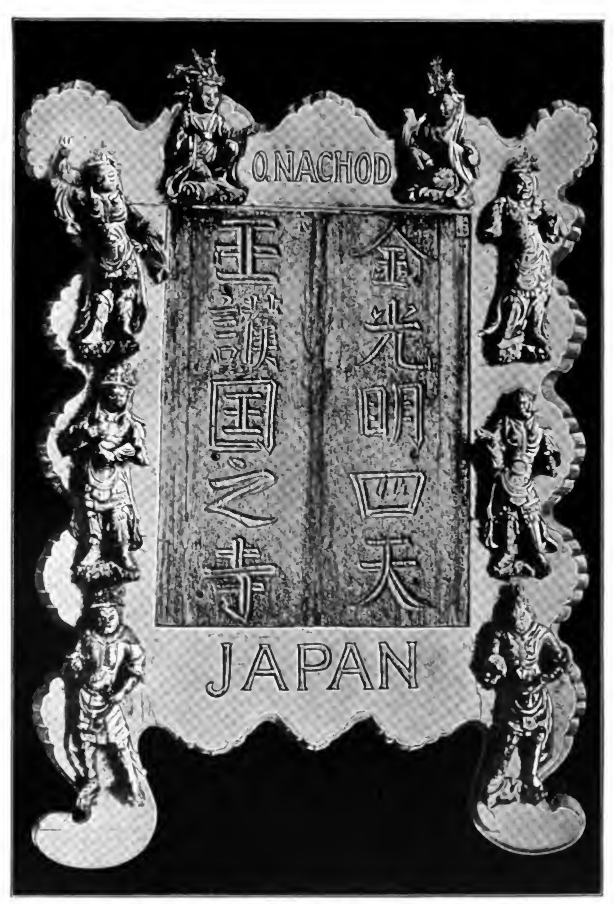
Verstandesvolk genügt sich nicht am Glauben; China will nicht bekehrt, sondern belehrt, China will überzeugt sein. Und überzeugt haben es die Ereignisse der letzten fünf Jahrzehnte, die ihm mit Güte oder Gewalt, erwünscht oder unerwünscht, die Überlegenheit der materiellen Kultur des Abendlandes vor Augen geführt haben; überzeugt hat es nicht zuletzt auch das neue Japan, das nun in seltsamer Fügung der Geschichte aus dem gelehrigen Schüler von einst der Lehrmeister des Lehrers geworden ist, der diesem nun die europäische Kultur in verständlicherer Fassung, wenn auch vielleicht allzu eifrig und allzu ausführlich mitteilt. Daß aber dies alles geschehen ist und überhaupt geschehen konnte; daß ein so uraltes Kulturvolk, das doch zugleich, ein halbes Naturvolk noch, mit allen Fasern seines Wesens in der Urzeit steckt und überdies seit Jahrhunderten durch ein engherziges, wenn auch noch so natürlich erwachsenes System geknebelt ist — daß es dennoch den Willen und die Fähigkeit hat, sich so diametral Entgegengesetztem anzupassen: das scheint mir doch ein Zeichen von so urwüchsiger Gesundheit und Kraft, von so jugendlicher Elastizität zu sein, daß man dem Fortschritt trotz aller unberechenbaren Schwankungen oder Rückschläge, die noch eintreten mögen, doch wohl eine günstige Prognose stellen kann. Es wird sich aber gewiß noch hoffnungsvoller gestalten, wenn wir uns entschließen werden, den Chinesen wirklich verstehen zu lernen, anstatt mit überlegenem Lächeln oder mitleidigem Achselzucken auf ihn herabzusehen. Und das ist doch nicht so schwer; es gibt des Gemeinsamen übergenug. Auch drüben ist warmes Gefühl und redlicher Sinn, auch drüben schlägt ein Menschenherz mit seiner Freude und seinem Leid. Das zeigt des Chinesen ganze Entwicklung in der Geschichte, und nicht in letzter Linie zeigt sie auch, daß gerade er, der Mann aus eigner Kraft, Geringschätzung oder Mitleid am allerwenigsten verdient.



Cloisonné-Becken im Besitze Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Rupprecht von Bayern. Mit linksläufiger Inschrift: „Shou pi nan-shan." „Mögest Du so alt werden wie die Südberge."

Digitized by Google

Digitized by Google



Titelblatt nach einer Holztafel über dem Kokubu-Tor des Tempels Todaiji zu Nara (8. Jahrhundert).
Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band IV, Tōkyō 1900.

Digitized by Google

Japan

von

Dr. O. Nachod

Berlin-Grunewald.

Digitized by Google



Fuji-Landschaft. Nach photographischem Album Fuji San, Tōkyō, 1905.

1. Das Land und seine Bewohner.

1. Das Land Japan.*)

Vom Polargebiete bis tief hinein in den Tropengürtel ziehen sich die verschiedenen Inselbogen, die girlandenartig den Ostrand des größten und höchsten Festlandes Asien gegen das größte und tiefste Weltmeer hin, den Stillen Ozean, einrahmen. Ein Glied in dieser Reihe, und zwar unter all diesen bogenartigen Windungen des Erdbildes die am schönsten geschwungene Linie, stellt die schlank geformte japanische Inselgruppe dar, deren mannigfaltig und reich gegliederte Gestaltung sie als ein hochentwickeltes Gebilde im Sinne der vergleichenden Erdkunde kennzeichnet.

Wie in Westeuropa das britische Inselreich dem Festlande der abendländischen Kultur, so ist im fernsten Osten die Westseite des japanischen Inselbogens dem Festlande der asiatischen Kultur vorgelagert. Die befruchtende Nähe der Mittelpunkte kontinentaler Bildung konnte ihre Wirkung auf den geschichtlichen Entwicklungsgang beider Reiche nicht verfehlen, ebenso wie die vor Feinden schützende Nachbarschaft des Weltmeeres an den entgegengesetzten Gestaden. Noch nicht 500 Seemeilen beträgt zwischen Nagasaki und Shanghai die Seestrecke des die beiden Reiche China und Japan trennenden Ostchinesischen Meeres. Doch leuchtet ohne weiteres ein, daß viel wirkungsvoller noch, besonders auf den Anfangsstufen der Entwicklung, die Verkehrsnähe der eng benachbarten koreanischen Halbinsel sich für Japan geltend machen mußte. Mit ihren verhältnismäßig seichten Randmeeren bildet die Innenseite des japanischen Inselbogens einen auffallenden Gegensatz zu den tiefen Meeresgründen der Außenseite. Eine Hebung der Erdkruste um noch nicht 200 Meter in der Meeresstraße, aus der das durch die Seeschlacht von 1905 zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangte Eiland Tsushima emporragt, würde genügen, um hier eine trockene Verbindung zwischen Korea und Japan herzustellen. Durch die Erwerbung der russischen Pachtungen auf der Halbinsel Liaotung mit Port Arthur hat das Inselreich 1905 auch auf dem Festlande selbst Fuß gefaßt.

*) Aussprache japanischer Worte: Konsonanten wie im Englischen; Vokale wie im Deutschen, und zwar kurz, wenn ohne Dehnungszeichen.

Digitized by Google



Matsushima (Inlandsee). Photographische Aufnahme.

Auch wird seitdem im Norden die Grenze nicht mehr gebildet von der La Pérousestraße, der engen und nebelreichen Verbindung zwischen dem Ochotskischen und dem Japanischen Meere, sondern durch den die unwirtliche Schwesterinsel Sachalin (japanisch: Karafuto) durchschneidenden 50. Breitengrad. Durch den nordöstlichen Ausläufer der schmalen Kurilengruppe berührt Japan fast die Südspitze von Kamtschatka und nähert sich dem vom amerikanischen Festlande aus hinübergreifenden Inselbogen der Aleuten, eine für Völkerwanderungen vorhistorischer Zeit vielleicht hochbedeutsam gewesene Verbindung. Nach Osten aber verläuft Japan in seiner ganzen Ausdehnung längs des völkertrennenden Meeresbeckens des nördlichen Pazifiks, einer bis zur gegenüberliegenden Küste von Kalifornien von keiner einzigen Insel belebten Wasserwüste von rund 8000 Kilometer Ausdehnung, die fast die tiefsten Einsenkungen der Erdoberfläche (8500 Meter) aufweist. Auch seine Südküste wendet Japan dem Großen Ozean zu; die entlegenen südöstlichen Eilande der Boningruppe (japanisch Ogasawara-jima) nähern sich den Marianen, der südwestliche Ausläufer des Ryükyübogens nebst Formosa (japanisch: Taiwan) den Philippinen.

Dem Umfange nach (417000 Quadratkilometer) entspricht das heutige „Dai Nihon" (auch „Nippon") d. i. Großjapan, jedoch ohne den Zuwachs von 1905 (Karafuto und Kwantung ca. 35000 Quadratkilometer), etwa dem Gebiete des ehemaligen Norddeutschen Bundes. Der lang auseinandergezogene Archipel (119—156½° östl. L. v. Gr.) erstreckt sich von Südwest nach Nordost über rund ein Drittel sämtlicher Breitengrade der nördlichen Halbkugel (22—51°). Selbst an den breitesten Stellen dürfte daher die kürzeste Linie zwischen Innen- und Außenseite des Inselbogens eine Ausdehnung von 300—400 Kilometer kaum erreichen. Für die geschichtliche Vergangenheit allerdings kommt nur ein weit enger begrenztes, besser zusammenhängendes Gebiet in Betracht (zwischen 30—46° n. Br. und 123—146° östlicher L. v. Gr.), dessen geographische Breitenlage übereinstimmt mit der jener Länder der Mittelmeerküsten, die von den ältesten Zeiten an zu den schönsten, reichsten und wichtigsten der Welt gezählt haben. Dieses eigentliche Japan besteht aus vier größeren Inseln nebst einer diesen zugerechneten Unmenge von kleineren und Zwergeilanden. Die Mitte nimmt die größte und

Digitized by Google



wichtigste unter ihnen ein, von den Japanern treffend als „Hondo" oder „Honshū" (Hauptland oder Hauptinsel) bezeichnet, von den Fremden aber irrtümlich oft „Nihon" (oder Nippon) genannt, womit aber das ganze Reich gemeint ist. Im Süden davon, getrennt durch die wegen ihrer Naturschönheiten mit Recht berühmte Inlandsee, liegt die kleinste von ihnen, Shikoku, und südwestlich die reichgegliederte, der chinesischen Küste zugewandte, verkehrswichtige Insel Kyūshū; Yezo endlich, im hohen Norden, tritt trotz größeren Umfanges geschichtlich wenig und erst spät hervor.



In seiner Oberflächengestaltung erweist sich das Inselreich als ein ausgeprägtes Gebirgsland; noch nicht ein Sechstel des ganzen Flächenraumes konnte im eigentlichen Japan der landwirtschaftlichen Bebauung erschlossen werden. Beständiger Wechsel zwischen Berg und Tal kennzeichnet die nur wenige Ebenen von Bedeutung aufweisende, anmutige Landschaft. Dem von Südwest nach Nordost streichenden Sinischen Systeme zugehörend, bildet die japanische Kette ein Faltengebirge, bestehend aus einem Nord- und einem Südbogen, getrennt durch eine 200 Kilometer lange Senke. Den trotz mancher steiler Felsenkliffe zumeist verkehrsgünstigen Küsten stehen im Innern mit seinen oft wild zerfurchten Gebirgen nicht wenige schwer zugängliche Gebietsteile gegenüber, obwohl die durch starke Verwitterung beeinflußten, stets anmutigen, ja oft höchst malerischen Bodenerhebungen zumeist nicht über 2000 Meter emporragen und nur wenige über 3000 Meter hinausgehen. Der höchste Gipfel im eigentlichen Japan ist der majestätisch emporragende Kegel des Fuji (ca. 3800 Meter) mit dem meist schneebedeckten Haupte, ein geheiligtes Wahrzeichen Japans, das noch heute alljährlich das Ziel tausender andachtsvoller Pilger und Pilgerinnen aus allen Gebieten des Reiches bildet und durch seine häufige Darstellung auf kunstgewerblichen Gegenständen auch bei uns bereits wohlbekannt ist. An Höhe überragt wird der Fuji durch den Mount Morrison oder Niitakayama (4350 Meter), den Gipfel des südlichen Kolonialgebietes Formosa. Einen auffallenden Zug der japanischen Gebirgswelt bietet die große Anzahl von Vulkanen dar, von denen eine ganze Reihe ihre Tätigkeit noch ausübt; der letzte Ausbruch des Fuji fällt in das Jahr 1707.

Wiewohl reich an Wasser, sind doch die für Bildung großer Flußläufe zu schmalen japanischen Inseln ziemlich arm an Strömen, mit Ausnahme höchstens von Yezo im abgelegenen Norden. Fast nur erst in den küstennahen Gebieten erlangen die über mannigfache, hübsche Wasserfälle von den Bergen herabrauschenden Bäche einige Bedeutung für den Verkehr. Auch die zahlreich über Berg und Wald ausgestreuten Süßwasserbecken kommen weniger von diesem Standpunkte aus als wegen ihrer oft malerischen Schönheit in Betracht, wie z. B. der liebliche Hakonesee am Fuße des Fuji. Eine größere Fläche bedeckt nur der an Umfang etwa dem Genfer See gleichkommende Biwasee, günstig gelegen ziemlich inmitten der Hauptinsel und in der Nähe der vorwiegend den



Menschliche Tonfiguren der steinzeitlichen Vorfahren der Ainu.
Aus N. Ōno, Senshi Kōko Zufu (Atlas der prähistorischen Archäologie von Japan), Tōkyō, Fuzambō, 1904.



Wohnstätten der Ainu. Aus der Zeitschrift für Kulturgeschichte Fuzoku gahō, N. 10 (1889), Tōkyō, Tōyōdō.

Schauplatz bedeutender geschichtlicher Ereignisse bildenden, südlich in den Ozean weit vorspringenden Yamatohalbinsel. Seine durch Sage und Dichtung vielfach verklärten, anmutigen Ufer selbst aber sind nie zur Stätte für die wichtigeren Mittelpunkte von Staat und Bevölkerung geworden, wiewohl nur einige Wegstunden davon im Jahre 794 die neue Hauptstadt Kyōto begründet wurde.

Die für Siedlung und Verkehr so einflußreiche Ufergliederung hat Japan mit einer formenreichen Fülle von Buchten, Klippen, Küsteninseln und -halbinseln ausgestattet, die ihm eine Strandlinie von außergewöhnlicher Ausdehnung (für die vier Hauptinseln 27646 Kilometer) verleiht. Dieser Vorzug wird um so wirksamer, als die geringe Breite des ganzen Inselbogens die Erreichung des Meeres von allen Punkten des Hinterlandes aus erleichtert. Allerdings genießt ihn die nordöstliche Hälfte des Reiches in weit geringerem Maße als die südwestliche, die ja in der Tat auch für die ganze geschichtliche Entwicklung den Schwerpunkt bildet.

Das im Winter nicht ganz frostfreie, im Sommer aber fast tropische und sehr feuchte Klima bietet, selbst abgesehen von den schon durch die gewaltige Strecke des umspannten Breitengürtels bedingten Unterschieden, auch für die geschichtlich den eigentlichen Kern des Reiches bildenden Inseln Hondo, Kyūshū und Shikoku bemerkenswerte Gegensätze dar gegen die in gleichen Breiten gelegenen Küstenländer des Mittelländischen Meeres, einer in der bedeutsamen Einwirkung von Windrichtungen und Meeresströmungen begründeten Erscheinung. Im Winter herrschen meist heftige, trockene Landwinde aus N und NW, im Sommer warme und feuchte Seewinde aus S und SO. Als wichtiger Regenbringer macht sich vor allem der Südwestmonsun geltend. Am bedenklichsten unter den Winden aber gestalten sich nur zu oft die unter dem wegen seiner Herkunft viel umstrittenen, schon den Portugiesen im 16. Jahrhundert geläufigen Namen Taifun bekannten und gefürchteten Wirbelwinde, die mitunter entsetzliche Verheerungen zu Wasser wie zu Lande anrichten.

Nicht weniger wichtig für die Beschaffenheit des Klimas, aber in vorteilhafterem Sinne, erweisen sich die Meeresströmungen. Dem warmen Kuroshiwo, d. i. schwarze Salzflut, wie er nach der dunkleren Färbung heißt, verdankt Japan seine auch in den mittleren Breiten an

Digitized by Google




Rassentypen. Links: Ainu-Typus im Kostüm eines Kriegers der Feudalzeit. Rechts: Mandschurisch-koreanischer Typus im Kostüm eines höfischen Würdenträgers der Fujiwarazeit.
Nach Ogawa, Military Costume in Old Japan, Tokyo 1893.

die Tropen erinnernden landschaftlichen Züge. Von Bedeutung ist dieser nordwärts gerichtete Golfstrom des Stillen Ozeans auch für die mit der einstigen Besiedlung des japanischen Archipels zusammenhängende schwierige Frage des Rassenursprunges. Eine kalte Polarströmung, der Oya-Shiwo, macht sich hauptsächlich an der rauhen Ostküste von Yezo geltend.

Ein landschaftliches Seitenstück zu den zahlreichen Vulkanen bildet das häufige Vorkommen von heißen Quellen, Fumarolen und Solfataren. Ihrer heilkräftigen Wirkungen bediente man sich schon im Altertum an verschiedenen Stellen des Reiches, wie ja noch heute das tägliche, sehr heiße Bad eine bezeichnende Eigenart im japanischen Volksleben bildet.

Einem Gebiete weitverzweigter vulkanischer Tätigkeit entspricht auch das häufige Vorkommen von Erdbeben und von zuweilen noch verderblicheren Flutwellen, eine beständige Bedrohung nicht nur für „das Gebild von Menschenhand" allein. Der Gegensatz zwischen der anmutigen, gabenreichen Landschaft und dem Schrecken der häufigen, vernichtenden Naturereignisse spiegelt sich in der widerspruchsvollen Doppelrichtung des Volkscharakters, bei dem harmloser Frohsinn und ausgelassener Lebensgenuß aufs engste gepaart erscheint mit feierlichem Ernst und grausamer Geringschätzung des eigenen wie des fremden Daseins.

Auch in der Pflanzenwelt bewirken die so eigenartigen klimatischen Bedingungen Japans auffallende Erscheinungen. Geht doch hier der von Heine so stimmungsvoll besungene Sehnsuchtstraum des einsamen Fichtenbaums von einer fernen Palme in Erfüllung, und neben der nordischen Kiefer gedeiht auch der Bambus und die immergrüne Eiche. Unter den zahlreichen Nadelhölzern fällt die stattliche Kryptomerie auf, der typische Schmuck der Tempelhaine. Bezüglich der Blüte der Kirsch- und Pflaumenbäume sowie der Blumenpracht der Glyzinien, Azaleen und Chrysanthemen steht Japan wohl unerreicht da. Bedeutsamer für die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes aber sind der Reis, das bei weitem wichtigste Nahrungsmittel, der Tee und der Maulbeerbaum und auf Formosa vor allem der Kampferbaum und das Zuckerrohr.

Digitized by Google

Das Tierreich ist besonders stark vertreten durch oft wunderliche Formen und Farben aufweisende Wasserbewohner; bei der Wichtigkeit des Fischfanges spielen schon in den uralten Ritualgebeten („Norito") die „breitflossigen und schmalflossigen Dinge" eine bedeutsame Rolle. Von Haustieren sind vertreten Pferd, Rind, Schwein, Hund, Katze, Huhn usw. Überaus zahlreich sind die Ratten. Eine wichtige Rolle im Aberglauben der Volksseele spielt der Fuchs. Von Wild ist noch zu nennen Hase, Hirsch, Wildschwein und Bär. In einzelnen Gebieten tummeln sich Affenherden; auch Schlangen, zumeist nicht giftige, fehlen nicht. Ein überaus mannigfaltiges Bild zeigt die Welt der Vögel; die getreue Wiedergabe des auch poetisch viel besungenen Fluges, besonders des Fasans, der Wildgans und des Reihers, bilden eine der beliebtesten Vorlagen der darstellenden Kunst. Zu den wichtigsten Tieren aber zählen die Seidenraupen, die wahrscheinlich vor etwa 1500 Jahren eingeführt wurden. Ferner seien aus der Insektenwelt prächtig schillernde Schmetterlinge und die eine lästige Plage bildenden, weit verbreiteten Moskitos hervorgehoben.

2. Das Volk der Japaner.

Vom Süden Formosas bis zum Norden der Kurilen erstrecken sich Tausende von Fundorten der Steinzeit wie Muschelhaufen u. dgl., aus denen Gegenstände wie Stein- und Knochengeräte, Pfeilspitzen, Gefäße und menschliche Figuren aus Ton ausgegraben worden sind. Als Urheber dieser Steinzeitreste und als die Urbewohner der gesamten japanischen Inseln gilt eine in Erdjurten hausende Bevölkerung kaukasoider Abstammung, deren spärliche Überreste die heutigen Ainu darstellen. Diese erscheinen als die haarigste Bevölkerung der Welt. Das Äußere der Männer bietet eine überraschende Ähnlichkeit mit den Bauernrussen dar. Sie fallen auf durch ihren langen, schwarzen Bart, die Frauen durch die schnurbartähnliche Tätowierung der oberen Lippe.

Zu diesen steinzeitlichen Urbewohnern gesellte sich in den frühesten Tagen grauer Vorzeit vom asiatischen Festlande her ein bereits mit Metallwaffen ausgestatteter, doppelter Zweig erobernder Eindringlinge. Sie gliedern sich in einen mongolisch-malaiischen Menschenschlag mit dem Ursitze auf der südwestlichen Insel Kyūshū, in Hyūga, und einen mandschurisch-koreanischen, dem Begründer eines vorgeschichtlichen Reiches von Idzumo, im Nordwesten der Hauptinsel gelegen, gegenüber von Korea. Aus diesen beiden Rassenelementen setzt sich neben nur geringer Beimischung von Ainublut die heutige japanische Bevölkerung im großen und ganzen zusammen. Natürlich bietet bei so verschiedenartigen Bestandteilen der Rasse das keineswegs einheitliche Äußere der Japaner einmal recht große Abweichungen unter den Einzelnen selbst dar und sodann vielfache Ähnlichkeiten mit all den Bewohnern des benachbarten Festlandes. Im allgemeinen lassen sich jedoch als körperliche Kennzeichen etwa folgende Eigenschaften kurz zusammenfassen: kleine Figur (durchschnittliche Größe der Männer 158 cm, der Frauen 145 cm), gelbliche Hautfarbe, tiefschwarzes, straffes, oft glänzendes Haar, geringer Bartwuchs, schiefliegende, dunkle Augen sowie verhältnismäßig langer Rumpf mit kurzen Beinen.

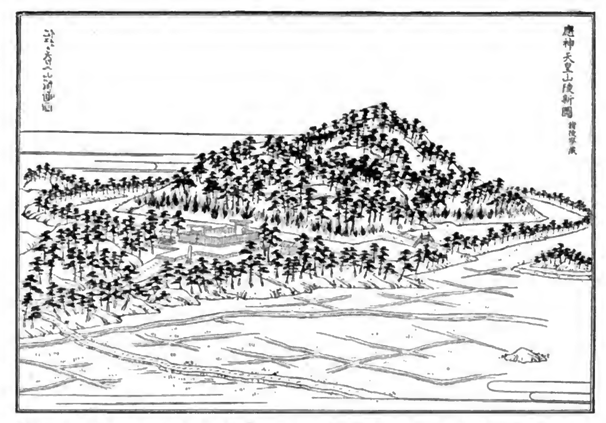


Mongolisch-malaiischer Typus.
Kostüm der Kamakura-Zeit. Rassentypen nach Ogawa, Military Costume in Old Japan, Tokyō, 1893.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Misasagi (Kaisergrab) in Provinz Kawachi, dem Kaiser Ojin (angenommen 201—310) zugeschrieben. Aus Koji Ruien, Teko-bu (Klassifizierter Garten alter Dinge, Abteilung Kaiserhaus), Band 5 (Tōkyō 1896).

2. Das halbhistorische Zeitalter.

1. Quellen: Kojiki und Nihongi.

Als halbhistorisch wird derjenige Abschnitt der japanischen Urzeit aufgefaßt, über den es uns zwar keineswegs an alten, inhaltsreichen, wohl aber an gleichzeitigen Berichten fehlt. Denn eine ganze Reihe von Jahrhunderten verstrich, ehe die Ereignisse aufgezeichnet wurden und werden konnten, da die Verbreitung der Schrift nicht vor dem 5. Jahrhundert n. Chr. in Japan erfolgte, alles weiter Zurückliegende also auf mehr oder minder willkürlich beeinflußter, mündlicher Überlieferung beruht, ergänzt durch spätere Zutaten zumeist nach chinesischen Vorbildern.

Zwei uns erhaltene Chroniken aus dem 8. Jahrhundert, das „Kojiki" (d. i. Chronik des Altertums) und das „Nihongi" (d. i. Chronik von Japan), sind es, die im wesentlichen die Unterlagen für unsere Kenntnis von der ältesten Vergangenheit des japanischen Volkes bis zum 7. Jahrhundert n. Chr. bilden. Bei sorgfältiger kritischer Prüfung erleidet allerdings ihre Glaubwürdigkeit besonders für das halbhistorische Zeitalter an nur zu vielen Stellen bedenkliche Einbuße, wenigstens in bezug auf die angeblichen Ereignisse und Personen oder ihre zeitlichen Feststellungen. Jenes ganze erste Jahrtausend, beginnend mit der in das Jahr 660 v. Chr. gelegten Errichtung des Reiches durch Jimmu, dem als Sprößling der Sonnengöttin und Stammvater des bis heute regierenden Herrscherhauses verehrten, ersten irdischen Kaiser, muß in das umschleierte Gebiet der Sage verwiesen werden. Was jedoch die Zustände anbelangt, die Lebens- und Denkweise, die Einrichtungen und die Entwicklungsstufe des japanischen Volkes in jener fernen Vergangenheit, so gewähren die beiden alten Schriften viele unbedenkliche und beachtenswerte Anhaltspunkte für ein ziemlich glaubwürdiges, wenn auch recht lückenhaftes Bild, zu dem auch die allerdings ebensowenig einwandfreien Annalen der zeitgenössischen Dynastien Chinas und Koreas, vor allem aber zahlreiche, wertvolle Funde von Ausgrabungen noch manche Züge beitragen.

Digitized by Google

Den Anfang der beiden alten Chroniken bildet eine ausgedehnte und oft ziemlich verworrene, vielfach chinesischen Vorbildern angepaßte Kosmogonie und Mythologie, gewöhnlich als das Zeitalter der Götter oder der „Kami" bezeichnet. Der von uns nur mit Gott, Göttin, Götter oder Gottheit wiederzugebende Ausdruck „Kami" entspricht aber in Wirklichkeit mehr unserem Begriffe der „Erhabenheit" und deutet keineswegs auf eine so unüberbrückbare Kluft zwischen Gott und Mensch hin wie in den abendländischen Religionen. In unendlich langer Zeit bilden sich Himmel und Erde und eine Menge von sinnbildlichen Gottheiten. Zwei von ihnen, die Geschwister Izanagi und Izanami, erzeugen die verschiedenen Inselteile Japans, sowie hierauf eine große Anzahl von Gottheiten mehr menschlichen Wesens. Wichtig für die ganze weitere Entwicklung werden vor allem zwei von ihnen, die Sonnengöttin Amaterasu und ihr für alle Übeltaten vorbildlicher Bruder Susanowo, dessen verhängnisvolle böse Streiche, wohl eine Versinnbildlichung der für Japan so verheerenden Naturereignisse wie Erdbeben, Sturmwinde u. dgl., die tiefgekränkte Sonnengöttin veranlassen, sich in eine Höhle zurückzuziehen. Nur durch List gelingt es der nun in Finsternis getauchten, versammelten Götterwelt, Amaterasu wieder hervorzulocken. Der Unhold Susanowo aber wird durch Verbannung in die Unterwelt bestraft, besteht jedoch zunächst noch merkwürdige Abenteuer auf der Erde, ein Anklang an die Perseus-Sage, und übergibt einem seiner Nachkommen die Herrschaft über Idzumo, woraus Japan vorerst allein zu bestehen scheint. Aber auch die Sonnengöttin verheißt einem ihrer Nachkommen die Herrschaft über das irdische Land. Jedoch erst nach drei vergeblichen Gesandtschaften vom Himmel an den Herrscher von Idzumo, mit der Aufforderung, sich dem Sprößling der Sonnengöttin zu unterwerfen, gelingt das Vorhaben. Dieser steigt auf die Erde hinab, und zwar merkwürderweise nicht nach Idzumo, sondern nach Hyūga auf Kyūshū. Obgleich nunmehr der Schauplatz auf irdisches Gebiet beschränkt bleibt, hört das Sagenhafte noch keinesfalls auf. Die zwei wichtigsten Ereignisse, welche die alten Chroniken nun aus dem halbhistorischen Zeitalter überliefern, sind einmal die Entdeckungs- und Eroberungsfahrt, die Jimmu, ein Nachkomme jenes auf Hyūga gelandeten Sonnensprößlings, mit seinen Stammesgenossen von der südwestlichen Insel Kyūshū aus nach Yamato, dem zentralen Gebiete der von den Vorfahren der Ainu besetzten Hauptinsel Hondo, unternimmt, wo er nun das japanische Reich begründet; und sodann der Eroberungszug nach Korea durch die Kaiserin-Witwe Jingō, angenommen Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. Dieser ist jedoch als völlige Sage nachgewiesen, wenn auch in dem Inselreiche eine tatkräftige Fürstin damals wirklich geherrscht hat und sowohl zuvor als nachher zahlreiche feindliche, aber keineswegs immer siegreiche Einfälle der Japaner in Korea tatsächlich stattgefunden haben.



Kaiser Jimmu. Moderne Skulptur von Takeuchi Kyuen.
Aus Kunstzeitschrift Kokka (1890, Nr. 7).

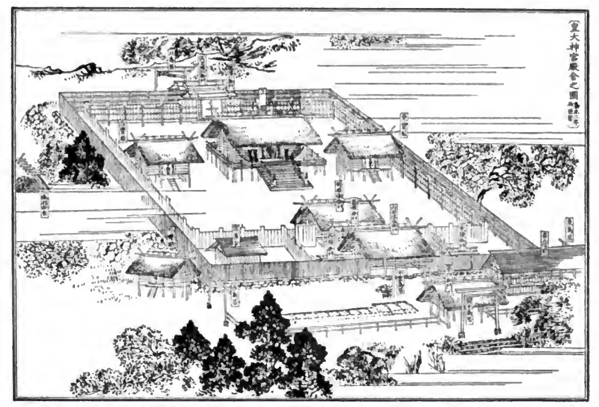


Kaiserin Jingō. Holzskulptur (9. Jahrh.?) im Yakushi-Tempel (erbaut 896) zu Nara.
Aus Kokka (1903, Nr. 161).

2. Der Staat.

Das Gebiet der drei Sagenkreise von Idzumo, Hyūga und Yamato bildet den Kern des Reiches, das nur die kleinere südwestliche Hälfte der Hauptinsel nebst den beiden Inseln im Süden, Kyūshū und Shikoku, erst umfaßt. Begrenzt und wenig gesichert erscheint selbst in diesem räumlich recht beschränkten, sogar eines eigenen, gemeinsamen Namens noch entbehrenden Bereiche die Machtfülle des Kaisers, des erblichen Staatsoberhauptes. Zu den häufigen Zwistigkeiten im Herrscherhause treten immer erneute Aufstände seitens der Stammesgenossen sowie fortgesetzte Kämpfe mit den im Osten und Norden der Hauptinsel noch unbezwungenen Eingeborenen, den die eroberten Grenzmarken oft bedrohenden Ainu.

Auf sakralem Boden wie das Staatswesen bewegt sich die noch wenig entwickelte Rechtspflege, die mit Opfergaben verknüpfte, sinnbildliche Reinigungsfeierlichkeiten, sowie Ordalien kennt; zu den schwersten Rechtsbrüchen gehören Störungen des für die Erhaltung der Bevölkerung so wichtigen Reisbaues.



Das Heiligtum der Sonnengöttin zu Ise.

Aus Koji Ruien, Jingi-bu (Klassifizierter Garten alter Dinge, Abteilung Shintō) Band 17 (Tōkyō 1898).

3. Religiöse Anschauungen.

Aus Verehrung von Naturkräften und aus Ahnenkult bestehen die sittlicher Vorschriften entbehrenden, religiösen Anschauungen, der von erblichen, einflußreichen Priestergeschlechtern gepflegte, vorläufig noch namenlose „Weg der Kami" oder „Shintō"-Dienst. Besondere Kultstätten scheint es in der ältesten Zeit überhaupt nicht gegeben zu haben, eine auch leicht begreifliche Erscheinung; denn für die Anbetung der Naturgottheiten kam ja die ganze freie Natur in Betracht. Die Verehrung des angestammten Kami aber fand statt in der in den alten Überlieferungen etwas schönfärberisch als Palast bezeichneten Hütte des Häuptlings; noch heute bedeutet ja das Wort „Miya", d. i. erhabenes Haus, zugleich sowohl Palast als Shintō-Tempel. Einige dieser Kultstätten aber, wie die noch heute, wenn auch vielfach erneuert, erhaltenen Heiligtümer der Sonnengöttin in Ise und des Sprößlings von Susanowo, des „Großen Tempels" in der alten Stadt Kizuki in Idzumo, bestanden schon in dem halbhistorischen Zeitalter.

Digitized by Google



Haniwa (Höhe 2—3 Fuß). Im Anthropologischen Museum der Universität zu Tōkyō. Aus Kunstzeitschrift Kokka (1907, Nr. 206).

4. Sitten und Gebräuche.

Die Familie, besonders die Blutsverwandtschaft, spielt eine einflußreiche Rolle; das Band der Ehe jedoch erweist sich als ein ziemlich loses, wenigstens von seiten des Mannes, und Polygamie herrscht unbeschränkt. Geschwisterehen sind nichts Seltenes, allerdings nur bei Abkömmlingen von verschiedenen Müttern. Die Stellung des weiblichen Geschlechtes ist durchaus nicht gedrückt, und nicht selten übt es auch politisch großen Einfluß aus. Die Liebesabenteuer der Großen nehmen in den beiden alten Chroniken einen ziemlich breiten Raum ein. Mit einer ganzen Reihe von Zeremonien ist die Bestattung verknüpft. An Stelle der ehemals lebend eingescharrten Gefolgschaft der vornehmen Toten treten entsprechende Tonfiguren von Menschen und Tieren (Haniwa). Erstaunliche Bauwerke einer so frühen Zeit stellen die Misasagi dar, die Kaisergräber von oft riesigem Umfange mit ihren Dolmen aus gewaltigen unbehauenen Steinen.

Um so bescheidener erscheinen die Wohnstätten der lebenden Menschen; selbst der Palast des Kaisers ist in Wirklichkeit nichts mehr als eine auf Pfeilern ruhende, etwas größere Holzhütte.

Zu Gewändern dienen blau oder grün gefärbte Hanfzeuge oder aus der Maulbeerbaum-Rinde gewonnene weiße Stoffe. Den beliebtesten Schmuck bilden in Strähnen aufzureihende Halbedelsteine von meist kommaartiger („Magatama") oder röhrenförmiger Gestalt („Kudatama").

Eine hervorragende Rolle spielen, wie nicht anders zu erwarten, im Leben des alten Japaners die Waffen, vor allem das Schwert aus Eisen, das schon in allerältester Zeit seinen Vorgänger aus Bronze abgelöst hat. Daneben sind zu nennen Bogen und Pfeile, Speere, Schilde, Helme und Rüstungen. Von Geräten seien Spiegel aus Bronze oder Eisen hervorgehoben; metallene Nadeln dagegen fehlen noch. In sehr bescheidenen Anfängen erst steckt die Weberei, während die Töpferei bereits ganz achtenswerte Erfolge erzielt, wie aus den für die Bestattung angewandten Tonfiguren hervorgeht.



Prähistorische Bronzeglocke (Dōtaku) mit Menschen- und Tierdarstellungen.
Nach alter Zeichnung. Aus Kunstzeitschrift Kokka (1898, Nr. 102).

Für die Ernährung kommt neben dem bereits durch Bewässerungsanlagen geförderten Reisbau vor allem Fischfang und Jagd in Betracht; denn Fleischgenuß ist in dieser vorbuddhistischen Zeit noch keineswegs ausgeschlossen. Schon in ältester Vergangenheit würzt Sake, ein aus Reis gebrautes, berauschendes Getränk, das Mahl des frohgesinnten Japaners.

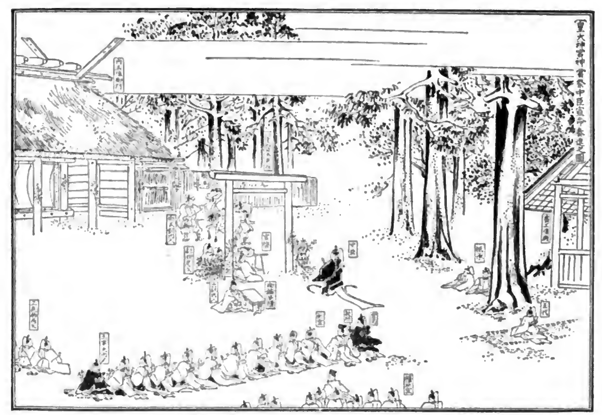
Gerade Japan später so kennzeichnende Dinge aber wie Tee, Porzellan, Lack und Fächer fehlen noch gänzlich, ebenso wie Geld oder Zeitmesser irgendwelcher Art, und sogar die Seidenzucht fand wahrscheinlich erst im 4. und 5. Jahrhundert Eingang.

Digitized by Google

5. Beziehungen zu anderen Völkern.

An die etwaigen Volksgenossen in den einstmaligen festländischen Sitzen der japanischen Vorfahren wird keine geschichtlich greifbare Erinnerung bewahrt. Bis in graue Vorzeit zurück reichen aber die Beziehungen zu den Staaten der koreanischen Nachbarhalbinsel und zu China.

Drei selbständige und unabhängige Staatengebilde sind es, die um den Beginn unserer Zeitrechnung aus der Zahl der in Korea seßhaften, einander oft feindlichen Stämme hervortreten. Den nach dem Gelben Meere zugekehrten, mannigfach gegliederten und häfenreichen, westlichen Teil der schlanken Halbinsel nahm im Süden Pekche und im Norden, nach der Korea-Bucht zu, Kokuryö ein. Auf der östlichen, Japan zugewandten, steil und mit wenigen Zugängen ins Meer abfallenden Hälfte breitete sich von Süden her das allmählich sich vergrößernde Reich Silla aus. Daneben ist im Südosten der Halbinsel, in unmittelbarer Nähe der Japan



Das „Fest des Götterkostens". Darbringung der ersten Reisähren im Tempel der Sonnengöttin zu Ise. Aus Koji Ruien, Jingi-bu, (Klassifizierter Garten alter Dinge, Abteilung Shintō) Band 19 (Tōkyō, 1898).

vorgelagerten Tsushima-Insel, noch der kleine Staat Mimana zu nennen. Ein Überblick über die frühen Beziehungen läßt erkennen, daß es sich dabei vorwiegend um nicht immer erfolgreiche Waffentaten und um das impulsive Streben Japans nach einer für die eigene Entwicklung und Wohlfahrt nicht sehr bedeutsamen Art von Oberherrschaft auf der benachbarten Halbinsel handelt, während erst ziemlich spät und vereinzelt der Verkehr auch kulturell wertvolle und dauerhaftere Ergebnisse herbeiführt. Hauptsächlich Silla hat mit wenig Unterbrechungen unter kriegerischen Einfällen der allerdings keineswegs dabei immer siegreichen Japaner zu leiden. Mimana scheint ihnen meistens ergeben gewesen zu sein und eine Art Operationsbasis bei ihren Einfällen gebildet zu haben. Ein freundschaftliches Gepräge zeigen zumeist auch die Beziehungen zu Pekche, das sein Gebiet mit japanischer Waffenhilfe erweitert und zeitweilig eine gewisse Oberherrschaft Japans anerkannt zu haben scheint. Sie tritt in Erscheinung bei den nicht seltenen Thronstreitigkeiten und durch wertvolle sogenannte Tributgeschenke an Japan, wie Pferde, gefärbte Seide, Waffen, Eisenbarren und Metallspiegel.

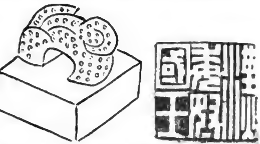
Digitized by Google

Von noch höherem und bleibendem Werte aber waren die aus Pekche kommenden Sendboten selbst, welche die in ihrem Lande seit kurzem eingeführten Errungenschaften chinesischer Kultur nun auf Japan übertragen. Die wechselvollen Beziehungen zu Kokuryö erhalten eine besondere Bedeutung durch einen zeitgenössischen Überrest, das früheste sichtbare, einwandfreie Beweisstück für die kriegerischen Unternehmungen Japans gegen die Nachbarhalbinsel. Es ist ein vor einigen Jahren gefundener Gedenkstein mit einer langen Inschrift am Oberlauf des Yalu, in der Nähe der alten Hauptstadt von Kokuryö, errichtet 414 n. Chr. zu Ehren eines Königs, der dort 392 bis 413 herrschte. In den zahlreichen kriegerischen Unternehmungen, die ihm der Denkstein nachrühmt, findet sich auch eine Reihe von Stellen mit Bezug auf die „japanischen Räuber“, denen er im Jahre 404 eine große Niederlage beibringt. Aber selbst diese dem Inselreich doch gewiß nichts weniger als wohlwollend gesinnte Urkunde bestätigt deutlich seine wenigstens zeitweiligen Waffenerfolge und seinen damaligen unbestreitbaren Einfluß auf die verschiedenen Reiche Koreas.



Koreanischer Gedenkstein von 414. Aus E. Chavannes, Les monuments de l'ancien royaume coréen de Kao-Keou-Li, T'oung Pao IX (1908).

Der Verkehr mit China erscheint in dem recht lückenhaften und meist ungesicherten Bilde der Quellen zwar freundschaftlich, aber noch wenig entwickelt und recht unregelmäßig. Wird doch noch nicht einmal, auch nicht von chinesischer Seite, der verhältnismäßig kurze Seeweg zwischen Kyüshü und den gegenüberliegenden, hafenreichen Küsten des Festlandes benutzt. Auf weiten Umwegen nur gelangt man von Japan zunächst über Korea und von da entweder auf Landwegen oder mit Küstenschiffahrt dem mannigfach eingebuchteten Meeressaume entlang endlich an das ferne Ziel. Aus dem Jahre 57 n. Chr. berichten die Annalen der Späteren Han-Dynastie (24—221 n. Chr.) die erste wirkliche Gesandtschaft aus Japan, und zwar nicht aus Yamato selbst, sondern aus dem Süden, die nach dem üblichen Hofgebrauche u. a. ein an seidenem Bande hängendes Amtssiegel erhielt. Eine Art Bestätigung erhält dieser in den japanischen Quellen nicht erhaltene Bericht durch ein 1784 auf der südwestlichen Insel Kyüshü ausgegrabenes, goldenes Siegel mit der Inschrift „Han“, d. h. die Han-Dynastie, „an den König des Landes Ido“. Ido ist der alte Name jenes Gebietes auf Kyüshü (Provinz Chikuzen), wo das Siegel gefunden wurde, das eine Zeitangabe ja allerdings nicht enthält. Man glaubt, und wohl nicht ganz ohne Berechtigung, in diesem Funde jenes Siegel der Gesandtschaft vom Jahre 57 erkennen zu dürfen und darin das älteste sichtbare Zeugnis für den ersten Verkehr zwischen Japan und China zu besitzen. Sollte es aber auch erst etwa einem der nächsten Jahrhunderte entstammen, so büßt der geschichtliche Wert und die Beweiskraft dieser goldenen Urkunde für den frühen Verkehr beider Länder dadurch kaum an Bedeutung ein. Eine zweite Gesandtschaft aus Japan wird, ebenfalls nur in den chinesischen Annalen, aus dem Jahre 107 berichtet. Wertvolle Metall- und Textilgegenstände scheinen aus China häufiger erst mit dem etwas regeren Verkehr des 3. und 4. Jahrhunderts nach Japan als kostbare Geschenke zu bringen. Von all den Errungenschaften der bereits hohen chinesischen Kultur aber findet vorerst eigentlich nur die Kunst der Näherinnen und Weberinnen Eingang.



Goldenes Siegel der Han-Dynastie nebst Abdruck in Besitz von Marquis Kuroda in Japan. Natürliche Größe. Nach Y. Yamada, Fukuteki-hen (Mongolen-Einfall) II, 1, S. 21, Tokyo 1891.



Szenen aus der Legende vom Leben Buddhas, darunter Textpartie aus der Sutra von der Vergeltung für die Vergangenheit in späteren Existenzen. Ausschnitt aus einer buddhistischen Rollbildhandschrift, 8. Jahrhundert. Besitz der Kunstakademie zu Tôkyô. — Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band 17, Tôkyô 1907.

3. Der Geschlechter-Staat (Uji-Verfassung).

1. Der Staat.

Auch die an der Schwelle unseres 5. Jahrhunderts einsetzende geschichtliche Zeit ist durchaus noch nicht frei von sagenhaften Zügen und willkürlichen Entlehnungen chinesischer Vorbilder; doch bietet die nun nicht mehr schriftlose Überlieferung doch schon etwas glaubwürdigere Anhaltspunkte dar.

Noch gelten, wie schon vorher im halbhistorischen Zeitalter, die Einrichtungen des Geschlechterverbandes, und zwar setzt sich das japanische Volk zusammen aus den einzelnen „Uji", ein Ausdruck, der so viel wie Geschlecht oder Haus oder Familie im weitesten Sinne des Wortes bedeutet. Das natürlichste menschliche Band, die Blutsverwandtschaft, ist es, welches die Grundlage des Uji bildete. Die Abstammung von demselben Vorfahren, und damit der gleiche Ahnenkultus, war das Merkmal, das die unter einem erblichen Häuptlinge stehenden Glieder eines Uji einte und die einzelnen, in ihrer Bedeutung und Betätigung keineswegs gleichgestellten Uji voneinander unterschied. Je nach ihrer Zugehörigkeit zu einer der überlieferten, Titel und Beruf bedingenden, kastenartigen Rangklasse „Kabane" gliederten sich, abgesehen von den natürlich ranglosen Sklaven, die Uji in fünf Hauptgruppen. Die unterste bildeten die Tomonotsuko, die einem gewerblichen Berufe oblagen und zumeist den hierin geschulten Einwanderern aus Korea und China entstammten. Die nächste, nur wenig höher stehende Rangklasse bildeten die ackerbautreibenden Landbesitzer, die Kunitsuko oder Miyakko. Hierauf folgten die Muraji und die Omi, die im Genusse politischer und sozialer Vorrechte standen und daher als der Adel des alten Japans gelten können. Im Range gleich hoch, unterschieden sie sich bezüglich der Abstammung. Die Muraji galten als Nachkommen teils der erobernd von Kyûshû nach Yamato eindringenden Gefährten Jimmus, teils bereits zuvor in Hondo eingewanderter Grundherren. Die Omi dagegen bildeten die Nachkommen jener Genossen Jimmus, welche gleich ihm ihre Abkunft von der Sonnengöttin ableiteten, also Blutsverwandte des kaiserlichen Hauses waren. Dieses selbst endlich, die fünfte Gruppe, umfaßte die Nachkommenschaft Jimmus.

Sowohl bei den Muraji als bei den Omi stand stets ein Uji erblich an der Spitze der ihm untergegebenen sämtlichen Zweig- oder kleinen Häuser (Ko-Uji). Die Häuptlinge dieses Haupthauses führten den Titel Ô-omi, bezw. Ô-muraji (ô- = groß).

Im Rahmen der Uji-Verfassung, wie der lose staatliche Geschlechterverband bezeichnet wird, der die Gesamtheit aller Uji darstellte, mehr oder minder eng geeint unter dem damals

Digitized by Google

„Sumera Mikoto" (= Kaiser) genannten Häuptling des mächtigsten der Uji, kennzeichnet sich die staatsrechtliche Stellung des kaiserlichen Hauses, und an seiner Spitze des Herrschers, in folgender Weise. Besaß der Kaiser ursprünglich, ebenso wie jeder andere Häuptling, eine wirkliche Herrschaft nur innerhalb seines eigenen Uji, so übte er doch daneben drei Vorrechte aus, die den Keim zur späteren Alleinherrschaft enthalten. Als Vertreter der verschiedenen Uji gegenüber seiner Stammutter, der Sonnengöttin, bekleidete er die hohepriesterliche Würde. Bezeichnend für diese uralte Seite der kaiserlichen Stellung ist das japanische Wort für Regierung überhaupt „Matsurigoto", das wörtlich „Angelegenheiten der Verehrung" bedeutet. Die Vermittlung im Verkehr nach außen hin, also mit Korea und China, verlieh dem Kaiser ferner die Entscheidung über Krieg und Frieden und legte in seine Hand den allerdings nicht immer persönlich ausgeübten Oberbefehl im Feldzuge; hiermit verknüpft war die Erhebung von Steuern für diese Zwecke. Das dritte Vorrecht endlich, die Befugnis zur Schlichtung von Zwistigkeiten der Uji untereinander, z. B. bei Besetzung der Häuptlingswürde, berechtigte den Kaiser zur Schaffung, Auflösung und Degradierung von Uji. Einen Zuwachs der Macht bewirkte die Vermehrung der dem kaiserlichen Hause direkt unterstehenden Uji und seines Landbesitzes. Das Vorrecht, neue Uji zu gründen, führte zur Errichtung von lediglich aus Sklaven und Tomonotsuko bestehenden, für einen bestimmten Zweck geschaffenen erblichen Verbänden, den „Be", für die, im Gegensatze zu den Uji, das blutsverwandtschaftliche Band das entscheidende Merkmal nicht bildete. Sie wurden ein wichtiger und nützlicher Teil der kaiserlichen Gefolgschaft, die ferner vermehrt ward durch neue Tomonotsuko-Uji, gebildet aus den wegen ihrer beruflichen Kenntnisse hochgeschätzten Einwanderern aus Korea und China, sowie endlich durch Sklaven, die dem Kaiser als Sühne für ein Vergehen abgetreten wurden. Auch zur Vermehrung des kaiserlichen Grundbesitzes trugen solche Sühnen bei sowie Eroberung fremden Landes, sei es von den Ainu oder in Korea. Am wichtigsten hierfür wurde aber die Errichtung von „Miyake", ein Wort, das zugleich die kaiserlichen Speicher zur Aufbewahrung von Reis, sodann aber auch das Gebiet selbst, wo diese sich befinden, bedeutet und zum allgemeinen Namen des über die verschiedenen Provinzen zerstreuten Landbesitzes der Kaiser wurde.

Gleichzeitig wuchs aber auch die Macht und der Besitz einzelner großer Adelsgeschlechter, besonders der Ō-omi und der Ō-muraji, in einer selbst für das Bestehen des kaiserlichen Hauses nicht ungefährlichen Weise. Zwar hingen diese von ihm insofern ab, als sie durch jeden neuen Kaiser die Bestätigung ihrer Würde zu empfangen pflegten; in Wirklichkeit handelte es sich dabei aber um nicht viel mehr als eine von dem Willen des Herrschers ziemlich unabhängige, bloße Förmlichkeit. Wie mächtig in der Tat der politische Einfluß der Großwürdenträger war, das zeigte sich besonders, wenn ein Kaiser starb, ohne zuvor einen bestimmten Nachfolger ernannt zu haben; gab es doch, abgesehen von der Zugehörigkeit zum Kaiserhause, keine bestimmten Regeln für die Thronfolge. Dann waren es geradezu der Ō-omi und der Ō-muraji nebst einigen anderen Großmannen („Daibu"), und nicht etwa die Glieder des Herrscherhauses selbst, welche die Neuwahl unter den kaiserlichen Prinzen, beziehentlich Prinzessinnen, zu treffen hatten. Es ist daher kein Wunder, daß es nicht an Versuchen dieser Großwürdenträger gefehlt hat, die höchste Macht an sich zu reißen; jedoch schlugen solche schließlich immer fehl und führten zur Vernichtung der betreffenden ehrgeizigen Häuser. So geht im Jahre 587 das im erblichen Besitze der Ō-muraji-Würde befindliche Geschlecht der Mononobe zugrunde, und mit ihm erlischt dieses Amt. Noch mächtiger wird nun das an der Spitze der Omi stehende Haus der Soga, das nicht ohne Erfolg schließlich die Hand selbst nach der kaiserlichen Gewalt auszustrecken scheint, am Ende aber doch auch seinen Untergang findet durch eine Gegenverschwörung, an deren Spitze der Sohn der herrschenden Kaiserin und das Oberhaupt der Nakatomi, des angesehensten Priestergeschlechtes, stehen (645).

2. Einführung der Schrift und des Buddhismus.

Zu den wichtigsten Ereignissen der geschichtlichen Uji-Zeit gehören zwei folgenreiche Neuerungen auf geistigem Gebiete: die Einführung der Schrift und des Buddhismus.

Die Anfänge der Schriftkunst knüpfen sich an einen im Jahre 405 zum Lehrer des Thronfolgers berufenen koreanischen Gelehrten namens Wani (Wang-in) aus Pekche, wohin

Digitized by Google



Prinz Shōtoku (572-621) nebst seinen zwei Söhnen
Kakemono (Hängebild) i. Besitz d. Kaiserl. Hauses. Wahrscheinlich Ende des 7. Jahrh. Nach Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Bd. VI, Tokyo, 1902.

Digitized by Google

[illegible] genannten Häuptling des mächtigsten der Uji, kennzeichnet sich [illegible]ung des kaiserlichen Hauses, und an seiner Spitze des Herrschers, in [illegible] besaß der Kaiser ursprünglich, ebenso wie jeder andere Häuptling, eine [illegible]t nur innerhalb seines eigenen Uji, so übte er doch daneben drei Vorrechte [illegible] zur späteren Alleinherrschaft entfalten. Als Vertreter der verschiedenen [illegible] seiner Stammutter, der Sonnengöttin, bekleidete er die hohepriesterliche Würde. [illegible] die erste Seite der kaiserlichen Stellung ist das japanische Wort für Regierung überhaupt „Matsurigoto“, das wörtlich „Angelegenheiten der Verehrung“ bedeutet. Die [illegible] im Verkehr nach außen hin, also mit Korea und China, verlieh dem Kaiser ferner [illegible] über Krieg und Frieden und legte in seine Hand den allerdings nicht immer [illegible] aus geübten Oberbefehl im Feldzuge; hiermit verknüpft war die Erhebung von [illegible] für diese Zwecke. Das dritte Vorrecht endlich, die Befugnis zur Schlichtung von [illegible] der Uji untereinander, z. B. bei Besetzung der Häuptlingswürde, berechtigte den [illegible] zur Schaffung, Auflösung und Degradierung von Uji. Einen Zuwachs der Macht [illegible] die Vermehrung der dem kaiserlichen Hause direkt unterstehenden Uji und seines Landbesitzes. Das Vorrecht, neue Uji zu gründen, führte zur Errichtung von lediglich aus Sklaven [illegible] Tomonotsuko bestehenden, für einen bestimmten Zweck geschaffenen erblichen Verbänden, den [illegible]“, für die, im Gegensatze zu den Uji, das blutsverwandtschaftliche Band das entscheidende Merkmal nicht bildete. Sie wurden ein wichtiger und nützlicher Teil der kaiserlichen Gefolgschaft, die ferner vermehrt ward durch neue Tomonotsuko-Uji, gebildet aus den wegen ihrer beruflichen Kenntnisse hochgeschätzten Einwanderern aus Korea und China, sowie endlich durch [illegible], die dem Kaiser als Sühne für ein Vergehen abgetreten wurden. Auch zur Vermehrung des kaiserlichen Grundbesitzes trugen solche Sühnen bei sowie Eroberung fremden Landes, sei es von den Ainu oder in Korea. Am wichtigsten hierfür wurde aber die Errichtung von „[illegible]“, ein Wort, das zugleich die kaiserlichen Speicher zur Aufbewahrung von Reis, sodann [illegible] selbst, wo diese sich befinden, bedeutet und zum allgemeinen Namen des [illegible] zerstreuten Landbesitzes der Kaiser wurde.

[illegible] aber auch die Macht und der Besitz einzelner großer Adelsgeschlechter, [illegible] und der Omuraji, in einer selbst für das Bestehen des kaiserlichen Hauses [illegible]. Zwar hingen diese von ihm insofern ab, als sie durch jeden neuen [illegible] ihrer Würde zu empfangen pflegten; in Wirklichkeit handelte es sich [illegible] viel mehr als eine vom [illegible] Willen des Herrschers ziemlich unabhängige, [illegible]. Wie mächtig in der Tat der politische Einfluß der Großwürdenträger war, [illegible] besonders, wenn ein Kaiser starb, ohne zuvor einen bestimmten Nachfolger ernannt zu haben; gab es doch, [illegible] von der Zugehörigkeit zum Kaiserhause, keine bestimmten Regeln für die Thronfolge[illegible] waren es geradezu der Omi und der Omuraji [illegible] anderen Großen („Daibu“), und nicht etwa die Glieder des Herrscherhauses, welche die Neuwahl unter den kaiserlichen Prinzen, beziehentlich Prinzessinnen, zu [illegible] hatten. Es ist [illegible] Wunder, daß es nicht an Versuchen dieser Großwürdenträger gefehlt hat, die [illegible] Macht an sich zu reißen; jedoch schlugen solche schließlich immer [illegible] und führten zur [illegible] der betreffenden ehrgeizigen Häuser. So geht im Jahre 587 [illegible] erblichen [illegible] Omuraji-Würde befindliche Geschlecht der Mononobe zugrunde, mit ihm [illegible] Amt. Noch mächtiger wird nun das an der Spitze der Omi stehende [illegible] nicht ohne Erfolg schließlich die Hand selbst nach der kaiserlichen Gewalt [illegible], am Ende aber doch auch seinen Untergang findet durch eine Gegenver[illegible] an deren Spitze der Sohn der herrschenden Kaiserin und das Oberhaupt der Nakatomi [illegible] Priestergeschlechtes, standen (645).

2. Einführung der Schrift und des Buddhismus.

[illegible] wichtigsten Ereignissen der geschichtlichen Uji-Zeit gehören zwei folgenreiche [illegible] auf geistigem Gebiete: die Einführung der Schrift und des Buddhismus.

[illegible] Anfänge der Schriftkunst knüpfen sich an einen im Jahre 405 zum Lehrer des [illegible] berufenen koreanischen Gelehrten namens Wani (Wang-in) aus Peiche, wohin



Prinz Shōtoku (572 - 621) nebst seinen zwei Söhnen
Kakemono (Hängebild) i. Besitz d. Kaiserl. Hauses. Wahrscheinlich Ende des 7. Jahrh. Nach Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Bd. VI, Tōkyō, 1902.

Digitized by Google

auch erst etwa nur ein halbes Jahrhundert früher die Kenntnis der chinesischen Schriftzeichen gedrungen war. Hat auch die natürlich nicht auf den Thronfolger allein beschränkt gebliebene Lehrtätigkeit Wanis den Anstoß gegeben zur Verbreitung der chinesischen Schrift, um die allein es sich dabei handelt, so schließt dies natürlich nicht aus, daß einzelne Japaner auch schon früher, etwa durch Verkehr mit Korea oder China, einige Kenntnis darin erlangt



Gestalten aus der buddhistischen Legende. Aus Fresko (wahrscheinlich 7. Jahrhundert) im Tempel Hōryūji in Nara. Nach Kunstzeitschrift Kokka (1906, Nr. 192).

haben mochten. Den Ausgangspunkt für die wirkliche Verbreitung der Schriftkunst in Japan aber, und damit des Wissens der chinesischen Kulturwelt überhaupt, die auf Jahrhunderte hinaus bald auf allen Gebieten zum maßgebenden Vorbilde für die ganze Entwicklung des japanischen Volkes werden sollte, ist in dem Wirken jenes auch in seiner Heimat sehr geschätzt gewesenen Gelehrten zu suchen. Die japanischen Fumi no Obito oder Oberschriftkundigen, ein sehr angesehenes Uji, rühmten sich Wanis als des Stammvaters ihres Geschlechtes.

Digitized by Google

Große Schwierigkeiten waren übrigens noch lange mit der neuen, vorerst auch nur engen, bevorzugten Kreisen sich erschließenden Kunst verknüpft. In China schrieb man bereits nicht mehr wie im frühen Altertum mit Stiften auf Täfelchen von Holz oder Bambus, und auch die Seide war bereits durch Papier ersetzt, auch der Schreibpinsel erfunden. In Japan aber scheint die Verbreitung des Papiers, an dessen Stelle Stoffe aus Seide oder Hanf in Gebrauch waren, erst durch einen im Jahre 610 vom König von Kokuryō gesandten, vielseitig gelehrten Priester Tam-chhi erfolgt zu sein, an dem nicht nur die Kenntnis der chinesischen Klassiker, sondern u. a. auch die Tüchtigkeit im Herstellen von Papier und Tusche gerühmt wird.



Der Koreaner Kwanroku, erster Sōjō (Oberhaupt der japanischen Buddha-Priester, seit 623). Angeblich zeitgenössische Holzstatue im Tempel Hōryūji zu Nara. Nach Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band III, Tōkyō 1900.

Nächst der Verbreitung der Schrift bildet das wichtigste und folgenreichste Ereignis des alten Japans, weit hinaus über den Rahmen des religiösen und geistigen Lebens allein, zweifellos die Einführung der Lehre Buddhas. Auf ihrem Siegeszuge von den tropischen Gestaden des Indischen Meeres durch das asiatische Festland hindurch bis zum Nordwestrande des Großen Ozeans war sie, nicht ohne mancherlei Wandlungen und Anpassungen erlitten zu haben, im 4. Jahrhundert n. Chr. von China aus auch nach Korea vorgedrungen, und zwar als ein recht verweltlichter, auf äußeren Glanz gerichteter Sprößling des einst allem Irdischen so abgewandten Buddhismus.

Den Anstoß zur Einführung in Japan gibt eine im Jahre 552 hier eingetroffene Gesandtschaft des befreundeten Königs von Pekche, die als Geschenke dem Kaiser Idole, Schriften und sonstige Gegenstände des hochgeschätzten fremden Kultus überbringt. Die neue Lehre, genannt „Butsu-tō", d. h. „der Weg Buddhas", im Gegensatz zu welcher der einheimische, nationale Natur- und Ahnendienst nun den Namen „Shin-tō", d. h. „der Weg der Götter" oder der „Kami" erhält, findet am Hofe eine sehr geteilte Aufnahme; und nicht ohne Kampf und Bürgerkrieg vermag sie in Japan einzuwurzeln, da sie mit dem politischen Streite der beiden um die Vormacht ringenden Adelsparteien verquickt wird. Der Sieg des O-omi aus dem Hause Soga über den O-muraji aus dem Mononobe-Geschlechte (587) bedeutet auch

Digitized by Google

zugleich den Sieg des von den Soga von Anfang an eifrig geförderten Buddhismus, der übrigens, weit entfernt von irgendwelchen Angriffen gegen den nationalen Shintō-Kult, von vornherein sich trefflich der in Japan maßgebenden Verehrung der Kami anzupassen versteht. Neben den schmucklosen heimischen „Miya", den Shintō-Schreinen, beginnen nun zahlreiche stattlichere Tempelbauten des Buddhismus („Tera") sich in Japan zu erheben, angefüllt mit jenen, dem ganzen Bereiche der chinesischen Kultur bis Turkestan hin damals eigenen, gräko-indische Züge tragenden Kunstwerken von der Hand koreanischer Lehrmeister. Das im Nihongi überlieferte Ergebnis einer staatlichen Zählung aus dem Jahre 623 ergibt bereits, ein getreues Bild des raschen Aufschwungs, nicht weniger als 46 Tera, 816 Priester und 569 Nonnen in Japan.

3. Beziehungen zu anderen Völkern.

Immer bedeutsamer entwickelt sich der Verkehr mit den Staaten der Nachbarhalbinsel. Feindliche Zusammenstöße wiegen vor in bezug auf Kokuryō im Nordwesten und auf Silla im Osten, an welches Reich das bisher unter japanischer Oberhoheit stehende Gebiet Mimana im Süden schließlich verloren geht (562). Freundlicher dagegen gestalten sich meistens die Beziehungen zu Pekche. Ihm verdankt Japan nicht allein die Schreibkunst und den Buddhismus, sondern überhaupt die meisten aller der im 5. und 6. Jahrhundert eingeführten Kenntnisse in Gewerben, Künsten und Wissenschaften, die Japan von der Stufe nur kriegerischer, barbarischer Halbkultur allmählich emporheben. Brokatweber, Töpfer, Sattler, Zimmerleute, Metallarbeiter, Maler, Bildhauer, ein Architekt, Musiker, sowie Lehrmeister der chinesischen Klassiker, der Medizin, der Kräuterkunde, des Kalenders und der Astronomie sind es, die das aufstrebende Inselreich in dieser Zeit aus Pekche heranzieht.



Nyoirin Kwannon. Buddhistische Holzskulptur im Tempel Chūgūji zu Nara, 7. Jahrhundert. Nach Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band III, Tōkyō 1900.

Freundlicher Verkehr auch findet statt mit China. Besonders seit dem Beginn des 7. Jahrhunderts, zuerst unter der nur kurzlebigen Sui- und sodann unter der diese bald verdrängenden, glanzvollen Tang-Dynastie, beschränken sich die Japaner nicht mehr auf die koreanischen Lehrmeister allein. Im Anschluß an den freundlichen Austausch diplomatischer Gesandtschaften eröffnen im Jahre 608 acht japanische Jünglinge in China den langen Reigen der von der japanischen Regierung seitdem zu Studienzwecken ins Ausland entsandten Pfadfinder der Wissenschaft. In dieser Zeit erst entsteht auch, unter fremdem Einfluß und mit Beziehung auf das chinesische „Reich der

Digitized by Google

Mitte", der Name „Nihon" (oder „Nippon"), das Land der Aufgehenden Sonne, als staatliche Bezeichnung für die bis dahin eines gemeinsamen Namens entbehrenden Inseln der Kami.

4. Reformversuch Shōtokus.

Die mannigfachen Einflüsse des Auslandes und seine Vorbilder, ferner die Durchbrechung des geltenden Grundsatzes von der blutsverwandtschaftlichen Erblichkeit der Würde und des Berufes durch den einen erblichen Priesterstand nicht kennenden Buddhismus, endlich die zuerst dem Ō-muraji, später dem Ō-omi zufallende Machtrolle, alle diese und andere Ursachen wirken mit, den überlieferten Geschlechterverband der Uji bedenklich zu lockern. Im Jahre 604 versucht ein auf konfuzianischen Weisheitssätzen aufgebauter, wohlwollender Erlaß des zum Thronfolger bestimmten und bereits die Regierungsgeschäfte führenden Prinzen Shōtoku, des begeisterten und kundigen Förderers des Buddhismus und der chinesischen Wissenschaften und Künste, das Staatsleben neu zu regeln und, im schärfsten Widerspruch zu den bestehenden Uji-Einrichtungen, dem Herrscher wie in China uneingeschränkte Macht über alle Volksgenossen und über das ganze Land einzuräumen. Einen tatsächlichen Erfolg aber erzielen die berühmten 17 Artikel des Prinzen Shōtoku zunächst noch nicht; noch vererben sich, genau wie zuvor, Amt und Beruf, und unverändert herrscht der Häuptling über sein Uji. Dennoch bleibt die Kundgebung geschichtlich bedeutungsvoll als ein, wenn auch vorläufig noch mißlungener Vorläufer der etwa ein halbes Jahrhundert später einsetzenden, allerdings nur auf blutigerem Wege erfolgreich werdenden großen Umwälzung.



Kondō (Goldene Halle) des Tempels Hōryūji bei Nara.
7. Jahrhundert n. Chr. Aus: Histoire de l'Art du Japon, Paris 1900.

Digitized by Google



Buddha Amitâbha mit zwei Bodhisatvas. Lackierte und vergoldete Holzstatuen aus dem 9. Jahrhundert im Tempel Seiryôji in Kyôto. Aus Kokka (Heft 148, 1902).

4. Der Beamtenstaat (645—1185).

1. Die Entwicklung vom Geschlechterstaat zum Beamtenstaat (645—701).

Vier Jahrzehnte waren dahingegangen seit dem vergeblich gebliebenen Versuche des Prinzen Shôtoku, den losen Geschlechterverband des japanischen Volkes durch einen wohlgemeinten Erlaß zu einem zentralistisch regierten Staate unter einem mit wirklicher voller Herrschergewalt ausgestatteten Kaiser zu festigen. Zwar hatte das letzte halbe Jahrhundert mit seinem wachsenden und in immer breitere Schichten der Bevölkerung eindringenden Einflusse der festländischen Kultur nicht verfehlt, zersetzend einzuwirken auf die Festigkeit der patriarchalischen Geschlechterverbände im allgemeinen. Andererseits war es dem angesehensten unter ihnen, der gerade den neuen Errungenschaften chinesischer Bildung und der fremden Lehre des glanzreichen Buddhakultus besonders ergebenen, als Ō-omi an der Spitze des Omi-Adels stehenden Soga-Familie, in dieser Zeit gelungen, eine staatliche Machtstellung zu erlangen, die nicht nur alle einst gleichberechtigten Genossen weit überragte, ja bedrohte, sondern auch bereits eine ernste Gefahr bedeuten mochte für das mit ihr allerdings vielfach verschwägerte Herrscherhaus selbst. Stellten doch dessen Häupter, gleichviel ob Kaiserinnen oder Kaiser, schon nicht viel mehr als gefügige Werkzeuge in der Hand der Ō-omi dar.

Zur dauernden Bewahrung einer die Eifersucht so herausfordernden Machtstellung aber hätte es besonderer Mäßigung und patriotisch-staatsmännischer Weitsicht in hohem Maße bedurft. Gerade solche Gaben jedoch läßt das Verhalten besonders des letzten Vertreters jenes Hauses, des jugendlichen, leichtblütigen Iruka, nicht erkennen; er erweist sich als noch herrschsüchtiger und gewalttätiger, aber minder klug als sein Vater, der Ōomi Yemishi, der ihm vertrauensvoll schon die Zügel der Herrschaft überläßt. In dem Sohne des verdienstvollen Prinzen Shôtoku, dessen Ansprüche auf die kaiserliche Würde durch den Einfluß des Ō-omi vereitelt worden waren, erblickt Iruka eine drohende und dauernde Gefahr für die Macht seines Hauses. Zwar vermag er den auch wegen eifriger Betätigung buddhistischer Tugend nach dem väterlichen Vorbilde in hohem Ansehen stehenden Nachkommen Shôtokus keinerlei Vergehen vorzuwerfen. Dies hindert ihn jedoch nicht, schließlich selbst vor Anwendung roher

Gewalt gegen sie nicht zurückzuschrecken. Noch gelingt es dem Prinzen, sich mit den Seinen vor den ihn belagernden Truppen Irukas aus seinem in Flammen aufgehenden Hause ins Gebirge zu retten, wo er jedoch am Ende von seinen Feinden aufgespürt wird. Um einen für ihn vielleicht siegreichen, für das Land aber sicher verheerenden Bürgerkrieg zu ersparen, scheidet er lieber mit allen seinen Angehörigen durch eigene Hand aus dem irdischen Dasein, ein edles Opfer patriotischer, buddhistischer Weltentsagung (Jahr 643).

Schien etwa der ungesühnte Kaisermord, ein halbes Jahrhundert zuvor (592) von einem Soga-O-omi an seinem Neffen Sujun begangen — vielleicht nur ein politischer Akt bloßer Selbstverteidigung — auch fast vergessen oder sogar vergeben, so sollte dagegen diese neue ruchlose Untat der Soga, verübt an der heldenhaft sich aufopfernden ganzen Nachkommenschaft des großen Prinzen Shōtoku, sich alsbald blutig rächen. Sie war es wohl, die den letzten unmittelbaren Anstoß gab zu einer Verschwörung, deren Ziel die gewaltsame Vernichtung des für die anderen Großen des Reiches alle so gefährlich gewordenen O-omi-Hauses bildete. Von vornherein hatte sie um so mehr Aussicht auf Erfolg, als, ganz abgesehen von sittlichen Erwägungen gerechter Schuldvergeltung, in ihren Führern hohes Stammes-Ansehen und -Einfluß gepaart war mit politischer Einsicht und Scharfsinn. War es doch neben dem jugendlichen Thronfolger Prinz Naka no Ohine — an dessen Stelle beim Tode des Vaters, Kaisers Jomei, die kaiserliche Würde seine Mutter Kōgyoku, auch nur ein Werkzeug des O-omi, erlangt hatte — kein Geringerer als Kamatari (oder Kamako), das Oberhaupt des angesehensten Shintōpriester-Geschlechtes der Nakatomi, der nebst einem Mitgliede aus einem Zweighause der Soga an der Spitze der Verschwörung stand.

Vergeblich ist jetzt der späte Unwille des um die mühevoll von ihm und seinen Vätern aufgebaute Macht des Soga-Hauses nun ernstlich besorgten alten Ō-omi Yemishi über diese verhängnisvolle Untat seines unbedachten Sohnes. Bei einem feierlichen Empfange der koreanischen Gesandten durch die Kaiserin wird während der Verlesung der Botschaft auf ein gegebenes Zeichen Iruka, den man durch eine List vorher bewogen hat, sein Schwert abzulegen, durch die Verschworenen meuchlings angefallen. Aus mehreren Wunden blutend, rollt er auf den nahen Sitz der Kaiserin zu, beteuert seine Unschuld und fordert Aufklärung. Die erschrockene Fürstin wendet sich an den Prinzen Naka no Ohine, der seiner Mutter erklärt, Iruka wolle die Herrschaft umstürzen und die kaiserliche Linie vernichten. Entsetzt zieht sich die Kaiserin zurück, während Iruka vollends niedergemetzelt wird. In dem nun beginnenden Kampfe der prinzlichen Partei gegen den Ō-omi Yemishi fallen dessen Truppen, seinen sicheren Untergang voraussehend, von ihm ab. In seinem befestigten Hause, das er mit all seinen Schätzen in Brand setzt, findet er seinen Tod. Die Kaiserin dankt ab zugunsten eines jüngeren Bruders Kōtoku; zum Thronfolger wird aufs neue ihr an der Spitze der Verschwörung stehender Sohn ernannt; das folgenschwere Amt des Ō-omi hört auf zu bestehen (645).

Mit dem dramatischen Untergange der so plötzlich ihrer Macht wie ihres Daseins beraubten Familie des Ō-omi wurde aber nicht nur dieses Amt für immer beseitigt, sondern der gelockerte ganze Bau des Geschlechterstaates ging zugleich aus den letzten Fugen. Bitter genug hatten ja die Verschwörer erkannt, daß künftig dem staatlichen Emporsteigen irgendeiner der großen Familien weit über die anderen hinaus vorgebeugt werden müsse, sollte es nicht immer aufs neue zu solchen blutigen Zwischenfällen kommen. Wo sonst aber konnten gerade diese beiden, den neuen Kaiser beherrschenden Führer der Verschwörung, die in gemeinsamen Studien sich eingehend mit der chinesischen Kultur befaßt hatten, das Vorbild zur Besserung erblicken als in dem uralten, allerdings so ganz anders gearteten und entwickelten, festländischen Nachbarreiche der Mitte, das gerade damals in der noch jugendlichen Tang-Dynastie den berühmten chinesischen „Beamtenstaat" zur höchsten Blüte erhoben hatte, einem Muster der Staatskunst, ehrfurchtsvoll bewundert und nachgestrebt von allen Nachbarvölkern.

Auf dem Wege einer Reihe kaiserlicher Erlasse vollzieht sich nun eine gewaltige, tief in alle Verhältnisse des Lebens sämtlicher und besonders der einflußreichsten Gesellschaftsklassen einschneidende Umwälzung. Diese Revolution von oben, ein hochbedeutsamer Wendepunkt in der Geschichte des Inselreiches, sicher von nicht geringerer Tragweite als zwölf Jahrhunderte

Digitized by Google

später die nationale Wiedergeburt unter dem jetzigen Kaiser, wird bezeichnet als die „Taikwa-Reform". Sie führt diesen treffenden Namen „Taikwa", d. i. „große Veränderung", nach dem ersten der damals nach chinesischem Vorbilde eingeführten „Nengō", jener Jahresbezeichnungen von nicht feststehender Dauer, deren Einsetzung in Ostasien noch heute als ein äußeres Zeichen staatlicher Souveränität gilt. Stammen auch die wesentlichsten der in dem nur wenige Menschenalter später verfaßten Nihongi überlieferten, bisweilen ziemlich umfangreichen Verordnungen aus den dem Nengō Taikwa entsprechenden Jahren 645—649, so schließen doch die Neuerungen und ihre Durchführung natürlich hiermit noch keineswegs ab, sondern erstrecken sich noch mindestens auf das ganze nächste halbe Jahrhundert, das daher im weiteren Sinne als die Taikwa-Zeit auch bezeichnet zu werden pflegt.

Abgesehen von der, wenn auch nicht theoretisch, so doch tatsächlich fast ein regentenartiges Amt einschließenden Stellung des Thronfolgers wurden zunächst drei höchste Regierungsämter geschaffen: der Udaijin, der Sadaijin und der Naijin. Diese Titel pflegen, entsprechend ihrer Rangreihenfolge, als Kanzler zur Rechten, zur Linken und des Inneren übersetzt zu werden. Die Bezeichnung des letzteren Amtes, das zuerst der besonnene Ratgeber der Verschwörung Kamatari bekleidete, wurde nach dessen Tode (669) geändert in Daijōdaijin, das etwa so viel wie Großkanzler bedeutet. Die Ämter des Daijōdaijin, des Sadaijin und des Udaijin, die als die „Sanko", d. i. die drei Kanzler, zusammengefaßt zu werden pflegen, haben fortbestanden, wenn auch schließlich nur als bloße Würdentitel, bis zur Neugestaltung Japans unter dem jetzigen Kaiser. Sie waren die höchsten Würdenträger und die dem Herrscher am nächsten stehenden Ratgeber, deren Einfluß die Leitung der Regierung überhaupt und alle einzelnen Gebiete umfaßte, ohne daß jeder von ihnen etwa einen bestimmten Zweig der Staatsgeschäfte unter sich gehabt hätte.

Etwas später als die drei Kanzler wurde noch eine unmittelbar im Range unter ihnen stehende Gruppe von ebenfalls drei Räten eingesetzt, die Nagon, unterschieden in Dainagon, Chūnagon und Shōnagon (Großer, Mittlerer und Kleiner Rat). Ihre Befugnisse bestanden in der Unterstützung der drei Kanzler, mit denen zusammen sie das Daijōkwan bildeten, den Staatsrat, dessen Stellen jedoch nicht immer voll besetzt waren.

Zur Erledigung der eigentlichen Regierungsarbeiten aber wurden die Shō genannten acht Behörden ins Leben gerufen, deren Bedeutung der Begriff Fachministerium nahekommt. Mit dem Vorbilde der chinesischen Tang-Dynastie stimmen sie nur zum Teil überein. Wie auch in China aber sind die Befugnisse der einzelnen Shō, in deren Deutung die besten Quellen manche erstaunliche Abweichungen und Widersprüche aufweisen, nicht gerade scharf und methodisch voneinander abgegrenzt. Die Verteilung der wesentlichsten Aufgaben auf die 8 Shō kann kurz etwa wie folgt gekennzeichnet werden: 1. Nakatsukasa: Zentralverwaltung und Aufsicht über die anderen Shō; 2. Shōikibu-sh: Inneres, auch Unterrichtswesen; 3. Jibu-shō: Riten und Kultus; 4. Mimbu-shō: Bevölkerungspolitik, Landverteilung; 5. Hyōbu-shō: Heerwesen; 6. Gyōbu-shō: Justiz; 7. Okura-shō: Finanzen, sowie Gewerbe, Handel und Verkehr; 8. Kunai-shō: Kaiserliches Haus. Jedes Shō hatte eine allgemeine Abteilung, bestehend aus dem Minister (Kyo), einem ersten (Tayu) und einem zweiten Vizeminister (Shoyu), sowie drei bis acht Sekretären nebst Subalternbeamten. Die gleichzeitig mit den 8 Shō anbefohlenen 100 „Kwan" stellen natürlich nicht eine bestimmte Anzahl, sondern nur die Vielheit der bei den einzelnen Shō in verschiedener Anzahl und Gliederung vorhandenen Unterabteilungen dar.

Ferner gab es noch eine selbständige Behörde geistlicher Art: „Jingikwan", das Götteramt, dem alle Angelegenheiten des Shintō-Kultus unterstellt waren, im Gegensatz zu der fremden Lehre, dem Buddhismus, der dem Jibu-shō unterstand. Es pflegt dem anderen Kwan, dem Staatsrate „Daijōkwan", an die Seite gestellt zu werden, und zwar habe es angeblich im Range noch über diesem gestanden. Diese wohl erst in späterer Zeit im Zusammenhange mit dem Erwachen national-shintōistischer Bestrebungen aufgekommene Auffassung entspricht aber kaum den wirklichen Tatsachen. Denn die Mitglieder des Daijōkwan waren es, die tatsächlich die Geschäfte des Reiches leiteten und die höchsten Würden bekleideten, nicht aber die des Jingikwan. Es bildete übrigens nicht eine Einrichtung der Taikwa-Reform, sondern

Digitized by Google

bestand schon zuvor. Gerade für diese mit der Verehrung des angestammten Kaiserhauses und seiner Ahnengottheiten aufs engste verknüpfte Behörde konnten ja auch natürlich die neuen Staatseinrichtungen Chinas, das bereits so zahlreiche Dynastiewechsel erlitten hatte, kein Vorbild abgeben.

Bei Einrichtung oder Erneuerung der bisher höchstens in bescheidenen Anfängen erst vorhandenen Provinzialverwaltung war der leitende Gedanke, an Stelle der ziemlich eigenmächtigen und schwer zu beaufsichtigenden Kuni no Miyakko und Uji-Oberhäupter eine von der Zentralregierung geleitete, in ihren Befugnissen ziemlich beschränkte, abhängige Beamtenschaft in allen Gebietsteilen des Reiches einzusetzen, die dem Shikibu unterstellt wurde. Im wesentlichen mußte natürlich den bisher an der Spitze der Geschlechtergruppen stehenden Persönlichkeiten, da ja geeignetes Material sonst noch kaum vorhanden, zunächst die Leitung der neuen Beamtenkörper, wenn auch unter neuen Titeln, übertragen werden. So erklärt sich auch, daß so einschneidende Neuerungen kaum auf ernsten Widerstand stießen.

An der Spitze der Provinzen („Kuni" oder „Koku") standen Gouverneure, für die später der Name „Kokushu" üblich wurde; der zweithöchste Beamte hieß „Suke" (=Vize). Ihm reihten sich an eine Reihe von Verwaltungsbeamten (Matsurigoto-bito oder Hangwan), sowie die „Fumibito", die Männer des Pinsels oder Schreibkundigen, eine Art Untersekretäre. Ähnlich waren die Beamtenstufen gegliedert bei den „Kōri", den Kreisen, in die eine Provinz eingeteilt war.

Ein für Verwaltung und Finanzen bedeutsamer Unterschied wurde nach chinesischem Vorbilde gemacht zwischen den „Kinai-" oder „Inneren Provinzen" (Yamashiro, Yamato, Kawachi, Izumi und Settsu), dem rings um die Hauptstadt gelegenen Gebiete, und sämtlichen anderen als die „Äußeren Provinzen" zusammengefaßten Landesteilen. Ferner wurde übernommen die 627 in China eingeführte Einteilung in „Dō" (chinesisch Tao) genannte Hauptgruppen, die eine nach Anzahl und Umfang ungleiche Reihe von Nachbarprovinzen umfaßten, wirkliche Verwaltungseinheiten wie diese aber nicht bildeten; neben dem Kinai wurden 7 Dō unterschieden (mit Yezo später 8, vgl. das Deckblatt zur Karte: „Die Provinzen Japans").

Wohl auf keinem Gebiete der Verwaltung mußte der Übergang vom Geschlechter- zum Beamtenstaate größere Umwälzungen hervorrufen als bei Regelung der Staatseinnahmen und der hierzu erforderlichen Belastung der Bevölkerung. Im innigsten Zusammenhange hiermit aber steht die neu eingeführte amtliche Verteilung des fruchtbaren Grund und Bodens, aus dessen Erträgnissen ja im wesentlichen die Kosten der öffentlichen Verwaltung nun zu decken waren.

War im Geschlechterstaate Grund und Boden nebst den ihn bebauenden Unfreien erbliches Eigentum der einzelnen Uji gewesen, so stellten die Erlasse der Taikwa-Reform, wenigstens theoretisch, ein allgemeines kaiserliches Besitzrecht auf. Freilich ließen sich die einzelnen Bestimmungen kaum alle und sogleich durchführen. Hätte es sich doch, da Haushalt von Herrscher und Staat ja noch zusammenfielen, schließlich dabei um nichts weniger als um Verstaatlichung der im wesentlichen doch nur erst aus Grundbesitz und Arbeitskraft bestehenden, gesamten Produktionsmittel gehandelt.

Erleichternd für die Lösung der schwierigen Aufgabe fiel ins Gewicht, daß ja von vornherein die neue Zentralregierung verfügte über den Grundbesitz und die Gefolgsleute des kaiserlichen Hauses, die seit den letzten Jahrhunderten des Geschlechterstaates durch zielbewußte Vermehrung der „Miyake" und der „Be" (s. S. 576) wie durch Erweiterung der Grenzmarken im Norden und Osten beträchtlich verstärkt waren und vorerst wahrscheinlich reichlich für die Zwecke der allgemeinen Landverteilung genügten. Ein Erlaß von 646 befiehlt ausdrücklich Aufstellung eines Zensus der Bevölkerung („Koseki" oder Hauslisten), eines Zensus für Besteuerung und eines Systems der Verteilung und Neuverleihung von Landlosen („Handen"-System). Da aus dem Jahre 652 das Nihongi berichtet, die Verteilung der Reisfelder sei vollendet, so war in diesem Jahre vermutlich die als das „Handen"-System bekannte Maßregel zum ersten Male durchgeführt. Die Einteilung der Felder erfolgte nicht wie bei uns nach einem quadratischen, sondern wie in China nach einem ein längliches Rechteck bildenden Flächenmaße; dieses japanische „Kida" oder „Tan" betrug damals etwa 810 Quadratmeter.

Digitized by Google

Altjapanische Hausstandsregister

Erläuterung und Uebersetzung zur Abbildung auf Seite 593 von S. Miura und A. Wedemeyer

Mit der Umgestaltung der Verfassung nach chinesischem Muster, der Taikwareform, wurde (646) auch die Eintragung der Bevölkerung in Hausstandsregister (ko-seki oder he-fumuda) in Japan eingeführt. Aus den die Taikwareformen kodifizierenden Taihōgesetzen (701), genauer aus ihrer Neuredaktion von 718 ff, kennen wir die Vorschriften für die Anlegung der Register. Die Behörden der um 701 etwa 61 Provinzen und der 2 hauptstädtischen Regionen hatten jedes 6. Jahr in der 1. Dekade des 11. Monats mit der Herstellung der Register zu beginnen. Die einzelnen Hausstände (ko) wurden in der aus dem hier gegebenen Beispiel ersichtlichen Weise registriert. Auf jede Provinz mochten durchschnittlich 3000—4000 Hausstände mit etwa 80000 Bewohnern kommen. Die Provinzstatthalter (koku-shu), denen 4—8 Beamte zur Seite standen, mußten sich durch Augenschein davon überzeugen, wer in die Klassen der „Erwachsenen“, „Alten“, „Siechen“ usw. zu rangieren war. Die Register jeder Gemeinde (ri oder sato) wurden zu einer Rolle zusammengefaßt, jede Rolle wurde in 3 Exemplaren ausgefertigt: eins blieb bei der Provinzbehörde, die beiden anderen waren bis zum 30. Tage des 5. Monats an das Oberste Regierungsamt (Daijōkwan, oft „Staatsrat“ übersetzt) einzuliefern. Dort wurden sie mit den um 6 Jahre früher hergestellten Registern verglichen; auffallende Diskrepanzen gaben zu schriftlichen Anfragen bei den Provinzbehörden und nötigenfalls Berichtigungen Anlaß. Endlich wurde die eine Ausfertigung an das Zentralamtsministerium (Nakatsukasa-shō), die andere an das Ministerium für Bevölkerungswesen (Mimbu-shō) überwiesen und sie dienten nun zur Kontrolle der alljährlich von den Provinzen einzureichenden Zähltabellen (kei-chō oder kaze no fumuda), die nach ähnlichem Schema im 7. und 8. Monat unter Berücksichtigung eingetretener Veränderungen anzulegen waren, und nach denen Steuern und Dienste verteilt wurden. Die Rollen der 5 letzten Registrierungen wurden aufbewahrt, die älteren jeweils vernichtet; nur die Register des Jahres 670 sollten dauernd aufbewahrt werden. Diese waren in der Tat 811 noch vorhanden, 839 aber besaßen die beiden Ministerien ihre Ausfertigungen offenbar nicht mehr, denn es wurde den Provinzen anbefohlen, Kopien der Register von 670 an das Zentralamtsministerium zu liefern. Ob das geschah, ist unbekannt. Heute sind die ältesten Register ganz verloren, von den späteren sind nur geringe zufällige Reste auf uns gekommen. Doch machen diese es außerordentlich wahrscheinlich, daß die Registrierungen tatsächlich im ganzen Reich und nicht nur in den dem Sitz der Kaisermacht am nächsten gelegenen Binnenprovinzen stattfanden. Auch die Termine sind wenigstens im 8. Jahrhundert meistens eingehalten worden; die alten offiziellen Reichsannalen erwähnen die Herstellung von Hausstandsregistern in den Jahren 646, 652, 670, 685, 702, 708, 714, 721, 726, 732, 738, 744, 750, 758, 764, 770, 776, 782, 788, gewiß ein Beweis für die durchgreifende Energie der kaiserlichen Verwaltung in dieser Zeit. Für die Folge fehlen alle Nachrichten über etwaige Registrierungen.

Auf dem hier abgebildeten Blatt aus dem Jahre 702 n. Chr. ist ein Hausstand der Provinz Chikuzen, auf Kyūshū, registriert. Er ist ein Beispiel der damals in Japan herrschenden Hausgemeinschaft, die außer dem als Hausherr (ko-shu oder he-nushi) bezeichneten Familienältesten (ka-chō), dem Eigentümer des Familienvermögens, und seinen unmittelbaren Angehörigen auch weitere Verwandte mit ihrem Anhang umschloß, so in unserem Fall die Mutter des Familienvorstandes und seinen Vetter mit einer Frau und sieben Nachkommen. Die Familie gehört dem geschlechtermäßigen Verbande der Urabe, einer erblichen Wahrsagerkorporation, an, aus dem auch die Gattin des Hausherrn stammt, während sein Vater und sein Vetter Frauen aus anderen Geschlechtern gefreit hatten. Der Hausherr und sein Vetter haben sich jeder mit ihrer „Gattin“ (sai oder tsuma) begnügt, daher sehen wir neben dem „Echtsohn“ (teki-shi) jedes Vaters, seinem präsumiven Erben, nur weitere „echte jüngere Brüder“, nämlich des Echtsohnes, (teki-tei) und „echte Töchter“ (teki-jo), während Kinder von „Beifrauen“ (shō) als „mehrere Kinder“ (sho-shi) bezeichnet worden wären. Die Töchter des Hauses haben keine Kinder von auswärtigen Gatten oder Liebhabern; Hörige (ke-nin „Hausleute“) und Sklaven (nu-hi) fehlen im Haushalt.

Jede einzelne Person (kō „Mund“) ist für Zwecke der Besteuerung und Statistik in bestimmter Weise charakterisiert. Den in ihrer jetzigen Fassung vielleicht etwas später entstandenen Vorschriften der Taihōgesetze zufolge hießen die einzelnen Personen nach dem Alter „gelb“ (hier „grün“) bis zu 3 Jahren, „klein“ bis zu 16, „mittel“ (hier „gering“) bis zu 20, „erwachsen“ (chō) bis zu 60, „alt“ bis zu 65, und „greis“ in höheren Jahren; die „Alten“ und gewisse Klassen von „Siechen“ gelten als „mindere Erwachsene“ (ji-chō; die Bedeutung von „minderes Weib“ im vorliegenden Beispiel ist unklar); jeder dritte Mann im Alter von 21 bis 65, außer Rangträgern, Unfreien usw., war zu Militärübungen und Kriegsdienst verpflichtet und wurde als „Soldat“ (hei-shi) bezeichnet, ein in unserem Dokument nicht vertretener Fall.

Hinsichtlich der Leistung von Frondiensten (yaku oder eki) und Lieferung von Rohprodukten und gewerblichen Erzeugnissen (chō) an die Regierung galten nur solche Hausstände als „besteuerbare Hausstände“ (kwa-ko), in denen „besteuerbare Münder“ (kwa-kō) sich befanden, d. h. freie Männer (außer den Soldaten) von 17 bis 65 Jahren bis zum 9. Hofrang einschließlich aufwärts, — und zwar wurden bei Bemessung der dem Hause aufzulegenden Verpflichtungen 2 „mindere“ oder 4 „geringe“ (später „mittlere“) Männer gleich einem „ordentlichen Erwachsenen“ (sei-chō), einem Manne von 21 bis 60, gerechnet. Alle anderen Personen, z. B. Männer höheren Ranges, Soldaten, alle Frauen, Unfreie usw. galten als „nicht besteuerbar“ (fu-kwa).

Bei der von den Provinzbehörden jedesmal im Anschluß an die Herstellung der Hausstandregister vorzunehmenden Reisfelder-Verteilung (han-den) wurden nur „Münder“ im Alter von 6 Jahren und darüber berücksichtigt, und zwar sollten normalerweise auf die freie männliche Person je 2 Tan (= ca. 1620 qm), auf die freie weibliche Person $1^1/_3$ Tan als „Mundanteilfeld“ (ku-bun-den) kommen; Unfreien kam weniger zu. Doch durften diese Maße modifiziert werden, und so sind in unserem Fall als Gesamtanteil des Hauses nicht $22^2/_3$ Tan, sondern nur 2 Chō 2 Tan 60 Ho (= $22^1/_6$ Tan) angegeben, während man in anderen Hausregistern nicht selten über das Normale hinausgehende Feldanteile findet. Uebrigens war von allen „Mundanteilfeldern“ ein Grundzins (chi-so) oder Feldzins (den-so) in Reis an die Regierung zu zahlen und es trat nicht etwa Abgabenfreiheit für weibliche usw. Anteile ein. —

Der, im Original in roter Farbe, zwölfmal auf das Dokument gesetzte Stempel dient gleichermaßen zur Beglaubigung wie zum Schutz der darunter befindlichen Schrift gegen unberechtigte Veränderung.

Digitized by Google

Uebersetzung

Hausstandsregister des Kreises Shima der Provinz Chikuzen. Gemeinde Kawabe. — Taihō 2. Jahr (702).

Hausherr Urabe no Nomoso 49 Jahre alt	Ordentlicher Erwachsener	Besteuerbarer Hausstand
Mutter Kuzunobe no Ishime 74 Jahre alt	Greises Weib	
Gattin Urabe no Hosazume 47 Jahre alt	Erwachsene Gattin	
Sohn Urabe no Kuromaro 13 Jahre alt	Geringer Erwachsener	Echtsohn
Sohn Urabe no Wakashi 6 Jahre alt	Kleiner Bursche	Echter jüngerer Bruder
Tochter Urabe no Kagorame 16 Jahre alt	Kleines Weib	
Tochter Urabe no Okagorame 13 Jahre alt	Kleines Weib	Diese beiden echte Töchter
Jüngerer Vatersbrudersohn Urabe no Katana 46 Jahre alt	Ordentlicher Erwachsener	
Gattin Nakatomibe no Hitameme 37 Jahre alt	Erwachsene Gattin	
Sohn Urabe no Kuro 17 Jahre alt	Geringer Erwachsener	Echtsohn
Sohn Urabe no Akai 16 Jahre alt	Kleiner Bursche	
Sohn Urabe no Okoshi 2 Jahre alt	Grüner Knabe	Diese beiden echte jüngere Brüder
Tochter Urabe no Hisazume 18 Jahre alt	Minderes Weib	
Tochter Urabe no Akame 13 Jahre alt	Kleines Weib	
Tochter Urabe no Hitsujime 9 Jahre alt	Kleines Weib	
Tochter Urabe no Marome 1 Jahr alt	Grünes Weib	Diese vier echte Töchter

Zusammen 16 Münder	12 Münder nicht besteuerbar	2 Münder	Kleine Burschen
		1 Mund	Grüner Knabe
		2 Münder	Erwachsene Weiber
		1 Mund	Minderes Weib
		4 Münder	Kleine Weiber
		1 Mund	Grünes Weib
		1 Mund	Greises Weib
	4 Münder besteuerbar	2 Münder	Ordentliche Erwachsene
		2 Münder	Geringe Erwachsene

Erhalten Feld: 2 Chō 2 Tan 60 Ho

(Zwölfmal gestempelt:) „Stempel der Provinz Chikuzen".

Digitized by Google

Wieviel solcher Felder jeder erhielt, besagt aber das Nihongi leider nicht. Später bekam jede männliche Person über 5 Jahre einen „Kubunden", d. h. Kopfanteil, genannten Anteil von zwei Tan, jede weibliche von $1^1/_3$ Tan. Die anfangs wohl noch etwas unregelmäßige Neuverteilung erfolgte später in sechsjährigen Abständen. Bemerkenswert erscheint, daß nicht das „Ko" oder Haus, die bei der ganzen neuen Staatseinrichtung sonst zugrunde liegende kleinste Familieneinheit, Empfänger des Kubunden war, sondern die allerdings durch das Oberhaupt des Hauses vertretenen, einzelnen Personen, eine mit dem chinesischen Vorbilde sowie mit der Besteuerungsveranlagung zusammenhängende Maßregel, bei der einmal ausnahmsweise das Individuum im Gegensatze zur Familie das Rechtssubjekt bildet.

Ein Blatt aus den Hausstands-Registern „Koseki" vom Jahre 702. Original im Kaiserlichen Schatzhaus „Shôsôin" zu Nara. Aus Dai Nihon Komonjo (Dokumente des japanischen Reiches) Band 1, Tokyo 1901. (Erläuterung und Übersetzung auf nebenstehendem Deckblatt.)

Neben dem „Handen"-Systeme der gleichmäßigen Landverteilung und im Gegensatz dazu stehen einige andere, Bevorzugungen bildende Formen von Landbesitz, wie das „Verdienstland" oder „Kôden", das auf Grund besonderer Verdienste, sei es für immer oder nur für drei oder weniger Generationen, vom Kaiser verliehen wurde, ferner das an Beamte für die Dauer ihrer Dienstzeit gewährte „Shikibun-den" (oder „Shokubun-den') und das Prinzen und Beamten auf Grund ihres Ranges und in Zahl je nach dessen Stufe eingeräumte „I-den".

Die steuerliche Belastung beschränkte sich, entsprechend der damaligen Stufe noch reiner Naturalwirtschaft, einmal auf Rohprodukte und gewerbliche Erzeugnisse und sodann auf Arbeitskräfte, d. h. Fronden („Yô"). Die erste Gruppe zerfällt in zwei Abteilungen, und zwar „So", d. i. die vom Ertrage der Reisfelder, des weitaus wichtigsten Zweiges der ganzen Volkswirtschaft überhaupt, in natura zu liefernde Reissteuer, und sodann in „Chô", das sind Abgaben in

Digitized by Google

Naturalien und Erzeugnissen verschiedener Art. Die Reissteuer dürfte meistens zwischen etwa 3 und $3^1/_2$ % vom Ertrage ausgemacht haben.

Für die aus gemischten Abgaben bestehende Steuer „Chō“ kamen als Objekt der Belastung dreierlei Gruppen in Betracht: 1. das bei der Landverteilung erhaltene Reisland; 2. die wirtschaftlichen kleinsten Einheiten der Familien oder Häuser „Ko“; 3. die einzelnen Persönlichkeiten. Für das Reisland waren, je nach den sonstigen Erzeugnissen des betreffenden Gebietes, gewisse Mengen von roher oder gewebter Seide und anderen, geringeren Stoffen zu entrichten. Auf dem „Ko“ lastete eine ganze Reihe verschiedener „Chō“, wie Stoffe und einige abweichend gedeutete Nebenartikel, wahrscheinlich Salz und andere Nahrungsmittel umfassend, ferner Pferde, sowie für je 100 Ko der Unterhalt einer „Uneme“ nebst ihrer Bedienung; es waren dies die weiblichen Angestellten im kaiserlichen Haushalte. Die von dem einzelnen Individuum zu leistende dritte Gruppe der Chō bestand in Waffen und sonstigen Geräten für das Heerwesen.

Was nun schließlich die Fronden „Yō“ anbetrifft, so wurde 646 bestimmt, daß je 50 Ko einen Mann nebst dessen Unterhalt zu stellen hatten, eine Last, die durch eine bestimmte Menge Stoff und Reis abgelöst werden konnte.

Eine Art allgemeine Wehrpflicht, wie sie gleichfalls in China unter der Tang-Dynastie bestand, wurde auch eingeführt. Nach einem Erlaß von 689 hatte ein Viertel der männlichen tauglichen Bevölkerung Heeresdienst zu leisten; doch erfolgte vermutlich die Aushebung nicht regelmäßig, sondern nur je nach Bedarf an Truppen.

Erstaunlich wäre es gewesen, hätten sich alle diese in das staatliche wie in das private Leben tief eingreifenden Wandlungen immer ganz glatt und ohne Widerstand vollzogen. In der Tat wurde der öffentliche Friede durch eine ganze Anzahl von allerdings meist leicht unterdrückten Empörungen immer aufs neue gestört. Die Thronfolge, die auf Ernennung eines Kronprinzen bei Lebzeiten des regierenden Kaisers beruhte, war, wie in China, bei den Taikwa-Reformen ungeregelt geblieben. Galt es also bei diesen Aufständen, bei denen kaiserliche Prinzen an der Spitze standen, in erster Linie um den persönlichen Wettstreit von Gliedern des Herrscherhauses um die kaiserliche Würde, so liegt es doch auf der Hand, daß die Empörer auf den für ihr Vorhaben unbedingt nötigen Anhang nur unter den verstimmten Gegnern jener Umwälzung von oben rechnen konnten und daher in den häufigen Thronwirren zugleich auch der Unwille einzelner Kreise über all die Neuerungen zu einem Ausdruck gelangt. In einem Falle gestaltete sich der Wettstreit um die kaiserliche Würde zu einem wirklichen ernsten Thronfolgekriege, bei dem nach den im Nihongi wohl etwas übertriebenen Ziffern auf beiden Seiten mehrere Zehntausende von Kämpfern einander gegenüberstanden (Jahr 673 Sieg Temmus über Kōbun).

Fragen wir nach den maßgebenden Persönlichkeiten und treibenden Kräften jenes großen Übergangszeitalters, so spielt jedenfalls Kōtoku, der erste Taikwa-Kaiser (645—655), bei all den Erlassen, die mit ihren tief einschneidenden Neuerungen und Fortschritten gerade das Jahrzehnt seiner Herrschaft zu einem der wichtigsten Merksteine in der ganzen japanischen Geschichte stempeln, doch nur eine recht bescheidene und eher passive als aktive Nebenrolle an der Seite des von rücksichtslosem Unternehmungsgeiste beseelten Kronprinzen. Wider Erwarten greift dieser bei Kōtokus Tode noch nicht nach der kaiserlichen Würde selbst, sondern bekleidet hiermit die seit ihrer Abdankung im Jahre 645 völlig in den politischen Hintergrund gedrängte, vorhergehende Kaiserin Saimei (früher Kōgyoku), seine Mutter, die aber nur ein Werkzeug des tatsächlich herrschenden kronprinzlichen Sohnes bildet. Erst bei ihrem Tode (661) geht die Regierung endlich auch formell auf den langjährigen Thronfolger und bisher schon eigentlichen Leiter derselben über, dessen hervorragende Persönlichkeit in der japanischen Geschichte unter dem posthumen Kaisernamen „Tenji“ fortlebt. Nach nur einem Jahrzehnt eigener Herrschaft schon ruft der Tod den Kaiser ab von seiner überaus erfolgreichen und folgenschweren, obwohl an Jahren nur kurzen Laufbahn. Erst 46 Jahre zählte er, und doch, welche einschneidenden Wandlungen bedeutet diese kurze Spanne Zeit für sein aufstrebendes Reich! Sein Name ist für immer unauflöslich verknüpft mit all jenen Fortschritten, die als die Taikwa-Reform zusammengefaßt zu werden pflegen und die Grundlage bilden für den schnellen Übergang Japans aus einer

Digitized by Google

Art vorwiegend kriegerischer Halbkultur zu einer ziemlich hohen Stufe der Zivilisation. Als bedenkliche Flecken auf dem Charakterbilde des großen Realpolitikers stellen sich freilich die mit der rücksichtslosen Unterdrückung der verschiedenen Empörungen verknüpften dunklen Machenschaften zur Wegräumung etwaiger Nebenbuhler dar.

Nur um zwei Jahre hatte Tenji seinen kaum fünfzigjährig dahingeschiedenen (660) großen Kanzler Kamatari überlebt, nächst ihm selbst wohl die um die ganze Taikwa-Bewegung am meisten verdiente Persönlichkeit. Für die reizvolle Aufgabe, Art und Maß seines persönlichen Wirkens auf den verschiedenen Gebieten all der Neuerungen zu beleuchten, fehlt es leider in den Quellen an den erforderlichen tatsächlichen Unterlagen. Nirgends leider tritt dabei in greifbarer Gestalt hervor, welche Rolle er persönlich spielte beim Entwerfen und Durchführen der neuen Einrichtungen, die während der nicht weniger als ein Vierteljahrhundertumspannenden Dauer seiner Kanzlertätigkeit ins Leben gerufen wurden. Völlig dunkel bleibt auch, ob bei dem gegenseitigen Verhältnis zwischen dem rücksichtslosen Reformprinzen, einem bei Beginn der Taikwa-Ära übrigens erst zwanzigjährigen Jüngling, und dem zwar auch nur kaum zehn Jahre älteren, aber an Besonnenheit und Erfahrung gewiß schon reicheren Oberhaupte der Nakatomi der überwiegende Einfluß auf der einen oder der anderen Seite zu suchen ist. Viele und höchste Ehrenerweisungen wurden dem Kanzler von seinem Herrscher zuteil. Von bleibender Bedeutung wurde eine davon, obwohl eigentlich nur formeller Art, die Verleihung des erblichen Familiennamens „Fujiwara", d. i. Glyzinienfeld, nach seinem Wohnort. Denn in der Geschichte Japans lebt er fort, ganz abgesehen von seinen eigenen staatsmännischen Leistungen, als der Begründer jenes mächtigen, mit dem Kaiserhause beständig aufs neue verschwägerten und es bald bevormundenden Geschlechtes der Fujiwara, das bestimmt war, in seinen verschiedenen Verzweigungen im Laufe der nächsten Jahrhunderte dem Reiche eine fast unübersehbare Reihe verdienstvoller Staatsmänner, Geschichtschreiber, sowie anderer Gelehrter und Künstler, den Kaisern aber bis hinein in die Neuzeit die Gattinnen zu liefern.



Kamatari (614—669), Begründer des Fujiwara-Geschlechts, mit seinen zwei Söhnen. Seidenmalerei aus dem 14. Jahrh. Im Besitze des Herrn Katano Satohira in Tôkyô. Nach Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band XVII, Tôkyô 1907.

In der für die weitere Entwicklung Japans so bedeutsamen Geschichte des 7. Jahrhunderts ragt neben Tenji die Figur seines durch Besonnenheit und weiten Blick ausgezeichneten Bruders und Nachfolgers Temmu (673—686) glänzend hervor. Seine segensreiche Regierung bildet eine Fortsetzung und Befestigung der von Tenji angebahnten und eingeführten Fortschritte,

Digitized by Google

die er in zahlreichen Erlassen, gerade wie in den Taikwa-Jahren, auf immer weitere Gebiete auszudehnen vermag. In den gleichen, für die Zukunft nun gesicherten Geleisen bewegt sich die Herrschaft seiner Witwe und Nachfolgerin, der Kaiserin Jitō (687—697, gest. 703). Als sie abdankt zugunsten ihres Neffen Mommu, vollzieht sich diesmal der Thronwechsel ohne Störung des öffentlichen Friedens, obwohl es die ungeübten Hände eines erst 14jährigen Knabens sind, in die nun die Zügel der kaiserlichen Gewalt gleiten.

2. Blütezeit des Beamtenstaates (701—794).

Unter dem jugendlichen Kaiser Mommu war eine führende Ministerrolle seinem Schwiegervater Fujiwara Fubito beschieden, dem jüngeren der beiden Söhne des großen Kanzlers Kamatari. Während der Herrschaft der beiden Nachfolgerinnen des schon 707 hinscheidenden Mommu stieg noch sein Einfluß; er starb als Kanzler (Udaijin) 720. Mit seinen vier Söhnen beginnt das Übergewicht des erblichen politischen Einflusses jenes an begabten, verdienstvollen Gliedern so reichen, fast eine Art kaiserlicher Nebenlinie bildenden Geschlechtes der Fujiwara.

Eng verknüpft mit dem Namen Fubitos ist die berühmte Gesetzgebung, die unter seiner Leitung zusammengestellt und im ersten Jahre des Nengō „Taihō" (701), nach dem sie benannt ist, dem Kaiser überreicht wurde. Der bedeutsame erste Schritt vom ungeschriebenen und Gewohnheitsrechte sowie von ab und zu verkündeten kaiserlichen Erlassen zur Festlegung des Rechtes in Gesetzbüchern wird zwar schon dem Kaiser Tenji zugeschrieben, und einer Nihongi-Meldung zufolge ward bereits 689 ein Gesetzbuch an die Behörden verteilt. Leider sind aber alle diese Früchte einer frühen Gesetzgebung nicht erhalten; doch gehen wir wohl kaum fehl in der Annahme, daß sie im wesentlichen übernommen sind in dem Taihō-Werke. Dieses beruht allerdings vor allem auf mehr oder minder den japanischen Verhältnissen angepaßten Rezeptionen aus dem chinesischen Gesetzbuche von 653, einem als leider auch nicht mehr vorhanden geltenden Werke der als leuchtendes Vorbild bewunderten Tang-Dynastie. Im Jahre 718 erfolgte, ebenfalls unter Leitung von Fubito, eine nicht sehr abweichende, nach dem damaligen Nengō „Yōrō" benannte Neubearbeitung. In dieser, in dem Kommentar Ryō no gige vom Jahre 833 übernommenen Fassung ist uns das neben den beiden alten Chroniken zu den wichtigsten Quellen für die Geschichte Japans zählende Werk zum größten Teil erhalten. Es ist um so bedeutsamer, als es ungeachtet einiger späterer, den veränderten Zeitverhältnissen entsprechender Gesetzgebungen bis zur modernen Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt nie aufgehoben ward, wenn auch allmählich manche der Bestimmungen durch den Wechsel der Einrichtungen gegenstandslos wurden.

Das im Alter dem berühmten des Justinian um keine zwei Jahrhunderte nachstehende Corpus juris Japans bringt die Taikwa-Reformen des großen Übergangszeitalters zu einem gewissen Abschluß. In dieser beinahe jeden Zweig des öffentlichen, wie des privaten Lebens regelnden, feststehenden Form werden sie, wenn auch in Einzelheiten später geändert, nun zur wesentlichen Grundlage aller Verhältnisse für die nächsten Jahrhunderte, ja zum Teil noch darüber hinaus. Wie das chinesische Vorbild besteht auch die Taihō- bzw. Yōrō-Gesetzgebung aus zwei Hauptteilen, und zwar aus dem im Vergleiche zu späteren Jahrhunderten ziemlich milden Strafgesetzbuch „Ritsu" (chinesisch „Lüh"), dessen Strafmittel Stockschläge, Verbannung und Tod bildeten, und aus den Verordnungen „Ryō" (chinesisch „Ling"), die ein wirkliches Staatsgrundgesetz mit vollständiger Regelung der ganzen Behördenorganisation und der rituellen, der Kultus- wie der wirtschaftlichen Einrichtungen darstellen. Auf welch hohe Entwicklungsstufe des damaligen japanischen Volkes lassen all die Gegenstände schließen, die hier, den wirklichen Zuständen allerdings vielleicht hier und da noch etwas vorauseilend, nach dem chinesischen Vorbilde gesetzgeberisch schon geregelt werden! Das Ryō behandelt eingehend die Gliederung des gesamten Beamtenkörpers, sowohl des staatlichen als des höfischen, die Rangklassen, sowie die Ernennung und Beförderung der Beamten, ferner ihre Besoldung und Beurlaubung, die von ihnen über ihre Untergebenen zu erstattenden Berichte und die Form der Gesetzesveröffentlichungen und des amtlichen Schriftwechsels; es regelt die Verhältnisse der Shintō-Tempel und ihrer Priester sowie der buddhistischen Mönche und Nonnen; es befaßt sich mit

Digitized by Google

dem Heerwesen und der kaiserlichen Leibgarde; es enthält Gesetze über Unterrichts- und Medizinalwesen, sowie über Verfolgung und Verhaftung von Verbrechern und eine Gefängnisordnung; es gibt Bestimmungen über Familien- („Ko") und Erbrecht, über Bestattung, Trauer und Kleidung, sowie über das Zeremonialwesen; endlich trifft es Anordnungen über Ackerbau, Viehzucht, Steuern, Fronden, Magazine, Bauten, Bewässerung, Kalender, Territorialgrenzen, Märkte, Maße und Gewichte.

Der Sitz des Herrschers und also der ganzen Zentralregierung und ihrer Behörden war bisher beim Tode jedes Kaisers von Ort zu Ort verlegt worden, wobei allerdings nicht selten auf die Örtlichkeiten ehemaliger Residenzen zurückgegriffen und der Rahmen der Kinai-Provinzen nicht überschritten zu werden pflegte. Einen weiteren Schritt auf dem Wege staatlicher Entwicklung bedeutet die im Jahre 710 erfolgte Verlegung des Herrschersitzes nach Nara, der ersten wirklichen, weil dauernden Hauptstadt, wo er bis 784 verblieb. Jene ganze Zeit eines mächtigen Kulturaufschwunges bis gegen Ende des 8. Jahrhunderts hin, zuweilen auch schon vom Beginn der Taikwa-Reformen an, pflegt daher als die Nara-Periode zusammengefaßt zu werden, besonders in der Geschichte der damals hoch emporblühenden Kunst und Literatur. In der anmutigen, fruchtbaren, beckenartigen Ebene von Nara, umgeben von waldigen Bergen, hatte schon Prinz Shōtoku, der eifrige und mächtige Förderer des Buddhismus, seinen Wohnsitz genommen und im Jahre 607 hier den Hōryūji-Tempel errichtet, wie dort eine Inschrift einer Buddha-Statue aus dem gleichen Jahre, das älteste uns erhaltene Schriftdenkmal Japans, berichtet. Neben diesem, wenn auch wohl nicht ohne Erneuerungen erhaltenen und wegen seiner Altertümer und Kunstschätze so berühmten, ehrwürdigen Bauwerk birgt noch die im Laufe der Geschichte freilich von manchen verheerenden Stürmen heimgesuchte alte Kaiserstadt außer der 751 eingeweihten, ersten Riesen-Buddha-Statue aus vergoldeter Bronze („Daibutsu") in ihren anderen Tempeln und besonders in dem Schatzhause Shōsōin eine Fülle auch geschichtlich wertvoller Überreste von Kultur und Kunst jener großen Zeit. Unter ihnen erregen das lebhafteste Interesse all jene wahrscheinlich als Geschenke aus China oder Korea gekommenen Gegenstände, die auf frühe westländische Verbindungen Ostasiens hinweisen, wie z. B. Brokatstoffe mit sassanidischen Motiven, herrlich verzierte Lauten („Biwa") mit rein westlichen Ornamenten und Gefäße aus Glas im Shōsōin. Die Kostbarkeiten dieses Schatzhauses haben um so höheren geschichtlichen Wert, als ihr über tausendjähriges Alter durch die unbestrittene Tatsache bestätigt wird, daß nach der Verlegung der Hauptstadt von Nara im Jahre 794 durch kaiserlichen Befehl das Schatzhaus geschlossen und seitdem nichts den Sammlungen hinzugefügt ward.

Weite Ausbreitung und bedeutsamen Einfluß erlangte, noch mehr als schon in dem Übergangszeitalter der Taikwa-Reformen, in Nara der Buddhismus, ohne daß sich etwa eine Gegnerschaft gegen den Shintōismus dadurch erhoben hätte. Im Gegenteil geht neben all den Bestrebungen zur Förderung buddhistischer Einrichtungen und Tugenden eine nicht minder eifrige Pflege des Kami-Dienstes einher, der besonders bei den staatlichen Zeremonien nach wie vor die Hauptrolle spielt. Waren doch sogar bei dem „Daijōwe"-Feste, der auf rein shintōistisch-nationaler Grundlage verbliebenen, feierlichen Thronbesteigung, die Vertreter des Buddhismus streng ausgeschlossen und obendrein gewissen Beschränkungen ausgesetzt, wie z. B. sogar alle buddhistischen Kulthandlungen in den Tempeln in der Nähe des kaiserlichen Palastes während des Monats der Daijōwe-Zeremonie verboten waren. Der große Erfolg des Buddhismus in Japan aber beruht auf dem von den aus China zurückkommenden Studienpriestern verbreiteten Gedanken der Anpassung, ja Verschmelzung des Buddhismus mit dem Shintōismus, der die Bezeichnung „Ryōbu-Shintō" führt und in den nationalen Kami nur Manifestationen von Gottheiten der indischen Lehre erblickt. Dōshō, ein bereits 654 heimgekehrter Schüler des wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner großen Pilgerreise nach Indien (629—645) weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus berühmt gewordenen chinesischen Buddhapriesters Hüan-chuang (oder Hüan-tsang 602—664), begann die von diesem übernommene Lehre der Hossō-Sekte zu verkünden; daneben machte er sich bei seinen Predigtwanderungen durch das Reich verdient durch Anlegung von Brunnen an den Straßen, Errichtung von Fähren an unüberschreitbaren Flüssen und von Brücken. Bei seinem Tode (700) wurde nach seinem

Digitized by Google

Wunsche der Leichnam verbrannt, die erste Feuerbestattung in Japan; bald darauf wurde auch dieser buddhistische Brauch zum ersten Male bei einem Herrscher des Reiches befolgt, bei der abgedankten Kaiserin Jitō (gest. 703). Ähnlich wie Dōshō, aber mit noch größerem Erfolge, wirkte Gyōgi (670—749), einer der hervorragendsten Priester der Nara-Zeit, bei seinen Wanderungen durch das ganze Reich für Verbreitung der fremden Lehre und besonders des Ryōbu-Shintō.

Bei der Gunst, die der Buddhismus dauernd am Hofe wie bei den Regierungsbeamten genoß, kann es nicht verwundern, daß die Zahl des Klerus sich sehr vermehrte. Bereits am Anfang der Nara-Zeit gab es mehrere Tausende sowohl von Priestern als von Nonnen. Bei schweren Erkrankungen im Kaiserhause war es nichts Seltenes, daß Hunderte von Personen zu Ehren des Leidenden oder Gestorbenen in den Priesterstand traten; sogar einige Ainu erhielten die Priesterweihe. Der erwähnte Gyōgi soll allein in der Umgegend von Nara nicht weniger als 69 Tempel errichtet haben. Auch hielt man sich nicht mehr allein an den äußeren Glanz der fremden Lehre, sondern suchte schon eifrig in deren Gedankentiefe einzudringen. Die Studienpriester in China bildeten eine stehende Einrichtung. Verschiedene Sūtra wurden übersetzt und pflegten im Palaste wie in einigen Tempeln von gelehrten Priestern feierlich verkündet und erklärt zu werden. Schriftkundige waren bereits im Jahre 673 zusammengerufen worden, um eine Abschrift des gesamten buddhistischen Kanon (Tripitaka) in Angriff zu nehmen, der im Jahre 677 bei einer Tempelfeier vollständig verlesen ward. Aber nicht nur wie bisher zumeist auf die oberen Klassen sollte der Buddhismus beschränkt bleiben, sondern auch in die breiten Volksschichten eindringen; schon 685 ordnete ein kaiserlicher Erlaß an, daß jedes Haus seinen buddhistischen Hausaltar habe. Mildernd auf Sitten und Gebräuche wirkten die besonders am Hofe üblich werdenden Werke buddhistischer Barmherzigkeit, wie Beschenkung von Greisen, Kranken und Dürftigen, sowie von Priestern und Nonnen, oft in großer Zahl. Auch die Lehren des Tierschutzes kamen zur Geltung in häufig erneuerten Erlassen über Freilassung gefangener Tiere und Beschränkung oder Verbot von Jagd und Fischfang. Der Genuß von Fleisch, wenigstens von Rindern, Pferden, Hunden, Affen und Hühnern, war bereits 675 untersagt worden. Der soziale Zug in der fremden Lehre gelangte auch zum Ausdruck durch Begründung einer Freiapotheke in Nara (721).

Aber auch auf politischem Gebiete kam der Buddhismus zu Bedeutung, vor allem unter dem zu den glühendsten Anhängern des indischen Glaubens zählenden Kaiser Shōmu (724—748), dem ersten Herrscher Japans, der, ein Jahr nach seiner Abdankung, zugleich mit seiner ebenso eifrig buddhistisch gesinnten Gattin und seiner Mutter, durch den oben genannten Gyōgi in den Priesterstand aufgenommen wurde (749). Seine Kostbarkeiten waren es, die, als er 756 starb, von seiner Witwe ihm zu Ehren der Gottheit Rōshana des Todaiji-Tempels in Nara geweiht wurden und die den Grundstock zu dem heutigen Schatz des Shōsōin bilden.

Bedenklichere politische Formen aber scheint der Buddhismus bald darauf in Gestalt eines ehrgeizigen Priesters Dōkyō angenommen zu haben; dieser soll die Erkaiserin Kōken (749—759) so beherrscht haben, daß er, nachdem sein Gegner Fujiwara Nakamaro, der Günstling des eigentlichen Kaisers Junnin, in einer Schlacht besiegt und getötet worden, sogar wagen konnte, Junnin zu verbannen, während er die Kaiserin bewog, aufs neue den Thron einzunehmen (als Shōtoku 765—769). Als er schließlich, noch nicht zufrieden mit den höchsten Ehren und Amtstiteln, gar sie überreden wollte, ihm selbst den Thron abzutreten, da war es nur ein angebliches Kami-Orakel, wodurch die Getreuen des Herrscherhauses das Schicksal der Unterbrechung der kaiserlichen Linie abzuwenden wußten. Im nächsten Jahre aber starb die Kaiserin, und nun ereilte Dōkyō unter dem neuen, wieder unter dem Einflusse der Fujiwara stehenden Kaiser Kōnin (770—781) eine allerdings ziemlich milde erscheinende Strafe, die Verbannung in eine entfernte Provinz. Bei einer kritischen Prüfung dieser ganzen, auf einwandfreie Überlieferung wohl kaum Anspruch erhebenden, romantisch ausgeschmückten Angelegenheit dürfte sie sich wohl nur als eine der Phasen in dem Widerstreit der anderen großen Häuser gegen die beginnende Vorherrschaft der Fujiwara darstellen. Jedenfalls geht aber aus dieser und anderen Störungen des öffentlichen Friedens im 8. Jahrhundert hervor, daß die in der Taihō-Gesetzgebung so vorzüglich festgelegten, segensreichen Einrichtungen des Beamtenstaates,

Digitized by Google

für die das japanische Volk nach seiner ganzen geschichtlichen Entwicklung wohl noch kaum reif war, von der Verwirklichung in mancher Beziehung noch ziemlich fern waren.

Einen hohen Aufschwung bedeutet die Nara-Zeit, gerade wie für den Buddhismus und in enger Fühlung damit, auch für Kunst und Wissenschaft. Galt es doch, die so zahlreich entstehenden buddhistischen Kultstätten würdig, ja glänzend zu gestalten und auszustatten. Namen von Meistern und ihren Schulen sind uns aus dem 8. Jahrhundert freilich nicht überliefert, wohl aber nicht wenige Kunstwerke mancherlei Art selbst. Diese gewähren einen achtunggebietenden Begriff von der damals erreichten Stufe nicht nur im Kunstgewerbe, sondern auch in der hohen Kunst wie in Malerei, z. B. Fresken, in Holzschnitzerei, Bronzeguß und Metallbearbeitung sowie Keramik. Am kaiserlichen Hofe gab es, wie z. B. aus noch vorhandenen Rechnungsurkunden aus dem Jahre 745 hervorgeht, u. a. besondere Ämter für Malerei, Keramik und Färberei. Freilich tragen die Kunstwerke fast durchweg den der ganzen Tang-Zeit Chinas eigenen Stempel gräko-indischer Vorbilder, und manche weisen daher verblüffende Ähnlichkeit mit Funden der jüngsten Turkestan-Forschungen auf. Auch dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß es sich dabei noch vorwiegend um Werke fremder Meister, wenn auch vielleicht in Japan und mit japanischen Hilfskräften ausgeführt, handelte. Verfehlt wäre es jedenfalls, die aus Gegenständen des Shōsōin abzuleitenden Erfindungen des Goldlacks, des Cloisonné, der Einlagen von unterfärbtem Bernstein und Perlmutter oder gar der Herstellung von Glas den Japanern des 8. Jahrhunderts zuzuschreiben, alles dies Errungenschaften und Techniken, die doch ihre unmittelbaren Nachfolger nicht besessen zu haben scheinen.



Bonten (Brahmâ). Mit Lack verzierte buddhistische Statue aus dem 8. Jahrhundert im Tempel Tōdaiji in Nara. Aus der Zeitschrift Kokka (1891 Nr. 26).

Auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur nach dem Vorbilde Chinas bietet das Nara-Zeitalter große Fortschritte und bedeutsame eigene Erfolge der Japaner dar. Abgesehen von der Taihō-, bezw. Yōrō-Gesetzgebung, sind hier in erster Linie die mehrfach bereits angezogenen zwei ehrwürdigen Chroniken, das Kojiki (712) und das Nihongi (720), als älteste, uns erhaltene literarische Denkmäler und Versuche der Geschichtschreibung zu nennen. Anschließend an das Nihongi werden in dem 797 vollendeten „Shoku-Nihongi", d. i. „Fortgesetztes Nihongi", die Ereignisse der Jahre 697—791, also im wesentlichen der Nara-Zeit, behandelt. Ein Erlaß vom Jahre 713 ordnete an, wie in China die Namen von Provinzen und Kreisen mit zwei chinesischen Zeichen zu schreiben, wodurch leider manche alte Namen recht entstellt wurden, sowie ferner Beschreibungen der einzelnen Gebiete und ihrer Erzeugnisse nebst Überlieferungen von Ereignissen an die Zentralregierung einzuliefern. Von den auf diese Weise im 8. Jahrhundert entstandenen „Fudoki" oder „Beschreibungen von Sitten und Land" sind leider nur wenige und

zumeist in Bruchstücken nur erhalten, die vor allem literarischen, aber wegen des meist sagenhaften Inhaltes weniger geschichtlichen Wert besitzen. Weit zurück gehen angeblich die Anfänge der Kartographie. Weiß das Nihongi doch schon aus dem Jahre 681 von einer dem Kaiser überreichten Landkarte des Eilands Tanegashima und aus dem Jahre 684 von einer solchen der Provinz Shinano zu berichten. Ja, dem oben (S. 598) genannten Priester Gyōgi, der Japan nach allen Richtungen durchwandert, wird sogar eine Karte des Reiches, allerdings erst in einer Quelle des 14. Jahrhunderts, zugeschrieben. Erhalten sind keine dieser ältesten kartographischen Denkmäler, deren Glaubwürdigkeit einigem Zweifel unterliegt, falls in den Angaben nicht etwa bloß eine Art Beschreibungen, sondern wirklich Karten in unserem Sinne gemeint sind.

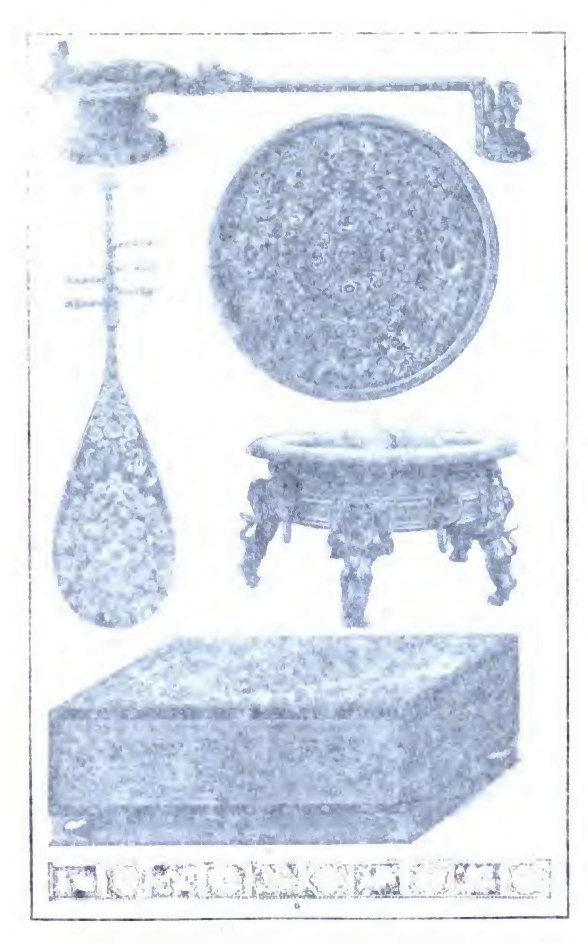
In der schönen Literatur hatte schon im 7. Jahrhundert die Beschäftigung mit der Dichtkunst Chinas in Japan eigene Früchte in der fremden Sprache gezeitigt, die in dem nach einem chinesischen Vorbild angelegten Sammelwerk „Kwaifūsō“ von 751 erhalten sind. Ihm folgte gegen Ende der Nara-Zeit die erste große Sammlung japanischer Gedichte „Manyōshū“ (Sammlung von zehntausend Blättern), die im großen und ganzen die Erzeugnisse der einheimischen Dichtkunst von der Mitte des 7. bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts überliefert.

Was das Unterrichtswesen anbelangt, so erwähnt das Nihongi schon aus dem Jahre 675 eine wirkliche Anstalt, das „Daigaku-ryō“, worunter heute eine Universität verstanden wird, nebst besonderer medizinischer und astrologischer Abteilung. Aber erst in der Taihōgesetzgebung findet eine eingehende Regelung des Unterrichtswesens nach dem Vorbilde der berühmten chinesischen Hochschulen der Tang-Dynastie statt. Natürlich erstreckte sich das Unterrichtswesen, das ja nur dem Zwecke der Heranbildung von Beamten für den Staat diente, nicht etwa auf die noch lange in Unwissenheit verharrende Masse des Volkes. Am wichtigsten für den künftigen Beamten war die Erlernung der Sprache und Schrift Chinas; waren ja doch, ganz abgesehen von der schönen Literatur, alle öffentlichen Urkunden, Gesetze und Verordnungen, wie auch die amtlichen Geschichtswerke in chinesischer Sprache abgefaßt, die eine ähnliche Rolle in Japan wie Latein im Abendland spielte. Dem aus vielen Tatsachen hervorgehenden Lerneifer auch der damaligen Japaner gegenüber berührt es sonderbar, wenn ein kaiserlicher Erlaß des Jahres 791 für nötig hielt, die Schüler zu größerer Anstrengung in dem hier als arg vernachlässigt bezeichneten Studium der fremden Sprache anzuspornen. In die Nara-Zeit fällt auch die Erfindung der ersten japanischen Silbenschrift „Katakana“, deren 50 oder eigentlich 47 Zeichen aus gebräuchlichen chinesischen Ideogrammen in der Quadratform abgeleitet wurden. Eine Meldung des Shoku-Nihongi aus dem Jahre 781 enthält die erste Erwähnung einer Bibliothek.

Erfreuliche Fortschritte zeitigt das Nara-Zeitalter auch auf dem Gebiete des bisher ziemlich unentwickelt gebliebenen Wirtschaftslebens. Nach einer allerdings nicht ganz einwandfrei überlieferten, vermutlich auf den im Lande soviel umhergewanderten Priester Gyōgi zurückgehenden und der Wirklichkeit wahrscheinlich nahekommenden Meldung war die Ziffer der Bevölkerung im Jahre 736 auf bereits rund 8 Millionen angewachsen. Eifrige Pflege der Landwirtschaft und der Gewerbe bildeten den Gegenstand besonderer Erlasse der Regierung. Seidenzucht und Weberei blühten, ebenso die Herstellung von Papier; befand sich doch im Jahre 780 unter den Geschenken einer Gesandtschaft Japans nach China auch Papier, dessen Glanz und Feinheit zum Staunen der einstigen Lehrmeister angeblich das chinesische Erzeugnis bei weitem übertraf. Schon aus dem 7. Jahrhundert wird die Benutzung von Torf und Petroleum gemeldet, ferner die Anfertigung von in Holz geschnittenen Stempeln, während aus dem 8. Jahrhundert die Anfänge des Blockdruckes stammen.

Als Tauschmittel hatten bisher zumeist Reis und die geringen Stoffe aus Hanf und aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes gedient. Wohl im Zusammenhang mit den ersten Silberfunden in Japan, 683 auf dem Eiland Tsushima und 691 auf der Insel Shikoku, zeigen sich nun neben der allein herrschenden Naturalwährung die ersten Spuren von Münzwesen. Bei einem Erlaß von 683 handelt es sich zwar wohl noch um keine eigenen, sondern um von China oder Korea eingeführte Münzen, und auch die Ernennung von drei Münzbeamten im Jahre 694 stellt wohl nur eine vorbereitende Maßregel dar. Nach einer Meldung

Digitized by Google



Gegenstände aus dem Kaiserl. Schatzhause Shôsôin zu Nara (8. Jahrhundert)

Aus Tôyei Shûko (Katalog des Kaiserlichen Schatzhauses [illegible]

[illegible]

[illegible] nur erhalten, die vor allem literarischen, aber wegen des meist sagen[illegible] [illegible] geringer geschichtlichen Wert besitzen. Weit zurück gehen angeblich die Anfänge [illegible]. Weiß das Nihongi doch schon aus dem Jahre 681 von einer dem Kaiser [illegible] Landkarte des Eilands Tanegashima und aus dem Jahre 684 von einer solchen [illegible] Shinano zu berichten. Ja, dem oben (S. 593) genannten Priester Gyōgi, der [illegible] nach allen Richtungen durchwandert, wird sogar eine Karte des Reiches, allerdings [illegible] einer Quelle des 14. Jahrhunderts, zugeschrieben. Erhalten sind keine dieser ältesten [illegible] graphischen Denkmäler, deren Glaubwürdigkeit einigem Zweifel unterliegt, falls in den [illegible] nicht etwa bloß eine Art Beschreibungen, sondern wirklich Karten in unserem Sinne [illegible] sind.

In der schönen Literatur hatte schon im 7. Jahrhundert die Beschäftigung mit der Dichtkunst Chinas in Japan eigene Früchte in der fremden Sprache gezeitigt, die in dem nach einem [illegible] chinesischen Vorbild angelegten Sammelwerk „Kwaifūsō“ von 751 erhalten sind. Ihm folgte gegen Ende der Nara-Zeit die erste große Sammlung japanischer Gedichte „Manyōshū“ (Sammlung von zehntausend Blättern), die im großen und ganzen die Erzeugnisse der einheimischen Dichtkunst von der Mitte des 7. bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts überliefert.

Was das Unterrichtswesen anbelangt, so erwähnt das Nihongi schon aus dem Jahre [illegible] eine staatliche Anstalt, das „Daigakuryo“, worunter heute eine Universität verstanden wird, mit besonderer medizinischer und astrologischer Abteilung. Aber erst in der Taihogesetzgebung [illegible] eine eingehende Regelung des Unterrichtswesens nach dem Vorbilde der berühmten chinesischen Hochschulen der Tang-Dynastie statt. Natürlich erstreckte sich das Unterrichtswesen, [illegible] nur dem Zwecke der Heranbildung von Beamten für den Staat diente, nicht auf die noch lange in Unwissenheit verharrende Masse des Volkes. Am wichtigsten für den [illegible] Beamten war die Erlernung der Sprache und Schrift Chinas; waren ja doch, ganz [illegible] von der schönen Literatur, alle öffentlichen Urkunden, Gesetze und Verordnungen, [illegible] Geschichtswerke in chinesischer Sprache abgefaßt, die eine ähnliche [illegible] Latein im Abendland spielte. Dem aus vielen Tatsachen hervorgehenden [illegible] Japaner gegenüber berührt es sonderbar, wenn ein kaiserlicher [illegible] notig hielt, die Schüler zu größerer Anstrengung in dem hier [illegible] Studium der fremden Sprache anzuspornen. In die Nara-Zeit [illegible] Erfindung der ersten japanischen Silbenschrift „Katakana“, deren 50 oder [illegible] aus [illegible] chinesischen Ideogrammen in der Quadratform [illegible]. Eine [illegible] des Shoku-Nihongi aus dem Jahre 781 enthält die erste [illegible] einer Bibliothek.

[illegible] Fortschritte zeitigt das Nara-Zeitalter auch auf dem Gebiete des bisher ziemlich [illegible] gebliebenen Wirtschaftslebens. [illegible] einer [illegible] nicht ganz einwandfreien, vermutlich auf den [illegible] Lande [illegible] eingewanderten Priester [illegible] [illegible] und der Wirklichkeit wahrscheinlich [illegible] Meldung war die [illegible] im Jahre 7[illegible] bereits [illegible] angewachsen. Eifrige Pflege [illegible] wirtschaft und der Gewerbe bildeten den Gegenstand besonderer Erlasse der Regierung. [illegible] und Weberei [illegible], ebenso die Herstellung von Papier, befand sich doch [illegible] unter den [illegible] Japans nach China auch Papier, dessen [illegible] der einstigen [illegible] angeblich das chinesische Erzeugnis [illegible] aus dem 7. Jahrhundert wird die Benutzung von Torf [illegible] die [illegible] in Holz geschnittenen Stempeln, [illegible] die Anfänge des Buchdrucks [illegible].

[illegible] hatten bisher [illegible] und [illegible] gewebten Stoffe aus Hanf und [illegible] [illegible] gedient. [illegible] im Zusammenhang mit den ersten [illegible] Japan [illegible] auf der Insel [illegible] neben [illegible] Naturalwirtschaft die ersten Spuren von [illegible] einen [illegible] um seine eigenen, sondern [illegible] Münzen, und auch die Ernennung von drei [illegible] im Jahre [illegible] nur eine vorbereitende [illegible]. Nach einer Meldung



Gegenstände aus dem Kaiserl. Schatzhause Shōsōin zu Nara (8. Jahrhundert)

Aus Tōyei Shuko (Katalog des Kaiserlichen Schatzhauses), Tōkyō, Shimbi Shoin, 6 Bände 1908/10

1. Räuchergefäß aus Bronze, mit Steinen besetzt und tauschiert. 2. Rückseite eines Bronzespiegels mit Einlagen aus Perlmutter und Bernstein in Lackgrund. 3. Laute (Biwa) aus Sandelholz mit Perlmutter- und Schildpatt-Einlagen (Rückseite). 4. Feuerbecken aus Stein mit Bronzefüßen. 5. Bemalter Holzkasten. 6. Maßstab aus rot gefärbtem und graviertem Elfenbein.

Digitized by Google

des Shoku Nihongi von 708 wären übrigens die ersten Münzbeamten in diesem Jahre erst ernannt worden, in dem auch, im Gegensatz zu dem schon früher mit Beimischungen gefundenen, zum ersten Male reines Kupfer (in der Provinz Musashi) entdeckt ward. Die Wichtigkeit dieses nicht nur wirtschaftlich, sondern auch für den Buddhismus wegen des großen Bedarfes dieses Metalls zu den Kultstatuen so bedeutsamen Ereignisses gelangt zum deutlichen Ausdruck durch den damals bestimmten neuen Nengō „Wadō“ (708—715), d. h. japanisches Kupfer. Aus dem Jahre 708 stammen auch die ersten wirklichen japanischen Kupfermünzen, die nach jenem Nengō in vier chinesischen Zeichen die Legende „Wa-dō-kai-chin“ tragen, und wie in China in der Mitte ein viereckiges Loch zum Aufreihen in Strähnen zeigen. Wohl um sie besser einzuführen, wurde in den Jahren 709 und 710 der Gebrauch von Silbergeld verboten, vermutlich aber nur für kurze Zeit; denn ein Erlaß von 721 setzte fest, daß eine Silbermünze im Wert gleich 25 Kupfermünzen war. Im Jahre 749 wurde der erste Goldfund in Japan gemacht (in der Provinz Mutsu im Nordosten der Hauptinsel); die ersten Goldstücke (Kaiki-shōhō) wurden 752 geprägt und hatten den zehnfachen Tauschwert gegen die silbernen. Trotz der neu eingeführten Münzen herrschte aber, abgesehen etwa von den Kinai-Provinzen, in der Nara-Zeit im wesentlichen noch reine Naturalwirtschaft. Sehr hoch, 30—50%, wenn nicht mehr, war trotz häufiger Erlasse zugunsten der Schuldner und einschränkender Bestimmungen der Taihō-Gesetzgebung der Zinsfuß, der hauptsächlich in Gestalt der in natura zu verzinsenden Reisleihe in Erscheinung trat. Ein Verbot von 751, Ländereien irgendwelcher Art zu verpfänden, wurde oft überschritten, wie aus noch vorhandenen Urkunden hervorgeht.



Älteste japanische Münze (Kupfer) vom Jahre 708, ausgegraben in der Provinz Nagato im 17. Jahrhundert.
Nach S. Suganuma, Dai Nihon Shōgyō Shi (Geschichte des japanischen Handels), Tokyō 1892, S. 178.

Was den internationalen Verkehr betrifft, so war es bereits in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts den Japanern gelungen, die Ainu an der Nordwestküste der Hauptinsel zu unterwerfen. Großes Aufsehen erregten ob des gewaltigen Bartes wie der Sicherheit im Bogenschießen am chinesischen Hofe einige besiegte Ainu, die einer japanischen Gesandtschaft (659) als eine Art Merkwürdigkeit beigefügt waren. Länger vermochten die Ainu sich an der Nordostküste zu halten. Denn wie ein im Jahre 762 bei der einstigen Burg Taga errichteter und nach ihr benannter, zu den wenigen erhaltenen Steininschriften des japanischen Altertumes zählender Denkstein in der Nähe von Sendai berichtet, gelang es erst 724 den Japanern, hier eine befestigte Grenzstellung zu begründen, die sie in der Folge noch mehrfach gegen ernste Angriffe der den übrigen Nordosten der Hauptinsel noch behauptenden Ainu zu verteidigen hatten. Einmal vermochten diese sogar, ein großes japanisches Heer fast gänzlich zu vernichten (789).

Auf der Nachbarhalbinsel Korea hatte Japan den Jahrhunderte lang ausgeübten politischen Einfluß im 7. Jahrhundert eingebüßt. Die mit den Taikwa-Reformen verknüpften, alle Kräfte erheischenden, großen Umwandlungen im Inneren hatten wohl die sonst so tatkräftigen Herrscher wie Tenji und Temmu so in Anspruch genommen, daß sie nur eine schwächliche Rolle in den damaligen Entscheidungskämpfen der koreanischen Staaten spielten. Sie vermochten nicht zu hindern, daß Silla mit chinesischer Hilfe das von Japan unterstützte Pekche und auch Koguryö eroberte (660, 668) und so die bisher in drei aufeinander eifersüchtige Reiche geteilte Halbinsel zum ersten Male zu einem Einheitsstaate ward. Trotz dieser Ereignisse, bei denen u. a. die Chinesen einem beträchtlichen japanischen Hilfsheer eine entscheidende Niederlage beigebracht hatten (663), erlitt aber der freundschaftliche, durch Gesandtschaften bewirkte Verkehr Japans keine lange Unterbrechung, weder mit Silla noch mit China, und wurde in der Nara-Zeit immer lebhafter. Der von Japan entfaltete Eifer, sich

Digitized by Google

den Einrichtungen Chinas anzupassen und chinesisches Wissen und Schrifttum sich anzueignen, mußte ja an dem glänzenden Literatenhofe der Tang-Dynastie den schmeichelhaftesten Eindruck hervorrufen. So erklärt es sich, daß nicht nur zahlreiche der tüchtigsten Japaner kürzere oder längere Zeit zu Studienzwecken als willkommene Gäste in China weilten, sondern daß sogar angesehene chinesische Gelehrte und Priester es nicht verschmähten, selbst ihren Wohnsitz in Japan zu nehmen, wie der im Jahre 753 nach Nara gekommene und dort als einer der höchsten Würdenträger des buddhistischen Kults 763 gestorbene Kanshin. Auch die Ankunft eines aus China eingetroffenen indischen Priesters (Bodai 736) wird gemeldet. Ja, schon ein chinesischer Schriftsteller des 8. Jahrhunderts berichtet, sogar einen aus Indien zurückgekehrten, japanischen Priester gesprochen zu haben.

3. Verfall des Beamtenstaates (795—1185).

Nach dem Vorbilde von Chang-an, dem heutigen Singanfu, einst der glänzenden Hauptstadt Chinas unter den Tang-Kaisern, ließ der unternehmende Kaiser Kwammu (782 bis 805) eine neue Haupt- und wirkliche Großstadt anlegen mit einem besonderen Stadtteil als Palast und regelmäßigen, sich rechtwinklig schneidenden Straßen. Der neue Kaisersitz, in der anmutigen, sehr fruchtbaren, hügligen Ebene von Yamashiro gelegen, in der Nähe des durch die hohen Berge des Hiei-san verborgenen Biwa-Sees, erhielt den glückverheißenden Namen „Heian“, d. i. Stätte des Friedens, und die vier Jahrhunderte, in denen nun von hier aus die Regierung des Reiches geleitet wurde, pflegt als die glänzende Heian-Periode bezeichnet zu werden, eine Zeit des Klassizismus in Kunst und Wissenschaft und üppigen Hoflebens. Im gewöhnlichen Gebrauch aber hat sich für die von 794—1868 die Hauptstadt des Reiches bleibende Stätte nicht der poetische Name Heian eingebürgert, sondern „Kyōto“, d. h. einfach Hauptstadt, und in den stürmereichen Schicksalen dieses Jahrtausends ist in der Tat nur zu oft ihr versagt gewesen, die verheißene Rolle einer Stätte des Friedens zu spielen.



Taira Kiyomori (1118—1181) im Priestergewand. Holzstatue aus dem 13. Jahrhundert im Tempel Rokubaramidera zu Kyōto. Aus Kokka (Nr. 204, 1907).

Alle die trefflichen Einrichtungen auf dem Gebiete des Staatswesens und die auf allgemeine Wohlfahrt gerichtete Regelung der gesamten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie in der Taihō-, bzw. Yōrō-Gesetzgebung festgelegt waren, hatten nun Zeit gehabt, zu reifen und zur Durchführung zu gelangen; damit waren alle wohlbegründeten Voraussetzungen gegeben für friedliche, gedeihliche Fortentwicklung des aufstrebenden japanischen Reiches. Allein schon in der Nara-Zeit, in der manche der Herrscher sich den Anforderungen der ihrer Stellung verliehenen Machtfülle nicht gewachsen gezeigt hatten, hatte es nicht gefehlt an bedenklichen Störungen der öffentlichen Ordnung, wie z. B. bei den verwegenen Machenschaften des Priesters Dōkyō (s. S. 598), und noch mehr traten sie nun in Erscheinung. Denn, um solche Wirren fernzuhalten, genügten nicht, ebensowenig wie in China unter der vorbildlichen Tang-Dynastie, die trefflichen gesetzgeberischen Vorschriften allein, die in mancher Beziehung den Zuständen der nun einmal vorhandenen Wirklichkeit, besonders den wirtschaftlichen Machtverhältnissen in den Außenprovinzen, gar zu sehr widersprachen. Auch hier sollte sich die politische Wahrheit des Schillerschen Spruches bewähren:

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“

Denn mit dem Ahnenkultus, der einzigen dauernden Unterlage aller gesellschaftlichen Einheit und Sicherheit des Inselreiches, war aufs innigste verknüpft das aus dem alten Geschlechterverbande der Uji überlieferte Streben nach Erblichkeit. Während nach den gesetzlichen

Digitized by Google

Bestimmungen die Beamten nur nach Verdienst und Tüchtigkeit gewählt werden und nicht etwa auf Lebenszeit, sondern nur für kürzere Dauer ihr Amt erhalten sollten, gelingt es ihnen, diesen Grundsatz der großen Reform mehr und mehr zu durchbrechen. Mit den Ämtern aber, besonders den höheren, wird auch gar bald das „Shōyen", der Ertrag des damit verbundenen Grund und Bodens und dieser selbst, erblich, ähnlich wie sich dies im fränkischen Reiche bei den ursprünglich ja auch nur als zeitweilige Beamte der Regierung angestellten Grafen unter den Nachfolgern Karls des Großen gestaltete. So entsteht, zum Nachteil des allerdings nie ganz verwirklichten Satzes vom kaiserlichen Besitzrechte am ganzen Lande überhaupt, ein unabhängiger, unbesteuerter Großgrundbesitz, besonders in den fern von der Zentralregierung in Kyōto gelegenen Außenprovinzen. Noch bestand allerdings die allgemeine Landverteilung fort, wenn auch nicht immer und überall regelmäßig durchgeführt. Ein Gesetz von 902 bestimmt, daß die Kopfanteile („Kubunden") nicht wie bisher aller sechs, sondern nur noch aller zwölf Jahre vergeben werden sollten. Übrigens kam ja bei diesen Terminen nicht etwa das gesamte Land neu zur Aufteilung, sondern nur die durch Tod erledigten Anteile und die neu hinzukommenden Empfänger waren zu berücksichtigen; denn bis zum Tode pflegte jeder das einmal erhaltene Landlos zu behalten. Mit den bedenklichen Aufständen gegen die kaiserliche Macht im 10. Jahrhundert aber und dem Anwachsen des Shōyen der Großgrundherren, denen nun die von ihnen beschützten Bauern dienstpflichtig wurden, verschwand das Kubunden-System schließlich ganz.



Minamoto Yorimasa (1106 bis 1180). Kakemono (Hängebild) von Matsubara Hiroshige (um 1700). Im Besitz des Vikomte Fukuoka. Aus der Zeitschrift Kokka (N. 91, 1897).

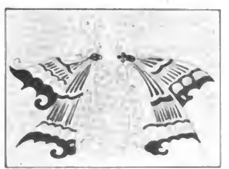
Wenn es dem zumeist aus den ehemaligen Omi und Muraji hervorgegangenen Hofadel zu Kyōto gelang, in seinen Familien die Ämter erblich zu machen, so beruhte dies wohl zumeist darauf, daß gerade das angesehenste und mächtigste Geschlecht unter ihnen, die in vieler Hinsicht um das Reich so verdienten Fujiwara, auf diesem Wege erfolgreich vorangegangen war, obwohl doch gerade ihre berühmten Vorfahren, der große Kanzler Kamatari und sein um die Taihō- und Yōrō-Gesetze so verdienter Sohn Fubito, eifrige Förderer des die Erblichkeit ausschließenden Beamtenstaates gewesen waren. Dennoch hatten schon in der Nara-Zeit die Nachkommen Fubitos, abgesehen von anderen Stellen, fast regelmäßig die Kanzlerposten innegehabt. Auf den Höhepunkt der Macht aber gelangten die Fujiwara, als das gegen Ende des 9. Jahrhunderts errichtete Regentenamt des Kwampaku, bzw. des Sesshō oder Vormundes eines unmündigen Kaisers, ausschließlich in den fünf Häusern der Fujiwara Konoe, Kujō, Nijō, Ichijō und Takatsukasa erblich ward. Die Vermittlung des gesamten Verkehrs der Beamten mit dem immer unselbständiger werdenden Herrscher lag nun völlig in den Händen der dadurch über die ganze Staatsverwaltung gebietenden Fujiwara. Auch wußten diese es meist so einzurichten, daß unmündige Kinder unter ihrer Vormundschaft die kaiserliche Würde erhielten; herangewachsen, dankten diese dann, wohl nicht ganz freiwillig, oft schon in jugendlichem Alter ab, um fortan in einem der vornehmen, über große Reichtümer und auch politischen Einfluß verfügenden, buddhistischen Klöster ein ihren persönlichen Neigungen entsprechendes, auch an weltlichen Ränken nur zu reiches Leben

zu führen. Die Verdrängung der Kaiser von der eigentlichen Macht durch die Fujiwara wird verständlicher, wenn man erwägt, daß die Kwampaku oder Sesshō ja meist die eigenen Großväter, Onkel oder Schwiegerväter der betreffenden Herrscher waren; auch waren diese selbst wohl ganz zufrieden damit, die Bürde der Regierungsgeschäfte auf die entschieden besser hierfür vorbereiteten, eng verwandten Kanzler abzuwälzen, um sich desto mehr buddhistischen Werken der Andacht und der Kunst oder den Freuden des üppigen Hoflebens hinzugeben. Im Grunde genommen handelt es sich auch hierbei nur um die in der japanischen Geschichte immer aufs neue zum Vorschein kommende Erscheinung, daß die wirkliche Herrschergewalt tatsächlich nicht von dem Träger der kaiserlichen Würde selbst, sondern in seinem Namen von einem anderen ausgeübt wird, wie es z. B. schon in der Uji-Zeit mit den O-muraji und den O-omi und bei der Taikwa-Reform mit dem Thronfolger, dem späteren Kaiser Tenji, auch der Fall gewesen war.



Hachiman Daibosatsu, Schutzgottheit der Minamoto. Holzstatue von Kwaikei und seinen Schülern (1202) im Tempel Tōdaiji zu Nara. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band XIII, Tōkyō 1906.

Aber auch die Fujiwara sollten, ebenso wie die Kaiser selbst, dem zersetzenden Einflusse des schöngeistigen, üppigen Hoflebens schließlich nicht entgehen, zu dem allerdings die Lage der infolge von Hungersnöten und Seuchen nicht selten darbenden großen Masse des noch sehr ungebildeten Volkes in auffallendem Widerspruche stand. Das politische Streben dieses ehrgeizigen Geschlechtes, aus dem auch so viele namhafte Künstler und Gelehrte hervorgegangen, war vor allem auf die administrative Seite der Macht gerichtet. Den militärischen Schutz des Reiches aber bei den immer gefährlicher und häufiger werdenden Aufständen machtgieriger Adelsgenossen, wie auch über Söldnerscharen verfügender Klöster, bei den bisweilen sehr ernsten Kämpfen gegen die aufsässigen Ainu im Norden der Hauptinsel, wie bei den feindlichen Einfällen, durch die jetzt sogar von Korea aus mehrfach die Westküsten Japans heimgesucht wurden, übten die Fujiwara zumeist nicht selbst aus. Vielmehr überließen sie diese härtere, aber nicht weniger wichtige Aufgabe von ihnen ernannten, aus den großen Grundherren der Außenprovinzen hervorgehenden Heerführern, die fern von dem verfeinerten Hofe in den Kämpfen der rauhen Grenzmarken kriegerische Sitten und Tüchtigkeit bewahrt oder erlernt hatten. Besonders zwei von kaiserlichen Prinzen des 9. Jahrhunderts abstammende, durch kriegerische Erfolge hervorragende Geschlechter, die Taira (oder Hei) und die Minamoto (oder Gen, Genji) sind es, die auf diese Weise hohes Ansehen und erbliche große Macht erlangen, während sich aus den Gefolgsleuten der großen Grundherren ein berufsmäßiger Kriegerstand zu entwickeln beginnt, ähnlich wie aus den Ministerialen unseres Mittelalters. Das eine Art Immunität besitzende Shōyen der großen Adelsfamilien soll um das Jahr 1100 bereits neun Zehntel des ganzen Grundbesitzes umfaßt haben, und gegen Ende des 12. Jahrhunderts besaßen die Taira allein etwa die Hälfte davon. Natürlich wurden sich die militärischen Gewalthaber ihrer Macht nur allzu rasch bewußt. Die bestehende Ordnung geriet ins Schwanken, die Großgrundherren befehdeten einander, und überall herrschte das Faustrecht. Der Einfluß der Fujiwara reichte kaum mehr über die Provinzen um die Hauptstadt hinaus, während im Westen die Taira, im Osten die Minamoto die Macht vor allem in Händen hatten. Bei dem um die Mitte des 12. Jahrhunderts zwischen diesen beiden Häusern entbrennenden



Wappen der Taira auf alten Bannern der Familie Asa. Aus Kōko Kaishi (Archiv der Altertumsfreunde) III, 7, 1907.

Digitized by Google

Entscheidungskampfe werden die Minamoto fast vollständig ausgerottet, und von 1167 ab üben die Taira tatsächlich die Herrschaft des Landes aus. Später aber gelingt es zwei von den wenigen der am Leben gelassenen, herangewachsenen Sprossen der Minamoto, dem klugen Yoritomo und seinem Bruder Yoshitsune, dem ähnlich wie Roland unter den Paladinen Karls des Großen in der Literatur verherrlichten großen Feldherrn, sich gegen die Taira zu erheben. In der großen Seeschlacht von Dannoura, in der Nähe von Shimonoseki, findet 1185 das ganze Geschlecht der Taira seinen Untergang, zugleich mit dem von ihnen eingesetzten siebenjährigen Kaiser Antoku, mit dem seine verzweifelnde Großmutter, die Witwe Kiyomoris, des mächtigsten Oberhauptes der Taira (gest. 1181), sich selbst in die Wellen stürzt. Yoritomo stellt nun endlich die Ordnung im Lande wieder her und erlangt 1192 vom Kaiser die Ernennung zum Sei-i-tai-Shōgun, einer Würde, die wörtlich „der die Barbaren züchtigende Feldherr" bedeutet und ihm die tatsächliche Oberherrschaft einräumt.



Höfisches Leben zur Heianzeit: Kirschblütenschau.
Wandschirm-Malerei auf Gold von Suminoshi Hironao (1781—1828) im Besitze des Herrn Tokuda Taijō in Takamatsu. Nach Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band 20, Tokyo 1908.

Unter den Fujiwara bildete das nach dem chinesischen Zeremoniell gestaltete, glänzende Hofleben in Kyōto eine blühende Stätte des Genusses, der Künste und Wissenschaften sowie einer hauptsächlich von den Hofdamen gepflegten und zu einer gewissen Höhe gebrachten belletristischen Literatur. Über dem Ganzen lag ein etwas verweichlichender feministischer Hauch. Um das Jahr 1000 kam, und zwar nicht wie später bei den verheirateten Frauen, sondern unter den vornehmen Hofherren, die Mode auf, sich die Zähne zu schwärzen. Eigentümlich berührt auch die von einem großen Teile des Hofadels für sich in Anspruch genommene fremde Abstammung. Nach dem Seishiroku, einem 814 von dem Prinzen Mata verfaßten Verzeichnis der japanischen Familiennamen, das die Abstammung von beinahe 1200 Geschlechtern enthält, leiteten nicht weniger als rund ein Drittel hiervon ihren Ursprung von chinesischen und koreanischen Einwanderern ab. Welch bedenkliches Licht wirft es auf die Sitten der Zeit, wenn z. B. in dem literarisch berühmten Tagebuche eines Provinzial-Gouverneurs („Tosa Nikki") von seiner Heimreise nach Kyōto am Ende des 10. Jahrhunderts Stellen vorkommen, und zwar nicht etwa als Ausnahme, wie:

Digitized by Google

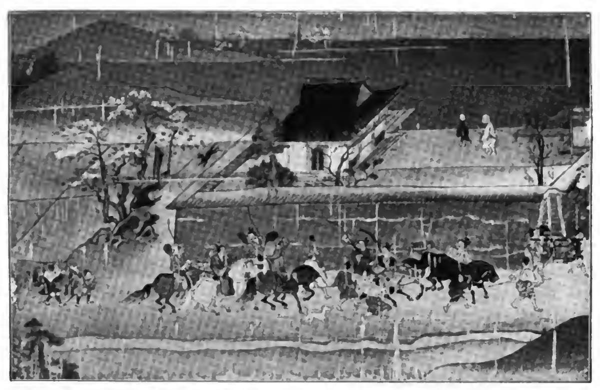


Kaiser Nijō (1159—1165) flieht als Dame verkleidet aus dem Palast, unerkannt von der ihn suchenden Wache. Illustration von Sumiyoshi Keion (1166—1237) zum historischen Roman Heiji-monogatari. Im Besitz von Graf Matsudaira Chokuryō. Aus Kokka (Heft 136, 1902).

„Sämtliche Anwesende, Hochgestellte und Niedrige, sogar die Knaben betranken sich sinnlos." In schreiendem Gegensatz zu dem üppigen Hofleben aber stehen zeitgenössische Beschreibungen von dem gräßlichen Elend in Kyōto und noch mehr in den Provinzen bei den nicht seltenen Hungersnöten, Seuchen, Erdbeben und Feuersbrünsten. So wurden gegen Ende des 12. Jahrhunderts allein in dem mittleren Gebiete der Hauptstadt in nur zwei Monaten durch eine Hungersnot nicht weniger als 42300 Menschen hinweggerafft!

Die Glanzseiten der Heian-Zeit bilden die unbestrittenen, schönen Erfolge auf dem Gebiete chinesischen Wissens, der Literatur und der Kunst, die sich vielfach eng berühren, persönlich und sachlich, mit der eigenartigen Fortentwicklung, die der Buddhismus in Japan einschlug. Zwei Priester des 9. Jahrhunderts, Kōbō Daishi (oder Kūkai, 774—835) und Dengyō Daishi (767—822) sind es, von denen vor allem der erstere durch erstaunliche Leistungen auf den verschiedensten Gebieten bedeutsame Spuren in der geistigen Entwicklung des japanischen Volkes im Mittelalter hinterlassen hat, die sogar vereinzelt noch heute fortwirken. Im Gegensatz zu Dengyō, mit dem Kōbō zum Studium der Religionen von der japanischen Regierung nach China entsandt wurde, beherrschte er nicht nur völlig das Chinesische, sondern führte in Japan auch die Kenntnis des Sanskrit ein, über welche Sprache er ein noch vorhandenes Werk verfaßte. Bei ihrem Aufenthalte in der glänzenden Hauptstadt der Tang-Kaiser Chang-an (Singanfu), damals ein Treffpunkt von Vertretern der verschiedensten Völker und Kulte ganz Asiens, wenn nicht darüber hinaus, fanden sie neben Buddhismus nicht etwa nur Konfuzianismus und Taoismus vor, sondern auch manichäische und nestorianische blühende Gemeinschaften, die eigene Kirchen dort besaßen; auch der nur einige Jahrzehnte vorher dort gesetzte und noch heute vorhandene, berühmte Denkstein, dessen Inschrift auf kaiserlichen Befehl die hohen Lehren des christlichen Glaubens jener Nestorianer vor ganz China rühmt, konnte ihren Blicken kaum entgehen. Und in der Tat glaubt neuerdings einer der besten Kenner des japanischen Buddhismus, A. Lloyd, auf überraschende Übereinstimmungen mit der Lehre Manis in der von Kōbō begründeten Shingon-Sekte hinweisen zu können! Im Bunde mit Dengyō, der die chinesische Tendai-Sekte in Japan einführte, wirkte Kōbō mit Erfolg als eifriger Verkünder des Ryōbu Shintō, der zuerst schon von dem Buddha-Priester Gyōgi (siehe Seite 598) gelehrten Verschmelzung des nationalen Kami-Kultes mit der indischen Lehre. Wird die Erfindung der Kana-Zeichen (vgl. S. 600) durch Kōbō auch meist bestritten, so gebührt ihm doch ohne Widerspruch

Digitized by Google



Tempelhof und Landstraße. Szene aus einer das Leben des Mönches Ippen Shōnin schildernden Bilderrolle von Hōgen Eni, 1297. Im Besitze des Tempels Kwangikōji in Kyōto. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band 12, Tōkyō 1906.

wenigstens das Verdienst, den nach den Anfangssilben als „Iroha" bekannten Vers zusammengestellt zu haben, der in einer leidlichen Sinn wahrenden Form alle 50 Zeichen des Kana-Systems ohne eine Wiederholung enthält. Der noch heute in Japan dieselbe Verbreitung und Bedeutung, auch für lexikographische Zwecke, wie unser Alphabet besitzende und schon jedem Kinde geläufige, an buddhistische Weltanschauung anklingende Sinnspruch lautet:

„Obgleich in ihren Farben [die Blüten] lieblich erglänzten,
Sind sie zu Boden gefallen, ach!
Wer in unserer Welt
Wird wohl von Bestand sein?
Die äußere Grenze der vergänglichen Welt
Heute überschreitend,
Werd' ich keinen seichten Traum mehr träumen,
Noch im Rausch [der Welt] befangen sein". (Übersetzung von Florenz.)

Auch wird Kōbō gerühmt, jedoch unter Wahrung eines kritischen Standpunktes gegenüber all den angeblich von ihm herrührenden, noch erhaltenen Kunstwerken, als Bildhauer und Maler, ferner als Verfasser des ersten japanischen Werkes über chinesische Rhetorik, als poetischer und Prosaschriftsteller, als Kalligraph und Verbesserer des Pinsels, sowie als Philosoph und Erzieher auch der Volksmassen und als Verbreiter von gewerblichen Kenntnissen.

Unter den wissenschaftlichen Werken der Fujiwara-Zeit seien genannt vier weitere Fortsetzungen des Nihongi: das „Nihon-kōki" (Spätere Annalen von Japan, 792—833, verfaßt 841), das „Shoku-Nihon-kōki" (Fortgesetzte spätere Annalen von Japan, 833—850, verfaßt 869), das „Montoku-Jitsuroku" (Geschichte des Kaisers Montoku, 850—858, verfaßt 878) und das „Sandai-Jitsuroku" (Bericht über die Ereignisse unter drei Regierungen, 858—887, verfaßt 901). Sie bilden mit dem „Nihongi" und dem „Shoku-Nihongi" die als „Rikkokushi", d. i. „Sechs-National-Geschichten" zusammengefaßte amtliche Geschichtschreibung des Reiches, die damit zum Abschluß gelangt. Eine systematische Bearbeitung des Stoffes der Reichsannalen stellt das 893 von Sugawara no Michizane (844—903) vollendete „Ruijū Kokushi" (nach Kategorien geordnete

Digitized by Google

National-Geschichte) dar. Der auch als Dichter und Kalligraph gleich berühmte Verfasser war ein bis zum Range des zweiten Kanzlers emporgestiegener Staatsmannn, der vergeblich bemüht war, der Verdrängung der Kaiser von der wirklichen Macht durch die Fujiwara Einhalt zu tun. Diese verstanden es, ihn mit Erfolg beim Kaiser Daigo (898—930) zu verleumden, so daß er nach Kyūshū verbannt wurde (901), wo er bald darauf starb. Noch heute wird er unter dem Namen „Tenjin" (Himmelsgott) in vielen ihm errichteten Tempeln und von dem ganzen, seine Loyalität hochpreisenden Volke als Gott der Schönschreibekunst eifrig verehrt.

Im Jahre 833 ward das „Ryō no Gige" vollendet, der berühmte Kommentar zur Taihō-, bezw. Yōrō-Gesetzgebung von hohem rechts- und kulturhistorischen Werte. Außer dem bereits genannten Handbuch des Adels, dem „Seishiroku" (oder „Shōjiroku") (s. S. 605), sei unter den „Shiki", den Sammlungen von Zeremonialgesetzen, hervorgehoben das 927 vollendete Engi-shiki, so benannt nach dem Nengō „Engi" (oder „Yengi" 901—922), in dem u. a. 27 der auf mündliche Überlieferungen der allerältesten Zeiten zurückgehenden Norito zur schriftlichen Aufzeichnung gelangten. Es sind dies die einst von den Nakatomi feierlich vorgetragenen, einen sinnreichen Bestandteil des nationalen Shintō-Kultus bildenden Ritualgebete, nicht ohne hohen, poetischen Schwung, in denen der Grund der Anbetung, sowie die dargebrachten Opfergaben verkündet werden.

Am Ende der Heian-Zeit erscheinen anschließend an die kriegerischen Wirren die ersten Vorläufer des zu großer Beliebtheit und Verbreitung gelangenden historischen Romans („Eigwa-Monogatari", „Okagami" u. a.), welcher nun an die Stelle der zwar trockeneren, aber als historische Quellen wichtigeren, amtlichen Reichsannalen tritt und in einem Dichtung und Wahrheit verknüpfenden Gewande der Erzählungen oder „Monogatari" die Ereignisse, besonders die Kriege und ihre Helden, von der Vergangenheit bis zur Gegenwart ausmalt und verherrlicht.

Murasaki Shikibu im Ishiyama-Tempel (Provinz Ōmi) am Genji-monogatari schreibend.

Farbige Seidenmalerei von Ogata Kōrin (1655—1716) in Besitz des Herrn Magoshi Kyohei in Tokyō. Aus Choice Masterpieces of Kōrin and Kensan (Tokyō, Kokka Co., 1906).

Reiche Früchte zeitigt die Heian-Zeit auf dem Gebiete der belletristrischen Literatur, die im Gegensatz zu den meist im vornehmen chinesischen Gewande verfaßten amtlichen und wissenschaftlichen Werken sich des nationalen Japanisch bedient. Erwähnt sei die erste amtliche Sammlung japanischer Gedichte „Kokinshū" (905), der Vorläufer einer weiteren langen Reihe. Einen hervorragenden Anteil hatten, noch mehr als schon in der Nara-Zeit, die Damen des Hofes. Zwei von ihnen schaffen um die Wende des 11. Jahrhunderts Werke, die als Höhepunkt der ganzen klassischen Prosaliteratur gelten: das „Genji Monogatari" von Murasaki Shikibu, die Erzählung vom Prinzen Genji, die ein zwar frei erfundenes, aber lebenswahres und farbenreiches Bild der sittlichen Entartung des verweichlichten Hoflebens zu Kyōto entwirft; und sodann das „Makura no Soshi" (Kopfkissenhefte) der wegen ihrer geistigen Überlegenheit und sarkastischen Schärfe bei Hofe geradezu gefürchteten Sei Shonagon, eine Art Skizzenbuch, auch recht bezeichnend für die höfischen Sitten der Zeit mit ihrer sentimentalen Naturschwärmerei und ihren keineswegs engherzig beurteilten Liebesabenteuern.

Eng verknüpft mit dem glanzvollen buddhistischen Kultus entwickelt sich in diesem Zeitalter

Digitized by Google

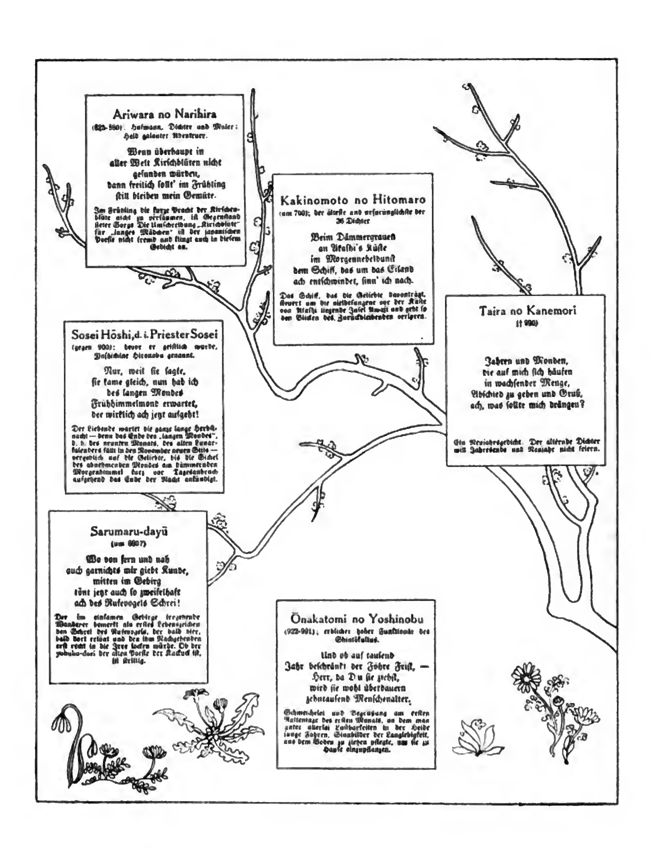
Sakai Hōitsu

„Die 36 Dichter"

(Erläuterung und Uebersetzung zu nebenstehender Tafel)

In der japanischen Literaturgeschichte bezeichnet man als Sanjuroku kasen „die sechsunddreißig Dichterheroen" eine Reihe der geschätztesten lyrischen Dichter und Dichterinnen des frühen Mittelalters, deren Liste zum ersten Male von einem Literaten des 11. Jahrhunderts aufgestellt worden ist. Wie die Vereinigung der Bildnisse dieser Sechsunddreißig in einer Darstellung überhaupt ein Lieblingsgegenstand der japanischen Kunst wurde, so hat auch Sakai Hōitsu (1761-1828), ein Meister der Kōrin-schule, die stattliche Bilderreihe auf einem Paar zusammengehöriger, mit farbiger Malerei auf Goldgrund versehener Faltsetzschirme angebracht. Die umstehende Tafel gibt einen sechs Bildkartons enthaltenden Ausschnitt von einem dieser Schirme wieder. Die Bildnisse sind natürlich nicht eigentliche „Porträts" der alten Dichter; immerhin könnten die wenigstens für manche der Dichter stets festgehaltenen Darstellungstypen, denen auch Hōitsu z. B. in dem Bilde des Hitomaro gefolgt ist, vielleicht auf echte alte Porträts zurückgehen, zumal mindestens eine plastische, allerdings von Ausländern getragene Porträtkunst spätestens im Japan des 8. Jahrhunderts vorhanden war. Hōitsu hat den einzelnen Bildnissen je ein in eleganten kalligraphischen Zügen geschriebenes Gedicht des betreffenden Meisters beigegeben, — sechs ausgezeichnete Beispiele der für die japanische Lyrik so charakteristischen Form des 31-silbigen „Kurzgedichts", Tanka oder Uta. Die metrische Uebersetzung dieser Gedichte mit kurzen Erläuterungen folgt umstehend. Bei ihrer Lektüre halte sich der Leser vor Augen, daß es dem japanischen Dichter darauf ankommen muß, reizvolle Bilder von knappstem Umriß zu entwerfen und mit geringen Mitteln die Stimmung realistisch erfaßter Situationen auszudrücken; zur Erzielung höchster poetischer Wirkungen reicht die enge Form des Kurzgedichtes nicht aus.

Digitized by Google

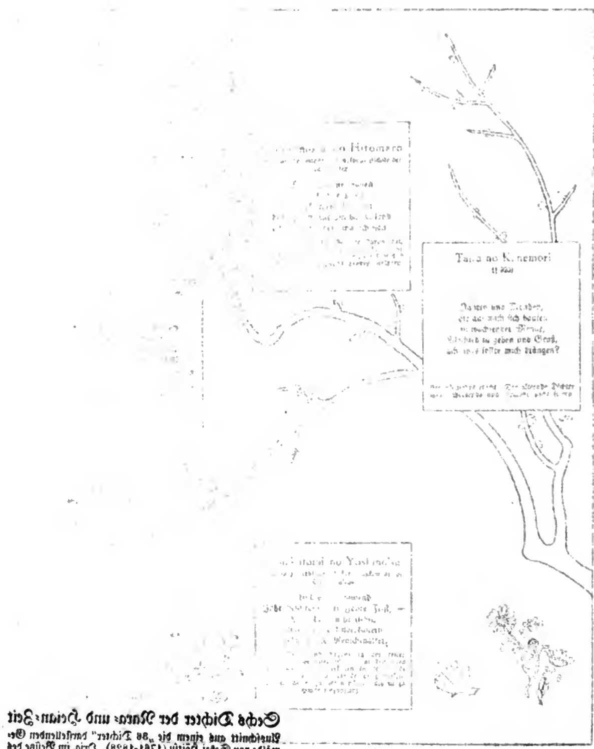


Digitized by Google



Sechs Dichter der Nara- und Heian-Zeit

Ausschnitt aus einem die „36 Dichter" darstellenden Gemälde von Sakai Hōitsu (1761-1828). Orig. im Besitze des Grafen Sakai Tadaaki in Tōkyō. Aus Tajima „Masterpieces selected from the Kōrin School, Bd. V. Tōkyō 1906" (Erläuterung und Uebersetzung auf nebenstehendem Deckblatt)



Sechs Dichter der Nara- und Heian-Zeit

Ausschnitt aus einem die „36 Dichter" darstellenden Gemälde von Sakai Hōitsu (1761-1828). Orig. im Besitz des Grafen Sakai Tadaoki in Tōkyō. Aus Tajima „Masterpieces selected from the Kōrin School, Bd. V. Tōkyō 1906" (Erläuterung und Uebersetzung auf nebenstehendem Textblatt)

Digitized by Google



Sechs Dichter der Nara- und Heian-Zeit

Ausschnitt aus einem die „36 Dichter" darstellenden Gemälde von Sakai Hōitsu (1761-1828). Orig. im Besitze des Grafen Sakai Tadaoki in Tōkyō. Aus Tajima, „Masterpieces selected from the Kōrin School, Bd. V. Tōkyō 1906" (Erläuterung und Uebersetzung auf nebenstehendem Deckblatt)

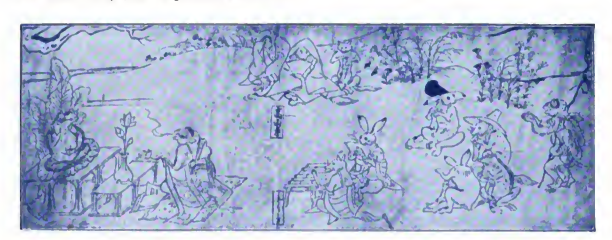
Digitized by Google



eine Blüte der hohen Kunst auf dem Gebiete religiöser Vorlagen. Unter den Malern der „Butsuye", wörtlich „buddhistische Bilder", seien als Begründer von Schulen genannt Kose no Kanaoka (ca. 850—931), ein Freund des gestürzten Kanzlers Michizane (s. S. 607—608), Takuma no Tamenari (um 1050), der Schöpfer der berühmten, heute leider ziemlich verwischten Wandmalereien der „neun Regionen des westlichen Paradieses" in der einst prächtigen Phönixhalle des Tendai-Tempels Byōdō-in in dem Orte Uji bei Kyōto, und Fujiwara Motomitsu (11. Jahrhundert), der Begründer der wahrscheinlich nach dem Ahnentempel der Fujiwara in Nara benannten Kasuga-Schule. Als Holzbildhauer werden gerühmt der Priester Genshin (942—1017), der Buddha-Bilder schnitzte und malte, und dessen gelehrte Werke über die indische Lehre noch heute viele Leser anziehen, und Sada-ie, dem die Amida-Statue in der genannten Phönixhalle zu Uji zugeschrieben wird. Wohl aus der religiösen Kunst heraus, besonders aus den zuletzt genannten zwei Schulen, beginnt um das Jahr 1000, nicht ohne Zusammenhang mit dem Erwachen der nun in japanischer Sprache nationalem Wesen gewidmeten Prosaliteratur, ein neuer, nationaler Stil sich zu bilden. Nicht mehr dem gräko-buddhistischen, klassischen Vorbilde der inzwischen zusammengebrochenen chinesischen Tang-Dynastie nachstrebend, ist er vielmehr Land und Leuten des eigenen Volkes, besonders den kriegerischen Taten, geweiht und heißt Yamato-Stil nach jenem uralten Zentralgebiete, das im übertragenen Sinne, besonders in der poetischen Sprache, das ganze Inselreich bezeichnet. Als Schöpfer dieses Yamato-Stiles, der die höchste Blütezeit im 12. und 13. Jahrhundert erreicht, werden angesehen der bereits genannte Momitsu und der Priester Toba Sōjō (oder Kakuyu 1053—1140), berühmt vor allem durch seine originellen Karikaturen.



Selbstporträt des Bildhauers Unkei.
Holzstatue im Tempel Rokuharamitsuji in Kyōto aus dem 12. oder 13. Jahrhundert. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band 7, Tōkyō 1902.



Karikatur auf das Treiben buddhistischer Priester. Schwarzweiß-Zeichnung einer Bilderrolle von Toba Sōjō im Tempel Kōzanji zu Toganō (Provinz Yamashiro). Aus Kokka (Heft 133, 1902).

Digitized by Google



Szene aus der Legende des Kasuga-Schreins: Bodhisattva Kshitigarbha erscheint aufrührerischen Priestern. Malerei von Takashina Takakane (14. Jahrhundert) im Besitze Sr. Maj. des Kaisers von Japan. Aus Kokka (Heft 140, 1902).

5. Der Feudalstaat (1185—1600).

1. Zentralregierung des Kamakura-Shōgunates (1185—1333).

Als Oberhaupt der neuen Zentralregierung, des „Bakufu", d. i. „hinter dem Vorhang", wie sie nach dem Zelt des Oberfeldherrn heißt, von wo aus er sie in den Kriegszügen leitete, verstand Yoritomo, mit der Heeresgewalt auch die politische Macht in seiner Hand zu vereinigen und das Shōgunat, nunmehr das wichtigste Staatsamt, in seinem Hause erblich zu machen.

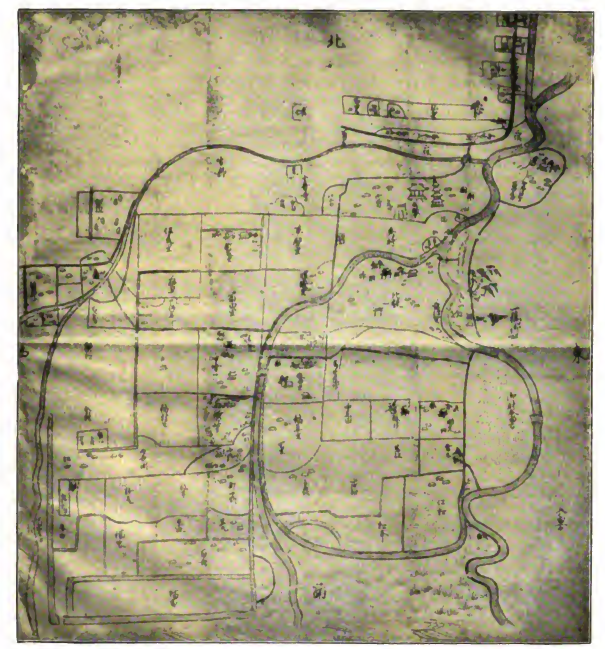
Den eigentlichen Sitz der Regierung verlegte er nach dem Osten, nach dem bald zu einer stattlichen, gewerbreichen Groß- und Hafenstadt emporblühenden, einstigen Fischerdorfe Kamakura im „Kwantō", wie die acht Provinzen östlich vom Hakone-Gebirge genannt zu werden pflegen, ein seit Jahrhunderten mit den Schicksalen des emporstrebenden Minamoto-Geschlechtes eng verknüpftes Gebiet.

Dem Kaiserhause gegenüber trug Yoritomo, aus kluger Absicht und im Gegensatz zu den auch deshalb unbeliebt gewordenen Taira, wenn auch nur äußerlich, große Verehrung zur Schau, die er auch den Untertanen einschärfte. Unangetastet ließ er auch die erblichen hohen Würden der Fujiwara-Geschlechter, die nach wie vor die Ämter der Kanzler, Sesshō und Kwampaku bekleideten, allerdings ohne daß auch die frühere Machtfülle noch damit verknüpft war. Überdies setzte er neu daneben noch das freilich auch einem Fujiwara-Zweige, den Kujō, übertragene Amt des „Nairan" oder Aufseher des kaiserlichen Hofes; dieser selbst verblieb wie bisher in Kyōto.

Die tatsächliche Erledigung der wirklichen Regierungsgeschäfte aber erfolgte in der neuen Shōgunatshauptstadt Kamakura. Um der in der ganzen Verwaltung eingerissenen Verschwendung zu steuern, vereinfachte Yoritomo die vielgegliederte Staatsverfassung mit ihrem Überfluß an Ämtern und führte an Stelle der acht Ministerien des Taikwa-Systems drei neue oberste Zentralbehörden ein. „Mandokoro" (= Regierungsstelle) hieß die Versammlung der Staatsräte für die Leitung der allgemeinen Verwaltung und Gesetzgebung. Die zweite Behörde „Monchūjo" beschäftigte sich mit der Rechtspflege. Dem „Samurai-dokoro" endlich unterstanden die eigentlichen Angelegenheiten des Heerwesens und der Vasallen.

Nach dem Siege über die Taira hatte Yoritomo von den damaligen 66 Provinzen des Reiches neun für sein eigenes Haus behalten und seine verdienstvollen Heerführer und Anhänger mit anderen Ländereien der vernichteten Gegner belehnt. Neben die durch das Anwachsen des immunen Shōyen-Besitzes ziemlich machtlos gewordenen Provinzgouverneure der kaiserlichen Regierung setzte nun Yoritomo seine eigenen Beamten, die „Shugo", welche die Militärgewalt und die peinliche Justiz in den Provinzen ausübten. Für die Shōyen führte er eine andere Gruppe von Aufsichtsbeamten ein, die „Jito", die mit der Erhebung der für

Digitized by Google



Plan des Shōyen Toda, Provinz Owari, von 1338. Original im Tempel Engakuji in der Provinz Sagami. Aus Dai Nihon Shiryō (Geschichtliches Material über Japan), Teil VI, Band 5, Tokyo 1906.

Die Karte deckt, im Maßstab ungenau, eine Fläche von ca. 5 : 5½ km (5 km westlich Nagoya) mit drei Mündungen des Kisogawa, Meer- und Flußdeichen, Bauernhäusern und größeren Gebäuden (Wohnungen? Götterschreine?) und der durch Nebendeiche und Wege markierten Geländeeinteilung. Die Dorfbildung ist unklar. Älteste Siedelungen der Gegend waren wohl die des Geschlechtes Shimada (am Flußknie, im unausgeführten nordwestlichen Teil der Karte); alt ist auch (im Winkel zwischen östlichem und mittlerem Flußarm) das dem Okuninushi geweihte Shintō-Heiligtum Morokuwa (mit Torii, Schrein usw.; 1338 schon in Filialbeziehungen zu der buddhistischen Tendai-Sekte auf dem Hieizan bei Kyōto), viel jünger (nördlich davon) der buddhistische Tempel Jōgwan-ji (mit Halle, Pagode usw.); den amtlichen Felderregulierungen bei Durchführung des Handensystems (7. 8. Jahrh.) entstammt die regelmäßige Form der Geländeabschnitte, je ein Ri = ca. 40 ha, in Mitte der Karte (dort auch das Toda Ri, Kern des Shōyen, nördlich des westlich der Brücke gelegenen Ri); das südlichere Küstengebiet ist wohl später dem Feldbau gewonnen. In allen Gebieten sind vornehmlich viele kleine Reisfelder mit ausgesparten Wohnplätzen zu denken. — Die Karte ist 1338 verfertigt anläßlich eines Grenzstreites zwischen dem Shōyen (Immune Grundherrschaft) Toda (Besitzer: Tempel Engaku-ji, Zen-Sekte, in Kamakura) und dem östlich anstoßenden Shōyen einer Tochter des Kaisers Go-Daigo, das im Süden auf das Westufer des östlichen Flußarmes greift (bis an den Deich) und weiter nördlich (gegenüber Morokuwa) an den Fluß reicht, wogegen die Besitzer von Toda, unter Berufung auf die kaiserliche Stiftungsurkunde (von 1087—93) des Shōyen hier Änderung des Flußlaufes behaupteten und die Uferstrecke mit Weidengebüsch und Heide bis zu einer an drei Kiefern vorbeilaufenden Linie beanspruchten. — Sonst betreffen die ausgeführten Partien der Karte wohl meist Besitz von Toda, ausdrücklich so bezeichnet sind: im Südwesten der Streifen zwischen Fluß und Deich, eine nordöstlich hiervon (nördlich einiger Häuser) gelegene Enklave und (nördlicher) ein an dem Fluß vorspringendes Landstück, ferner im Nordosten einige der Parzellen an der Straße nördlich der Flußgabelung und das umrahmte Gebiet östlich des Flusses. — Besitz von Shimada (mit kaiserlichen Parzellen) ist die Fläche westlich von Jōgwan-ji, noch südlich des Flusses. — Unklar ist, ob Morokuwa und Jōgwan-ji zu Toda gehörten.

Digitized by Google

die Kosten der Shōgunatsverwaltung auferlegten Reissteuer betraut waren. Auch bei den Shugo und den Jitō und dem damit verbundenen Lehnsbesitz kommt es bald wieder zur Erblichkeit. Aus diesen und anderen Gruppen der ritterlichen Vasallen entsteht, neben dem als die „Kuge" bezeichneten alten Hofadel des Kaisers in Kyōto, eine neue militärische Adelsklasse, die „Buke" (Bu = Krieg; ke = Haus, Familie), an Herkunft und Ansehen geringer, aber stärker an tatsächlicher Macht. Durch vorbildliches Beispiel und strenge Verordnungen suchten die Shōgunats-Behörden den Buke, im Gegensatz zu den in dem verfeinerten Hofleben bei Kunst, Dichtung, Spiel und Genüssen des Luxus verweichlichten Kuge, eifrig die herben Tugenden eines anspruchslos einfachen, aber kraftvollen und von hohem Ehrgefühl beseelten Kriegerstandes zu bewahren.

Im Jahre 1199 ward Yoritomo infolge eines Sturzes vom Pferde erst 53 Jahre alt durch den Tod aus seiner verheißungsvollen Laufbahn herausgerissen, nachdem er dem Reiche wenigstens ein Jahrzehnt bürgerlichen Friedens beschert hatte, in dem es sich von den Drangsalen der langen Kriege etwas zu neuer Blüte erholen konnte. Er wird geschildert als ein Mann von kleiner Gestalt und großem Kopfe mit anmutsvollem Wesen und heller Stimme. Seine Ruhe und Klarheit, seine Besonnenheit und Vorsicht erwarben ihm die Achtung und Ehrfurcht seiner Krieger. Nicht grundlos aber wird er des Mißtrauens, ja der Grausamkeit beschuldigt. Ließ er doch aus Argwohn zwei seiner eigenen Brüder töten, darunter den hervorragenden tapferen Feldherrn Yoshitsune (1159 bis 1189), dem der Sieg über die Taira in erster Linie zu danken war, und der fortlebt, dichterisch verklärt und auch auf der Bühne vielfach verherrlicht, als einer der beliebtesten Helden im Geiste seines Volkes. Seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, wie nicht minder der seines riesenhaften, treuen Anhängers Benkei, hat sich gar bald die Sage bemächtigt. Sie läßt Yoshitsune den Verfolgungen Yoritomos glücklich entkommen nach Yezo, wo er von den durch ihn zivilisierten Ainu göttlich verehrt worden sei; ja schließlich sei er nach der Mongolei gelangt und dort in der Person seines berühmten Zeitgenossen Dschengis-Khan (1157—1226) aufgetreten. Vor der geschichtlichen Kritik haben sich aber diese romantischen Angaben als durchaus unhaltbar bewiesen.



Benkei in der Tracht eines Mönchskriegers (Sōhei). Kakemono (Hängebild) von Ogawa Haritsu (gest. 1747). Im Besitz von Graf Tsugaru. Aus Kokka (Heft 74, 1895).

Yoritomo hinterließ zwei des großen Vaters unwürdige Söhne, die nacheinander in der Shōgunats-Würde ihm folgten. An Stelle dieser beiden in jugendlichem Alter ermordeten Schwächlinge (1204, bzw. 1219) hatten aber die eigentliche Macht in Händen ihre tatkräftige Mutter Masako sowie vor allem deren Vater Tokimasa (1138—1215) und nach dessen Tode (1205) ihr Bruder Yoshitoki (1163—1224). Ihr ganzes Geschlecht, das einflußreiche Haus Hōjō, hatte sich schon in den Fehden gegen die Taira als eifriger Anhänger um die Minamoto verdient gemacht. Nachdem die Söhne Yoritomos aus dem Wege geräumt waren, hätten die Hōjō gewiß leicht selbst die Ernennung zum Shōgun erlangen können. Doch waren sie klug genug, sich mit der wirklichen Macht, die sie unter dem in ihrem Hause erblichen Titel eines „Shikken" (Regierungsverwalter) ausübten, zu begnügen, während sie die Würde Shōgun aus weiser Rücksicht auf die einmal herrschende Meinung über das hohe Ansehen vornehmer Abstammung zunächst den mit den Minamoto verschwägerten Kujō, einem der fünf Haupthäuser der Fujiwara, überließen (1226—52), an deren Stelle später Prinzen des Kaiserhauses traten (1252—1338). Die Shikken nahmen nun eine ganz ähnliche Stellung in Kamakura ein wie zuvor in Kyōto gegenüber den Kaisern die Sesshō und Kwampaku des Fujiwara-Hauses. Auch sie verstanden trefflich es so einzurichten, daß zum Shōgun minderjährige Knaben ernannt wurden, die zumeist in jugendlichem Alter abdanken mußten und also nur willenlose Werkzeuge in der Hand der sie beherrschenden Shikken darstellten, ein weiteres Beispiel der in der

Digitized by Google

japanischen Geschichte immer aufs neue hervortretenden Erscheinung, daß der höchste staatliche Titel und die wirkliche Ausübung der Staatsgewalt in zwei getrennten Händen liegen. Ein Versuch eines der damaligen drei Exkaiser, die staatliche Macht der Shikken mit Gewalt zu brechen (1221), schlug gänzlich fehl und hatte gerade den entgegengesetzten Erfolg. Das kaiserliche Heer wurde von Yasutoki (1183—1242), dem Sohn und späteren Nachfolger des Shikken Yoshitoki, vollständig geschlagen; die drei Exkaiser wurden verbannt, der Herrscher selbst, ein nur dreijähriger Knabe, nach einer Regierung von 70 Tagen abgesetzt und an dessen Stelle ein anderer unmündiger Prinz von den Hōjō zum Throne berufen. Es bildet dieses Ereignis einen durchaus nicht ganz allein dastehenden Fall der japanischen Geschichte, in der es an Absetzungen, Verbannungen, ja selbst an Morden von Kaisern ebensowenig fehlt wie bei anderen Völkern, eine freilich mit der so oft behaupteten, nie angetasteten Heiligkeit und Unverletzbarkeit des von der Sonnengöttin abstammenden Herrschers nicht zu vereinbarende Tatsache.



Minamoto Yoritomo (1147—1199). Seidengemälde von Fujiwara Takanobu (1146—1205) im Tempel Jingōji, Takao, Kyōto. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band 4, Tōkyō 1900.

Die so aufs neue befestigte und erweiterte Macht der Hōjō, die von einer stattlichen Reihe lauter staatsmännisch und militärisch tüchtiger Shikken ausgeübt wurde, erreichte unter den durch Arbeitskraft, Weisheit und Sparsamkeit besonders berühmten Yasutoki (1224—42) und Tokiyori (geb. 1226, 1246—56, gest. 1263) ihren Höhepunkt. Die Herrschaft des ersteren ist bedeutsam geworden auch durch ein gesetzgeberisches Werk, das aus 51 Artikeln bestehende, nach dem Nengō Jōei (1232—1233) Jōei-Shikimoku genannte Gesetzbuch. Immer noch bestand zwar die Taihō- bzw. Yōrō-Gesetzgebung, und auch jetzt wurde diese nicht aufgehoben. Die im wesentlichen nur den neuen kriegerischen Lehnsadel der „Buke“ berührenden Verordnungen waren vielmehr vor allem bestimmt, die Befugnisse der Shōgunats-Beamten, wie der Shugo und Jitō, sowie die Rechtsverhältnisse der Vasallen des Bakufu, z. B. Eherecht, Erbrecht, Strafrecht u. dgl. zu regeln und dem Gerichtshofe des Monchūjo als eine gesicherte und den veränderten Zuständen entsprechende Unterlage der Rechtsprechung zu dienen. Einen bemerkenswerten Zug dieser Gesetzgebung bildet die selbständige Stellung der Frau, die überhaupt, besonders im Altertum und Mittelalter, in vieler Beziehung keineswegs eine gedrückte war. Nach diesem Gesetzbuch konnte sie z. B. sogar Trägerin des Lehns werden (Artikel 21).

Dank seiner insularen Abgeschlossenheit war das japanische Reich, abgesehen etwa von einigen unbedeutenden Versuchen nordostasiatischer Seeräuber an den Westküsten, von feindlichen Einfällen von außen bisher verschont geblieben. Die mächtigen chinesischen Dynastien waren vollständig zufrieden gewesen, wenn durch die angeblich Tribut bringenden Gesandtschaften der äußere Schein der ja über alle „Grenzländer der Barbaren“ wenigstens theoretisch beanspruchten Oberherrschaft des Reiches der Mitte einigermaßen gewahrt blieb. Auf das von jeher befreundete Japan aber, das sich als begeistertster und eifrigster Schüler und Verehrer chinesischer

Digitized by Google

Kultur glänzend bewährt hatte, konnte China ja nur stolz sein; auch fehlte es bisher durchaus an Gründen für einen Widerstreit der beiderseitigen politischen Interessen, um so mehr als Japan aus dem zu einem Schutzstaate Chinas gewordenen Korea sich ja längst zurückgezogen hatte.

Zur Zeit der Hōjō-Herrschaft aber erfolgte eine bedenkliche Änderung dieses Zustandes, wodurch dem Inselreiche eine unerwartete, schwere Gefahr erwuchs, die ihm gar leicht verhängnisvoll zu werden drohte. Der befreundete, uralte chinesische Staat war die Beute fremder kühner Eroberer aus dem Norden geworden. Waren unter Dschengis-Khans Nachfolger die wilden Mongolenhorden unaufhaltsam sogar bis zu den Gefilden der Oder schon vorgedrungen (1241), so schwebte seinem in staatsmännischen Ideen aufgewachsenen, ehrgeizigen Enkel Kublai Khan (1260—94) der stolze Gedanke einer asiatischen Universalherrschaft vor. Nachdem es ihm gelungen war, China und Korea zu unterwerfen, verfolgte er fast zwei Jahrzehnte lang Pläne zur Eroberung auch Japans, sei es auf gütlichem oder gewaltsamem Wege. Nachdem er wiederholt vergeblich Gesandte mit väterlichen Ermahnungsschreiben geschickt, die in Japan als Spione schließlich hingerichtet wurden, und mit ungenügenden Streitkräften einen ebenso vergeblichen Eroberungszug unternommen hatte (1274), rüstete der sonst in all seinen großen Unternehmungen so erfolgreiche, durch diesen Fehlschlag aufs äußerste gereizte Kublai nun eine Eroberungsflotte aus, die nach menschlichem Ermessen wohl geeignet schien, das störrische kleine Inselreich zu vernichten. Die wohl etwas übertriebenen Angaben über die Zahl der Schiffe schwanken zwischen 4000 und 6000, über das Heer zwischen 100000 und 240000 Mann. Noch vor der Abfahrt verschied der zum Oberbefehlshaber ausersehene, tüchtige Feldherr; Eifersucht der beiden Untergenerale hemmte nun die Schlagfertigkeit. Schwereres Unheil aber drohte von der Macht der Elemente der bei dem durch die Vernichtung der baltischen Flotte 1905 weltbekannt gewordenen Eiland Tsushima vor Anker gegangenen Streitmacht. Nach den japanischen Annalen waren es die heimischen Schutzgötter, welche, erzürnt über den ihnen durch die tatarischen Eindringlinge zugefügten Hohn, einen der in jenen Gewässern nicht seltenen, als Taifune bekannten furchtbaren Seestürme erregten.



Shikken Hōjō Tokiyori (1227—1263). Holzstatue (13. Jahrhundert) im Tempel Kenchōji zu Kamakura. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art (Band 7, Tokyō 1902).

„Gott, der Allmächt'ge blies,
Und die Armada flog nach allen Winden".

Die höheren Offiziere sollen sich auf den besten Schiffen nach China zu retten gesucht haben. Den größten Teil der nun fast führerlosen und nur an Landschlachten gewöhnten Mannschaft verschlang nebst den übrigen Schiffen das Meer. Der Rest fiel dem nun unter dem jugendlichen, tatkräftigen Shikken Tokimune herbeikommenden japanischen Heere zum Opfer (1281). Welch merkwürdiges, in so vielen Punkten übereinstimmendes Gegenstück zu dem großen Ereignis drei Jahrhunderte später im Ärmelkanal, das bestimmt war, die drohende Eroberung der britischen Inseln durch die damalige Weltmacht des abendländischen Festlandes, durch Spanien, zu vereiteln! Kublai Khan scheint noch jahrelang, gegen die Ansicht seiner ergebensten und tüchtigsten Berater, neue Angriffspläne gegen Japan geschmiedet zu haben, die aber trotz sehr kostspieliger Vorbereitungen wegen anderer dringenderer Heeresunternehmungen nicht zur Ausführung gelangten. Ebenso blieb man in Japan bemüht, die bedrohten Küsten durch

Digitized by Google

Befestigungen und Kriegsvorbereitungen zu schützen. Ja, dem unternehmenden Tokimune wird sogar die Absicht eines Rachezuges nach China gegen Kublai selbst zugeschrieben, ein jedoch mit dem bald erfolgenden, frühen Tode des erst 34jährigen Shikken (1284) hinfällig werdender Plan.

Auch für das Abendland ist das für Japan so denkwürdige Ereignis des großen Mongolen-Einfalles bedeutsam geworden; verknüpft sich doch hiermit die erste Kunde Europas von dem hier bisher unbekannten, fernen Inselreiche des äußersten Ostens. Denn der seit 1274 fast 20 Jahre lang im Dienste Kublais hohe staatliche Ämter bekleidende Venetianer Marco Polo ist es, der in seinem weltberühmten Reisewerke auch über „Cipangu", wie er Japan nach „Jih-pên", der chinesischen Aussprache für Nihon nebst der Endung „kuo" (= Land), nennt, uns zuerst berichtet. Zwar ist er selbst nicht dort und an jener verhängnisvollen Unternehmung auch nicht beteiligt gewesen; doch stimmt seine Schilderung des Ereignisses bis auf einige abenteuerliche Einzelheiten im wesentlichen überein mit den übrigen chinesischen und japanischen Berichten. Japan selbst sind leider nur einige Zeilen gewidmet, die einen mit der ziemlich bescheidenen Wirklichkeit wenig in Einklang stehenden übermäßigen Reichtum an Gold und Perlen rühmen. Gerade diese wenigen, in Gold schwelgenden Zeilen aber sollten zwei Jahrhunderte später mit dazu beitragen, ein welterschütterndes Ereignis herbeizuführen, die Entdeckung Amerikas; denn die allerdings nicht weniger irrige Angabe Polos, die schätzereiche Insel läge 1500 Meilen östlich vom chinesischen Festlande, bildete ja bekanntlich eine der Unterlagen, auf die Kolumbus seinen Plan stützte, westwärts von Europa dieses ersehnte Dorado zu erreichen.



Der Daibutsu von Kamakura. von Ono Goroyemon. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band 6, Tokyo, 1902.

Die Gefahr von außen war nun von Japan abgewendet; um so heftiger sollten die Streitigkeiten im Innern bald wieder ausbrechen. Gewaltige Summen hatte die Ausrüstung des Heeres, die Errichtung von Befestigungen und nicht am wenigsten die Spenden an die Heiligtümer der um ihren Schutz angerufenen Kami und Buddha verschlungen. Das Bakufu und die ganze Bevölkerung war dadurch in eine finanzielle Notlage geraten, die vergeblich durch ungesunde Verwaltungsmaßregeln zu beseitigen gesucht wurde. So setzte 1297 die Regierung Preise für die notwendigen Bedarfsartikel und die Höhe der Leihzinsen fest, eine zwar für ihre Krieger vorteilhafte, die Masse der Bevölkerung aber aufreizende Maßregel. Streitigkeiten um die Macht im Geschlechte der Hōjō selbst, sowie selbständiges Erstarken der Shugo und Jitō in den Provinzen, dazu der Haß der Nachkommen der 1221 besiegten und ihrer Shōyen verlustig gegangenen Anhänger des Kaiserhauses, sodann die wie früher in Kyōto nun auch unter den einst so einfachen kriegerischen Vasallen von Kamakura einreißende Verweichlichung, endlich wucherische Ausbeutungen des Volkes durch eigennützige Reisbeamte des Shōgunats bei Hungersnöten, all dies trug dazu bei, die um die Wende des 13. Jahrhunderts im ganzen Reiche gründlich verhaßt gewordene, eigenmächtige Herrschaft der Hōjō ernstlich zu erschüttern. Der ausnahmsweise einmal im kräftigen Mannesalter mit der kaiserlichen Würde 1319 bekleidete Go-Daigo (geb. 1287, gest. 1338) glaubte daher endlich die

Digitized by Google



Tempelhalle des Gottes Judō auf dem Berge Kōyasan in der Provinz Kii, erbaut 1197.
Aus Dai Nihon Shiryō (Geschichtliches Material über Japan) Teil IV, Band 5, Tōkyō 1906.

Zeit gekommen, um mit Hilfe auf die Hōjō eifersüchtiger anderer großer Geschlechter die Shikken mit Waffengewalt stürzen und die alte kaiserliche Macht wiederherstellen zu können. Allein dieser erste Versuch mißlang kläglich. Das Heer des neunten und letzten Shikken Takatoki (1303—33) zog siegreich in Kyōto ein, der geflohene Kaiser Go-Daigo wurde festgenommen, abgesetzt und verbannt und an seine Stelle ein anderer, jugendlicher Prinz vom Shikken als Kaiser Kōgon eingesetzt (1331). Zwei Jahre später aber gelang es den Gegnern der Hōjō unter Führung des Generals Takauji aus dem nun in den Vordergrund der Ereignisse tretenden Hause Ashikaga ihnen zuerst Kyōto zu entreißen und sodann unter Nitta Yoshisada Kamakura selbst einzunehmen. Die stattliche Großstadt geht in Flammen auf, Takatoki wählt nach einem vergeblichen Versuche der Gegenwehr mit den Seinen den Tod von eigener Hand, die Herrschaft der Shikken ist gebrochen für immer!

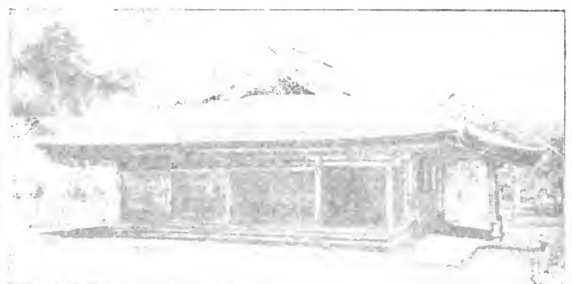
Dem Gebiete des geistigen Lebens war natürlich das unruhige Kamakura-Zeitalter, in dem die rauhen, kriegerischen Tugenden der ritterlichen Vasallen die Hauptrolle spielten, wenig günstig; es zeigt zumeist ein Bild des Verfalles. Die religiösen Einrichtungen zwar und ihre Vertreter erfreuten sich der Gunst Yoritomos, dessen Klugheit die ungünstigen Folgen ihrer Mißachtung durch die Taira nicht entgangen waren. Dem Besitze der Shintō- wie der Buddhatempel räumte er daher die gleiche Immunität wie den Shōyen der großen Grundherren ein. Auch das Jōei-Shiki-moku, die Gesetzgebung der Shikken, stellt an die Spitze seiner 51 Verordnungen die Verehrung der Gottheiten, sowie den Schutz und die Erhaltung der Tempel, und zwar der shintōistischen (Artikel 1) wie der buddhistischen (Artikel 2). In die Blütezeit der Hōjō-Shikken fällt ja auch die Errichtung des Daibutsu von Kamakura (1252, Höhe 15 m) der berühmten Riesen-Buddha-Statue aus Bronze, deren Halle nicht mehr vorhanden, die aber gerade im Freien, in dem stimmungsvollen Grün des Tempelhaines, noch heute auf keinen andächtigen Beschauer den Eindruck tiefer Erhabenheit verfehlen wird. Trotz dieser Gunstbeweise sank aber sehr das einst so hohe Ansehen der in dieser bewegten Zeit bedenklich verweltlichten Priester, deren Scharen manchmal auch nicht vor Anwendung kriegerischer Gewalt selbst zurückscheuten. Andererseits wurden gerade die Verwilderung der Sitten und der Verfall der Priesterschaft für einzelne hochstrebende Geister unter ihnen die Veranlassung, nach neuen Wegen zu suchen, um die abgestumpften Herzen der geistlichen wie der Laienmassen zu reinigen und zu erheben, sowie den Segen der buddhistischen Lehren ihnen neu zu erschließen. In der Tat ist wohl kaum ein anderes Zeitalter in Japan so fruchtbar gewesen an neuen Sekten des Buddhismus und an Verkündern neuer Wege des Heiles darin.

Digitized by Google



Japanische Ritter auf Küstenwache während des Mongoleneinfalls (1281)

Aus einer zeitgenössischen Rollbilderhandschrift, angeblich von Tosa Nagataka im Besitze des Marquis Hosokawa in Tôkyô. Aus Kokka Nr. 9, Tôkyô 1890



Te[illegible]elhalle des Gottes Judō auf dem Berge Kōya[illegible] [illegible] der Provinz Kii, erbaut 1197.
Aus Dai Nihon Shiryō (Geschichtliches Material über [illegible] Teil IV, Band 5, Tokyo 1906.

Zeit gekommen, um mit Hilfe auf die Hōjō [illegible] [illegible]ter anderer großer Geschlechter die Shikken mit Waffengewalt stürzen und die [illegible] [illegible]tige Macht wiederherstellen zu können. [illegible] dieser erste Versuch mißlang kläglich. [illegible] [illegible]er des neunten und letzten Shikken Takatoki [illegible] (13[illegible]–33) zog siegreich in Kioto ein, [illegible] [illegible] Kaiser Go-Daigo wurde festgenommen, [illegible] und verbannt und an seine [illegible] [illegible] anderer, jugendlicher Prinz vom Shikken als [illegible] eingesetzt (1331). Zwei [illegible] [illegible]ter aber gelang es den Gegnern der Hōjō unter [illegible] des Generals Takauji [illegible] [illegible] in den Vordergrund der Ereignisse tretenden [illegible] [illegible] ihnen [illegible] [illegible]pen und [illegible] unter Nitta Yoshisada Kamakura [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] in Flammen auf, Takatoki wählt nach einem [illegible] der [illegible] [illegible] den [illegible] den Tod von eigener Hand, die Herr[illegible] [illegible] ist [illegible] ge[illegible] [illegible]mer!

[illegible] des [illegible] [illegible]us war natürlich das unruhige Kamakura-Zeitalter, in [illegible], [illegible] [illegible]geneen der kriegerischen Vasallen die Hauptrolle spielten, [illegible] es [illegible] [illegible] ein Bild des Verfalles. Die religiösen Einrichtungen zwar [illegible] Vertreter [illegible] sich der Gunst Yoritomos, dessen Klugheit die ungünstigen Folgen [illegible] [illegible]achtung [illegible] Taira nicht entgangen waren. Dem Besitze der Shinto- wie der [illegible]tempel [illegible] aber die gleiche Immunität wie den Erben der großen Grund[illegible] [illegible] ein. [illegible] [illegible] Jei-Shiki mehr, die Gesetzgebung der Shikken, stellt an die Spitze [illegible] 51 [illegible] [illegible] die Verehrung der Gottheiten, sowie den Schutz und die Erhaltung [illegible] Temp[illegible] [illegible] zwar der shintoistischen (Artikel 1) wie der buddhistischen (Artikel 2). In [illegible] [illegible] Hōjō-Shikken fällt ja auch die Errichtung des Daibutsu von Kamakura [illegible], [illegible] [illegible]) der berühmten [illegible] Buddha-Statue aus Bronze, deren Halle nicht [illegible] [illegible], die aber gerade im Freien, in dem stimmungsvollen Grün des Tempelhaines, [illegible] [illegible] auf keinen empfänglichen Beschauer den Eindruck tiefer Erhabenheit verfehlen wird. [illegible] [illegible] Gunstbeweise [illegible] aber [illegible] so hohe [illegible] der in dieser bewegten [illegible] [illegible] verweltlichten Priester, deren Scharen manchmal auch nicht vor Anwendung [illegible] [illegible]ger Gewalt selbst zurückscheuten. Andererseits wurden gerade die Verweltlichung der [illegible] und der Verfall der Priesterschaft für einzelne hochstrebende Geister unter ihnen die [illegible]anlassung, nach neuen Wegen zu suchen, um die [illegible] [illegible] der geistlichen wie [illegible] Laienmassen zu reinigen und zu erheben, [illegible] den Segen der [illegible] Lehren neuen [illegible] zu erschließen. In der Tat ist wohl kaum ein anderes [illegible] [illegible] Japan so fruchtbar gewesen an neuen Sekten des Buddhismus [illegible] [illegible] Verkündern [illegible] [illegible] des Heiles darin.

Digitized by Google



Japanische Ritter auf Küstenwache während des Mongoleneinfalls (1281)

Aus einer zeitgenössischen Rollbilderhandschrift, angeblich von Tosa Nagataka im Besitze des Marquis Hosokawa in Tōkyō. Aus Kokka Nr. 9, Tōkyō 1890





Reisverteilung an Arme bei buddhistischer Feier. Aus einem Gemälde der Tosa-Schule (13. Jahrhundert). Besitz des Tempels Shōjōkōji, Provinz Sagami. Aus Kokka (1903, Nr. 158).

Hōnen Shōnin (oder Genkū 1133—1212), der Stifter der Jōdō-shū oder Sekte des Reinen Landes, lehrte, sich nicht auf die eigene Kraft zu verlassen, sondern nur auf das inbrünstige Gebet „Namu Amida Butsu", d. i. Verehrung sei dem unendlichen Buddha. Shinran-Shōnin (1174—1268), der Sohn eines Kuge, hiervon nicht voll befriedigt, begründete die Jōdō-shin-shū oder Wahre Jōdō-Sekte. Er gestattete den Priestern den Genuß von Fisch und Fleisch, sowie die Ehe und heiratete selbst eine Tochter des Fujiwara-Hauses. Am einflußreichsten aber wurde Nichiren (1222—82), der die Wichtigkeit des aufrichtigen Glaubens und als dessen Ausdruck die Worte Myō-hō-ren-ge-kyō, d. i. die Sūtra des Lotus des wunderbaren Gesetzes, predigte und aufs schärfste gegen den Verfall der Sitten und gegen andere Sekten loszog, ohne dabei auch die mächtigsten Kreise zu schonen. Kein Wunder, daß er, sowie übrigens auch die beiden anderen Sektenhäupter, durch Verbannung bestraft wurde; doch kehrten sie später alle hochgeehrt zurück. Waren diese drei Lehren vor allem auf die Massen des Volkes berechnet, so fand die Zen-Sekte, die nicht den Wert auf die heiligen Worte der Sūtra, sondern den Schwerpunkt in die Läuterung des Herzens durch Meditation legte, ihre Anhänger vorwiegend unter den kriegerischen Vasallen und überhaupt unter den höheren Klassen in Kyōto und Kamakura. Ihr besonders war es beschieden, im Laufe der Zeit durch ihre einfach schlichte, strenge, grüblerisch-herbe Geistesrichtung einen großen, jeglichem auffallendem Prunke und äußerem Scheine abholden Einfluß auszuüben auf alle Verhältnisse des Lebens, auf Sitten, Kleidung, Nahrung und Wohnung, wie nicht minder auf Kunst und Literatur.

Was Wissenschaft und Kunst anbelangt, so schätzte die in der Kamakura-Zeit maßgebende Klasse der Ritter nur die kriegerischen Künste, betrachtete das Buchwissen aber meist unter ihrer Würde, so daß dieses, gerade wie im Mittelalter in Europa, höchstens noch von den Mönchen in den Klöstern gepflegt wurde. Unter den 5000 Rittern Yasutokis, die 1221 Kyōto einnahmen (s. S. 613), sollen nur wenige imstande gewesen sein, selbst den Erlaß des geflohenen Kaisers zu lesen. Ja, viele aus dem höchsten Adel sollen der Schrift unkundig und sogar manche Kaiser nur halbgebildet gewesen sein. In der Schriftsprache trat, da nur wenige noch das Chinesische beherrschten, ein eigentümlicher Mischstil ein, ein mit japanischen Worten durchsetztes, entstelltes Chinesisch, in dem urkundliche Schreiben wie Historienbücher nun abgefaßt wurden. Der mit Vorliebe dem Leben des tapferen japanischen Ritters entnommene Stoff der Erzählungen kommt in Schlachten-Epen zum Ausdruck. Ein ihren Untergang überdauerndes Verdienst erwarben sich die Hōjō durch die Begründung der an chinesischen und japanischen Werken überaus reichen Bibliothek zu Kanazawa, unweit des späteren Yokohama.

Digitized by Google

2. Das Ashikaga-Shōgunat; unabhängige Landesherren (Daimyō) (1333—1573).

Die sichere Erwartung des Kaisers Go-Daigo, nach dem Sturze der Shikken das Heft der Regierung wieder, wie einst die großen Tennō der Taikwa- und Nara-Zeit, in seiner eignen Hand zu behaupten, sollte sich bald als eine nur zu trügerische, schöne Hoffnung erweisen. Denn das Shōgunat, das Go-Daigo nun seinem eigenen Sohn verliehen hatte, war der Zielpunkt der Macht, nach dem der hierdurch enttäuschte Takauji trachtete, der angesehene Heerführer aus dem seine Abstammung auch auf die Minamoto zurückführenden Hause Ashikaga, dem Go-Daigo die Vernichtung der Hōjō in erster Linie verdankte und den er für sein Verdienst mit einigen der östlichen Provinzen belohnt hatte. Ein überlebender Sprosse der Hōjō, der noch einen Versuch wagt, sich wieder Kamakuras zu bemächtigen, wird von dem herbeieilenden Takauji vernichtet, der sich nun seinerseits in Kamakura festsetzt und sich eigenmächtig zum Shōgun macht (1335). Vergeblich sendet Go-Daigo seine Heere gegen den von ihm als Rebellen erklärten, ungetreuen Vasallen; er selbst muß wieder aus Kyōto fliehen, wo der siegreich einziehende Takauji einen jugendlichen, ihm gefügigen Prinzen zum Kaiser einsetzt (Kōmyō, geb. 1322, 1336—1348, gest. 1380). Von ihm läßt Takauji sich 1338 zum Shōgun ernennen, eine Würde, in der sich das Haus Ashikaga in dem langen Zeitraum bis 1573 nun behaupten sollte. Go-Daigo aber, der in dem schwer zugänglichen gebirgigen Gelände von Yamato, in dem befestigten Tempel von Yoshino, eine Zuflucht gefunden hatte, war keineswegs gewillt, den neuen Kaiser anzuerkennen; im Besitze der Thron-Insignien verteidigte er vielmehr, und nach seinem bald erfolgenden Tode (1338) seine Nachkommen, noch lange ihre legitimen Rechte auf die Kaiserwürde. So stehen sich nun — ein neues Beispiel für die Hinfälligkeit jener immer wiederholten Behauptung von der nie verletzten Heiligkeit der Person des Kaisers — über ein halbes Jahrhundert lang (1336—92) zwei Zweige des Herrscherhauses als Gegenkaiser feindlich gegenüber, die in der japanischen Geschichte als die Nördliche und die Südliche Dynastie bezeichnet werden. Es ist dies jedoch nicht etwa als eine Teilung des Reiches aufzufassen, wonach die eine Linie über die nördliche und die andere über die südliche Hälfte des Landes geherrscht hätte. Die Benennung deutet vielmehr nur darauf hin, daß Go-Daigo und seine Nachfolger ihren Hof südlich von Kyōto führten; in dieser alten Hauptstadt selbst aber hatten ihre kaiserlichen Gegner nach wie vor ihren Sitz unter dem Schutze der Ashikaga-Shōgune, welche in ihrem Namen die allerdings besonders in den entlegeneren Provinzen kaum noch wirksame Regierung des ganzen Reiches tatsächlich ausübten. Mit Hilfe der beiderseitigen Anhänger brechen nun von Zeit zu Zeit und mit verschiedenem Erfolge immer aufs neue die Fehden zwischen den beiden feindlichen Dynastien aus, ohne jedoch zu einer endgültigen Vernichtung der einen oder anderen Partei zu führen. Erst dem Einflusse des dritten Ashikaga-Shōgunes Yoshimitsu (1358—1408), eines hervorragenden Staatsmannes, unter dessen glänzender Herrschaft sein Haus den Gipfel seiner Macht erreicht, gelingt es, diesem unerträglich gewordenen Zustand ein Ende zu bereiten, indem er den



Kaiser Go-Daigo. Gemälde im Tempel Daitokuji zu Kyōto, Tosa Yukimitsu (14. Jahrhundert) zugeschrieben. Aus Dai Nihon Shiryō (Geschichtliches Material über Japan) Teil VI, Band 5, Tōkyō 1906.

Digitized by Google

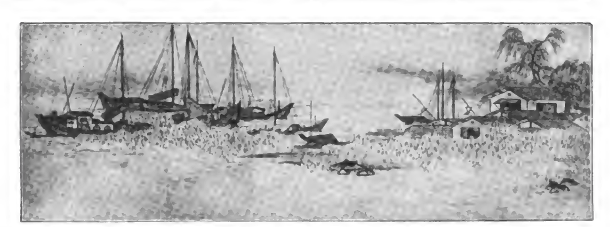
bedrängten Kaiser der zumeist unterlegenen Linie Go-Daigos zur gutwilligen Abdankung zugunsten der nördlichen Dynastie zu bewegen vermag. Die diesem Verzichte zugrunde liegende Abmachung, daß künftig die kaiserliche Würde zwischen den beiden Zweigen der Herrscherfamilie abwechseln solle, ist später freilich nicht eingehalten worden.

Die Muromachi-Zeit, wie die Herrschaft der Ashikaga nach deren Palast in der Muromachi-Straße zu Kyōto oft bezeichnet zu werden pflegt, bietet wenigstens bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts und allerdings zumeist nur in der Hauptstadt eine neue Blütezeit des Luxus, der Literatur und der Kunst sowie vornehmer gesellschaftlicher Spiele dar. Unter dem ernsten Einflusse der Selbstzucht rühmenden Zen-Lehre entwickeln sich die als die Tee-Zeremonien (Cha-no-yu) bekannten ästhetischen Zusammenkünfte. Yoshimitsu läßt sich auf einem idyllisch an einem kleinen See liegenden Hügel bei Kyōto nach dem nur eine Förmlichkeit bildenden Übertritt in den Mönchsstand die wegen ihrer prächtigen Ausstattung Kinkaku-ji, d. i. Tempel des Goldenen Pavillons genannte Villa errichten (1397), deren Goldbeläge heute allerdings kaum noch wahrnehmbar sind. Ein Gegenstück hierzu bildet eine andere der damaligen kostbaren Bauten, der 1473 von seinem Enkel, dem achten Ashikaga-Shōgun Yoshimasa (1435—90) errichtete Ginkaku oder silberne Pavillon. Die reiche Ausstattung der geistlichen und weltlichen Prachtbauten wirkte fördernd auf die bildende Kunst. Neue, besonders wegen ihrer monochromen Kunstwerke geschätzte Malerschulen, die sich an große Künstler der chinesischen Sung-Dynastie (960—1279) anlehnen, entstanden und weisen noch heute berühmte Namen wie Chō-Densu (1352—1431, und Josetsu (14.—15. Jahrhundert) sowie dessen Schüler Sesshū (1420—1506) auf. 1439 wurde auch die seit langem in Verfall geratene Gelehrtenschule in Ashikaga (Provinz Shimotsuke) wiederhergestellt; daneben wurden aus China und Korea Bücherschätze zur Ergänzung der Bibliotheken beschafft.



Ashikaga Yoshimasa, Shōgun 1444—1473. Ihm selbst zugeschriebene Holzstatue im Tempel Ginkajuji zu Kyōto. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band VI, Tōkyō 1902.

Dauernde geordnete Zustände vermochten aber bei dem fehdelustigen Geiste der Ritter und den Zwistigkeiten im eigenen Hause auch die prachtliebenden Ashikaga nicht durchzuführen, und die inneren Kämpfe hörten nicht auf. Aus den einstigen Provinzgouverneuren, sowie



Hafen mit Handelsschiffen. Gemälde auf Papier von Sesshū (1420—1506). Besitz des Fürsten Mori Motoaki, Tōkyō. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band IV, Tōkyō 1900.

aus den Shugo und Jitō des Shōgunats waren kleine und große Territorialherren in großer Zahl hervorgegangen, die immer unabhängiger von der geschwächten Zentralregierung zu werden verstanden und in der Feudalzeit als die „Daimyō" (wörtlich: großer Name) bezeichnet zu werden pflegen. Gestützt auf ihre Samurai, den in ihren Diensten kämpfenden, ehrgeizigen, beutegierigen, zahlreichen Lehnsadel, trachteten sie, in unaufhörlicher Fehde miteinander, ihren Besitz immer mehr auszudehnen. An Stelle gesetzlicher Ordnung herrschte zumeist rohe Gewalt; der Ackerbau, noch mehr aber Handel und Gewerbe in den noch wenig entwickelten Städten, lag sehr danieder. In diesen rauhen Zeiten verfallender Sitten entwickelt sich in den Kreisen der Samurai jener auf konfuzianischen Lehren aufgebaute, ungeschriebene ritterliche Ehrenkodex, dem, allerdings erst später, der heute so viel gebrauchte und fast zu einem Schlagworte gewordene Name „Bushidō", d. i. der Weg des Ritters, zuteil wird. Er ist gekennzeichnet durch eifrigen Ahnenkult, unbedingte Treue und Hingabe für den Lehnsherrn, äußerste Geringschätzung des eigenen Lebens und Vollziehung des Harakiri, der feierlichen Selbstentleibung durch Bauchaufschlitzung, bei der geringsten Ehrverletzung.

Streitigkeiten zwischen zwei Zweigen des Ashikaga-Hauses um die Nachfolge im Shōgunat führten zu einem verheerenden, elfjährigen Kriege (1467—77), in dem viele der Daimyō, und gerade die mächtigsten, für die eine oder andere Seite Partei ergriffen; Kyōto und die Ortschaften der Umgebung erlitten schreckliche Verwüstungen; viele der dortigen Kunstschätze wurden zerstört. Ohne daß aber eine der beiden Parteien die andere ganz zu vernichten vermocht hätte, fand der Krieg schließlich ein Ende infolge des Todes der führenden Daimyō und der beiderseitigen völligen Erschöpfung im ganzen Reiche. Seitdem aber hörten ein Jahrhundert lang die Wirren nicht ganz auf. Das Ansehen der von ihren großen Vasallenfürsten wie den Hosokawa, Shiba und Hatakeyama abhängig gewordenen Ashikaga-Shōgune und der Zentralregierung überhaupt war geschwunden. Der ganze Staat war gespalten in einige Hunderte von nur noch lose zusammenhängenden, kleinen oder größeren Feudalfürstentümern, in denen die in beständige Nachbarfehden verwickelten Daimyō höchstens innerhalb ihrer eigenen Grenzen einige Ordnung aufrechtzuerhalten trachteten. Nicht nur die unteren Klassen litten Not; selbst an dem einst so üppigen Kaiserhofe zu Kyōto, dessen Einnahmequellen durch das Überhandnehmen des immunen Daimyō- und Klosterbesitzes meist versiegt waren, fehlte es bisweilen an den nötigsten Mitteln zu den vorgeschriebenen Zeremonien, z. B. bei der Thronbesteigung und Bestattung, sowie zu Ausbesserungen des Palastes.

Unter den ehrgeizigen Heerführern, die in dieser Zeit schwankender politischer Verhältnisse jeder für sich die Möglichkeit des Aufstiegs zur obersten Macht erkennen zu dürfen glaubten, tritt um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Persönlichkeit Oda Nobunagas (1534—1582), eines der kleineren Daimyō, in den Vordergrund. Dieser begabte und hochstrebende kriegerische Führer seiner Samurai hatte es verstanden, in meist glücklichen Fehden seine Herrschaft aus ziemlich bescheidenen Anfängen heraus nach und nach über einen beträchtlichen Teil von Mittel-Japan auszudehnen, ein Gebiet, das ihm neben seinem bald weit verbreiteten Rufe als tapferer, tüchtiger Feldherr schon wegen der Nähe des meist bedrängten Sitzes von Kaiser und Shōgun eine einflußreiche Rolle zuwies. In der Tat soll an ihn ein kaiserlicher Auftrag ergangen sein, den langjährigen Wirren in der Hauptstadt ein Ende zu bereiten. Jedenfalls weiß er, die erlangte Macht geschickt zu benutzen zur Niederwerfung einer Empörung gegen die in Kyōto residierenden Ashikaga, und so zieht, dank der Unterstützung Nobunagas, 1568 Yoshiaki (geb. 1537, 1568—73) als neuer Shōgun dort ein, und zwar als letzter seines Hauses. Denn gar bald bricht nun zwischen ihm und seinem wohl nicht grundlos eifersüchtig beargwöhnten Feldherrn, der eine Liste von 17 Punkten zur Umgestaltung der Shōgunats-Verwaltung aufstellt, der offene Kampf aus. Nobunaga bleibt Sieger; Yoshiaki wird in Gefangenschaft abgeführt, darf aber später nach Kyōto zurückkehren, wo er erst 1597 stirbt, unbeachtet und vergessen. Das eigentlich schon längst machtlose Ashikaga-Shōgunat aber ist mit seiner Absetzung (1573) endgültig beseitigt, und damit verschwindet der Name seines Hauses aus der weiteren Geschichte Japans.

Was die Beziehungen zum Ausland anbetrifft, so hatten zwar schon die Nachfolger Kublais versucht, mit dem Inselreiche wieder freundliche Beziehungen anzuknüpfen, jedoch ohne bei der damaligen Regierung Japans Gegenliebe zu finden. Wohl aber hatte schon bald nach

Digitized by Google



Hafenstadt Sakai, Straßenszene mit Portugiesen. Wandschirmgemälde, Anfang des 17. Jahrhunderts. Aus Kōko Ruisan (Archiv der Altertumsfreunde) I, Heft 7, Tōkyō 1902.

dem mißlungenen Einfall der Mongolen in Japan ein nicht unbeträchtlicher Handel der Japaner an den Küsten Chinas eingesetzt. Nachdem dort an Stelle der fremden Herrschaft wieder eine nationale Dynastie, die der Ming, getreten war (1368), kam es auch wieder zu amtlichem Verkehr und ziemlich regelmäßigem Austausch von Gesandtschaften und reichen Geschenken zwischen beiden Staaten. So schickte Yoshimitsu 1401 dem Kaiser von China mit seinem Sendschreiben tausend Unzen Gold, und zwar nach der für alle solche Gaben in China geltenden, den Tatsachen aber durchaus nicht entsprechenden Auffassung, als den schuldigen Tribut. Im nächsten Jahre verlieh der Kaiser von China ihm dafür den Titel „König von Japan". Wie wenig aber eine solche aus dem von China theoretisch wenigstens beanspruchten Rechte der Oberherrschaft über alle anderen Staaten sich ergebende Titelverleihung dem beiderseitigen wirklichen Machtverhältnisse entsprach, das beweist schon, daß es sich bei den diplomatischen Verhandlungen für China im wesentlichen immer darum handelte, die japanische Regierung zu bitten, ihre Untertanen an der Seeräuberei an den chinesischen Küsten zu verhindern, deren Unterdrückung China selbst durchaus nicht gelingen mochte. Aus den lebhaften Handelsbeziehungen im 13. Jahrhundert hatte sich in der Tat allmählich dort mit Unterstützung chinesischer Piraten eine schwungvolle und höchst einträgliche japanische Seeräuberei entwickelt, unter der die friedliche Bevölkerung ähnlich schwer zu leiden hatte wie einst die atlantischen Küsten unter den Einfällen der Normannen, eine übrigens bei der im Mittelalter und auch noch darüber hinaus auch in anderen unbeschützten Gewässern üblichen Verknüpfung von Seehandel und Seeraub keineswegs alleinstehende Erscheinung. Wahrscheinlich als eine Entschädigung für solchen Seeraub ist die Goldsendung Yoshimitsus, gerade des erfolgreichsten und mächtigsten unter den Ashikaga-Shōgunen, aufzufassen, der also gewiß nicht auf die Gunst Chinas angewiesen war; übrigens betätigte die japanische Regierung ihren

Digitized by Google

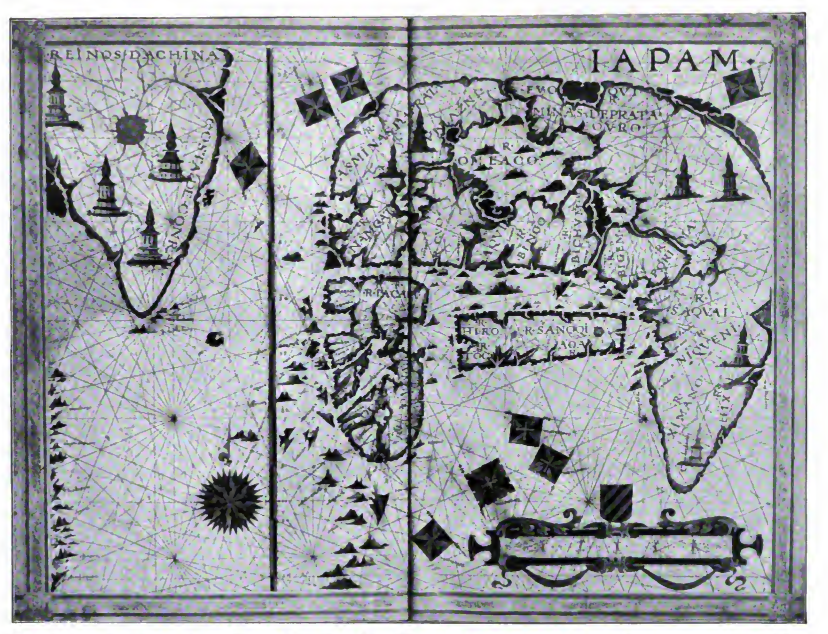
guten Willen China gegenüber mehrfach, indem sie selbst solche angebliche Seeräuber gefangen zur Aburteilung nach China sandte. Welchen gefährlichen Umfang diese räuberischen Einfälle angenommen hatten, geht u. a. daraus hervor, daß allein auf die im äußersten Süden Chinas vorgelagerte Insel Hainan nach einer amtlichen chinesischen Lokalchronik im Laufe von nur 200 Jahren (1378—1573) nicht weniger als 16 solche zum Teil sehr bedenkliche Verheerungen der „Bahan" fallen, wie die Schiffe nach dem Namen des Kriegsgottes (japanisch Hachiman) genannt wurden, dessen chinesische Zeichen sie auf ihren Flaggen führten. Nicht weniger hatten auch die Küsten des unter Oberherrschaft und Schutz Chinas stehenden koreanischen Nachbarstaates von den gefürchteten „Bahan" zu leiden. Doch fehlte es auch damals nicht ganz an Beziehungen freundlicher Art, besonders auf geistigem Gebiete. Berichtet doch eine Tempelinschrift (von 1563) aus dem äußersten Westen Chinas, aus der Provinz Kansu, daß dort im Jahre 1383 ein japanischer Priester ein Gelübde zur Wiederherstellung des in den Kämpfen etwa ein halbes Jahrhundert vorher in Feuer aufgegangenen Tempels ablegte und dieser in altem Glanze neu erstand. Bezeichnend ist auch die wertvolle Unterstützung, die dem durch die fortwährenden inneren Kriege schließlich so verarmten Japan in Gestalt von dringend erbetenen größeren Summen von Kupfermünzen seitens Chinas mehrfach zuteil wurde (z. B. 1474, 1483).

In die gärende, unsichere Zeit der zur Neige gehenden Herrschaft der Ashikaga fällt auch die erste Ankunft der Europäer, ein in Japan kaum bemerktes, im Abendlande dagegen bald für hochwichtig und folgenreich erkanntes, in seinen Einzelheiten übrigens noch heute ziemlich strittiges Ereignis. So viel steht fest, daß um 1542—43 einige Portugiesen auf dem Schiffe eines chinesischen Seeräubers von der festländischen Küste durch einen Sturm nach Japan getrieben wurden und bei der südwestlichen Insel Kyūshū landeten. Wie wenig zutreffend aber bei einem solchen Werke bloßen Zufalles der übliche Name „Entdeckung von Japan" ist, geht schon daraus hervor, daß es sich doch um ein seit über 1000 Jahren im engsten Verkehr mit China stehendes, also keineswegs ganz unbekanntes Land handelte, dessen Schiffahrt obendrein damals sich sogar über China hinaus bis an die indischen Gestade erstreckte. In der Tat hatten auch die durch ihr kriegerisches Gebaren von den anderen dort Seehandel treibenden Völkern abstechenden Japaner nicht verfehlt, schon längst die Aufmerksamkeit der Portugiesen auf sich zu lenken. Gibt doch schon der Vizekönig Dalboquerque, der große Begründer des portugiesischen Kolonialreiches in Indien, bei Beschreibung des von ihm 1511 eroberten Malakka, wohin bis dahin jährlich zwei oder drei ihrer Schiffe zu kommen pflegten, eine treffende Schilderung dieser zwei Schwerter tragenden, stolzen japanischen Samurai, „Männern von wenig Worten, die über die Angelegenheiten ihres Landes niemand Kunde geben". Ebenso spricht von ihnen schon das vor 1516 vollendete Werk des Portugiesen Barbosa über die bis dahin bekannten Entdeckungen, und zwar unter dem Namen „Lequeos", der damals die ganze, noch unerforschte Inselwelt östlich von China umfaßte und erst später auf die Inselgruppe der heutigen Lyūkyū oder Ryūkyū im Süden Japans beschränkt wird.

Die portugiesischen Ankömmlinge fanden in Japan freundliche Aufnahme. Wohl nicht wenig trugen hierzu bei ihre staunend bewunderten Feuerwaffen, eine bei den damaligen kriegerischen Wirren natürlich sehr willkommene, bald erlernte Neuerung, deren Herstellung und Gebrauch sich mit überraschender Schnelligkeit im Lande ausbreitete; noch heute hat sich für Pistolen der Name „Tanegashima" erhalten, den das Kyūshū im Süden vorgelagerte Eiland führt, an dem jene Portugiesen zuerst landeten.

Ihre verlockenden Berichte entflammten bei der Rückkehr nach Indien bei ihren unternehmenden Landsleuten natürlich den Wunsch, einen so vorteilhaften neuen Markt für ihre Waren zu gewinnen, dessen Ausgangspunkt bald Makao ward, die näher gelegene, um 1557 entstehende Niederlassung der Portugiesen in China. Gar schnell folgten den portugiesischen Kaufleuten christliche Missionare. Denn nicht nur dem Handel allein schien das neue Absatzgebiet verheißungsvolle Aussichten zu eröffnen, sondern auch zugleich dem Werke der christlichen Mission ein dankbares Arbeitsfeld darzubieten. Kein Geringerer als Franz de Xavier, der begeisterte Genosse Loyolas, dem die Einführung des jungen Jesuiten-Ordens in Indien übertragen worden, war es, der diese Aufgabe mit dem ihm eigenen Eifer erfaßte. Er

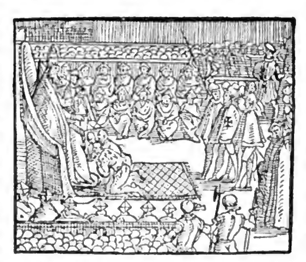
Digitized by Google



Älteste abendländische Manuskriptkarte von Japan. Blatt 8 aus Atlas des portugiesischen Kosmographen Fernão Vaz Dourado von 1568 im Besitze der Herzogin von Alba (Palacio de Liria in Madrid). Photographiert für den Verfasser und bisher unveröffentlicht. Original 395 mm zu 265 mm.

Digitized by Google

stützte sich dabei auf die Berichte eines aus Japan entflohenen Samurai, der nach Goa gelangt war und 1548 als erster japanischer Christ nach dem Namen des dortigen Jesuiten-Kollegs Paulo de Santa Fé getauft wurde. In seiner Begleitung landet schon 1549 nach Überwindung mancher Hindernisse und Gefahren Xavier in Pauls Heimat Kagoshima, der Hauptstadt des Daimyō von Satsuma, eines der mächtigsten Fürsten von Kyūshū. Dieser nimmt ihn sehr freundlich auf in der Erwartung, dadurch für seine Häfen den einträglichen Handel mit den bisher in Bungo, einem der anderen Fürstentümer von Kyūshū, geankerten portugiesischen Schiffen zu erlangen. Als dies jedoch nicht der Fall, verbietet er aber seinen Untertanen den Übertritt zum Christentum. Mit ähnlichen Erfahrungen und nur geringem Erfolg setzt Xavier unverzagt das Bekehrungswerk in einigen anderen Provinzen von Kyūshū fort; gänzlich vergeblich erweist sich auch der Besuch in der durch die Bürgerkriege arg verwüsteten und entvölkerten, einstmals glänzenden Hauptstadt Kyōto. Erst den mit der schwierigen Sprache und den Eigenheiten von Land und Leuten besser vertraut gewordenen Nachfolgern Xaviers sollte es gelingen, bessere Erfolge zu erzielen, und bald konnten sie auf eine zahlreiche Schar ergebener Anhänger blicken. Nicht nur unter den volkreichen niederen Ständen weckte das begeisterte, entbehrungsreiche Wirken der Jesuiten und ihre meist mit den Kirchen verbundenen, auch den Ärmsten offenen Krankenhäuser lebhaften Beifall. Auch in den angesehenen Kreisen der Samurai bis hinauf zu den Daimyō schien es schon im Hinblick auf die großen Vorteile des portugiesischen Handels geboten, die bei den Fremden in so hoher Verehrung stehenden und so einflußreichen Jesuiten zu begünstigen, zu deren Ansehen neben der feierlichen Pracht des Kultus auch ihre der chinesisch-japanischen Wissenschaft überlegenen Kenntnisse auf dem Gebiete der Medizin und der Astronomie beitrugen. Bereits 1563 fand die Taufe des ersten Daimyō statt, des Fürsten von Ōmura, eines der kleineren Landesherren von Kyūshū, und die Zahl der bis 1570 zum Christentum Bekehrten wird auf 20000 geschätzt.



Empfang der japan. Gesandtschaft in Rom 1585.
Chronik des Papstes Gregor XIII. von A. Ciappi, Rom 1596.

Dank den Sendbriefen der Jesuiten und den Berichten der portugiesischen Seefahrer hatte inzwischen auch die abendländische Kenntnis von Japan beträchtlich zugenommen. Einen überzeugenden Beweis hierfür liefert die hier zum ersten Male veröffentlichte Karte aus einem kunstvoll ausgestatteten, reich in Farben gemalten Atlas des portugiesischen Kosmographen Fernão Vaz Dourado, den dieser 1568 in Goa vollendet und dem damaligen Vizekönig von Indien gewidmet hat. Dieses kostbare kartographische Denkmal, die älteste abendländische handschriftliche Spezialkarte von Japan, enthält nur einen Teil des Reiches, und zwar fehlt die ganze größere nordöstliche Hälfte der Hauptinsel Hondo, wohin die Missionare damals noch nicht gelangt waren. Mancherlei Abweichungen von dem uns heute wohlbekannten Kartenbilde oder von den wirklichen Namen können natürlich nicht überraschen; so ragt am südöstlichen Rande der Karte viel zu weit nach Süden ins Meer hinein die Yamato-Halbinsel, an deren Spitze schon das „Cabo des Sestos“ eingetragen ist, ein Name, der noch lange bei den Portugiesen wie bei deren Nachfolgern die Südspitze von Japan bezeichnete. Das Gebiet um die Hauptstadt trägt die Bezeichnung „O Meaco“ nach dem japanischen Worte „Miyako“, das ebenso wie „Kyōto“ Hauptstadt bedeutet. Ziemlich zutreffend ist als „Costa de Conrai“ die Südspitze von Korea eingetragen. Berücksichtigt man, daß erst drei Jahrzehnte vergangen waren, seit die ersten Portugiesen die ihnen noch unbekannten Küsten Japans betreten, so erscheint diese mit zahlreichen Einzelangaben ausgestattete Karte jedenfalls als eine recht

Digitized by Google

Großes Martyrium von 52 Christen am 10. September 1622 zu Nagasaki
Gemälde auf japanischem Papier (126×170 cm) Das Original ist im Besitze der Kirche Il Gesù zu Rom

Digitized by Google

achtenswerte und bedeutsame kartographische Leistung. In ihren charakteristischen Umrißlinien blieb sie in der Tat der maßgebende Typus für alle Karten von Japan bis hinein in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.

3. Wiederherstellung des Einheitsstaates unter Nobunaga und Hideyoshi (1573—1600).

Nach dem Falle des letzten Ashikaga-Shōgun war Nobunaga, wenn auch ohne den Titel des Shōgun zu erhalten, der anerkannte Vertreter der kaiserlichen Zentralgewalt. In der durch die beständigen kriegerischen Wirren arg heimgesuchten, verödeten Hauptstadt Kyōto erbaut er einen neuen Palast für den Kaiser und sichert ihm und seinem ziemlich verarmten Hofe wieder ein ausreichendes Einkommen. Die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung in der Hauptstadt bedeutete aber nur den ersten Schritt auf dem schwierigen Wege, der Zentralregierung wieder die frühere Macht über das ganze Reich zu verleihen und den drohenden Zerfall in losgelöste Einzelstaaten zu verhindern. Auch die Herrschaft Nobunagas (1573—82) stellt daher noch keine Zeit ungestörten Friedens dar, sondern nur eine wenig unterbrochene Reihe von Kämpfen in den verschiedenen Provinzen der Hauptinsel Hondo mit all jenen dort im Besitze der Macht befindlichen Daimyō, die nicht gewillt waren, sich der Zentralregierung zu unterwerfen. Übrigens hatte Nobunaga nicht nur gegen die feindlichen Daimyō zu kämpfen, sondern auch gegen mit ihnen verbündete, mächtige buddhistische Klöster, die ja damals auch über ansehnliche Streitkräfte zu verfügen pflegten. So hatte er schon in den Kämpfen vor Absetzung des letzten Shōgun einen in gräßlichen Farben geschilderten Vernichtungszug gegen die militärisch wohlverwahrten, reichen Klöster des der Hauptstadt benachbarten Berges Hiei-san unternommen; 400 Tempel sollen dabei verbrannt und alles, was den Flammen entging, dem Schwerte verfallen sein (1571)! Natürlich handelte es sich bei diesen Kämpfen nicht im mindesten etwa um religiöse Verfolgungen, sondern um rein politischen Machtstreit. Immerhin trug der Nobunaga von seiten jener Klöster erwachsene ernste Widerstand wohl dazu bei, seine Gunst den aus weiter, noch unbekannter Ferne nach Japan ziehenden Verkündern einer anderen Lehre zuzuwenden, den Jesuiten, die natürlich für die durch solchen gefährlichen Wettbewerb in Ansehen und Einnahmen bedenklich bedrohten buddhistischen Priester den Gegenstand eifrigsten Verfolgungshasses bildeten. Von

DE MISSIONE
LEGATORVM IAPONENsium ad Romanam curiam, rebusq; in Europa, ac toto itinere animaduersis
DIALOGVS
EX EPHEMERIDE IPSORVM LEGATORVM COLLECTVS, & IN SERMONEM LATINVM VERSVS
ab Eduardo de Sande Sacerdote Societatis
IESV.



In Macaensi portu Sinici regni in domo
Societatis I E S V cum facultate
Ordinarij, & Superiorum.
Anno 1590.

Titelblatt eines im Jahre 1590 zu Makao gedruckten Werkes über die Reise der japanischen Gesandtschaft. Nach H. Cordier, L'Imprimerie Sino-Européenne en Chine, Paris 1901.

Digitized by Google

der auch politischen Bedeutung der neuen Lehre aber machte man sich in Japan wohl noch kaum eine richtige Vorstellung; sie galt zunächst wohl nur als wieder eine neue der schon so oft und vielfach aufgekommenen buddhistischen Zweigsekten. Nobunaga selbst soll einmal im Kreise seiner Ratgeber auf eine Warnung gegen die ausländischen Priester geantwortet haben, es wären schon so viele fremde Lehren in Japan verkündet worden, daß es auf eine mehr doch nicht ankommen könne. Tatsache ist es jedenfalls, daß nicht nur auf der von der Zentralregierung damals so gut wie unabhängigen westlichen Insel Kyūshū das Christentum in gedeihlicher Weise emporblühte, sondern auch in der Hauptstadt und verschiedenen Teilen der Hauptinsel die christliche Lehre unter der Gunst Nobunagas sich auszubreiten begann. Nach den Missionarberichten gab es 1581 in Japan bereits 150000 Christen, 59 Jesuiten und 200 Kirchen, unter denen die schönste der von Nobunaga mit einem festen Einkommen unterstützte „Nambanji" zu Kyōto war, so benannt nach der üblichen Bezeichnung für die Fremden „Namban", d. i. Südbarbaren, weil sie von den südlichen Meeren herkamen. Noch heute wird eine Glocke mit der abendländischen Jahreszahl 1577, die aus dem Nambanji stammen soll, in einem buddhistischen Tempel (Myō-shin) zu Kyōto bewahrt. In Azuchi, an der Ostküste des Biwa-Sees, wo Nobunaga sich niedergelassen und ein prächtiges Schloß erbaut hatte, besaßen die Jesuiten neben der Kirche auch ein Seminar, in dem japanische Samurai-Jünglinge in abendländischem Wissen unterrichtet wurden.




Gedenkmünze auf die japanische Gesandtschaft in Rom 1585.
Original in der Münze zu Rom. Nachbildung in der Sammlung Nachod.

Auf der Insel Kyūshū war inzwischen das Christentum zu einem beachtenswerten Machtfaktor geworden; hatten doch selbst verschiedene Daimyō, und damit auch deren ganze Gefolgsschaft, sich ihm angeschlossen. Dem nach Japan gesandten General-Visitator Valignano gelang es sogar, einige Angehörige dieser Fürsten zu einer Gesandtschaftsreise nach Europa zu bewegen, einem damals noch recht gefährlichen und langwierigen Unternehmen, damit sie mit eigenen Augen all die Herrlichkeit der katholischen Kirche und der mächtigen Herrscher schauen sollten, welche die Jesuiten in glänzenden Farben zu schildern wußten. Dienten sie damit ihrer steigenden Macht in Japan, so bedeutete es zugleich auch einen erheblichen Triumph ihres Ordens in den Augen von ganz Europa, dem Heiligen Vater in Rom fürstliche Abgesandte aus dem Reiche des äußersten Ostens zum Fußkusse zuzuführen, ein Sieg der katholischen Kirche, der ihr doppelt willkommen sein mußte gerade zu einer Zeit, da ihr Ansehen unter dem ketzerischen Abfall nördlich der Alpen zu leiden hatte. Unter Führung einiger Jesuiten verließ die Gesandtschaft 1582 Japan mit Huldigungsschreiben an den Papst seitens der als „Könige" bezeichneten christlichen Daimyō von Bungo, Arima und Ōmura; sie bestand aus zwei Angehörigen dieser Fürsten und zwei ihrer Samurai, alle vier in noch sehr jugendlichem Alter. Erst 1585, nach gefahrvollen, mühseligen Fahrten, landeten sie in Portugal. Hier wie bei ihrer ganzen Reise durch Spanien und Italien wurden sie überall mit königlichen Ehren und großen Festlichkeiten aufgenommen und mit dem ganzen Aufgebot der höfischen und kirchlichen Pracht glänzend gefeiert. Ausführliche Berichte über die Reise der Gesandtschaft und über ihre ferne Heimat, die heute zu seltenen Kostbarkeiten der Bibliotheken zählen, wurden von den Jesuiten in allen Sprachen

Digitized by Google

verbreitet, und weit hinaus über die besuchten Länder erregten die Vertreter eines so fernen und kaum bekannt gewordenen Landes große Aufmerksamkeit. Verschwiegen blieb allerdings, daß jene Daimyō keine wirklichen Könige, sondern nur kleine Landesherren waren, deren es in Japan, gerade wie im damaligen Deutschen Reiche, Hunderte gab. Weittragende ernste Folgen vermochte das in Europa weit überschätzte, auch durch eine päpstliche Denkmünze verherrlichte Ereignis um so weniger zu zeitigen, als bei der erst 1590 erfolgenden Heimkehr der Gesandtschaft die politische Lage in Japan sehr verändert war.



Porträt von Hideyoshi. Gemälde aus dem Jahre 1600. Original im Tempel Kodaiji in Kyōto.

Nobunaga, der sich durch leicht erregbaren Jähzorn und unbesonnene Gewalttätigkeiten manchen seiner Anhänger selbst entfremdet hatte, war bald nach der Abreise der römischen Gesandtschaft das Opfer einer Verschwörung geworden (1582), deren Urheber einer seiner eigenen Heerführer war, der eine Kränkung ihm nachtragende Akechi Mitsuhide. Dieser sollte mit dem Reste des Heeres zu den für Nobunaga im Westen der Hauptinsel kämpfenden Truppen stoßen, benutzte aber diese günstige Gelegenheit, anstatt dessen seine Streitmacht nach Kyōto zu führen und den dort ahnungslos in einem der Tempel weilenden Nobunaga zu überfallen. Von Truppen entblößt und daher ohne jede Hoffnung, von den Aufrührern befreit zu werden, setzt dieser den Tempel in Flammen und durchsticht sich selbst mit seinem Schwerte. Erst 48 Jahre zählte der so jäh vom Schicksal ereilte, tapfere Machthaber, ein japanischer Wallenstein, getötet ebenfalls durch Verrat und herausgerissen mitten aus seinen Plänen, bevor er sein Lebenswerk, die Unterwerfung aller Daimyō unter die Zentralregierung und die Neubegründung der Einheit des Reiches, ganz vollenden konnte! Der ungetreue Vasall Akechi aber wird schon nach wenigen Tagen vernichtet durch den schleunigst zur Rache seines Herrn herbeiziehenden Hideyoshi, dem hervorragendsten unter all den bedeutenden Heerführern Nobunagas, dem nun die leitende Rolle in den Geschicken Japans zufallen sollte.

In dem sehr aristokratischen Kreise all der berühmten Staatsmänner und Feldherren des

Digitized by Google

Inselreiches bildet Hideyoshi (1536—98), den man mit Vorliebe den Napoleon Japans genannt hat, insofern eine in jenen unruhigen Zeiten staatlicher Schwankungen allerdings nicht völlig alleinstehende Ausnahme, als er von nur geringer Herkunft war. Als einfacher Soldat war er einst in die Dienste Nobunagas getreten, der bald seine militärische Fähigkeit und seinen ungewöhnlichen Scharfsinn in schwierigen Lagen, sowie seine treue Ergebenheit erkannte und belohnte. So stieg er von Stufe zu Stufe und immer siegreich zu einem der angesehensten und bald mit vornehmen Titeln ausgezeichneten Heerführer Nobunagas empor. Einheimische Schriftsteller heben sein außerordentlich häßliches, ja abstoßendes Äußere hervor. Bei diesem zeitgenössischen Urteil über den so hervorragenden und erfolgreichen Emporkömmling dürfte indes wohl etwas Übertreibung und Neid mit im Spiele gewesen sein; harte und sorgenvolle Züge freilich sprechen aus dem Gesicht in verschiedenen der von Hideyoshi überlieferten bildlichen Darstellungen.

Die anderen Anhänger Nobunagas, die auch mit ihren Heeren zur Vernichtung des empörerischen Akechi herbeieilten, fanden alles bereits durch den schlagfertigen Hideyoshi besorgt. Gegen starken Widerspruch setzte es dieser in der von den Großen nun abgehaltenen Beratung über die Nachfolge durch, daß sie nicht auf einen der erwachsenen Söhne, sondern auf einen dreijährigen Enkel Nobunagas überging, wodurch Hideyoshi natürlich die Macht für sich selbst erlangte, die er sich allerdings in manchen weiteren Kämpfen erst sichern mußte. Durch kaiserliche Ernennung zum Kwampaku (1585), dem bis dahin und auch später ausschließlich dem vornehmen Hause der Fujiwara verliehenen, allerdings längst zu einem leeren Titel herabgesunkenen Amte des Regenten, ward er auch förmlich als berufener Vertreter der Zentralregierung anerkannt. Als der gewaltige Daimyō von Satsuma aus dem Hause Shimazu sich der Insel Kyūshū ganz zu bemächtigen drohte, wurde von den bedrängten anderen Landesherren Hideyoshi um Hilfe angerufen. Mit einem großen Heere und klugen Maßregeln gelingt es ihm, in wenigen Monaten den Frieden herzustellen (1587), bei dem er aus wohlbedachter Berechnung den unterlegenen Daimyō von Satsuma im Besitze seiner Stammlande ließ. So verstand er, durch weise Mäßigung sich selbst aus wichtigen Gegnern wertvolle Anhänger zu schaffen.

Durch diesen Feldzug war die Zentralgewalt zum erstenmal in unmittelbare Berührung mit den auf Kyūshū verkehrenden portugiesischen Seefahrern und Kaufleuten gekommen, und dem Scharfblicke Hideyoshis konnte natürlich nicht entgehen, welchen Vorteil die christlichen Daimyō dieser damals fast ganz bekehrten Insel aus dem fremden Handel in ihren Häfen zogen. Auch war er nun zu etwas tieferer Einsicht als Nobunaga gelangt über den mit den politischen Plänen des damals mit Portugal vereinten spanischen Weltreiches eng verknüpften Einfluß der fremden Missionare. Wohl nicht ohne Grund glaubte er, in ihnen geschickte Werkzeuge zu erkennen, welche dazu beitragen könnten, die Daimyō in ihren Selbständigkeitsgelüsten gegen die nationale Zentralgewalt zu unterstützen und ihn zu hindern, den so vorteilhaften portugiesischen Handel in seine eigene Hand zu bekommen. Noch im Jahre 1587 wurden die Jesuiten, die bisher auch von Hideyoshi mancher Gunstbeweise sich erfreut hatten, überrascht und aufs schwerste enttäuscht durch einen Regierungserlaß, der den fremden Priestern befahl, innerhalb 20 Tage Japan zu verlassen, jedoch unter ausdrücklicher Zusicherung der ungestörten Zulassung der portugiesischen Kaufleute, soweit sie keine fremden Geistlichen mitbrächten. Natürlich war dieser harte Befehl schon wegen Mangels an Schiffen so schnell nicht ausführbar, und mit dem ihnen gewährten Aufschub schien den arg bedrohten Jesuiten für dieses Mal auch weitere Duldung in Japan beschieden zu sein.

Waren es doch viel wichtigere, weitausgreifende Pläne, zu denen Hideyoshi auch der zum großen Teil christlich gewordenen Heere der Fürsten von Kyūshū dringend bedurfte, die jetzt seine ganze Spannkraft in Anspruch nahmen. Nichts Geringeres schwebte seinem ruhmbedürftigen Geiste vor als die Eroberung Chinas. Im Jahre 1590 war nach den jahrhundertelangen Daimyō-Fehden ganz Japan endlich wieder einmal innerlich geeinigt unter einer zielbewußten, starken Zentralgewalt, die sich auf ein zahlreiches, schlagfertiges, sieggewohntes Heer stützte. Nun schien ihm der richtige Zeitpunkt gekommen, um auch in der äußeren Politik seine hochfliegenden Absichten ins Werk zu setzen. Hatten bisher Tatkraft und Hingabe der japanischen Krieger sich nur im mörderischen Kampfe gegeneinander verzehrt, so

Digitized by Google



Die japanische Flotte 1593 den Hafen Fusan in Korea blockierend. Nach einem im Marineministerium zu Tôkyô aufbewahrten Plane. Aus Ogasawara, Teikoku kaigun shiron (Geschichte der japanischen Flotte), Tôkyô, Shunyôdô 1904.

sollten sie nun vor eine gemeinsame, des Kampfes würdigere Aufgabe zum Ruhme und zur Machtentfaltung des ganzen japanischen Nationalstaates gestellt werden. Mit den festländischen Eroberungen gedachte Hideyoshi die von ihm unterworfenen Daimyô zu entschädigen, die zugunsten seiner Anhänger ihren Lehnsbesitz oder Teile davon eingebüßt hatten. So konnte er hoffen, sich seiner Gegner im eigenen Lande zu entledigen und seine Dynastie dauernd zu befestigen.

Zunächst wandte Hideyoshi seine Waffen gegen den chinesischen Schutzstaat Korea, da er dessen König vergeblich aufgefordert hatte, das Reich der Mitte gemeinsam anzugreifen. In raschem Siegeslaufe gelingt es den beiden japanischen Angriffsheeren, die von den des Krieges längst entwöhnten Koreanern nur schwach verteidigte Halbinsel bald zu erobern. Als aber die Hilfsheere Chinas eingreifen, gehen die anfangs leicht erzielten Erfolge der japanischen Truppen wieder verloren, an deren Spitze nicht Hideyoshi selbst stand, sondern zwei seiner zwar tüchtigsten, aber durch eifersüchtige Zwietracht verfeindeten und daher in ihrer Wirkungskraft gehemmten Heerführer, darunter der eine ein Christ. So entwickelt sich aus dem für die Japaner so glänzend begonnenen Eroberungszuge ein schwankender, keineswegs immer glücklicher Krieg von siebenjähriger, wenn auch nicht ununterbrochener Dauer (1592—98), dessen überaus schwere Menschenverluste in keinem Verhältnis zu den sehr zweifelhaften, bescheidenen Erfolgen standen.

Da setzt ein unerwartetes Ereignis dem langwierigen Kriege ein plötzliches, beiden Seiten längst erwünschtes Ende. Hideyoshi wird von einer schweren Krankheit befallen; besorgt um den Bestand seiner Dynastie, ruft er seine Heere zurück, deren Nähe und Schutz für seinen erst sechsjährigen Sohn Hideyori jetzt weit wichtiger erscheint als der unsichere Besitz Koreas, geschweige denn die längst aufgegeben erscheinende Eroberung Chinas. An sein Sterbebett beruft Hideyoshi den mächtigsten und einflußreichsten unter all den damaligen Lehnsfürsten, den Daimyô Iyeyasu (sprich: Ijejaß, alles kurz!) aus dem der Minamoto-Abstammung sich rühmenden Hause der Tokugawa, der Hideyoshi den Besitz des Kwantô, der wichtigen östlichen acht Provinzen der Hauptinsel, verdankte und seit langem zu seinen

Digitized by Google

treuesten und wertvollsten Waffengefährten zählte. Ihm überträgt er die Vormundschaft über seinen unmündigen Knaben, dessen Zukunft er durch Verabredung seiner Verheiratung mit einer Enkelin von Jeyasu noch sicherer zu gestalten weiß. Noch im Jahre 1598 erliegt Hideyoshi der schleppenden Krankheit im Alter von 62 Jahren.

Ihm dankt sein Vaterland nicht nur die endliche Wiederherstellung des Einheitsstaates nach Beendigung der Jahrhunderte währenden inneren Wirren und den Glanz siegreicher Waffen, nach innen wie nach außen; auch die arg vernachlässigte Verwaltungs- und Wirtschaftspolitik suchte er zu fördern und verstand die Staatseinnahmen zu heben, z. B. durch neue Vermessungen des abgabepflichtigen Grundbesitzes; ferner fand eine Münzregulierung statt, und auch Goldmünzen wurden geprägt. Zur Verwaltung der Staatsangelegenheiten hatte er 1588 fünf Zentralbehörden („Bugyō") eingesetzt, über die er für die Zeit der Minderjährigkeit seines Sohnes einen Staatsrat (Go-tairō) von fünf Mitgliedern stellte, zu dem außer Jeyasu vier andere der mächtigsten Daimyō von ihm ernannt wurden. So glänzend sich der auch der schwierigsten Lage stets gewachsen erscheinende Scharfsinn Hideyoshis bei allen seinen so umsichtig betriebenen großen Unternehmungen in Japan selbst bewährt hatte, so scheint seine äußere Politik auf ungenügender Kenntnis der wirklichen Machtfaktoren zu beruhen und der ihm sonst in so hohem Maße eigenen weitblickenden Besonnenheit und zielbewußten Ausdauer zu entbehren. An sich wäre der Plan einer Eroberung nicht nur Koreas, sondern auch Chinas für Japan bei der vorzüglichen kriegerischen Ausbildung und der unübertroffenen Tapferkeit seiner damaligen, bereits mit europäischen Feuerwaffen ausgestatteten Heere ja nicht so eine ungeheuerliche, wenn auch vielleicht nicht gerade eine sehr segensreiche Aufgabe gewesen. War dies doch wenige Jahrhunderte zuvor auch den Mongolen-Kriegern Kublais geglückt, wie es auch einige Jahrzehnte später wieder den Mandschu gelingen sollte. Die verschiedentlich mit den Feindseligkeiten in diesem langen Kriege abwechselnden diplomatischen Verhandlungen aber zeigen, allerdings auf beiden Seiten, eine erstaunliche Verkennung der wirklichen gegenseitigen Lage und Ziele; dazu kommt bei den Japanern noch die bedenkliche Uneinigkeit der Heerführer. Aber nicht nur in diesem Falle, der trotz mancher Siege und der gewaltigen Opfer im Grunde genommen doch mit einem schmählichen Fehlschlag endete, hatte Hideyoshi den Gegner nicht richtig eingeschätzt. Hatte er doch auch sein begehrliches Auge auf die Philippinen geworfen und den dortigen Gouverneur 1592 mit Vernichtung bedroht, falls er nicht die japanische Oberherrschaft anerkenne, gerade als ob die damals doch noch sehr gefährliche spanische Weltmacht überhaupt nicht vorhanden wäre.

Eine wirkliche Folge gab Hideyoshi allerdings diesen Drohungen nicht; ja bald darauf schien er von den mit reichen Geschenken für ihn ausgestatteten, glänzenden Gesandtschaften der Portugiesen aus Goa und der Spanier aus Manila, die zumeist aus Geistlichen bestanden, so befriedigt, daß der Verbannungserlaß gegen die fremden Priester ganz in Vergessenheit geraten schien und ihre Bekehrungstätigkeit, in der nun den Jesuiten ein von ihnen nicht ohne Argwohn bemerkter, eifriger Wettbewerb von seiten der spanischen Franziskaner erwuchs, neue große Erfolge erzielte. Sogar ein Bischof war vom Papst für Japan ernannt und von Hideyoshi mit Wohlwollen empfangen worden (1596). Da wurden die christlichen Sendboten mitten aus ihren schönsten Hoffnungen durch einen anscheinend plötzlichen Umschwung aufs neue jäh herausgerissen. Der wohl nie ganz eingeschlummerte Verdacht Hideyoshis bezüglich der Gefahr für die Unabhängigkeit des japanischen Staates, den die frommen Väter wegen ihrer engen Beziehungen zu dem eroberungssüchtigen spanisch-portugiesischen Weltreiche darboten, schien plötzlich neue ernste Nahrung erhalten und die Überschreitung seines Verbotes der Missionstätigkeit seinen Zorn entfacht zu haben. Als abschreckendes Beispiel wurden auf seinen Befehl sechs der spanischen Franziskaner, drei einheimische Jesuiten und eine Anzahl anderer japanischer Christen im Jahre 1597 zu Nagasaki wegen verbotener Verbreitung der fremden Lehre gekreuzigt, die ersten unglücklichen Opfer in jener unabsehbar langen Reihe von Märtyrern, mit deren Blut Japans Boden in den nächsten Jahrzehnten sich beflecken sollte.

Digitized by Google



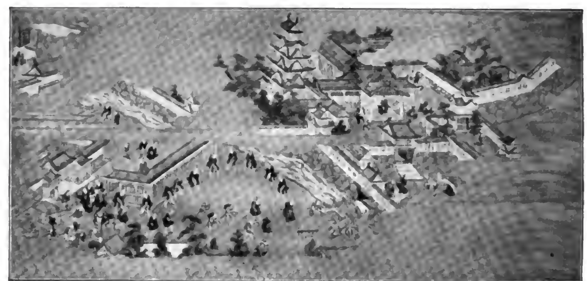
Daimyō-Zug auf dem Tōkaidō, der Heerstraße nach Yedo. Seidenmalerei von Andō Hiroshige (1797—1858) im Museum zu Tōkyō. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band XVI, Tōkyō 1907.

6. Der Polizeistaat des Tokugawa-Shōgunates (1600—1868).

So siegreich Hideyoshi in seinen Feldzügen gewesen, so zweckdienlich sich seine Verwaltungsmaßnahmen erwiesen hatten und so unbestritten seine Macht auch war, noch war sie nicht genug gefestigt, um über seinen verfrühten Tod hinaus die Herrschaft, die unbedingt die ganze Kraft einer eisernen Faust erforderte, den noch zarten Fingern seines unmündigen Knaben zu sichern. Denn nur zu günstig schien die Gelegenheit für die zahlreichen kriegerisch und politisch hervorragenden Zeitgenossen unter den Daimyō, sich der unter Hideyoshi so stramm gehandhabten Zentralgewalt wieder zu entwinden und die Erhöhung der eigenen Macht anzustreben. So brachen gar bald die alten Zwistigkeiten wieder aus. Auch zwischen Jeyasu und den anderen, mit dessen Übermacht nicht einverstandenen Reichsräten kommt es zum Zwiespalt, und wiederum steht das zukünftige Schicksal des Inselreiches auf der Spitze des Schwertes. Zwei Jahre nach Hideyoshis Tode fällt östlich vom Biwa-See, bei Sekigahara, die Entscheidung in einer furchtbar blutigen Schlacht, wo über 200000 Mann miteinander ringen (1600). Das an Zahl überlegene Heer der Reichsräte, bei dem sich die meisten der erfahrenen Generale und der altgedienten Truppen der koreanischen Feldzüge befanden, aber gegenseitige Eifersüchteleien herrschten, wird von Jeyasu völlig geschlagen, dem nun auch die noch nicht besiegten Daimyō keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen wagen.

Gerade wie Hideyoshi einst die Nachkommen seines zu früh hinweggerafften Lehnsherrn Nobunaga verdrängt hatte, so beraubt nun Jeyasu den unmündigen Hideyori der Oberherrschaft, ohne jede Rücksicht auf dessen Heirat mit der eigenen Enkelin, worin der sterbende Hideyoshi ein so sicheres Unterpfand zu erblicken gemeint hatte. Doch blieb immerhin Hideyori, der nebst seiner Mutter seinen Wohnsitz in der von Hideyoshi mit außergewöhnlichem Aufwand errichteten mächtigen Burgfestung von Ōsaka hatte, als Inhaber der drei umliegenden Provinzen (Settsu, Kawachi, Izumi) noch einer der reichsten Lehnsfürsten. Die Leitung der

Digitized by Google



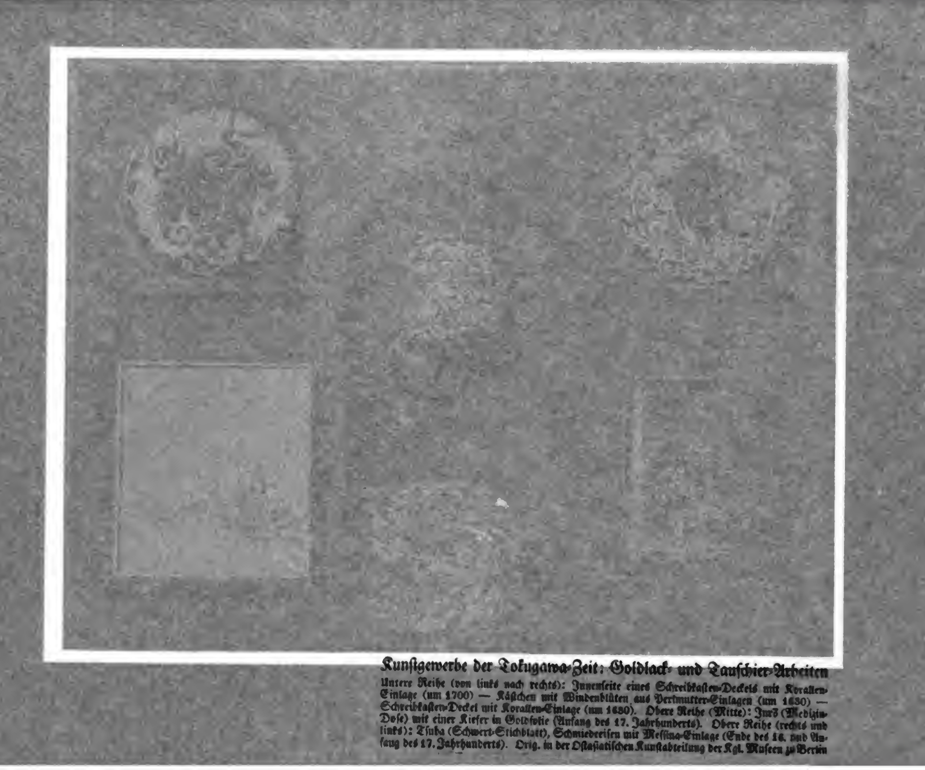
Schloß des Shōgun zu Yedo. Aus einer Bilderrolle in Besitz von Vikomte Akimoto Okitomo. Aus Dai Nihon Shiryō (Geschichtliches Material über Japan), Teil XII, Band 4, Tōkyō 1903.

Zentralregierung aber lag nach der entscheidenden Schlacht von Sekigahara unbestritten in der festen Hand von Jeyasu allein. Sie gelangte auch der äußeren Form nach zum Ausdruck, indem er sich 1603 vom Kaiser zum erblichen Shōgun ernennen ließ, eine staatliche Würde, die seit der Verdrängung des Ashikaga-Hauses nicht mehr verliehen worden war, wenn auch Nobunaga und Hideyoshi ohne den Titel doch die damit verbundene Macht ausgeübt hatten. So wird Jeyasu der ruhmvolle Begründer der Tokugawa-Herrschaft, die dem jahrhundertelang von kriegerischen Wirren heimgesuchten, aufstrebenden Reiche endlich eine Friedensepoche von vierteltausendjähriger Dauer gewähren sollte.

Den Sitz seiner Regierung verlegt Jeyasu, wie einst schon unter Yoritomo, nach dem Osten, aber nicht wieder nach dem verwüsteten Kamakura, sondern nach dem für den Besitz der östlichen Provinzen strategisch wichtigen und besser geschützten, einstigen Fischerdorfe im Inneren der danach benannten geräumigen Meeresbucht, nach Yedo; schon 1456 war hier eine Burg gegründet worden, und hier hatte sich Jeyasu, als er Herr des Kwantō wurde, auf Rat von Hideyoshi niedergelassen und die Befestigungen wesentlich erweitert. Als Sitz der Tokugawa-Regierung blühte die neue Stadt bald zur bedeutendsten in ganz Japan empor.

Hatte Hideyoshi danach getrachtet, den Drang der großen Vasallen nach Machterweiterung durch Eroberung nach außen abzulenken und durch das Verdienst glänzenden Kriegsruhms seinem Hause die Regierungsgewalt zu sichern, so begnügt sich nun Jeyasu mit den in drei kriegerischen Jahrzehnten bereits reichlich erworbenen Lorbeeren und erweist den meisten der unterlegenen Widersacher kluge Versöhnlichkeit. Erfolgreich erstrebt er die Dauer seines Hauses, indem er unter geschickter Benutzung der ihm willkommenen Fremden die durch die unaufhörlichen Fehden zurückgebliebenen wirtschaftlichen Kräfte seines Landes zu friedlicher Wohlfahrt entfesselt; den Widerstandssinn ehrgeiziger Daimyō aber legt er lahm durch ein der in dem geschichtlichen Werdegange entstandenen tatsächlichen Lage der Hunderte von großen und kleinen Landesherren mit außerordentlichem Scharfsinn angepaßtes Lehnssystem. Durch klare Regelung des Verhältnisses zwischen dem im Namen des Herrschers mit der vollen Regierungsgewalt betrauten Shōgun und dem nun in geheiligter Abgeschlossenheit seines vornehmen Hofes in Kyōto als bloßer Titelträger der Staatshoheit dahinlebenden Kaiser, dem die zwar bescheidene, aber wenigstens sichere Jahreseinnahme von 10000 Koku Reis, gerade wie den Daimyō der niedrigsten Einkommenstufe, eingeräumt wird, schafft er eine feste Unterlage der Zentralgewalt. Das Koku ist ein Hohlmaß von 180,4 Liter, und ein Koku Reis bildete die Rechnungseinheit für alle mit dem Lehnsverband zusammenhängende Einkommen, gleichviel

Digitized by Google



Kunstgewerbe der Tokugawa-Zeit: Goldlack- und Tauschier-Arbeiten

Untere Reihe (von links nach rechts): Innenseite eines Schreibkasten-Deckels mit Korallen-Einlage (um 1700) — Kästchen mit Windenblüten aus Perlmutter-Einlagen (um 1630) — Schreibkasten-Deckel mit Korallen-Einlage (um 1680). Obere Reihe (Mitte): Inrō (Medizin-Dose) mit einer Kiefer in Goldfolie (Anfang des 17. Jahrhunderts). Obere Reihe (rechts und links): Tsuba (Schwert-Stichblatt), Schmiedeeisen mit Messing-Einlage (Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts). Orig. in der Ostasiatischen Kunstabteilung der Kgl. Museen zu Berlin



[illegible] Bau von Bikemte Atmeto Chtomo. Aus Dai Nihon [illegible] (Material über Japan). Teil XII, Band 4. Tokyo 1903.

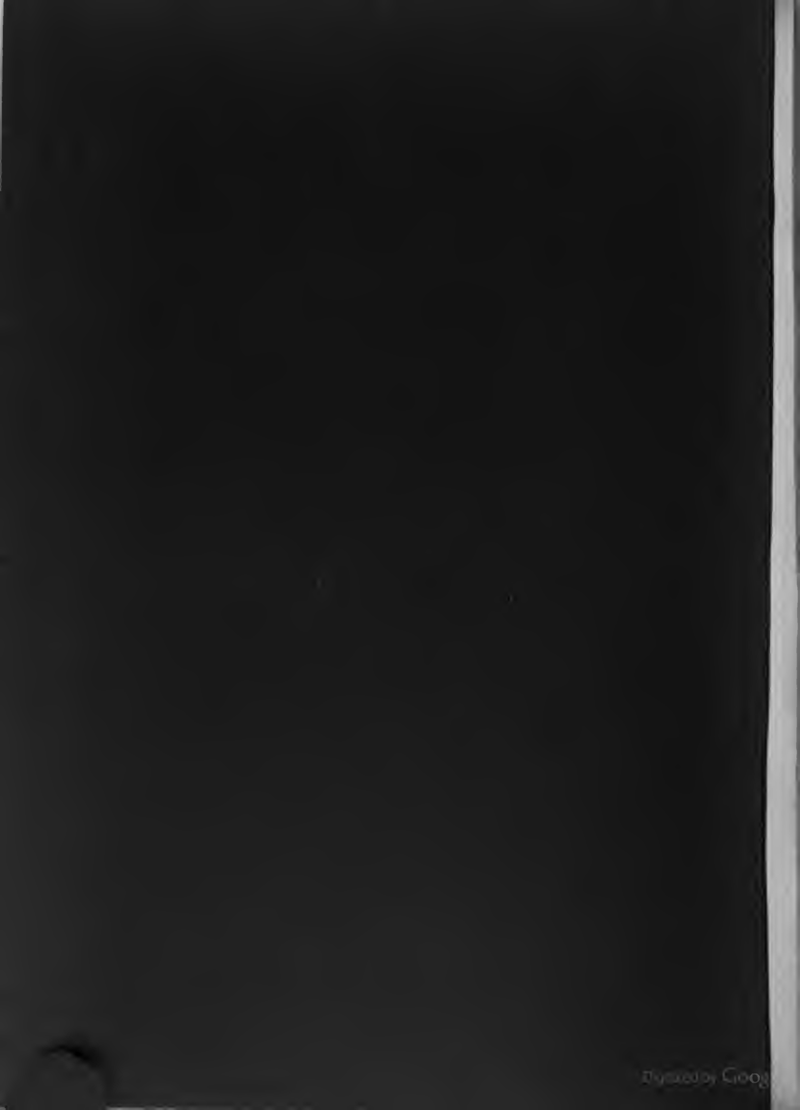
[illegible] entscheidenden Schlacht von Sekigahara unbestritten in der [illegible] gelangte auch der äußeren Form nach zum Ausdruck, [illegible] erblichen Shogun ernennen ließ, eine staatliche Würde, [illegible] Hauses nicht mehr verliehen worden war, wenn auch [illegible] Titel doch die damit verbundene Macht ausgeübt hatten. [illegible] der Tokugawa-Herrschaft, die dem jahrhunderte- [illegible] gesuchten, aufstrebenden Reiche endlich eine Friedensepoche [illegible] gewähren sollte.

[illegible] verlegt Jeyasu, wie einst schon unter Yoritomo, nach dem [illegible] dem verwüsteten Kamakura, sondern nach dem für den Besitz [illegible] strategisch wichtigen und besser geschützten, einsamen Fischerdorfe im [illegible] geräumigen Meeresbucht, nach Yedo; schon 1456 war hier eine [illegible], und hier hatte sich Jeyasu, als er Herr des Kwanto wurde, auf Rat [illegible] niedergelassen und die Befestigungen wesentlich erweitert. Als Sitz der Toku- [illegible] blühte die neue Stadt bald zur bedeutendsten in ganz Japan empor.

[illegible] danach getrachtet, den Drang der großen Vasallen nach Machterweiterung [illegible] nach außen abzulenken und durch das Verdienst glänzenden Kriegsruhms [illegible] die Regierungsgewalt zu sichern, so begnügt sich nun Jeyasu mit den in drei [illegible] Jahrzehnten bereits reichlich erworbenen Lorbeeren und erweist den meisten der [illegible] Widersacher kluge Versöhnlichkeit. Erfolgreich erstrebt er die Dauer seines [illegible], indem er unter geschickter Benutzung der ihm willkommenen Fremden die durch die [illegible] Fehden zurückgebliebenen wirtschaftlichen Kräfte seines Landes zu friedlicher [illegible] entfesselt; den Widerstandssinn ehrgeiziger Daimyo aber legt er lahm durch ein der in [illegible] Werdegange entstandenen tatsächlichen Lage der Hunderte von großen und [illegible] Landesherren mit außerordentlichem Scharfsinn angepaßtes Lehnssystem. Durch klare [illegible] des Verhältnisses zwischen dem im Namen des Herrschers mit der vollen Regierungs- [illegible] betrauten Shogun und dem nun in geheiligter Abgeschlossenheit seines vornehmen [illegible] als bloßer Titelträger der Staatshoheit dahinlebenden Kaiser, dem die zwar [illegible], aber wenigstens sichere Jahreseinnahme von 10000 Koku Reis, gerade wie den [illegible] der niedrigsten Einkommenstufe, eingeräumt wird, schafft er eine feste Unterlage der [illegible]gewalt. Das Koku ist ein Hohlmaß von 180.4 Liter, und ein Koku Reis bildete die [illegible] für alle mit dem Lehnsverband zusammenhängende Einkommen, gleichviel



Digitized by Google



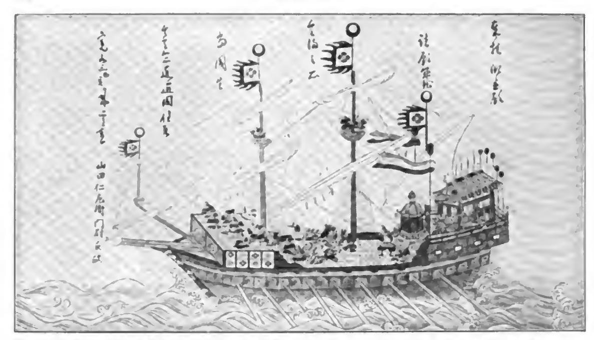
ob sie wirklich nur aus Reis oder aus anderen Naturalien oder gar aus Geld bestanden. Der natürlich sehr schwankende Wert betrug zu Anfang der Tokugawa-Zeit etwa 30 Mark. Die damaligen Gesamteinkünfte werden geschätzt auf 28900000 Koku Reis, wovon 20 Millionen auf die Daimyō entfielen, während von dem Reste etwa die eine Hälfte der Tokugawa-Familie, die andere den Vasallen des Shōgun-Hauses zugeteilt war. An die Spitze der staatlichen Verwaltung stellte Jeyasu einen gewöhnlich aus vier oder fünf Mitgliedern bestehenden Staatsrat (Rōjū), dem die Überwachung und Leitung aller Unterbehörden oblag. Zur maßgebenden Richtschnur für Staatsrecht, Rechtspflege nnd Verwaltung wurden die sog. „Achtzehn" und „Hundert Gesetze des Jeyasu". Diese z. T. die Bestimmungen des Jōei-Shikimoku (vgl. S. 613) übernehmenden und ergänzenden Verordnungen wurden jedoch, im Gegensatz zu anderen Gesetzbüchern, nicht etwa veröffentlicht, sondern sollten nur zur Kenntnis der Nachfolger von Jeyasu und der höchsten Beamten des Shōgunates gelangen.

Bedeutsam ist die Rolle der auswärtigen Politik unter Jeyasu, der in der Hebung des Verkehres mit den Fremden ein erfolgreiches Mittel zur Förderung des eigenen nationalen Wohlstandes klar erkannte. Die trügerischen

Szene aus der Schlacht von Sekigahara.

Aus einer Bilderrolle über das Leben von Jeyasu von Kanō Tanyū (1602—1674). Besitz des Shintōtempels Tōshōgū zu Nikkō. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band XVII, Tōkyō 1907.

Digitized by Google



Schiff und Mannschaft des Yamada Jizaemon no jō Nagamasa auf einem im Jahre 1626 dem Tempel Sengenjinja gestifteten Votivbilde. Kopie im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. Nagamasa (1578—1633) war ein berühmter japanischer Seefahrer und Abenteurer, der in Siam bis zur Würde eines Vizekönigs emporstieg.

letzten Eroberungsabsichten Hideyoshis gab Jeyasu, der es auch verstanden hatte, dem koreanischen Feldzuge fernzubleiben, natürlich völlig preis und richtete vielmehr sein Augenmerk auf Förderung des nach Hideyoshis Tode wieder einsetzenden Handelsverkehres mit dem Festlande; amtlich wurde der Friede mit China allerdings erst 1607, mit Korea 1615 bestätigt. Auch mit den verschiedenen Reichen der hinterindischen Halbinsel fand ein japanischer Handels- und Schiffsverkehr statt.

Den Portugiesen aus Makao, die bei weitem den Löwenanteil des so gewinnbringenden Handels mit Japan besaßen, und den Spaniern aus Manila und Mexiko erwuchs ein von Jeyasu klug bewillkommneter und geförderter Wettbewerb durch ihre ärgsten Feinde, die Holländer, die 1609, und die Engländer, die 1613 Faktoreien ihrer ostindischen Kompanien gründeten, und zwar beide auf der Insel Hirado, deren darüber sehr erfreuter Landesherr zu den kleineren Daimyō von Kyūshū zählte. Von diesen ging zwar die englische nach wenigen Jahren wegen Ertragslosigkeit wieder ein; die andere aber wurde nicht nur eine der erheblichsten Quellen des Reichtums der berühmten, vielbeneideten niederländischen Kompanie, sondern konnte sogar diese überleben und bildete in den Jahrhunderten der Abschließung das letzte dünne Band zwischen dem verkehrsfeindlich gewordenen Japan und der europäischen Kulturwelt. Der finanzielle Nutzen der Niederländer in Japan ist freilich sehr überschätzt worden; selbst in der nur einige Jahrzehnte dauernden Blütezeit dieses Handels hat der Reingewinn durchschnittlich kaum eine Million Gulden erreicht, wobei allerdings der in den anderen Kontoren und in der Heimat erzielte und verbuchte Nutzen an den Einfuhren aus Japan nicht inbegriffen ist.

Auch auf das jenseitige Ufer des pazifischen Weltmeeres, auf Amerika, trachtete bereits Jeyasu, den Verkehr seines Landes auszudehnen. Als 1608 der Gouverneur der Philippinen auf seiner Rückfahrt nach Mexiko an der japanischen Küste Schiffbruch erlitt, hatte er sich hier der besten Aufnahme zu erfreuen. Durch den bei Jeyasu wegen seiner nautischen Kenntnisse in hoher Gunst stehenden Engländer William Adams, dem Piloten des in Japan 1600 gestrandeten ersten holländischen Schiffes, ließ er ihm ein neues Fahrzeug nach europäischer Art bauen und benutzte diese willkommene Gelegenheit zur Anknüpfung eines direkten Verkehrs mit Mexiko, wobei ihm vor allem daran gelegen war, erfahrene Bergarbeiter der spanischen Minen zu bekommen, um die Ausbeute der Mineralschätze Japans ertragreicher zu gestalten. Auch verschiedene Japaner begaben sich auf diesem Schiffe nach Mexiko (1610). Sie wurden

Digitized by Google

zwar glänzend aufgenommen, doch kam ein regelmäßiger Handelsverkehr nicht zustande, wahrscheinlich wegen Einspruchs von seiten des dadurch benachteiligten Handels von Manila; auch die erbetenen Bergleute blieben aus.

Die Verbreitung des Christentums hatte seit dem Tode Hideyoshis erhebliche neue Fortschritte gemacht. Zwar hatte Ieyasu dessen strenge Verbote nicht aufgehoben, das Missionswerk und die Bewegungsfreiheit der fremden Priester aber nicht weiter gestört, aus Rücksicht auf deren Einfluß auf den von ihm mit so eifrigem Bemühen gepflegten Fremdhandel und auf die damit zusammenhängenden guten Beziehungen zum spanisch-portugiesischen Staate. Die Jesuiten zählten bereits 1604 wieder 123 Ordensmitglieder, die über zwei Kollegien, zwei Haupthäuser, ein Noviziat und zwanzig Niederlassungen verteilt waren. Dominikaner wirkten in Satsuma und Augustiner in Bungo, während Franziskaner sogar am Sitze des Shōgunates selbst, in Yedo, wohin die Jesuiten noch nicht gekommen waren, ihren Glaubenseifer entfalteten. Im Jahre 1605 war die Zahl der japanischen Christen auf drei viertel Millionen angewachsen, und trotz hier und da einsetzender Unterdrückung der christlichen Lehre durch einzelne Daimyō verbreitete sie sich in den nächsten Jahren immer mehr; manche der Fürsten bezeigten ihr ganz offen ihre Gunst. Ja, einer der mächtigsten von ihnen, Date Masamune, der über den größten Teil des Nordostens der Hauptinsel herrschende Daimyō von Sendai, schickte sogar unter Führung eines spanischen Franziskaners Sotelo eine glänzende Gesandtschaft an den Papst und nach Spanien, die der Verbreitung des Christentums in seinem Staate die günstigsten Aussichten zu eröffnen schien, bei dem es dem unternehmenden Daimyō aber natürlich nur um Erlangung auch politisch wertvoller Handelsbeziehungen mit den spanischen Kolonien in Amerika oder mit Europa selbst zu tun war. Ursprünglich war sogar eine nur durch Schiffsunfall vereitelte Gesandtschaft des Shōgun selbst unter Führung von Sotelo beabsichtigt gewesen; diese ward hinfällig infolge eines gerade damals eingetretenen Umschwunges in der wohlwollenden Stimmung des Ieyasu gegen die fremden Priester. Doch ging die Gesandtschaft Dates nicht ohne Wissen und Einverständnis der Shōgunats-Regierung vonstatten. Sie verließ Japan 1613 auf einem dort nach europäischer Art gebauten Schiffe und gelangte trotz schwerer Stürme glücklich nach Mexiko. Hasekura Rokuyemon, der unter den höheren Beamten des Daimyō ausgewählte, mit großem Gefolge ausgestattete Gesandte, langte 1615 in Europa an und wurde, gerade wie die drei Jahrzehnte vorher eingetroffenen Japaner, glänzend am spanischen Hofe wie in Italien aufgenommen und gefeiert, ein auch wieder in der zeitgenössischen Literatur ausführlich gewürdigtes Ereignis. Sogar ein prächtiges Ölgemälde des



Date Masamune (1566—1636).
Farbige lebensgroße Holzstatue im Tempel Zuiganji in Matsushima bei Sendai. Nach japanischem Holzschnitt (Sammlung Nachod).

Digitized by Google

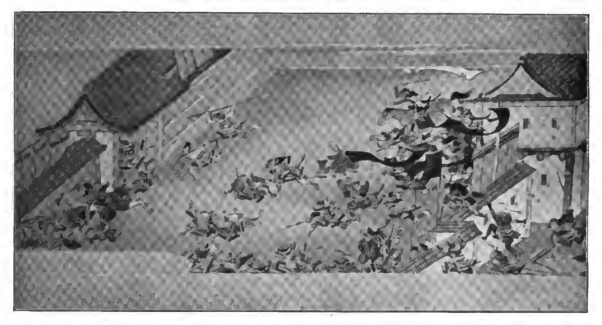
Gesandten in seiner reichen japanischen Hoftracht ließ der Papst Paul V. anfertigen, das im Besitze seiner Familie, der Borghese, verblieben ist und noch heute in dem einstigen Bibliotheksaale ihres Palastes in Rom hängt. Dagegen zeigte in den diplomatischen Verhandlungen die römische Kurie sich diesmal sehr zurückhaltend, eine auf den mächtigen Einfluß der über den Wettbewerb der anderen Orden durchaus nicht erbauten Jesuiten zurückzuführende Erscheinung. War diesen doch durch ein päpstliches Breve von 1585 in Anerkennung ihres großen Erfolges die alleinige Missionstätigkeit in Japan übertragen gewesen, ein Vorzug, der allerdings 1600 durch eine Bulle des Papstes zugunsten der anderen Orden aufgehoben worden war. Nicht ohne Grund befürchteten die mit Japan besser vertraut gewordenen Jesuiten, der bisweilen unbesonnene Missionseifer besonders der Franziskaner möchte aufs neue den kaum besänftigten Argwohn der japanischen Regierung gegen die fremden Priester wachrufen und dadurch verhängnisvolle Folgen für das ganze Bekehrungswerk überhaupt zeitigen. Auch kam in diesem Gegensatze der Orden zugleich der Widerstreit der handelspolitischen Interessen zwischen den damals durch Personalunion vereinigten Reichen von Spanien und Portugal zum Ausdruck. Ein politischer Erfolg würde aber, auch wenn die Umstände weniger ungünstig gewesen wären, auch dieser Gesandtschaft kaum beschieden gewesen sein; denn gerade wie bei der früheren waren während ihrer langen Abwesenheit bedeutsame Ereignisse in Japan eingetreten, durch welche das Christentum dort in äußerste Bedrängnis geraten war. Hasekura, der in Europa die Taufe empfangen hatte, durfte erst heimkehren, nachdem er den christlichen Glauben abgeschworen hatte (1620), und auch von den erst so eifrig ersehnten Verkehrsbeziehungen, dem eigentlichen Ziele der ganzen, nun bedeutungslos gewordenen Gesandtschaft, konnte keine Rede mehr sein.



Hasekura Rokuyemon, Gesandter des Daimyō von Sendai in Rom 1615. Gemälde im Palazzo Borghese in Rom. Nach Photographie (Samml. Nachod).

Ursachen mancherlei Art mögen dazu beigetragen haben, einen verhängnisvollen Umschwung herbeizuführen in der wohlwollenden Duldung, deren sich das Christentum unter Ieyasu anfangs zu erfreuen hatte. Der Fremdhandel war nicht mehr allein abhängig von den Portugiesen und Spaniern, für welche die neuen Fremden, die weniger stolzen Holländer und Engländer, einen um so willkommeneren Ersatz zu bieten schienen, als diese ja nach Japan wirklich bloß des für beide Teile so vorteilhaften Handels wegen und ohne bekehrungseifrige Geistliche kamen. Auch versäumten die neuen Ankömmlinge natürlich nicht, die japanische Regierung auf die gegenseitige Unterstützung der katholischen Kirche und des portugiesisch-spanischen Staates, ihres Todfeindes, bei dessen kolonialen Eroberungen warnend hinzuweisen. Auch die aufeinander eifersüchtigen Portugiesen und Spanier selbst, sowie die verschiedenen Orden hatten es an gegenseitigen Verdächtigungen nicht ganz fehlen lassen. Hierzu kamen noch Vergehen von christlich gewordenen Beamten des Shōgun und die Verehrung von Reliquien hingerichteter Christen, die geradezu als Ungehorsam gegen die Staatsgewalt erschien. Kein Wunder also, wenn die in den letzten Jahren trotz zeitweiliger Verbote in überraschender Weise überhandnehmende, fremde Lehre schließlich auch Ieyasu im Lichte einer ernsten Gefahr für die Einheit und Unabhängigkeit des Reiches erschien, deren nachsichtslose Beseitigung die eigene Sicherheit nunmehr dringend erheischte. Im Jahre 1614 erging daher jene vielgenannte und folgenschwere,

Digitized by Google



Die Erstürmung der Festung Ōsaka durch die Truppen Jeyasus im Jahre 1615. Aus einer das Leben des Jeyasu schildernden Bilderrolle von Kanō Tanyū (1602—1674) im Shintōtempel Tōshōgū in Nikkō. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band VIII, Tōkyō 1902.

stark mit buddhistischen und konfuzianistischen Weisheitssätzen geschmückte Verordnung, welche die staatsgefährliche christliche Lehre verbietet und die Verbannung der fremden Priester anordnet. „Aber die Christenbande", so heißt es u. a. darin, „ist nach Japan gekommen, indem sie nicht nur ihre Handelsschiffe sandte um Waren auszutauschen, sondern auch danach trachtete, ein böses Gesetz zu verbreiten, die rechte Lehre umzustoßen, so daß sie die Regierung des Staates verändern und vom Lande Besitz ergreifen könne. Das ist der Samen großer Zwietracht und muß zermalmt werden." In der Tat mußten einige hundert Priester, auch einheimische, Japan verlassen. Von einer allgemeinen blutigen Verfolgung der Christen oder gar der Fremden, die man wegen dieses Erlasses dem bis zuletzt verkehrsfreundlichen Jeyasu anstatt seinen Nachfolgern häufig zum Vorwurf gemacht hat, war aber noch keine Rede. Der Handel der Portugiesen und Spanier hatte seinen ungestörten Fortgang; ja, die japanische Regierung litt sogar nicht, daß innerhalb ihres Herrschaftsbereiches die Holländer den portugiesischen Warenschiffen nachstellten.

Noch eine andere Gefahr aber für das Shōgunat des Tokugawa-Hauses glaubte Jeyasu in dem nun herangewachsenen Hideyori erblicken zu müssen, dem Sohne Hideyoshis, den er einst von der Nachfolge seines mächtigen Vaters in der Zentralgewalt verdrängt hatte. In der Tat bildete jetzt der Hof Hideyoris, der mit einem Einkommen von 650000 Koku zu den reichsten der Landesfürsten zählte, in der gewaltigen festen Burg zu Ōsaka einen Mittelpunkt für alle jene Kreise, die Ursache hatten, dem straffen Regimente des Shōgun feindlich gesinnt zu sein, darunter, wie auch in seinem Heere, viele eingeborene Christen, deren Glauben anzugehören, Hideyori auch selbst, allerdings wohl grundlos, von seinen Gegnern verdächtigt wurde. Einen Vorwand zum Vernichtungskriege gegen den dem Untergange geweihten Gatten seiner eigenen Enkelin suchte und fand Jeyasu in einer Beleidigung, die Hideyori ihm angeblich durch die Inschrift einer von ihm gestifteten Tempelglocke zugefügt hatte; es kamen darin die den Namen des Jeyasu bildenden zwei Schriftzeichen vor, und zwar in einer anderen, als Unheil bringend zu deutenden Wortverbindung. Nach längerer Belagerung der trefflich verteidigten Festung von Ōsaka gelang es dem Shōgun schließlich doch, den Platz in blutigem Kampfe einzunehmen. Der innerste Teil des Schlosses, die letzte Zuflucht der Belagerten, ging in Flammen auf, in denen auch Hideyori nebst seiner Mutter anscheinend ihren Tod fanden (1615). Wenigstens tauchten sie nie wieder auf; doch hat sich die Sage

Digitized by Google





auch dieses romantischen Stoffes bemächtigt, und sie läßt Hideyori mit Einverständnis von Jeyasu zu Schiff nach Satsuma oder den Ryûkyû-Inseln entkommen.

Damit war das letzte ernste Hindernis aus dem Wege geräumt und die erbliche Nachfolge der Tokugawa-Familie gesichert. Ihr greiser Begründer aber sollte diesen letzten Sieg nicht lange mehr überleben. Bereits im nächsten Jahre (1616) erlag er im Alter von 74 Jahren einer Krankheit. Die Nachfolge ging ohne Störung des öffentlichen Friedens auf seinen Sohn Hidetada (geb. 1579, gest. 1632) über, dem zur Vermeidung späterer Thronstreitigkeiten formell der Titel Shôgun bereits 1605 verliehen worden war. Den sterblichen Überresten des ersten Tokugawa-Shôgun wurde von seinen Nachfolgern in den anmutigen Bergwäldern von Nikkô eine stimmungsvolle Weihestätte bereitet. Inmitten prächtiger Kryptomerienhaine erheben sich hier die ausgedehnten Grabtempelanlagen, reich geschmückt mit den hervorragendsten Kunstwerken der Malerei und Schnitzerei, der Lack- und Metallbearbeitung, die jene Prunk und leuchtende Farben liebenden Tage der Tokugawa-Macht hervorzubringen vermochten.

Mit Jeyasu war die zweifellos hervorragendste jener an bedeutenden Persönlichkeiten wahrlich nicht armen Sturm- und Drangperiode dahingeschieden; sein Name zählt zu den ruhmreichsten und unvergänglichsten in der japanischen Geschichte aller Zeiten. Die hohe





Vier Felder aus der Kassettendecke vom Grabtempel des Shôgun Jeyasu zu Nikkô. Phot. Aufnahme.

Digitized by Google

patriotische Aufgabe, der Nobunaga und Hideyoshi mit kühnem Eifer, aber noch ohne vollen, dauernden Erfolg nachgestrebt hatten, die Wiederherstellung des nationalen Einheitsstaates — die war Ieyasu beschieden, glänzend zu lösen und in einer Form durchzuführen, die Jahrhunderte zu überdauern und seinem Volke einen langen Zeitabschnitt friedlichen Gedeihens und wirtschaftlichen Aufschwunges zu eröffnen vermochte. Der japanische Volkswitz hat für den Vergleich der drei verdienstvollen Männer ein sehr bezeichnendes Bild gefunden, dessen heitere Züge an eine Lieblingsspeise, die Reiskuchen („mochi") anknüpfen. Das die Körperkräfte anstrengende Werk, den Teig zu stampfen, fällt Nobunaga und Akechi zu; Hideyoshi knetet ihn, und Ieyasu verzehrt den fertigen Kuchen. An dem wie in China und Korea später auch in Japan eintretenden Beharrungszustande unter seinen auch den bescheidensten Fortschritten abholden Nachfolgern, oder gar an der späteren Abschließung, trägt



Shōgun Ieyasu. Kakemono im Tempelschatz von Nikkō.
Nach japanischem Holzschnitt (Sammlung Nachod).

der gerade um die auswärtige Politik eifrig bemühte Begründer des Tokugawa-Shōgunates keine Schuld. Seine Bestrebungen um den Fremdhandel und um Erlangung ausländischer Werkmeister, z. B. für den Bergbau, wurden schon gewürdigt. Wie frei von Vorurteilen gegen die Europäer er war, geht aber am deutlichsten hervor, daß er sich nicht scheute, den kenntnisreichen englischen Steuermann Adams, dessen Brauchbarkeit sein Scharfblick rasch erkannt hatte, sogar in die Reihe seiner eigenen Vasallen („Hatamoto") aufzunehmen, eine vom Shōgun weder vorher noch nachher einem Fremden je erwiesene Ehre. Auch durch persönlichen leutseligen Verkehr mit Angehörigen der verschiedenen Nationen war er bemüht, sich über die wirklichen Verhältnisse in den fernen Ländern sorgfältig und kritisch zu unterrichten. Die mit seinem Namen verknüpften Schriftwerke der Gesetzgebung und Verwaltung, an deren Echtheit zum Teil allerdings von maßgebenden Persönlichkeiten jetzt gezweifelt wird, blieben die mit der heiligen Scheu der Ahnenverehrung verklärten Grundlagen für die ganze Dauer der Shōgunatsregierung. Aber nicht nur als Staatsmann, sondern auch nicht minder

Digitized by Google

als Feldherr, wie z. B. in der Entscheidungsschlacht von Sekigahara, ragte Jeyasu hervor, der übrigens auch in der Zeit der beständigen Daimyō-Fehden einmal einen Sieg selbst über Hideyoshi errungen hatte (1584). Daneben erwarb sich der vielseitige Herrscher auch noch Verdienste um die Wissenschaft. Er gründete eine Bibliothek, deren Grundstock die Überreste der mehrmals durch Feuersnot heimgesuchten, berühmten Büchersammlung der Hōjō-Shikken zu Kanazawa (s. S. 617) bildete; im ganzen Lande ließ er alte Schriften sammeln, die geschichtlich und politisch wichtigsten abschreiben und auch durch den Druck mit beweglichen Typen vervielfältigen. Als ein abstoßender Zug in dem Charakterbilde des gewaltigen Machthabers tritt freilich hervor das an Treulosigkeit grenzende Verhalten gegen den seinem Schutze anvertrauten, jugendlichen Hideyori, dessen Untergang allerdings dem kühlen Realpolitiker als eine harte Notwendigkeit des Selbsterhaltungstriebes und der Sicherung des Einheitsstaates erscheinen mochte. In den überlieferten Abbildungen zeigt das etwas dicke Gesicht keinen Zug von grausamer Härte; ebenso wenig freilich läßt das eher mit freundlichem Wohlwollen dreinschauende Antlitz auf seine außergewöhnliche Tatkraft und seinen schlauen Scharfsinn schließen.

Unter Hidetada und noch mehr unter seinem Sohne Jemitsu (1603—51, Shōgun seit 1623), einer rücksichtslosen Herrschernatur, die den höchsten Grad der Machtvollkommenheit seines Hauses darstellt, stehen alle anderen staatlichen Aufgaben zurück vor den strengen Maßnahmen zur Sicherung und Erhaltung der mit der Unabhängigkeit und Einheit des Reiches als gleichbedeutend erachteten Tokugawa-Dynastie, deren stolze Träger sich in höfischem Zeremoniell mehr abschließen als der persönlich viel leichter zugängliche, weiter blickende Jeyasu. Jahrzehnte grausamster Verfolgung setzen ein gegen die besonders in Kyūshū so zahlreichen japanischen Christen, von denen viele gemeinsam mit verborgen gebliebenen oder den Verboten der japanischen Regierung zum Trotz unter allerhand Verkleidungen von den Philippinen oder von China her aufs neue zum Bekehrungswerke herbeieilenden europäischen Priestern unter oft grauenhaft ersonnenen Martern zu begeisterten Märtyrern der katholischen Kirche werden.

Die Verfolgung gegen den christlichen Glauben führt alsbald auch zum mißtrauischen Haß gegen die einst so willkommenen Fremden überhaupt. Bereits 1616 war deren Handel im Widerspruch zu den von Jeyasu verliehenen Freibriefen auf Nagasaki und Hirado beschränkt worden. Eine 1624 anläßlich des spanischen Thronwechsels erschienene Gesandtschaft wurde nebst ihren reichen Geschenken einfach abgewiesen und der Verkehr Japans mit den Spaniern, jedoch noch nicht mit den Portugiesen, völlig abgebrochen. Den eigenen Untertanen wurde der gewinnbringende Auslandsverkehr rücksichtslos abgeschnitten durch ein Verbot, überseeische große Schiffe zu bauen. Die Portugiesen wurden 1635 nur noch zum Handel auf einer eigens hierzu errichteten Einschließung im Hafen von Nagasaki zugelassen, dem künstlichen Inselchen Deshima. Allen Japanern aber wurde zugleich bei Todesstrafe verboten, künftig ihr Vaterland zu verlassen oder aus dem durch die Berührung mit dem Christentum so gefährlich werdenden Ausland heimzukehren. Im Jahre 1637 breitete sich über ein östlich von Nagasaki liegendes, nur ziemlich kleines Gebiet der Insel Kyūshū der hiernach benannte, bedenklichen Umfang annehmende Shimabara-Aufstand aus. Er war hervorgerufen einmal durch die besonders heftige Verfolgung des gerade hier einst so blühenden und trotz aller Grausamkeiten nicht völlig erstickten fremden Glaubens, sodann aber und vor allem durch raubgierige Aussaugung der Bevölkerung durch einen neuen, christenfeindlichen Landesherrn. Nur mit äußerster Anstrengung und einem Aufgebote sehr erheblicher Heeresmacht vermochte die Shōgunats-Regierung schließlich die bedrohlich anwachsende, auf beiden Seiten viele Tausende von Menschenopfern verschlingende Bewegung zu ersticken (1638), die übrigens ohne Mitwirkung europäischer Priester entstanden und schon niedergeworfen war, ehe die katholische Kirche und ihre Schutzmächte, die einen bewaffneten Eingriff bei den unberechenbaren Folgen damals auch kaum wagen konnten, näheres davon erfuhren. Für die japanische Regierung aber wurde dieses neue Aufflammen der durch die Befestigung des Shōgunates endgültig für erloschen erachteten Fackel des Bürgerkrieges der Anlaß zu noch schärferen und härteren Maßregeln der Christenverfolgung und der Abschließungspolitik. Auf öffentlichen Plätzen und Straßenkreuzungen erhoben sich nun jene erst vor einigen Jahrzehnten ganz verschwundenen,

Digitized by Google

„Kosatsu“

Oeffentliche Plakattafel mit Verbot des Christentums

Original im Ueno-Museum zu Tōkyō. (Photographiert für den Verfasser.)

(Uebersetzung zur oberen Abbildung auf nebenstehender Seite.)

Erlaß:

Der Christenglaube ist für immer verboten.

Wer einen Verdächtigen ausfindig macht, soll ihn der Regierung anzeigen.

Als Belohnung erhält:

Wer einen bateren (d. i. Pater) anzeigt, 500 Silberstücke;

Wer einen iruman (d. i. irmão-Frater) anzeigt, 300 Silberstücke;

Wer einen Rückfälligen anzeigt, ebensoviel;

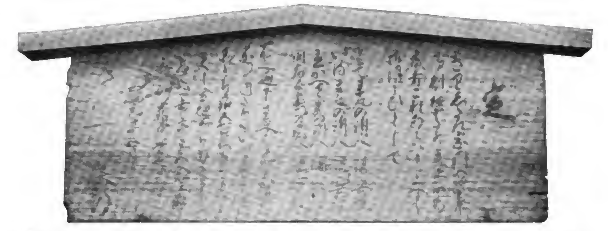
Wer einen Gläubigen anzeigt, 100 Silberstücke; ebensoviel, wenn der Angezeigte zwar nicht Christ ist, aber mit einem bateren oder iruman zusammen gelebt hat. Diese Belohnung kann je nach den Umständen bis auf 500 Silberstücke erhöht werden.

Wenn es offenbar wird, daß jemand einen solchen Menschen verborgen hält, so soll selbst der Vorstand der Gemeinde und die goningumi (Fünf-Familienschaften) mit ihren Familien streng bestraft werden.

So ist der Befehl. Tenwa, 2. Jahr (1682) 5. Monat.

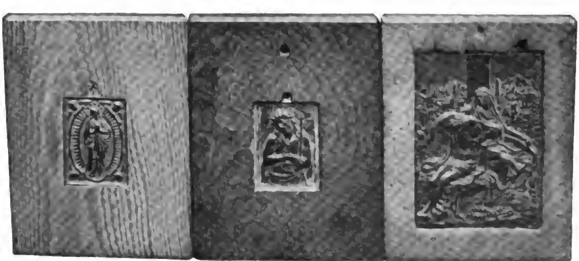
Der Bugyō.

Digitized by Google



„Kosatsu", d. i. öffentliche Plakattafel, mit Verbot des Christentums im Ueno-Museum zu Tōkyō. Photographiert für den Verfasser. (Übersetzung auf nebenstehendem Deckblatt.)

großen hölzernen Plakattafeln, die das Verbot des Christentums verkündigten und für den Nachweis von Angehörigen dieser Lehre oder gar von ihren Priestern Belohnungen in verschiedener Höhe aussetzten, die für letztere von 200 (1638) auf die nicht unerhebliche Summe von 500 (1674) Silberstücken stieg. Ferner hatten die Lokalbehörden dafür zu sorgen, daß jede Familie ihre Zugehörigkeit zu irgendeiner der buddhistischen Sekten regelmäßig nachwies, worüber Register zu führen waren. In dem einst fast ganz christlichen Nagasaki und den umliegenden Gebieten bediente sich die Obrigkeit noch eines anderen Mittels, das auch jedes heimliche Christentum völlig auszuschließen schien, der sog. „Trampelbretter" (Yefumi). Es waren dies amtlich aufbewahrte, in Holztafeln eingelassene metallene Darstellungen von Christus oder katholischen Heiligen, welche sämtliche, hierzu jährlich einmal berufene Einwohner mit Füßen treten mußten, um so ihre Nichtzugehörigkeit zu der verbotenen Lehre zu beweisen. Aber auch auf die Europäer, selbst auf die nicht katholischen Holländer, übertrug sich die eifrige Bedrückung. Die Portugiesen wurden 1639 endgültig aus Japan verbannt; als im nächsten Jahre dennoch aus Makao, das im wesentlichen auf den reichen japanischen Handel angewiesen war, eine vornehme portugiesische Gesandtschaft in Nagasaki erschien, um unter Zusicherung des Fernbleibens von Priestern die Wiederzulassung zum Handel zu erbitten, wurde sie hingerichtet. Die Holländer mußten ihre stattliche Faktorei in Hirado niederreißen trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer neu aufgeführten Steingebäude; angeblich hatten die auf dem Giebel mit den Initialen der Ostindischen Kompagnie angebrachten Jahreszahlen (1637,



„Yefumi" oder Trampelbretter im Ueno-Museum zu Tōkyō. Photographiert für den Verfasser.

Digitized by Google

1639) den besonderen Anstoß der Japaner erregt, vielleicht weil sie an den von den Christen errichteten Kirchen ähnliches bemerkt hatten und daher einen religiösen Zusammenhang darin vermuteten. Unter sehr demütigenden Beschränkungen nur wurde den Holländern der fernere Aufenthalt und Handel gestattet in der einige Jahre zuvor für ihre nun beseitigten feindlichen Nebenbuhler, die Portugiesen, hergestellten Einschließung von Deshima. Neben den unter ähnlichen Bedingungen in Nagasaki zum Handel zugelassenen Chinesen bildeten nun die Angehörigen der niederländischen Faktorei die einzige geringe Ausnahme des gegen das Abendland im übrigen völlig abgeschlossenen Inselreiches.

Mit den äußeren Formen des Lehnswesens verbindet sich unter der Herrschaft des Tokugawa-Shōgunates die Einrichtung des absoluten Polizeistaates, der alle Verhältnisse genau regelt und überwacht, und dessen scharfe Aufsicht führendem Auge sich kein Gebiet menschlichen Wirkens, welches es auch immer sei, entziehen darf. Zwar sichert dieses System dem Lande nach Jahrhunderten kriegerischer Stürme eine schlaffe Friedenszeit von ungewöhnlicher Dauer, in der ein ziemliches Wohlleben Platz greift, besonders in den größeren Städten. Werden auch in der hohen Kunst die früheren Erfolge nicht erreicht, geschweige denn übertroffen, so entfalten doch Künste und Gewerbe auch auf manchen neuen Gebieten eine hohe Blüte; vor allem in der Kleinkunst, in den mit erstaunlicher Meisterschaft der Technik und der Stoffbehandlung gefertigten Schwertzieraten, Lack- und Elfenbeingeräten, bringen die an den Höfen all der Landesherren unabhängig von der Nachfrage des Handelsmarktes schaffenden Meister unübertreffliche Leistungen hervor, während eine in die breiten Schichten des Volkes eindringende, bedenklich erotisch angehauchte Literatur aufkommt, geziert mit jenen künstlerischen Farbendrucken, deren hohe Wertschätzung erst in unseren Tagen und vom Auslande aus einsetzen sollte und von vielen gebildeten Japanern noch heute nicht geteilt wird. Alle großen nationalen und geistigen Gesichtspunkte aber drohen zu verkümmern in der engherzigen Abgeschlossenheit, in der ja niemand über den erblich zugemessenen Wirkungskreis hervorragen darf; oder höchstens können sie in heimlichem, gefährlichem Gegensatz zur herrschenden Macht emporstreben. Eine feste Schranke trennt die dem Erwerb obliegende Masse des Volkes, die Bauern, die Handwerker und die vereinzelt große Reichtümer und dadurch zuweilen gewissen Einfluß erlangenden, aber noch weniger als die anderen Bürger geachteten Kaufleute, von den adelsstolzen Samurai, denen allein alle Beamtenstellen ihres Klans, gleichviel ob bürgerlicher oder militärischer Art, zugänglich, auf Gewinn abzielende Berufszweige aber verboten waren. Selbst die in ihren eigenen Herrschaften ja ziemlich unabhängigen Daimyō mußten sich dem argwöhnischen Iemitsu fügen, der sie 1642 zwang, fortan einen Teil des Jahres in seiner kostspieligen Residenz Yedo zuzubringen, wo sie auch, gewissermaßen als Geiseln, während ihrer Abwesenheit ihre Familien lassen mußten. So entstanden rings um die Burg des Shōgun all jene, zum Teil sehr ausgedehnten und stattlichen „Yashiki", die Wohnsitze der Daimyō und ihrer sehr zahlreichen Gefolge. Auf den großen Landstraßen, die von allen Teilen des Reiches nach Yedo führten, entfaltete sich nun beständig das malerische Bild der zum oder vom Sitze des Shōguns mit vorgeschrieben feierlicher Pracht wallenden, langen Daimyō-Züge. Am Hofe des Shōguns selbst bestanden enge Fesseln eines bis ins unbedeutendste durchgeführten Zeremoniells und abergläubischer Förmlichkeiten, deren symbolischer Hintergrund meist schon vergessen war. In der durch Lehre und Pflege der hergebrachten Gebräuche schon unter den Ashikaga berühmten Familie Ise war das Amt eines Anstandslehrers für den jungen Schwertadel am Hofe der Tokugawa erblich; einer von ihnen hat Aufzeichnungen hinterlassen, die ausführlich über dieses keineswegs zwanglose Hofleben, besonders im 18. Jahrhundert, berichten.

Selbst das Gebiet des Wissens durfte sich der strengen Staatsaufsicht der Tokugawa nicht entziehen, die übrigens, wie schon Ieyasu, durch Förderung von Bibliotheken auch segensreich wirkten. Die hauptsächlichen Grundlagen für das Unterrichtswesen in der ganzen Tokugawa-Zeit wurden entworfen von dem konfuzianischen Gelehrten Razan (1583—1657) aus dem Hause Hayashi, in dem die Leitung aller wissenschaftlichen Angelegenheiten erblich blieb bis zum Verfall des Shōgunats. Der dem Christentum äußerst feindlich gesinnte Razan gehörte zu den einflußreichsten unheilvollen Ratgebern des Shōguns Iemitsu, unter dem die fremde Lehre so schonungslos ausgerottet und die Abschließung gegen Europa durchgeführt wurde;

Digitized by Google

Razan verfaßte u. a. auch drei Angriffsschriften gegen das Christentum. Der chinesische Weise der Sung-Dynastie Chu-Hi (1130—1200, japanisch: Shushi), der bis auf den heutigen Tag in seiner Heimat als unbestritten berufenster Erklärer und Lehrer des Konfuzianismus seine Herrschaft über das literarische China behauptet, ist durch seine Anhänger in Japan, zu deren begeistertsten auch Razan zählt, auch hier zu einem weit über den Rahmen des Geisteslebens hinausgreifenden, auch politisch bedeutsam gewordenen Einfluß auf Denken und auf Handlungen gelangt. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch die Entwicklung der Philosophie Chu-His, des großen Apostels der Selbstzucht, mancherlei Streitfragen und Schulspaltungen unter den hieran beteiligten Gelehrten hervorrief, ein heikler Übelstand, in den auch einzugreifen sich die alles regelnde Shōgunats-Regierung nicht scheute. Im Jahre 1790 verbot ein von dem damals an der Spitze des Unterrichtswesens stehenden Hayashi verfaßter Erlaß einfach alle Abweichungen von den durch die Regierungsorgane vertretenen Lehren Chu-His.



Norinaga Motoori. Nach einem in seiner Familie aufbewahrten Porträt. Aus Motoori Zenshu (Gesammelte Werke von Motoori) Tokyō, Tōyōdō 1903.

Über zwei Jahrhunderte lastete die wohlwollend strenge Polizeiherrschaft in starrer Beharrlichkeit über dem infolgedessen in den Fortschritten der Kultur im Vergleiche mit dem gerade in dieser Zeit immer neue Errungenschaften und Kenntnisse erzielenden Abendlande weit zurückbleibenden Inselreiche des äußersten Ostens. Mannigfacher Art sind die Ursachen, die schließlich zusammenwirken zum Sturze der Tokugawa, die keine den drei ersten, tatkräftigen Herrschern dieses Hauses ebenbürtige Nachfolger aufweisen und im 18. und 19. Jahrhundert die Regierungsgeschäfte meist nicht selbst mehr leiteten. Die wesentlich auf Naturalwirtschaft begründeten festen Einnahmen hatten nicht Schritt zu halten vermocht mit der in der langen Friedenszeit rasch fortschreitenden Vermehrung der Bevölkerung, und gerade die eigentliche Stütze der Shōgunats-Herrschaft, die auf ihren Standesvorzug der zwei Schwerter stolze, verächtlich auf den ihr versagten Gelderwerb herabblickende Krieger- und Beamtenklasse der Samurai, hatte nicht selten unter bitterer Armut zu leiden. Zeitweiligen staatlichen Finanznöten suchte man vergeblich zu entgehen durch verderbliche Versuche mit Münzverschlechterungen. Gegen die herrschende, chinesische Literatur und Philosophie lehnte sich, wohl nicht ohne Zusammenhang mit der von oben herab begünstigten Mißachtung alles Fremden, eine nationale Strömung auf. Sie bewirkte ein Wiedererwachen der im Originaltexte nicht mehr allgemein verständlichen altjapanischen und shintōistischen Überlieferungen aus Geschichte und Sage der Urzeit und des klassischen Altertums, eine durch die noch heute am Himmelszelte japanischer Wissenschaft als helle Sterne strahlenden Gelehrtennamen wie Mabuchi

Digitized by Google



Volkstypen zur Tokugawa-Zeit.

(1697—1769), Motoori (1730—1801) und Hirata (1776—1843) glänzend vertretene, besonders aber durch die von einem Tokugawa und Enkel des Jeyasu selbst, von Mitsukuni (1628—1700), dem wissenseifrigen Daimyō von Mito, an seinem Hofe ins Leben gerufene Gelehrtenschule geförderte Bewegung. Durch sie ließ Mitsukuni eine umfassende Geschichte von Japan entwerfen, angelegt nach dem klassischen Vorbilde der Annalen der chinesischen Dynastien, das 1657 begonnene, berühmte „Dai Nihon Shi", das von Anbeginn an bis zur Zeit nach der Wiedervereinigung der Nördlichen und Südlichen Dynastie (s. S. 618—619) reicht und als Musterwerk japanischer Geschichtschreibung gilt. Sein großer Ruf beruht freilich weniger auf vorsichtiger Untersuchung über die Zuverlässigkeit der berichteten Tatsachen, als auf der überzeugenden Gründlichkeit in der Vertretung des legitimistisch-imperialistischen Gedankens. Denn dadurch war es dem um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert erschienenen Werke beschieden, einen tiefgreifenden, politischen Einfluß auszuüben. Mußte doch hiernach als Sprößling der Sonnengöttin der geheiligte Kaiser in Kyōto allein zur wirklichen Herrschaft berufen, das ganze Tokugawa-Shōgunat aber, ebenso wie die ähnlichen Regierungen der früheren Zeiten, als widerrechtliche Staatseinrichtung erscheinen.

Völlig unhaltbar aber wird die schon im Innern des Reiches so viele ernste Bedenken darbietende Lage der Shōgunats-Regierung, als sie, freilich nur der Not gehorchend und nicht dem eigenen Triebe, die Unmöglichkeit einsehen muß, mit ihren in der langen Friedenszeit erschlafften und ganz veralteten Heereseinrichtungen die eigensinnige Abschließung gegen die in ihren Machtverhältnissen so veränderten und mit weit wirksameren Angriffswaffen als früher ausgerüsteten Westmächte noch länger ungefährdet aufrechtzuerhalten. Noch am Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts war es ihr zwar noch gelungen, schwache Versuche Englands und Rußlands zur Anbahnung eines freundlichen Verkehrs schroff zurückzuweisen. Als aber die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika unter dem gut vorbereiteten, zielbewußten und zwar wohlwollend, aber sehr entschlossen auftretenden Admiral Perry eine

Digitized by Google



Aus Bildrolle von Miyagawa Chōshun (gest. 1759). Im Museum zu Tōkyō. Aus Tajima, Masterpieces selected from the Ukiyoe School, Tōkyō, Shimbi-Shoin, Band II, 1907.

drohende Dampferflotte in die Bucht von Yedo senden, da sieht sich die Shōgunats-Regierung, wohl unterrichtet über die von den Abendländern kurz zuvor sogar gegen das für so mächtig gehaltene China errungenen Waffenerfolge, außerstande, in ihrer strengen Abschließungspolitik noch weiter fest zu beharren, durch die Japan zu seinem jetzt offenbar werdenden Nachteile um zwei Jahrhunderte gegen das inzwischen auf vielen Gebieten so weit fortgeschrittene und erstarkte Abendland zurückgeblieben war.

Dem von Perry erzwungenen Vertrage zur Öffnung einiger Häfen (1854) folgen bald weitere, zunächst mit England und Rußland und etwas später mit den anderen größeren Mächten Europas, 1861 auch mit Preußen. Diese Nachgiebigkeit der Regierung in Yedo aber vermehrt natürlich noch den Unwillen im eigenen Lande, wo nun der Ruf nach Wiederherstellung der kaiserlichen Herrschaft und zugleich nach Vertreibung der verhaßten Fremden immer lauter nnd drohender erschallt. Von aufgeregten, nicht zu zügelnden Samurai werden Ausländer ermordet und selbst europäische Gesandtschaften angegriffen. Infolgedessen werden der bedrängten Shōgunats-Regierung demütigende und bei ihrer Finanznot doppelt drückende Entschädigungen aufgezwungen. Sogar der für den noch unmündigen Shōgun als erster Minister die Regierung seit 1858 leitende Daimyō von Hikone Ii Kamon no Kami, der durch tatkräftige, scharfe Verfolgung der politischen Gegenpartei sich den erbitterten Haß ihrer Anhänger zuzieht, wird wegen seiner angeblich fremdenfreundlichen Politik ermordet (1860) von fanatischen Rōnin, wie die damals zahlreichen, durch eigenes Verschulden oder Untergang ihres Lehnsherrn aus dem Vasallenverbande unter Verlust des Amtes ausgeschiedenen Ritter hießen. Hauptsächlich die südwestlichen Daimyate von Satsuma, Tosa, Hizen und Chōshū sind es, deren lang verhaltener Haß gegen die Herrscher im Osten, die Tokugawa, und gegen die Fremden ungestüm zum Ausbruch gelangt. Kagoshima, die Hauptstadt des mächtigen Daimyō von Satsuma, wird 1863 wegen verweigerter Genugtuung für den von Vasallen des Fürsten verursachten Tod eines Engländers von einer britischen Flotte bombardiert und fast gänzlich

Digitized by Google

zerstört. Ebenso wird im nächsten Jahre infolge eines Angriffes auf fremde Schiffe in der engen Seestraße von Shimonoseki durch den Daimyō von Chōshū (1863) dieser Hafen von einer gemeinsamen Flotte Englands, Hollands, Frankreichs und Amerikas beschossen, welche die Batterien zerstört und Truppen landet, eine schließlich durch Schadenersatz von 3 Millionen Dollar an die Fremden geregelte Angelegenheit. Durch solche bittere Ereignisse, wie ferner durch die wirkungsvollen Eindrücke einer von der Regierung 1862 nach Europa und Amerika geschickten Gesandtschaft zu besserer Einsicht über die rauhe Wirklichkeit der politischen Machtverhältnisse bekehrt, verlangen nun gerade die anfangs fremdenfeindlichen Vorkämpfer für die nationale Unabhängigkeit unter kaiserlicher Leitung eifrig die Einführung der abendländischen Errungenschaften und Kenntnisse, natürlich nicht etwa aus Vorliebe für Fremdes, sondern nur um dadurch mit der Zeit der drohenden Macht des Auslandes mit besserer Aussicht widerstehen zu können.

Zwar hatte der erst 1866 zu der durch unerwarteten Todesfall erledigten Shōgunats-Würde gelangte Keiki (geb. 1837), der einst von Ii Kamon no Kami von der ihm schon damals zugedachten Thronfolge verdrängte Sohn des mit ersterem darob arg verfeindeten Daimyō von Mito, schon im folgenden Jahre (1867), als er keinen anderen Ausweg zu erblicken vermeinte, mehr oder minder freiwillig seine Herrschergewalt in die Hände des auch nur erst einige Monate vorher durch Ableben seines Vaters zum Throne gelangten, jugendlichen Kaisers Mutsuhito (geb. 1852) zurückgelegt. Dennoch bricht aber zwischen den im Osten des Landes vorherrschenden Anhängern des Shōgunats und der kaiserlichen Partei nun offen ein grimmiger Entscheidungs- und Bürgerkrieg aus, dessen vereinzelte blutige Vorläufer freilich schon das ganze vergangene Jahrzehnt lang, bald hier, bald dort, zum Vorschein gekommen waren. In diesem auf beiden Seiten mit äußerster Anstrengung und standhafter Tapferkeit geführten Bruderkampfe erliegen schließlich die immer noch zahlreichen Anhänger der veralteten Shōgunats-Einrichtung gegen die kaiserliche Partei, die getragen ward von der mit der Ahnenverehrung des Bushidō innig verknüpften, hohen Begeisterung für die geheiligten Rechte des allein zur Herrschaft berufenen kaiserlichen Sprößlings der Sonnengöttin; daneben mochte es allerdings in diesen westlichen Kreisen auch nicht ganz an kühnen Hoffnungen fehlen, dem eigenen Daimyō die Machtstellung zu erringen, die jahrhundertelang die Tokugawa sich angemaßt hatten.

Deren Herrschaft aber und das ganze Shōgunats-System wird durch den Ausgang dieses Bürgerkrieges für immer beseitigt; der letzte Shōgun Keiki lebt heute noch mit dem Titel eines Fürsten Tokugawa als friedlicher Privatmann ungestört in Tōkyō. Wie wenig hatten aber auch die kurzsichtigeren Nachfolger des großen Begründers ihres Hauses verstanden, die ihm verdankte, schon damals eine Vorherrschaft im Pazifik verheißende Machtstellung Japans nicht nur nach innen, sondern auch nach außen zu wahren, geschweige denn zu erweitern! Wie stolz hatte, nach spanischem zeitgenössischem Berichte, einst die Antwort von Ieyasu an die Holländer gelautet, die ihn vor Zulassung der Spanier in Japan gewarnt hätten; denn diese seien eine kriegerische, waffengeübte Nation und könnten leicht mit einer großen Armada kommen, um ihm seine Herrschaft zu entreißen. Die Spanier auszuschließen, so habe Ieyasu gelassen erwidert, würde feige erscheinen, auch machten sie ihm durchaus keinen solchen Eindruck, und übrigens habe er Mannschaften genug zur Verteidigung, und wenn auch ganz Spanien gegen ihn zöge! Um die Mitte des 17. Jahrhunderts war ja vielleicht trotz der damit für Japan sichtlich verbundenen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Nachteile die rücksichtslose Abschließung unter Iemitsu zu begreifen und zu entschuldigen als einzig wirksame Maßregel der Notwehr zur Sicherung der Einheit und Unabhängigkeit des Reiches gegen die mit der Verbreitung der christlichen Lehre drohende Gefahr. Die unerbittliche Beharrung in dieser engherzigen Politik aber, auch noch als die Voraussetzungen dazu längst anderen Zusammenhängen der Völker Platz gemacht hatten, mußte schließlich dem dadurch zurückgebliebenen ganzen Lande verhängnisvoll werden, vor allem aber der dafür verantwortlichen Herrschaft der Tokugawa, die sich so lange in dem trügerischen Wahne wiegte, das wogenumgürtete Inselreich könne seinen Dornröschenschlaf ruhig weiterschlummern ohne Rücksicht auf die eifrig im Entwicklungsdrange begriffene ganze Außenwelt ringsum!

Digitized by Google



Mondnacht am Fluße Kamo bei Kyôto. Schwarzweiß-Malerei auf Seide von Maruyama-Okyo (1733–1795). Im Besitze des Herrn Oju Dovemon in Ise. Aus Tatima, Selected Relics of Japanese Art, Band IV, Tōkyō 1900.

7. Der Rechtsstaat des Meiji-Zeitalters.

Ein verheißungsvoller neuer Nengō „Meiji", d. h. erleuchtete Regierung, der noch heute in Kraft ist, eröffnet 1868 die denkwürdige Laufbahn zum Rechtsstaat des modernen Japans, dessen Staatsform sich unter Abschaffung des ganzen Lehnssystems des Shōgunats zunächst in einen zentralisierten Beamtenstaat mit monarchischer Spitze umwandelt. Aus freiem Willen verzichten auch die sämtlichen 271 Daimyō gegen Entschädigung auf ihre landesherrlichen Befugnisse zu gunsten der kaiserlichen Zentralgewalt. Unter dem bewährten Einflusse seiner ergebenen und verständigen Berater, unter denen vom alten Hofadel die beiden Kuge Sanjō (1849–91) und Iwakura (1825–83), von den Daimyō die von Tosa, Satsuma und Echizen nebst einigen verdienstvollen Samurai aus diesen Klans und aus Chōshū hervorragen, tritt der jugendliche Kaiser aus seiner überlieferten geheiligten Abgeschlossenheit völlig heraus. Der Sitz des Herrschers und seiner Regierung wird verlegt nach Yedo (1869), das nun den heutigen Namen „Tōkyō, d. i. „östliche Hauptstadt", erhält. Äußerste Anstrengungen werden auf allen Gebieten gemacht, um die durch die Rückständigkeit der letzten zwei Jahrhunderte verursachten Versäumnisse wieder gutzumachen und den ersehnten Vorsprung der Westmächte in aller Eile einzuholen. Schon das Jahr 1873 bringt die Einführung des gregorianischen Kalenders, sowie die Aufhebung der Erlasse gegen das Christentum, und nach und nach greifen mit geradezu überraschender Schnelligkeit viele andere abendländische Einrichtungen Platz, wie Eisenbahn (Tōkyō-Yokohama schon 1872), Telegraph, Zeitungen u. dgl.; anstatt des bisher nur dem Samurai offenen Kriegerstandes wird die allgemeine Wehrpflicht angenommen und Heer- wie Schulwesen umgewandelt nach den mustergültigsten modernen Vorbildern. An Stelle der noch in die über ein Jahrtausend zurückliegende Taikwa-Zeit reichenden höchsten Regierungsämter tritt 1885 ein Kabinett mit neun Fach-Ministerien unter Vorsitz von Hirobumi Itō (geb. 1841), dem aus dem Kreise jener bei der Neugestaltung nach dem Falle des Shōgunats hervorragend beteiligten Samurai hervorgegangenen, bedeutendsten Staatsmanne des modernen Japan. Daneben wird 1888 ein Staatsrat

Digitized by Google

gebildet, der bei bedeutsamen Anlässen weitgehenden Einfluß ausgeübt hat. Eine vollständige Neugliederung erfahren die gesellschaftlichen Schichten: aus den vereinten Daimyō und dem Hofadel der Kuge geht der in fünf Rangklassen eingeteilte Adel der „Kwazoku" hervor; die ihres Zwei-Schwerter-Vorrechtes entkleideten 400000 Samurai-Familien, die nicht mehr vom Erwerbsleben ausgeschlossen sind und eigentlich den tüchtigen gebildeten Mittelstand darstellen, werden unter dem Namen „Shizoku" zusammengefaßt und die bisher in Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute gegliederte große Masse der Bürger als „Heimin" einander gleichgestellt.

Natürlich konnten sich alle diese und manche weitere, so tief in alle gewohnten Verhältnisse eingreifenden Umwandlungen nicht immer ganz glatt vollziehen. Am bedenklichsten ward neben einigen unbedeutenderen Widerständen die Empörung des besonders fremdenfeindlichen Satsuma-Klan (1877) unter Leitung des Feldmarschalls Takamori Saigō (1827—77), des dabei den erwünschten Tod findenden, hochverdienten siegreichen Führers der Kaiserlichen im Kriege gegen das Shōgunat. Zwar fehlt es auch noch in der Folgezeit nicht ganz an weiteren, bedenklichen ernsten Zwischenfällen, wie die Ermordung des Staatsmannes Ōkubo (1830—78), einer der eifrigsten, verständigsten und erfolgreichsten Triebkräfte unter den die Neugestaltung des Vaterlandes durchführenden Samurai. Doch gelingt es der durch die Hingabe des ergebenen Volkes unterstützten, zielbewußten Regierung, trotz zeitweiliger großer finanzieller Mißstände das Land immer weiter vorwärts zu bringen und seine Kräfte unter geschickter Verwertung der abendländischen Errungenschaften, soweit sie irgend für Japan geeignet erscheinen, auf fast allen Gebieten in erstaunlicher Weise zu heben. Ein bedeutsamer weiterer Schritt auf dem Wege zum Rechtsstaate bildet die 1889 verkündete, sich zumeist an das Vorbild Preußens anlehnende Verfassung, die dem japanischen Staatswesen die Form einer konstitutionellen Monarchie verleiht, und der im nächsten Jahre die Eröffnung des ersten Parlaments folgt.

In den ersten Jahrzehnten des emporstrebenden Meiji-Zeitalters hatten die aufreibenden Umwälzungen im Inneren die Tatkraft Japans nach außen zumeist gelähmt. Es hatte zwar 1874 eine erfolgreiche Strafexpedition gegen Formosa geführt, durch dessen von China nicht im Zaume gehaltene wilde Eingeborene neben fremden auch japanische Schiffbrüchige grausam zu leiden gehabt hatten; auch war die volle Souveränität erlangt worden über die zwar schon 1609 von dem Daimyō von Satsuma unterworfenen, seitdem aber nicht nur Japan, sondern auch China tributär gebliebenen Ryūkyū-Inseln (1879). Dagegen hatte aber Japan zugunsten von Rußland 1875 auf seinen Anteil an Sachalin gegen den durchaus keine geeignete Entschädigung bildenden Alleinbesitz der unfruchtbaren Kurilen verzichten müssen. Als aber durch den Ausbruch von Unruhen auf der koreanischen Nachbarhalbinsel, wo ja seit Jahrhunderten chinesischer und japanischer Einfluß sich feindlich gegenübergestanden hatte, Japan in einen keineswegs unerwarteten Krieg mit China verwickelt wird (1894—95), schlagen die modern bewaffneten, gut disziplinierten und sich glänzend bewährenden Heere Japans in unaufhaltsamem Siegeszuge zu Lande und zu Wasser die gänzlich versagenden Streitkräfte Chinas zurück, dringen in die Mandschurei ein, besetzen Kinchou und die Festung Port Arthur und nehmen Tschifu in der Provinz Schantung ein. Im Frieden von Shimonoseki vom 17. April 1895 muß China die Unabhängigkeit seines bisherigen Vasallenstaates Korea anerkennen, die Insel Formosa nebst den Pescadores, sowie auf dem Festlande die Halbinsel Liaotung bis zum 40. Breitengrade an Japan abtreten und eine Kriegsentschädigung von 200 Millionen Tael (zu etwa 3 Mark) zahlen. Da wird jedoch unerwartet Japan ein Teil seines Siegespreises entwunden durch eine freundliche diplomatische Intervention der drei Großmächte Rußland, Deutschland und Frankreich zugunsten des von ihnen aufgestellten Satzes von der festländischen Integrität Chinas. Gegen Entschädigung von weiteren 30 Millionen Tael muß Japan auf Liaotung mit Port Arthur verzichten, wenn auch mit folgenschwerem, großem Ingrimm gegen jene drei Festlandsmächte, denen ernstlich zu widerstehen Japan allein sich natürlich nicht gewachsen fühlt. Um so eifriger aber bereitet das zielbewußte Inselreich jetzt Heer und Flotte für größere, ihm bevorstehende Kämpfe vor. Auch vermag Japan mit Hilfe der ihm sehr willkommenen chinesischen Kriegsentschädigung endlich einmal die seit Jahren so drückende

Digitized by Google

Lage seiner Finanzen wirksam zu entlasten und sogar die Goldwährung durchzusetzen (1897), eine auch im Auslande seinen Staatskredit nicht wenig fördernde Maßregel. Ferner gelingt ihm nach Jahrzehnten vergeblicher Bemühungen ein großer diplomatischer Erfolg, eine günstige Revision der alten drückenden Verträge mit dem Auslande, wodurch das als nationale Schmach für Japan empfundene Recht der Exterritorialität der Fremden beseitigt wird. Endlich sieht sich Japan, und zwar als erste und einzige unter den nichtchristlichen, asiatischen Mächten, mit Stolz anerkannt als gleichberechtigtes Glied des Völkerrechtes, der Schlußstein einer bedeutsamen und für manchen überraschenden Entwicklung, die an anderer Stelle dieses Werkes eingehende Würdigung erfährt (siehe Band VI, „Ostasiens und Nordamerikas Eintritt in die Weltpolitik", S. 519—526). Die verhängnisvollen Wirren in China vom Jahre 1900 geben dem an deren erfolgreicher Unterdrückung in Gemeinschaft mit den abendländischen Großmächten hervorragend beteiligten Inselreiche Gelegenheit, die Berechtigung seiner Gleichstellung auch durch die Leistungen und die Disziplin seiner die allgemeine Anerkennung erringenden Truppen zu bewähren. An Stelle des geschwächten Chinas erwächst Japan aber nun in dem als sein unentbehrliches Absatz- und Einflußgebiet betrachteten Korea ein weit gefährlicherer Wettbewerb durch das halbeuropäische, halb-asiatische Riesenreich Rußland. Nicht nur räumt dieses trotz des schönen Grundsatzes von der festländischen Integrität Chinas und trotz aller bündiger Versprechungen die anläßlich der Boxer-Wirren besetzte Mandschurei wegen des angeblichen Schutzes seiner Bahninteressen nicht und droht, die wirtschaftlich wertvolle Provinz dem allgemeinen Handel zu verschließen, sondern auch in Korea drängt Rußland den japanischen Einfluß erfolgreich zurück. Ja, unter dem Scheine einer einfachen Handelsunternehmung, der von anrüchigen Spekulanten mit Hilfe des russischen ostasiatischen Vizekaisers Alexejew und anderer hoher Persönlichkeiten gegründeten „Russischen Holz-Industrie-Gesellschaft im fernen Osten" zur Ausbeutung der Wälder am Grenzflusse Yalu, legen sogar russische Truppen befestigte Niederlassungen auf der koreanischen Seite dieses Stromes an.



Szene aus den Kämpfen bei Fushimi zwischen den Heeren des Kaisers und des Shōgun am 28. bis 30. Januar 1868. Aus Nisshin no mihata (Bilderbuch des Boshinkrieges) von Noguchi und Tomida, übersetzt von P. Ehmann, Tōkyō, Tōyōdō 1907.

Infolge dieser Vorgänge hatte sich in Japan schon längst weiter Kreise eine kriegerische Stimmung gegen Rußland bemächtigt. Anspornend in dieser Richtung wirkte ein antirussischer Verein, dessen Seele sieben patriotisch begeisterte Professoren der Universität Tōkyō waren, sowie der eine Verbrüderung Chinas und Japans anstrebende Patriotenbund „To-a-bun-Kwai" (Verein der ostasiatischen Schutzgemeinschaft) mit dem einflußreichen Staatsmann Fürst Konoye (1862—1904), dem Präsidenten des Herrenhauses, an der Spitze. Im Gegensatze zu der erregten öffentlichen Meinung suchte indessen lange die ihrer schweren Verantwortung sich wohlbewußte japanische Regierung vermittelst diplomatischer Schritte in Petersburg ihr Ziel durch friedliche Vereinbarungen mit Rußland zu erreichen, wie die 51 Nummern des von ihr veröffentlichten Depeschenaustausches vom 28. Juli 1903 bis zum 6. Februar 1904, dem Tage des Verkehrs-Abbruches, beweisen. Die wirkliche Eröffnung, wie der ganze Verlauf des in Japan doch längst als unvermeidlich angesehenen und daher sehr gründlich vorbereiteten Krieges mußte in Europa und Amerika wegen mangelnder Kenntnisse der tatsächlichen Verhältnisse sehr überraschend wirken; hatte man doch hier bis dahin sich weit mehr um die Künste und Vergnügungen in Japan als um seine dem Ernst des Lebens gewidmeten Bestrebungen bekümmert. Begeistert von dem hohen Gedanken, um Sein oder Nichtsein ihrer Nation zu kämpfen, schreiten die Japaner, die sich von Anfang an den strategischen Vorteil des Angriffs zu sichern wissen, in furchtbaren Schlachten von bisher unerhörter Dauer, Ausdehnung des Kampfplatzes und Zahl der Streiter trotz heftigsten Widerstandes unaufhaltsam von Sieg zu Sieg. Von den bedeutendsten Ereignissen des an anderer Stelle dieses Werkes (Band VI, „Der Kampf um die Vorherrschaft in Ostasien", S. 545—551) näher geschilderten, gewaltigen Völkerringens sei hier nur erinnert an den Heldentod des tüchtigsten russischen Admirals Makarow, der mit seinem Schlachtschiff Petropawlowsk in die Luft fliegt (13. April 1904), an den Yalu-Übergang (1. Mai), an die Schlacht von Nanschan bei Kinchou und die Einnahme von Dalny (Ende Mai), ferner an die Schlachten von Liaoyang (23. August bis 1. September), am Schaho (10.—19. Oktober 1904) und von Mukden (1.—10. März 1905), an die Übergabe des zu einer fast unbezwinglichen Seefeste umgeschaffenen Port Arthur (2. Januar 1905) und an die mit „Trafalgar" verglichene Vernichtung der letzten russischen Flotte in der denkwürdigen Seeschlacht von Tsushima (27. Mai 1905). Die nach dem von beiden bedenklich erschöpften Gegnern schließlich angenommenen Vorschläge des Präsidenten Roosevelt eingeleiteten Verhandlungen führen zum Friedensvertrag von Portsmouth vom 30. August 1905. Wider Erwarten muß der Sieger zwar auf die bestimmt erhoffte, hohe Kriegsentschädigung verzichten, eine in Japan, dessen Bevölkerung so große Opfer willig gebracht hatte, nicht ohne Ruhestörungen aufgenommene Enttäuschung; im übrigen aber erreicht es doch wenigstens die wesentlichsten Ziele, um derenwillen es zu den Waffen gegriffen hatte. Rußland zieht sich zurück aus der Mandschurei; seine Pachtungsrechte auf der Halbinsel Liaotung mit Port Arthur gehen neben nicht nur strategisch, sondern auch wirtschaftlich wichtigen Eisenbahnstrecken in den Besitz Japans über. Ferner tritt Rußland an Japan den südlich vom 50. Breitengrad liegenden Teil von Sachalin ab, und in Korea erkennt es Japans Vorherrschaft an. Hierzu kommt noch, daß das seiner Flotte fast gänzlich beraubte und im Inneren durch bedrohliche Aufstände zerrüttete Rußland, noch dazu ohne eisfreien Hafen, wohl auf Jahrzehnte hinaus verhindert ist, eine die Sicherheit Japans gefährdende Stellung in Ostasien wieder einzunehmen. Endlich bedeutet der glänzende Verlauf des ganzen Krieges einen unbestrittenen Erfolg auf dem Wege zu einer Großmachtstellung im Weltkonzerte der Völker, ein bei dem stark entwickelten Nationalstolz des Japaners nicht gering einzuschätzendes Ergebnis. Mit einem Male sah zu seiner höchsten Genugtuung das ferne Land der Aufgehenden Sonne sich in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit in der Alten wie in der Neuen Welt gerückt, eine Sachlage, die es auch seither behauptet hat, nicht ohne allenthalben arge Mißgunst und Bedenken zu erwecken, die in dem in hohem Grade übertreibenden Schlagworte von der „Gelben Gefahr" bezeichnenden Ausdruck fanden.

Nach dem Friedensschlusse durfte Japan wohl hoffen, einer Reihe von Jahren gedeihlicher Wohlfahrt entgegenzugehen, in denen es ihm vergönnt sein würde, all die schweren Schäden und besonders die starken finanziellen Belastungen, die der Krieg ihm auferlegt hatte, wieder

Digitized by Google



Feierlichkeit in Tōkyō bei Verkündigung der Verfassung aus der Zeitschrift für Kulturgeschichte Fūzoku gahō (Nr. 7, 1889) Tōkyō.

Digitized by Google

wettzumachen, um so mehr, als es erfolgreich bemüht war, seine internationale Lage zu sichern vor allem durch die Erneuerung, bzw. Erweiterung des 1902 mit England geschlossenen Bündnisvertrages vom 12. August 1905, sowie durch freundliche Abmachungen mit anderen Staaten, wie z. B. mit Frankreich. Allein die gesamte weltpolitische Lage und das in dem Streben nach der Vorherrschaft im Pazifik zutage tretende starke Wiedererwachen des zwei Jahrhunderte von den Tokugawa künstlich unterdrückten Ausdehnungstriebes zwang auch Japan, gerade wie andere hochentwickelte Staaten, zu vermehrten Ausgaben der Rüstung, die nach den erheblichen Opfern für den Krieg gegen Rußland doppelt schwer auf dem Lande lasten mußten. In Korea, an dessen wirtschaftliche Ausbeutung so hohe Erwartungen geknüpft waren, harrten Japans große Schwierigkeiten. Zwar wurde seine Oberherrschaft über den koreanischen Schutzstaat, dessen Unabhängigkeit und Integrität es 1904 vertraglich gewährleistet hatte, erweitert durch das Abkommen vom 17. November 1905, wonach der Verkehr Koreas mit anderen Staaten vom Auswärtigen Amte zu Tôkyô geführt und als Vertreter der japanischen Regierung in der Hauptstadt Seoul (sprich Ssaul) ein „Tokan", eine Art Vizekaiser oder General-Resident, eingesetzt wurde. Keinem Geringeren als Fürst Itô, dem bedeutendsten japanischen Staatsmann, dessen bewundernswert erfolgreicher Laufbahn später die Mörderkugel eines jener fanatischen, für die verlorene Unabhängigkeit ihres Vaterlandes begeisterten koreanischen Patrioten jäh ein vorzeitiges Ziel setzen sollte (26. Okt. 1909), wird dieses wichtige, mit fast unbeschränkter Vollmacht in auswärtigen Angelegenheiten wie in der inneren Verwaltung ausgestattete Amt übertragen. Der Unmut einst mächtiger, durch die neuen Einrichtungen um ihren früheren staatlichen und wirtschaftlichen Einfluß gebrachter Kreise führt zu wiederholten Aufständen gegen die Japaner und zu einer angeblich vom Kaiser unterstützten Protestdelegation gegen den Vertrag von 1905 beim Friedenskongreß im Haag. Infolgedessen muß der bisherige Kaiser im Juli 1907 zugunsten seines Sohnes abdanken. Nur langsam und mit Aufbietung beträchtlicher Waffenmacht gelingt es Japan, die erneuten Aufstände unter Auflösung des hieran beteiligten koreanischen Heeres in den nächsten Jahren zu unterdrücken und durch moderne Reformen in Verwaltung, Verkehrs- und Unterrichtswesen einige Fortschritte der arg zurückgebliebenen Bevölkerung anzubahnen.

Noch bedenklicher drohten zeitweise die mit der starken japanischen Auswanderung, besonders nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, verknüpften Reibungen zu werden, die ohne die kühle Besonnenheit der verantwortlichen Staatsmänner auf beiden Seiten beinahe 1907 zum Ausbruche des Krieges geführt hätten, zu dem es Japan freilich an Geld und den Vereinigten Staaten vor Vollendung des Panama-Kanals an verfügbarer Flottenmacht gefehlt hätte. Auch in den Hawai-Inseln, vor allem aber in den englischen Kolonien, in Kanada und Australien, erweckte die Sorge um den gelben Wettbewerb die feindlichste Stimmung gegen den Verbündeten des britischen Mutterlandes.

Auch im Inneren des Reiches fehlt es trotz der selbst von den erbittertsten Gegnern unbestrittenen großen Erfolge, besonders auf materiellem Gebiete, durchaus nicht an Mißklängen. Mit all den vielen dienlichen Errungenschaften, die Japan in Hast dem Abendlande abgelauscht hat, haben sich natürlich nach und nach auch die dort damit verknüpften Übelstände eingestellt, wie schwere Steuerlast, Verteuerung all der Lebensbedürfnisse, Geltung von äußerem Schein u. dgl. Mit fortschreitender Industrialisierung des noch vor kurzem nur hausgewerbliche und landwirtschaftliche Betriebe kennenden Landes treten wie bei uns die Schwierigkeiten, die „soziale Frage" zu lösen, in den Vordergrund. Gegen die auf dem Boden der die ganze Geschichte Japans durchziehenden Ahnenverehrung erwachsenen Einheit der Familie mit ihrem Segen für die Gesamtheit wie mit ihrer Tyrannei gegen das Individuum kehrt sich das Einzelinteresse der in ihren Befugnissen durch den modernen Rechtsstaat anerkannten Persönlichkeit und zeitigt zuvor unbekannte Betätigungen und Ausschreitungen des Eigennutzes, die auf dem Hintergrunde der überlieferten berühmten Bushidô-Tugenden besonders abstoßend wirken.

Und noch erscheint das gärende Übergangszeitalter, in dem sich Japan seit einem halben Jahrhundert befindet, bei weitem nicht abgeschlossen; noch mancherlei Überraschungen dürfte es im Schoße der Zukunft bergen. Würdigt man aber vorurteilsfrei die zweifellos erstaunlichen

Digitized by Google

Errungenschaften in dieser kurzen Spanne Zeit und überblickt man unbefangen den ganzen Werdegang der zweitausendjährigen geschichtlichen Entwicklung, an deren Ausgang wir hier gelangt sind, so wird man darin einen gewiß denkwürdigen Ausschnitt aus der Lebensbahn der menschlichen Rasse überhaupt erkennen müssen. Dem nicht nur durch Anmut, sondern nicht minder durch ernstes Streben ausgezeichneten Lande der Aufgehenden Sonne wird man deshalb eine höchst einflußreiche und bedeutsame Rolle im Völkerleben des 20. Jahrhunderts und darüber hinaus zuschreiben und daher die Einsicht in seine Geschichte als eine lehrreiche, lohnende, ja unabweisliche Aufgabe erachten dürfen.



Winter am Fuji. Schwarzweiß-Malerei auf Seide von Watanabe Kwazan (1793—1841), einem patriotischen Vorkämpfer gegen die Abschließungs-Politik, im Besitze des Herrn Shinzō Takata, Tōkyō. Aus Tajima, Selected Relics of Japanese Art, Band 19, Tōkyō 1908.

Digitized by Google

Zeit-Tafel

Vor Christi Geburt.

3500 (ca.) Aelteste sumerische Dynastien in Babylonien.

3400 (ca.) — (ca.) 2500 Das Alte Reich in Aegypten.

3400 (ca.) Menes aus This, König von Aegypten.

2900 (ca.) — (ca.) 2800 Die Pyramidenerbauer Cheops Chefren und Mykerinos.

2800 (ca.) Sargon I. von Babylonien.

2700 (ca.) Neuserre von Aegypten.

— Ende der älteren Steinzeit in China (nach chinesischer Annahme).

2500 (ca.) — (ca.) 1700 Mittleres Reich in Aegypten.

2500 (ca.) Ausdehnung der ägyptischen Herrschaft nach Asien und bis zum heutigen Chartum.

Bis (ca.) 2300 v. Chr. Chinesische Urzeit; wird von verschiedenen Traditionen verschieden mit einer Reihe von „Kaisern" ausgefüllt.

2350 (ca.) — (ca.) 2200 Yao oder Shun von China. Bändigung der großen Flut. Kampf gegen Südchina.

2200 (ca.) Ende der jüngeren Steinzeit in China (nach chinesischer Annahme).

2205—1766 Die Hia-Dynastie in China. Angeblich Beginn der Bronzezeit.

2100 (ca. — ca. 1800) Erste Dynastie von Babylon. Dynastie von Uruagag in Südbabylonien.

2100 (ca.) Das Stadtgebiet von Aschschur tritt in der Geschichte auf.

2000 (ca.)—(ca.) 1970 Amenemhet I. von Aegypten.

2000 (ca.) Chammurabi, der erste Beherrscher Gesamtbabyloniens.

— Einwanderung der Arier in Indien. Beginn der vedischen Kulturperiode.

1980 (— ca. 1935) Sesostris I. von Aegypten.

1946 Erster Vorstoß der Shang aus Ost-Honan (China) nach Westen: Der Fürst von Shang erobert P'i (bei Ho-tsin, Shansi).

1804—1794 (ca.) Fortgang der ostwestlichen Bewegung der Shang in China.

1800 (ca. — ca. 1600) Hyksosherrschaft in Aegypten.

1800 (ca.) Schamschiadad, Sohn Ischmidagans, König von Assyrien.

1796 Erstes Vorrücken der späteren Chou vom Nordwesten Chinas her: Fürst Liu läßt sich in Pin (Shensi) nieder.

1766 T'ang von Shang macht der Hia-Dynastie in China ein Ende.

1766—249 v. Chr. Chinesisches Altertum. China als (nationales) Feudalreich.

1766—1122 Shang-Dynastie in China.

1766—1754 (Ch'eng) T'ang, Kaiser von China. Hauptstadt Poh (Kui-teh-fu, Honan).

1763 Erste Erwähnung von Metall (Bronze oder Kupfer)-Geld in China.

1760 (ca. —1180) Kassiterdynastie in Babylonien.

1700 (ca.) Vordringen der Arier in Iran.

1691—1667 T'ai-keng von China. Beginn eines unregelmäßigen Wechsels zwischen der direkten Erbfolge und der des jüngeren Bruders.

1637—1563 T'ai-mou von China. Degeneration des Hauses. Abfall der Vasallenfürsten.

1600 (— ca. 1350 bezw. 1100) Das Neue Reich in Aegypten.

1600 (ca.) Belagerung der Hyksosstadt Awaris durch die Thebaner.

1580 (ca. —1557) König Amosis von Aegypten.

1562—1550 Chung-ting von China. Verlegung der Hauptstadt westlich nach Ngao (Yung-tseh, Honan).

1557 (—ca. 1540) Amenophis I. von Aegypten.

1540 (ca. —1501) Thutmosis I. von Aegypten.

1534—1526 Ho-t'an-kiah von China. Erneute Degeneration; Verlegung der Hauptstadt nördlich nach Siang (Chang-teh-fu, Honan).

1525—1507 Wu-yih von China. Verlegung der Hauptstadt nach Keng (Ho-tsin, Shansi).

1501 (—1447) Thutmosis III., König von Aegypten.

1500 (ca.) Eingreifen der Hettiter in die politische Geschichte Vorderasiens. Die sogenannte Synchronistische Geschichte. (— ca. 1000).

— Entstehung der Lieder des Rigveda. Blütezeit der vedischen Kultur im Indusgebiet.

1479 Megiddo fällt in die Hände der Aegypter.

1411 (—1375) Amenophis III. von Aegypten.

1401—1374 P'an-keng von China. Verlegung der Hauptstadt südlich nach Yin (Yen-shi, Honan), das nun Name der Dynastie wird.

1400 (ca.) Kadaschmancharbi I. von Babylonien. — Aschschuruballit von Assyrien.

1375 (— ca. 1358) Amenophis IV. von Aegypten.

1370 (ca.) Burnaburiasch von Babylonien.

1370 (ca.) Jerusalem tritt zum erstenmal in der Geschichte auf.

1360 (ca.) Kadaschmancharbi II. von Babylonien.

1350 (— ca. 1315) Haremheb-Harmais v. Aegypten.

1340 (ca.) Arikdinili von Assyrien.

1327 Vorbereitung der ersten (nachweisbaren) Barbareninvasion im Nordwesten Chinas: T'an-fu, der Ahnherr der Chou, wandert, von den Hün-yüh (Hunnen?) gedrängt, in die Ebene von Chou, bringt sein Volk zur Seßhaftigkeit.

1320 (ca.) Adadnirari I. von Assyrien.

1313 (— ca. 1292) Sethos I. von Aegypten.

1292 (—1225) Ramses II. von Aegypten.

1290 (ca.) Salmanassar I. von Assyrien.

1272 Bündnis des Cheta-Königs Chattuschil mit Ramses II.

1260 (ca.) Kaschtiliaschu von Babylonien. — Tukultininib I. von Assyrien.

1221 (ca.) Sieg des Aegypterkönigs Menephtah über die Libyer im westlichen Delta.

1200 (ca.) Wanderung indogermanischer Völker nach Kleinasien.

1198—1195 Wu-yih von China. Verlegung der Hauptstadt nach Mei (Wei-hui-fu, Honan).

1180 (ca. —1050) Dynastie Paschi in Babylonien.

1150 (ca.) Nebukadnezar I. in Babylonien. — Aschschurrischischi in Assyrien.

1138—1135 Weiteres Vordringen der Chou nach dem Osten Chinas, Eroberung von Ki (Lu-ngan-fu, Shansi) und Yü (Hoai-k'ing-fu, Honan) in den königlichen Erblanden.

1130 (ca.) Tiglathpileser I. in Assyrien.

1122 Endgültiger Einbruch der Chou. Ende der Shang-Dynastie und des alten Nationalreiches. Fah besteigt den Thron als Wu-wang, „der kriegerische König" (—1115).

Digitized by Google

1121 Angebliche Gründung Pekings.
1120 (ca.) Philister besetzen die kanaanäischen Küstenstädte am Mittelmeer.
1150—1079 Ch'eng-wang von China (zunächst unter Vormundschaft Tans, des „Herzogs von Chou" (Chong-kung), als Reichsverwesers).
1112 (ca.?) Neuordnung der Verwaltung Chinas durch Chou-kung.
1100 (ca.) Saul, der erste König in Israel.
1052—1002 Chao-wang von China. Beginn des Verfalls der Dynastie und der Dezentralisation.
1002—947 Muh-wang von China. Angebliche Reise desselben nach Innerasien. Reform des Strafrechtes. Kämpfe gegen den Staat Sü. Belehnung des Tsao-fu mit Chao (Shansi).
950 (ca.) Entstehung der Reiches von Damaskus.
945 (— ca. 924) Schoschenk I. von Aegypten.
934—910 Yih-wang von China. Starkes Sinken der Dynastie.
930 (ca.) Jerobeam I. von Juda. — Rehabeam von Israel.
909 (—895) Hiao-wang von China. Kolonisierung des westl. Shensi. (?) Anfänge des Hauses Ts'in.
900 (ca. — ca. 890) Adadnirari III. von Assyrien.
— (ca.) Beginn des assyrischen Eponymenkanons.
890 (ca. —884) Tukultininib II. von Assyrien.
884 (—860) Aschschurnaßirpal von Assyrien.
860 (—824) Salmanassar II. von Assyrien.
860 (ca.) Ahab von Israel. Adadidri-Benhadad-Barhadad von Damaskus. — Gindibu von Arabien.
854 Schlacht bei Qarqara.
843 (— ca. 804) Hazael von Damaskus.
842 Jehu von Bit-Chumri (-Omri) wird Salmanasser II. tributpflichtig.
841—828 Regentschaft der Herzöge von Shao und Chou in China (Periode K'ung-ho).
830 (ca.) Entstehung der Hauptschicht des sogenannten Jahwisten.
829 Aufstand Aschschurdaninapals, des Sohnes Salmanassars II.
827 Infolge der inneren Wirren Chinas Einbruch der Hien-yün (Hunnen?) in Shensi, durch den Yen Kih-fu zurückgeworfen.
826 Einfall der Ts'u-Barbaren abgewiesen.
823 (—811 Schamschiadad IV. von Assyrien.
821 (ca.) In China werden die Nordwestbarbaren durch Chuang von T'sin niedergeworfen.
812 (ca.) Kämpfe mit den Hien-yün. Erbauung eines Stückes der großen chinesischen Mauer.
810 (—782) Adadnirari IV. von Assyrien.
800 (ca.) Wirksamkeit Zarathustras in Iran.
— Religiöse Reaktion gegen den Brahmanismus in Indien. Die Upanischaden.
— Das Reich der Phrygier in Kleinasien.
789 Die Chinesen werden von den Nordwestbarbaren völlig geschlagen.
781 (—772) Salmanassar III. von Assyrien.
771 Einbruch der Nordwestbarbaren in China.
770—720 P'ing-wang von China. Verleihung des Stammlandes der Dynastie (Südost-Shensi) und der Reichsunmittelbarkeit an die Fürsten von Ts'in. Sinken der Königsmacht. Erstarken der Fürsten von Ts'i, Ts'u, Ts'in und Tsin.
763 In Ninive beobachtete Sonnenfinsternis am 15. Juni.
750 (ca.) Entstehung des sog. Elohisten.
— Das Reich von Urartu, König Argistis.
747 (—734) Nabonassar von Babylonien. — Beginn der babylonischen Nabonassar-Chronik und des Regentenkanons des Claudius Ptolemäus.
745 (—727) Tiglathpileser IV. von Assyrien.
738 Menahem von Israel und Ahas von Juda leisten Tiglathpileser IV. Tribut.
732 Tod Rezins von Damaskus. Eroberung der Stadt durch die Assyrer.
729 (—727) Pulu-Tiglathpileser von Babylonien.
727 (—722) Salmanassar IV. von Assyrien.
722—481 Ch'un-ts'iu-Periode (d. h. der Zeitraum, der die Konfuz zugeschriebene gleichnamige Chronik seines Heimatstaats Lu umfaßt.)
— (—705) Sargon II. von Assyrien.
— Samarien wird assyrische Provinz.
716 Aufstand in Wan (Armenien) unter Leitung des Urartu-Königs Rusas.
714 Weitöstliches Vorrücken der Ts'in in China. Verlegung der Hauptstadt nach P'ing-yang.
713 (—711) Aufstand in Asdod.
710 Sargon von Assyrien vertreibt den Chaldäer Merodachbaladan, läßt sich in Babylon krönen.
705 (—681) Sanherib von Assyrien.
703 Fürst Wu von Ts'u (China) nimmt den Königstitel an.
701 Sanheribs Zug gegen Hiskia von Juda. Belagerung Jerusalems.
700 (ca.) Die Anfänge der indischen Philosophie.
— Wanderung der Kimmerier nach Kleinasien.
— König Midas von Phrygien. Beziehungen zur griechischen Kultur.
698 Eroberung von Tarsus durch die Assyrer.
697—623 Allmähliche Ausbreitung von Ts'in über Kansuh, Shensi und SW. Shansi in China.
689 Zerstörung Babylons durch Sanherib.
688 (—663) Tirhaqa von Aegypten.
685—591 Periode der „Fünf (Bundes-) Führer (Wupa)": China ein Staatenbund unter nomineller Oberhoheit des Königs und dem Vorsitz eines gewählten Präsidenten (pa).
685—645 Kuan Chung, der Staatsmann und Philosoph, hebt Ts'i (China) durch die Einführung einer Salz- und Eisensteuer. Eisen zu Geräten (noch nicht zu Waffen) verarbeitet.
680 (—668) Asarhaddon von Assyrien.
670 Eroberung von Memphis durch die Assyrer.
668 (—626) Aschschurbanipal - Sardanapal von Assyrien.
— (—648) Schamaschschumukin-Saosduchinos von Babylonien.
663 (—609) Psammetich I. von Aegypten.
662 Plünderung Thebens durch die Assyrer.
660 (ca.) Das Reich der Lyder unter Gyges, Kämpfe gegen die Kimmerier, Zerstörung von Sardes.
— Die sagenhafte Errichtung des japanischen Reiches durch den Kaiser Jimmu. Ausgangsjahr der amtlichen japanischen Chronologie.
650 (ca.) Verflechtung des sog. Jahwisten und des sog. Elohisten zu einer literarischen Einheit.
647 (—626) Kandalanu - Sardanapal von Babylonien.
640 (ca.) Das medische Reich unter Phraates und Kyaxares.
625 (—604) Nabopolassar von Babylonien.
623 Sanktion des sog. Urdeuteronomiums in Juda.
609 (—593) Necho II. von Aegypten.
— König Josia von Juda wird bei Megiddo tödlich verwundet.
606 Zerstörung Ninives. Ende des assyrischen Reichs
605 König Necho II. von Aegypten bei Karkemisch von Nebukadnezar besiegt.
604 (—561) Nebukadnezar II. von Babylonien.
604 (ca.) Lao-tze, chinesischer Philosoph, geboren.
601 Erste Erwähnung von Beziehungen Chinas zu

Digitized by Google

den Königreichen Wu (Kiang-su) und Yüeh (Cheh-kiang und weiter nach Süden).

600 (ca.) Das Reich Magadha in Indien.
— Das lydische Reich unter Alyattes.
— Vertreibung der Kimmerier aus Kleinasien.
588 (—569) Apries von Aegypten.
586 Zerstörung Jerusalems. — „Babylonisches Exil."
585 Totale Sonnenfinsternis, 28. Mai, während einer Schlacht zwischen Lydern und Medern.
580 (ca.) König Astyages von Medien.
569 (—525) Psammetich III. von Aegypten.
558 (ca.) Kyros König von Persien und Susa.
557 (ca.) Buddhas Geburt.
555 (—539) Nabonid, der letzte babylonische König.
551 K'ung-tze (Konfuzius) geb.
550 (ca., v. Chr. — ca. 1200 nach Chr.) Kampf zwischen Nord- und Südchinesentum.
— (ca.) Begründung des revolutionären südchinesischen Taoismus durch Lao-tze und des reaktionären nordchinesischen Konfuzianismus durch K'ung-tze. Aufstreben des Volkes.
— (ca.) Krösus, König von Lydien (—546).
— Sieg des Kyros über Astyages, Einverleibung Mediens ins Perserreich.
546 Sieg des Kyros über Krösus bei Pteria. Einnahme von Sardes. Ende des lydischen Reiches.
539 Eroberung Babylons durch Kyros. Ende des Chaldäischen Reichs.
529 Kyros †. Sein Sohn Kambyses II. (—521).
525 Schlacht bei Pelusium. — Aegypten wird persische Provinz.
522 Auftreten des Magiers Gaumata in Persien.
— Darius I. (bis 485). Dynastie der Achämeniden (bis 331). Aufstände in Babylonien und Medien (520). Organisation des persischen Staates. Aufkommen der Geldwirtschaft. Renaissance des Judentums. Blüte der Kunst. Die Paläste von Pasargadä, Susa und Persepolis.
514 Zug des Darius gegen die Skythen. Unterwerfung von Thrakien und Makedonien.
500 (ca.) Wirksamkeit Buddhas im nördlichen Indien. Vardhamana und die Dschainasekte.
— Herrschaft der Saisunagadynastie in Magadha. König Bimbisara (513—485). Verbindung Indiens mit dem Perserreich.
— Abschluß des sog. Priesterkodex.
— Aufstand der ionischen Griechen in Kleinasien. Die persisch-griechischen Kriege (bis 449).
485 (ca.) König Bimbisara von Indien ermordet von seinem Sohn Adschatasatra (—459).
— Darius †. Xerxes I. (—465).
480 (—220 ca.) Epoche der vollständigen Dezentralisation und der allgemeinen Bürgerkriege in China. (Die „streitenden Reiche", Chan-kuoh).
478—445 Wachsende Ausbreitung von Ts'u nach dem Norden Chinas.
477 (ca.) Buddha †.
474 (ca.) In China Eisen zuerst zu Schwertern verarbeitet. (Anfang der Eisenzeit.)
473 Das Königreich Yüeh erobert Wu (China).
465 Artaxerxes I. von Persien (bis 424). Friede mit den Griechen (449).
450 (ca.) Gründung der Stadt Pataliputra in Indien durch den König Udaya (459—430).
— (ca.) Der chinesische Pantheist Lieh-tze.
— (—ca. 300) Einführung der den Nordbarbaren nachgeahmten Reiterei an Stelle der alten Kriegswagen bei den Chinesen.
424 Artaxerxes I. †. Xerxes II. ermordet von Darius II. Nothos (bis 405). Die Satrapen Tissaphernes und Pharnabazos. Anteil der Perser am peloponnesischen Krieg.
405 Artaxerxes II., Mnemon, (—358). Aufstand des jüngeren Kyros. Schlacht bei Kunaxa (404).
400 (ca.) Erste ausländische (besonders indische) Kultureinflüsse in China. (?) Hochflut der philosophisch-religiösen Reaktion. (Bis ca. 250.) Der „Ketzer" Moh Tih, Apostel der allgemeinen Menschenliebe und Sozialist.
378—286 (zwischen) Die chinesischen Reiche Ts'i, Ts'in (324), Yin (314), Tsin und Sung nehmen den Königstitel an.
367—320 Beginn des Kampfes um die Vorherrschaft zwischen Ts'in und T'su.
358 Artaxerxes III., Ochos, (—338). Niederwerfung der Aufstände in Phönikien (348) und Aegypten (345). Der Rhodier Mentor.
350 (ca.) Die Nandadynastie in Indien.
— Der „Ketzer" Yang-Chu (Zyniker und Hedoniker) in China. Der Sophist Wang Hü (Kui-kuh-tze), vom Taoismus beeinflußt.
— Erfindung des Kompasses (?) in China.
338 Artaxerxes III. †. Intrigen des Eunuchen Bagoas. Zwischenregierung des Arses († 336).
336 Darius III., der letzte Achämenide (—330).
334 Das Königreich Yüeh von Ts'in annektiert.
331 Schlacht bei Gaugamela, Vernichtung des Perserreiches durch Alexander.
330 (ca.) Chuang-tze, der Verfechter des Taoismus.
327—289 Der Verfechter und Neubegründer des Konfuzianismus Meng-tze (Mencius).
326 Alexander in Indien. Schlacht am Hydaspes.
324 Alexander der Große †. Nationale Selbständigkeitsströmungen in Indien.
315 (ca.) Gründung des Reiches der Mauryadynastie durch Tschandragupta. Hauptstadt Pataliputra. Unterwerfung des Dekkan.
305 Krieg Tschandraguptas gegen Seleukos I. von Syrien. Zurückeroberung der indischen Provinzen des Alexanderreiches.
300 (ca.) Blütezeit des Sanskrit als Sprache der höfischen Gesellschaft und Literatur. Der Grieche Megasthenes in Pataliputra.
— (ca.) Erneuerung der Dichtkunst in China durch K'üh yüan von Ts'u (332—290): „Elegien von Ts'u"). Anfänge der Sentimentalität und der Romantik. Erste Beschreibung historischer Skulpturen in Südchina.
294 Tschandragupta †. König Bindusara (—272). Vordringen griechischer Einflüsse in Indien.
272 König Asoka (—232). Blütezeit des Buddhismus in Indien. Die großen Konzile. Ausbau der inneren Staatsverwaltung und des Beamtentums. Soziale Statistik. Gesetzgebende Versammlungen. Die Bauten von Santschi, Barhut, Amaravati, Gaya. Beziehungen zu den hellenistischen Staaten.
261 Asoka unterwirft das Reich der Kalingas.
250 (ca.) Unter Antiochus II. von Syrien nationale Erhebung Irans. Das baktrische Reich unter Diodotos I. Arsakes von Parthien, Begründer des Hauses der Arsakiden (—226).
249 Chuang-siang von Ts'in annektiert das „östliche Chou". Ende der Chou-Dynastie.
249—221 Interregnum und Kampf Ts'in's gegen den Rest der Lehensfürstentümer.
248 König Tiridates, Begründer der Partermacht (—214). Sieg über Seleukos II. Annahme des Titels „Großkönig".
240 (ca.) Uebertragung des Buddhismus nach Ceylon durch Asokas Sohn Mahendra.

Digitized by Google

233 Eroberung von Tsin und Ts'i (221) durch Cheng von Ts'in. Ende des chinesischen Feudalkönigreiches.
220 Cheng besteigt als Shi-huang-ti („erster erhabener Kaiser") den chines. Thron. Tsin-Dynastie bis 206. (Zweite Fremdherrschaft.) China als zentralisiertes demokratisches Kaiserreich, chinesisches Mittelalter bis 1200 n. Chr.
— (ca.) Der türkische Staat der Hiung-nu an der Nordgrenze Chinas unter Mao-tun.
214 Artabanus I. von Parthien (—196).
213—203 Abschluß Chinas gegen Norden durch Vollendung der „Großen Mauer". Abfluß der hunnischen Stämme nach Zentralasien.
213 Versuch Shi-huang-ti's, den Konfuzianismus durch die Bücherverbrennung zu vernichten.
— Weitere Ausbreitung des chinesischen Reiches über den äußersten Süden (bis Annam).
209 Meng T'ien, der Erbauer der „Großen Mauer" und Erfinder des verbesserten Haarpinsels †.
206—203 Zerfall des chinesischen Reiches in selbständige Fürstentümer und ihre allmähliche Eroberung durch Liu Pang, König von Han.
202 (v. Chr. — 220 nach Chr.) Das nationale Reich der Han-Dynastie in China. Ausbau der Zentralisierung und Demokratisierung. Starker fremder Einfluß, Bereicherung, Erneuung und Blüte der Kultur, zugleich aber Reaktion des Nordchinesentums (1. Wiedergeburt des Altertums und des Konfuzianismus) und Beginn der Erstarrung.
— (v. Chr. — 8 nach Chr.) Frühere Han-Dynastie.
190 Schlacht bei Magnesia; Sieg der Römer über Antiochos III. Wachsende Macht der Parther.
182 Sungadynastie (—66 v. Chr.) in Indien. König Agnimitra. Eroberung von Malava.
181 Phraates I. von Parthien (—174).
175 (ca.) Einfall der Yue-tschi ins griechisch-baktrische Reich.
174 König Mithradates I. (—136) Großmachtstellung des Partherreichs. Eroberung von Medien und Persien. Siege über Syrien.
156—140 Chinesische Skulpturen und Malereien des Ling-kuang-Palastes in Shantung.
140 (ca.) Der griechisch-baktrische König Menander Milinda in Sakala. Entstehung der gräko-buddhistischen Kunst in Gandhara.
138—115 Chinesische Gesandtschaftsreisen des Chang K'ien zu den Yüeh-chi (Geten) am Oxus, um sie als Bundesgenossen gegen die Hiung-nu (Hunnen) zu gewinnen.
136 Phraates II. von Parthien (—127). Siege über Antiochus XII. in Mesopotamien. Kämpfe gegen türkische und skythische Nomaden.
130 Der Stamm der Yue-tschi, von den Hiung-nu aus seinen Sitzen verdrängt, fällt in Iran ein.
127 Artabanus II. von Parthien (— 124).
126 Zerstörung des baktrischen Reiches durch die Yue-tschi. Gründung eines Staates im nördlichen Industal und Turkestan (Indoskythen).
124 Mithradates II. der Große von Parthien (bis 76). Besiegung der Yue-tschi. Aufkommen des armenischen Reiches unter Tigranes.
123 Erfolgloser Versuch, eine direkte Verbindung Chinas mit Indien zu gewinnen.
121—101 Erste Ausbreitung Chinas in und über das Tarymbecken.
113 (ca.) Erste chinesische Seidenkarawanen nach Ngan-si (Parthien).
— (ca. v. Chr. — ca. 150 nach Chr.) Erste west-östliche Verkehrsperiode; Verkehr zwischen China und dem römischen Reiche.
111 Das südlichste China (Nan-yüeh) wieder unterworfen. Südwestchina (Yünnan) erobert (109).
93 (ca.) Untergang des gräko-indischen Reichs.
83 Vernichtung des Seleukidenreichs in Syrien durch Tigranes.
76 Sanatroikes von Parthien (—68).
70 (ca.) Das Andhrareich bis 218 n. Chr. in Indien. Buddhistische Kultur im Dekkan.
68 Phraates III. (—60). Ausbreitung der persischen Mithrasreligion im römischen Reich.
64 Syrien römische Provinz, dadurch stößt das Partherreich unmittelbar an römisches Gebiet.
60 Mithradates III. von Parthien. Krieg mit den Römern. Schlacht bei Carrhä (53).
37 Phraates IV. von Parthien (—2), friedliche Beziehungen zu Rom.
26 Krieg Roms gegen die Sabäer in Arabien.
25—220 n. Chr. Neue Vereinigung des chinesischen Reichs unter der späteren Han-Dynastie.

Nach Christi Geburt.

57 Erste japanische Gesandtschaft nach China.
62 Belehnung des Partherkönigs Tiridates mit Armenien durch Nero.
67 Die Gesandtschaft des Kaisers Ming-ti nach Indien bringt buddhistische Bücher nach China.
— Der Buddhismus wird als dritte Staatsreligion Chinas anerkannt.
78 Das indoskythische Reich der Yue-tschi unter König Kanischka. Verbreitung des Buddhismus und der gräko-indischen Kultur.
100 (ca.) Ts'ai Lun erfindet das Lumpenpapier
— (—150 ca.) Steinskulpturen von Shantung.
— (ca.) Blütezeit der indischen Wissenschaft. Das erotische Werk Kamasutra. Die Märchensammlung „Brhat-katha" des Gunadhya.
106 Einrichtung der römischen Provinz Arabia.
114 Trajans Partherkrieg gegen König Chosrau I.
148 Vologases III. von Parthien (—191). Krieg gegen Marc Aurel. Zerfall der Partherreichs.
159—161 Erste Gesandtschaften aus Indien zur See (über Annam) nach China.
166 Sogenannte Gesandtschaft des Kaisers An-tun (Antoninus) nach China über Annam (wohl ein privates Handelsunternehmen) — Beginn des Seehandels mit dem Westen (Ta-ts'in, dem römischen Orient).
175 Erste Vorläufer des Buchdrucks in China: Abklatsche von den in Stein gehauenen klassischen Schriften.
216 Angriff Caracallas gegen das Partherreich unter Artabanos V.
217 Letzter Zusammenstoß zwischen Parthern und Römern unter Kaiser Macrinus.
220 (— ca. 700) Entwickelung der chinesischen Lyrik.
220—589 Zersplitterung Chinas.
220—290 Periode der „3 Reiche" (San-kuoh): Shuh SW.-China; kleinere Han-Dynastie), Wei (Nordchina; Familie Ts'ao), Wu (SO.-China, Familie Sun).
227 Sturz des letzten Arsakiden Vologases V. Das Haus der Sassaniden (—651). Ardeschir I. Neubelebung des iranischen Nationalgeistes.
238 Der Religionsstifter Mani in Babylon.
241 Ardeschir I. †. König Schapur I. (—272). Sammlung der heiligen Texte des Avesta.
260 Kaiser Valerian wird mit dem ganzen römischen Heere von Schapur gefangen genommen.
— Das Reich von Palmyra unter Odenat (—268).
265—420 Tsin-Dynastie in China.

Digitized by Google

265—316 (ca.) Westliche Tsin-Dynastie (Hauptstädte Loh-yang und Si-ngan-fu). — Chinesisch-indische Mischkultur im Tarymbecken.
272 Schapur I. †. Sein Nachfolger Bahram (Varanes). Kreuzigung Manis (276).
273 Zerstörung von Palmyra unter Kaiser Aurelian. Tod der Zenobia.
280—304 Vorübergehende Vereinigung des ganzen chinesischen Reiches unter den Tsin.
284 Angebliche Gesandtschaft Diocletians nach China (wahrscheinlich ebenfalls ein privates Handelsunternehmen).
293 König Narses von Persien (—302). Niederlage gegen die Römer. Verlust von Armenien.
300—370 (ca.) Erste Invasion der Abessinier in Südarabien.
302 König Hormizd II. von Persien (—309).
304—420 (436) Periode der „16 Staaten". Erster Einbruch des Nordbarbarentums in China.
309 Schapur II. von Persien (—380). Persische Oberhoheit über Armenien. Abwehr der hunnischen Nomadenvölker. Ausbreitung der iranischen Kultur über Transoxanien und Buchara. Schlußredaktion des Avesta.
317—420 Oestliche Tsin-Dynastie (Hauptstadt Nanking). Chinesischer Seeverkehr nach Ceylon.
319 Tschandragupta begründet im nördlichen Indien die nationale Guptadynastie. Verdrängung der Yue-tschi.
345 Endgültige Vereinigung des Südwestens von China mit dem Reiche.
350 (ca.) Renaissance des indischen Nationalbewußtseins im Brahmanismus. Rückgang des Buddhismus. Blüte der Sanskritliteratur. Hauptbauperiode von Gandhara.
380 Ardeschir II. von Persien (—383).
386—534 Nordchina unter der Herrschaft der tungusischen Toba (nördliche Wei-Dynastie).
399 Jezdegerd I. von Persien (399—420). Organisation des persischen Christentums.
400 (ca.) Expansion des Buddhismus nach Birma.
405 Der koreanische Gelehrte Wani bringt die Kenntnis der chinesischen Schrift nach Japan.
410 (ca.) Tschandragupta II. Vikramaditya in Malava. Blütezeit des indischen Dramas. Kalidasa. Der Astronom Varahamira. Die Gelehrten Amarasimha und Dhanvantari.
414 Ein Gedenkstein des koreanischen Königs von Kokuryö über Einfälle der Japaner.
420 Varanes V. von Persien (—438).
420—617 (619) Periode der ersten Teilung in Nord und Süd (Nan-peh-ch'ao): südl. nationalchinesische und nördl. barbarische Gruppe.
400 (— ca. 650) Pilgerfahrten chinesischer Buddhisten nach Indien.
399—414 Pilgerfahrt des Fah-hien. Neuer Aufschwung des Buddhismus. Besonders in Java.
425 (ca. — 650) Reger diplomatischer und gelehrter Verkehr zwischen China und Indien.
— (?) Einführung der (schon 542 v. Chr. in China bekannten) Stellungsarithmetik nach Indien, von wo sie im 9. Jahrh. zu den Arabern kam.
424 (ca.) Die Glasfabrikation in China eingeführt.
438 Jezdegerd II. von Persien (—457).
444 Aufzeichnung der Literatur der Dschainas.
— Beginn der Buddhistenverfolgung in China; nun Regungen der Reaktion des Konfuzianismus resp. Nordchinesentums.
450 (ca.) Regierung des Königs Skandagupta. Einfall der weißen Hunnen in Indien.
— Das Reich der tungusischen (?) Khitan in Zentralasien unter chinesischer Oberhoheit.
450 (ca.)—650 (ca.) Ausdehnung der chinesischen Schiffahrt bis Hira am Euphrat.
457 Hormizd III. von Persien (—459).
459 König Peroz (—484). Einfall der weißen Hunnen oder Hephtaliten in Persien.
484 König Valasch von Persien (—488).
488 König Kavadh von Persien (—531) Kriege gegen Byzanz. Religiös-kommunistische Bewegung des Mazdak.
495 (ca.) Gründung der Valabhi-Dynastie in Gudscharat durch Bhataraka.
500 (ca.) Wanderung der Hunnen nach Indien. Auflösung des Guptareichs. Reichsgründung der Hunnen im Pendschab. König Mihiragula. Eroberung von Zentralindien. Abschluß der großen indischen Epen. Ausbildung des Prosaromans. Dandin. Mritschakatika (der kleine Tonwagen) des Königs Sudraka.
510 Ende des letzten Guptafürsten Bhanagupta.
523 Nationale Erhebung in Indien unter Yasodharma. Besiegung der Hunnen bei Kohrur. Wiederherstellung des Magadhareichs.
528 (ca.) Unterdrückung der Mazdakiten.
530 (ca.) Zweite Invasion der Abessinier unter König Ela Aßbeha in Südarabien.
— Niederlage Belisars bei Kallinikos gegen die Perser.
531 Chosrau Anuschirwan (—579) Höhepunkt des Sassanidenreichs. Eroberungen im Kaukasus und in Nordindien. Eroberung Südarabiens. Blütezeit der (mittelpersischen) Pehlevi-literatur.
536 (ca.) Der türkische Chan Tumyn im Altai vereinigt seine Horden mit den Uiguren.
543 Der abessinische Statthalter Abraha setzt die Damminschrift in Marib.
550 (ca.) Türkische Völkerwanderung. Zerstörung des Reichs der weißen Hunnen.
552 Einführung des Buddhismus in Japan.
562 Mimana, Schutzstaat der Japaner in Korea, geht an das koreanische Reich Silla verloren.
568 Eroberung des Tarymbeckens durch die altaischen Türken.
570 (ca.) Muhammed geboren.
578 Hormizd IV. (—590) Niedergang Persiens.
587 Sieg der O-omi (Haus Soga) über die O-Muraji (Haus Mononobe); Ausbreitung des Buddhismus in Japan. Beeinflussung durch die gräko-indische Kunst in der Skulptur.
590 Chusrau II. von Persien (—628). Friede mit Byzanz bis 604. Seit Kaiser Heraklius Wiederausbruch des Krieges. Eroberung von Kappadokien 611, Damaskus 613, Jerusalem 614. Seit 622 Erfolge der Byzantiner. Religionskrieg. Eroberung von Armenien, Zerstörung des Feuertempels von Adarbeidschan.
593 Erwähnung des Holzplattendruckes in China.
600 (ca.) Auflösung des türkischen Reichs in Zentralasien.
602 Ende der Lachmidendynastie in Babylonien.
604 Reformversuch des Prinzen Shotoku zugunsten des absoluten Kaisertums in Japan.
606 (ca.) Auflösung des Malavarreichs in Indien. Bildung des Reichs des Harscha im Norden und der Tschalukdynastie im Süden.
607 Der Buddhatempel Horyuji bei Nara.
608 Erste Entsendung japanischer Studenten nach China; Aufkommen des gemeinsamen Namens Nippon für das japanische Reich.
610 Der Koreaner Tam-chhi bringt die Kenntnis des Papiers und der Tusche nach Japan.
— Sieg der Araber bei Dhu Kar über Chosrau II.

Digitized by Google

617 (619)—907 Geeintes Nationalreich der T'ang-Dynastie in China.

620 (ca.) Krieg in Indien zwischen den Staaten des Pulikesin II. und des Harscha.

— Erfindung einer Art grünen Porzellans (Seladon?) durch Ho Ch'ou.

622 Auswanderung Muhammeds aus Mekka: Die Hidschra. Beginn der islamischen Zeitrechnung (16. Juli).

624 Sieg Muhammeds bei Bedr über die Koreischiten. Einführung der Gebetsrichtung nach der Kaaba und der Ramadanfasten. Durchdringen des nationalen Arabertums im Islam.

629—645 Indische Pilgerfahrt des Hüan Tsang und neue Kräftigung des Buddhismus.

625 Niederlage Muhammeds bei Ohod.

626 Einfall der Chazaren in Europa.

627 Schlacht bei Ninive. Völlige Niederlage der Perser gegen Heraklius. Aufstand von Chosraus Sohn Kavadh II. Scheroe (628).

— Zug der Mekkaner gegen Medina: der Grabenkrieg. Muhammeds Besuchsfahrt nach Mekka.

628 Zug Muhammeds gegen die arabischen Juden.

628—801 Einheitsstaat China. Größte Ausdehnung und augusteisches Zeitalter Chinas. Zweite Blüteperiode des westöstlichen Verkehrs. Glanzperiode der Lyrik, Anfänge des eigentlichen Dramas. Trotzdem Weitergang der Erstarrung.

629 Erster Zusammenstoß der Muslime mit dem byzantinischen Reich.

630 Muhammeds Einzug in Mekka.

— Unterwerfung des osttürkischen Reichs durch die Chinesen.

632 Der letzte Sassanide Jezdegerd (—651).

— Muhammed †. (8. Juni) Verbreitung des Islams über ganz Arabien. Der Chalif Abu Bekr. Niederwerfung des Aufstands des Mussailima durch Chalid ibn al Walid.

633 Eroberung Südbabyloniens für den Islam.

634 Sieg der Muslime bei Adschnadain über die Byzantiner. Abu Bekr †. Omar (—644).

634—790 Zweite Ausbreitung Chinas über das Tarymbecken. Mischkultur dort.

635 Die ersten Nestorianer in Nord-China.

636 Sieg der Muslime über die Byzantiner am Jarmuk. Eroberung von Syrien. Beginn der Kriege gegen Persien. Schlacht bei Kadissija.

638 Der Buddhismus findet in Siam Eingang.

638—798 Diplomatischer Verkehr Chinas: mit Persien (638 Gesandtschaft Yezdegerds III. um Hilfe gegen die Araber), Ostrom (643), Indien (646—714) und dem Chalifenreich (713—35).

640 Expansion der Araber in Mesopotamien und nach Aegypten unter Amr ibn al Aß.

642 Einnahme Alexandrias durch die Araber. Sieg bei Nihawend über die Perser.

644 Niederlage der Perser bei Ischahr. Fall von Persepolis. Ende der Sassaniden. Omar †. Der Chalif Othman aus dem Hause Umaija.

645 Beginn der Taikwa-Reform. Ende der japan. Geschlechterverfassung. Untergang der Soga. Ende des O-Omiamtes. Einführung des Beamtenstaates nach chinesischem Muster.

646 Einführung des Zensus in Japan; Verteilung der Landlose (Handensystem).

647 Eroberung von Tripolis durch die Muslime.

649 Der Statthalter Muawija begründet die arabische Seemacht. Zypern und Rhodus erobert.

650 Eindringen der Tibetaner in Turkestan.

650—1000 (ca.) Arabischer (und jüdischer) Handel mit China. Fremdenkolonien in chinesischen Hafenstädten, besonders Hang-chou und Ning-p'o.

651—716 Li Sze-sün, der Begründer der „nördlichen chinesischen (Maler-)Schule".

652 Die Verteilung der Reisfelder in Japan zum ersten Male durchgeführt.

653 Offizieller Koran des Said ibn Thabit.

656 Ermordung Othmans. Der Chalif Ali. Die Kamelschlacht. Abgabe der führenden Stellung Arabiens an die Provinzen.

657 Aufstand Muawijas gegen Ali.

660 Proklamierung Muawijas als Chalifen.

661 Ermordung Alis zu Kufa. Verzicht seines Sohnes Hassan. Herrschaft der Umaijaden (bis 750). Vorherrschaft der Provinz Syrien.

662 Kronprinz Tenji, die Seele der Taikwareform, wird Kaiser von Japan; sein Kanzler Kamatari, der Begründer des Fujiwara-Geschlechtes.

670 Begründung der arabischen Herrschaft in Nordafrika durch Okba ibn Nafi.

672 Beginn der Belagerungen Konstantinopels durch die Araber (—679). Das griechische Feuer.

675 Das „Daigaku-ryo" (japanische Lehranstalt).

680 Muawija I. †. Der Chalif Jesid I. Aufstand von Alis Sohn Hussain. Schlacht bei Kerbela.

681 Befreiung der Ost-Türken von der chinesischen Herrschaft. Eroberung der Mongolei.

683 Anfänge des Münzwesens in Japan.

684 Der Chalif Merwan I. (—685).

685 Der Chalif Abdelmelik (—705). Reform des Münzwesens. Einführung der arabischen Amtssprache. Der Dichter Omar ibn abi Rabia.

689 Regelung des japanischen Heerwesens. Fortsetzung der Taikwareform unter Temmu (673 bis 686) und der Kaiserin Jito. Zusammenstellung des buddhistischen Kanon (673).

693 Der Statthalter Haddschadsch ibn Jussuf im Irak († 714). Unterdrückung der Charidschiten.

699—752 Wang Wei, der Begründer der „südlichen chinesischen (Maler-)Schule".

699—762 Der große chinesische Lyriker Li T'ai-poh.

700 (ca.) Ansiedlung der Araber in Kanton.

701 Die Taihogesetzgebung des Kanzlers Fubito-Fujiwara unter Kaiser Mommu in Japan. Uebergang vom ungeschriebenen Gewohnheitsrecht zur Rechtskodifikation, Rezeption des chinesischen Rechts der T'ang-Dynastie.

705 Walid I. (— 715) Eroberung von Buchara und Samarkand. Vordringen des Islams im Industal. Umaijadenmoschee von Damaskus.

710 Die Residenz der japanischen Kaiser wird nach Nara verlegt. Aufblühen der Literatur und Kunst. Naraperiode (—784). Das Schatzhaus Shosoin. Wirken des Priesters Gyogi für den Ryobu-Shinto. Regelmäßige Entsendung von Studienpriestern nach China.

711 Schlacht bei Wadi Bekka (Xeres de la Frontera). Untergang des Westgotenreichs.

712 Niederlage des westtürkischen Reichs durch die Araber in Sogdiana. Der Statthalter Muhammed ibn Kasim erobert das indische Sindh.

— Das Kojiki, die älteste japanische Chronik.

712—70 Der große chinesische Lyriker Tu Fu.

715 Der Chalif Sulaiman (—717).

717 Der Chalif Omar II. (—720).

718 Neubearbeitung der Taihogesetze durch Fubito: Yorogesetze.

720 Der Chalif Jesid II. (—724). Die Wüstenschlösser (Kußair Amra).

— Das Nihongi, japanische Chronik.

724 Der Chalif Hischam (—743).

730 (ca.) Zerfall des Tschalukyareichs in Indien.

Digitized by Google

732 Schlacht bei Tours und Poitiers. Aufhalten der islamischen Expansion in Europa.
743 Der Chalif Walid II. (—744). Blüte der Dichtkunst. Verfall des Umaijadenhauses.
744 Jesid III. †. Merwan II. (—750). Reorganisation des islamischen Heerwesens.
746 Beginn der abbassidischen Bewegung in Chorassan.
748 Siege der Abassiden unter Abu Muslim über die Umaijadenstatthalter.
749 Eroberung von Kufa durch die Abassiden. Proklamation des Abu l'Abbaß zum Chalifen.
750 Schlacht am Sab. Ende der Umaijaden-Dynastie. Uebergang der Vorherrschaft im Islam von den Arabern auf die Iranier.
751 Einweihung des „Daibutsu" zu Nara. Das Sammelwerk „Kwaifuso", japanische Gedichte in chinesischer Sprache.
— Das Geheimnis der Papierbereitung kommt durch chinesische Kriegsgefangene nach Samarkand und durch die Araber nach Europa.
755 Der Umaijade Abd ar-Rachman als Emir von Kordova anerkannt (—788).
755—64 Erste Vorboten des Verfalls und der kommenden Fremdherrschaft in China. Aufstand des Türken Ngan-luh-shan und Bürgerkrieg.
760 (ca.) Untergang des westtürkischen Reichs durch mongolische Horden der Karluk.
762 Erhebung der Aliden gegen Mansur. Gründung der Stadt Bagdad. Wesirat der Barmakiden (—803). Abdallah ibn al Mukaffa übersetzt die Meisterwerke der persischen und indischen Literatur ins Arabische.
763 Einfall der T'u-fan (Tibeter) in China.
768—824 Han Yü, Vorfechter des Konfuzianismus.
772—846 der große chinesische Lyriker Peh Kü-yih.
775 Mansur †. Machdi (—785). Kommunismus der Sindiks. Muhammed ibn Ißchak schreibt die erste Biographie des Propheten.
778 Krieg Karls d. Gr. gegen die Araber in Spanien.
780 (ca.) Höhepunkt der Narazeit in Japan; Blüte des Kunstgewerbes. Gräko-indischer Einfluß. Sammlung japanischer Gedichte „Manyoshu". Erste Silbenschrift „Katakana". Erste Bibliothek. Anfänge des Blockdrucks.
781 Die Tafel von Si-ngan-fu (bekundet die starke Ausbreitung des Nestorianismus in China)
785 Machdis Nachfolger Hadi († 786).
— Beginn des Baues der Moschee von Kordova.
786 Der Chalif Harun (—809). Blütezeit des Abbassidenreichs. Beziehungen zum Abendland unter Karl d. Gr. Die Dichter Abu Nuwas, Muslim ibn al Walid, Abu l'Atahija. Die Historiker Wakidi, Ibn Ssaad und Ssaif ibn Omar. Begründung der arabischen Altertumskunde durch Muhammed al Kalbi.
788 Der Alide Idriß ibn Abdallah begründet in Ceuta die Dynastie der Idrissiden (— 922).
— Hischam I. von Kordova (—796).
789 Niederlage der Japaner gegen die Ainu.
794 Gründung der neuen japanischen Hauptstadt Kyoto (Heian) unter Kaiser Kwammu (782 bis 805). Beginn der klassischen Heianperiode.
796 Hakam I. von Kordova (—822).
800 (ca.) Vordringen des Buddhismus in das hinterindische Reich Kambodscha.
— Beginn des Verfalls des Beamtenstaates in Japan. Erblichkeit der Aemter. Entstehung eines Großgrundbesitzes. Priester Kobo und Dengyo. Ausbreitung des Ryobu-Shinto.
— Ernennung Ibrahims ibn Aghlab zum Statthalter von Afrika. Dynastie der Aghlabiden. Loslösung Nordafrikas vom Chalifenreich.
803 Ermordung der Barmakidenfamilie.
809 Harun †. Thronstreitigkeiten zwischen seinen Söhnen Emin und Mamun (—813).
813 Der Chalif Mamun (—833). Einfluß der griechischen Kultur auf den Islam. Uebersetzung des Aristoteles. Der Philosoph al Kindi. Der Mathematiker Chwarasmi. Lehrbuch der Algebra, Einführung des Algoritmus.
819 Die Ssamaniden in Persien.
820 Dynastie der Tahiriden in Chorassan.
— (ca.) Erstes Papiergeld in China.
822 Abdar-Rachman II. von Kordova (—852).
827 Durchdringen der Mutasiliten im Islam.
831 Eroberung von Palermo durch die Araber.
833 Mamun †. Sein Bruder Muhammed al Mutassim billah (—842). Eintreten der Türken in die islamische Geschichte. Türkische Prätorianergarde der Chalifen.
— Vollendung des Ryo no gige, des Kommentars zur japan. Taiho- bezw. Yoro-Gesetzgebung.
837 Vernichtung der kommunistischen Sekte der Churramija unter Babak in Persien.
842 Der Chalif al Wathik billah (—847).
844 Heftige Verfolgung der fremden Religionen in China, des Nestorianismus, der (persischen) Magier und namentlich des Buddhismus.
847 Wathik †. Erhebung des Dschafar al Mutawakkil billah auf den Thron durch die Türken.
— Aufhebung der schärfsten Bestimmungen gegen den Buddhismus in China.
850 (ca.) Das Reich der Uiguren in Zentralasien.
— Einführung des chinesischen Plattendruckes (durch die Araber?) in die Mittelmeerländer.
— Fortsetzung der japanischen Chronik Nihongi (Shoku-Nihongi).
851 Reisebericht des Ssuleiman über China.
852 Der Emir Muhammed I. von Kordova (—886).
861 Muntassir stürzt Mutawakkil.
862 Das Chalifat unter Vormundschaft der türkischen Prätorianer. Mustain (—866), Mutass (866—69). Muchtadi (869—70).
868 Achmed ibn Tulun begründet in Aegypten die Dynastie der Tuluniden (—904).
869 Der Negerstaat von Baßra.
870 Der Chalif al Mutamid billah (—892). Sein Bruder Muwaffak als Reichsverweser. Kämpfe gegen den Negerstaat und die Ssaffariden.
873 Starke Verfolgung der Manichäer in China.
876 Sieg Muwaffaks bei Bagdad über den Ssaffariden Jakub ibn Laith.
877 Besetzung Syriens durch Achmad ibn Tulun.
878 Niedermetzelung der angeblich 120 000 Fremden in Hangchou in China.
883 Vernichtung des Negerstaats durch den Reichsverweser Muwaffak.
886 Uebertragung der Statthalterschaft Aegyptens und Syriens an die Tuluniden auf 30 Jahre.
— Mundhir von Kordova (—888).
888 Emir Abdallah von Kordova (—912). Zerfall des spanischen Reichs in Teilstaaten.
890 (ca.) Auftreten des Imamiten Karmat als Abgesandter des Machdi.
891 Der Chalif Mutadid (—902).
892—907 Zerfall des chinesischen Reiches.
900 (ca.) Loslösung Siams von Kambodscha.
— Errichtung des japanischen Regentenamtes (Kwampaku, Sessho), das in der Fujiwarafamilie erblich wird. Amtliche Sammlung der

Digitized by Google

japanischen Gedichte „Kokinshu". Malerschule des Kanaoka (850—931). Die Geschichtswerke Nikkokushi und Ruijn Kokushi.

902 Der Chalif Muktafi (—908). Kämpfe der Hamdaniden in Syrien gegen Byzanz.

904 Unterwerfung Aegyptens durch Muhammed ibn Ssulaiman. Ende der Tulunidendynastie.

907 Das Reich der Khitan unabhängig von China unter der Liao-Dynastie (—1125). Eroberung des nördlichen Chinas (936).

907—960 Beginn der Unterjochung Chinas durch das Barbarentum: Epoche der „5 Dynastien" resp. „10 Staaten".

908 Muktafi. Sein Bruder Dschafar al Muktadir billah (—932). Aufstand des ibn Mutaff.

910 Der Machdi Obaidallah in Nordafrika. Besiegung der Aghlabiden von Tunis. Begründung der Dynastie der Fatimiden.

912 Abdar-Rachman III. von Kordova (—961). Kultur in Andalusien. Moschee von Kordova.

914 Der Ssamanide Naßr II. (—943) in Persien. Kultur von Buchara und Samarkand.

916 Reisebericht des Abu Said über China, zum Teil nach Mitteilungen des Ibn Wahab.

923 Der Perser Tabari † Verfasser der großen muhammedanischen Weltgeschichte.

928 Vordringen der Karmaten nach Mekka. Entführung des schwarzen Steins.

929 Abdar-Rachman von Kordova nimmt den Chalifentitel an.

932 Der Chalif al Kahir (—934) von Bagdad.

934 Der Chalif Radi (—940) von Bagdad. Begründung der Dynastie der Bujiden in Persien.

936 Berufung des Statthalters Muhammed Ibn Raik zum Emir al Omara. Beschränkung des Chalifats auf die geistliche Würde.

939 Schlacht von Simancas, Niederlage Abdar-Rachmans gegen Ramiro von Leon.

940 Der Chalif Mutakki (—943) unter Vormundschaft des Hamdaniden Ssaif ad Daula.

945 Der Chalif Mustakfi: Berufung des Muiss ad Daula zum Emir al Omara. Vormundschaft der Bujiden über das Chalifat (—1003).

948 Der Dichter Mutanabbi am Hof des Ssaif ad Daula in Mossul. Der Philosoph Al Farabi.

954 Der Ssamanide Abdelmalik I. (—961). Der türkische Heerführer Alptigin in Ghasna.

960—1127 Reich der Sung-Dynastie in China.

960—1127: Wiedervereinigung des ganzen Reiches mit Ausnahme des nördlichen Teils durch die nördliche Sung-Dynastie.

— Anfänge der endgültigen Reaktion des Konfuzianismus resp. Nordchinesentums, und Vorbereitung der 2. Wiedergeburt des Altertums in der Neubelebung der Moralphilosophie.

961 Der Chalif Hakam I. von Kordova (—976).

969 Eroberung Aegyptens durch die Fatimiden.

970 (ca.) Sieg des Königs Tschailaka über die Tschola. Erneuerung des Tschalukyarreichs.

976 Ssabaktigin von Ghasna beginnt seine Eroberungen in Indien.

— Der Chalif Hischam II. von Kordova (—1009). Der Reichsverweser al Manssur († 1002).

985 Machtstellung des Tscholareichs unter Radscharadscha (—1011). Vereinigung mit Ceylon.

— Sieg al Manssurs über die Idrissiden.

988 Niederlage des nordindischen Fürstenbundes gegen die Ghasnawiden. Ausdehnung des Reiches Ssabaktigins bis zum Indus.

990 (ca.) Firdaussi aus Toß († 1020) beginnt das Schachname.

996 Der Fatimide Al Hakim in Aegypten (—1021). Stiftung der Sekte der Drusen im Libanon.

998 Mahmud von Ghasna (—1030). Eroberung Chorassans und des nordwestlichen Indiens.

1000 (ca.) Der Turkmene Sseldschuk wandert in Buchara ein, tritt zum Islam über.

— Kultur der Heianzeit in Japan. Anteil der Frauen an der Literatur und am Hofleben. Historischer Roman. Der Priester und Holzbildhauer Genshin (942—1017). Entstehung des nationalen Yamatostils in der Kunst.

1001 Einnahme von Lahore durch Mahmud von Ghasna. Beginn der Herrschaft türkischer Dynastien in Indien (—1526).

1006 Schlacht bei Balch. Sieg Mahmuds über Ilekchan von Turkestan.

1008 Schlacht bei Peschawar. Sieg Mahmuds von Ghasna über die Staaten von Delhi, Gwalior, Malwa, Kanaudsch und Adschmir.

1009 Abdankung Hischams II. von Kordova. Sein Nachfolger Muhammed II. Machdi (—1010).

1011 Radschendra Tscholadeva erobert Orissa und Bengalen. Seeherrschaft der Tschola.

1017—73 Der Begründer der „Naturphilosophie" (Sing-li) und hauptsächlichste Vorläufer Chu Hi's: Chou Tun-i in China.

1027 Hischam III. von Kordova (—1031).

1030 (ca.) Der arabische Geograph Al-Biruni gibt eine Beschreibung Indiens.

1031 Ende der Umaijaden in Spanien. Blüte der geistigen Kultur. Teilnahme der Juden.

1032—38 Der Nordwesten Chinas macht sich unter dem tungusischen (Toba-) Hause selbständig.

1037 Die Sseldschuken Toghrulbek und Daud erobern Chorassan.

1038—1227 Das Tangutenreich Si-Hia.

1041—1049 (zwischen) Der chinesische Schmied Pi-Sheng erfindet bewegliche Lettern aus Ton.

1042 Herrschaft der Abbadiden in Sevilla. Unabhängigkeit des Abbad Motadid.

1050 (ca.) Die japan. Maler Takuma no Tamenari und Fujiwara Motomitsu, Kasugaschule.

1054 Bücher mit Porträts in Holzschnitt in China.

1055 Sturz der Bujiden, Toghrulbek vom Chalifen Ka'im zum Emir al Omara ernannt.

1060 (ca.) Untergang des östlichen Tschalukyareichs der Vengi im Kampf gegen die Tschola.

1062 Gründung des Reichs der berberischen Almoraviden in Marokko.

1063 Toghrulbek †. Sein Nachfolger Alp Arslan erneuert den Kampf gegen Byzanz.

1069—85 Die sozialen Reformen des Wang Ngan-shih (1021—86): Staatsvorschüsse an die Bauern, allgemeine (Miliz) Wehrpflicht, Neuvermessung des Landes zu gleichmäßiger Besteuerung usw.; Reform des Examenwesens durch Forderung praktischer (statt stilistischer) Kenntnisse und ihre Beseitigung durch die Altkonservativen.

1072 Sultan Melikschah (—1092). Der Wesir Nisam al Mulk. Der Dichter Hariri. Der Theologe Ghasali. Der Astronom und Dichter Omar Chaijam.

1082 Siege König Alfons VI. von Kastilien über den Abbadiden Mutamid von Sevilla.

1086 Sieg des Almoraviden Jussuf ibn Taschfin über die spanischen Christen bei Sallaka.

1090 Gründung der Assassinensekte durch den Schiiten Hassan Ssabbach in Persien.

1090 Zweiter Zug der Almoraviden nach Spanien.

Digitized by Google

1092 Melikschah †. Niedergang der Seldschukenherrschaft. Errichtung des Sultanats von Rum durch Ssulaiman.
1099 Eroberung Jerusalems durch die Franken.
1100 (ca.) Zusammenbruch der Macht der Fujiwara. Auflösung des Beamtenstaats durch das Feudalwesen: Ausdehnung des Großgrundbesitzes. Aufkommen eines berufsmäßigen Kriegerstandes. Beginn der Kämpfe zwischen den Taira und Minamoto. Der Karikaturenmaler Toba Sojo (1053—1140).
1106 Jussuf †. Verfall der Almoravidenmacht.
1107 (ca.) Der Marokkaner Muhammed ibn Tumart gründet die Sekte der Almohaden.
1115—1234 Die Kin-Dynastie (Reich der mit den Mandschu nahe verwandten Ju-chen oder Nü-chi) in Nordchina.
1118 Eroberung Saragossas durch Alfons I.
— Zerfall des Seldschukenreichs. Herrschaft der Atabegen über die Teilreiche.
1123 Erhebung der Yue-tschi gegen das Khitanreich. Sturz der Liao-Dynastie.
1125 Die Kin, von Hui-tsung gegen die Khitan zu Hilfe gerufen, vertreiben diese aus ihren chinesischen Besitzungen; die Khitan fliehen nach Westen und gründen in Zentralasien das Reich der Kara Khitai. (Der Priester Johannes.)
1125 (ca.) Blütezeit der chinesischen Malerei.
1127 Die Kin nehmen Loh-yang, führen Hui-tsung und K'in-tsung gefangen, und erobern
1127—38 ganz Nordchina bis an das Huai-Gebirge.
1127—1279 Zweite Teilung in Nord und Süd: Beschränkung des chinesischen Reiches auf Südchina unter der südlichen Sung-Dynastie.
1130 Der Almohadenchalif Abd al-Mumin (—1163).
1140 Erhebung des Atsys in Chwarism gegen den Sseldschuken Sandschar. Gründung der Dynastie der Chwarismschachs.
1141 Sieg der Kara-Khitai über Chwarism.
1146 Herrschaft Nur-ed-Dins in Syrien.
1147 Sieg der Almohaden über die Almoraviden in Marokko. Zerfall des spanischen Reiches.
1150 Zerstörung Ghasnas durch die Ghoriden.
1154 Eroberung von Damaskus durch Nur-ed-Din.
— Die Erdbeschreibung des Idrissi.
1154—1200 Zusammenfassung und Dogmatisierung des gesamten Wissens und Glaubens in einem einheitlichen System, dem Neokonfuzianismus, durch Chu Hi (1130—1200). Sieg des Nordchinesentums mit gleichzeitiger Versöhnung der nord-südlichen Gegensätze und endgültige Erstarrung des Chinesentums.
1156 Chwarism unter Il Arslan.
1163 Der Almohade Abu Jakub Jussuf (1184). Vereinigung des größten Teils von Spanien.
1167 Herrschaft der Taira über ganz Japan nach der Niederlage der Minamoto.
1171 Ende der Fatimiden in Aegypten. Herrschaft des Aijubiden Ssalach ad-Din.
1174 Ssalach ad-Din erobert Damaskus und Syrien.
1181 Al-Manssur (—1199). Höhepunkt der Almohadenmacht.
1185 Seeschlacht von Dannoura, Sieg der Minamotopartei unter Yoritomo. Vernichtung der Taira. Ende der alten Beamtenverfassung.
1187 Sieg Ssalach ad-Dins bei Hittin über die Franken. Eroberung von Jerusalem.
1190 (ca.) Untergang der Tschalukya.
1191 Schlacht bei Sthanesvara. Sieg des Königs Prithvi von Adschmir über die Afghanen.
1192 Ernennung Yoritomos zum Shogun durch den Kaiser von Japan: Beginn des Feudalstaates und des Shogunats von Kamakura.
1193 Eroberung von Delhi durch Kutb-ed-din.
— Ssalach ad-Din †. Teilung des Reichs.
1195 Sieg Al Manssurs über die Kastilier bei Alarcos.
1196 Unterwerfung von Benares, Gwalior, Gudscharat und Audh durch Muhammed von Ghor.
1199 Al Manssur †. Der Chalif Nassir (—1213).
— Yoritomo †. Unter seinen Nachfolgern übt das Haus Hojo unter dem Titel eines Shikken die wirkliche Macht aus.
1200 (ca.) Temudschin (geb. ca. 1155) gewinnt eine führende Stellung unter den Tataren. Sieg über die Keraiten. Unterdrückung der demokratischen Partei unter den Mongolen.
— Schach Muhammed von Chwarism († 1231). Siege über die Ghoriden und Kara-Khitai. Größte Ausdehnung von Chwarism.
— (ca.) bis jetzt: Neuzeit Chinas.
1206 Vernichtung des Reichs der Naiman durch Temudschin. Temudschin nimmt den Titel Tschinghiz-chan an. Verbreitung der uigurischen Kultur im Mongolenreiche.
— Muhammed von Ghor †. Sein Feldherr Kutb-ed-din gründet in Indien ein selbständiges Reich. Herrschaft der Mamluken bis 1290.
1210 Herrschaft des Altamysch in Indien (—1236).
1211 Krieg der Mongolen gegen China (—1216).
1218 Sultan al Kamil von Aegypten (—1238).
1220 Mongolensturm gegen Chwarism. Eroberung von Buchara, Ssamarkand. Sturz des letzten Chwarismschach Muhammed. Sieg Dschelal-ed-dins über die Mongolen bei Parwan.
1221 Vernichtung Dschelal-ed-dins am Indus.
— Eine Erhebung der kaiserlichen Partei in Japan gegen den Shikken Yasutoki wird niedergeworfen.
1222 Vordringen der Mongolen bis Delhi. Rückkehr Tschinghiz-chans. Aufzeichnung des mongolischen Rechts. Ausbildung des Verkehrswesens. Wiedervereinigung der aufgelösten Teile Indiens durch Altamysch.
1224 Abzug der Almohaden aus Spanien. Bildung neuer Dynastien: Die Meriniden in Fes, Sijaniden in Tlemssen, Hafssiden in Tunis. Herrschaft des Ibn Hud in Spanien.
1227 Tschinghiz-chan †. Teilung des Reiches. Chan Ogotai von Karakorum erhält die Oberhoheit.
1231 Der türkische Stamm Kaji unter Ertogrul läßt sich in Kleinasien nieder.
1232 Die Gesetzsammlung Joei-Shiki-moku des Shikken Yasutoki regelt die Rechtsverhältnisse des japanischen Feudalstaates.
1234 Vernichtung der Kin-Dynastie durch die Mongolen, die damit Herren von Nordchina sind.
1236 Herrschaft der Razijah Begum (—1239) in Indien. Neue Einfälle der Mongolen.
1237 Das Mongolenreich Kiptschak (goldene Horde) unter Batu. Tatareneinfälle in Europa.
1238 Sieg der Kastilianer bei Xeres de la Guadiana über Ibn Hud.
1241 Schlacht bei Liegnitz. Ogotai †. Sein Nachfolger Kujuk. Rückkehr Batus aus Europa.
1247 Vertreibung der Mongolen aus Indien durch Mahmud Schah (1246—66). Delhi als Mittelpunkt des geistigen Lebens.
1250 Die Araber in Spanien auf Granada beschränkt. Bau der Alhambra.
1251 Mangu Großchan der Mongolen. Eroberung Persiens durch Hulagu.

Digitized by Google

1252 (ca.) Errichtung des Daibutsu zu Kamakura. Gründung buddhistischer Sekten durch die Priester Honen, Shiuran und Nichiren.
1254 Ende der Aijubidendynastie. Das Sultanat der Mamluken in Aegypten (—1517).
1256—1291 Der Dichter Saadi in Schiras.
1258 Eroberung Bagdads durch Hulagu. Tod des letzten Abbassiden Mutassim. Ende des Chalifats von Bagdad.
1260 Kubilai Großchan der Mongolen. Aufhalten der mongolischen Expansion durch die Mamluken in Aegypten bei Ain Dschalut.
1264 Peking wird von Kubilai Khan zu einer der Hauptstädte des Mongolenreichs erhoben.
1266 Herrschaft Balban Schahs in Indien. Vernichtung des Radschputenreichs von Mewar.
1271 Die Mongolenkaiser in China nehmen die Bezeichnung Yüan-Dynastie an.
1273 Dschelal ad-din Rumi, persischer Mystiker, †.
1274 Die erste Expedition des Mongolenchans Kubilai gegen Japan mißlingt.
1275 (vor) Die Araber lernen in China den Salpeter kennen und verwenden ihn zur Herstellung von Feuerwerkskörpern und Torpedos.
— (ca.) Tibet kommt unter mongolische Oberhoheit. — Das Sung-Reich ist auf die südlichen Außenprovinzen beschränkt.
— Vernichtung der Almohaden in Marokko.
1275—92 Marco Polo im Dienste Kubilais. Starke Ausfuhr von Porzellan, u. a. bis nach Madagaskar. Vollendung des unter den Sui begonnenen Kaiserkanals.
1280—1368 China zum dritten Male unter Fremdherrschaft (Nordbarbaren): Die Mongolen- oder Yüan-Dynastie. Erneute Sicherung der zentralasiatischen Handelswege, dritte Blüteperiode des westöstlichen Verkehrs und Kulturaustausches. Begünstigung des Neokonfuzianismus und damit der Erstarrung durch das Herrscherhaus; Ueberhandnehmen des Encyclopädismus in der Literatur, aber daneben Blütezeit der Volksliteratur (des Romans und Dramas).
1281 Vernichtung der großen Mongolenflotte Kubilais bei Tsushima und des Landheeres durch den Shikken Tokimune.
— Volksaufstand in Peking und anderen Städten gegen die Fremden (die „Männer mit Bärten"), insbesondere die Muhammedaner.
1284 Eroberung Birmas und eines Teils von Pegu durch die Chinesen.
1285 Besiegung der Mongolen im Pendschab durch Muhammed Chan.
1288 Ertoghrul †. Sein Sohn Osman, der Stammvater der osmanischen Dynastie (—1326). Expansion der Türken nach der Propontis und dem Schwarzen Meer.
1290 Ermordung des letzten Mamluken in Indien. Herrschaft der Khildschi Firuz Schah und Ala-ed-din Muhammed (—1316).
1293 Erste Einführung des Katholizismus in China (Peking) durch Joh. v. Montecorvino und Arnold v. Köln.
1300 (ca.) Die Technik des Zellenschmelzes (Email cloisonné) nach Nordchina verpflanzt. — Erfindung des Craquelé-Porzellans.
1300—1370 (ca.) Reiseberichte des Raschid-ed-din, Abulfeda und Ibn Batuta über China.
1307—1350 (ca.) Bistum Cambaluk (Peking).
1317—30 Reisen Oderichs von Pordenone mit längerem Aufenthalt in Peking.
1320 Vernichtung der Khildschi-Dynastie. Ghyas-ed-din Tughlak (1320—25) gründet die dritte türkische Dynastie in Indien.
1325 Muhammed Tughlak von Delhi. Auflösung des Reiches in selbständige Teilstaaten.
1326 Eroberung von Brussa durch die Osmanen unter Urchan. Stiftung der Janitscharentruppe.
1330 (vor) Italienische und arabische Handelsniederlassungen in Hang-chou und Ts'üan-chou.
1331 Aufstand des Kaisers Go-Daigo von Japan (1287—1338) gegen den Shikken Takatoki.
1333 Aufstand der kaiserlichen Partei in Japan unter Takanji Ashikaga. Ende des letzten Shikken Takatoki; Vernichtung von Kamakura.
1335 Nach Besiegung eines neuen Aufstandes der Hojo erklärt sich Takauji selbst zum Shogun.
1336 Timur geboren.
1337 Erster Angriff der Osmanen auf Byzanz.
1338 Absetzung des Kaisers Go-Daigo durch Takauji. Das Ashikaga-Shogunat (bis 1573). Spaltung des kaiserlichen Hauses in eine nördl. und südl. Dynastie. (1336 bis 1392.)
1350 (ca.) Die Technik des Zellenschmelzes von den Arabern in Südchina heimisch gemacht.
1351 Firuz Schah III. Bürgerkriege in Indien. Die Dynastie der Tughlak auf Delhi beschränkt.
1351—68 Verfall der Mongolenherrschaft in China; Erhebungen von Thronprätendenten, vor allem des Chu Yüan-chang, der (1364) den Titel „König von Wu", (1367) den Kaisertitel und für seine Dynastie den Namen Ming annimmt.
1358 Urchan †. Murad I. Eroberung von Philippopel (1363) und Adrianopel (1365).
— Regierungsantritt des Shoguns Yoshimitsu (—1408). Blütezeit des Ashikagashogunats; Erstarken der Feudalherren, Daimyo, und des kleinen Lehnsadels, Samurai. Entwicklung des ritterlichen Ehrenkodex Bushido und des Teezeremoniels. Errichtung des goldenen Pavillons (Kinkakuji) bei Kyoto.
1368 Einnahme von Peking durch Chu Yüan-chang.
1368—1644 Nationalreich der Ming-Dynastie. Fortgang der Erstarrung nach kurzer quantitativer Blütezeit der Künste (im 15. Jahrhundert) Beginn des Verfalls, besonders der Malerei; literarischer Encyclopädismus.
1369 Timur oberster Chan der Turkestan-Nomaden.
1378 Vereinigung der weißen und blauen Horde unter Toktamisch († 1406).
1381 Timurs Uebergang über den Oxus. Eroberung von Chorassan und Herat.
1388 Zerstörung Ispahans durch die Türken. Ende der Dynastie der Musaffariden in Persien.
— Tod des persischen Dichters Hafis zu Schiras.
1389 Schlacht auf dem Amselfelde. Murad I. †. Bajesid I. (—1402).
1390 Eroberung des letzten byzantinischen Gebiets in Kleinasien durch die Türken.
1393 Unterwerfung der Bulgaren durch die Türken.
1396 Schlacht bei Nikopolis. Türkische Reichsgeschichte des Derwisch Ahmad Aschikpaschasade.
1398 Der letzte Tughlak Mahmud. Einfall Timurs in Indien. Eroberung Delhis. Proklamierung Timurs zum Kaiser von Indien.
1400 (ca.) Freundschaftliche Beziehungen Japans zu China. Ernennung Yoshimitsus zum „König von Japan" durch den Kaiser von China (1402).
1402 Sieg der Mongolen unter Timur über die Türken bei Angora. Untergang des Sultans Bajesid I. Die Osmanen beschränkt auf Rumelien. Muhammed I. (1403—1421).

Digitized by Google

1404—7 Kompilation der chinesischen Riesenencyclopädie Yung-loh-Ta-tien von fast 23000 Büchern durch über 2000 Gelehrte.
1405 Timur †. Schach Roch (—1447).
1406—11 Bekriegung und vorübergehende Unterwerfung Tongkings durch die Chinesen.
1416 Seeschlacht bei Kallipolis. Religiöse Bewegung in Kleinasien unter Börekliüdsche Mustafa.
1420 Entstehung des Tatarenstaats in der Krim.
1421 Murad II. (—1451). Erfolge gegen Byzanz. Niederlagen gegen Johannes Hunyad. Aufstand des Georg Kastriota in Albanien.
— Peking wird endgültig Reichshauptstadt.
1425 (ca.) Lebhafte Bronzeindustrie in China.
1426—36 (zwischen) Einführung der feineren Lacktechnik aus Japan in China.
1430 (ca.) Der Venetianer Nicolo de Conti bereist als erster Europäer das innere Indien.
1438 Das Khanat Kasan als selbständiger Staat.
1447 Schach Roch †. Auflösung des Reichs Timurs.
— Der Turkmenenstaat vom weißen Hammel in Persien. Das Reich der Uzbeken in Herat
1448 Zweite Schlacht auf dem Amselfeld.
1450 (seit ca.) Hochflut chinesischen Einflusses auf die persische Kunstindustrie. Einfuhr von Erzeugnissen des chinesischen Kunstgewerbes nach Europa: Beeinflussung der europäischen Ornamentik. Neue Fayencetechnik, Umschwung in der Malerei (Farbenfreudigkeit der flämischen und venezianischen Schule).
1451 Emir Muhammed II. (— 1481.)
— Batlul Lodhi gewinnt die Herrschaft im Pendschab (— 1488).
1453 Eroberung Konstantinopels. Ende des letzten byzantinischen Kaisers Konstantin IX.
1458 Georg Brankowitsch I. †. Vollendung der Unterwerfung Serbiens.
1461 Ende der letzten byzantinischen Dynastie in Trapezunt. Unterwerfung des Peloponnes durch die Türken.
1466 Das Reich Astrachan der Nogaitataren.
— Kastriota †. Ende der albanesischen Freiheit.
1467 Niederwerfung von Aufständen in Südchina, besonders der Miao-tze-Stämme.
— Innere Kriege in Japan um die Nachfolge (— 1477). Verfall des Ashikaga-Shogunats. Zerstörung von Kyoto. Monochrome Richtung der japanischen Malerei: Cho-Densu, Josetsu, Sesshu, 14.—15. Jahrhundert.
1470 Erste Versuche der Nachahmung chinesischen Porzellans in Venedig.
1471 Krieg des Turkmenenchans Usun-Hassan in Persien gegen die Iranier.
1473 Nach dem Siege bei Terdschan nimmt Muhammed II. den Sultanstitel an.
1479 Friede der Türkei mit Venedig. Aufgabe der venezianischen Besitzungen in Albanien gegen Freiheit des Levantehandels.
1481 Muhammed II. †. Bajesid II. (—1512.) Friedenspolitik. Die Bajesidmoschee zu Stambul. Unterwerfung Bosniens.
1488 Sultan Nizam Iskander von Delhi (— 1517).
1492 Fall von Granada. Ende des maurischen Emirats in Spanien.
1498 Vasco da Gama in Indien.
1500 (ca.) Gründung der religiösen Sekte der Sikhs im Pendschab durch Nanak.
1502 Gründung eines Reichs in Persien durch den Ssafawiden Ismail von Ardabil.
1503 Abtretung von Durazzo, Lepanto und Messenien an die Türkei durch Venedig.
1512 Sselim I. (—1520) Verfolgung der Schiiten. Sieg über Ismail von Persien bei Tschaldiran.
1516 Sieg der Türken bei Aleppo über die Mamluken. Eroberung von Kairo (1517).
— Landung der Portugiesen unter Andrade in Kanton und damit Beginn der 4. Blüteperiode des westöstlichen Verkehrs.
1517 Sselim I. nimmt den Chalifentitel an.
— Der letzte türkische Sultan Ibrahim II. von Delhi (—1526).
1520 Entstehung des islamischen Priesterstaats der Chodschas in Turkestan (—1758). Der Timuride Sahir-ad-din Muhammed, genannt Babar, gründet ein Reich in Kabul.
— Ssulaiman II. (—1566) Höhepunkt des osmanischen Reiches.
1522 Belagerung von Rhodos durch die Türken.
1526 Babar in Indien. Schlacht bei Panipat. Begründung des Reichs der Großmoguls.
— Schlacht bei Mohacz. Unterwerfung Ungarns durch die Türken.
1528 Schlacht bei Sikri. Niederlage des indischen Fürstenbundes gegen Babar. Erste Belagerung Wiens durch die Türken.
1530 Reform des türkischen Lehnswesens.
— Babar †. Sein Sohn Humayun (— 1556).
1534 Erfolge Ssulaimans gegen Persien. Eroberung von Tebris und Bagdad. Seeherrschaft des Korsaren Chairad-din Barbarossa.
1540 Aufstand des Afghanen Schir Schah in Indien. Vertreibung Humayuns.
1542 (ca.) Ankunft der ersten Europäer (Portugiesen) in Japan.
1543 Zweiter Zug Ssulaimans nach Ungarn. Türkische Verwaltung, Moschee in Budapest.
1544 Herrschaft der alidischen Dynastie der Scherifen in Marokko.
1549 Der Jesuite Franz Xavier beginnt die christliche Mission in Japan. Tätigkeit des Malers Motonobu (1447—1559): Kanoschule.
1550 Bau der Moschee Ssulaimans zu Stambul.
1552 Franz Xavier stirbt auf der Missionsreise nach China.
1566 Belagerung von Szigeth. Tod Ssulaimans. Sselim II. (—1574). Vertrauensstellung des portugiesischen Juden Joseph Nassi. Einwanderung von Spaniolen in die Türkei.
1570 Besetzung Cyperns durch die Türken.
— In Japan gibt es etwa 20000 Christen.
1571 Europäische Koalition gegen die Türkei, Seeschlacht bei Lepanto.
1573 Der letzte Ashikaga-Shogun Yoshiaki von Oda Nobunaga (1534—1582) abgesetzt. Herstellung der Ordnung. Kämpfe gegen buddhistische Klöster. Begünstigung der Jesuiten.
1574 Sultan Murad III. (—1595).
1574—87 Italienische Versuche, das Hartporzellan nachzuahmen: sogenanntes Mediciporzellan.
1578 Krieg der Osmanen gegen Persien unter Muhammed Chodabende (—1590).
1581 Die Jesuitenmissionare Michael Ruggiero und Matteo Ricci bringen den Katholizismus nach China.
1582 Gesandtschaft christlicher Daimyos an den Papst (—1590). Nobunaga ermordet. Die Regentschaft übernimmt Toyotomi Hideyoshi, (1585) vom Kaiser zum Kwampaku ernannt.
1585 Rückkehr Humayuns nach Indien. Sein Sohn Akbar (—1605). Eroberung von Gudscharat, Bengalen und Orissa. Unterwerfung des Dekkans, Kaschmirs und Afghanistans. Reform der Verwaltung. Finanzminister Todar Mal. Religiöse Toleranz. Tätigkeit des Abu Fazl. Ausbildung des indisch-islamischen Architekturstils. Bauten von Fathpur-Sikri.

Digitized by Google

1586 Schach Abbaß der Große von Persien (—1628) Hebung der iranischen Macht. Eroberung des schiitischen Heiligtums Kerbela (1623).

1587 Erste Ausweisung der Jesuiten aus Japan. Sieg Hideyoshis über den Daimyo von Satsuma. Zentralisation der Verwaltung.

1590 Nach Beendigung der alten Daimyofehden ist ganz Japan unter der Herrschaft Hideyoshis geeinigt. Japanische Expansion auf dem Festlande und Drohungen gegen die Philippinen. Kriege gegen Korea und China (—1598). Erste christliche Märtyrer (1597).

1595 Sultan Muhammed III. (—1603).

1598 Hideyoshi † (geb. 1536). Sein Sohn Hideyori unter Vormundschaft des Tokugawa Jeyasu.

1599 Der türkische Historigraph Ssaadad-din †.

1600 Der Ghaselendichter Baki †.

— Sieg Jeyasus bei Sekigahara. Hideyori beschränkt auf einige Daimyate. Die ersten Holländer in Japan.

1603 Sultan Achmed I. Aufstand der Drusen im Libanon unter Fachraddin.

— Jeyasu zum Shogun ernannt. Beginn der Tokugawaherrschaft (bis 1868). Regelung des Verhältnisses zwischen Kaiser und Shogun. Verlegung der Hauptstadt nach Yedo.

1605 Akbar †. Sein Sohn Selim Dschihangir (—1627). Verfolgung der Sikhs.

1610 (ca.) Wirtschaftlicher Aufschwung Japans unter Jeyasu. Gute Beziehungen zu China (1607) und Korea (1615). Gründung von Faktoreien der holländischen (1609) und englischen (1613) Ostindienkompagnie. Verbindung nach Mexiko (1610). Tätigkeit der Franziskaner. Aufschwung des Kunstgewerbes. Bau der Grab-Tempel der Tokugawa zu Nikko.

1614 Verbot des Christentums in Japan.

1616 Jeyasu †. Seine Nachfolger Hidetada (—1632) und Jemitsu (—1651). Absolute Herrschaft der Tokugawa. Grausame Verfolgung der Christen.

1617 Sultan Achmed I. †. Zwischenregierung Mustafas I. Osman II. (—1621).

1618 Die Mandschu (unter Nurhachu) bemächtigen sich der jetzigen Mandschurei.

1621 Zweite Regierung Mustafas I. (—1623).

1621—27 Weiteres Vordringen der Mandschu in China; Aufstand in Sze-ch'uan.

1623 Sultan Murad IV. (—1640). Erneuerung des Krieges gegen Persien.

1624 Eine spanische Gesandtschaft in Japan abgewiesen. Abbruch des Verkehrs mit Spanien.

1627 Schah Dschehan Kaiser von Indien (—1658). Eroberungen im Dekkan (1637). Wirtschaftliche Blüte des Mogulreichs. Der Tadsch-Mahal von Agra. Prachtbauten in Delhi.

1630 Ankunft der Dominikaner und Franziskanermissionare in China.

1638 Wiedereroberung Bagdads durch die Türken.

— Der Shimabaraaufstand gegen die Tokugawaherrschaft niedergeworfen. Gänzliche Abschließung Japans von Europa außer Holland. Blütezeit des japanischen Volksdramas.

1640 Sultan Ibrahim (—1648).

1640—44 Empörung des Li Tze-ch'eng in Südchina.

1642 Li Tze-ch'eng nimmt K'ai-fieng-fu und läßt sich zum Kaiser ausrufen.

— Einführung der jährlichen Daimyozüge zur Residenz des Shogun durch Jemitsu.

1644 Li Tze-ch'eng erobert Peking; Sturz der Ming-Dynastie. Der Feldherr Wu San-kui verbündet sich mit den Mandschu, schlägt mit ihrer Hilfe Li-Tze-ch'eng vor Shan-hai-kuan und erobert Peking, das nun mit dem Reich in die Hände der Mandschu übergeht.

1644 China zum vierten Male unter Fremdherrschaft: Die Ts'ing oder Mandschu-Dynastie. Einführung des Zopfes (der mandschurischen Haartracht).

1644—80 Kämpfe der Mandschu gegen die in Südchina proklamierten Vertreter der Ming.

1645 Landung der Türken auf Kreta.

1648 Sultan Muhammed III. (—1687). Wesirat der Köprili. Finanzreformen.

— Aufstand der chinesischen Muhammedaner.

1650 (seit zirka) Neue Kräftigung des Konfuzianismus unter kaiserlicher Aegide und weiterer Verfall der heimischen Kunst und Wissenschaft. Daneben starke gegenseitige Kulturbeeinflussung zwischen China und Abendland.

1655 Die Geographie des Türken Haddschi Chalifa.

1656 Seesieg der Venezianer in den Dardanellen.

1658 Dschehans Sohn Aurengzeb, als Kaiser Alamgir I. (—1707). Entstehung der politisch-religiösen Sekte der Mahratten.

1662—1722 Kaiser K'ang-hi. Blüte Chinas.

1664 Herrschaft der noch jetzt regierenden Scherifendynastie Filali in Marokko.

— Sivadschi, der Führer der Mahratten, erklärt sich als Maharadscha unabhängig.

1665 Bombardement von Algier und Tunis durch die Franzosen.

1669 Venedig tritt Kreta an die Türkei ab.

1672 Türkisch-polnischer Krieg. Siege Sobieskis.

1675 Verfolgung der Sikhs in Indien. Hinrichtung des Tegh-Bahadur.

1675—1715 Die großen Landschaftsmaler der Mandschu, die „vier Wang“: Wang Shimin, Wang Kien, Wang Hui, Wang Yüan-k'i.

1681 Abtretung Kiews an Rußland.

— Apotheose des Konfuzianismus durch das „Heilige Edikt“.

1683 Zweite Türken-Belagerung Wiens.

— Siege Aurengzebs über die Mahratten. Ende der letzten Muhammedanerstaaten im Dekkan. Niedergang des Mogulreichs.

— Erwerbung Formosas durch die Mandschu.

1687 Niederlage der Türken bei Mohacz. Absetzung Muhammeds III. Ssulaiman II.

1692 Die Ausübung der katholischen Religion wird den Chinesen durch kaiserliches Edikt gestattet.

1695 Sultan Mustafa II. (—1703). Schlacht bei Zenta (1697). Friede von Karlowitz (1699). Verlust von Asow an Rußland (1696).

1696 Feldzug Chinas gegen das Kalmücken(Olöten)-Reich Galdan Khans.

1700 (ca.) Einfluß der von den Jesuiten ausgeübten Malerei auf die chinesische (Perspektive, Schattierung): der Maler und Holzschneider Tsiao Ping-chen wie sein Schüler Leng Mei arbeiten „nach der Methode des Westens“. Andrerseits starke Einwirkung Chinas auf die europäische Kunst: Rokoko.

— Wirtschaftlicher Tiefstand Japans unter der Polizeiregierung der Tokugawa. Rückschlag in der Literatur gegen das Chinesentum. Gelehrtenschule des Mitsukuni (1628—1700). Das große Geschichtswerk Dai Nihon Shi. Der impressionistische Maler Korin († 1716).

1703 Sultan Achmed II. (—1730).

1707 Aurengzeb †. Degeneration der Moguldynastie. Erstarken der Mahratten.

1708 Einfall der Shiks in Delhi.

1711 Gefangennahme des russischen Heeres am Pruth durch die Türken.

Digitized by Google

1713 Asaf Dschah begründet im Dekkan das Reich der Nizams von Haiderabad.
1715 (ca.) Der Wesir Baladschi Viswanath organisiert den Militärstaat der Mahratten; erbliche Ministerdynastie der Peschwas.
1716 Sieg der Sikhs über das Großmogulheer.
1716—97 Der bedeutendste Dichter der Mandschu-Dynastie Yüan Tze-ts'ai.
1718 Friede von Passarowitz.
1720 Der Peschwa Badschi Rao. Höhepunkt des Mahrattenreichs. Ausdehnung des Mahrattentributs über das ganze Mogulreich.
1720 Vertreibung der Oelöten aus Tibet. Einsetzung chinesischer Residenten.
1722 Angriff der Afghanen auf Persien. Sturz der Dynastie der Sjafawiden.
1723—36 Heftige Christenverfolgung in China
1725 Das größte Sammelwerk der Welt Ku-kin-T'u-shu-tsih-ch'eng in China herausgegeben.
1727 Russische Mission in Peking.
1730 Vertreibung der Afghanen aus Persien durch den Tatarenführer Nadir. Herrschaft des Schachs Tahmasp.
— Absetzung Achmeds II. Machmud I. (—1754).
1735 Russisch-türkischer Krieg.
1736 Starke Zunahme des europäischen Handels nach China; neue Blüte des Landes.
1738 Raubzug Nadir Schahs von Persien gegen Delhi. Zurückdrängung der Mahratten.
1743 Wiedererhebung der Mahratten in Indien.
1745 (ca.) Stiftung der Sekte der Wahhabiten durch Muhammed ibn Abd al Wahhab († 1791).
1747 Nadir Schah †. Verfall Persiens. Raubzüge Schah Durranis von Afghanistan gegen Indien.
1750 (ca.) Blüte der Volkskunst in Japan. Die Schulen des Farbenholzschnittes zu Kyoto und Yedo. Naturalismus der Malerei: Shijoschule. Die shintoistischen Gelehrten Mabuchi und Motoori wirken gegen die Shogunatsverfassung.
1754 Sultan Othman III. (—1757).
1757 Sultan Mustafa III. (—1774). Sieg der Wahhabiten über den Fürsten von Hassa.
1757—59 Vernichtung des Oelötenreiches; Neuausbreitung Chinas über das Tarymbecken.
1761 Schlacht bei Panipat. Niederlage der Mahratten gegen Ahmed Schach von Afghanistan. Auflösung des Mahrattenreichs in einen Bundesstaat kleiner Fürstentümer.
1769—92 Birma (1769), Annam (1789) und Nepal (1792) werden China tributpflichtig.
1770 Schlacht bei Tschesme.
1771 Schlachten bei Choczim und Rustschuk.
1774 Mustafa III. †. Abdul Hamid I. (—1789).
1781—84 Wahhabiten-Aufstand in Kansuh, China.
1789 Sultan Selim III. (—1807). Ueberwiegender Einfluß Frankreichs in Konstantinopel.
1790 Ein Regierungserlaß verbietet alle Abweichungen von der konfuzianischen Lehre in Japan. Das erste russische Geschwader in den japanischen Gewässern.
1792 Erste englische Gesandtschaft in China.
1799 Expedition Napoleons gegen Aegypten.
1800 (ca.) Christenverfolgungen in China. Revolutionäre Tätigkeit der Geheimbünde.
1801 Eroberung von Kerbela durch die Wahhabiten.
1803 Zerstörung der heiligen Stätten von Mekka und Medina (1804) durch die Wahhabiten.
1804 Aufstand der Serben unter Karageorgios.
1807 Vertrag Napoleons mit Schah Fetch Ali von Persien gegen Rußland. Persisch-russischer Krieg. Absetzung Selims III. Mustafa IV. Erhebung des Statthalters Mustafa Bairaktar (1808). Machmud II. (1808—39), der Begründer der modernen Türkei.
1807 Der Protestantismus kommt nach China.
1811 Der Statthalter Mehemed Ali von Aegypten (geb. 1769). Ausrottung der Mamluken.
1812 Friede von Bukarest. Siege der Aegypter über die Wahhabiten. Zurückeroberung Mekkas.
1815 Niederwerfung der Wahhabiten durch Mehemed Ali. Unterwerfung Nubiens und des Sudans. Hochschutzzollpolitik. Ueberwiegen des französischen Einflusses in Aegypten.
1821 Der griechische Aufstand (bis 1829). Einführung der Buchdruckerei in Aegypten. Renaissance der arabischen Literatur.
1825—28 Empörung der Muhammedaner in Turkestan unter Dschehangir gegen China.
1825—94 Die Dunganenaufstände im Tarymbecken (1868—77 Jakub Beg).
1826 Gründung der türkischen Regulärtruppe der Muallem Ischkandsch. Auflösung des Janitscharenkorps.
1827 Seeschlacht bei Navarin.
— Erneuerung des persisch-russischen Krieges.
1829 Anerkennung der griechischen Unabhängigkeit. Algerisch-französischer Konflikt.
1831 Expansion der Aegypter nach Syrien. Schlacht bei Konia. Friede von Kutahia. Vertrag von Hunkiar-Iskelessi. Unterwerfung Chorassans durch den Perser Abbas Mirsa.
1832 Begründung der ägyptischen Staatszeitung durch Mehemmed Ali.
1834 Fetch Ali von Persien †. Schach Muhammed Mirsa (—1848).
1835 Tod des Bey von Tripolis. Wiederherstellung der türkischen Herrschaft. Sieg Abd-al-Kadirs über die Franzosen bei Macta.
1836 Die preußischen Generalstabsoffiziere v. Moltke und Berg treten in türkische Dienste.
— Erste Anfänge des späteren T'ai-p'ing-Aufstandes in Kuangtung, Kuangsi.
1837 Abschaffung des Großwesirats. Einsetzung eines Premierministers der Türkei. Einführung fester Gehälter für die Staatsbeamten (1838).
1839 Zweiter ägyptisch-türkischer Krieg. Schlacht bei Nissibis. Machmud II. Abdul Madschid (—1861), Wiedereinführung des Großwesirats. Reschid Pascha, Minister des Auswärtigen. Der Hattischerif von Gülhane.
1840 Londoner Kongreß. Regelung der staatsrechtlichen Stellung Aegyptens.
1842 Aufstand der Drusen im Libanon. Niederlage der Engländer gegen Dost Muhammed von Afghanistan.
— Durch den Frieden von Nanking (Opiumkrieg) die ersten fünf chinesischen Vertragshäfen für den fremden Handel geöffnet, und Hongkong an England abgetreten.
1843 Verdrängung Abd-al-Kadirs nach Marokko. Gründung des Ordens der Senussija durch Muhammed ibn Ali in Tripolis.
1844 Mirsa Ali Muhammed begründet die Sekte der Babisten in Persien.
1845 Aufstand des Marabuts Bu Masa in Algier. Gefangennahme Abd-al-Kadirs.
1845—1846 Kaiserliche Edikte erlauben den Chinesen die Ausübung der christlichen Religion.
1848 Mehemmed Ali †. Abbas Pascha (—1854).
— Schah Nassir ad-Din von Persien (—1896).
1849 Der große Meister des populären japanischen Holzschnittes Hokusai †.

Digitized by Google

1849 Vertreibung des ägyptischen Statthalters aus Arabien durch den Wahhabiten Faissal.
1850 Vernichtung der Babisten in Persien.
1850—64 Der T'ai-p'ing-Aufstand (politisch-religiöse Erhebung Südchinas, letztes Aufflammen der nordsüdlichen Gegensätze Chinas).
1851 Unabhängigkeit Montenegros.
1853 Beginn des Krimkrieges.
1854 Ermordung Abbaß Paschas von Aegypten. Ali Ssaid Pascha (—1863). Beginn der Arbeiten am Suezkanal (1860).
— Der Vertrag von Kanagawa eröffnet die japanischen Häfen. Handelsverträge mit Europa und Amerika seit 1858.
1856 Türkisches Reformprogramm des Hatti Humajun. Pariser Kongreß. Aufnahme der Türkei in das europäische Konzert.
— Englisch-persischer Krieg.
1856—74 Mohammedaneraufstand in China.
1857—58 Zweiter Krieg Englands (und Frankreichs) mit China. Eröffnung weiterer chinesischer Vertragshäfen.
1859 Der türkische Schriftsteller Ibrahim Schinaß. Die Zeitschrift „Ideen". Einfluß der französischen Literatur. Nationale Bestrebungen Achmed Midchats und Mehmed Tewfiks.
1859—60 Dritter engl.-französ. Krieg mit China.
1860 Bürgerkrieg in Syrien. Verfolgung der Christen in Damaskus.
1860—68 Nien-fei-Aufstand im Norden Chinas.
1861 Sultan Abd-ul-Asis (—1876).
1863 Ismail Pascha von Aegypten (—1880) Einführung der direkten Erbfolge in Aegypten (1866). Vollendung des Suezkanals (1869). Annahme des Chedivtitels.
— Höhepunkt der fremdenfeindlichen Stimmung in Japan. Ermordung von Europäern. Eine englische Flotte bombardiert Kagoshima.
1864 Bombardement von Shimonoseki. Die japanische Regierung leistet Schadenersatz.
— Der T'ai-p'ing-Aufstand von Tseng Kuoh-fan mit Hilfe der Engländer beendigt.
1866 Der letzte Shogun Tokugawa Keiki.
1867 Keiki übergibt die Regierung dem jungen Kaiser Mutsuhito. Bürgerkrieg zwischen der Shogunats- und Kaiserpartei.
1868 Das Meiji-Zeitalter unter Mutsuhito. Ende der Tokugawa. Hauptstadt Tokyo (Yedo). Eisenbahnen (1872), Telegraph, Zeitungen.
1870 Muhammed ibn Abdallah läßt sich auf der Nilinsel Abba als Machdi nieder.
1873 Anerkennung des Chediws durch die Pforte.
— Sultan Hassan von Marokko (—1894).
— Aufhebung der Erlasse gegen das Christentum. Gregorianischer Kalender in Japan.
1875 Unterwerfung von Harrar durch die Aegypter. Niederlagen gegen den Kaiser Johannes von Abessinien. Verkauf der ägyptischen Kanalaktien an England. Türkischer Staatsbankerott. Aufstand in der Herzegowina.
1876 Die bulgarischen Greuel. Verschwörung Midchat Paschas. Absetzung Abd-ul-Asis. Sultan Murad V. Kriegserklärung Serbiens und Montenegros. Absetzung Murads. Abdul Hamid II. (—1909). Midchat Großwesir. Erste türkische Verfassung.
1877 Russisch-türkischer Krieg (—1878).
— Satsumaaufstand in Japan.
1878 Das Tarymbecken wird wieder chinesisch und (1884) eine eigene Provinz.
1880 Absetzung Ismails von Aegypten. Ernennung Tewfik Paschas. Achmed Dschewdet †, verdient um die Reinigung der türkischen Schriftsprache. Die jungtürkische Literatur.
1881 Besetzung von Tunis durch die Franzosen. Besetzung Aegyptens durch die Engländer. Arabi Pascha. Schlacht bei Tell el Kebir.
1882 Sieg des Machdi über die ägyptischen Truppen. Erklärung des Glaubenskrieges.
1883 Eroberung von Obaid durch die Machdisten.
1885 Tod Gordons, Eroberung von Chartum. Tod des Machdi. Der Chalif Abdallah Abu Bekr.
— Das erste japanische Ministerium unter Vorsitz des Fürsten Ito.
1888 Sieg der Machdisten über Raß Adal von Abessinien. Zerstörung von Gondar. Eroberung der Aequatorialprovinz Emin Paschas.
1889 Niederlage der Abessinier bei Gallabat gegen die Machdisten. Tod des Kaisers Johannes.
— Verkündigung der japanischen Verfassung.
1891 Aufstand des Ko-lao-Bundes im Yang-tze-Tal.
1892 Rabech gründet ein Reich am Tschadsee.
1894 Eroberung Timbuktus durch die Franzosen.
— Sultan Abdul Asis von Marokko (—1907).
— Letzter Dunganenaufstand gegen China.
1894—95 Krieg Japans gegen China. Erwerbung von Formosa.
1896 Niederlage der Italiener gegen Menelik von Abessinien bei Adua. Sieg Kitcheners bei Umdurman über die Machdisten. Fall des Chalifen. Ermordung Nassir ad-Dins von Persien. Schach Musaffar ad-Din (—1909). Griechisch-türkischer Krieg.
1897 Einführung der Goldwährung in Japan.
1899 Revision der Auslandsverträge in Japan. Aufhebung der Exterritorialität der Fremden.
1900 Vernichtung des innerafrikanischen Reichs Rabechs durch französische Truppen.
— Aufstand der I-ho-k'üan (Boxeraufstand).
1900 (seit) Beginn der neuesten Zeit Chinas: Erste Spuren eines Bruches mit der Erstarrung in den Reformversuchen, Entsendung chinesischer Studenten ins Ausland. Versuch, die lebende Sprache zur Schriftsprache zu erheben. Die Zeitungen King-hua-pao (Peking) und Hang-chon Peh-hua-pao (Hang-chou). Frauenemanzipation in Südchina.
1902 Englisch-japanischer Bündnisvertrag.
1904—05 Krieg Japans gegen Rußland.
1904 Konferenz von Algesiras. Verfassung in Persien.
1905 Erweiterung des japanischen Bündnisvertrags von 1902 mit England. Abkommen mit Korea: Einsetzung des Fürsten Ito als Statthalter (ermordet 1909).
1908 Jungtürkische Revolution.
1909 Revolution in Persien. Abdankung Musaffar ad-Dins. Regierungsantritt Ahmed Mirsas.
— Absetzung Abdul Hamids durch die Jungtürken. Sultan Muhammed V.

Digitized by Google

Register

Die Zahlen bedeuten die Seiten. — Zahlen mit vorgedrucktem „Abb.“ weisen auf die Abbildungen hin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

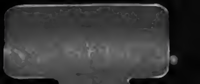
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google







Digitized by Google

